





ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Barth: *Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers.* Herausgegeben von Dr. *Heinrich Gottlieb Tzschirner*, ord. Prof. der Theologie, Pastor an der Thomaskirche und Superint. der Leipziger Diöces. 1817. VI B. 2 St. 205 S. gr. 8. 1818. VII B. 1 St. 205 S. gr. 8. (Jedes Stück 18 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1818. No. 80.]

In beiden anzuzeigenden Stücken der *Memorabilien* führt Herr Inspector M. *Heydenreich* fort, das Buch der Weisheit zu übersetzen und zu erläutern. Da aber diese Bekanntmachung nur vorläufig und gleichsam eine praktische Ankündigung des Ganzen ist, um das Verlangen nach der besonderen Herausgabe zu begründen: so bleibt die in das Detail gehende Beurtheilung dieses verdienstlichen, mit Liebe, Sprach- und Sach-Kenntniss bearbeiteten Werkes bis zur Erscheinung des Ganzen verschoben. An interessanten, die Wissenschaft und Kunst des Predigers weiter führenden, Abhandlungen ist das zweyte Stück des VI Bandes dieses Mal arm. Denn es findet sich unter No. II nur noch eine Abhandlung *über Wucher oder Gewinnsucht, zur Berichtigung des Begriffs, und zur Beruhigung über denselben*, von dem Pred. *Linde* zu Danzig. Der Vf., der Gelegenheit hatte, das Ding, wovon die Rede ist, in der Nähe zu beobachten, hat allerdings mehr als gemeine Blicke in das Innere des Verkehrs gethan, und zeigt, dass manches als Wucher erscheine, was es doch nicht ist. Aber zu wünschen wäre, dass er eben so genau über den Wucher gedacht als beobachtet hätte, wo dann sein Urtheil anders ausgefallen seyn würde. Das Beschönigende des Wuchers würde er auch alsdann nicht so beschönigend dargestellt haben, als er wirklich thut. So aber bleibt der feste Begriff des Wuchers schwankend, und diese besondere Art der Gewinnsucht wird von der Gewinnsucht überhaupt nicht genug unterschieden. Eben so wenig wird der Wucher von der Seite untersucht, wo derselbe als zur Rechtslehre gehörig als rechtlich und erlaubt, und als zur Ethik gehörig als schändlich erscheint. Da überhaupt der Gegenstand weniger ethisch untersucht, und die Moral weder erweitert noch ein vollendetes Urtheil über diesen Gegenstand angestrebt wird: so scheint uns der Aufsatz gar nicht hieher zu gehören. Die exegetische Untersuchung No. III über das Evangelium am Sonntage Invocavit, vom Superint. *Fritzsche* in Dobrilugk, vertheidigt die grammatische Auslegung, wo dann aber die Geschichte im Urtheil einer verständigen Vernunft als Mythe erscheint. Willkommener ist wohl No. IV *Gregor's von Nazianz Rede auf das Geburtsfest des Erlösers.* Übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen von M. *Hänsel.* Sehr richtig wird über Gregors Eigenthümlichkeiten, seinen unerschöpflichen Witz, (der oft in spitzfindigen Wortspielen sich offenbart,) über dessen Reichthum an mannichfaltigen Kenntnissen, an Griechischer Weisheit, über die Kürze und Gedrängtheit seines Stils, Anwendung biblischer Geschichten u. s. w., so wie über dessen Fehler geurtheilt. Die Rede selbst ist angenehm in der Übersetzung zu lesen; allein wenn diese Rede des heil. Vaters in einem homiletischen Seminarium beleuchtet werden sollte: so würde es mannichfaltige homiletische Ausstellungen geben. Rec. möchte sagen, so wie Velleius Paterculus in Reflexionen und Antithesen witzelt, so predigt unser Gregor. Welch ein anderes Wort aus innerer Fülle des Herzens und doch geistreich ist *das Gebet* am Geburtsfeste des Königs von Sachsen, wo das patriotische warme Gefühl durch das religiöse verklärt wird, und die Predigt *über die Gemeinschaft der Gläubigen* in N. V und VI beide von D. *Tzschirner!* Diese Predigt rechnet Rec. unter die gelungensten, die er von dem Vf. gelesen hat, wo Licht und Wärme, Belehrung und Erbauung sich wechselseitig durchdringen und das Gemüth stärkend beleben. Die übrigen Arbeiten von anderen Verfassern scheinen die Vergleichung mit dieser nicht auszuhalten.

Die Abh. N. 1 im Bande VII St. 1. *Nicht die dogmatisch-positive, sondern die historisch-positive Ansicht der Offenbarung der Bibel ist die wahre.* Ein Friedenswort zur dritten Jubelfeyer der Reformation gesprochen von *Joh. Friedr. Voigtländer*, Oberpfarrer in Königsbrück — ist Rec. nicht ganz klar geworden. Des Vfs. Meinung ist nämlich: die O., die sich als Erzieherin unseres Geschlechts nach unseren Daseynsstufen richtet, will nicht von uns als Schöpferin eines nach menschlicher Weise zu bauenden Systems, sondern als eine grosse Geschichte angesehen seyn, aus deren Heiligthum die Kirche hervorgeht, und wo Christus System, Dogmatik und Alles ist. Der Vf.

ſetzt die Offenbarung als etwas Unbeſtrittenes factiſch voraus, ohne anzugeben, in welchem Sinne, ob in dem ſupernaturaliſtiſchen der Dogmatiker, oder in einem anderen. Denn gleichwie *Jacobi*, der Philoſoph, die Vernunft als offenbarend annimmt, und ihr die Vernunftwahrheiten als aus der erſten Hand beylegt, die bewieſenen Wahrheiten hingegen, die nur eine Gewiſsheit aus der zweyten Hand enthalten, dem reflectirenden Verſtande: ſo kann man auch ſagen: alle erſte, urſprüngliche Verkündigung der Religion fing unmittelbar, offenbarend an, und die Wiſſenſchaft, weniger die Erweiterin als die Begründerin der Religion, iſt nothwendig und darum auch geſchichtlich ſpäter, und alle Offenbarungen der Vernunft ſind die ewige Demüthigung des philoſophirenden Verſtandes, der ſeiner Natur nach nie Wahrheit urſprünglich erzeugen kann. Zwar ſagt unſer Vf., die Bibel wiſſe nichts von einer unmittelbaren und mittelbaren O., ſondern nur von einer ordentlichen und auſserordentlichen, und lege die letzte geſchichtlich dar, und die dogmatiſchen und philoſophiſchen Theologen müſsten ſich in der Idee vereinigen, daſs das Evangelium das Werk einer auſserordentlichen Providenz ſey. Allein verſteckt ſich der Vf. hier nicht hinter das Wort „auſserordentlich," welches er noch über dieſes nicht näher erklärt? Und wenn er ſagt: die O. dulde es nicht, daſs man ihr Geſchäft ins Gemeine (?) herabziehe und auf die Geſetze der Natur von Auſsen, und auf die der menſchlichen Seele zurückführe — huldigt er da nicht der ſupernaturaliſtiſchen Anſicht, die doch nichts mehr und nichts minder iſt als eine Theorie gleich der rationaliſtiſchen? Der Vf. ſagt: *die Lehre* der O. ſey die Idee eines moraliſchen Gottesreiches. Allein dieſe Idee iſt ja die religiöſe Anſicht der Welt und des Menſchenthums überhaupt, die rein und klar in der Vernunft liegt; und man kann allerdings ſagen, daſs derjenige, der dieſe Idee zuerſt ausſprach, dieſelbe geoffenbaret habe, ſo wie wir denn wirklich dieſe Idee nicht dem Dienſte der Wiſſenſchaft, ſondern der Offenbarung eines gottbegeiſterten und gottſeligen Gemüthes verdanken. — Was iſt ferner dem Vf. das Poſitive, und welches iſt ſein Gegentheil? Alle dieſe Fragen hat der Vf. nicht beantwortet, und darum ſcheint uns ſeine Anſicht in der Unklarheit befangen zu ſeyn. Wenn endlich der Vf. meint, einer der Erſten zu ſeyn, welche die Idee des Reiches Gottes, oder die hiſtoriſch-poſitive Anſicht der Offenbarung aufſtellen: ſo erinnert Rec. nur an den katholiſchen Theologen *Galura*, welcher vor mehreren zwanzig Jahren ſein chriſtliches Lehrgebäude auf den Mittelpunct dieſer Idee aufbaute. — Die Abhandlung No. III *über die Einführung des harmoniſchen Kirchengeſanges*, von *K. A. Märtens*, Oberpr. an der Martinikirche zu Halberſtadt, erſchien dem Rec. zu dürftig. Unter dem harmoniſchen Kirchengeſange verſteht nämlich der Vf. den vierſtimmigen, muſicaliſch-regelrechten, welcher freylich, in groſsen Gemeinden zumal, durchaus unmöglich iſt. Davon kann nicht die Rede ſeyn, wie der Vf. recht gut zeigt. Aber es giebt einen anderen harmoniſchen Kirchengeſang, einen *reinen* — wo die heranwachſende Gemeinde zur reinen Tongebung gewöhnt wird, zum reinen Uniſono, daſs kein verſtimmtes Geheul entſtehe; einen *gleichmäſsig fortſchreitenden*, ſo daſs nicht bloſs ein Uniſoniren, ſondern auch Uniſyllabiren herrſche, und nicht gleichzeitig verſchiedene Töne und verſchiedene Sylben gehört, und die Geſänge eilfertig hingebetet werden; einen Geſang, der das Forte und Piano gemäſs einem ſinnigen Orgelſpiel beobachtet. Von den Regeln des reinen Satzes iſt daher nicht die Rede; aber zu einem harmoniſchen Geſange in dem angegebenen Sinne kann allerdings die Schuljugend gewöhnt, und die Älteren dazu gleichſam gezwungen werden, wenn die Kirchenmuſiken in den Städten mit Choralverſen abwechſeln, wobey die Gemeinde einſtimmt, und wo dieſe ſich genöthigt fühlt, mit dem feyerlichen langſamen Geſange des Chors und der Begleitung der Inſtrumente Tact zu halten, die Stimme zu mäſsigen, um dem Chore die Prädominanz vor der Gemeinde zu laſſen, wie Rec. aus eigener Erfahrung in ſeiner Gemeinde weiſs. No. IV. *Über das Vorwort bey Kanzelvorträgen.* Von *T. C. Helmricht*, Adjunctus Min. und Rector zu Dobrilugk. Unter dem Vorwort wird die erſte Anrede an die Gemeinde, Begrüſsung derſelben verſtanden, was der gemeine Mann in manchen Gegenden den Auftritt des Predigers nennt. Dieſes Vorwort iſt bald Gebet, bald ein Liedervers, bald ein apoſtoliſcher Segenswunſch, wie bey *Reinhard*, oder ein erweckender Spruch der Bibel. Der Vf. erklärt ſich gegen Liederverſe, gegen das Gebet, welches allerdings dem erhobenen Gemüthe am Ende der Predigt beſſer zuſagt, doch feyerliche Gelegenheiten ausgenommen, wo die Verſammlung die zum Gebete erfoderliche Stimmung ſchon hat. Der Vf. empfiehlt dazu Bibelſtellen, und giebt dann eine ſehr reiche und zweckmäſsige Sammlung derſelben für alle chriſtlichen Feſte und für beſondere Gelegenheiten, welche Bibelſtellen zugleich als eben ſo viele Texte angeſehen und benutzt werden können. — Die übrigen homiletiſchen Beyträge ſind, wenn auch nicht durchaus muſterhaft, doch ihrer Stelle nicht unwürdig.

Cm.

Philadelphia, b. Billmeyer: *A Collection of Hymns and a Liturgy for the uſe of Evangelical Lutheran Churches* to which are added *Prayers for familes and individuals.* Published by order of the evangelical Lutheran Synod of the ſtate of New York. 1814. 350 u. 153 S. 12.

Die vom Präſidenten der Lutheriſchen Synode des Staates New-York Hn. *Quitman* und dem Secretär Hn. *Wackerhagen* unterzeichnete Vorrede meldet, nach einigen Bemerkungen über den Nutzen des Kirchengeſanges, daſs, da für diejenigen Gemeinden Lutheriſcher Confeſſion, bey welchen der Gebrauch der Engliſchen Sprache im Gottesdienſte gewöhnlich iſt, das Bedürfniſs einer Engliſchen Liederſammlung vorhanden, und auch ſchon von Einzelnen mehrere Verſuche, dieſem Bedürfniſs abzuhelfen, gemacht worden, die lutheriſche Synode von N. York im J. 1812 eine Commiſſion zur Beſorgung einer neuen verbeſſerten Liederſammlung ernannt habe. Es wird verſichert, daſs man bey der

Auswahl derselben nicht wenig Sorgfalt angewandt, und eine Menge von Gesangbüchern verschiedener Art zu Rathe gezogen; die Quellen aber, aus denen man geschöpft, sind nicht angegeben. Da nun Rec. mit der Englischen Kirchenlieder-Literatur nicht bekannt ist: so kann er nicht durch Vergleichung diese Lücke ergänzen und angeben, wie sich dieses Gesangbuch zu anderen ähnlichen verhalte. Die Rubriken, unter welche die Lieder geordnet sind, sind folgende: 1) Lob- und Dank-Lieder; 2) Eigenschaften Gottes; 3) Gottes Werke in der Natur; 4) Göttliche Weltregierung und Vorsehung; 5) Christi Sendung und Geburt; 6) Christi Mittleramt; 7) Christi Beyspiel; 8) Leiden und Tod Christi; 9) Auferstehung und Herrlichkeit Christi; 10) Christi Reich und Kirche; 11) Wirksamkeit des heil. Geistes; 12) Heilige Schrift; 13) Bitten um Gottes Gnade und Beystand; 14) Gefahren und Elend der Sünde; 15) Reue und Busse; 16) Freude und Glückseligkeit des wahren Christen; 17) Christlicher Sinn und Lebenswandel; 18) Glaube; 19) Pflichten der Frömmigkeit; 20) Persönliche Pflichten; 21) Gesellige Pflichten; 22) Öffentlicher Gottesdienst; 23) Taufe; 24) Abendmahl; 25) Besondere Fälle und Umstände: Morgen-, Abend-Lieder u. dgl.; 26) Trübsale des Lebens; 27) Tod; 28) Auferstehung; 29) Weltgericht; 30) Himmel.

Dieselbe Commission war beauftragt mit der Sammlung einer neuen und erweiterten *Liturgie* für die dortigen Kirchen, welche den Anhang zu diesem Gesangbuch ausmacht. Sie enthält Formulare zu öffentlichen Gebeten und Anreden, zur Verwaltung der Sacramente und anderer heiligen Handlungen, deren Gebrauch jedoch dem eigenen Ermessen der Gemeinden und Prediger überlassen ist. Ja es wird sogar gewünscht, dass diese Formulare mit den eigenen Gebeten der Prediger abwechseln mögen, was sehr zu loben ist. Ausserdem enthält diese Sammlung noch häusliche Andachtsübungen. Was Rec. von diesen Gebeten und Formularen gelesen, hat ihm wohl gefallen; sie sind ernst, würdig, gedankenreich und voll ächt christlichen Sinnes. Mehreres besonders von den häuslichen Andachtsübungen ist aus dem Deutschen übersetzt.

Wir verbinden hiermit die Anzeige folgendes Werkes:

Hudson, b. Norman: *Evangelical Catechism*, or a short exposition of the principal doctrines and precepts of the christian religion, for the use of the Churches belonging to the evangelical Lutheran Synod of the state of New York. By *Frederik Henry Quitman*, President of the Synod and Minister of the Gospel in Rhinebeck. With Consent and approbation of the Synod. 1814. 192 S. 12.

Dieser evangelische Katechismus, den die genannte Synode ebenfalls veranlasst hat, hält sich in der Glaubenslehre an den Leitfaden des apostolischen Symbolums, und in der Sittenlehre an den Dekalogus. Es ist nicht die Absicht des Vfs., dass er von den Katechumenen ganz auswendig gelernt werde; sondern es bleibt dem Katecheten überlassen, so viel dem Gedächtniss einprägen zu lassen, als er für nöthig hält. Auch ist dieser Katechismus viel zu ausführlich, um ganz auswendig gelernt zu werden; und vielleicht ist er überhaupt zu ausführlich. Wenigstens ist er zu gelehrt, und hat zu viel mit Bestimmung dogmatischer Begriffe zu thun. So werden die Eigenschaften Gottes alle nach der Reihe genau bestimmt, und dabey geht es natürlich nicht vom Herzen zum Herzen, ja nicht selten wird der Verstand des Kindes dabey unbefriedigt bleiben. Ein streng orthodoxer Dogmatiker scheint übrigens der Vf. nicht zu seyn. Die Lehre von der Person Christi und seinem Versöhnungstode sind sehr gemässigt, fast flach behandelt. Von der Gottheit Christi ist nicht die Rede, sondern bloss von seiner göttlichen Autorität. Der Zweck des Todes Jesu wird darein gesetzt, dass dadurch seine Lehre besiegelt, und den Menschen ein Pfand der Sündenvergebung gegeben werden sollte. Die Höllenfahrt bedeutet nach dem Vf. nichts, als dass Jesus wahrhaft gestorben sey. Die Lehre vom heil. Geist ist gar zu mager behandelt, und die fortwährende Wirksamkeit desselben übergangen. Verhältnissmässig sind die zehn Gebote mit zu viel Ausführlichkeit abgehandelt, und der Vf. verräth dadurch seine einseitige moralische Richtung in der Theologie. Auf die zehn Gebote folgt die Lehre vom Gebet, dann die von den Sacramenten, und den Beschluss macht die von den letzten Dingen.

Zugegeben sind: 1) *A scriptural advice to the young*; oder eine biblische Spruchsammlung, nach den Materien geordnet. 2) *Sir M. Hale's character of a true Christian*, eine kurze, sehr wenig befriedigende Schilderung der Gesinnung eines wahren Christen. 3) *An address to those who wish to be confirmed*, eine Vorbereitung und Prüfung für Confirmanden. 4) *A sketch of the history of religion*, eine kurze Geschichte der Religion, vom Anfang der Welt bis auf die neueste Zeit. 5) *A Collection of prayers for parents and children*, Gebete für Ältern und Kinder in der Familie zu verschiedenen Zeiten und bey verschiedenen Gelegenheiten.

Von demselben Vf. ist uns noch folgende Schrift zugekommen:

Hudson, b. Norman: *Three sermons*, the first preached be fore the Evangelical Lutheran Synod, convened in Christ's church, in the town of Claverack on sunday the 7th of September 1817; and the second and third on the reformation by Doctor Martin Luther. By *F. H. Quitman*. 1817. 42 S. gr. 8.

Diese Predigten sind ursprünglich Deutsch geschrieben und gesprochen worden. Die erste, eine Synodalpredigt über den Text 1 Cor. 3, 11—15, warnt vor menschlichen Zusätzen zur einfachen Lehre Jesu und vor menschlicher Glaubensherrschaft, und ermuntert zum Festhalten an der wahren protestantischen Freyheit. Sie ist mehr gelehrt, als volksmässig, da sie vor Predigern gehalten ist. Der Vf. verräth auch hier, dass seine Dogmatik sehr einfach und duldsam ist. Er räth, um das Wesentliche der christlichen Religion aufzufassen, sich an Stellen, wie die Unterredung Jesu mit Nikodemus, mit der Samariterin, mit seinen Jüngern

Joh. 15. 14, und ähnliche zu halten, in denen wenig Dogmatik vorkomme. Die beiden anderen Predigten haben die Reformation Luthers zum Gegenstande, von deren Geschichte ein kurzer Abriss nach *Villers* gegeben wird, worauf die Grundsätze und der Geist derselben entwickelt werden. Der erste Grundsatz ist: Gewissensfreyheit, Lossagung von aller menschlichen Glaubensautorität; der zweyte: Vernunft und Offenbarung sind die einzigen Quellen der Religionserkenntniss; der dritte: lebendige Sittlichkeit, was Luther unter den Glauben verstand, welcher keinesweges träg zu guten Werken seyn sollte. Es liessen sich gegen diese Ansicht vom Geist der Reformation manche Einwendungen machen, und es ist auch hier wieder klar, dass der Vf. sich zu einer etwas laxen, modernen Theologie bekennt. Die Lehre von dem allein gerecht machenden Glauben scheint er in ihrer Strenge nicht anzunehmen, wenigstens hat er sie in dieser Darstellung etwas umhüllt und verwischt.

n.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Kiel*, in der akadem. Buchhandlung: *An die Widersacher eines christlichen Predigers.* Geschrieben von einem Arzte. Nebst vier *Briefen Franklins.* 1818. 48 S. 8. geheftet. (6 gr.)

Giebt es Widersacher *Harms'ens*, die intolerant gegen ihn sind, und ihm vorwerfen, dass er seiner Überzeugung gemäss predige, und der „althergebrachten Norm" treu bleibe: so hat Hr. Prof. *Hegewisch* ihnen hier treffende Worte entgegengesetzt. Rec. ist es aber so vorgekommen, als habe sich *Harms* seine meisten Gegner durch die intolerante Behandlung derer, die von seiner Ansicht verschieden denken, und durch seine Erklärungen wider die Vernunft und das Gewissen zugezogen. Die letzten sind freylich so arg nicht gemeint, als sie klingen. Hr. *Hegewisch* meint, *Harms* habe bloss sagen wollen, das Schliessungsvermögen könne isolirt (eben so wenig als die Phantasie) den Menschen durch Religion dem Göttlichen nähern, die schwerste Aufgabe erfüllen, das höchste Ziel erreichen, und der Mensch solle einen Willen über sich erkennen, und diesem den eigenen unterordnen, das Gewissen sey nicht Gesetzgeber, sondern erkenne nur die Gesetzmässigkeit der Handlungen, könne aber schlummern. Hat der Vf. den christlichen Prediger richtig verstanden: so fällt diesem nur zur Last, dass er denen, welchen er den Krieg machte, Meinungen aufbürdet, die nicht die ihrigen sind. Denn wer behauptet, durch das *blosse Schliessungsvermögen* eine Religion zu Stande zu bringen? Wird unter Vernunft nichts Anderes verstanden? Ist Vernunft nicht die Kraft im Menschen, die alles in und ausser dem Menschen Gegebene, also alle seine Kräfte in Einstimmung zu bringen strebt? Und ist nicht eben die Einheit des mannichfaltigen im Bewusstseyn Gegebenen, nach dem Sinne derer, die sich am besten über die Vernunft als Quelle der Wahrheit erklärt haben, das Merkmal des Wahren? Und die da scheinen, des Gewissen zum Gesetzgeber zu machen, verstehen die nicht unter Gewissen das sittliche Gefühl, also im Grunde wieder die Vernunft?

Der geistreiche Vf. des vor uns liegenden Schriftchens gesteht, dass er sich nicht zu allen Dogmen der christlichen Kirche bekenne. Aber, sagt er, es ist Thatsache, dass es Gläubige giebt, gläubige Christen, d. i. „solche, die da glauben an die Gnade Gottes durch Christi Versöhnungstod." Diese Thatsache, und den Übergang vom Nichtglauben zum Glauben erklärt keine Philosophie: „denn die Vernunft hat kein Merkmal, woran sie eine geoffenbarte Religion, eine unmittelbare Verleihung des Göttlichen erkennen könnte." Die gläubigen Christen in einer Gemeinde machen die christliche Gemeinde aus. Dieser gehört die Kirche und jede kirchliche Anstalt. Sie hat also nicht Unrecht, wenn sie einen christlichen Prediger begehrt, d. h. der da lehrt die Sittenlehre, die Gebote und die Gottheit und den Versöhnungstod Christi, lehrt, weil er glaubt. Aber wenn, wie der Vf. richtig sagt, der Glaube an den Versöhnungstod Christi „eine Modification ist des Willens und des Gefühls und des Glaubens, welchen jeder Mensch findet, der in sich sucht:" so wird es auch verschiedene Modificationen der Lehre des Christenthums von der durch Jesum beabsichtigten und bewirkten Versöhnung geben können, und wir sehen nicht ein, wie die Anhänger der einen von ihnen sich anmassen mögen, allein Christen zu seyn. Vortrefflich sagt der Vf.: „Der christliche Prediger müsse lehren, was er glaube und wie er glaube; aber er darf nicht unchristlich intolerant seyn, nicht das unchristliche Papstthum preisen, und nicht lehren, was dahin führt. Diejenigen, welche den ganzen Glauben nicht haben, aber als Confirmanden jedes Alters die Kirche besuchen und besuchen dürfen, haben das Recht zu verlangen, dass von der Kanzel niemals erschalle die Lehre von der allein seligmachenden Kirche. Die Behauptung der allein seligmachenden Kirche und die Verdammung der Andersdenkenden ist Erfindung des menschlichen Stolzes, ist Widerspruch gegen die Allmacht und gegen die Güte Gottes. Diese Behauptung ist Ursache aller Religionskriege gewesen; sie führt consequent zur Inquisition. .. Das Wort stehe dem christlichen Prediger auf der Kanzel der christlichen Kirche frey; das fodert die Gerechtigkeit. Er lede und locke, mahne und warne; die einzige Beschränkung sey, dass er nicht verdamme die Andersdenkenden wegen ihrer Gedanken." Nun aber sollte man doch denken, der Prediger, der sich zum Christenthume bekennt, aber das Christenthum hie und da anders versteht, als des Vfs. christlicher Prediger, müsste, wenn sonst nichts eintritt, das nämliche Recht haben. Was der Vf. von dem philosophischen Stolze sagt, unterschreiben wir ebenfalls gern, und in seinen Bemerkungen über das, was die Philosophie vermöge und nicht vermöge, ist manches Richtige. Aber wenn jeder Mensch in sich finden kann, was der Vf. aller Religion Anfang nennt, wie sollte es denn die Philosophie nicht finden, die ja eben das menschliche Bewusstseyn zu ihrem eigentlichen Gegenstande hat? Und haben denn nicht die grössten Philosophen auch die Lehre, dass die Menschen die Seligkeit nur durch Gnade gewinnen können, in ihrem wahren Sinne anerkannt? Eben so wenig ist sie von den bedeutendsten derer Prediger verkannt worden, denen man Schuld giebt, dass sie nur Moral von der Kanzel gelehrt haben.

Es giebt kein einzelnes Organ der Religiosität, sagt der Vf. „Nur wenn die ganze Seele sich anstrengt, in geweihten Augenblicken, vermag der Sterbliche sich empor zu richten, dass er den Staub und den Krieg und das Elend tief unter seinen Füssen erblickt, und in die Unendlichkeit mit dem Auge des Geistes schaut. Nur durch das Ahndungsvermögen kann der Mensch augenblicklich emporsteigen." Aber wenn das, was hier dem Menschen erscheint, nicht ihm nachher wieder als Täuschung erscheinen soll: so muss es doch in Einstimmung gebracht werden können mit dem, was nach den Gesetzen unseres Bewusstseyns für wahr zu halten ist, also mit der Vernunft.

Des Vfs. Aussprüche sind zum Theil einseitig, weil er nicht überall auf den Grund gegangen ist; in vielen Puncten muss man ihm jedoch wohl Recht geben, und in Absicht mancher anderen würde man sich, scheint es, leicht mit ihm verständigen. Das Lob des christlichen Predigers ist nicht unverdient, und macht dem Vf. Ehre. Eine Rechtfertigung der Thesen aber darf man hier nicht suchen, und die sogenannten Rationalisten können mit dem, was der Vf. vorbringt, im Ganzen recht wohl zufrieden seyn. Die Briefe Franklins sind eine passende Zugabe.

J. C. F. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

JURISPRUDENZ.

1) Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Waltheri Frieder. Clossius (Clossii)*, A. L. M. et J. U. Dr. et acad. Tubing. Subbibliothecarii, *Commentatio juridico-literaria, sistens codicum quorundam Mssorum Digesti Veteris Stuttgartiensium et Tubingensis accuratiorem descriptionem, eorundemque et inter se, et cum Florentina, Vulgata, aliorumque codicum lectionibus comparationem.* Cum praefatione *Ed. Schraderi*, Phil. et J. U. Dr. et acad. Tubing. Jur. P. P. O. 1818. XIV und 338 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

2) Tübingen, b. Laupp: *Titulos Digestorum Lib. XII. Tit. 5 de condictione ob turpem causam, et Lib. XXII. Tit. 5 de testibus*, sedecim codicum Mss., aliorumque subsidiorum criticorum ope emendatos, in scholarum exegeticarum usum edidit, notas, apparatum criticum et praefationem, qua libri, quibus haec crisis nititur, inter se comparantur, adjecit Dr. *Ed. Schrader.* 1819. LVIII und 90 S. 8. (18 gr.)

Wir verbinden die Anzeige dieser beiden Schriften, welche nicht blofs durch Einheit des Gegenstandes, sondern auch durch Übereinstimmung der Behandlungsweise einander sehr nahe verwandt sind. Der Vf. von No. 1, ein Schüler des Hn. Prof. *Schrader*, welcher diese Probeschrift mit einer wohlgeschriebenen Vorrede ausgestattet hat, ist nämlich bey seiner Arbeit von demselben Gesichtspuncte ausgegangen, welchen sein verdienter Lehrer an mehreren Orten (z. B. in den *Abhandlungen aus dem Civilrecht*, Bd. 1 No. 6 Hannov. 1808. 8. in den *civilistischen Abhandlungen*, Bd. 2 No. 7 Weimar 1816. 8.) für die Übersicht und Würdigung der Hülfsmittel der Kritik des Textes von Justinians Rechtsbüchern festzustellen gesucht hat.

No. 1 kündigt sich als die weitere Ausführung einer akademischen Gelegenheitsschrift an, welche der Vf. bey Erlangung der juristischen Doctorwürde ausgearbeitet hat, und zu deren Gegenstand er die, durch seinen Lehrer (in *Hugo's* Civilist. Magaz. Bd. 4 S. 438 fgg.) dem juristischen Publikum schon bekannt gemachten Handschriften des *Digestum Vetus* wählte, indem die in den exegetischen Vorlesungen des Hn. Prof. *Schrader* geweckte Neigung ihn entschieden zu kritischen Untersuchungen leitete. Der Hr. Vorredner spricht sich aber über den Zweck und das Verdienst dieser Arbeit bestimmt dahin aus: es sey durch die sorgsame Vergleichung der beiden Stuttgarter Mss. mit dem Text der *Taurellischen*, *Haloandrischen* und mehrerer alter Ausgaben dem Vf. gelungen, über das Verhältnifs der *Lectio Vulgata* zur *Florentina*, und die Beziehung aller *Codices Vulgati* zu derselben, für das *Digestum Vetus* umfassende Bestimmungen zu ermitteln, so dafs jeder, welcher irgend eine Handschrift des *Dig. Vet.* zu untersuchen Gelegenheit habe, dieselbe sofort nach der vom Vf. angegebenen Classification ordnen, und danach den richtigen Gesichtspunct für die Würdigung ihrer kritischen Brauchbarkeit auffassen könne. Ein so günstiges Urtheil aus dem Munde eines competenten Richters mufs nicht nur für das vorliegende Werk, sondern für dessen Vf. überhaupt eine sehr vortheilhafte Meinung erwecken. Rec. hat defshalb dieses Buch mit grofsen Erwartungen zur Hand genommen, und er will versuchen zu zeigen, inwieweit dieselben bey ihm in Erfüllung gegangen sind.

Die *Pars I* beschäftigt sich mit der *Descriptio externa trium codicum Mss. Digesti Vet.*, nämlich eines dem Hn. Prof. *Schrader* zugehörigen Ms. und zweyer Handschriften, welche sich auf der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart befinden. Der Vf. bemüht sich das Zeitalter derselben genau zu bestimmen, welches er für den *Cod.* 1 in die Mitte des dreyzehnten, für den *Cod.* 2 in den Anfang des vierzehnten, und für den *Cod.* 3 in das funfzehnte Jahrhundert setzt.

Die *Pars II* enthält die *Disquisitio in internum horum Codicum valorem.* Wir wollen von den in mehrere Abschnitte gesonderten, Untersuchungen des Vfs. nur die vorzüglicheren hier zur Sprache bringen.

In §. 5—10 ist von den Pandekten-Titeln und deren Rubriken, mit Bezug auf die von dem Vf. benutzten Mss., die Rede. Zweckmäfsig, und von gründlicher Kenntnifs zeugend, sind die Bemerkungen über die Abweichungen der *Codices Vulgati* in den Titelrubriken; z. B. bey Lib. 12 Tit. 7. (pag. 41 in der Note.) Mit Recht hat der Vf. diesen Gegenstand einer genauern Prüfung unterworfen. Denn wie einflufsreich das Studium dieser Titelrubriken für Dogmatik und Geschichte des Römischen Rechts ist, zeigt z. B. der

Tit. Dig. Si ager vectigalis etc., der *Tit. Cod. de nudo ex jure Quiritium tollendo*, u. a. m.

Sehr gut sind ferner die von §. 13—18 gehenden Bemerkungen über die wahrscheinlichen Gründe des Zusammenziehens oder Trennens einzelner Pandektenfragmente, so wie über die Angabe vollständiger Inscriptionen bey einzelnen Fragmenten, in solchen Mss., welche sonst nur unvollständige Inscriptionen haben. Der §. 19 giebt ein Verzeichniss der Abweichungen von der *Florentina*, welche die vom Vf. verglichenen Mss. in den Anfangsworten der Fragmente haben. Rec. kann die Ausführlichkeit in der Darstellung hier nicht billigen, indem häufig die Abweichungen auf einer blossen Veränderung in der Vorstellung beruhen, und für die Handschrift, in welcher sie vorkommen, nicht gerade charakteristisch sind. Interessant ist die in §. 20—24 auf *Schrader's* ausdrückliches Anrathen vom Vf. angestellte Untersuchung über die griechischen Ausdrücke und Sätze in den Stellen des *Digest. Vetus*. Die hieran geknüpften Bemerkungen, welche gute Kenntnisse in der griechischen Sprache verrathen, ergeben, dass die in den drey Mss. des Vf. lesbaren griechischen Stellen offenbar nicht alle aus der *Florentina* geflossen sind, dass aber auch umgekehrt an einigen Orten jene Mss. in der Lesart griechischer Worte den Text der *Florentina* gegen das Zeugniss andrer *Codices Vulgati* unterstützen. Rec. hätte gewünscht, dass auch über die lateinische Übersetzung griechischer Worte, woran es nach S. 134 fgg. in des Vfs. Mss. nicht ganz fehlt, genauere Nachforschungen angestellt seyn möchten; denn diese Übersetzungen sind sehr abweichend in Mss. und alten Drucken: am wenigsten aber kann man sich aus dem Text der *Gothofredischen* Ausgaben, welcher *hier* auch meistens in die *Gebauer-Spangenbergsche* Ausgabe des *Corpus Juris Civilis* übergegangen ist, ein deutliches Bild von einer *Lectio Vulgata* in diesen Stellen machen, indem *Gothofredus* ganz willkührlich bald die *Versio Barbara*, bald Übersetzungen neuerer Juristen, z. B. von *Andr. Alciatus*, u. a. m. zum Grunde gelegt hat.

In §. 25 und in folgenden §§. hat der Vf. sich bemüht, den Beweis, dass nicht alle *Codices Vulgati* aus der *Florentina* abstammen, für das *Dig. Vet.*, und mit Bezugnahme auf die ihm zu Gebote stehenden Mss., zu führen. (Nicht ganz richtig ist hier die Aeusserung, dass die bisherigen Untersuchungen über diesen Gegenstand sich auf das *Digestum Novum* beschränkt haben; denn sie sind auch für das *Dig. Infortiatum* geführt worden. Vergl. *Eichhorn's Deutsche Staats- und Rechts-Geschichte*. Bd. 2 §. 267.) Anziehend ist in §. 26 fgg. das Verzeichniss von Stellen, welche in den Stuttgarter Mss. und in alten Drucken des *Dig. Vet.* einen vollständigern Text haben, als die *Florentina*. Die kritischen Bemerkungen, welche der Vf. hier einstreut, sind durchdacht; derselbe hat sich nicht durch jedes Neue hinreissen lassen, sondern manchen scheinbaren ächten Zusatz aus zureichenden Gründen für ein Glossem erklärt, so wie nicht selten dem anscheinend lückenhaften Text der *Florentina* den Vorzug gegeben. Manche Fragmente beschäftigen den Vf. mehr, und leiten ihn aus dem Felde der Kritik nicht selten in das benachbarte Gebiet der Exegese; am längsten verweilt er bey *Lib.* 50 *de action. emti vend.* (S. 167—172), von welcher er eine neue Interpretation zu geben versucht.

Von §. 31 ab folgt eine Vergleichung der drey von dem Vf. benutzten Handschriften mit andern Textesrecensionen: und zwar zunächst mit den *Antebononiensischen*, nämlich mit *Petrus*, *Ivo*, und den Collationen des *Tit. Dig. finium regundor.*, wobey freylich das Resultat übereinstimmender Varianten ungemein kümmerlich ausgefallen ist; sodann mit den Mss., welchen die *Recensio Bononiensis* zum Grunde liegt, insoweit deren Collationen dem Vf. zu Gebot standen, z. B. mit den von *Brenkmann* (in der *Gebauer-Spangenbergschen* Ausgabe,) verglichenen Codd.; mit dem *Erlanger Cod.*, so weit *Glück* in seinem Pandekten-Commentar Varianten daraus bekannt gemacht hat; mit den in *Hasse's* Werk über die Culpa enthaltenen Proben von Lesarten der *Königsberger Handschrift* des *Dig. Vet.* u. dgl. m. Auch bey der Zusammenstellung und kritischen Würdigung dieser Varianten zeigt der Vf. Scharfsinn und Gelehrsamkeit; nur hat Rec. eine sorgfältige Vergleichung mit den in der *Accursischen* Glosse und bey *Odofredus* vorkommenden Varianten vermisst, von welchen freylich die ersteren gelegentlich berührt werden, aber nicht zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung gemacht sind, was sie gar wohl verdient hätten, wie *Schrader* früher schon (*Abhandlungen aus dem Civ. Recht*, Bd. 1 S. 272 fgg.) erinnert, und in der unter No. 2 zu beurtheilenden Schrift ausgeführt hat. In §. 36 fgg. folgt eine vollständige Variantensammlung aus den Mss. des Vfs. für nachbenannte Stücke des *Dig. Vet.* Lib. 1 Tit. 2 und 4 Lib. 6 Tit. 1 Lib. 10 Tit. 1 und Lib. 24 Tit. 2; mit Beschränkung auf gewählte Stellen, und von kritischen Bemerkungen des Vfs. begleitet.

§. 42—45 verbreiten sich über die Verwandtschaft des Tübinger Ms. und der beiden Stuttgarter Codd. mit andern Mss. Mit den Antebononiensischen Compilationen stimmen sie fast gar nicht überein; also bleibt nur die Vergleichung mit der *Florentina* und den *Codicibus Vulgatis*: hier glaubt nun der Vf. folgendes Resultat gefunden zu haben. Seine drey Mss. unterscheiden sich dadurch von der *Vulgata*, dass sie an mehreren Orten die griechischen Ausdrücke in der Originalsprache und unverfälscht enthalten, gleich der *Florentina*; dass sie an verschiedenen Stellen die Lücken der *Florentina* besser ergänzen, als die *Vulgata* es thut; dass sie endlich in der Abtheilung der Fragmente manche Eigenthümlichkeit verrathen. Seine Überzeugung spricht sich endlich dahin aus, dass diese Mss. auf verschiedene Weise, das eine mehr als das andere, sich der neueren *Recensio Bononiensis*, auf welche die *Florentina* bedeutenden Einfluss gehabt hat, anschliessen.

In §. 46—48 wird eine genaue Berechnung nach Brüchen veranstaltet über das Verhältniss, in welchem

die Mff. des Vfs. fich der ältern oder neuern *Lectio Vulgata* nähern; und eben fo wird auch das Verhältnifs der guten und fchlechten Varianten in diefen Mff. beftimmt. In §. 49 fgg. bezeichnet der Vf. endlich die Familien der Handfchriften, namentlich der von *Brenkmann* benutzten, theils auf den Grund der eigenen Erklärung *Brenkmann's* über die Verwandtfchaft einiger von ihm unterfuchter Codices, vorzüglich aber geftützt auf die Vergleichung einer grofsen Anzahl von Varianten, welche der Vf. felbft zufammengeftellt hat. Zur Verfinnlichung diefer Verwandtfchaft dienen die dem Werke beygefügten mühfamen Tabellen. Der Vf. nimmt aber im Ganzen drey Familien von Handfchriften an, von denen zwey ganz eigenthümliche Lesarten haben, während die dritte Familie zwifchen dem Text der beiden erften fchwankt. Darauf werden die einzelnen von *Brenkmann* verglichenen Codices, fo wie die *Erlanger Handfchrift* und die vom Vf. benutzten Mff. durchgegangen, und die Familie beftimmt, welcher fie angehören.

Unfer Urtheil über die Refultate des Verfahrens von unferem Vf., hinfichtlich des letzten und hauptfächlichften Punctes feines Unternehmens, kann nun aber keineswegs fo günftig ausfallen, als das des Vorredners. Die Hülfsmittel, welche dem Vf. zu Gebote ftanden, waren für einen fo weitausfehenden Zweck doch auf jeden Fall zu kümmerlich. *Brenkmann's* Collationen hatten, bey deffen irriger Vorftellung von dem Verhältnifs der *Florentina* zu allen andern Mff. der Pandekten, durchaus nicht den Zweck, eine gründliche und umfaffende Vergleichung der einzelnen *Codicum Vulgat.* zu bewirken; fie befchränkten fich auf diejenigen Stellen, in welchen der Text der *Florentina* zweifelhaft zu feyn fchien; bey einem folchen defultorifchen Verfahren aber kann aus diefen Collationen unmöglich eine Totalanficht der Recenfion jedes einzelnen Mf. hervorgehn. Überhaupt können wir die Idee nicht billigen, nach welcher man durch eine künftliche Bruchrechnung die Abftammung eines Mf. vom andern, oder beider aus einer gemeinfchaftlichen Quelle, zu beftimmen verfucht. Denn da die zur Vergleichung ausgewählten Stellen doch immer von einer mehr oder minder zufälligen Wahl abhängen: fo ift das Mafs der übereinftimmenden oder abweichenden Lesarten immer höchft relativ. Am wenigften zu loben aber ift es, wenn man allein auf die Autorität von *Brenkmann* oder *Gebauer* einzelne Lesarten als unzweifelhafte *Lectio Vulgata* annimmt, und danach fogleich das Verhältnifs des Textes eines Mf. zur *Vulgata* oder *Florentina* beftimmen will. Denn in keinem Theil ihrer Unterfuchungen find die Stifter und Beförderer der *Göttinger Ausgabe des Corpus Juris Civilis* läffiger zu Werk gegangen, als in der Ausmittelung der Autoritäten für einzelne Lesarten: manches wird von ihnen als *Lectio Vulgata* angeführt, was erft dem Text neuerer Ausgaben zum Grunde liegt, und an unzähligen Stellen ift umgekehrt eine unzweifelhafte *Lectio Vulgata* dem *Haloander*, oder auch dem *Codex Rehdigeranus*, beygelegt worden.

Abgefehen hievon mufs aber Rec. dem fchönen Talente, fo wie dem unfäglichen Fleifse des Vfs. das gebührende Lob zollen. Wer fich jemals in umfaffenden Collationen mehrerer Mff. und Ausgaben der Rechtsbücher Juftinian's verfucht hat, wird gerne das Urtheil unterfchreiben, dafs Forfchungen diefer Art bey weitem zu den mühfamften im Felde der Jurisprudenz gehören, wegen des Aufwandes von mechanifchem Fleifs, welcher dabey unentbehrlich ift. Möge der Vf. daher fein in der Vorrede gegebenes Wort, ähnliche Unterfuchungen für die übrigen Theile der Pandekten und für den Codex anzuftellen, recht bald löfen; an Aufmunterung zu einer fo verdienftlichen Arbeit wird es ihm nie fehlen.

Der bekannte und um die Wiffenfchaft bereits wohlverdiente Vf. von No. 2 hat bey früheren Veranlaffungen feinen Beruf zu einer kritifchen Behandlung des Textes der römifchen Rechtsbücher fchon mannichfaltig bewährt. Während feine früheren Unterfuchungen aber meiftens nur den Zweck hatten, die Grundlagen einer künftigen Kritik der Quellen des römifchen Civilrechts zu befeftigen, den künftigen Kritiker vor dem Irrthum über das Verhältnifs der *Florentinifchen Pandektenhandfchrift* zu den übrigen Mff. zu warnen, und denfelben auf die Schätze ungenutzter kritifcher Hülfsmittel aufmerkfam zu machen; fo haben wir die vorliegende Arbeit als den erften umfaffenden Verfuch zu betrachten, welchen der Vf. gemacht hat, um feine Theorie in's Leben treten zu laffen. Er felbft fpricht fich in der ausführlichen Vorrede über den Plan diefer Arbeit alfo aus. Den erften Anftofs erhielt diefs Unternehmen durch das Bedürfnifs, für die exegetifchen Vorlefungen des Vfs. den Zuhörern einen kritifch berichtigten Abdruck ganzer Pandektentitel in die Hände zu geben. Zunächft forgte nun der Vf. für die Bildung eines kritifch genauen Textes, wobey er ganz felbftftändig zu Werke ging, ohne fich irgend einer ältern oder neuern Textesrecenfion vorzugsweife anzufchliefsen. Befondere Aufmerkfamkeit widmete er hiebey der, bisher nicht genug beachteten, Interpunction und Stellung der §§. Den Text begleitete er mit fortlaufenden Noten, welche meiftens Fingerzeige für die Interpretation enthalten, und eine fchickliche Nachweifung der einfchlagenden Parallelftellen, fo wie anderer der Exegefe förderlicher Quellen oder Bearbeitungen, an die Hand geben. Endlich nach den Noten, aber gleichfalls mit dem Texte fortlaufend, fügte der Vf. einen *Apparatus criticus* hinzu, welcher die Beftimmung erhielt, alles, mit Ausnahme ganz fehlerhafter Angaben, was dem Vf. als Material für die kritifche Behandlung des Textes gedient hatte, alfo namentlich alle irgend erheblichen Varianten, aufzunehmen. Diefes fehr befonnene Verfahren erreichte feinen Zweck um fo mehr, da der Vf. einen faft unglaublichen Vorrath kritifcher, zum Theil noch ungenutzter Materialien fich zu verfchaffen gewufst hat. Ihm find von nicht weniger als fechzehn Mff. Collationen zugekommen; nämlich, aufser den dreyen von *Cloffius* für feine Arbeit über das

Dig. Vet. benutzten Mff., *vier Leipziger Codices*, *ein Erlanger Codex*, *zwey Göttinger*, *ein Königsberger*, *zwey Basler*, *ein Strasburger*, und *zwey Berliner*. Über den Werth dieser Mff., ihr Verhältnifs zu andern Textes-Recenfionen, und ihre Sonderung nach den von *Cloffius* ermittelten Familien der Mff., läfst fich der Vf. in der Vorrede umftändlich aus. Aufserdem find nicht blofs die neueren Ausgaben der Pandekten, fondern vornehmlich die alten Drucke derfelben zu Rath gezogen worden; und in dem Urtheil, welches der Vf. in der Vorrede über den kritifchen Werth diefer Ausgaben fällt, wird man den Kenner gewahr, welcher mit feltner Unparteylichkeit die Verdienfte mancher verkannter Editoren abwägt. Was z. B. S. LII fg. über *Haloander* gefagt wird, ift wahr und überzeugend. Dafs der gelehrte Vf. nicht blofs die *Bafiliken*, fondern vorzüglich auch die in der neueften Zeit aus der Vergeffenheit gezogenen Trümmer der Antebononienfifchen Recenfion von Juftinian's Rechtsbüchern als Hülfsmittel für feine Kritik benutzen würde, war zu erwarten, und er hat auf diefe Quellen einen fo hohen Werth gelegt, dafs er die Wahl der zu behandelnden Pandektentitel gerade auf diejenigen leitete, aus welchen die reichlichften Excerpte bey *Petrus* und *Ivo* vorkommen.

Diefen mit Umficht angelegten Plan feines Werkes hat der Vf. gewiffenhaft auszuführen gefucht; fo dafs diefe Arbeit nicht blofs ihrem nächften Zweck, als Leitfaden bey exegetifchen Vorträgen zu dienen, vollkommen entfpricht, fondern auch, gleich der rühmlich bekannten Bearbeitung der *Titt. Dig. et Cod. de Verborum Significat.* von *Cramer*, als Mufter einer künftigen kritifchen Ausgabe des gefammten *Corpus Juris Civilis* zu betrachten ift. Vielleicht ift es dem Vf. vorbehalten, durch Einleitung eines folchen grofsen Unternehmens, auf deffen Nothwendigkeit er frühe fchon aufmerkfam gemacht hat, fich ein bleibendes Verdienft um die Wiffenfchaft zu erwerben.

P. I. R.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Nürnberg, b. Riegel u. Wiesner: *Die Auflage, durch A. F. Stockar von Neuforn.* 1819. XLVIII und 384 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. unterfcheidet *Abgaben* und *Auflagen*. *Abgabe* nennt er diejenige Steuer, wo von einer gegebenen Summe, nach einem unveränderlichen Steuercapital, ein gefetzlich beftimmter Theil, zu der Beftreitung des Staatsbedürfniffes jährlich erhoben wird. *Auflagen* aber heifsen nach ihm (S. 4) jene Steuern, welche von Gegenftänden erhoben werden, deren Kaufwerth den Grad der Befteuerungsfähigkeit am wenigften bezeichnend, weder durch Schätzungen beftimmt, noch von Katafterbefchreibungen umfafst werden können; wo nicht nach einer das ganze Befteuerungsvermögen durchlaufenden Quote, fondern nach weit veränderlicheren Tarifen, die Quote bald gemindert, bald gefteigert werden mufs. Ob diefe Eintheilung auf logifche Richtigkeit und auf Klarbeit und Verftändlichkeit Anfpruch machen könne, laffen wir an feinen Ort geftellt feyn. Die Haupttendenz der Erörterungen des Vfs. ift übrigens die, die Zweckmäfsigkeit und ftaatswirthfchaftliche Räthlichkeit unferer bekannteften Confumtionsfteuern zu prüfen, namentlich die Abgaben von Fleifch, Bier, Wein, Kolonialwaaren und Luxusartikeln. Der Vf. fagt über diefe Dinge mancherley; aber diefes Mancherley ift weder neu, noch neubegründet, noch klar und lichtvoll vorgetragen. Er felbft ift diefen Abgaben gerade nicht abhold; nur will er fie auf eine feiner Meinung nach weniger läftige Weife als die bisherige ift, erhoben wiffen. Doch ift es fo leicht nicht, fich überall die Weife klar zu machen, die er eigentlich für die beffere hält, und namentlich beym *Biere*, wo feine Abgabe aus einer Art von fixer Accife, von den Brauern gezahlt, zu feyn fcheint, möchte ihr manches entgegen ftehen. — Als eine Bereicherung der Wiffenfchaft können wir feine Unterfuchungen nicht anerkennen. Der pretiöfe Ton, in dem er fpricht, die Weitfchweifigkeit, mit der er feinen Gegenftand behandelt, der Mangel an Deutlichkeit und Klarheit, in dem fich der Hauptcharakter feiner Schrift ausfpricht, die incorrecte Schreibart und die ganz eigene, ungewöhnliche und unregelmäfsige Interpunction feiner Sätze, — alles diefes zufammen macht die Lectüre feiner Schrift mehr widerlich als angenehm.

Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Reclam: *Der Pfarrzehend* in moralifcher, ökonomifcher, politifcher Hinficht betrachtet von *einem Freunde der Wahrheit.* 1819. VIII und 101 S. 8. (14 gr.)

Eine fehr ins Breite gezogene Darftellung der Unvereinbarlichkeit des Pfarrzehenden, und der Salarien der Pfarrftellen durch diefen, mit der Würde des Pfarramts und den Bedingungen der den Geiftlichen obliegenden Wirkfamkeit. Die Bemerkungen des Vfs. verdienen indefs allerdings Beachtung. Zunächft hat er dabey die Befoldungsverhältniffe der Geiftlichkeit in Sachfen, befonders in dem ehemaligen Wittenberger Kreife vor Augen, und feine Vorfchläge zur zweckmäfsigeren Einrichtung des Befoldungswefens derfelben (S. 72 folg.) möchten wirklich ohne bedeutende Schwierigkeiten auszuführen feyn.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 2 0.

MEDICIN.

Rudolstadt, b. Klüger: *Annalen der klinisch-technischen Schule zur Bildung des Arztes als Kliniker und als Staatsdiener.* Herausgegeben von *Philipp Joseph Horsch*, der Philos., Med. u. Chir. D., Grossh. Würzb. Medicinalrath, ord. Lehrer der Heilkunde an der Julius-Universität, Physicus der Residenzstadt u. s. w. Erstes Heft. 1809. 262 S. Zweytes Heft 1810. 250 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Zufällige Umstände haben es veranlasst, dass die Anzeige dieser Annalen erst in einem Zeitpuncte erfolgt, wo sie selbst aufgehört zu haben scheinen. Dieses muss wenigstens vorausgesetzt werden, da seit dem Jahre 1810 kein weiteres Heft derselben erschienen ist. Wodurch dieses frühe Aufhören begründet wurde, ob durch die Unbilde der Zeit, oder dem nicht hinlänglichen Antheil des ärztlichen Publicums, ist uns unbekannt. In wie fern aber dasselbe als ein Verlust für unsere Wissenschaft und Kunst anzusehen sey, wird sich aus der folgenden Anzeige ergeben.

Hr. *Horsch* hat es unterlassen, sich in einer Vorrede über den Zweck dieser Annalen zu erklären. So viel wir uns aber erinnern, so ist dieses schon früher in einer kleinen Schrift *über ambulatorische Klinik* geschehen, welche wir zufällig nicht zur Hand haben. Wie auch schon der Titel aussagt, so geht das Bestreben des Vfs. dahin, durch diese Zeitschrift zur Ausbildung des Arztes als Kliniker und Staatsdiener wirksam zu seyn. Für den letzten Zweck hat er nur sehr wenig geleistet, da sich in dieser Hinsicht das Ganze auf die Mittheilung der Sectionsberichte und Gutachten beschränkt. Was aber die Ausbildung des Arztes als Kliniker anlangt, so ist der Verf. zur Erreichung dieses Zieles sehr thätig gewesen, und er hat nichts unterlassen, seinen Schülern die ächte Weihe der Wissenschaft und Kunst zu gewähren: wie sich aus der näheren Beurtheilung der hier mitgetheilten Aufsätze von selbst ergeben wird.

Der Vf. eröffnet diese Analen mit einer Rede *über das Studium der Medicin auf Universitäten.* Es wird hier in einem äusserst pretiösen Stil das schon so oft variirte Thema abgehandelt, wie sich der wahre Arzt auszubilden habe. Hr. *H.* fodert, zuerst den Menschen und die auf ihn influirende Welt kennen zu lernen, und zwar den ersten nicht nur von seiner physischen und psychischen Seite, sondern auch als Einheit. Dieses soll erstens durch die sinnliche Erkenntniss geschehen, welchem Zwecke einerseits die Anatomie, andererseits die Psychologie entspreche. Die Anatomie aber sey ihrer Natur nach einseitig und todt; um sie zu beleben, sey das Studium der Physiologie erfoderlich. Hr. *H.* glaubt, dass derjenige, welcher die Anatomie und Physiologie für sich durcharbeite, Gefahr laufe, für sein ganzes medicinisches Studium sich zu verwirren. Zur Vermeidung dieser Gefahr dringt er auf das Studium einer wahren Anatomie, nicht des Leichnams, sondern des lebenden Menschen, in welcher die gewöhnliche Zergliederung mit der Physiologie in eins verschmolzen sey. — So sehr wir auch dafür stimmen, das Studium der Anatomie durch die Physiologie zu beleben: so glauben wir doch, dass der Schüler vor allem mit der Structur des Organismus vertraut seyn müsse, ehe ihm ein physiologischer Unterricht von einigem Nutzen seyn könne. Die Anatomie ist nicht so einseitig und todt, wie Hr. *H.* behauptet, und um etwas wichtiges in diesem Fache zu leisten, möchte es immer am gerathensten seyn, sich zuerst eine vollkommene Einsicht von dem Baue des menschlichen Körpers zu verschaffen, und dann die Gesetze kennen zu lernen, nach welchen die einzelnen Systeme und Organe wirksam sind. — Übrigens hat der Vf. dieser Untersuchung überall die Ansichten der Naturphilosophie zum Grunde gelegt, indem er sogar von dem Absoluten ausgegangen ist, um zum Organismus zu gelangen. Um so auffallender ist die Invective gegen *Schelling*, S. 13: „Reflectiren sie nun auf die Schule *Browns* und auf die Schule *Schellings*, wenigstens ihrer ersten Begründung nach, wie sehr müssen sie diese medicinischen Stümpereyen anekeln, die, um mich des rechten Ausdrucks zu bedienen, nur eine Kränklichkeit des Bewusstseyns zu erzeugen vermögend sind.“ Überhaupt weiss man nicht, was man von Hn. *H.* denken soll, der sich der vorzüglichsten Ideen, und sogar der Sprache der naturphilosophischen Schule bedient. und sich zugleich das Ansehen eines Gegners derselben giebt. Dasselbe gilt auch von *Brown* und dessen System, welches er auf der einen Seite herabwürdigt, auf der anderen wieder erhebt. —

II. Idee der Klinik im Umrisse dargestellt. Eine sehr ausführliche Darlegung der klinischen Grundsätze

des Hn. *H.* So manches Gute seine Methode des klinischen Unterrichtes auch besitzt, so kann man ihm doch mit Recht den Vorwurf der zu grossen Weitläuftigkeit machen, wodurch Lehrer und Schüler ermüdet, und der beabsichtigte Zweck zuletzt doch nicht erreicht wird. Um zur Diagnose einer Krankheitsform zu gelangen, bedarf es nach dieser Methode sehr grosser Vorbereitungen, und gar mannichfaltiger Geistesoperationen. Denn hiezu ist es nöthig, den Kranken zu beobachten, zu examiniren und zu untersuchen. Durch diese drey Operationen bahnt man sich aber erst den Weg zur Diagnose. Um zu dieser selbst zu gelangen, will Hr. *H.*, dass man nach folgender Methode verfahre. „Ist nämlich, heisst es S. 38, das Bild der Krankheit gefunden, so muss man über dasselbe reflectiren, um zu bestimmen, welches System oder Organ vorzüglich leide. Um diesen Zweck zu erreichen, werden die Krankheitserscheinungen zergliedert, um einzusehen, von welcher Function sie ausgehen, und wie sie der Form der Äusserung der ergriffenen Function in einem bestimmten Organe oder System entsprechen. Um in dieser Reflexion keinen Irrthum zu begehen, oder nicht auf Einseitigkeit zu stossen, wird die Function des Organs oder Systems, und die Form ihrer Äusserung resumirt, und zugleich untersucht, ob keine Täuschung obwalte. Wo ein Zweifel möglich ist, wird der gesammte Organismus betrachtet, und die Untersuchung angestellt, von welchem anderen Theile die vorhandenen Symptome etwa ausgehen könnten, und die Gründe für die eine oder die andere Meinung erwogen." — Es wäre sehr niederschlagend, wenn trotz dieser mühsamen Forschungen, und aller Vorsicht ungeachtet, dem Vf. die Diagnose der Krankheiten nicht immer gelänge, ja hiebey eben so grobe Irrthümer begangen würden, als bey dem einfacheren Weg, welchen man bisher einzuschlagen gewohnt war. Dass dieses aber wirklich der Fall sey, beweisen mehrere, in diesen Annalen mitgetheilte Krankheisgeschichten, wobey streng nach dieser Methode verfahren, und dennoch der wahre Charakter der Krankheit übersehen wurde. — Bey dem von Hn. *H.* empfohlenen Verfahren, die Diagnostik einer Krankheit zu begründen, wird der Theorie offenbar zu viel eingeräumt, wodurch der wenig erfahrene Schüler leicht auf die gröbsten Abwege geführt werden kann. Denn sobald man hiebey von falschen theoretischen Prämissen ausgehet, ist der Irrthum fast unvermeidlich. So hat sich Hr. *H.*, wie wir weiter unten sehen werden, durch die irrigen Begriffe einer venösen und materiellen Entzündung zu einer ganz falschen Beurtheilung und Behandlung in mehreren Fällen verleiten lassen. Wir halten daher die Methode des Vfs., zu diagnosticiren, nicht bloss für zu weitläuftig, sondern auch in mancher Hinsicht geradezu für nachtheilig. —

Als den dritten Act des Klinikers bezeichnet der Vf. die Prognose. Nach seiner Foderung muss durch dieselbe entschieden werden, welchen Verlauf und Ausgang die Krankheit nehmen werde, welches nur durch die Subsumtion der gegebenen Krankheit unter die physiologischen Gesetze des leidenden Organs oder Systems, in Beziehung auf die Idee des Lebens, möglich sey. — Rec. zweifelt, dass auf diese Art die Prognose bestimmter Krankheitsformen jedesmal richtig aufgefunden werde. Davon abgesehen, dass uns die physiologischen Gesetze mancher Organe noch wenig bekannt sind, so ergeben sich in dem Verlaufe der Krankheiten oft so wichtige, zuweilen ganz unerwartete Veränderungen, dass wir ihren Verlauf und Ausgang, trotz alles Scharfsinns, nicht vorherzusehen im Stande sind. Aus demselben Grunde zweifelt Rec. auch, ob es dem klinischen Arzte, wenn er auch noch so gelehrt und erfahren ist, immer möglich sey, die Foderung des Vfs. zu erfüllen, und sogleich den ganzen Heilplan einer Krankheitsform zu entwerfen. Sollte uns dieses auch in solchen Fällen gelingen, wo die Krankheit nach einem festbestimmten Typus richtig verläuft: so werden wir doch nicht selten gezwungen seyn, unsern ursprünglichen Heilplan zu verlassen, und uns zu bequemen, denselben der oft eintretenden wesentlichen Veränderungen des Charakters der Krankheit anzupassen. — Diese Irrthümer und Übertreibungen abgerechnet, sind wir mit den hier entwickelten klinischen Grundsätzen einverstanden, und empfehlen den Aufsatz der Beherzigung angehender Ärzte. — Sehr erfreulich war es uns, dass der Vf. bey seinen klinischem Unterricht auch auf die Volkskrankheiten Rücksicht nimmt, und seine Schüler über den Genius endemischer und epidemischer Krankheiten aufzuklären sucht.

Zur bessern Versinnlichung seiner Methode des klinischen Unterrichts, theilt Hr. *H.* schliesslich noch folgende nach diesen Grundsätzen verfasste Krankheitsgeschichte mit. Ein Friseur, 59 Jahre alt, der oft an Brustbeschwerden und katarrhalischen Zufällen gelitten hatte, kam am 20 April in die Behandlung. Die vorzüglichsten Krankheitszufälle waren: Husten mit schleimigtem Auswurfe, Schmerzen in der linken Seite, wobey die Respiration nicht litt, beträchtliche Erhöhung der Temperatur des Körpers; der Puls war klein, schnell, das Gesicht roth, um die Nase herum etwas gelblicht; Kopfschmerzen, Mangel an Esslust, Durst, sehr belegte Zunge, trockene Haut, der Stuhlgang unterdrückt, der Urin dunkelroth, trüb, Schlaflosigkeit, grosse Mattigkeit. Die Krankheit schien durch die rauhe, feuchte, veränderliche Witterung und durch Ärger erzeugt worden zu seyn. Das Resultat der diagnostischen Untersuchung ging dahin, man habe es hier mit einem Rheumatismus der Pleura, mit Fieber von venösem Character zu thun. Die Indication wurde dahin bestimmt: die Secretion des Hautsystems wieder herzustellen, und durch Einwirkung auf die Blutmasse und das Gefässsystem die unterdrückten Rechte der arteriellen Thätigkeit wieder herzustellen. Der Kranke erhielt dem zu Folge ein *Infus. Flor. Sambuc.* mit *Extr. Hyoscyam.* und *Liquor ammon. acet.* — Es würde Rec. zu weit führen, den ganzen Verlauf der Krankheit hier mitzutheilen. Nur so viel bemerken wir, dass bey der Anwendung der erwähnten Mittel alle Zufälle mit Heftigkeit zunahmen. Das Fieber dauerte ohne Remission fort, die Hitze vermehrte sich, der

Puls war klein, schnell, und ziemlich kräftig, es stellten sich heftige Schmerzen im Kopfe ein, jene in der Brust blieben sich gleich. Diese Verschlimmerung wurde durch die Annahme erklärt, dass sich der *Synochus* ausgebildet habe. Von nun an erhielt der Kranke *Valeriana Balf. vit. Hof.*, Camphor, Serpentaria. — Offenbar verkannte Hr. *H.* hier den eigentlichen Charakter der Krankheit. Jeder unbefangene Arzt würde es nicht übersehen haben, dass eine *Pleuritis* vorhanden sey, welche Blutentleerungen und das kühlende Heilverfahren erfoderte. Die einseitige Ansicht des Vfs. von der venösen Entzündung verleitete ihn zu einer falschen Diagnose und zu einem irrigen Heilplan. Zwar genes der Kranke, nachdem die heilkräftige Natur einen wohlthätigen Schweiss erzeugt hatte; die Heilung würde aber, bey dem entgegengesetzten Verfahren, unstreitig schneller und sicherer erfolgt seyn. Rec. glaubt daher, dass Hr. *H.* besser gethan hätte, diese Krankheitsgeschichte ungedruckt zu lassen, welche weder ein glänzender Beweis seines Scharfblickes und seiner therapeutischen Kunst ist, noch viel weniger seiner Methode zu diagnosticiren zur besonderen Empfehlung gereicht.

III. *Witterungsbeobachtungen vom Jahr* 1804. Die Witterungsbeobachtungen nehmen einen nicht unbeträchtlichen Raum in diesen Annalen ein. Wer sich nicht vorzugsweise mit dem Studium der Meteorologie abgiebt, für den haben solche Übersichten ein sehr untergeordnetes Interesse. Rec. ist deshalb überzeugt, dass diese Beobachtungen von den meisten Lesern überschlagen werden.

IV. *Krankheit und Sterblichkeit des Jahres* 1804. Die gegebene Übersicht der Krankheiten, welche in den einzelnen Monaten geherrscht haben, ist so aphoristisch abgefasst, und von so geringem Gehalt in wissenschaftlicher Hinsicht, dass wir darüber mit Stillschweigen hinweggehen können.

V. *Auszüge aus dem klinischen Tagebuche vom Jahr* 1807. Wir erhalten hier einige Nachrichten von dem Schicksale der klinisch-technischen Schule während des ersten Jahres ihrer Gründung. Von der Mitte des Aprils bis zu Ende Octobers 1807 wurden 188 Kranke in dieser Anstalt behandelt. Es befanden sich 76 Kinder darunter, welches der Vf. mit Recht als einen besonderen Vorzug der Anstalt ansieht. Überhaupt fehlt es bey den vorkommenden Krankheiten, unter Erwachsenen sowohl als Kindern, nicht an Mannichfaltigkeit der Formen: ein für den klinischen Unterricht allerdings sehr erwünschter Umstand. — Hierauf folgen acht ausführliche Krankheitsgeschichten, welche von den Schülern des Hn. *H.* verfasst, und ganz im Geiste der klinischen Ansichten ihres Lehrers bearbeitet sind. Man kann denselben das Lob nicht versagen, dass sie mit vielem Fleiss und Genauigkeit abgefasst, und dass besonders alle Momente der Diagnose und Prognose mit grosser Sorgfalt entwickelt sind. Um so mehr ist es zu beklagen, dass sich der Vf., von seinen therapeutischen Ansichten, besonders über die Entzündung, getäuscht, zu manchem diagnostischen und therapeutischen Irrthümern hat verleiten lassen. So übersah er gleich in dem ersten Falle den ächt entzündlichen Charakter der häutigen Bräune, und verlor das Kind wegen Vernachlässigung der Blutentleerungen. In der zweyten Krankheitsgeschichte hatte man es nicht mit *Synochus* und entzündlicher Affection des Darmcanals, sondern mit einem reinen Typhus zu thun. Eben dieses war bey der vierten Krankheitsgeschichte der Fall, wo kein *Synochus*, sondern ein ausgezeichneter Typhus vorhanden war. Zu ähnlichen Bemerkungen würden uns noch viele andere hier mitgetheilte Krankheitsgeschichten Veranlassung geben, wenn wir die Grenzen dieser Blätter nicht zu überschreiten fürchten müssten. Bey dem Heilverfahren bemerkt man eine auffallende Scheu vor der Anwendung der Blutentleerungen und der kühlenden Mittel. In den meisten Fällen ist die Heilmethode des Vfs. ganz mit der übereinstimmend, welche in der Epoche des herrschenden Brownianismus an der Tagesordnung war. Obgleich Hr. *H.* überall den Schein zu vermeiden sucht, als sey er jenem Systeme noch ergeben: so spricht doch sein Verfahren am Krankenbette laut dafür, dass er sich noch in den Fesseln desselben befindet. Zum Wohl seiner Kranken und Zöglinge hoffen wir, dass er inzwischen diesen irrigen Weg verlassen habe. — Hierauf theilt der Vf. drey Sectionsberichte und Gutachten mit, welche weder in Absicht des Gegenstandes noch der Behandlung besonders lehrreich und interessant sind.

VI. *Witterungsbeobachtungen der ersten Hälfte des Jahrs* 1808. VII. *Beobachtungen der Krankheiten vom Januar bis Junius* 1808. Auch diese Beobachtungen der in den einzelnen Monaten herrschend gewesenen Krankheiten sind äusserst dürftig und rhapsodisch. Den grössten Theil dieses Aufsatzes nehmen wieder sieben von den Schülern des Hrn. *H.* abgefasste Krankheitsgeschichten ein.

Zweytes Heft. I. *Über die Schutzpocken-Impfung, mit Hinsicht auf die Fortschritte derselben im Grossherzogthum Würzburg.* Die Schutzpocken-Impfung wurde schon im J. 1803 in dem Grossherzogthum Würzburg eifrig betrieben, aber besonders seit dem J. 1807 mit vorzüglicher Energie behandelt. Bis zu jenem Zeitpuncte wurden 17210, in diesem einzigen Jahre aber allein 23131 Kinder vaccinirt. Das Impfgeschäft ist nur Ärzten, und gebildeten, mit dem Verlaufe der Vaccine wohlvertrauten Wundärzten auszuüben verstattet. Jeder Impfarzt ist verbunden, ein vorschriftmässiges Diarium über seine Impfungen zu führen, in welchem der Impfungstag, Namen, Alter, Stand der Eltern, Gesundheitszustand des Individuums, die Quelle, woher der Impfstoff genommen, die Subjecte, auf welche die Impfung weiter verbreitet wurde, dann der ganze Verlauf der Vaccine, nach allen wesentlichen Erscheinungen, genau bemerkt werden muss. Rec. stimmt zwar mit dem Vf. überein, dass mit solcher Genauigkeit geführte Diarien eine sehr instructive Übersicht über die vorgenommene Impfung gewähren, und in allen zweifelhaften Fällen die nöthigen Aufschlüsse ertheilen. Inzwischen ist nicht

zu leugnen, dass ihre Ausführlichkeit dem Impfarzte, wenn seine jährlichen Impfungen auch nur einige Hunderte betragen, äusserst beschwerlich und zeitraubend, die Impfacten aber dadurch äusserst voluminös werden möchten. Ist ja in mehreren Ländern ohnehin die Klage, dass, wenn die Schutzpocken-Impfung fernerhin noch mit der bisherigen pedantischen Weitläuftigkeit behandelt würde, es bald Noth thäte, eigene Häuser zur Aufnahme der Impfacten zu erbauen. Sobald der Staat das Impfgeschäft den aufgestellten Physikern ausschliesslich anvertraut, könnte dasselbe sehr vereinfacht, das viele unnöthige Tabellenschreiben beschränkt, und hiedurch viel Zeit und Kosten erspart werden. Eine zu grosse Ängstlichkeit der Staatsbehörden, eine zu weit getriebene Controlle der untergeordneten Stellen verfehlt am Ende auch ihren Zweck.

Bey einer 1807 in den Orten Erlabrunn und Hettstadt ausgebrochenen Epidemie der Menschenblattern gab die Grossherzogl. Würzburg. Regierung ein nachahmungswürdiges Muster von Strenge, welches für den Erfolg der Vaccination sehr wohlthätig war. In dem Orte Erlabrunn zeigten sich die Menschenpocken; man sperrte das Haus, die Wache wurde mit Gewalt hinweggetrieben, worauf die Blattern schnell in beiden Orten um sich griffen. Um der weiteren Verbreitung der Krankheit Einhalt zu thun, wurden beide Orte den 20sten Februar durch einen starken militärischen Kordon strenge gesperrt, so dass Niemand herausgelassen wurde. Jeder Ort erhielt seinen eigenen Arzt, und einen Civil-Commissär, welche sich ebenfalls der Sperre unterwerfen mussten, welche bis zur Hälfte des Märzes fortgesetzt wurde. Die wohlthätige Folge dieser energischen Masregel war, dass sich in keinem der angrenzenden Orte die Menschenblattern zeigten, und alle Gemeinden sich beeilten, ihre Kinder vacciniren zu lassen.

Sowohl die falschen, sogenannten wilden, als auch die Wasserblattern wurden von dem Vf. mehrmals so häufig wahrgenommen, dass man sie epidemisch nennen konnte. Die Wasserblattern hatten einen kurzen Verlauf, unbedeutendes Fieber, und endigten sich binnen fünf bis sieben Tagen. Sie störten den Verlauf der Vaccine, wenn sie sich ihnen zugesellten, niemals. Der Vf. impfte von dem Arme eines Kindes, welches zugleich die Wasserblattern hatte, und das geimpfte Kind erhielt, bey dem regelmässigen Verlauf der Vaccine, auch die Wasserblattern. — Die wilden Blattern waren oft mit einem so auffallenden Fieber verbunden, dass man das der Vaccine eigene Fieber nicht bemerken konnte; auch waren bey solchen die rothen Ränder blässer und nicht von so grossem Umfange. — Auf den Scharlach und die Masern übten die Schutzpocken keinen Einfluss aus. — Bey der Krätze blieb die Impfpustel blässer, kleiner, der rothe Rand zeigte sich etwas später. Dasselbe wurde bey veralteten Flechten beobachtet. Kinder, welche mit solchen chronischen Ausschlägen befallen waren, oder sie erst vor kurzem überstanden hatten, wurden nach der Impfung häufig von Geschwüren, von vermehrten oder erneuert hervortretenden Ausschlägen ergriffen, nach deren Heilung sie ein vollkommen gesundes Aussehen erhielten. — Die Entstehung von zuweilen sehr langwierigen Geschwüren nach der Impfung von Kindern, welche an chronischen Ausschlägen zu leiden pflegen, beobachtete auch Rec. in nicht seltenen Fällen. Oft ging eine geraume Zeit hin, ehe ihre völlige Heilung erzielt wurde. Eben dieses war auch bey scrophulösen Subjecten der Fall. — Nach des Vfs. Beobachtungen verbesserten sich scrophulöse Ophthalmien nach der Impfung zusehends; bey anderen brachen die Scrophelgeschwülste auf, und erhielten durch die Eiterung eine gute Heilung. Bey einem fünfjährigen Mädchen, von einem ausgezeichnet scrophulösen Habitus, entstand nach der Impfung ein weisser Fluss, der über vier Wochen anhielt, und das Aussehen sehr verbesserte.

II. *Witterungsbeobachtungen vom Jahre* 1805 nehmen wieder 25 Seiten ein, welche zu etwas Lehrreicherem ungleich zweckmässiger hätten verwendet werden können.

III. *Krankheiten und Sterblichkeit des Jahrs* 1805. Auch diese Übersicht der in den verschiedenen Monaten des J. 1805 verbreiteten Krankheiten ist so kurz, und dem Inhalte nach so wenig interessant, dass sich daraus nichts Bemerkenswerthes mittheilen lässt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Tabellarische Übersicht der Kennzeichen der Ächtheit und Güte, so wie der fehlerhaften Beschaffenheit, der Verwechselungen und Verfälschungen sämmtlicher bis jetzt gebräuchlichen einfachen, zubereiteten und zusammengesetzten Arzneymittel.* Zum bequemen Gebrauche für Ärzte, Physici, Apotheker, Droguisten und chemische Fabrikanten, entworfen von *Johann Christoph Ebermaier*, der Arzney- und Wundarzneygelahrtheit Doctor, Königl. Preuss. Regierungs- und Medicinalrathe zu Cleve u. s. w. Vierte abermals vermehrte, und mit einer practischen Anweisung zu einem zweckmässigen Verfahren bey den Visitationen der Apotheken, nebst einem Verzeichnisse der gebräuchlichsten chemischen Reagentien, vermehrte Auflage. 1820. IV u. 196 S. fol. (5 Rthlr. 12 gr.) S. d. Rec. Jahrg. 1804. No. 242. Diese neue Ausgabe verdient den Namen einer *vermehrten*; die beygefügte *Anweisung* ist besonders angehenden Stadtphysikern zu empfehlen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

MEDICIN.

Rudolstadt, b. Klüger: *Annalen der klinisch-technischen Schule zur Bildung des Arztes als Kliniker und als Staatsdiener.* Herausgegeben von *Philipp Joseph Horsch* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

IV. *Bemerkungen über die im J. 1805 epidemisch beobachtete häutige Bräune.* Die häutige Bräune herrschte im J. 1805 zweymal zu Würzburg, das erste Mal im Hornung, dann vom Sept. bis zum Januar 1806. Über die erste Epidemie gehen dem Vf. alle eigenen Erfahrungen ab; in der zweyten aber behandelte er mehrere von dieser Krankheit ergriffene Kinder. Nach den hier mitgetheilten Krankheitsgeschichten zu urtheilen, scheint die Zahl dieser, von dem Vf. besorgten Kranken nicht sehr bedeutend gewesen zu seyn. In jener zweyten Epidemie starben 33 Kinder am Croup; wir erfahren nicht, wie viele überhaupt an dieser Krankheit gelitten haben. — Der Vf. will die Krankheit auch bey Erwachsenen gesehen haben. Da diese Behauptung mit der Annahme der neuesten Schriftsteller im Widerspruche steht: so hätte er sie durch triftige Gründe erweisen sollen. Über die Entstehung und den Verlauf der häutigen Bräune theilt der Vf. das Bekannte mit. Bey den Sectionen fand man eine weisse Membran, welche ganz dünn und geronnenem Eyweiss ähnlich war, am Kehlkopfe fast anhing und die Luftröhre in cylindrischer Form umkleidete. Einmal wurde die Stimmritze in hohem Grade entzündet gefunden. — Die mitgetheilten Krankheitsgeschichten sprechen nicht sehr für die Vorzüglichkeit der angewendeten Heilmethode. Bey dem ersten Kranken eröffnete Hr. *H.* die Cur mit einem Brechmittel, legte darauf ein grosses *Vesicans* im Nacken, und gab Spiessglasschwefel mit Meerzwiebelhonig in Fenchelwasser. — Es ist zu wundern, dass das Kind diese übelschmeckende Arzney nicht sogleich wieder erbrach. — Abends wurde wieder ein Brechmittel gegeben, und dadurch eine eyweissartige Materie in Menge ausgeworfen. Nachts wurde die Quecksilbersalbe in den Hals eingerieben, und ein schwaches *Senega infusum* mit Spiessglasschwefel gereicht. — Wir finden es sehr natürlich, dass das kranke Kind am anderen Morgen nicht erleichtert war; es ist sogar zu wundern, dass die Krankheit bey dem Gebrauch solcher unzweckmässiger, reizender Mittel nicht noch mehr verschlimmert wurde. Inzwischen genas dieses Kind, jedoch sehr langsam. Warum der Vf. bey diesem Fall keinen Gebrauch von den topischen Blutentleerungen machte, ist nicht wohl einzusehen. Auch muss man sich über die unverhältnissmässig kleinen Gaben, in welchen er das Calomel anwendete, wundern. Diese geringe Dosis, alle zwey Stunden ein Viertelsgran, und die Verbindung mit dem so reizenden Spiessglasschwefel kann unmöglich ein erwünschtes Resultat gewähren. — In dem zweyten Falle, bey einem Mädchen von zwey Jahren, zu welcher Hr. *H.* am zweyten Tage gerufen wurde, liess er zwar nach vorausgeschicktem Brechmittel sechs Blutigel an dem Kehlkopf ansetzen, und verordnete stündlich einen halben Gran Calomel, jedoch ohne glücklichen Erfolg. Bey diesem wohlgenährten Kinde hätte eine weit eingreifendere antiphlogistische Behandlung allein Rettung bringen können. Wenn Hr. *H.* in ähnlichen Fällen den Muth nicht hat, ungleich reichlichere topische Blutentziehungen vornehmen zu lassen, und das Quecksilber in weit grösseren Gaben anzuwenden: so dürfte er niemals glücklich in der Behandlung dieser gefährlichen, rasch verlaufenden Krankheit seyn. Niemand wird sich daher auch über die hier erzählten verunglückten Curen wundern, wobey das ganze therapeutische Verfahren des Hn. *H.* darin bestand, einige wenige Gran Quecksilber, ein oder zwey Brechmittel zu geben, ein Blasenpflaster um den Hals zu legen, Mercurialsalbe einreiben zu lassen, und im äussersten Falle sechs bis acht Blutigel anzuwenden. — Ausser einem siebenjährigen zärtlichen Mädchen verlor der Vf. noch zwey andere Kinder an der häutigen Bräune, einen dicken, vollsaftigen Knaben von drittehalb Jahren, und einen Knaben von drey Jahren, welche er nach derselben Methode behandelte. Da sich unter der letzten Zahl sein eigenes Kind befand: so war er durch diesen traurigen Verlust so ergriffen, dass er sich nicht mehr entschliessen konnte, in den letzten Wochen der Epidemie einen Kranken dieser Art in die Behandlung zu nehmen. Möchten diese unglücklich abgelaufenen Curen Hn. *H.* zu der Erkenntniss bringen, dass ihm die ächte Heilmethode gegen den Croup noch abgehe, und ihn Bescheidenheit in der Beurtheilung fremder Ansichten und Heilmethoden lehren! Nach dem heftigen Ausfalle gegen den sel. *Marcus* S. 84 hat man wenig Hoffnung dazu. Er hält es für eine Anmasssung, dass *Marcus* behauptete: es werde nicht lange mehr

dauern, und man werde den Croup nicht mehr als eine jede andere bedeutende Kinderkrankheit achten, und nennt es unverschämt, im J. 1809 sich anmaſsen zu wollen, daſs er den Sitz der Krankheit im Kehlkopfe bestimmt habe. — Es sey fern von uns, Theil an einem Streite zu nehmen, welcher von beiden Seiten mit solcher Animosität geführt wurde. Soviel ist aber unleugbar, daſs sich Hr. *H.* durch Leidenschaftlichkeit zu ganz falschen Beschuldigungen hat hinreiſsen lassen. Denn wer wollte es in Abrede stellen, daſs der Croup, bey der erlangten besseren Erkenntniſs seines Wesens und eines zweckmäſsigeren Heilverfahrens, gegenwärtig nicht mehr zu fürchten ist, als andere gefährliche Kinderkrankheiten? Auch ist *Marcus* bekanntlich einer der Ersten gewesen, welcher den vorzüglichsten Sitz des Croups in dem Kehlkopfe bestimmte, eine Annahme, worin gegenwärtig fast alle besseren Ärzte übereinstimmen.

Die Vergleichung der von *Autenrieth* so trefflich geschilderten Tübinger Epidemie mit der von Hn. *H.* zu Würzburg beobachteten hätte ohne einigen Nachtheil für die Wissenschaft wegbleiben können, zumal da Hr. *H.* nur den Anfang dieser Epidemie beobachtete. — Auch in dem, was derselbe über das Wesen der Krankheit, und die uns hiebey zur Richtschnur empfohlenen therapeutischen Grundsätzen äuſsert, hat Rec. wenig Befriedigung gefunden. Auffallend ist die Übereinstimmung vieler Behauptungen des Vfs. mit jenen, welche sich in der Schrift von *Marcus* über die häutige Bräune finden, weſshalb Hr. *H.* auch des Plagiats von demselben, wie es scheint, nicht ganz mit Unrecht beschuldigt wurde.

V. *Über Entzündungskrankheiten und deren Behandlung.* Für eine rein praktische Zeitschrift ist diese voluminöse Abhandlung (sie umfaſst 70 Seiten) eine ganz überflüssige Zuthat. So wortreich sie auch ist, so sind wir dadurch doch keinen Schritt in der richtigeren Erkenntniſs der Entzündung und ihrer besseren Behandlung weiter gekommen. Das Resultat der hier angestellten Untersuchung über das Wesen dieses merkwürdigen pathologischen Processes besteht darin, daſs es zwey Arten von Entzündung gebe, die sogenannte arterielle und die venöse. — So sehr sich der Vf. auch bemüht, durch einen Aufwand gelehrter Worte und feiner Distinctionen diese Eintheilung der Entzündung als etwas Neues, von ihm Erfundenes, geltend zu machen: so gehört doch wenig Scharfsinn dazu, das wahre Verhältniſs der Sache zu durchschauen. Es ist nämlich diese arterielle und venöse Entzündung in gar nichts von der sthenischen und asthenischen verschieden, und man überzeugt sich vollkommen, daſs der Vf., *mutatis verbis*, die ganze Ansicht der Erregungstheorie von der Entzündung seinen Untersuchungen zum Grunde gelegt hat. Mit geringen Modificationen sind dieses auch die Principien, nach welchen er zugleich das therapeutische Verfahren bey der Entzündung festgesetzt hat. Sein eigenes Geständniſs spricht zu laut dafür, als daſs hierüber noch ein Zweifel erhoben werden könnte. S. 149 heiſst es nämlich: „Daſs die besseren Ärzte aus der *Brown*'schen Schule, das mit hypersthenischer und asthenischer Entzündung bezeichnen, was hier arterielle und venöse Entzündung genannt wird, wollen wir gar nicht leugnen." Nach diesem Eingeständniſs muſs der Gehalt dieser Entzündungstheorie ganz der, über diesen Gegenstand von der Erregungstheorie aufgestellten, gleichgeachtet werden. So wenig die *Brown*'sche Ansicht von der Entzündung in nosologischer und therapeutischer Hinsicht genügen konnte: eben so wenig vermag diese Theorie des Hn. *H.* einige Befriedigung zu gewähren, obgleich der Vf. zugleich auf die Dimensionen des Organismus Rücksicht genommen, und den Einfluſs des Blutes nicht unbeachtet gelassen hat. Durch diese Vereinigung heterogener Bestandtheile ist dieser Versuch zur Begründung einer neuen Theorie, wo möglich, noch mehr verunglückt als alle bisherigen, da die qualitative Ansicht des Organismus hier der quantitativen ganz untergeordnet worden ist. Überhaupt scheint aus dieser ganzen Deduction hervorzugehen, daſs der Vf. die Ideen der Neueren, besonders der naturphilosophischen Ärzte, über diesen Gegenstand nicht wohl aufgefaſst, und deſshalb die Ansichten über die Dimensionen des Organismus seinen *Brown*'schen Principien zum Theil einverleibt, oder durch diese Amalgamirung heterogener Bestandtheile etwas Eigenthümliches, wenigstens den Schein desselben, hervorzubringen gesucht hat.

VI. *Witterungsbeobachtungen der zweyten Hälfte des Jahres* 1808. VII. *Beobachtungen der Krankheiten vom Julius bis December* 1808. Gröſstentheils Krankheitsgeschichten von den Schülern des Hn. *H.* Die irrigen Vorstellungsarten des Vfs. von der Entzündung, ihrer bald arteriellen, bald venösen Beschaffenheit, haben auch hier wieder manche auffallende Fehler zur Folge gehabt. So behandelte er eine Peripneumonie und zwey Unterleibsentzündungen reizend, wegen der angenommenen venösen Entzündung, wobey ein jeder vorurtheilslose Arzt kühlende Mittel und Blutentleerungen angewendet haben würde. Überhaupt offenbart sich in fast allen diesen Krankheitsgeschichten eine auffallende Vorliebe des Vfs. für das reizende Verfahren. Meistens werden mehrere Reizmittel zugleich angewendet, und oft in wenig zweckmäſsigen Mischungen verbunden.

Doch Rec. glaubt durch das Bisherige die Tendenz und den Geist dieser Zeitschrift hinlänglich bezeichnet zu haben. Sollte Hr. *H.* sich zur Fortsetzung derselben entschlieſsen: so möchten wir ihm vor Allem eine sorgfältigere Auswahl der mitzutheilenden Aufsätze empfehlen. Viele der von seinen Schülern bearbeiteten Krankheitsgeschichten sind gar zu uninteressant, und hätten billig hinwegbleiben sollen. Auch wünschten wir, daſs die weitläufigen Witterungstabellen etwas mehr beschränkt, und der dadurch gewonnene Raum für andere interessante Beyträge benutzt würde. — Endlich würde es Rec. als eine erwünschte Erscheinung ansehen, wenn Hr. *H.* seinen klinischen Untersuchungen in Zukunft richtigere, mit der Erfahrung und Theorie mehr übereinstimmende Grundsätze zu Grunde legte, und eine gröſsere Urbanität gegen andersdenkende Gelehrte beobachtete.

GG. .. R.

OLDENBURG, in der Schulzischen Buchhandlung: *Wahrnehmungen am Rindvieh, um über dessen Befinden urtheilen zu können.* Für Thierärzte und Ökonomen. Von *Bernhard Anton Greve*, Herzogl. Holstein-Oldenburgischem Marstallsarzte. Erstes Bändchen. Semiotik der Rindviehkrankheiten, und Verzeichniss der für das Rindvieh brauchbaren Heilmittel. 1819. XII u. 159 S. kl. 8. (12 gr.)

So viel auch in neuern Zeiten über Thierheilkunde geschrieben worden ist: so sind wir dennoch in einem der Hauptfächer derselben, in der richtigen Semiotik der Krankheiten, sehr zurück. Ausser dem, was der würdige *Waldinger* leistete, haben wir nichts vorzügliches aufzuweisen. Über die Rindvieh-Semiotik ist das wenige und oft unrichtige, was *Pilger* in seinem Handbuche der Veterinärwissenschaft geliefert hat, fast das einzige Originale, und Hr. *Greve* verdient vielen Dank, dass er uns seine trefflichen Wahrnehmungen in der Zeichenlehre der Rindviehkrankheiten mittheilt, die er während mehrerer Jahren in einer bedeutenden Praxis zu machen Gelegenheit hatte. Sie schliessen sich an *Waldingers* wahrhaft hippokratische Aphorismen sehr schön an, und werden für die Semiotik der Rindviehkrankheiten gewiss eben so nützlich werden, wie jene Schrift es für die Pferde-Semiotik bereits geworden ist. Nur dadurch werden wir in der Bearbeitung der Thierheilkunde wahrhafte Fortschritte machen, wenn man sich eben so weit von einer ganz rohen Empirie entfernt, als von einem schnellen und durch Beobachtung der Thiere nicht gerechtfertigten Übertrage der Sätze aus der Menschen-, auf die Thier-Heilkunde. Eine eigene und aus treuer Naturbeobachtung geschöpfte Zeichenlehre ist aber für den Thierarzt von vorzüglicher Wichtigkeit, da ihm so manche Hülfsmittel entgehen, deren sich der Menschenarzt zur Diagnose der Krankheiten bedienen kann, und man pathognomonische Zeichen für Thierkrankheiten aufsuchen muss, von denen der blosse Menschenarzt in seiner Semiotik keine Ahnung hat.

Diese nützliche, jeden Thierarzt unentbehrliche Schrift zerfällt in zwey Hauptabtheilungen. Die erste enthält in aphoristischer Form vorgetragene Beobachtungen über die Erscheinungen bey den Verrichtungen in den wichtigsten Organen im gesunden und in mehrern krankhaften Zuständen, unter Einflüssen und Verhältnissen verschiedener Art. Es verbreiten sich diese Wahrnehmungen über die Verrichtungen der Sinnesorgane, die von dem Willen abhängenden Verrichtungen, die Verrichtungen der Athmenwerkzeuge, die Verrichtungen der Kreislauforgane, die Ab- und Aussonderungen, die natürlichen Verrichtungen, über die in die Sinne des Beobachters fallenden Erscheinungen bey verschiedenen krankhaften Zuständen des Rindviehes, als Fieber, Entzündungen, innere Eiterungen, Wasseransammlungen, über äusserliche Schäden, über die äussern Einflüsse bey dem Rindviehe, über die zu beobachtenden Veränderungen von angewandten Heilmitteln. Neuheit, Wahrheit und Wichtigkeit zeichnet diese Wahrnehmungen aus. Mehrere verjährte Meinungen werden durch sie widerlegt. Hieher gehören besonders die Beobachtungen über die Bewegung des Herzens unter verschiedenen Verhältnissen; die Beschaffenheit des Aderlassblutes bey Entzündungskrankheiten. Es bildet dasselbe keine Speckhaut, sondern gerinnt zu einer gleichförmigen Masse, aus der sich wenig Blutwasser abscheidet. Hingegen bildet sich im Zustand der wahren Schwäche, in Schleim-, Faul- und Nervenfiebern eine gelbgrünliche, mehr oder weniger dicke Speckhaut, und je dicker diese ist, desto grösser ist der Zustand der wahren Schwäche, und desto nachtheiliger ist auch der kleinste Blutverlust.

Die zweyte Abtheilung enthält ein Verzeichniss der für das Rindvieh brauchbaren Heilmittel nach alphabetischer Ordnung. Der Vf. hat nur solche Arzneymittel aufgenommen, über deren Wirkung er aus Erfahrung sprechen konnte. Eine sehr fühlbare Lücke in der Rindvieharzneykunde hat er auch hier dadurch ausgefüllt, dass er die Dosis, in welcher man jedes Mittel reichen kann, richtig und genau angegeben hat. — Möge der Vf. sein Versprechen bald erfüllen, und auf gleiche Art seine Wahrnehmungen in der Semiotik der Schaafe-, Schweine- und Hunde-Krankheiten mittheilen; wir hoffen und wünschen, dass ihm allgemeiner Beyfall über seine bisherigen Arbeiten dazu aufmuntern werde.

B. **.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Über die Lungenseuche des Rindviehes, mit einer kurzen Geschichte ihres Verlaufs in Göttingen.* Von D. *F. C. Lappe*, Director des Königl. Thierheilinstituts zu Göttingen. 1818. 94 S. kl. 8. (8 gr.)

Eine recht brauchbare Thierärzten und Ökonomen sehr nützliche Monographie über eine Krankheit, welche dem Viehstande sehr verderblich werden, bey der aber auch zweckmässige Heilmethoden noch vielen Nutzen schaffen können. Es haben zwar in neuern Zeiten vorzüglich *Tscheulin*, *Sander*, *Laubender*, *Kausch*, *Am-Pach* und *Waldinger* viel dazu beygetragen, um die irrigen Ideen über diese Krankheit zu berichtigen; aber bey einem Zweig der Heilkunde, in welchem immer noch zwey gleich unrichtige Methoden ihre verderblichen Folgen so deutlich zeigen, kann ein jeder aus reiner und treuer Naturbeobachtung geschöpfter Beytrag nur sehr erwünscht seyn. — Der Vf. versteht unter *Lungenseuche* die Krankheit, welche den Ökonomen an mehreren Orten unter dem Namen *Lungenfäule* bekannt seyn wird, die man auch Lungenbrand nennt, womit Einige aber auch die Anthraxkrankheit bezeichnen, von welcher man diese Krankheit wohl unterscheiden muss. Bey andern Schriftstellern kommt sie unter der Benennung: typhöse Lungenseuche, acute Lungenfäule, Lungentyphus und Lungenfaulfieber vor. — Der Vf. hatte früher schon Gelegenheit diese Seuche zu beobachten; vorzüglich hat ihn aber die Lungenseuche, welche ein- und ein-

halbes Jahr lang in Göttingen und der benachbarten Gegend vom März 1817 an und noch bey Herausgabe dieser Schrift herrschte, Veranlassung gegeben, die Viehеigenthümer zu einer zweckmäſsigeren Handlungsweise bey dieser Krankheit aufzufodern.

Der Vf. beginnt mit einer gutgeordneten und deutlichen Beschreibung der Zufälle, durch welche man zu einer richtigen Erkenntniſs dieser Krankheit gelangen kann, wobey er auf den acuten und chronischen Charakter derselben mit mehr Bestimmtheit aufmerksam macht, als dieses von früheren Schriftstellern geschehen ist. Die Zeichen werden abgetheilt in Zeichen der Nervensphäre, Zeichen der animalischen, und der Reproductions-Sphäre. Der acute Charakter erscheint mit vermehrter Lebensthätigkeit und wahrer Entzündung einer oder beider Lungen zugleich, die mit Lymphabsetzung daselbst verbunden ist. Geht die Entzündung in Brand über: so erfolgt der Tod vom sechsten bis zum zehnten Tag der Krankheit. Entsteht Eiterung: so kann dieselbe sechs bis sieben Wochen dauern. Mehrentheils erfolgt aber mit zehn, längstens funfzehn Tagen Entscheidung, selten mit dem siebenten oder achten. — Der chronische Charakter zeichnet sich vornehmlich durch Symptome von Schwäche und längerer Dauer aus. Bey ihm sind die Lymphstockungen überwiegender, als die Entzündung, oder die ersten machen allein die Krankheit aus. Alle Zufälle sind im Ganzen weit gelinder; die Entscheidung bedarf zuweilen drey bis fünf Wochen. Die Krankheit ist im hohen Grad erblich, eine wichtige Erfahrung für Ökonomen. Den Streit über die Ansteckungsfähigkeit entscheidet der Vf. dahin, daſs die Lungenseuche in der ersten entzündlichen Periode zwar nicht ansteckend sey, aber im weitern Verlaufe bestimmt ansteckend werde. Dafür sprechen auch alle neueren bessern Schriftsteller. Es verhält sich hier gewiſs eben so, wie bey mehreren Krankheiten der Menschen, z. B. der Ruhr; in der ersten Periode ist sie nicht ansteckend, sie kann es aber späterhin werden, besonders, wenn sie den sogenannten typhösen Charakter annimmt. Leichenöffnungen sind bey diesem Übel von ganz vorzüglichem Nutzen, weil man durch sie nun über den Charakter der Krankheit ganz ins Reine kommt. Kranke Stücke mit acutem Charakter krepiren entweder durch Gangrän oder durch Verhärtung der Lungen; bey dem chronischen Charakter behalten die Lymphstockungen immer die Oberhand, und man findet deren Zeichen bey der Section. Der Leichenbefund wird ganz vollständig und mit Berücksichtigung des verschiedenen Charakters der Seuche beschrieben. — Zum prophylaktischen Verfahren empfiehlt der Vf. ganz vorzüglich das *Setaceum*, dessen Nutzen auch *Waldinger* und andere Thierärzte schon rühmten. Man soll es aber nicht an der groſsen Hautfalte, dem sogenannten Driel ziehen, sondern unmittelbar auf den Rippen, zwey Zoll vor dem Ellenbogen, so daſs dieser auf die Mitte des Haarseils stöſst; gewiſs ist es hier viel wirksamer. Ein Aderlaſs ist zur Vorbauung nicht im Allgemeinen zu empfehlen, nur bey sehr vollblütigen Thieren ist er anzuwenden. Ganz vorzüglich muſs man aber für Reinlichkeit des Stalles und des Viehes sorgen. — Auch zum curativen Verfahren werden Haarseile ganz vorzüglich empfohlen. Im übrigen richtet sich die Behandlung danach, ob man den acuten oder den chronischen Charakter vor sich hat. In jenem ist ein kräftiges antiphlogistisches Verfahren im Anfange dringend richtig; nach Umständen kann man Campher damit verbinden, immer ist dieser aber in Verbindung mit *Arnica*, *Valeriana* und *Calmus* zu geben, wenn die Thiere in einen Schwächezustand verfallen. — Beym chronischen Charakter darf man nicht Ader lassen, auch muſs man, wenn nicht besondere Indicationen vorhanden sind, die Neutral- und Mittel-Salze vermeiden, dagegen werden die erregenden Mittel empfohlen; welche bey dem zweyten Stadio des acuten Verlaufes genannt worden sind. — Wie verderblich diese Krankheit für den Viehstand sey, lehrt auch die Epidemie, welche in und bey Göttingen grassirte. Vom März 1817 bis zum Septbr. 1818 bestand die Totalsumme aller Kranken in 98 Kühen, 5 Ochsen, 5 Rindern, und 3 Kälbern. Davon sind verloren gegangen: 35 Kühe, 1 Ochs, 1 Rind und 2 Kälber; geheilt wurden 59 Kühe, 2 Ochsen, 4 Rinder und 1 Kalb.

B. * *.

GIESSEN, b. Heyer: *Handbuch für gerichtliche Ärzte und Wundärzte bey gesetzmäſsigen Leichenöffnungen.* Mit Beschreibung der hiebey nöthigen Instrumente und Geräthschaften. Von *D. A. H. Hesselbach*, Prosector an der anatomischen Anstalt zu Würzburg. Mit einer Abbildung. 1819. VIII und 174 S. kl. 8. (16 gr.)

Eine neue Auflage der schon hinlänglich bekannten Schrift des Vfs.: *vollständige Anleitung zur gesetzmäſsigen Leichenöffnung* u. s. w., welche im Jahre 1812 bey *Stahel* erschienen ist. Fast in jedem Abschnitte finden wir Verbesserungen. Die bey jeder gesetzmäſsigen Leichenöffnung nöthigen Instrumente und Geräthschaften sind genau beschrieben, und vorzüglich ist die so schwierige Untersuchung todtgefundener neugeborner Kinder umständlicher und genauer abgehandelt worden; so daſs nun dieses Handbuch mit der neuen Auflage des bekannten Werkes von *Roose* über denselben Gegenstand den gerichtlichen Ärzten für die meisten Fälle eine genügende Belehrung gewähren wird. — Auch der Verleger hat für ein gefälliges Aeuſsere gesorgt, welches man bey der ersten Auflage vermiſste. Die Abbildung stellt die gewöhnlichen Bezeichnungen der Gegenden der Unterleibshöhle dar, und hätte füglich wegbleiben können. Denn der Arzt, welcher diese nicht schon aus seiner *ersten* Studirzeit kennt, möge es doch ja unterlassen, die Geschäfte eines gerichtlichen Arztes zu übernehmen!

B. * *.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

GESCHICHTE.

Germania: *Vertraute Briefe während eines Durchflugs durch einen Theil der nördlichen Provinzen des Königreichs der Niederlande im Sommer des Jahrs* 1817, in topographischer, historischer, politischer, literärischer und religiöser Hinsicht an einen Freund geschrieben von *Eleutherophilos.* 1818. I Theil. XIV u. 359 S. II Theil 397 S. III Theil 434 S. 8. (5 Rthlr.)

In dem Buche findet der Leser eine treue Geschichtserzählung der wichtigsten Begebenheiten des Staats der Niederlande von der Revolution des Jahrs 1572 an. Der Vf. urtheilt sehr kenntnissvoll über die Männer, die in jenem Staate bis zur neuesten Revolution vom J. 1813, und auch seitdem eine Rolle spielten, mit einer Freymüthigkeit, welche gar keine Rücksicht auf die betreffenden Zeitgenossen nimmt. — Auch schien uns, dass diese Briefe in der Absicht geschrieben wurden, um über das Königthum und dessen Beförderer dem Publicum bisher grösstentheils unbekannte Aufklärungen zu geben. Der Vf. scheint übrigens in den allergenauesten Beziehungen mit dem vormaligen königlichen Minister, Grafen von Hogendorp, gestanden zu haben. Wie konnte er sonst die Unterredung des Vaters Hogendorp mit seinem Sohne, der als Garde d'honneur in der Holländischen Armee diente, als letzterer zur Armee abging, Th. 3 S. 98 kennen? Wie konnte er sonst wissen, dass der Herr v. Maasdamm, dem nach Amsterdamm reisenden Hn. v. Hogendorp, in blanco mehrere Briefbogen mitgab, um sie nach Belieben auszufüllen? Er erzählt über die Annahme der Königswürde, über die Minister und ihre Persönlichkeit, und über die späteren Verhältnisse des Grafen von Hogendorp zum Könige und zur königlichen Familie einzelne Thatsachen, die, wenn sie wahr sind, nur ein Secretär oder ein sehr genauer Hausfreund des entlassenen Ministers wissen konnte.

So reich auch diese Briefe mit Nachrichten über die ältere Staatsverwaltung der Niederlande, und über die Revolution, welche die Niederlande dem Spanischen Joche entriss, ausgestattet sind: so möchten wir doch glauben, dass der Vf. damit nur die eigentliche Absicht zu verstecken sucht, eine umständliche Kunde der neuesten Revolution der Niederlande, ihrer geheimen Ursachen und ihrer Beförderer zu geben. Nach dem Vf. sind weder alte noch neue Niederländer, ungeachtet aller Verehrung für den Charakter des Königs, mit der constitutionellen Monarchie ganz zufrieden.

Dem Bruder des Exministers Grafen von Hogendorp, dem bekannten General und kaiserlichen Adjutanten in Napoleons Diensten, der jetzt in Brasilien in Armuth privatisirt, da er kein anderes Einkommen als jenes eines Grossofficiers der Ehren-Legion besitzt, dem Exrathspensionär Schimmelpennink, dem Exkönige Ludwig und dessen vormaligen Ministern scheint der Vf. sehr abhold zu seyn. Auch von der Regierung des Exkönigs Ludwig erzählt der Vf. manches Kleinliche.

Früher urtheilte man in Deutschland über diesen gewesenen Fürsten günstiger, der wenigstens das Verdienst hatte, lieber sein Reich aufzugeben, als sich länger zur Geissel seines Volks gebrauchen zu lassen. Er wollte wenigstens niemals die Tiercirung der Staatsschuld und eben so wenig die Conscription gestatten, ist aber freylich von einer Sucht, in seinem Hofstaat und in Befriedigungen von Einfällen, die dem Lande kostbar wurden, zu verschwenden, nicht frey zu sprechen. Die Briefe sind an einen Hessen gerichtet. Der Vf. scheint ein Norddeutscher zu seyn, fast möchten wir vermuthen ein Bremenser, oder ein dort sehr bekannter Mann; auf jeden Fall ist sein Herz republikanisch.

Die Briefe schmeicheln eben so wenig den jetzigen Niederländischen Staatsbeamten, als deren Vorwesern.

Schillers Geschichte des Niederländischen Revolutionskrieges wird aus diesem Werke durch manche Nachrichten, die der Vf. über die Begebenheiten desselben und über die unpatriotischen Intriguen in den General- und Provincial-Staaten, sowie über den schlechten Charakter des zweyten Erbstatthalters aus dem Hause der Nassauer giebt, vervollständigt. Was andere Reisebeschreiber und Geschichtschreiber der Niederländisch-Batavischen Nation früher schon erzählt haben, pflegt unser Vf. gänzlich zu übergehen, oder nur leicht zu berühren. — Auch der Freund der Etymologie muss diess im Ganzen sehr unterrichtende Werk nicht ungelesen seyn lassen. Fände diese für neue Forschungen fast aufgegebene Wissenschaft jetzt noch so viele Liebhaber als vormals: so würden wir einige Beyspiele gegeben haben, dass manche Erklärungen unrichtig und sehr missliche Hypothesen sind.

Bisweilen sind die Charakterschilderungen des Vfs. z. B. die Anekdote Th. 3 S. 385 über die Intoleranz der Holländischen Domines gar zu kleinlich. Das nämliche möchten wir über manche kleine Persönlichkeiten der Holländischen Minister urtheilen, die nicht erzählt zu werden verdienten. Einiges, was Rec. besonders merkwürdig schien, hebt er in bestimmten Rubriken heraus.

I. *Geschichte.* Th. 1 S. 13 giebt der Vf. Nachricht von der Abstammung des Rathspensionärs Schimmelpennink aus Deventer, von dem Einfluss seiner Studien und seiner Gemalin auf die Schwächen seiner Verwaltung. Wir erfahren, dass der Rathspensionär den Holländischen Gesandten, als Napoleon Holland in ein Königreich verwandeln, und sogar gebeten seyn wollte, die Verwandlung vorzunehmen, eine sehr republicanische Instruction gab, welcher aber freylich Admiral Verhuel und seine Collegen entgegen handelten. — S. 34, dass die vom Könige Ludwig gegründete Artillerie- und Genieschulen-Gebäude zu Amersfort jetzt leer stehen. — S. 49 über die Persönlichkeit des Französischen Generallieutenants von Westreenen von Chemaat. — S. 52 über die Persönlichkeit des Admirals Verhuel, dessen Talenten der Vf. Gerechtigkeit widerfahren lässt. — S. 56 über des Hn. von der Poll Persönlichkeit, mit einer Kritik seiner Staatsdienste. — S. 127. Die Souveränität des jetzigen Königs wurde Nachts auf dem Balkon des ehemaligen Rathhauses im Binnerhofe publicirt. — Die Anekdote vom Czar Peter dem Grossen, dass er dem Burgermeister Witsen in Amsterdam, um das in Holland gebräuchliche Rädern bey einigen Verbrechern anzusehen, anerboten habe, ihm dazu einen Russen aus seinem Gefolge zu liefern, ist sehr unwahrscheinlich: denn der Czar wollte im Auslande in allen Verhältnissen sicher noch civilisirter erscheinen, als er wirklich war, und in allen Republiken hat man ähnliche Volksmährchen, um autokratische Verfassungen schlimmer, als sie wirklich sind, darzustellen. — S. 209 schildert der Vf. mit Beyfall des Leydener Rathspensionärs Vambout van Hoogerbeets patriotische Kunsttreue und seinen festen Sinn, als er zur Hinrichtung verurtheilt worden war, nicht um Gnade bitten zu wollen. Gewiss waren die Zeitgenossen undankbar gegen den Greis. Den 15ten Brief schliesst der Vf. mit folgenden Worten: „Jeder im Kriegsrock erworbene Ruhm verdrängt fast immer das bürgerliche Verdienst. Der grössten Staatsmänner Asche ruht kaum unter einem Leichenstein, während sich über die eines Helden Marmorsäulen erheben, und die bildende Kunst sie mit Lorbeern und Trophäen schmückt. Th. 2. S. 28 — 44 lesen wir, wie sichtbar parteyisch die fiscalische Untersuchung wider die Staatsmänner Gebrüder de Witte und Olden Barneveld geführt wurde. — S. 45. Dass die Dortrechter Kirchenversammlung nicht so sehr theologische, als politische Zwecke hatte. — S. 116. Die interessante Erzählung von Hugo Grotius Verhaftung. — S. 160 wie parteyisch der Statthalter Moritz wider die Patrioten verfuhr. — Viele berühmte Namen unter den neueren Staatsgesinnten vertheidigt der Vf. durch aufgeklärte Thatsachen, welche uns freylich die Schriftsteller von der Oranischen Partey ganz anders schildern.

II. *Gelehrsamkeit.* Th. 1. S. 196. Dem Professor Brüggemanns verdankt die Universität Leiden die vom jetzigen Könige auf Anregung jenes Mannes ihr gegebene glänzende Einrichtung. Mag Jener allen Regenten des Staats sehr anhänglich gewesen seyn: so beweist das nur, dass er wie die Mehrheit dachte.

III. *Topographie.* Die Niederlande haben jetzt eine, im J. 1817 beendigte, unter König Ludwigs Regierung begonnene herrliche mit Backsteinen gepflasterte Landstrasse von Loo nach Utrecht und Deventer, übrigens nur schlecht unterhaltene Moor- und Sand-Wege, Th. 1 S. 10. — Die Tiercirung der Staatsschuld ruinirte viele reiche Leute, und ist die Ursache, warum so viele Gartenhäuser (*buyten-plaatsen*) um die grossen Städte Hollands niedergerissen, und die Baumaterialien verkauft werden, S. 97. — Seit König Ludwigs Verlegung der Residenz nach dem Amsterdamer Stadthause ist der Platz vor solchem durch Abbruch der Waage sehr vergrössert worden. Dieser Exkönig nahm nach des Vfs. Glauben viel Baarschaft auf der Flucht von seinem Throne mit sich; Andere urtheilen anders. Bekannt ist, dass er jetzt über das Eigenthum seiner erkauften Grundstücke mit dem jetzigen Könige Process führt. S. 161. — S. 120. Amsterdams jetzige Bevölkerung ist 220,000 Seelen. — Dortige durch die Kanäle verpestete Luft im Sommer. S. 128. — Das Harlemmer Moorwasser wird durch den Ablauf in die Sanddünen filtrirt, und dadurch zu den dortigen berühmten Blunhereim geschickt. — So lange *eine* Bürgerin in Harlem oder Enkhuyzen Wochen hält, findet dort keine Hinrichtung oder öffentliche Bestrafung der Verbrecher Statt, sagt der Vf.; diess scheint indess kaum glaublich, weil es die Justiz, die in den Niederlanden vormals strenge war, zu sehr aufhalten würde. S. 156. — S. 158 kommt dem Vf. das dunkele *Hochgrün* der Wiesen Hollands, Folge des Kohlenstoffreichthums einer üppigen Vegetation, hässlicher als das Hellgrün magerer Wiesen und Weiden vor. Schwerlich dürfte ihm hierin ein Maler, und sicher kein Landmann Recht geben. Die dunkele Farbe der Gräser und Blätter ist so sehr eine Eigenthümlichkeit des Bodenreichthums, dass selbst in Holland ausgepflügte und wieder ins Grüne gelegte Weiden erst nach einer Reihe von Jahren das dunkele Grün alter, den Überschwemmungen nicht ausgesetzter Fettweiden wieder gewinnen. — Wenn der Vf. S. 169 freylich zweifelnd erzählt, dass die hohen Waldbäume des kleinen Harlemmer Gehölzes die dortige Luft ungesund machen: so hat er wohl vergessen, dass jede üppige Vegetation in Bäumen, Stauden, Kräutern und Gräsern die Ausdünstungen morastiger Flüsse, Seen und Meeresküste in der Periode der Ebbe ansaugt, und dagegen deren Blätter und Gräser den der animalischen Welt zum Gedeihen so unentbehrlichen Sauerstoff während des Tages ausdünsten. — Das Quartier Rapenburg, welches 1807 bey der Explosion eines Pulverschiffs in Leiden zerstört wurde, ist unbebaut geblieben. Leyden hat jetzt nur 20,000 Einwohner, und unter diesen 12,000 arme oder

unbemittelte, feitdem feine Tuchmanufacturen verfallen find. S. 200. Die meiften Vorlefungen auf dortiger Univerfität werden in Lateinifcher Sprache gehalten. — Beide Nordwyck find reich durch die Gewinnung von Apothekerkräutern, die dort trefflich gedeihen. S. 216. — Gouda hat 12,000 Einwohner, und noch blühen dafelbft die beften Holländifchen Pfeifenfabriken. Jede Pfeife geht 25 Mal durch verfchiedene Hände, ehe fie in den Ofen gebracht wird, um dort gebrannt zu werden. — Holland hat 3 Hauptkäsemärkte; für die fetten, trockenen, kugelförmigen Käfe zu Edam, für die mageren zu Leyden. Diefe werden aus Molkenabfatz mit Beymifchung von Kümmel und Nelken verfertigt. Der dritte Markt ift für Süfsmilchskäfe zu Gouda (fonft Stoltfche genannt), welche die fetteften find. Letztere werden pro Centner à 104 ℔ zu 15 bis 25 fl. gekauft. — Haag hat jetzt wieder nahe an 40,000 Einwohner. — Zu Schindam wird jährlich eine Million Malter Getreide in Wachholderbranntwein verwandelt. Viel geht davon im Schleichhandel nach England. — Es ift richtig, was der Vf. über die 1807 beendigte Catwycker Seefchleufe bemerkt, dafs, da folche denjenigen Marfchländern keinen Nutzen brachte, welche eine hinreichende Abwäfferung nach dem Harlemmer Meere bereits hatten, diefe billigerweife auch zu dem koftbaren Schleufenbau und zu der Tilgung ihrer Baukoften von 1100,000 fl. nicht hätten beytragen müffen.

Th. 3 S. 3 erzählt uns der Vf., dafs bey Tuylenburg am Deiche noch jetzt einige fehr alte Pappeln (*Populus alba*) ftehen, welche unten am Stamm 21 Holländifche Ellen im Umfange haben. — S. 4. Dafs im J. 1566 Heinrich von Brederode 300 verbündeten Edeln, welche der Landvögtin Herzogin von Parma ihre Bittfchrift um Abfchaffung der Unterdrückungen und Handhabung der alten Privilegien überreicht hatten, ein prächtiges Gaftmahl gab; dafs im J. 1567 Herzog Alba das Haus des Heinrich Brederode in Brüffel niederreifsen, und im J. 1568 eine Schandfäule auf dem Platze aufführen liefs, auch dafs erft in unferen Tagen der letzte Brederode zwar als Bauer, jedoch reich und geachtet ftarb. — S. 16. Dafs einzelne Geldrifche Rittergüter aus den grofsen Baumgärten, befonders aus Kirfchen, die nach Holland verfchickt werden, bis 10,000 Holländifche Gulden jährlich löfen.

IV. *Politik.* König Ludwig begünftigte das Haus der Smeth mit Handlungslicenzen, weil es dem Staate durch Geldanleihen feinen Credit opferte. Der Hauptprincipal verarmte indefs dennoch nach der Tiercirung der Staatsfchuld.

Den Plan der Befeftigung von Utrecht, 17 Stunden von der Deutfchen und 60 Stunden von der Franzöfifchen Grenze, fchreibt der Vf. der Suprematie des Militärftandes und dem fchmutzigen Eigennutze einiger vornehmer Kriegsdiener zu, da Utrecht fich zur Grenzfeftung nicht eigne. Th. I. S. 66.

Das Deutfche Ordens und Capitul-Wefen in Utrecht nimmt der Vf. in Schutz. Die 5 Capitul, die erft Napoleon einzog, hatten 200,110 Gulden Einkünfte. Faft könnte man durch diefe Vertheidigung verleitet werden, zu vermuthen, dafs der Vf. oder fein Freund, an den die Briefe gerichtet find, ein Deutfcher Herr fey. S. 80. — Unpatriotism des Nantefer Präfecten von Styrum. S. 152. —

Eine richtige Wahrnehmung des Vfs. ift, dafs feit der Periode der Höckfchen und Kabeljauerfchen unter der Kaiferin Wittwe Margaretha, Erbin von Holland, und ihrem Sohne Wilhelm dem Fünften, in diefem freyen Lande immer eine Oppofition wider die Regierung bemerkbar gewefen ift, fobald letzte nicht im Sinne der Oligarchie, anfangs des Adels, fpäter der Rentrierer und Kaufleute, das Regiment führte. Wir möchten hinzufügen, *nicht blofs* die Religionsbedrückungen und die Mordthaten Alba's fchufen den Aufftand der Niederländer wider die Spanifche Regierung, fondern, wenn wir ganz wahr feyn wollen, auch Alba's ftrenge Gerechtigkeit in anderen Dingen, der, was unerhört war, in Belgien vor diefem Statthalter, die zerriffenen Seedeiche Frieslands nicht auf Koften des Friefifchen Bauernftandes *allein*, fondern auch *auf Koften* der adlichen Ländereyen in der Provinz, welche bis dahin Deich-, Stüb- und Schlengerfrey gewefen waren, wieder hergeftellt wiffen wollte. Er antwortete dem ungrofsmüthigen Adel, der nicht mit beytragen wollte, dafs die Seedeiche wieder hergeftellet würden, indem er fich auf feine Freybriefe des Alterthums berief, dafs der Adel gewohnt fey, das Land vor Feindesmacht zu fchützen und der Bauer fchuldig fey, mit Hofdienft des Ritters Eigenthum gegen die Wuth der Wellen zu fchützen. „Legt eure Pergamente in den eingeriffenen Deich, und fchauet, ob die Wellen folche refpectiren werden.“ Wirklich traten beym Anfang der Revolution auch in den Niederlanden die grofsen Grundeigenthümer mit einigen reichen Magiftratsperfonen *zuerft* gegen die Spanifch-niederländifche Regierung im Aufruhr auf, und fpäter *erft* wurde folcher allgemeine Volksfache, nachdem die Seecaperey der Infurrection und der Frachthandel der Infurgenten im Kriege fo glänzend wurde.

In dem langen und oft erneuerten Kampfe der Staatsgefinnten fahen wir *beftändig* in allen Provinzialftänden die Mehrheit des Adels die Anfprüche des Erbftatthalters und die Mehrheit der Magiftrate die Staatsgefinnten begünftigen, aufser in den Provinzialftänden, in denen der Erbftatthalter *die Magiftrate felbft ernannte.*

Der Vf. bemerkt forgfältig die Verhandlungen, Befchlüffe und Reactionen, welche bald auf conftitutionellem, bald auf inconftitutionellem Wege zum Ziele hatten, die Souveränetät der Niederlande dem Haufe Naffau in den Vorfahren des jetzigen Königs zuzuwenden.

Th. 3 S. 82 erzählt der Vf. eine angebliche Anekdote des Kriegsminifters Bentink vom Boeckhorft, jetzt Gouverneurs von Over-Yffel, der geäufsert haben foll, dafs er zu keinem Poften irgend einen aus dem Bürgerftande anftellen oder vorfchlagen wolle, fo lange er unter dem Adel Individuen fände, die demfelben nur einigermafsen vorftehen könnten. (Wahr ift, in den Niederlanden ift der Hafs des Adels wider die patrioti-

ſchen alten Regentenfamilien, und umgekehrt, noch keinesweges erloſchen und da eine Adelspartey, wider Willen des Königs, ſolchen als ſouveränen Fürſten proclamirte: ſo mag wohl dieſe Partey ſich zu den hoben Staatsämtern berechtigter glauben, als jene, welche durch die Tiercirung der Staatsſchuld den gröſsten Theil ihres Vermögens verlohren hat.

Seit 1618 (der Dortrechter Synode) waren in der Regel die ſogenannten Orthodoxen Oraniſch geſinnt. — Mit dem J. 1802 fing die Zuſammenſchmelzung der beiden Staatsparteyen der Oranier und der Staatsgeſinnten an, welche der Rathspenſionär Schimmelpennink und König Ludwig fortſetzten; doch fuhren beide Parteyen fort ſich zu haſſen, bis die Vereinigung mit Frankreich beide Parteyen in Folge der Tierçirung gleich unglücklich machte. — Nach der Völkerſchlacht bey Leipzig inſurgirten die Niederländer. An ihre Spitze ſtellte ſich Graf Gysbrecht Karl von Hogendorp, Amſterdammer Hypothekenbewahrer unter Napoleon, alſo damals finanziell nicht übel begünſtigt, ein alter aber immer gemäſsigter Oranier. In den geheimen Zuſammenkünften vom 18 und 20 November 1813 ſuchte van Hagendorp die alten Regenten von 1788 bis 1795 zu überreden, ſich als die ehemaligen Generalſtaaten zu conſtituiren. Die geweſenen Regenten lehnten den Vorſchlag als zu gewagt ab, und wirklich er ſchien es zu ſeyn, da die Maſſe der Alliirten zwar Hamburg bloquirt hielt, wovon v. Hogendorp durch ſeinen Bruder, Gouverneur in Hamburg, wohl unterrichtet ſeyn konnte, jedoch die übrige groſse Armee unentſchieden ſchien, den mächtigen Feind über den Rhein zu verfolgen. Über Hn. von Hogendorp ſetzte ſich Hr. Friedrich von der Duyn von Maasdame an die Spitze der proviſoriſchen Regierung, welche den Erbſtatthalter einlud, ſeine Function wieder anzutreten und am 27 Nov. 1813 beyfällige Antwort erhielt. Schon in der Nacht vom 2 Dec. wurde Wilhelm I als ſouveräner Fürſt der freyen Niederlande ausgerufen, wie der Vf. glaubt, weder mit eigentlichem Wollen des Fürſten noch van Hagendorps. — Eine Commiſſion entwarf die Verfaſſungsurkunde, denn nur unter dem Verband einer Verfaſſung wollte Wilhelm der Erſte regieren, und eine verſammelte Zahl von Notabeln beſtätigte ſolche, obgleich die zu groſse Regentengewalt und andere Mängel der Minorität einleuchtend erſchienen. — Dieſe Verfaſſung wurde *nach* der Vergröſserung und Erhebung des Staats zum Königreich der Niederlande in der That verbeſſert und weniger autokratiſch, auch weniger oligarchiſch, z. B. dadurch, daſs in der jüngſten Verfaſſung der den Holländern im ganzen ſo anſtöſsige 58ſte Artikel der erſten Conſtitution weggelaſſen wurde, „daſs nämlich der König darauf antragen konnte, daſs wenigſtens ein Viertel von der Zahl der Glieder der Generalſtaaten von Adel ſeyn müſſe." Die Einrichtung der Provinzialſtände und ihre Stellung zum Gouverneur iſt nachahmungswerth.

Auch dieſe Verfaſſung wurde einer Verſammlung von Notabeln vorgelegt, und auf welche Art die bejahende und annehmende Mehrheit unter den Belgiſchen Notabeln berechnet wurde, ergibt die für unſern Zweck der Ausziehung des Merkwürdigſten zu umſtändliche Erzählung des Vfs. S. 152.

Im October 1815 war die *wirkliche* Landesſchuld nach der Tiercirung

573,153,530 fl.	13 ſtüber	9 deut	
1146,307,061 —	3 —	2 —	*todte* Schuld.
32,000,000 —			*Auſser - Belgiſche* Schuld
25,000,000 —			übernommene *Ruſſiſche* Schuld.
1776,460,591 —	13 —	9 —	

Der *Werth* der wirklichen Schuld war damals . . .	237,858,715.
— *Werth* der todten . .	46,568,721. 7.
— — — der Auſserbelgiſchen und Ruſſiſchen . . .	57,000,000.
	341,427,436. 7.

Im Febr. 1818 ſchätzte die Regierung ſelbſt das Deficit auf 3,381,000 fl. jährlich, und wurde der Penſionsetat auf 4,300,000 fl. geſchätzt.

Das Hauptmagazin des Zuckerhandels iſt jetzt nicht mehr Antwerpen, ſondern Rotterdamm. — Im J. 1815 war die Käſe-Ausfuhr 27 Millionen ℔., und die Butter-Ausfuhr 11 Millionen ℔., Wacholderbrantwein 80,010 Oxhoſt, aus den Staaten der alten Republik.

Merkwürdig iſt die Abneigung aller Niederländer, mit dem jetzigen Deutſchen Staatskörper ſich in Staatsverbindung oder Abhängigkeit verſetzt zu ſehen; und doch trennte von uns erſt der Weſtphäliſche Friede den nördlichen und der von Lüneville den ſüdlichen Theil. Richtig bemerkt der Vf. Th. 1 S. 173, daſs die Unterdrückung des Preuſſiſchen Handels durch die Holländiſche Mauth und die ungeheueren Ausgangs- und Eingangs-Zölle den Rheinhandel nach der Ems und der Weſer treiben werden, wenn Holland nicht endlich ſein wahres Intereſſe einſieht, den Tranſithandel des Preuſſiſchen Weſtphalen und der Rheinlande zu begünſtigen. — S. 189 ſagt er, daſs der Graf van Hogendorp nicht in der Pairskammer ſitze, weil er lieber in der zweyten Kammer öffentlich ſtimmen wolle. Auch ſchlug er eine jährliche Penſion von 10,010 fl. aus, als er die Vicepräſidentſchaft des Staatsraths niederlegte; aber er iſt ein reicher Mann, obgleich Vater einer zahlreichen Familie. Es hat uns daher gewundert, daſs er in Napoleoniſcher Zeit einen der einträglichſten Poſten, den eines Hypothekenbewahrers in Amſterdam, verwaltete.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

ERDBESCHREIBUNG.

Pesth u. Leipzig, b. Hartleben: *Neuestes Gemälde von Brasilien*, von *Chr. A. Fischer*, Professor (in Würzburg). 1819. Erstes Bändchen. II u. 190 S. mit 4 Kupfern. Zweytes Bändchen. 177 S. mit 6 Kupfern. 12.

Auch unter dem Titel: *Miniaturgemälde aus der Länder- und Völker-Kunde*, von den Sitten, Gebräuchen, der Lebensart und den Costümen der verschiedenen Völkerschaften aller Welttheile; mit Landschafts- und Städte-Prospecten, Ansichten von Pallästen, und Abbildungen anderer merkwürdiger Denkmäler der älteren und neueren Baukunst überhaupt. *Neue Folge.* Erstes Gemälde: *Brasilien*, in 2 Bändchen mit 10 Kupfern. (2 Rthlr. 12 gr.)

In dem kurzen Vorwort sagt der Vf.: „Eine eigentliche Statistik von Brasilien findet man hier nicht — allein Land und Einwohner in ihren Eigenthümlichkeiten aufzufassen, und beide der Phantasie so nahe als möglich zu bringen, das war es, was von dem Vf. (als Fortsetzer der Miniaturgemälde aus der Länder- und Völker-Kunde) *erwartet* und *beabsichtigt* ward." Und diess ist auch der Gesichtspunct, aus welchem diess Werk, das aus fleissiger und umsichtiger Benutzung der neuesten und gehaltreichsten Quellen (der Berichte neuerer Reisenden) geschöpft und zusammengesetzt ist — beurtheilt werden muss. Bey dieser Mosaikarbeit, wie Hr. *F.* selbst sein Werk nennt, sind vorzüglich *Koster, Mawe, von Langsdorf, Grant*, dessgleichen die Berichte des Prinzen *Maximilian von Neuwied*, so wie die in der Zeitschrift *Eos* eingerückten der Doctoren *Spix* und *Martins*, benutzt, doch so, dass nur die Facta von ihnen entnommen worden, Ton und Einkleidung des Ganzen aber dem Herausgeber angehören, der dadurch in diesem, wie früher in einigen anderen auf ähnliche Art entstandenen Werken, seine bedeutende Gabe, mit Anmuth und Leichtigkeit interessante Schilderungen vorzutragen, beurkundet, so dass dieses Buch dadurch zu einer eben so unterhaltenden als lehrreichen Lectüre für Gebildete jedes Alters und Geschlechtes wird.

Zuerst giebt Hr. *F.* in einem *„allgemeinen Überblick"* eine kurze Schilderung der Lage und Grösse, des Climas, der Eintheilung und der Bevölkerung Brasiliens, dieses Tropenlandes, das, grösstentheils der südlichen Hemisphäre angehörend, jetzt durch die Verpflanzung des Thrones der Braganza's in seine reichen Gefilde, so wie durch manches andere Ereigniss der neuesten Zeiten, eine Bedeutenheit erhalten hat, gleich bemerkenswerth für den eigentlichen Gelehrten, wie für jeden Menschen, dessen Gedanken sich über den Moment des augenblicklichen Seyns, und die Scholle, welche er bewohnt, zu erheben im Stande sind; eine Bedeutenheit, deren ungeheueren Umfang die Folgezeit zeigen wird, wenn erst in diesem, uns Europäern beynahe gegenfüsslerischen Lande, unsere Sitten, Verfassung und Verwaltung sich völlig heimisch zeigen, und nicht mehr, wie bisher, als schwache Reiser, vom Mutterlande ausgehend, eingewurzelt sind. Bey Erwähnung des dortigen Clima's, das natürlich in der an 36 Breiten-Grade betragenden südlichen Ausdehnung des Landes, seinen Gebirgen, Strömen u. dgl. m. verschiedentliche Modificationen erleidet, wird Fremden, deren Absicht ist, dort sich niederzulassen, Mässigkeit in jeder Art Genüssen aufs dringendste empfohlen, weil sonst fast jedes Mal der Tod in kurzer Zeit erfolge, im entgegengesetzten Falle aber das Clima Einwanderern nichts weniger als ungünstig, sondern eines der gesündesten zwischen den Wendekreisen sey. Die Bevölkerung, die nach den ungefähren Schätzungen mehrerer neuer Reisenden auf 2¼ (bis 2½) Millionen Seelen sich belaufen soll, besteht aus eigentlichen Europäern (wovon natürlich der bey weitem grösste Theil Portugiesen, die übrigen theils Engländer, theils Franzosen, theils Deutsche, und auch einige Italiäner sind), aus den dort geborenen Nachkommen Europäischer Ältern, aus Mulatten (der Mittelkaste zwischen Weissen und Schwarzen), Mamalucos (den Kindern von Europäern und Ureinwohnern), beide farbige Classen mit allen Spielarten — aus Indianern oder Ureinwohnern, die wieder in civilisirte (Caboclos) und wilde (Tapuyas) zerfallen, und aus Mestizen (den Abkömmlingen von Indianern und Negern), welche alle zusammengenommen die *freye* Einwohnerschaft bilden, zu welcher auch noch die *Frey-Neger* gerechnet werden müssen, die theils durch eigene Loskaufung, theils durch die Güte ihrer Herren, das unschätzbarste Gut, die Freyheit, wiedererhalten haben. Die Übrigen sind Sklaven, die entwe-

der (leider noch immer) aus Afrika eingeführt wer-
den, oder dort geboren und die Nachkommen von Afri-
kanischen Ältern (in diesem Fall Creolen-Neger ge-
nannt) oder Mulatten oder Mestizen sind. Späterhin
findet sich eine Darstellung der Verhältnisse der freyen
Einwohner unter und gegen einander, die zur Kennt-
niss des Lebens und Treibens in jenem entfernten Lan-
de wichtig ist. Die erste Stelle nehmen danach, wie
sich leicht denken läfst, die Weissen ein (der früher
zwischen diesen noch Statt findende Unterschied zwi-
schen in Europa geborenen Portugiesen und den in Bra-
silien geborenen Nachkommen Portugiesischer Ältern
scheint durch die Versetzung des Königshauses in jene
Hemisphäre gehoben worden zu seyn), ihnen folgen in
Ansehen und Begünstigung von Oben, durch Fähigkeit
zur Erlangung von Staatsbedienungen, die Mulatten,
diesen die Mamalucos, welche von den Vorigen, die
den Weissen am nächsten zu stehen glauben, mit vieler
Geringschätzung betrachtet werden, diesen wieder die
Mestizen, die es sich zur besonderen Ehre rechnen,
von den Mulatten abzustammen, im Ganzen aber
nicht sonderlich geachtet sind, wie denn dort jeder
häfsliche, dunkle und misgestaltete Mensch ein Me-
stiz genannt wird. Die Mamalucos stehen übrigens
bey den Brasilianerinnen in grofsem Ansehen, we-
gen ihrer Tapferkeit und Unerschrockenheit, so dafs,
wenn irgend eine Begebenheit in ihren Kreisen er-
zählt wird, wobey diese beiden Eigenschaften in An-
spruch kommen, es stets ein Mamalucos ist, der das
Schwierige vollführt.

Vorzüglich interessant ist das, was der Vf. zur Schil-
derung des Districtes Minas Geraes, jener Gegenden,
die durch ihre, in den Eingeweiden der Erde verborge-
nen Schätze an Gold und Edelsteinen so berühmt sind,
aus den Werken der oben genannten Reisenden zusam-
mengestellt hat. Der Leser erhält dadurch ein höchst
gerundetes Gemälde von der Natur, dem Boden, der
Bearbeitung, Versendung und ganzem Verkehr jener
Gegend, der dort erzeugten Producte und bestehenden
Verfassung, das ihn in den Stand setzt, in einem zusam-
menhängenden Blick das Ganze zu überschauen, und
sich einen Begriff von den Hülfsquellen (an Gold und
Goldeswerth) zu machen, die das Haus Braganza in
jenen Ländern besitzt. Wie sehr der, früher in Brasi-
lien nur mit grofser Unkenntnifs getriebene Bergbau in
neueren Zeiten durch, von der Regierung hingezogene
Ausländer, namentlich Deutsche, z. B. den geschick-
ten Bergkundigen *Feldern*, sich gehoben hat, und wie
der jetzige Intendant des Minendistricts, Don Manuel
Fereira da Camera, ein Mann, der auf der Sächsischen
Bergakademie zu Freyburg gebildet worden, und grofse
Reisen durch Deutschland, England, Ungarn u. a. Län-
der gemacht hat — zu immer gröfserer Emporhebung
dieses wichtigen Zweiges jener Gegenden beyträgt,
wird vom Vf. verschiedentlich gezeigt. Der Gesammt-
ertrag der 8 sich jetzt im Gange befindenden Diamant-
gruben wird jährlich auf 20,000 Karat geschätzt, so wie
der Werth des vorhandenen Diamantenschatzes der
Krone auf 12 Millionen Kronenthaler. Dafs übrigens
der Staat, trotz aller angewendeten Vorsicht, trotz der
rund um den District Minas Geraes, auf allen Pässen
aufgestellten Militärposten, trotz der Strafen, strengen
Visitationen und selbst lächerlich-barbarischen Mittel,
die angewendet werden, um die Wegbringung edler
Steine zu verhindern, dennoch fortwährend bevortheilt
und überlistet wird, läfst sich denken, da der Gewinn
von Unterschleifen dieser Art zu grofs ist, um durch
seinen Reiz nicht alle Bedenklichkeiten bey einem
Theil einer Volksmasse zu überwinden, deren Begriffe
von Recht und Unrecht, von Gut und Böse, im Ganzen
eben noch zu keiner vorzüglichen Stufe gediehen seyn
müssen, wie die einzelnen Sittenzüge beweisen, die Hr.
F. in seinem Werke aufführt, und die nicht allein von
einer grofsen Saumseligkeit oder Schwäche der Regie-
rung im Inneren, sondern auch von einer heftigen, un-
gezügelten Leidenschaftlichkeit mehrerer Classen dor-
tiger Einwohner zeugen. Dafs jetzt Brasilien aus seinen
Gebirgen auch das nützlichste Metall, das *Eisen*, zieht,
und dadurch an wahrem Reichthum unendlich gewon-
nen, indem dadurch inländischer Handel, Künste, Ge-
werbe und Ackerbau schon jetzt blühender geworden
sind: hat es der Umsicht eines *Deutschen*, des Walde-
ckischen Metallurgs *Varnhagen*, zu danken. Sehr
richtig sagt hiebey Hr. *F.*, die Zukunft Brasiliens ins
Auge fassend: „Wie viel tausend Formen, in denen das
Eisen lebendig werden wird! Schon hat durch dieses
Metall der ganze Bergbau eine andere Gestalt ange-
nommen; dasselbe wird in Ansehung des Ackerbaues,
des Fuhrwesens, des ganzen wirthschaftlichen und ge-
werblichen Lebens der Fall seyn. Dann die Baukunst, das
Kriegswesen, die Schiffahrt. Welche Masse von Kräften,
die alles Gold und alle Diamanten übertrifft! Die
Urwälder lichten sich: aus unzähligen Hüttenwerken
steigt die Flamme auf: wo sonst die Stille des Todes
herrschte, tönt nun das Echo der Feuer- und Wasser-
Kraft! Keine Smaragde, und keine Rubinen, keine
Berylle und keine Topase — *aber das Metall der
Ehre und Freyheit, das Eisen*, die Achse der Erde,
der Bestandtheil der ganzen Natur!" — So richtig
diese Voraussetzung an sich ist, und so gern jeder Den-
kende hierin dem Vf. beystimmen wird: so wenig kann
man sich aber auch verbergen, dafs, trotz dieses von
der Natur gewährten Reichthums und dieser Aussichten
zum dereinstigen herrlichen Blühen dieses gesegneten
Landes, diefs Ziel — ungeachtet der grofsen Ereignisse
in der Zeit — noch in einer ziemlichen Ferne für die
Bewohner Brasiliens erscheint, wenn man die Vor-
rechte betrachtet, die ihre Regierung einem fremden
Volke einräumte, das mit nimmer rastender Habgier
den ganzen Erdball Polypenartig zu umstricken sucht,
um auf den Trümmern alles Gewerbfleifses und Ver-
kehrs sein eisernes Handelsmonopol immer fester zu
gründen, und das, wenn es hie oder da seinen Zweck
erreicht hat, den Sklaven seiner Handelsdespotie, die
es arm machte, mit stolzem Übermuthe einige Silber-
linge von dem ungeheuern Gewinn des Markes der
Länder hinwirft, damit die Verhungernden Kraft ge-
nug behalten, die Grofsmuth ihrer kaufmännischen

Oberherren zu preisen. In Wahrheit, ein Volk kann nicht wohl tiefer erniedrigt werden durch seine bittersten Feinde, als die Unterthanen der Krone Portugall in beiden Hemisphären durch die Unterzeichnung des Handels- und Schiffahrts-Tractats, den ihr Hof mit ihren sogenannten Freunden, den Engländern, am 19 Februar 1810 abschloss, es wurden. Der Britte erscheint hier gegen den Brasilianer wie ein Wesen höherer Art, wie ein Lehnsherr, der seinem Vasallen die Bedingungen vorschreibt, unter welchen er ihm vergönnt auf seiner Erde zu leben und — für ihn zu arbeiten. *Ein* Artikel des Tractats zeigt das ganze Verhältniss, in welches England sich mit dem Hof von *Rio de Janeiro*, zu setzen gewusst hat. Er lautet: „wenn Streitigkeiten zwischen den Unterthanen der Krone England und den Einwohnern (Brasiliens) entstehen: *so sollen sie jedesmal mehr zum Vortheil als Nachtheil der Engländer entschieden werden.*" Also, eine *rechte* und *gerechte*, d. h. *unparteyische* Entscheidung, genügte dem stolzen Britten nicht! Fürwahr, die Anmassung von der einen Seite ist eben so gross und merkwürdig, als die — dienstbare Ergebenheit von der andern.

Was der Verfasser dieses Gemäldes von Brasilien von der Lebensart, dem geselligen Umgang, den Gebräuchen, Festen und dergl. der Bewohner der Hauptstadt sowohl, wie der anderen Städte und des platten Landes, sagt, ist aus den verschiedenen Reisewerken und Nachrichten, so gut und umsichtig gesammelt und zu einem Ganzen verschmolzen, dass der Leser dadurch ein recht anschauliches Bild des Lebens und Seyns in jenem merkwürdigen Königreiche bekömmt. Nicht weniger angenehm wird dem Freunde der Menschheit seyn, zu hören, wie das, jedes Gefühl von Humanität empörende Verfahren, welches früher in den Colonien so allgemein, jetzt nur noch hin und wider gegen die unglücklichen Opfer Europäischer Habsucht, die schwarzen Sklaven, ausgeübt wurde — dermalen in Brasilien sich sehr geändert haben soll, so dass diesen Armen — die leider! noch immer jährlich von weissen Barbaren aus dem Schoos ihres Vaterlandes gerissen werden, um in fremden Himmelsstrichen für Fremde ihren Schweiss zu vergiessen — jetzt auch, wenigstens einige, Rechte eingeräumt sind, die sie vor der etwanigen grausamen Willkühr ihrer Gebieter doch in etwas schützen, und es ihnen nicht unmöglich machen, durch Fleiss und Sparsamkeit sich das Höchste der Güter, die Freyheit, wieder zu verschaffen. Dass übrigens selbst unter diesen Armen noch eine eingebildete Standes-Abstufung Statt findet, indem der (in Brasilien) eingeborene Sklave sich mehr und besser dünkt, als sein aus fremdem Welttheil eingeführter Knechts-Bruder, ist ein abermaliger Beweis der im menschlichen Gemüth tief gegründeten Eitelkeit.

Indem Rec. die Anzeige dieses empfehlungswerthen Werkchens schliesst — die er nur darum in dieser Kürze gab, weil die Quellen, aus denen Hr. *F.* schöpfte, wohl bereits grösstentheils in den verschiedenen kritischen Zeitschriften Deutschlands, gewürdigt worden sind — erwähnt er nur noch der äussern recht lobenswerthen Ausstattung des Werks durch die Verlagshandlung, die sich besonders in den recht wohl ausgeführten 10 Kupfern der beiden Bände zeigt, die zum Theil Ansichten von Städten und Häfen, zum Theil Trachten und Abbildungen dortiger Einwohner, oder Thiere, zum Theil ihre Art zu reisen, zu fischen oder die Küste zu befahren, darstellen.

G.

Bern, b. Burgdorfer: *Ma Promenade au delà des Alpes.* 1819. 108 S. 8. (Mit einem Kupfer und einer Titel-Vignette: Ansichten der Borromäischen Inseln vorstellend.)

Derselbe Vf., der uns vor einem Jahre aus seinen Papieren die Reise von Zürich nach Zürich, seiner Vaterstadt, zum Besten gegeben, beschenkt uns hier mit einer Wanderung zu dem würdigen Vorhof aller Herrlichkeiten Italiens, zu denen ihn wohl die Sehnsucht, nicht aber die Wirklichkeit trug. Die Reise war früherhin unternommen, aber jetzt erst dem Publikum die leichte, gefällige, in anmuthiges Gewand gehüllte Erzählung gegönnt. Damals lebte noch die geistvolle, liebenswürdige Bewohnerin von Coppet (S. 8), noch war das Bagnethal nicht mit Schutt und Graus gefüllt, und noch gewährte der Simplon (nicht St. Plomb, wie irrig manche Franzosen schreiben) dem grossen Kaiserreich wichtige Vortheile in leichter Verbindung mit den transalpinischen Theilen desselben (S. 67). Gerne folgt man dem Vf. auf der herrlichen Heerstrasse längs des rechten Ufers des Genfersees, welches ihm die glühendsten Schilderungen aus der neuen Heloise ins Gedächtniss ruft, in das merkwürdige seltsame Wallis, dessen Bewohner an ihm einen billigern Beurtheiler finden, als an manchen anderen Reisenden, ungeachtet ihre träge Sorglosigkeit auch ihm nicht entgehen. Die Notizen über den Bau der Simplonstrasse, dieses stolze Denkmal, was Herrschergewalt vermag, die nicht berechnet, nur befiehlt, verdankt er *Mallets* Briefen *„sur la route de Geneve a Milan par le Simplon."* Das Ziel der Reise, die Borromäischen Inseln, sind im Verhältniss zum Übrigen mit kurzer Beschreibung abgefertigt. Die (kaum glaubliche!) Unmöglichkeit, auf der Isola Bella zu Anfang Octobers einige reife Feigen oder Trauben zu erhalten, reisst den Vf. aus seiner Bezauberung; er glaubt sich nicht mehr in Italien und fühlt nur noch die Eismassen des Simplon. Die Bemerkungen über die eigenthümliche Art der Italiäner sind kurz, aber fein, wie diejenigen (S. 25 ff.) über die vielen Wasser der Schweiz. Nicht Kardinal Schinner war es, der den Schweizern die *reputation de leur antique loyauté* gefährdete (S. 38); sie war von den Franzosen schon untergraben. Die Anekdote S. 41 ist ergötzlich. Wer Deutsch sprechen kann, sollte die Französische

Sprache des Wohlklangs wegen der Italiänischen und Griechischen auch nur von ferne nicht an die Seite setzen (S. 86). S. 99-108 enthalten bloss Bücheranzeigen des Verlegers. Die Küpferchen sind recht artig.

P. T.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Mannheim*, in der Schwan- u. Götz'schen Buchhandlung: *Hadassah*, Schauspiel in fünf Aufzügen. 1819. 137 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede: er sehe sein Gedicht selbst nur für einen *Versuch* an; und darin hat er ganz recht, aber leider! ist es ein ganz misslungener Versuch. Das Süjet ist die bekannte biblische Geschichte der *Esther*, des *Ahasverus* und des *Hamann*. Was der Vf. mit der Entschuldigung will, das Drama habe keinen historischen, sondern einen ästhetischen Zweck, und daher dürfe man keine genaue Darstellung der biblischen Erzählung suchen, ist schwer zu begreifen. Wer wird denn behaupten, ein Gedicht habe geschichtlichen Zweck? und eben so bekannt ist es, dass der dramatische Dichter historische Süjets idealisiren darf, ja muss, und in deren Bearbeitung nur an den historischen Charakter der Helden, so wie an die historische Katastrophe, gebunden ist.

In dem Stücke selbst fanden wir durchaus nichts, das der biblischen Erzählung widerspräche. Poetischen Werth können wir aber diesem Drama nicht zugestehen.

Was die Ökonomie des Stücks betrifft, so sind selbst die Situationen, welche die Geschichte darbietet, nicht gehörig benutzt. Die interessanteste ist wohl Esthers Vorbitte für ihr Volk; aber wie kalt ist diese in der 7ten Scene des 5ten Aufzugs behandelt! Unter den Charakteren sind gerade die Hauptpersonen, Ahasverus und Esther, gar nicht ausgeführt, am allerwenigsten der des Königs. Am kräftigsten ist noch der episodische Charakter des Roboham gezeichnet, der sich für sein Volk opfert. Hamanns Charakter hat gar nichts Ausgezeichnetes. Er ist ein gemeiner Bösewicht.

Die Sprache ist zwar nicht schlecht, aber auch ohne poetisches Feuer. Freylich fehlt es hie und da nicht an unedlen Stellen, z. B. S. 57, wo Sophron dem Hamann auf die Frage: ob Mardachai eingekerkert sey, antwortet:

„Ja, Herr! *der Löwe* hat den *Wurm* zertreten,

Hamann.

zertreten nicht; denn Mardachai lebt.

Sophron.

„Kann Scheden *das Gewürm* Euch bringen, Herr?"

Mehrere Härten im Versbau merken wir nicht an.

Talent wollen wir dem vielleicht jugendlichen Vf. nicht absprechen, obgleich ihm Genialität zu mangeln scheint. Dramaturgisches Studium kann ihn allerdings befähigen, der Bühne brauchbare Stücke zu liefern. V. S. 110 sind Anmerkungen angehängt, die von des Vfs. literarischen Kenntnissen zeugen.

R. S.

Paris, b. Didot: *Les Avantures de Sapho Poete de Mitylène*. Trad. de l'Italien par *P. J. B. Ch.* Quatrieme Edition, ornée de 60 Dessins composés et lithographiés par M. *Romagnesi*, Sculpteur. 1 Livraison. 1818. Fol.

Im J. 1782 erschien zu Padua ein Roman *Le Avanture di Saffo, Poetessa di Mitilene; Traduzione dal Greco originale, nuovamente scoperto*, (115 S. 8.) dessen Verfasser, wie man jetzt weiss, *Verri* war. Kaum war dieses angenehme Gedicht, in welches die Sagen von der Sappho verwebt waren, herausgekommen, als sich ein Französischer Übersetzer dazu fand. Diese Übersetzung erlebte mehrere Ausgaben, deren vierte jetzt Mr. *Ch.* in Folio besorgt. Es sind in dieser ersten Lieferung, welche bloss der Kupfer wegen da zu seyn scheint, von dem Texte mehr nicht als vier Seiten zu finden. Die im Original befindliche Anrufung der Musen lässt der Übersetzer weg, und fängt mit der *Metamorphose de Phaon*, an. Er hat jedoch sein Original sehr frey behandelt, und den schönen Stil und Rhythmus desselben nicht wiedergeben können. Zu dieser Übersetzung nun liefert Mr. *Romagnesi* Scenen und Abbildungen in Steindruck, den der Lithograph *Engelmann* besorgt hat. Die erste Tafel zeigt das Bildniss der Dichterin *Sappho*, und im Kleinen eine Münze, von welcher dasselbe vielleicht genommen und vergrössert worden ist; wobey es aber nichts gewonnen hat. Die andere Platte zeigt den *Courroux de Venus*, bey dessen Erscheinen, mit der Göttin der Liebe im Tempel, die Dichterin, als ein Opfer, zwey Tauben fliegen lässt; auf der dritten erscheint Venus dem Phaon, der in einer sehr verunglückten Stellung der Göttin gegenübersteht, die das ganze Ansehen einer Französischen Actrice hat. Auf der vierten Tafel: *Venus fait naitre les vents;* und diese möchte wohl die gelungenste seyn. — In einem Avertissement sagt der Übersetzer, das Original: *une espèce de Poëme en prose*, dessen dargestellte Personen mehr denen des *Ariosto*, als jenen des *Homer* glichen, gebe er in einer *traduction libre;* und in einem *Avant propos* fügt der *Auteur des dessins* hinzu: diese Übersetzung würde von 60 Dessins begleitet werden, und am Schluss werde man die Fragmente der Dichterin in Griechischer Sprache, Französisch übersetzt, gedruckt von Mr. *Firmin Didot* finden. — Das ist es, was wir zu erwarten haben. Von dem, was wir hier als Probe erhalten, lässt sich nicht viel sprechen.

U. S.

Leipzig, b. Brockhaus: *Der Schicksals-Strumpf.* Tragödie in zwey Akten von den Brüdern *Fatalis.* 1818. 160 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine Persiflage der jetzigen Trauerspiele eines *Öhlenschläger*, *Werner*, *Müllner*, *Fouqué*, *Grillparzer* u. A., von der sehr zu wünschen ist, dass sie ihren Zweck erreiche, das Publikum von dem jetzt vorherrschenden Geschmacke an jenen ästhetischen Ungeheuern zu heilen. Der Vf. beurkundet eine reiche Ader von Witz und Laune. — Die Anwendung solcher Stellen, wie z. B. S. 109.

Hier sind *Bücher* vielerley,
Die enthalten viel
Von dem neusten Stil.
Gleichnisse sind drin zu finden
Dren kein Teufel denken würde,
Und Erzählungen in Menge
Worte, schwerlich zu verstehen
Und langweilige Trophäen. u. s. w.

ist wohl nicht schwer zu finden. Meisterhaft ist der Schluss, wo Kunigunde Moralino das *gute Princip* befragt:

Jetzt bitt' ich Sie, warum ist das alles geschehen?

und dieser antwortet:

Warum?
Weil das Schicksal war so dumm.
Wär kein Schicksal dumm auf Erden,
Könnten Trauerspiele werden??

P. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Rostock, b. Adlers Erben: *Predigten* von M. *Christian Michael Theodor Stever*, weil. Director des geistl. Ministerii, Mitscholarch (en) der grossen Stadtschule, Pastor zu St. Nicolai, und Mitglied des Ehegerichts, auch des Armen-Collegii zu Rostock. Herausgegeben von D. *Johann Bernhard Krey*, Pastor zu St. Petri, und M. *Karl Genzken*, erwählter (m) Pastor zu St. Nicolai. 1818. XVI u. 264 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die schon durch eigene, homiletische und andere, Arbeiten rühmlichst bekannten Herausgeber bemerken in dem Vorworte, worin sie von dem Leben und der Wirksamkeit des sel. *Stever* einige Nachrichten ertheilen, dass sie, bey der Liebe seiner Gemeinde zu ihm, und ihrer nicht wankenden treuen Gesinnung gegen ihn, dem Wunsche derselben, in einigen, vor ihr gehaltenen Predigten ein kleines wichtiges Andenken von ihm zu besitzen, welchen Wunsch auch mehrere andere Einwohner Rostocks getheilt hätten, nicht hätten widerstehen können, und sich darum der Herausgabe dieser Predigten unterzogen hätten. Die Auswahl aus seinen gesammten hinterlassenen Predigten sey ihnen durch Verschiedene der Freunde und Zuhörer desselben *Stever's* selbst erleichtert worden, von denen ihnen solche Vorträge bezeichnet worden wären, die ihnen vorzüglich gefallen, einen besonders grossen und bleibenden Eindruck auf sie gemacht hätten, und die sie darum vor allen wünschten. Diesen hätten sie nur wenige beyfügen dürfen, und bey diesen hätten sie, so wie auf merkwürdige Zeiten und Tage, so auch darauf gesehen, dass sie sich der Mannichfaltigkeit wegen von jenen etwas mehr unterschieden.

Rec., der mit dem seligen *Stever* nie in irgend einer Verbindung gestanden, niemals unter seinen Zuhörern gewesen ist, und weder schriftlich noch mündlich je mit ihm ein Wort gewechselt hat, nahm nicht nur um der Herausgeber willen, die er ehrt und schätzt, die vorliegenden Predigten mit grossen Erwartungen zur Hand, sondern auch, weil er von zwey Männern, auf deren Urtheil er sich verlassen zu dürfen glaubte, den verstorbenen Consistorialräthen *Ziegler* und *Dahl*, von denen der erste bekanntlich eine gute Predigt für ein äusserst schweres Kunstwerk hielt, und der zweyte selbst eine Homiletik geschrieben hat, ihren verewigten Vf. als einen ausgezeichneten Kanzelredner hatte rühmen hören. Offenherzig muss er gestehen, dass seine Erwartungen nicht befriedigt worden sind. — Nicht, als ob er in das ausgezeichnete Talent des Vfs. an sich ein Misstrauen setzte. Nur haben sich höchstwahrscheinlich die Herausgeber bey der Auswahl der Predigten zu sehr von der Stimmung der Freunde und Zuhörer *Stever's* leiten lassen. Auch der beste Prediger kann zu Zeiten weniger gelungene Arbeiten liefern, die vielleicht aus irgend einem oft sehr zufälligen Grunde auf manche seiner Zuhörer einen grösseren Eindruck machen, wie er selbst erwartet, ohne darum des Drucks werth zu seyn; und darum hätten, wenn für den Ruhm des verstorbenen Verfassers gesorgt werden sollte, nur sehr wenige von diesen Predigten gedruckt werden sollen. Denn wozu sollen Predigten gedruckt werden, in denen der Vf. sehr gewöhnliche Materien behandelt, und bey denen auch die Ausführung nicht dazu beyträgt, sie zu heben, in denen man auf keine neuen und interessanten Wendungen trifft, in denen die Sprache sich durch nichts auszeichnet, und in denen wohl gar die Disposition unrichtig ist, und der logischen Ordnung und Gründlichkeit ermangelt? Gleich in den beiden ersten Predigten ist diess der Fall. Die *erste* Predigt, eine Wahlpredigt des Vfs. im J. 1795, über das Thema: *der Christ muss beständig über sein Herz wachen, und die Sünde bekämpfen*, theilt so ab: 1) die Nothwendigkeit dieses Kampfes; 2) die Vortheile, die wir davon zu erwarten haben, und 3) die Mittel, wodurch wir uns den Kampf gegen die Sünde erleichtern können. — Hier gehört streng genommen nur No. 1, und höchstens No. 1 und 2 zum Thema; der dritte Theil behandelt etwas, was gar nicht im Thema liegt. Noch auffallender wird in der *zweyten* Predigt am Neujahrstage 1817 das Unrichtige in der Disposition. *Es ist gut, dass wir unsere Schicksale nicht vorherwissen.* Ich werde 1) diese Wahrheit beweisen, 2) zeigen, wie wir der dunkeln Zukunft mit getrostem Muthe entgegen gehen können. Wir müssen es nämlich thun mit Vertrauen auf Gott, und wir müssen, damit unser Vertrauen auf Gott festgegründet und wohlgeordnet sey, auch christliche Tugend damit verbinden. Hier steht der zweyte Theil, wie er abgehandelt ist, durchaus in keiner Verbindung mit dem ersten, und hätte, wenn es erlaubt wäre, so zu disponiren, vielen anderen Predigten als zweyter Theil beygefügt werden können. Eher würde es au

seiner Stelle gewesen seyn, wenn der Vf. im zweyten Theile darauf aufmerksam gemacht hätte, dass wir nicht zu abergläubischen Mitteln unsere Zuflucht nehmen dürfen, um unsere künftigen Schicksale, die Gott aus weisen Absichten vor uns verhüllt hat, zu enträthseln, und dass wir bey der Ungewissheit unserer künftigen Schicksale uns auf das, was allen sicher bevorsteht, vorzubereiten haben. — Auch wenn XI, in der Predigt zur Feyer des 18ten Octobers 1816: *Wie feyern wir solche Denktage am würdigsten?* also abgetheilt wird 1) mit herzlichem Dank gegen Gott, 2) mit christlicher Freude über die grossen Begebenheiten, an die uns solche Tage erinnern, 3) mit dem erneuerten Vertrauen auf den Regierer der Welt, und 4) mit dem lebendigen Vorsatze, Gottes Gebote immer williger und treuer auszuüben: so sprechen diese Theile, auch davon abgesehen, dass 1 und 2 zusammen zu gehören scheint, nur das Allgemeine, aber nicht das Ausgezeichnete gerade solcher Denktage aus. Wenigstens hätte auch derer, die zum Besten des Vaterlandes ihr Blut und Leben gewagt und geopfert hatten, mit Dank und Liebe gedacht werden sollen; aber diess geschieht hier nicht, wenn wir die Erwähnung des Fürsten Blücher von Wahlstadt ausnehmen, dessen wohl nur gedacht wird, weil er im J. 1742 zu Rostock geboren worden ist, und der auch ohne den Muth der Tapferen, die unter ihm stritten und fielen, das nicht geleistet haben würde, was er wirklich geleistet hat.

Um gegen den Vf. nicht ungerecht zu werden, dürfen wir auch das Bessere an diesen Predigten nicht verschweigen, und müssen von ihnen rühmen, dass durchaus praktische Materien gewählt, und diese mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zuhörer behandelt sind, dass die Sprache, obgleich sie sich durch nichts auszeichnet, doch fasslich, und Stellenweise herzlich ist, dass zuweilen auch seltenere Materien gewählt sind, wie V. *die Hoffnung guter Menschen, sich einander in der Ewigkeit wiederzusehen;* VIII. *Einige Betrachtungen über den Sommer;* IX. *Von dem Eindruck, welchen der Anblick des freyen Feldes im Sommer auf gute Menschen macht*, dass gewöhnlich richtiger disponirt wird, wie in den oben angeführten Predigten geschehen ist, und dass besonders die Rücksprache, die der Vf. XIV., *Einige Ermahnungen zur Menschenliebe aus der Geburt Christi* am ersten Weihnachtstage 1805, nach einer zehnjährigen Amtsführung, und XV. *die zwanzigjährige Amtsführung betreffend*, am ersten Weihnachtstage 1815 mit seinen Zuhörern hält, Beyfall und Nachahmung verdient. Auch weiss der Vf. die Texte sehr gut zu benutzen, wie in III. *Über die Versuchungen zur Sünde, die aus Mangel und Noth entstehen*, und X. *die lehrreiche Geschichte des auferweckten Jünglings zu Nain.* Lehrreich ist 1) sein Todt; 2) seine Auferweckung; 3) lehrreich sind die Folgen derselben. So unterlässt der Vf. auch nicht, andere Stellen der heil. Schrift seinen Vorträgen einzuweben, um den Eindruck derselben zu verstärken. Insonderheit hat uns die Wärme gefallen, mit welcher er bey jeder schicklichen Gelegenheit seine Zuhörer ermuntert, ihre Kinder zur Frömmigkeit und Tugend zu erziehen, und die Fehler rügt, die in dieser Rücksicht von den Ältern begangen werden. — Die nicht bereits angeführten Themata sind IV. *der Trost eines guten Gewissens bey den Leiden des Lebens;* VI. *einige Mittel, der überhandnehmenden Gleichgültigkeit gegen das Christenthum immer mehr vorzubeugen.* VII. *Gott ist Schöpfer und Geber des Brods.* XII. *Luther, ein Werkzeug Gottes.* Jubelpredigt am 31 October 1817. XVII ist eine Rede am Grabe des unvergesslichen Stifters der Armenordnung, des Herrn Doctors und Senators *Johann Christian Schröder*, im J. 1809 gehalten.

Wir zweifeln nicht, dass durch diese Predigten, ungeachtet der von uns gerügten Mängel, nach dem Wunsche der Herausgeber das Gedächtniss ihres ehrwürdigen Verfassers in Segen bleiben, und seine Wirksamkeit fortdauern werde, und sie auch in einem grösseren Kreise dazu beytragen werden, das Reich Gottes auf Erden, die grosse Sache des Wahren, Rechten und Guten zu fördern.

-†-m-†-

Leipzig, b. Dürr: *Predigten*, auf besondere Veranlassungen gehalten von *Gottlieb Lange*, Prediger zu Pötewitz bey Zeitz. Erstes Bändchen, enthaltend vaterländische und Ernte-Predigten. 1819. VIII u. 200 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. ist als populärer Prediger hinlänglich bekannt durch seine vormalige Bearbeitung der in den Königl. Sächs. Landen vorgeschriebenen alljährlichen Busstexte, und beurkundet auch durch die gegenwärtigen Predigten seine Gabe, populär zu predigen. Es sind deren eilf an der Zahl. Die erste ward am 5 *p. Trin.* gehalten zur Feyer des Andenkens an die Schlacht bey Belle Alliance, und hat folgenden Hauptsatz: *Wodurch wird die heutige Erinnerung an die Tage unserer Errettung für das Vaterland recht fruchtbar und gesegnet?* Ziemlich ungezwungen leitet der Vf. aus dem Evangelio folgende Theile ab: wenn wir durch sie zur ausdauernden und unermüdeten Berufstreue uns verpflichten — in christlicher Einmüthigkeit und Eintracht uns befestigen — den Sinn der Demuth in uns beleben — und uns begeistern lassen zur eifrigsten Beförderung des Wahren und Guten, des Heiligen und Göttlichen. Rec. würde noch besonders zum Vertrauen auf Gott ermuntert haben, wozu auch im Evangelio Stoff vorhanden war. In den folgenden vier Predigten kann Rec. nicht immer einerley Meinung mit dem Vf. seyn. Sie sind mit Rücksicht auf das neue Preussische Zollgesetz gehalten, und handeln folgende Sätze ab: *Was wir bey der neuen Abgaben-Ordnung in unserem Lande hauptsächlich zu berücksichtigen haben, um uns mit Zufriedenheit in dieselbe zu fügen;* über die Epistel am 2 *p. Epiph.* — *Wie schwer sich Jeder versündige, der die festgesetzten öffentlichen Abgaben zu umgehen, und den Staat zu betrügen sucht;* über Röm. 13, 1—7. — *Dass es durchaus*

keinen gültigen Vorwand gebe, warum man sich eine Umgehung der öffentlichen Abgaben erlauben dürfe; über das Evangelium am Sonntage Estomihi. — *Was uns in solchen Zeiten obliegt, in welchen sich die Versuchungen zum Unrecht vermehren*; über das Evangelium am Sonntage Invocavit.

Der Vf. mochte selbst fühlen, dass er sich zu oft nach einander über diesen Gegenstand in seinen Vorträgen geäussert hatte. Daher sagt er in der Vorrede: „Warum ich mich in mehreren Predigten über die neue Preussische Zoll- und Verbrauchs-Steuer-Ordnung verbreitet habe„ davon wird man die Gründe und Absichten in den Predigten selbst finden. — Ist irgend Jemand berufen, in seinem Wirkungskreise die Zufriedenheit mit den öffentlichen Einrichtungen des Landes zu befördern, und Allen, auf welche er wirken kann, die gröfste Gewissenhaftigkeit in den Pflichten gegen das Vaterland zu empfehlen: so ist es gewiss der christliche Religionslehrer. Und diesem Berufe wünschte ich nach meinen Kräften zu genügen. Man wird vielleicht mit meinen in diesen Vorträgen dargelegten Ansichten und Urtheilen nicht allenthalben übereinstimmen, darein füge ich mich gern; man lasse nur der Redlichkeit meines Bestrebens Gerechtigkeit widerfahren!" Rec. zweifelt keinesweges an der redlichen Absicht des Vfs., kann aber nicht immer in seine Ansichten und Urtheile mit eingehen. So wenig er den vom Vf. erwähnten und anerkannten Beruf des Predigers ableugnen will und kann: so ist er doch überzeugt, dass durch öftere und immer wiederholte Erwähnung und Vertheidigung derselben Sache die öffentliche Meinung, besonders bey dem gemeinen Manne, mehr verschlimmert als verbessert werde. Denn gerade der Umstand, dass der Prediger es sich so sehr angelegen seyn lässt, eine solche Einrichtung zu empfehlen oder wenigstens zu rechtfertigen, vermehrt die Abneigung gegen dieselbe, weil eine gute Sache und Anstalt sich durch sich selbst empfiehlt, und keiner Vertheidigung und Empfehlung bedarf, und weil man meint, der Prediger könne leicht loben und empfehlen, weil er nichts dabey leide, sondern wohl gar noch davon Vortheile erwarte. Aus diesen Gründen würde Rec. es bey einem oder höchstens zwey Vorträgen über diese Materie haben bewenden lassen. Das Tröstlichste, was er über die ganze Angelegenheit sagen konnte, und im dritten Theile gesagt hat, ist, dass das Zollgesetz nicht für immer gegeben seyn, sondern von Zeit zu Zeit geprüft, und nach Zeit und Umständen abgeändert und verbessert werden soll.

Zweckmäfsiger ist das, was Hr. *L.* in der fünften Predigt sagt über das Evangelium am Sonntage Invocavit: *Was uns in solchen Zeiten obliege, in welchen sich die Versuchungen zum Unrecht vermehren.* Die sechste, über die Epistel am 5 *p. Trinit.*, beantwortet textmäfsig und gründlich die Frage: *Warum es uns nicht befremden dürfe, wenn wir bey unseren besten Absichten und edelsten Bestrebungen oft die Unzufriedenheit und den Unwillen Anderer erfahren müssen.* — Warum diese Predigt unter die Vaterlandspredigten aufgenommen worden sey, kann Rec. nicht sagen; vielleicht wollte der Vf. den pflichtliebenden Zollbeamten ein tröstliches Wort ans Herz legen.

Die fünf Erntepredigten sind der Fassungskraft des Landmanns angemessen, und dabey vollkommen zeitgemäfs, indem die jedesmaligen Umstände wohl berücksichtigt sind. In der letzten Predigt zeigt der Vf. auch, dass er seines vorigen Regenten noch mit Liebe und Verehrung gedenkt, indem er an dem Jubelfeste des gekrönten Greises die Erntepredigt hielt, und dabey zugleich die Herzen seiner Zuhörer zur Freude über die glückliche Jubelfeyer ihres vorigen Landesvaters erweckte.

7. 4. 5.

THEOLOGIE.

WITTENBERG u. AUGSBURG: *Die Einheit der protestantischen Kirche, dargestellt in den Lehren derselben vom Worte Gottes und der christlichen Kirche.* 1817. 120 S. 8. (10 gr.)

Als Merkmale der christlichen Kirche giebt der ungenannte Vf. folgende an: Ihr Haupt, Einheitspunct, ist Jesus Christus; Glieder sind alle, welche im lebendigen Glauben ihn als solchen bekennen; die Grundlage ist die Bibel als Gottes Wort (nicht lieber: das in der Bibel enthaltene Wort Gottes?); das Band ist die Liebe und Einheit im Geist; der Zweck ist Heiligung und Beseligung der Menschen. — Es wäre anmafsend, unchristlich und schrecklich, setzt der Vf. hinzu, die Prädicate, welche dieser allgemeinen christlichen Kirche gebühren, nur Einer sichtbaren zuzuschreiben, und alle übrigen zu verwerfen. Eine Anstalt, wo alle äufseren Glieder auch zugleich die inneren sind, ein so artikulirter Bund, der durch Mittelglieder als unmittelbare Leiter des heiligen Geistes vereiniget wird, ist das Christenthum nicht. Die Herrlichkeit der wahren christlichen Kirche ist so grofs, dass sie in einer äufseren sichtbaren Gesellschaft in ihrer Reinheit nicht einmal ganz dargestellt werden kann. Darum verzichten wir auf eine gegliederte, organische, sichtbare Kirche auf Erden, die durch Eine Kirchenordnung regiert, wohl gar nach einer Glaubensregel gezwungen werden müfste. Die wahre Einheit ist eine freye, im Geiste. Der Vf. giebt hierauf die Grundsätze an, durch welche die evangelische, protestantische Kirche sich der römisch-katholischen entgegenstellt, nämlich dass die Form des Cultus, alle Aufserlichkeiten unwesentlich seyen, dass die wahre Kirche keines Priesterthums mehr bedürfe, und dass wir in allen Glaubens- und Gewissens-Sachen keinem menschlichen Gerichte unterworfen, unsere Überzeugungen Niemand zu opfern schuldig seyn. Diese Freyheit soll übrigens, nach dem Vf., sehr missverstanden und dahin ausgelegt seyn, dass die protestantischen Christen „nach Willkühr glauben und lehren, nach Wohlgefallen die Bibel im eignen Sinn auslegen könnten." Sollte das wirklich behauptet seyn? Die dessen beschuldiget werden, haben doch eigentlich nur behauptet, dass sie nach ihrer Überzeugung und Einsicht

glauben und lehren und die Bibel auslegen dürfen, also Etwas, das der Vf. selbst annimmt und vertheidigt. „Eine menschliche, in Glaubenssachen bindende, lösende, zwingende und gesetzgebende Gewalt ist dem Christenthum ganz fremd, und verräth eine Geistesschwäche aller derer, die sich derselben unterwerfen.“ Er setzet freylich hinzu: „die Autorität, die uns bindet, ist das Wort Gottes,“ und richtig verstanden ist des allerdings wahr. Aber wer bestimmen will, in welchem Sinne Jeder die Bibel oder die darin befindlichen Aussprüche für Gottes Wort zu halten habe, masst sich der denn nicht eine solche gesetzgebende Gewalt an, oder billigt er nicht wenigstens eine solche Gewalt, als von dem Vf. ausdrücklich verworfen wird? Die Wahrheit ist es, die uns frey machen soll; Niemand kann aber sagen, er habe Wahrheit, der nicht überzeugt ist; und am Ende bleibt die eigene Überzeugung doch das Einzige, wonach wir zu urtheilen angewiesen werden können. Luther's Grundsatz war, man solle Nichts wider das Gewissen thun, und wo er diesen Grundsatz bestimmt aussprach, war eben vom Lehren nach eigener Einsicht und Überzeugung die Rede. „Die Freyheit,“ sagt unser Vf., „ist in Ungebundenheit und Zügellosigkeit versunken;“ denn viele haben sich der Neologie, dem Rationalismus, dem Skepticismus und der alles Positiven zerstörenden Accommodation hingegeben.“ Rec. ist gar nicht mit allem zufrieden, was durch diese Ausdrücke bezeichnet werden soll und mag; aber weil sie in mehrerley Sinne gebraucht werden, und weil sie auch einen Sinn haben, in welchem die damit angedeuteten Denkungsarten gar nicht verwerflich sind: so sollte man sich bey solchen Verwerfungsurtheilen wenigstens bestimmt erklären. Ungebundenheit und Zügellosigkeit wird auch dem Vf. die Römische Kirche vorwerfen; Neologie, als Lehre, die von dem Hergebrachten abweicht, kann nicht verwerflich seyn; in diesem Sinne war das Christenthum auch Neologie; als Haschen nach dem Neuen, Ergreifen des Neuen, weil es neu ist oder scheint, ist sie verwerflich, ihr steht aber eine nicht minder verwerfliche Paläologie gegenüber; der Rationalismus nimmt die Vernunft als die Kraft an, vermittelst der wir Wahrheit anerkennen und über Wahrheit und Irrthum entscheiden; wer einen andern Prüfstein, unabhängig von ihr, annimmt, ihr entgegen oder über sie hinaussetzt, mag sehen, wie er dazu komme; Skepticismus ist nicht nothwendig Zweifel*sucht*; er ist die Denkungsart, die nie meint, zu einer mit keinem Irrthume vermischten Wahrheit, zu einem keiner Verbesserung fähigen und bedürftigen Gedankengebäude gelangt zu seyn, fortgesetzte und erneuerte Untersuchung immer nöthig achtet; durch Verwerfung der Accommodation kann man leicht den biblischen Schriftstellern selbst zu nahe treten, die sich derselben nicht selten bedienten. — Merkwürdig sind die Worte, die der Vf. kurz nach jener Stelle ausspricht: „Das Festhalten an der Bibel bindet uns unauflöslich; das Loslassen würde uns zerspalten. Nicht als wenn wir das Wort selbst als einen neuen Mittler annehmen zwischen Gott und den Menschen, wir berufen uns nicht auf den todten Buchstaben, sondern auf das Zeugniss des heiligen Geistes.“ Aber worin besteht dieses Zeugniss des heiligen Geistes? und woran ist es mit Gewissheit zu erkennen? Diese Fragen möchten wir wohl von dem Vf. bestimmt beantwortet sehen.

Viel Ehre macht ihm die Unbefangenheit, Gerechtigkeit und Liebe, womit er über die verschiedenen Confessionen spricht, und seine die Einleitung beschliessenden Äusserungen über Kirchenverfassungen und Kirchenrecht unterscheiden sich sehr vortheilhaft von dem Meisten, was seit einiger Zeit über diese Gegenstände vorgebracht ist.

Nach der Einleitung stellt der Vf. die Erklärungen über die heilige Schrift, als das Wort Gottes aus dem späteren Helvetischen Glaubensbekenntniss von 1566, aus dem früheren Helvetischen Glaubensbekenntnissen von 1536, aus dem Baselschen von 1532, aus dem Böhmischen oder Waldensischen von 1573, aus dem Gallischen (Französischen) Glaubensbekenntniss (das 1559 zu Amboux, dann 1561 zu Poissy Französisch abgefasst, 1566 Lateinisch herausgegeben wurde), aus dem Englischen (der im Namen der Englischen Kirche 1562 verfassten allgemeinen Apologie beygefügten), aus dem Belgischen von 1566, aus dem Sächsischen von 1551, aus dem Würtembergischen von 1552, aus dem Schwäbischen von 1530, aus dem Schwedischen von 1593, aus dem Glaubensbekenntnisse Johann Sigismunds von Brandenburg, und aus dem Bekenntnisse der reformirten Kirchen in Polen, Lithauen u. s. w. von 1645 zusammen; dann die Lehre von der christlichen Kirche aus den 10 ersten der genannten Bekenntnissschriften und aus dem Augsburgischen Glaubensbekenntniss und dem Heidelbergischen Katechismus. Warum der Vf. bey dieser Zusammenstellung die Zeitordnung nicht beobachtet habe, sehen wir nicht ein.

HIKL.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Neustadt a. d. O.*, b. Wagner: *Die wiedergefundene Tochter.* Eine lehrreiche Geschichte für die weibliche Jugend von *Chr. Niemeyer*, Verfasser des Deutschen Plutarchs und des Heldenbuchs. 1819. 194 S. 8. (21 gr.)

Der Vf. beschenkt hier die weibliche Jugend (wir können auch hinzusetzen: die *männliche*) mit einem Buche, bey welchem es nicht allein auf Unterhaltung, sondern auch, wie der Titel verspricht, auf Belehrung abgesehen ist, und welches dazu dienen kann, das religiöse und sittliche Gefühl zu beleben und zu schärfen. Wir können es daher mit vollem Rechte als eine sehr nützliche Jugendschrift empfehlen.

7. 4. 5.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Tübingen, b. Laupp: *Der gefesselte Prometheus, ein Trauerspiel von Aeschylos.* Nach der Versart der Urschrift verdeutscht von *Carl Philipp Conz*, der Griech. und Röm. Sprache u. s. w. Professor zu Tübingen. 1819. VI u. 105 S. kl. 8. (12 gr.)

Wir verkennen die Mühe nicht, welche von Hn. *C.* auf Verdeutschung des Aeschylos gewendet worden, den er nunmehr bis auf Ein Stück, Ἱκετίδες, übersetzt hat; aber wir können nicht verhehlen, dafs wir seine Arbeit weit unter der Erwartung gefunden, wozu der jetzige Standpunct der Übersetzungskunst berechtigt. Denn um von Vofs, dem Vater und den Söhnen, von Schlegel, Gries und einigen anderen Übersetzern zu schweigen, die so vielen, an eine wahre Übersetzung unerläfslichen Ansprüchen mehr oder minder Genüge leisten: so bietet sich uns bey Aeschylos selbst eine Arbeit von seltener Vollendung und hoher Meisterschaft dar, die Übersetzung des Agamemnon von Humboldt, ein Werk, das mit allem Recht ein treuer Spiegel des Aeschylos genannt zu werden verdient. Hr. *C.* aber hat uns ein so schwächliches Abbild des grofsartigen Prometheus gegeben, mit so vielen verkümmerten und verzerrten Zügen, und mit einer solchen Unbeholfenheit des Ausdrucks, dafs eine getreue Nachbildung in Prosa, auf Abschlag für diejenigen, welche kein Griechisch verstehen, bis zur Erscheinung der Vossischen Übersetzung, für deren Güte im Voraus der verdeutschte Shakespeare bürgt, besser gewesen wäre.

Nach den Untersuchungen über den tragischen Trimeter findet sich keine sichere Stelle, welche den Anapäst zuläfst, ausser dem ersten Fufs, oder den eigenthümlichen Namen, welchen aus Noth mehr Freyheit zugestanden werden mufste. Anapästen geben dem Trimeter etwas Hüpfendes, das dem ernsten starken Auftreten des Aeschylischen Trimeters nicht eigen ist. Bey ihm sind die Auflösungen in Tribrachen bekanntermafsen zumeist in die melischen Trimeter verwiesen, wo sie in vielfach beweglicher Gesellschaft nicht zurückbleiben dürfen. Hr. C. nun hat die Anapästen nicht, wie er sollte, vermieden: diefs aber, da es nicht sehr oft angewandt worden, ist noch nicht so unangenehm, als die langgebrauchten kurzen Sylben, welche äufserst häufig vorkommen. Z. B. V. 3: *Hephästos, zu bestellen ziemt dir den Befehl;* V. 31. *Dafür nun hüten mufst du den unfreundlichen;* V. 53: *Dafs nicht der Vater schaue die Saumseligkeit!* V. 102: *Weifs ich voraus doch. Nichterwartetes Geschick Trifft nie mich, niemals! Muthig das verhängete;* und so an vielen Stellen. Die anapästischen Verse aber hat Hr. *C.* so behandelt, dafs man ihm auch mit dem besten Willen von der Welt nicht zugestehen kann, er wisse sie irgend zu übersetzen. Wir wollen gar nicht von einer kunstreichen, feinen Behandlung derselben reden, und ihm z. B. wiederkehrenden Gebrauch von Füfsen, wie: *schmählichen Zwang, Einfesselnden Zwang,* vorrücken, aber reine Trochäen, wie: *Seht von welcher Qualenfolter,* und reine Jamben, wie: *In welchen Fesselzwang gezwängt!* haben doch mit Anapästen gewifs Nichts gemein. An Übertragung künstlicherer und verwickelter Versarten ist vollends nicht zu denken. Wem möchte nicht alle Geduld ausgehen, wenn er Trimeter unter Chorversen, wie V. 116: θεόσυτος, ἢ βρότειος, ἢ κεκραμένη; also übersetzt findet: *Ists Göttergedüft? ists menschliches? Beides zusammt?* — Um auch ein Pröbchen von Chorversen zu geben, lassen wir V. 117 folgen:

> ἵκετο τερμόνιον ἐπὶ πάγον;

dieser besteht, wie bekannt, aus einem Päon und Dochmius, und lautet nun so:

> *Zu dem äufsersten Rand des Felsen wer naht.*

Die beiden darauf folgenden Trimeter haben wieder eine andere Gestalt:

> *Zu schaun mein Leid, oder was will er sonst?*
> *O schaut den Gebundnen! mich unglücksel'gen Gott!*

Diefs reicht gewifs hin, den Wunsch zu rechtfertigen, uns bey einer Herausgabe des ganzen Aeschylos, wozu in der Vorrede Miene gemacht wird, lieber in Prosa zu bewirthen, vorerst aber noch nach einiger Gewandtheit des Ausdrucks zu streben, die Deutsche Sprache der Aeschylischen gemäfser zu wählen, und wenigstens Unebenheiten der Rede zu vermeiden.

Wir wollen hier ein Stück der Übersetzung durchgehen, damit sich klar zeige, wie wenig hart unser Urtheil sey. V. 1. *Ans fernest' Erdbezirke.* V. 3. 4.

> *Hephästos, zu bestellen ziemt dir den Befehl,*
> *Den dir vertraut der Vater, diesen Frevler da u. s. w.*

Einen anvertrauten Befehl bestellen, kann nur von Botschaften gebraucht werden, nicht von Vollziehung eines Befehls, und doch ist diefs der Sinn des Textes:

> Ἥφαιστε σοὶ δὲ χρὴ μέλειν ἐπιστολάς,
> Ἅς σοι πατὴρ ἐφεῖτο, τόνδε πρὸς πέτραις κ. τ. λ.

V. 7. παντέχνου πυρός, *des kunsterfüllten Feuers.* Des künstlichen Feuers könnte stehen, jenes aber nicht.

V. 15. Δῆσαι βίᾳ φάραγγι πρὸς δυσχειμέρῳ. Πάντως δ' ἀνάγκη τῶνδ' ἐμοὶ τόλμαν σχεθεῖν.

Zu bänd'gen an den sturmumbraus'ten Felsenhang,
Und wagen dennoch muss ich, wie es sey, die That;

Hier ist *bänd'gen* nicht schön, und *wie es sey* falsch, da man so für *wie es auch sey* nicht sagen kann. V. 18. τῆς ὀρθοβούλου Θέμιδος αἰπυμῆτα παῖ, ist ganz ausgelassen, und dafür: *(gegen Prometheus)* gesetzt. Dergleichen Willkühr kann nicht gebilligt werden. V. 25. πάχνην θ' ἕω, *den Morgenreifen.* Für *Morgenreif* kann diess nicht stehen, oder soll es etwa auf Prometheus gehen, der die Nacht über reif geworden? V. 26. ἀχθηδὼν κακοῦ, *Jammers Folterschmerz.* Man muss den Aeschylos nur nicht in kühnen und starken Ausdrücken überbieten wollen, da er selbst schon desswegen vom Aristophanes, der sonst die höchste Achtung für ihn an den Tag legt, manchmal mitgenommen wird. V. 30. βροτοῖσι τιμὰς ὤπασας πέρα δίκης. *Und wider Recht Vorzüge Sterblichen vertheilt.* Vorzüge hat er ihnen nicht ertheilt: denn ertheilt muss es hier durchaus heissen; sondern Gaben. V. 34 sq. Διὸς γὰρ δυσπαραίτητοι φρένες· Ἅπας δὲ τραχὺς ὅστις ἂν νέον κρατῇ.

unerbittlich bleibt ja Zeus,
Und strenges Sinns der neuen Herrscher jeglicher.

Dass jeder neue Herrscher streng sey, sagt Aeschylos, dass er es aber bleibe, keineswegs, und somit darf es auch in der Übersetzung nicht stehen. Sophokles schilderte in der Antigone den Kreon als neuen Herrscher eigensinnig hart, er blieb es aber nicht, sondern gewitzigt ward er weich. V. 137. σὺ στυγεῖς, *nicht Hass gezollt,* etwas modern, wir führen es aber vorzüglich an, um von dem sehr häufigen Fuhrmannsimperativ doch auch ein Beyspiel zu geben. V. 38. Ὅστις τὸ σὸν θνητοῖσι προύδωκεν γέρας; *der doch verrieth den Todverfall'nen deinen Hort!* Welcher sonderbare gesuchte Ausdruck für das einfache: *den Sterblichen!* So kommt auch noch weiterhin *den Todeseigenen* vor. Auch sehen wir nicht ein, wie das Feuer der Hort des Hephästos genannt werden kann, mag es auch immerhin einen Nibelungenhort geben. V. 39. τὸ ξυγγενές τοι δεινόν, ἥ θ' ὁμιλία. *Blut wird nicht Wasser, mächtig auch gilt Freundesbund.* Ganz willkührlich, wie man heut zu Tage nicht mehr übersetzt. V. 44. *vergeblich, eitel nutzlos.* V. 45. *O viel verhasstes mir betrautes Händeamt!* betraut ist nicht recht gebraucht. V. 46 sq. Τί νιν στυγεῖς; πόνων γάρ, ὡς ἁπλῷ λόγῳ, τῶν νῦν παρόντων οὐδὲν αἰτία τέχνη.

Nicht schmäh' es! Trägt, die jetzo dich umdrängt, der Qual,
Um rund es auszusagen, deine Kunst nicht Schuld?

Diess verstehen wir nicht. V. 49 sq. Ἅπαντ' ἐπράχθη πλὴν θεοῖσι κοιρανεῖν. Ἐλεύθερος γὰρ οὔτις ἐστὶ πλὴν Διός.

Beschieden war den Göttern jedes Glück, nur nicht
Des Herrschens. Frey ist niemand ausser Zeus.

Sollte es so heissen, dann dürfte πλὴν nicht vor θεοῖσι stehen. Der Sinn der Stelle ist: Diess (was nämlich Hephästos so eben gewünscht) geht nicht: denn du bist nicht der König der Götter, um zu schalten über Ämter, wies beliebt. V. 52. *Diesen einzubändigen.* V. 63. Πλὴν τοῦδ' ἂν οὐδεὶς ἐνδίκως μέμψαιτό μοι. *Wohl soll mit Fug diess Niemand tadeln, denn nur der.* Hiezu lesen wir folgende Anmerkung: „Der Sinn ist nicht: Nur er wird es tadeln, weil ihm die Sache leidig ist. Vielmehr es ist ein ehrendes Compliment, womit Meister Hephästos, der Künstler, dem Meister Prometheus, seinem Kunstgenossen und Verwandten, huldigt. Auch hierin ist der gerade grossartige Sinn des Dichters nicht zu verkennen. Er stellt uns seinen Vulkan dar, wie er nur zögernd an das ihm so verhasste Werk geht, seinen Freund Prometheus nämlich an den Scythischen Felsen zu schmieden; aber nachdem er sich ein Mal, der Gewalt nachgebend, dazu verstanden hat, will er, was er thut, nicht schlecht thun. Seine biedere Redlichkeit bewährt sich, wie seine Künstlertüchtigkeit und Ehrlichkeit zugleich in der Achtung gegen den höheren Künstler Prometheus." Kann man den Aeschylos ärger missverstehen? Der Sinn ist: Jeder wird mein Werk gut vollbracht finden, nur er nicht: denn ihm gereicht es zur Qual. V. 77. ὡς οὑπιτιμητής γε τῶν ἔργων βαρύς. *Ein strenger Vogt wird Schatzung halten solches Werks.* Diese Sprache scheint uns im Aeschylos nicht zulässig, da sie etwas Gesuchtes und mehr national Deutsches enthält, als sich für einen Griechen passt. V. 78. Ὅμοια μορφῇ γλῶσσά σου γηρύεται. *So hässlich wie dein Angesicht dein Zungenschwatz!* Hier hätte „ist" nicht sollen ausgelassen werden, auch taugt der Zungenschwatz nicht viel. V. 81. Gehn wir, an allen Gliedern ist er rings *umgarnt.* Unbeholfen klingt 84. *Mögen dich die Todeseignen lösen solcher Qualenmüh'n!* V. 85.
— ᴗ —
Prometheus. V. 89. *Meereswogungen.* V. 90. *Erd' allsäugende,* nicht gut für Allmutter oder Allnährerin. V. 96. *So schmählichen Zwang, Einfesselnden Zwang.* Solche Wiederholungen sind Euripideisch, nicht aber Aeschylisch. V. 90. Ἀνήριθμον γέλασμα. *Unendlich Glanzspiel.* Nicht ganz übel. Da Hr. C. es für nöthig hielt, γέλασμα zu vertheidigen: so sehen wir nicht ein, welche Ursache er haben konnte, Voss, der sie ebenfalls in den *Cur. Aeschyl.* vertheidigt, vorbeyzugehen. Angeführt hätte werden können der Vers aus *Bekker. Anecdot.* I. 6. ἀκύμαντος δὲ πορθμὸς ἐν φρικὶ γελᾷ, von dem wir nicht wissen, wie der Name Εὐριπίδης davor kommt bey *Valckenaer. ad Eurip. Phoeniss.* V. 216. *Monck. ad Hippol.* 235 vergleicht ebenfalls diesen Vers mit unserer Stelle, erklärt aber ἀκύματος *fluctibus multum percussus,* falsch: denn es ist von stillem wogenlosem Meer zu verstehen, welches nur ganz leise auf der Oberfläche gekräuselt wird, wie man an grossen Wasserflächen im Sonnenschein oft sieht, der einen vielfachen Schimmer zeigt. Aristoph. Pac. 601. φυτὰ προσγελάσεταί σε. V. 109 ff.

Des Feuers Quelle späht' ich in der Fenchels Rohr
Geheim zu bergen; aller Künste Lehrerin
Ward sie den Menschen kundbar und ein grosser Hort.

Θηρῶμαι heisst nicht *geheim zu bergen spähen,* sondern *entwenden, stehlen.* Πέφηνε, *erwies sich* ist unbeholfen genug übersetzt. Dass οὖσα dabey nicht zu suppliren sey, wie *Wunderlich observ.* S. 98 wollte, bemerkt schon *Seidler. ad Eurip. Electr.* 1251. Ob Hr. C. v. 112 τοιᾶσδε nach Schütz. Conjectur liest, ist nicht mit Gewissheit zu sehen aus der Übersetzung: *Und solches sind die Frevel, die ich büssen muss.* Dass aber τοιᾶσδε nicht zu ändern sey, geht schon aus der völlig glei-

chen Conftruction *Choeph.* 40 hervor, es mit *Hermann. ad Soph. Ajac.* 448 durch ὅλι zu erklären, ift gar nicht einmal nöthig, da ja jedes Ding feine Befchaffenheit hat, und mithin ein folches, wie es nämlich ift, genannt werden kann. Diefelbe Conftruction findet fich noch an mehreren Stellen, z. B. bey dem Komiker Plato, bey dem Schol. zu *Ariftoph. Pac.* 735, ἐν τῷ παιδαρίῳ οὐκ ἂν παρείβην εἰς λέξιν τοιάνδ' ἰκών, V. 113 ὑπαίθριος δεσμοῖσι πασσαλευτὸς ὤν. *An freye Luft mit Ketten angebändiget.* Wie man einen mit Ketten an die Luft anbändigen kann, möchten wir wohl fehen. V. 115 τίς ὀδμὰ προσέπτα μ' ἀφεγγής; *woher wallt Gedüft mich fo leis an?* Aefchylos fagt diefs nicht, fondern: Duft weht mich an, ohne dafs ich fehe von wem er kommt; fchon προσέπτα zeigt an, dafs der Duft nicht fo fehr lais gewefen feyn mag. Statius fagt: *Ogygii fi quando afflavit Iacchi Dulcis odor.* vergl. *Barth. ad Claudian.* S. 854 V. 116 θεόσυτος ἢ βρότειος ἢ κεκραμένη. *Ifts Göttergedüft, ifts menfchliches? Beides zufamm?* Wozu folgende Anmerkung gelefen wird: „nämlich: Gedüft von Göttern — Menfchen — oder Halbgöttern, zwifchen Menfchen- und Götternatur innefiehenden Wefen." Diefs ift nicht fo zu verftehen, fondern es ift hier eine Fülle des Ausdrucks, wie *Sept. c. Theb.* 180 ἀνήρ, γυνή τε χὤτι τῶν μεταίχμιον, welches manche fehr fchlecht von Kindern verftanden, da diefe ja doch nicht zwifchen Männern und Frauen in der Mitte ftehen, noch aus ihnen gemifcht find. Folgende Stelle aus Euripides könnte zwar auch von Dämonen verftanden werden, jedoch die fo eben angeführte beweift hinlänglich, dafs auch da nur Fülle des Ausdrucks ift, die alles zu umfaffen ftrebt, Helen. 1137, ὅτι θεὸς ἢ μὴ θεὸς ἢ τὸ μέσον. Im folgenden Vers hat Hr. C. das Fragzeichen nach λέγω ausgelaffen, mit Recht, denn τις gehört keineswegs in den Vers, deffen Auslaffung felbft der fonft ganz willkührliche Bothe zu Plaut. Afinar. 435. Stich. 145 anerkannte. θεωρὸς mufs jedoch nicht unmittelbar mit ἵκετο zufammengenommen werden. V. 122 τὴν Διὸς αὐλὴν εἰσοιχνεῦσιν. *Schreiten herein in Zeus Palaftburg.* In einer Sprache von folchen Verhältniffen, wie die Deutfche, kann man recht wohl nach der Analogie neue Worte bilden, vorzüglich bietet die Zufammenfetzung ein reiches Feld dar; aber demungeachtet glauben wir nicht, dafs jemals ein Sterblicher eine *Palaftburg* machen wird. V. 123 *Weil zu heifs hat geliebt.* Ungriechifch an Stellen wie die unfrige. V. 135 Σύθην δ' ἀπέδιλος ὄχῳ πτερωτῷ. *Und wir rafch unbefchuht auf den Flügelwagen!* Diefe Art von Ausruf, für: und wir gingen dann fchnell auf den Wagen, ift durchaus nicht im Charakter des Aefchylos, und ift von fo piquanter Art, dafs fie in einer treuen Überfetzung ftören würde. In vorliegender Arbeit aber fällt es nicht fo fehr auf, denn man lefe nur folgende Verfe. 140 fqq. δέρχθητ', ἐσίδεσθ' οἵῳ δεσμῷ προσπορπατὸς, τῆσδε φάραγγος σκοπέλοις ἐν ἄκροις φρουρὰν ἄζηλον ὀχήσω.

Blickt her und erfchaut;
In welchen Feffelzwang gezwängt!
Mich an der Felsfirften gezackter Spitze
Neidlofer Hut hier verurtheilt!

Wenn jemand eine Parodie auf die Verdeutfchungen der Griechen fchreiben wollte: fo könnte er ohne Bedenken diefe Stelle zum Mufter nehmen; denn eine mehr verrenkte Conftruction ift nicht möglich, wenigftens ift „der Fingal des Mahls" wafferklar und gemein dagegen. V. 161 *Jetzt nichtend, was mächtig vor dem gegolten.* Nichtend für *vernichtend* dürfte fchwerlich Eingang finden. V. 162. Die Worte τιθέμενος ἄγναμπτον νόον, δάμναται οὐρανίαν γένναν lauten hier unbeholfen übertrieben alfo:

An des Zornes wilder Glut geftählt
Bändiget ftets des Olymps Urftamm.

So wären wir mit einem, keineswegs ganz genauem Durchgehen bis V. 165 gekommen, und wollen nun noch einiges aus den übrigen Verfen betrachten. V. 172 Καί μ' οὔτι μελιγλώσσοις πειθοῦς ἐπαοιδαῖσι θέλξει. *Nicht Zaubergefang der Honiglippe dann bethört mich, traun!* Wer das Griechifche hier nicht lieft, erräth nicht, was Aefchylos fagen will, denn das Wort *Zaubergefang* wird ihn irre führen. V. 180 Ἄγαν δ' ἐλευθεροστομεῖς. *Unbändig braufst dein Mund daher.* Gut für den geharnifchten Sturm und Drang einer Bardenode. V. 196. *Belehr' es uns.* Mufs entweder heifsen, *lehr' es uns* oder *belehre uns.* Ebendafelbft ift λόγῳ nicht von der Frage der Okeaniden zu verftehen, wie Hr. *C.* gethan, fondern von der Erzählung, die fie von Prometheus zu hören wünfchten. V. 216. *Wie fie lag die Sache,* wiewohl man fagt: die Lage einer Sache, fo ift es doch nun einmal Sprachgebrauch zu fagen; *wie die Sache fteht,* und wir können nicht einfehen, wozu die Abweichung davon nützen könnte. V. 225. *Widerfold* für Lohn ift ein gewagter Ausdruck, den wir nicht für annehmbar halten. V. 241 ὧδ' ἐρρύθμισμαι, Ζηνὶ δυσκλεὴς θέα. *Werd' ich gequält, des Gottes nimmer würd'ge Schau.* Hier kann man nicht rathen, dafs Zeus damit gemeint fey, und doch ift ohne diefs die Stelle bedeutungslos. V. 248 Προσδέρκεσθαι μόρον, ift nicht *Vorfchau des Mifsglücks,* fondern Vorherfehen des Todes. V. 235. *Ich nur, ich wagt' es,* wahrfcheinlich nach Valckenaers Conjectur, welcher auch Schütz und Brunck folgen, während Wunderlich τόλμης i. e. τολμήεις lieft. Wir verftehen τόλμης von Zeus Unternehmen, ἐξελυσάμην ἐκ τῆς τόλμης. V. 252 *Zu dem noch auch das Feuer theilt', ich unter fie.* Jedem fein abgemeffen Theil? Im folgenden Vers ift das Wort *Flammenaug'* für φλογωπὸν πῦρ fehr übel gewählt. Prometheus fagt im folgenden Vers: *Und viel der Künfte lernen werden fie daran.* An dem Flammenaug'? V. 262 ἆθλων δ' ἐκλύσιν ζήτει τινά. *und los, wie? zu werden folchen Kampf, gefpäht!* Was das fey, räth wohl niemand, ohne durchftochene Ferfen. V. 264. Hier wie an mehreren Orten endet der Vers mit dem Artikel, deffen Subftantivum im Folgenden kommt, ohne Zwifchenwort (fiehe Herm. bey Erfurdt. zur Antig. 405 ed. min.) welches fo felten ift, dafs es Hermann am angeführten Ort unzuläffig glaubte. Wir erinnern uns nur noch einer Stelle aufser der bey Sophokles, nämlich Ariftoph. Ecclef. 475 (ed. Lipf.) V. 270. Sentimentaler moderner Ausruf. V. 273. *Hört alles bis ans End' hinaus,* hinaus ift nicht recht gebraucht. V. 275. *Helft an jetzt doch;* foll diefs etwa heifsen, helft anjetzt doch, fo fehen wir nicht

ein, wie *an* hier die Länge des Jambus bilden kann. V. 288. *Dein Geschicke.* Wir wollen solche Formen nicht gradezu verdammen, würden sie aber doch zu vermeiden rathen, da sie auch im Deutschen nicht vorkommen in Reden, welche im Tone Griechischer Tragödien sind. V. 317 ἀρχαῖ' ἴσως σοι φαίνομαι λέγειν τάδε· *Vielleicht zu waschen schein ich dir nur Greisengeschwätz*: das ist niedrig und unwürdig. V. 334. *Vor eignem Schaden wahre nur dich solches Wegs!* Hier construire man, wie man will, es wird immer gleich schlecht bleiben. V. 347. *Sonders* für besonders, und gleich hernach *peint* für peinigt. V. 354. *Aller Götter Widerpart* und gleich darauf *glumen Glanz*. V. 358. *Da fuhr aus des Kroniden Arm geschnellt ein Pfeil.* Muss durchaus heissen, aus des Kroniden Hand. Wie aber dieser Pfeil *hell auf* fuhr, ist ohne Auslegung nicht zu errathen. V. 360. *Nieder ein Blitz, der dämpfte.* Also lässt Hr. *C.* wirklich auch den Trochaeus zu, was die Griechen nicht thaten, denn die zwey Namen in Sept. c. Theb. haben mehr als eine Entschuldigung. Dass Typhon bald hernach *Recke* genannt wird, können wir nicht billigen; von einem Helden könnte man das Wort hingehen lassen. Was v. 369 *Aetnas Wurzelland* für ein Ding sey, ist unbekannt. V. 372. *Vom Blitz jetzt des* Spondeus im zweyten Fuss. V. 376. Ausgelassen nach eignem Belieben. V. 394. *Schlägt doch des Aethers Hochbahn mit den Fittichen.* Spondeus im vierten Fuss. V. 429 οὐράνιον πόλον ist nicht *des Himmels Axe*, sondern der Himmel selbst. Wie hätte er auch die Axe des Himmels und der Erde tragen können? V. 446. *Meiner Liebe Hochverdienst.* — Was der folgende Vers bedeute: *Die sehend vor, doch waren wir nicht sehende,* ist nicht einzusehen, da von den Menschen die Rede ist, und also kein *wir* stehen kann, wenn Prometheus zu den Okeaniden redet. V. 469 τοιαῦτα μηχανήματα. *Solch' hohe Kunsterfunde.* V. 514 τέχνη δ' ἀνάγκης ἀσθενεστέρα μακρῷ. *Denn weit als Klugheit schwächer ist Nothwendigkeit.* Grade das Gegentheil. V. 534. *Bleibe diess mein fester Schluss, der nie zerrinnend stehn soll!* Wie kann etwas zerrinnen und zugleich auch stehen? Doch das bisher Angeführte reicht hin, um unser Urtheil über den Werth dieser Arbeit zu bestätigen. C. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Leipzig*, b. Hinrichs: Τυρταίου μέλη πολεμιστήρια. *Kriegslieder des Tyrtäus.* Mit einer neuen metrischen Übersetzung und historischen Einleitung, wie auch mit Wort- und Sach-Erklärungen zum Schul- und Selbst-Gebrauche versehen von *Carl Christian Heinrich Stock*, Rector der Stadtschule zu Stollberg u. s. w. 1819. IV u. 50 S. 8. (6 gr.)

Schon oft ist Tyrtäos übersetzt worden, und sowohl der edle kräftige Gehalt dieser Lieder, als auch ihre geringe Zahl müssen nothwendig dazu anlocken. Wir erinnern uns nur zwey Übersetzungen in Hexametern gelesen zu haben, von *Seckendorf* in den Blüthen Griech. Dichter, und von *Braun*, Lehrer in Mainz; auch hat *Conz* und neuerdings *Arndt* sie übersetzt. Von seinen Vorgängern meldet Hr. *Stock* nichts, sondern bezeugt, dass das Werkchen ihm Mühe gemacht habe. Wir bedauern, dass der Erfolg dieser Mühe nicht zum besten ausgefallen. Denn eine Übersetzung, wie vorliegende, möchte leicht Jeder aus dem Stegreife machen, der sich nur einigermassen in Verdeutschung Griechischer Hexameter geübt hat. Überall sind die mattesten Trochäen zugelassen, die bey dem kraftvollen Inhalt um so mehr stören; Längen sind kurz gebraucht, z. B. Eleg. I, V. 2.

Und zu sterben im Streit für das *heimathliche* Land.

V. 24

Hingestrecket in Staub muthig *aushauchet* den Geist.

Hier wird wohl Niemand leugnen, dass *aus*, mag es auch mittelzeitig seyn, sehr hart klingt; dasselbe kehrt wieder Eleg. IV, 9. Eleg. V, 14.

Wenn er auch das Geschlecht leitet von Göttern *selbst* ab.

Eleg. IV, 20.

Und für des *Vaterlands* Ruhm tödtet der stürmische Mars.

IV, 24.

Bis er mit *Frohsinn* erfüllt gehet zum Hades hinab.

An eine im Geist und in der Wahrheit treue Nachbildung ist nicht zu denken. V. 21.

Schande ist es fürwahr, wenn vorn im Treffen gefallen
Vor der Jugend Gesicht lieget ein *munterer* Greis.

Die munteren Greise mögen immerhin fürs Vaterland fechten. Tyrtäos aber redet im Gegentheil von unmunteren, ὧν οὐκέτι γούνατ' ἐλαφρά. V. 27 f. zeigt Hr. *St.* eine unangenehme Unkunde der Griechischen Sprache. Tyrtäos sagt, für Greise zieme es nicht, im Vordertreffen nackt zu liegen, Jünglingen aber gezieme Alles, so lange einer die holde Jugendblüthe besitze. νέοισι δὲ πάντ' ἐπέοικεν — Dafür setzt Hr. *St.*

Ganz sucht er der Jugend zu gleichen
Um sich zu zeigen *mit Kraft prangend im blumigen Schmuck.*

Was die letzten Worte bedeuten sollen, überlassen wir Anderen zu errathen. Er fährt fort:

Lebend ist er beliebt bey Weibern und sterblichen Männern.

Wenn man θνητοῖσι liest: so ist *sterblich* noch einmal zu denken bey *Weibern*, so gestellt, wie hier geschehen, klingt es lächerlich: denn man muss nothwendig meinen, die Weiber seyen nicht sterblich. V. 31 f.

Man behaupte daher mit beiden Füssen den *Posten*,
Und fest *schreitend einher drück'* in die Lippen den Zahn!

Wie man stehen und gehen zugleich kann, ist uns nicht klar; eben so wenig ob hier *man* zu *drück'* zu wiederholen sey, welches nicht geschehen kann, oder ob es durch Änderung der Construction als Imperativ stehen soll, welches steif und unbeholfen wäre. Eleg. II, 5.

Ihm sey das Leben verhasst, und die schwarzen Keren des Todes
Mögen ihn *nur* wie des *Sol* glänzende Strahlen erfreun.

Bey Griechischen Dichtern ist der Gebrauch Lateinischer Götternamen störend, und es hätte daher *Sol* wegbleiben sollen, eben so *Parcen, Mars.* V. 9 f.

Waret ihr nicht bey der Flucht und beym Verfolgen der Feinde
Jünglinge? Habt ihr denn nicht muthig bestürmet das Heer?

Hier kann man das Wort *Flucht* nur auf die Feinde beziehen, und doch ist diess grundfalsch. Lustig klingt hiezu die Anmerkung, die den Sinn der einfachen Stelle, ihr floht und habt dagegen auch wieder ein andermal verfolgt, d. h. ihr seyd mit den Schicksalen des Krieges bekannt, verkennt. V. 10 liest Hr. *St.*: ἀμφοτέρων δ' εἰς χορὸν ἠλάσατε. *Habt ihr denn nicht muthig bestürmet ihr Heer?* und schreibt dazu: „Hier fand ich in der Klotz'schen Ausgabe κόρον, welches wahrscheinlich ein Schreibe- oder Druck-Fehler ist, und bestimmt χορόν heissen muss, weil jenes Wort gar keinen Sinn giebt." Beynah schämen wir uns zu sagen, dass die Stelle heisse: ihr seyd zum Sattseyn des Fliehens und Verfolgens gekommen, d. i. ihr habt beides genug versucht. Wer selbst offenbar noch so viel in einer Sprache zu lernen hat, werfe sich doch nicht zum Lehrer Anderer auf! C. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Des Decimus Jun. Juvenalis Satiren*, im Versmaße des Originals und mit erklärenden Anmerkungen von *Otto Graf von Haugwitz.* 1818. 446 S. 8. (2 Rthlr.)

Da die Satire, nach Quintilian, als ein einheimisches Gewächs auf Römischen Boden hervorgesprosst ist: so wäre zu wünschen, dass einer und derselbe Gelehrte ihrem Entstehen in den Bruchstücken des Ennius und Lucilius nachspürte, ihr Wesen dann in den drey bekannten Dichtern auffasste, und zuletzt, voll von demselben, zu einer Verdeutschung schritte, in welcher wir, wie in einem Spiegel, das Bild dieser Dreymänner wieder erkennen könnten. Doch da diess vielleicht noch lange ein blosser Wunsch bleiben wird: so wollen wir uns einstweilen dessen freuen, was Einzelne für die Verpflanzung dieses Gewächses auf Deutschen Boden gethan haben. Den Horatius und Persius besitzen wir bereits in der *Form* der *Urschrift*, aber (einzelne treffliche Proben von *Ahlwardt* abgerechnet) noch nicht den Juvenalis. Zum Verstehen des Dichters reicht zur Noth eine jambische Übersetzung hin; aber zum ästhetischen Genusse wird erfodert, dass seine Gedanken sich auch in den Rhythmen bewegen, in welchen sie ihm aus der Seele getreten sind. Es hat sich daher der Hr. Graf *v. H.* ein nicht geringes Verdienst erworben, dass er zum erstenmal auch diesen dritten Satiriker vollständig, mit seiner Eigenthümlichkeit, in unsere Literatur eingeführt hat. Wie grosse Schwierigkeiten schon wegen der Individualität dieses Dichters zu besiegen waren, ist keinem Kenner unbekannt. Statt des Spielenden, Leichten, Anmuthigen in der Darstellungsart des Horatius und der ihr wohlanstehenden Nachlässigkeit, findet sich bey diesem ernsten und herben Moralisten ein immerwährendes Gespanntseyn der Muskeln und Nerven, ein Zielen nach Effect und Correctheit, vor Allem aber ein Streben nach Kürze, das zum Gedanken nur die gewichtvollsten und bedeutungsschwersten Ausdrücke gesucht, zur Zeichnung nur die kräftigsten und wirksamsten Striche angewendet, und mit den möglichst wenigen Mitteln die möglichste Vollständigkeit hervorgebracht hat. Es kostet gewiss keine geringe Anstrengung, in der Nachbildung diese Eigenheiten wieder erscheinen zu lassen; und es ist begreiflich, dass ein Übersetzer, der sonst den Foderungen an seine Kunst Genüge geleistet hätte, in diesem Nachbildungskampf mit Juvenalis oft unterliegen musste. Mit dieser Vorerinnerung ist unser Urtheil über die vorliegende Übersetzung eingeleitet. In der weiteren Ausführung desselben werden wir desto freymüthiger seyn, weil der Vf. selbst über sein Werk das Geständniss der Perfectibilität ablegt, und es nur einen Vorgänger besserer Nachfolger seyn lässt. Und vielleicht wird er, durch die gute Aufnahme, die es verdient, aufgemuntert, späterhin selbst einmal die zweyte Hand an dasselbe legen, und es der Welt in einer verbesserten Gestalt geben.

Wir wählen, zur Begründung unseres Urtheils den Anfang der 4 Satire:

1. *Ecce iterum Crispinus, et est mihi saepe vocandus*
Ad partes, monstrum nulla virtute redemtum
A vitiis, aeger solaque libidine fortis;
Delicias viduae tantum spernatur adulter.
5. *Quid refert igitur, quantis jumenta fatiget*
Porticibus? quanta nemorum vectetur in umbra?
Jugera quot vicina foro, quas emerit aedes?
Nemo malus felix; minime corruptor et idem
Incestus, cum quo nuper vittata jacebat
10. *Sanguine adhuc vivo terram subitura sacerdos.*

1. Sieh doch, wieder Krispin! O es soll mir dieser die Bühne
Öfter herauf, Unhold, der mit keinerley Tugend vom Laster
Sich loskauft, und allein, schwach sonst, zum Sündigen kraftvoll,
Nur Liebreize der Wittw', um Gattinnen buhlend, verachtet.
5. Drum, was verschlägt, wie lang ihm die Hall', in der er sein Maulthier
Abmüht, Schattengebüsch wie gross, durch das man ihn hinträgt,
Wie viel Joch in der Näh', am Markt er sich Häuser gekauft hat.
Kein Verbrecher ist glücklich: am mindesten ist es Verführer,
Und Ehrschänder zugleich, mit welchem sie jüngst (des Begrabens
10. Werth bey lebendigem Leib'!) die verschleierte Priesterin einschlief.

Nach der Übersetzung scheint es, der Dichter sehe den Crispin unvermuthet vor die Phantasie treten, und drücke darüber seine Überraschung aus. Dem ist aber nicht also; er handelt vielmehr mit Überlegung und Vorsatz. Mit *ecce iterum* wendet er sich an die Leser, und sagt ganz gelassen: da bring' ich wiederum — da führ' ich wieder vor. Ist denn *ecce* ausschliesslich ein Zeichen des Ausrufs? *Ad partes vocare* scheint hier nicht, wie der Übers. mit den Commentatoren glaubt, die bekannte scenische Metapher zu seyn; vielmehr bedeutet es das ganz einfache — Jemanden Theil neh-

men lassen — ihm sein Theil geben. Der Sinn der letzten Hälfte des Verses also wäre: er wird von mir noch oft sein Theil bekommen, mir noch oft herhalten müssen. Will man ja *partes* als Metapher gelten lassen: so bedeutet es — die Obliegenheit, die Verrichtung; hier ist sie — die Zielscheibe des Spottes zu seyn. *Aeger* und *libidine fortis* ist ein trefflicher Gegensatz; die Übersetzung aber macht ihn nicht fühlbar; jenes müste — Schwächling oder Weichling, und dieses — rüstig in Lüsten oder Held in der Wollust — ausgedrückt werden. *Sündigen* ist viel zu schwach, und trägt auch nicht ganz die Farbe der alten Welt. Uns wenigstens erinnert es immer an die christliche Sittenlehre, und steht als Gegensatz des *Frommseyn*. *Adulter*, wenn es auch hier in engerem Sinne, in Bezug auf Ehefrauen gebraucht würde, wäre als *um Gattinnen buhlend* viel zu matt oder auch zu zart. Juvenals Derbheit und sein Ingrimm gegen Crispin verlangte — Hurer mit Weibern. Aber es hat hier die weitere, allgemeine Bedeutung von *Wollüstling*, und ist der Nachhall von *libidine fortis*, von welchem Satze überhaupt der ganze 4 Vers erst sein gehöriges Licht erhält. Denn nachdem Crispin als ein rüstiger Kämpfer unter der Fahne der *Venus vulgivaga* vorgestellt war, wird noch die Einschränkung gemacht — nur nicht mit Wittwen giebt er sich ab, der *adulter*; welcher Beysatz mit einem gewissen Druck hinzugefügt worden ist. Die Worte — um Gattinnen buhlend, verachtet er *nur* Wittwen, geben noch dazu keinen Sinn. Anders wäre es, wenn *tantum* zu *adulter* gezogen würde; nur nach Eheweibern jagend fragt er nichts nach Wittwen. Aber dagegen sträubt sich die Grammatik; und die Kraft des ganzen Verses ginge auch zu Grunde. — *Deliciae* bedeutet niemals *Liebreize*, und wäre auch hier eine höchst unzeitige Ironie; es ist das Schönthun, das Liebeln, der verliebte Verkehr mit Wittwen; damals aus bekannten Ursachen an der Tagesordnung, aber von Crispin verschmäht, was eben das Charakteristische ist. V. 7 trennt der Übers. *vicinae* von *foro*, und theilt es dem *aedes* zu. Kann aber *aedes foro*, nach bekannter Dichterfreyheit, statt *in foro*, Häuser *am* Markt bedeuten? Und wie unbestimmt oder nichtssagend sind dann die *Joch in der Näh'!* Doch wohl nicht in der Nähe von Rom? *Jugera* und *aedes* haben ihr Prädicat in *vicina*, und dieses bezieht sich auf *forum*. Darin liegt die Kraft des Gedankens. Crispin besass ganze Strecken mit den darin befindlichen Pallästen und Gärten, entweder unmittelbar am Forum, oder in einem beliebten, dem Forum nahgelegenen Quartier. Wer sich nach Onuphrius Panvinius und nach Adler von dem *Forum Romanum*, der achten Region, einen Begriff macht, wird das Erste sehr wahrscheinlich finden. *Incestus* (V. 9) als Ehrschänder ist unrichtig und auch zu eng. Er befleckte nicht sowohl die *Ehre* der Jungfrau, sondern beging einen Frevel gegen eins der heiligsten Verhältnisse. Daher — *Schänder, Frevler*. Mit welchem sie *einschlief* (V. 10) ist ein gar zu weit getriebener Euphemismus, und für das derbe, die grobe Natur ausdrückende *jacere* zu mild. Parenthesen sind schon in der Prosa unausstehlich. Juvenalis würde sich gewaltig sträuben gegen das Halseisen, in welches der Übersetzer einen, nur ganz *historisch*, hingeworfenen Gedanken eingefangen hat, in der Meinung, die Stelle sey *pathetisch*. Soviel über das Auffassen des Originals. Jetzt noch einen Blick auf den Deutschen Ausdruck. Crispin soll *auf die* Bühne, und nicht die Bühne *herauf* gebracht werden. Es ist ein groser Unterschied zwischen — Einen die Strasse herauf und auf die Strasse, oder den Berg herauf und auf den Berg bringen. *Unhold* — ohne einen der Artikel ist wider das Gefühl und wider die Natur der Sprache; *keinerley* ist analog mit *non qualiscunque*; der Dichter sagt bestimmt *nulla*. *Wittw'* an sich, statt Wittwe, ist dem feinen Ohre anstösig, und dazu nicht aussprechbar; aber auch mit *um* zusammenfliessend ist es noch unangenehm. Warum sollte der Dactylus *Wittwe um* nicht erlaubt seyn? Er ist eben so fliessend, als unzählige ähnliche im Homer, z. B. Τειρεσίαο ἄνακτος u. s. w., oder Ἀλλ' ἄγε μοι τόδε εἰπὲ u. s. w. Die verschiedene Technik des heroischen und Juvenalischen Hexameters thut nichts zur Sache. Die durch *Wittw'* gewonnene Cäsur hätte auch auf eine andere Art, ohne Verletzung des Wohllauts erreicht werden können. Der Übersetzer scheut ja sonst den Hiatus nicht. Sat. 13, 38 steht: „Weiland lebeten so des Lands Einheimische, eh noch" u. s. w. Der 7te Vers ist zweyfach anstösig; das Impersonale muss mit *es* begleitet seyn — was verschlägt's; und nach *Hall'* darf *ist* nicht ausfallen, indem der Vers dadurch dunkel wird. Überhaupt sind diese nicht die musterhaftesten; durch das Flickwort *ihm*, durch die relative *in der*, *durch das* ist eine Breite und Unbehülflichkeit entstanden, die mit dem Original sehr absticht. Der 8te Vers leidet wieder an der bey *Unhold* bemerkten Sprachverletzung. Was endlich den Rhythmus der Verse anlangt, an dem wir hin und wieder Anstoss nehmen: so hängen die Längen und Kürzen unserer Sylben bekanntlich nicht, wie bey den Alten, von den materiellen Theilchen derselben, d. i. von der Natur der Vocale und den mehr oder weniger zusammenstehenden Consonanten ab, sondern haben ihren Grund in dem intensiven Werth, in der *Bedeutsamkeit*, die der Verstand in den Sylben findet. Diese zeigt sich aber ursprünglich in dem freyen Fluss der Prosa: denn hier betont der Verstand, ohne von dem Schema einer rhythmischen Reihe gezwungen zu seyn, jedesmal diejenigen, welche an Inhalt die anderen überwiegen. Das Ohr dann, dem Verstande unterthänig, findet seine Befriedigung in dem, was dieser entschieden hat; auf diese Weise wird, was ursprünglich Reflection war, zuletzt auch Sache des Gefühls, und beide geben Hand in Hand. Wenn bey den Alten die Pflege des Rhythmus dem Gefühl und dem glücklichen Instincte des Ohrs anvertraut war: so haben wir dafür ein sicherleitendes Princip, den Verstand. Die Fingerzeige, welche dieser in der Prosa gegeben hat, dürfen daher noch viel weniger in dem Verse unbeachtet bleiben. In dem Worte *Unhold* (V. 2) muss die erste Sylbe, als die bedeutsamere, betont werden. Wird das Wort in der rhythmischen Reihe ein Trochäus: so geschieht diess an sich; wird es ein Spondeus: so muss dafür gesorgt werden, dass *un* in die Arsis zu stehn komme; wird es endlich in den daktylischen Rhythmus verflech-

ten: so muss *hold* mit der darauf folgenden Sylbe kurz werden, z. B. *Unhold der | nimmer sich | los kauft.* In allen Reihen also muss *un* durch seine Stellung die Bedeutsamkeit behaupten. Was begegnet ihm aber hier? Erstlich wird es in die zweyte Sylbe eines Spondeus verwiesen; dadurch schon verliert es alle Kraft: denn man mag immerhin den Spondeus zu zwey Längen dehnen, in unserer Sprache wenigstens wird stets die letzte gegen die erste um ein Merkliches abfallen. Das *auf* also, welches aus dem vorhergehenden Daktylus eben recht keck in die Arsis tritt, nimmt dem *un* alle Bedeutung. Und dann wird es auch noch schmählich beeinträchtigt durch *hold*, welches als Antritt eines Daktylus über seinen Vormann einen stolzen Schwung nimmt, und ihn im Hintergrund stehen läfst. Ähnliches geschieht V. 3. In der Sylbenreihe *sich loskauft* muss der Bedeutsamkeit wegen *los* den Ton haben. In dem Vers aber zieht erst *sich*, als Arsis im Spondeus, und dann *kauft*, als Arsis im Daktylus, die ganze Kraft an sich, und *los*, in der Mitte der beiden Längen, wird zu einer ermatteten Senkung. Zudem muss man sich Zwang anthun, um auf *sich* den Ton zu setzen, den es hier als dahinschlüpfendes Reciprocum nicht haben kann. Ein gleicher Verstoss gegen den Grundrhythmus zeigt sich in *Liebreize* V. 4, und in *Ehrschänder* V. 9. Beide Wörter haben, dem Verstande und dem Ohre nach, die Kraft in der ersten Sylbe; beide aber, und vorzüglich das letzte, verlieren sie an nichtsbedeutende Vortreter. Ähnliche Verstösse könnten wir dem Übers. eine zahllose Menge nachweisen.

Schlüsslich machen wir noch auf Etwas aufmerksam, was bey dem in der Wörterwahl feinen Juvenalis nicht gleichgültig ist, — auf das Verwischen der Grundfarben. *Sub judice cadere* (V. 12) ist ausgedrückt — dem *Richter nicht entgehen.* Das ist verfehlt. Der Dichter sagt nicht *sub judicem cadere*, welches heisst: in den Bereich, in die Gewalt des Richters kommen — ihm anheimfallen; sondern *sub judice*, und dadurch ist lebhafter und anschaulicher das prosaische *in judicio cadere* ausgedrückt. V. 25, *Quae miser et frugi non fecit Apicius — Was Haushälter Apicius nie, der arme gethan hat.* — Erstlich ist *Haushälter* nicht rhythmisch gestellt: denn die Hauptsylbe verliert ihre Kraft an die zwey in der Arsis stehenden; dann zweifeln wir, ob das Substantiv den Begriff des von ihm abgeleiteten *haushälterisch* in sich schliesse. Wie verfehlt aber wäre, diess auch zugestanden, dennoch *frugi!* Von der ursprünglichen Ironie spürt man im Deutschen Verse wenig. Der gleich drauffolgende *Crispinus, patrio succinctus papyro* ist doch gar zu bequem und ohne sorgsame Vermittlung des Verständnisses und der Anschaulichkeit geschildert — *Crispin, den vaterländisch Papier gürtet.* Welcher Deutsche kann sich von dem Begriff unseres *Papiers* und des *Gürtens* losmachen? Zwar hilft die Anmerkung ein wenig nach; aber der antiquarische Wink macht die steife Sonderbarkeit doch nicht wieder gut. — In der freylich etwas *ostadischen*, aber dem Original eigenen Malerey — *Induperator glutit epulas*, und gleich darauf *Scurra Palati sestertia ructat* — hat die Copie die Farben gänzlich verwischt. Der *Obherr* schon ist ein wunderlicher Stellvertreter des *Induperator*, und: Speis' *einschlingen*, *glutire epulas* — klingt geziert und ist zu matt. Dem Römischen *glutire* entspricht das Deutsche — *hinabworgen*. In der anderen Stelle — der *Schranz* des Palastes *schluckt* Sestertien *nieder* — ist *Scurra* zu einer Bedeutung gekommen, an die der Dichter wohl nie gedacht hat; und *ructare* ist ganz in der Grundbedeutung verfehlt. Crispin *schluckt* die Sestertien nicht erst *nieder*, das ist schon geschehen; er *rülpst* sie wieder *heraus*, und dadurch wird das Bild der Schlemmerey erst recht ausgemalt. *Roma servit calvo Neroni* (V. 38) ist dem Gedankengange nach ein stärkerer Ausdruck, als — der Neronische Kahlkopf *gebietet* in Rom; und warum, statt der matten und unnöthigen Begriffsumstellung, nicht lieber — der kahlköpfige Nero? In dem schönen Vers (40) — *domum Veneris, quam Dorica sustinet Ancon* hat *sustinet* nicht sein ihm gebührendes Recht erhalten; es ist nicht das matte Abstractum *pflegt*, sondern das malerische *trägt*, oder ein ähnliches, welches dann das Vorgebirg, auf dem der Tempel prangt, oder die Säulen, die ihn tragen, vor die Phantasie bringt. — Wir wünschten mit dem Übersetzer, vom Anfang bis zum Ende einen Gang durch sein Werk zu machen, um durch ähnliche Fingerzeige die perfectibeln Stellen andeuten zu können. Zu Bemerkungen über Correctheit und Schicklichkeit des Deutschen Ausdrucks würde sich dann auch oft Gelegenheit finden. Die Verstösse gegen diese schreiben wir nicht sowohl dem Mangel an Geschmack und Gefühl, als vielmehr der Noth des Metrums zu. Doch zuweilen scheinen die Verstösse fast absichtlich zu seyn. In der Satire *Roma* z. B. heisst es bey Gelegenheit des scheidenden Freundes:

> Lob' ich doch, dass wohnen er denkt in Cumä der Öden,
> Und noch Einen der Zahl von Sibyllas Bürgern zufügen.

Das unerlässliche *zu* vor *wohnen* nahm der Vers noch willig auf; der zweyte Fuss, ein Spondeus, wurde dann zum Daktylus. Der undeutliche und unnatürliche Dativ *der Zahl* konnte ja in *zur Zahl* umgeschaffen werden. Ein anderer und sehr oft beleidigender Übelstand sind die ausgelassenen Artikel. Der Anfang der zweyten Satire lautet:

> Über die Sarmaten von hier und eisiges Weltmeer
> Möcht' ich entfliehn u. s. w.

Konnte denn nicht — Jenseits der S. v. h. und *des* eisigen Weltmeers — geschrieben werden? So wäre nicht nur *über*; welches ohne das dazu gehörige *hinaus* unverständlich ist, vermieden, sondern auch das irgend beliebige Eismeer in das einzig denkbare verwandelt worden.

Möchte es dem Vf., bey der einstigen Überarbeitung seines verdienstlichen Werkes gefallen, die jetzt schon schätzbaren Anmerkungen mehr in einen Commentar zu verwandeln, und ihn unmittelbar unter den Text zu setzen. Kein Dichter bedarf dieser Nachhülfe mehr, als Juvenalis.

— • —

Halle, b. Hemmerde: *Jo. Henrici Martini Ernesti*, D. Theol. ac Philos. a consiliis P. P. O. etc. *Clavis Horatiana* in usum scholarum. Separatim

accessit *onomasticon Horatii illustratum*. Mit dem Nebentitel: *J. H. M. Ernesti Clavis Horatiana minor*, opusculum novum rei scholasticae accommodatius. 1818. 780 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Das Onomasticon hat den besondern Titel: *Onomasticon poetarum illustratum in primis Q. Horatii Flacci*, sive interpres rerum ad mythologiam, geographiam, historiam pertinentium. 1818. 290 S. 8. (14 gr.)

Der Nebentitel giebt an, wie sich diese Arbeit von der „*Clavis Horatiana immensi operis*" (s. d. Vorrede) unterscheidet. Über den bey der Abfassung dieses *clavis minor* befolgten Plan sagt der Vf.: „*De magna interpretum commentatorum (?) copia, quorum haud pauca opera sunt sumtuosa, certe non parabilia, haec scias, nos animadversiones (id quod lectori, possessori maxime conducit) saepius pro re conjunxisse et contraxisse, nec tantum praecipua, medullam quasi, dedisse, sed etiam passim emendasse et auxisse.*" Zuweilen hätte sich der Vf. unbeschadet der Deutlichkeit, kürzer fassen können: wie bey *averrere* zu S. II, 4, 37, welcher Artikel so lautet: „*AVERRO: averrere (alii: avertere) mensa* S. II, 4, 37. (*Voss.* nicht ist genug, dass Fische von theurer Bank du *hinwegraffst) immenso pretio coemptos a mensis in macello in tuam domum converrere: vox averr. significat eum, qui celerrime et cupidissime eruit pisces de mensa piscatoria (Bentl. de mensa hospitis). Editiones veteres ante Lambinum avertere(aliis emptoribus praeripere): Lambinus primus ex codicibus suis dedit averrere, quem secutus est Cruquius. Haberfeld ad h. l.*: „dass alles auf die Zurichtung ankomme, bestätigt Catius durch ein Beyspiel. Gesetzt, du kauftest die theuersten Fische auf, und gäbest ihnen nicht die ihnen angemessene Zurichtung: so würdest du deine Gäste immer noch nicht gut bewirthet haben: *mensa* ist, wie der Scholiast Acron richtig erinnert, der Tisch, auf welchem die Fische gewogen und verkauft werden; *cara mensa*, wegen des theuern Preises der Fische, *averrere* (welche Lesart Bentley aus den Handschriften hergestellt hat) ist hier nicht vom Abtragen der Speisen zu verstehen, sondern es drückt nur den Eifer aus, mit welchem einer für jeden Preis Fische aufkauft und zusammenträgt. Wieland: wenn er nur das Theuerste, was auf dem Fischmarkte aufzutreiben ist, zusammenraffen läfst." Besonders halten wir die Wieland'sche und Voss'sche Übersetzung für unnöthig neben der gegebenen Erklärung einer Stelle.

Von demselben Vf. sind in derselben Verlagshandlung herausgegeben:

Parerga Horatiana, quibus continentur vita Horatii diligentius exposita; historia Romanorum per vitam Horatii; censura novissimarum observationum in Horatii epistolam ad Pisones cum Hier. Boschii curis secundis in Horatii epistolam ad Pisones; Prolusiones de ingenio poetarum Romanorum inprimis poetae Venusini. 1818. CVII S. 8. (12 gr.)

Die *censura* ist die bekannte *Eichstädt*'sche, was auch auf dem Titel hätte bemerkt werden sollen.

J. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Berlin*, b. Rücker: *Phaedri Augusti Liberti Fabularum Aesopiarum Libri quinque.* — E recensione Richardi Bentleji. Ictus per accentus acutos expressi sunt, discentium commodo. 1817. 8. min. (6 gr.)

Ein blosser Abdruck der Fabeln von Phädrus, ohne Vorrede und Noten, nach der Recension von Rich. Bentley. Ohne Zweifel ist der Zweck derselben auf Jünglinge gerichtet, denen eine wohlfeile Ausgabe in die Hände geliefert werden sollte. Sie empfiehlt sich aber weder durch Druck noch Papier. — Die Buchstaben sind oft nicht einmal leserlich. Von den bekannten Fabeln, die wir in andern Ausgaben von Phädrus haben, fehlen hier mehrere, die übrigens auch zum Theil in andern für junge Leute bestimmten Editionen ausgelassen worden sind, und viele folgen in einer andern Ordnung, als man sie sonst antrifft. Auch sind die Überschriften zum Theil verschieden von denen in andern Ausgaben. Die Absicht mag schon gut seyn, in welcher die Editoren zuweilen schlüpfrige Stücke oder einzelne Stellen aus den Autoren um jungen Leser willen weglassen; es fragt sich aber, ob dadurch die Absicht erreicht, und nicht die Begierde, das hier weggelassene in einer andern Edition zu lesen, um so mehr gereizt, und dann das Gelesene um so schädlicher werde. Meierotto hat bey der Erklärung z. B. eines Horaz selbst die schlüpfrigsten Stellen mit einem Ernst und einer Delikatesse erklärt, wodurch sie alles Gefährliche verlieren mussten. Für den Gebrauch wäre es übrigens gut gewesen, wenn, wie bey anderen Editionen, oben auf jeder Seite das Buch und die Fabel kurz mit Zahlen bemerkt worden wäre. Was auf dem Titel steht: *ictus per accentus acutos etc.* ist richtig beobachtet worden.

Th. T.

Leipzig, b. Rein: *Exercitationes latinae, passim vitiosae, tironibusque emendandae*, in usum scholarum. Oder: Lateinische Übungen, enthaltend passende Aufgaben nach syntaktischer Ordnung, welche in Beziehung auf die jedesmalige Regel zum Theil fehlerhaft sind, von den Schülern verbessert, besonders abgeschrieben, und dem Lehrer zur Durchsicht gegeben werden müssen. Von *G. W. Vogel.* 1818. 72 S. 8. (6 gr.)

Wie kann ein Schulmann von der Methode, den Schülern etwas Fehlerhaftes zum Corrigiren vorzulegen, sagen: „Man hat bis jetzt noch keinen Weg gefunden, dem Schüler die Erlernung einer Sprache, wie die Lateinische ist, auch angenehm zu machen. Nachdenken und eigene Erfahrung haben mich auf eine Idee geführt, welche, da sie neu und gewiss allgemein anwendbar ist, durch den Druck verbreitet zu werden verdient"?!

Bey folgender Stelle: „Die Erfahrung hat mich gelehrt, dass ich nie aufmerksamere Schüler hatte, als wenn ich diese Methode befolgte. Sie waren gezwungen sich mit der Regel bekannt zu machen, und arbeiteten dann mit einer Lust, welche Bewunderung verdiente. Sie lernten dabey ihre Kräfte kennen und anwenden, suchten mit dem größten Eifer die Fehler auf, und lernten weit eher und gründlicher das Syntaktische, als auf die gewöhnliche Weise," fragen wir: wie fiel es dem Vf. nicht ein, dass alles das, was er hier von der Corrigir-Methode rühmt, noch mehr von der gilt, nach welcher der Schüler in das Lateinische übersetzen muss, was auch die Kenntniss der Regeln erfodert, wozu noch kommt, dass dabey die Kräfte noch mehr geübt werden, weil der Schüler etwas selbst hervorbringt? — Was übrigens das in die Übungsstücke verflochtene Fehlerhafte anbetrifft: so ist es nicht häufig und nicht versteckt genug.

J. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Brockhaus: *Die Herkulanensischen Handschriften in England und meine, nach erhaltenem Ruf und nach Auftrag der Englischen Regierung, im Jahre 1817 zu ihrer Entwickelung gemachten Versuche* von D. F. C. L. Sickler. 1819. IV u. 115 S. 8. Mit einem Steindruck, die sieben behandelten Rollen vorstellend. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die vorliegende Schrift ist vom Hn. Consistorialrathe *Sickler* zu Hildburghausen vornehmlich zu dem Zwecke herausgegeben, dass das Publicum sowohl über die wahre Veranlassung seines Rufes nach England, die dort befindlichen Herkulanensischen Handschriften für die Englische Regierung zu entwickeln, als auch über den wahren Hergang seiner Entwickelungsarbeiten in London einen, auf Actenstücke der Englischen Comité selbst, der von der Englischen Regierung die Oberaufsicht über seine Arbeiten anvertrauet worden war, gestützten Bericht erhalte. Der Verfasser fand sich zu dieser Bekanntmachung dadurch besonders veranlasst, weil man in der Londoner ministeriellen Zeitung, *the Courier*, ein vorgebliches Urtheil der Englischen Comité über seine Entwickelungsmethode überhaupt und deren Erfolg in London öffentlich bekannt gemacht hat, wodurch nicht allein die ganze Sache in ein falsches Licht gesetzt, sondern auch die Ehre des Vfs. auf eine sehr ungerechte Weise gekränkt worden ist. Dieses geht so einfach und klar aus den in der vorliegenden Schrift enthaltenen Mittheilungen hervor, dass kein Unparteyischer, der dieselbe mit einiger Aufmerksamkeit gelesen, darüber in Zweifel bleiben wird. Man muss aus dieser Schrift die vollkommene Überzeugung schöpfen, dass der Vf. nicht nur in Hinsicht der Abwickelung der in England befindlichen Herkulanensischen Rollen sein Möglichstes gethan, sondern auch, dass sich seine Methode in den dort angestellten Versuchen völlig bewährt habe. Rec. enthält sich jeder weiteren Bemerkung darüber, und begnügt sich damit, für diejenigen, welche mit der Sache selbst noch nicht bekannt seyn sollten, den Hergang derselben kurz zu erzählen.

Der um mehrere Zweige der Alterthumskunde verdiente Vf. richtete während eines Aufenthaltes in Italien, seine Aufmerksamkeit auch auf die verkohlten Papyrus-Rollen von Herkulanum. Die grosse Unvollkommenheit der bisher zur Abwickelung derselben angewandten Methode entging ihm nicht. Er kam auf eine glückliche Idee, dieselbe wesentlich zu verbessern, und hatte Gelegenheit die Anwendbarkeit seiner neuen Methode an einer Rolle zu prüfen, die in einem Privatbesitze sich befand. In der Folge legte er sein Verfahren der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vor, und bat sich von dieser ein öffentliches Urtheil darüber aus, welches günstig lautete. Man erhielt hievon in Paris und London Kunde, und zuerst von Paris aus wurde im December 1816 von dem Ritter *Thomas Tyrwhitt* an Hn. *S.* der Antrag gerichtet, nach England zu kommen, um seine Methode bey den dort befindlichen Herkulanensischen Rollen in Anwendung zu bringen. Hr. *S.* folgte, nach einigen Unterhandlungen, unter bestimmten, von der Englischen Regierung zugestandenen Bedingungen diesem Rufe. Hr. *S.* versprach ausdrücklich nur dann einen günstigen Erfolg, wenn die Rollen, die man ihm übergeben würde, von guter Beschaffenheit, nicht durch Feuchtigkeit oder auf andere Weise verdorben seyen. Als nun aber Hr. *S.* in London seine Arbeit beginnen sollte, und dazu die von Neapel gesandten neun Rollen ausgepackt wurden: so erkannte er sogleich, dass sie von der schlechtesten Qualität waren; dass sie zu denen gehörten, die nicht vollkommen verkohlt und durch Einwirkung von Wasser oder auf andere Weise in einen solchen Zustand versetzt sind, dass man die Hoffnung auf eine glückliche Entwickelung derselben und die Auffindung von Schrift aufgeben muss; dass sie von denen ausgewählt waren, deren Abwickelung man in Neapel selbst niemals hat versuchen mögen. Hr. *S.* erklärte sich darüber sehr bestimmt gegen die Commission, unter deren Aufsicht die Abwickelung geschehen sollte, in welcher sich, unter mehreren anderen berühmten Gelehrten, auch der Chemiker *Sir Humphry Davy* befand. Man drang darauf, dass Hr. *S.* dennoch die Arbeit beginnen möchte. Er leistete nun mehr, als man erwarten konnte. Der schlechten Beschaffenheit der Rollen ungeachtet, wickelte er von mehreren derselben bedeutende Parthieen in kurzer Zeit ab. Die Commission prüfte sein Verfahren und seine Mittel mit grösster Genauigkeit, machte dagegen keine Einwendungen, sondern bezeugte nach den ersten Versuchen ihre Zufriedenheit, und verlangte die Fortsetzung der Arbeit. Hr. *S.* setzte dieselbe mit gewissenhafter Anstrengung fort, so lange als sein Urlaub

es gestattete. Er wickelte von sieben Rollen bedeutende Stücke ab, auf denen aber nur geringe Spuren von Schrift zu entdecken waren. Das was er versprochen, erfüllte er redlich; aber es stand nicht in seiner Macht, auf Rollen Schrift zum Vorschein zu bringen, auf denen sie durch zerstörende Einwirkungen verlöscht, oder vielleicht niemals vorhanden war. Höchst unerwartet müsste daher das Urtheil seyn, welches die Comité über die Arbeiten des Hn. *S.* aussprach, nachdem derselbe um seine Entlassung gebeten; worin dieselben Personen, die früher ihre vollkommene Zufriedenheit bezeugt und nicht die mindeste Einwendung gegen das Verfahren gemacht hatten, sich dahin äussern, dass die Entwickelungs-Methode des Hn. *S.* der Erfüllung seiner Versprechungen nicht entspreche, und dass das von ihm zur Abwickelung der Herkulanensischen Rollen befolgte System durchaus kein genugthuendes Resultat gewähren könne. Aber fast noch ungerechter und mit noch grösseren Widersprüchen und Unwahrheiten erfüllt ist das angebliche Erkenntniss jener Comité, welches in dem Englischen Courier unter dem Artikel London d. 5 April 1818 abgedruckt steht, und welches Hr. *S.* in der vorliegenden Schrift ebenfalls mitgetheilt, und mit Bemerkungen versehen hat.

Jeder Unpartheiische, jeder Freund von Wahrheit und Rechtlichkeit wird bey der Lesung der Schrift des Hn. *Sickler* empört werden über die Behandlung, die derselbe hat erdulden müssen; über den Undank, mit welchem seine redlichen Bemühungen gelohnt worden sind. Jeder Wissenschaftsfreund wird aber zugleich auch beklagen, dass jener Ausgang der Sache einer erwünschten Anwendung des *Sickler*'schen Abwickelungsverfahrens bey wohlerhaltenen Rollen von Herkulanum vermuthlich grosse Hindernisse in den Weg stellen wird. Vielleicht findet sich Hr. *Sickler* veranlasst, durch öffentliche Bekanntmachung seiner Methode jeden Sachverständigen in den Stand zu setzen, die wesentlichen Vorzüge derselben vor der bisher üblichen zu beurtheilen und anzuerkennen.

Bald nachdem obige Schrift erschienen war, gab Hr. *Sickler* noch folgenden Nachtrag in demselben Verlage heraus:

Sir Humphry Davy's Versuche, die Herkulanensischen Handschriften in Neapel mit Hülfe chemischer Mittel zu entwickeln. Aus der Literary Gazette 1819 *No.* 119 *S.* 280 *ff. Ein Nachtrag zu meiner Schrift die Herkulanensischen Handschriften in England, und zu meinen Versuchen.* Von D. *F. C. L. Sickler.* 1819. 48 S. 8. (10 gr.)

Der in der angeführten Zeitung abgedruckte Aufsatz von Sir Humphry Davy, den hier Hr. *Sickler* in einer Übersetzung und mit Bemerkungen begleitet, mittheilt, enthält eine Hypothese über die Verkohlung der Herkulanensischen Papyrus-Rollen, die nach der Meinung des berühmten Chemikers auf dem nassen Wege, nach Art der Torfbildung, vorgegangen seyn soll. Er gründet hierauf die Idee, durch Hülfe eines chemischen Mittels, welches von ihm jedoch noch geheim gehalten wird, die innig mit einander verbundenen Lagen der Rollen zu lösen, und dadurch die Abwickelung zu erleichtern. Er giebt an, dass von ihm desshalb angestellte Versuche bereits ein günstiges Resultat gegeben hätten.

Wir wollen uns hier nicht auf eine Prüfung der Davy'schen Hypothese einlassen, gegen welche wohl manche Einwendungen zu machen seyn dürften; sondern können uns auf dasjenige beziehen, was darüber bereits von dem Englischen Chemiker *Murray* — dem, wie dem Recensenten, die Beschaffenheiten der Herkulanensischen Rollen aus eigener Ansicht bekannt sind — in *Thomson's Annals of philosophy* 1819 No. 81 S. 198 gesagt worden, welchem wir in der Hauptsache beypflichten. Wir treten demselben auch in der Meinung bey, dass das Davy'sche Arcanum zur Lösung der verkohlten Papyrus-Lagen vermuthlich in *Alkohol* bestehet; müssen aber hier der Wahrheit gemäss sagen: dass die ersten von Sir Humphry Davy zu Neapel mit einer Herkulanensischen Rolle angestellten Versuche keines Weges ein Resultat gegeben haben, nach welchem man auf eine bedeutende Erleichterung der Abwickelung hoffen dürfte; welche Notiz Rec. von einem sehr angesehenen und glaubwürdigen Manne, der bey dem Versuche selbst zugegen war, zu Neapel im Februar 1819, kurz nach der Anstellung desselben, erhalten hat.

Übrigens enthält der Davy'sche Aufsatz manche Äusserungen, die dem Hn. *Sickler* wie aus dem Munde genommen zu seyn scheinen, und bey denen es sehr auffallen muss, dass sie von derselben Person herrühren, welche ein Mitglied der Commission war, die zur Beaufsichtigung und Beurtheilung der *Sickler*'schen Arbeiten in London ernannt war. Zu jenen Äusserungen gehören u. A. die über den verschiedenen Zustand der Rollen; über die Unmöglichkeit, von gewissen Rollen zusammenhängende Blätter abzuwickeln; über die Zerstörung der Schriftzüge auf manchen Rollen und die Unmöglichkeit solche entflohene Schrift wieder herzustellen, oder das wieder zu geben, was nicht mehr vorhanden ist. Vergleicht man diese und andere Äusserungen mit dem Benehmen der Commissarien und dem von ihnen ausgesprochenen Endurtheil: so bleibt man in der That zweifelhaft, ob man dasselbe einem Mangel an gesundem, consequentem Urtheile, oder einem nicht regen Gefühle für Recht, Billigkeit und Wahrheit zuschreiben müsse. O. a.

Leipzig, auf Kosten der Herausgeberin, im Deutschen Museum: *Karl Ludwig v. Woltmann's sämmtliche Werke*, herausgegeben von seiner Frau. Zweyte Lieferung. Erster Band. 1818. Nebst der Vorrede 524 S. Zweyter Band. 1819. Nebst allgemeiner Inhaltsanzeige und Beylagen. 291 S. Dritte Lieferung. 1 Band. 1819. 396 S. 2 Band. 1819. 423 S. 8.

[Vgl. J. A. L. Z. 1819. No. 66 und 178.]

Die *zweyte* Lieferung enthält die *Geschichte von Grossbritannien*, und zwar im ersten Bande: von der Entdeckung durch die Römer bis zur Ertheilung des grossen Briefes der Freyheiten, und im zweyten: von

der Ertheilung des gr. Br. d. Fr., bis nach der Eroberung von Wales durch Eduard I.

In dem, der Geschichte von Frankreich vorausgeschickten Aufsatze: *über die Disciplin des Staatensystems* (Th. II der ersten Lieferung) hatte der Vf. sich bemüht, das Ziel, welches dem Geschichtschreiber einzelner Staaten vorschweben soll, festzusetzen; in der Vorrede zu der gegenwärtigen Geschichte Grossbritanniens fährt er fort, seine, durch die Arbeit selbst ihm immer klarer gewordenen Vorstellungen von demselben Gegenstande zu entwickeln. Indem er dem zuerst aufgestellten Hauptgedanken: zu zeigen, „durch welche Veränderungen der Staat zu seiner gegenwärtigen Gestalt und der Bürger desselben zu seiner gegenwärtigen Lage und Bildung gelangte," treu bleibt, bekämpft er fortdauernd das vor dreyssig Jahren noch mehr allgemein herrschende, alte Vorurtheil, welches die Gründlichkeit im Anhäufen roher Materialien oder in abhandelnden Untersuchungen über einzelne geschichtliche Gegenstände suchte. Aber indem er, um nicht ein Gebäude aus unbehauenen Steinen aufzuführen, das gleichmässige Verarbeiten der Stoffe dem Geschichtschreiber dringend zur Pflicht macht, gesteht er zugleich die Nothwendigkeit der Ausführung einzelner Forschungen zu. Er will sie jedoch von der Darstellung getrennt wissen, und hat sie daher als: *historisch-kritische Beylagen* in den Anhang verwiesen; unter dem Texte sind bloss die Quellen angezeigt.

Die *dritte* Lieferung enthält des Vfs. treffliche *Geschichte der Reformation in Deutschland von dem Reichstage zu Nürnberg* 1534 *bis zum Religionsfrieden zu Augsburg* 1555, mit dem herzlichen Vorwort an Planck in Göttingen.

Der Leser darf bey dem, was in den Jugendarbeiten des Vfs. als Regel vorgeschlagen wird, nie vergessen, dass der Verewigte von dem regen Streben, zur Verbesserung der Deutschen Geschichtschreiber kräftig beyzutragen, beseelt, seine ersten Schöpfungen selbst nur als Versuche betrachtete, welche zu allgemeinen Vorschriften führen, nicht aber sie als bereits festgesetzt aufstellen sollten. Aus diesem, in der Anzeige der ersten Lieferung angenommenen Gesichtspuncte müssen auch nach des Rec. Meinung die meisten Werke Woltmanns, wenigstens die früheren, beurtheilt werden. Eine ausführliche Prüfung jeder der einzelnen historischen Schriften der gegenwärtigen Sammlung würde bey dem unveränderten Abdruck der ersten Ausgabe jetzt um mehr als zwanzig Jahre zu spät kommen; es kann aber auch hier nicht so wohl von der, in den verschiedenen Büchern enthaltenen, Geschichte, als von der Art der Bearbeitung derselben und von den Fortschritten eines in diesem Fache so ausgezeichneten Schriftstellers in der Kunst der Geschichtschreibung die Rede seyn, und Rec. begnügt sich, darauf aufmerksam gemacht zu haben.

Kf.

Halberstadt, b. Vogler: *Emma. Eine Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung.* 1819. Erster und zweyter Band, jeder aus 4 Monatsheften bestehend (Januar bis August). 236 u. XXXII, XL, XXXVI, XLIV; 212 und XXXII, XXXII, XLIV und XL S. 8. (Alle 12 Hefte 4 Rthlr.)

Diese Zeitschrift zerfällt in zwey Haupttheile. Der erste und grössere liefert meistens Originalaufsätze. Der zweyte greift unmittelbar in die Geschichte des Tages ein, und ist bestimmt, mannichfaltige literarische und vermischte Notizen aufzunehmen, wobey natürlicher Weise andere Blätter benutzt werden. Die für diesen Abschnitt bestimmten Rubriken sind: 1) Ausländische Literatur; 2) Deutsche Literatur; 3) Kunst; 4) persönliche und biographische Nachrichten; 5) Geschichte und Länderkunde; 6) andere wissenschaftliche Nachrichten; 7) Betrachtungen und Stimmen der Zeit; 8) Nachlese. Es sind hier recht viele nützliche und angenehme, ernsthafte und belustigende Notizen zusammengetragen und verarbeitet.

Sind gleich die Aufsätze der ersten Abtheilung, wie das nicht anders seyn kann, verschiedenes Werthes: so verdient doch die grössere Anzahl ihre Stelle, und man muss diese Zeitschrift unter die besseren zählen.

Die Vff. nehmen vorzüglich auf die Geschichte der Gegend Rücksicht, in welcher die Schrift erscheint, behandeln sie aber so, dass auch Leser anderer Gegenden dadurch angezogen werden. Dahin gehören: *Halberstadts Katastrophe im J.* 1805, (recht lebendig) *dargestellt von einem Augenzeugen*; die von *Karl Nicolai* erzählte Sage der Vorzeit: *Das blutende Schwert*; *Ereignisse der Stadt Osterwiek bis* 1622, nach einer geschriebenen Chronik; *die Franzosen in Ellrich* 1806, von *Schulze*; *Halberstadt im J.* 1758, von *Chr. Niemeyer*; *kleine Beyträge zur Geschichte Magdeburgs*, von *Rese*; und einige andere.

Von *Schiller's letzten Krankheiten* giebt *Chr. Niemeyer* Nachricht. *Steph. Kunze's Bruchstücke aus dem Landpfarrer von Schönberg* ziehen durch die Wahrheit ihrer Schilderungen an. Ein Ungenannter theilt die Geschichte der *Vernichtung einer Schwedischen Armee durch Frost im J.* 1719 mit. *Die halbe Decke*, eine Geschichte (in Versen) nach *Hans Sachse* von *Chr. Niemeyer*, hätte ein wenig abgekürzt werden mögen. Der *Brief eines Reisenden* (des Hn. Oberpredigers *Märtens*) *aus der Schweiz* enthält einige recht anschauliche Schilderungen. *Züge aus dem Leben Gustav Adolf von Schweden.* Unter anderen: Kein Feind der Wissenschaften, aber dessen, was in Polen gelehrt wurde, weil ihm da die Quelle alles Unheils war, verbot er nicht etwa nur die Metaphysik, deren berühmte Lehrer mehrere Schweden nach Cracau und Warschau zogen, in Polen zu erlernen, sondern er gab gleich, 1614, ein Edict gegen Betreibung der Metaphysik überhaupt. — Die *wahre und einfache Geschichte mancher Handelserscheinungen in den ersten drey Jahren der wiedererlangten Freyheit* von *Oldenburg*, Kaufmann in Leipzig, vertheidigt England gegen manche Beschuldigungen, und erklärt mit Einsicht die Handelsverhältnisse, in welchen jene einen scheinbaren Grund finden. — Zweckmässig wird die ältere *Schlacht bey Wahlstadt* (1241) erzählt. Von *Klamer Schmidt* sind *sechs Oden* dem Horaz nachgebildet. Die 32 Ode des 1 Buchs beginnt hier so:

Singen soll ich? — Auf denn! wofern wir jemals
In der Laub' harmloser gescherzt, o Lyra,
Was uns Tag' und Jahre noch lebt, so stimm' itzt
Römergesang an!

Was uns T. und J. noch lebt ist nicht einmal so deutlich, als das Original. Und wozu das *uns?* Und *Römergesang* scheint uns andere Nebenbegriffe zu erwecken, als *Latinum carmen.* In der dritten Strophe läfst sich die Verwandlung des Lykus in eine Lyce, da Hr. *S.* nicht eigentlicher Übersetzer seyn wollte, allerdings rechtfertigen. Aber:

Und, wie Lyce, bräunlich von Aug' und Haarwuchs,
Alles bezaubert —

soll ohne Zweifel so verstanden werden: Alcäus sang, wie Lyce Alles bezaubert; aber wer an das Lateinische nicht denkt, wird den Satz auf den vorhergenannten Knaben (Cupido) beziehen, und das *wie Lyce* als eine Vergleichung nehmen. Die 2 Ode des 2 Buchs fängt hier an:

Ohne Glanz ist Silber, so lang' die Erdgruft
Karg es einschliefst.

Das *so lang' (lange)* scheint auf *noch nicht* zu Tage gefördertes Silber zu deuten; uns scheint aber das Folgende zu beweisen, dafs Horaz an vergrabenes Geld dachte. — *Avidus spiritus* ist dem Hn. *S. niedre Lust. Tugend entwöhnt den Pöbel, ehrende Worte mifs zu brauchen.* Läfst der Pöbel sich davon *entwöhnen?* — In der 12 Ode des 2 Buchs will Horaz schwerlich sagen, dafs die grofsen Gegenstände zur lieblichen Laute nicht stimmen, als wenn sie nicht verdienten von ihm besungen zu werden; sondern er will sich mit seiner Unfähigkeit, sie würdig zu besingen, entschuldigen. Wufste Hr. *S.* das auch wohl: so sagt es seine Nachbildung doch nicht. *Pedestribus historiis* heifst hier: *in Klio's Stil.* Aber spricht denn Klio immer in Prosa? — Über die *Entdeckungsreise des Cap. Tuckey auf dem Zairestrom* wird das Wichtigste und Anziehendste gegeben. — Hr. Prediger *L. Bode* theilt *Satiren und Witzreden Luthers in Beziehung auf allerley Stände und Menschenclassen,* als Proben einer gröfseren Sammlung mit, die gewifs Beyfall finden wird. — In der Legende: *der Dom zu Halberstadt,* von *Nagel,* scheint uns der Legendenton nicht getroffen, und der Stoff gar nicht des Erzählens werth. — Zu *Elisabeth, Königin von England,* einer *biographischen Skizze,* gehört das Kupfer des 1 Bandes: Elisabeth in der (geschmacklosen) Kleidung, in welcher sie nach der Niederlage der Spanischen Armada in die St. Paulskirche fuhr. In dem Auffatze heifst es: „Ob es *Zufall* oder *Vorsehung* war, der sie endlich gar wider alles Erwarten auf den Thron von England brachte, das mögen die entscheiden, die besser, als wir, wissen, wo der eine anfängt und die andere aufhört." Können Zufall und Vorsehung in einem solchen Gegensatze neben einander bestehen? — Bey dem *Etwas über das gesellschaftliche Leben im 16 Jahrhundert,* von *Hoche,* ist vornehmlich *Dedekinds* Grobianus benutzt. — Hr. *Niemeyer* theilt einen Brief von *Klopstock* an ihn vom J. 1801 mit. „Sie wissen, schreibt er unter anderen, wie jetzt nicht wenige brave Männer über die Religion denken. Sie kennen vermuthlich einige davon. Ich glaube, dafs sie mir sagen können und werden, was für einen Eindruck der Messias auf diese macht.... Sie urtheilen, ohne dafs ich es Ihnen zu sagen brauche, wie wichtig mir das seyn müsse. Die Abweichung Vieler von der Religion hat auch sehr sonderbare Urtheile vom Messias veranlafst, wie ich noch öfter lese, als höre: denn man erklärt sich gegen mich nur selten darüber." Hr. *N.* theilte dieses Schreiben vorzüglich einem dem Dichter besonders werthen Freunde mit, und fügt dessen Beantwortung der angeführten Stelle mit; ingleichen *Catteau's* und *Wieland's* Äufserungen über *Kl.* — Von dem Prachtwerke: *Tempel der Flora* (London, 1812) giebt der nämliche Mitarbeiter eine ziemlich ausführliche Nachricht. Hr. *Körte* beschreibt eine *Reise nach Aachen im Oct.* 1818. Zu einem Auffatze *über die antiken Lampen, besonders die Grablampen,* gehört das Kupfer des zweyten Bandes. — Wir übergehen mehrere Übersetzungen und eine grofse Anzahl kleinerer Auffätze, historischer und ethnographischer Züge, Anekdoten, Einfälle u. s. w., welche zur Unterhaltung und auch zur Belehrung dienen; auch unter den Gedichten sind einige, die sich über das Mittelmäfsige erheben. Vorzüglich hat uns *Minnesold* von *Smets* gefallen.

Es ist dieser wirklich zweckmäfsig angelegten und reichhaltigen Monatsschrift eine längere Dauer zu wünschen.

J. C. F. D.

Leipzig, b. Köchly: *Bilder aus dem innern Leben* vom Verfasser von Wahl und Führung. 1819. 1 und 2 Theil. IV u. 408 u. 417 S. 8. Geheftet. (3 Rthlr. 12 gr.)

Mehrere Familien durch nicht zu unbequeme Ferne geschieden, versammelten sich an gewissen Tagen, wechselnd in der Runde, wo man denn mit ergötzlichen Erzählungen, Vorlesungen aus Lieblingsschriftstellern, Mittheilung eigener Dichtungen und belehrenden und erweckenden Gesprächen sich unterhielt. Dieses ist der Faden, durch welchen die hier mitgetheilten „Bilder" zusammengehalten werden. Es kommen darin sehr anziehende Gestalten vor, und es ist dem Vf. gröfstentheils gelungen, wichtige Wahrheiten durch eine angemessene und vorzügliche Einkleidung dem Herzen nahe zu bringen, wenn auch zuweilen, dafs wir so sagen, der dogmatische Zweck mehr vorherrschet, als dem künstlerischen vortheilhaft ist. Die Grundsätze und Ansichten, die man als die des Vfs. ansehen kann, halten so ziemlich die Mitte zwischen den Extremen des Zeitalters; und wenn die Darstellung zuweilen an das Mystische streift, so folgt das aus dem Charakter einiger hier handelnden und redenden Personen, und der Leser wird zur anderen Zeit wieder darauf geführt, dafs er von den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen klare Ansichten zu suchen habe. Die Schreibart ist im Ganzen gut, doch nicht durchaus richtig, z. B. *auch einen Augenblick nicht* st. auch nicht e. A.; sein ganzes *leibliche* Daseyn; die *nöthigen* Arzeneyen, *deren meine Mutter bedurfte* (wo jenes überflüssig ist); bange Beängstigungen; *willigte* mir Vortheile, *ein* st. bewilligte m. V.; *je mehr* .. in *so* (st. desto) reicher Fülle; und dgl. m.

J. C. F. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 0.

PÄDAGOGIK.

Neueste Schriften über die Turnkunst *).

Seitdem in Deutschland Basedow pädagogische Reformen unternahm, ist das Capitel von den Leibesübungen schon so oft und unter so verschiedenen Gestalten an der Tagesordnung gewesen, dass man sich wohl verwundern muss, wie darüber noch in unseren Tagen ein so neu klingender und über alle Masse hitziger Streit entstehen konnte. Rec. wenigstens, der in jeder hier möglichen Beziehung unbefangen zu seyn glaubt, hielt längst alle und jede Leibesübung für das, aber auch freylich für nichts mehr, als was ihr Name besagt, für höchst unschuldige, und, wenn sie wirklich methodisch und zweckmässig betrieben werden, selbst für ganz unentbehrliche Bildungsmittel des menschlichen Körpers. Und so schienen sie ihm vor Geringschätzung und Verwerfung von der einen Seite eben so sicher, als vor einer einseitigen Lobpreisung und Überschätzung von der anderen zu seyn. Gleichwohl giebt ihm eine ziemlich ansehnliche Reihe von Schriften und Schriftchen den Beweis in die Hände, dass ihn der Schein betrog, und dass viele seiner Zeitgenossen da noch erst Licht erwarten, wo jeder Unbefangene längst klar und deutlich zu sehen meinte. Denn fast sämmtliche Schriftsteller, welche sich seit einigen Jahren als Sprecher des Publicums für oder wider das neuerdings so genannte Turnwesen erklären zu müssen glaubten, hoffen oder fürchten von den ganz unschuldigen Leibesübungen Dinge, die sich davon allein keinesweges weder hoffen noch fürchten lassen.

So erwarten z. B. die Turnfreunde offenbar zu viel von ihren Turnübungen, wenn sie Besonnenheit, Geistesgegenwart, Muth, Tapferkeit, kurz alle zu einem wahrhaft männlichen Charakter erfoderlichen Eigenschaften als eben so viele nothwendige Folgen bloss, oder doch vornehmlich nur von diesen Übungen ableiten. Sie würden dergleichen sanguinische Hoffnungen sogar dann aufgeben müssen, wenn es ihnen gefiele, statt der einseitigen Turnübungen die sämmtliche ältere und neuere Gymnastik bis in den Himmel zu erheben. Denn dass in Sachen der wahren Männlichkeit bey Weitem nicht Alles von der Ausbildung körperlicher Anlagen abhange, beweist uns ja schon aus uralten Zeiten die schöne Dichtung, welche uns Xenophon (Denkwürdigkeiten des Sokrates II, 1) vom Prodicus hinterlassen hat, und die unter der geistreichen Überschrift: „Herkules am Scheidewege" allgemein bekannt ist. Würde denn der idealische Mann der Kraft hier die rechte Wahl getroffen haben, wenn er bloss stark an Körper gewesen wäre?

Auch die neuere Welt ist mit ihren sämmtlichen Erfahrungen ganz gegen den Satz, dass sich in Hinsicht des männlichen Muthes Alles von Seiten des blossen Körpers erwarten lasse. Denn wer weiss es nicht auch heutiges Tages, dass ein weltkluger, praktisch geübter und gewandter Verstand, selbst mit dem schwächlichsten Körper verbunden, bis auf diese Stunde den stärksten und kräftigsten Bramarbas, der nichts als Leib ist, an Männlichkeit allemal überflügelt, sobald der erste bey seiner schwächlichen Constitution es nur nicht versäumte, auch sein Äusseres gehörig zu bilden, und so lange er, trauend auf seine höhere Kraft, die nöthige Besonnenheit nicht verliert? Wer weiss es nicht, dass Friedrich der Grosse, wahrlich kein Held an Körper, gleichwohl ein Held dem Geiste nach war? Oder wer hat es nicht gehört, dass der äusserst schwächliche Philosoph Kant doch auf nichts so sehr hielt, als auf einen männlichen Muth, und dass er wenigstens von sich behauptete, wie bey ihm, um sich die ärgsten Kopfschmerzen zu vertreiben, durchaus nichts weiter erfoderlich sey, als ein lebendiger und kräftiger Wille, oder der Vorsatz, sie nicht mehr zu haben?

Noch ein Beyspiel, das ganz in der Nähe liegt, und bloss aus der Welt hergenommen ist, in welcher der Streit geführt wird, das heisst aus der Bücherwelt, stehe hier zum Gegenbeweise. Der Erste, der neuerdings in Deutschland die gymnastischen Übungen mit Liebe und philosophischem Enthusiasmus vertheidigte, war der treffliche Director der Dessauischen Hauptschule, der als Mensch und als Schriftsteller gleich sehr geachtete Professor Vieth. Jeder, der diesen wackeren Mann persönlich kennt, muss gestehen, dass er selbst bey schwächlichem Körperbau im Äusseren dennoch viel Männliches hat, und dass er in seinem gelehrten Wirkungskreise die Beweise von Gegenwart des Geistes, wahrem Muthe und ausdauernder Festigkeit nie schul-

*) Frühere Schriften sind bereits recensirt: *Jahns* und *Eiselens* Turnkunst Jen. A. L. Z. 1817. No 69 — 71. *GutsMuths* Turnbuch 1819. No. 75. 76.

dig blieb. Aber welche herrliche Geistesgaben hat er auch nicht Angesichts der ganzen Nation an den Tag gelegt! Schwerlich möchte Eine unter den neuen Turnschriften das Verdienst bestimmter und deutlicher Begriffe in dem Grade haben, als es dieser anspruchslose Denker bisher in seinen Werken beurkundet hat. Während Andere neumodischen Wort- und Formel-Kram in die Mathematik einzuführen bemüht sind, fährt er wacker und muthig fort, die uralte Euklidische Laufbahn zu verfolgen, und nichts herauszugeben, was nicht einfach angelegt, klar, hell, bestimmt und mit unnachahmlicher Deutlichkeit durchgeführt wäre.

Sicher aber würde dieser Vertheidiger der Gymnastik wider sich selbst zeugen, wenn er behaupten wollte, dass er seinen ächt männlichen Charakter bloss auf die Rechnung eines mannichfaltig gebildeten und sehr gewandten Körpers zu setzen hätte. Nein, sein nicht minder gewandter und mit Hülfe einer gesunden Philosophie ausgebildeter Geist hat weit grösseren Antheil daran. Dazu kommt, dass das was in der Basedowischen Periode Gymnastik hiess, und neuerlich den Namen Turnwesen bekam, während seiner frühern Bildungszeit in Deutschland gar nicht Sitte war. Er verdankt also sein männliches Äussere weder der Basedowischen Gymnastik noch den neuern Turnübungen, sondern einzig solchen regelmässigen Bildungsmitteln des Körpers, welche unter uns längst bekannt waren, ehe das Geschrey über die Unentbehrlichkeit ihrer Bemühungen von den Gymnasten und Turnhelden in unserem sonst so reell denkenden und nichts überschätzenden Vaterlande erhoben wurde. Er war ein gewandter Fechter, ein trefflicher Voltigeur, ein Meister im Schrittschuhlaufen, ehe an alle die Herrlichkeiten gedacht wurde, welche jetzt *rumore secundo* in den Himmel erhoben werden, und woraus für unser gebeugtes Israel dermalen alles Heil kommen soll.

So haben auf der andern Seite Hr. Prof. *Steffens*, und alle, die, welche ihm gleich denken, gewiss sehr Unrecht, wenn sie in dem vorliegenden Streite das Turnwesen, um es zu verdammen, überall zur Hauptsache zu machen scheinen, während sie in der That ganz etwas Anderes zu bekämpfen suchen. Freylich lassen sie dieses Andere, das sie in Gedanken haben, oft nothdürftig durchschimmern. Warum gehen sie aber nicht geradezu mit der Sprache heraus, da sie doch übrigens so ächt Deutsche Freymüthigkeit an den Tag legen? Oder ist es nicht durchaus zweyerley, ob man den dermaligen Pruritus, die Leibesübungen (die allerdings während der letzten Jahre zum Theil in öffentliche Harlekinaden unter uns ausarteten) unbedingt und als das *Non plus ultra* aller Nationalbildung zu verfechten, oder die angebliche Sucht, von den Turnplätzen aus die sämmtlichen Staaten Deutschlands durch Volksgewalt zu revolutioniren, bestreitet? Das Erste ist eine Thorheit, wie wir sie bey unserer grossen Nachahmungssucht schon oft unter uns gesehen haben; das Zweyte aber, wenn es bewiesen wäre, würde ein Verbrechen seyn, das bis jetzt in unserem besonnenen Vaterlande seines Gleichen nicht kannte, und wogegen allerdings jeder Mann von Kopf und Herz nicht kräftig genug ankämpfen könnte.

Ob nun übrigens die Vertheidiger der Turnkunst, ja ob auch nur die geringere Anzahl derselben jenes Verbrechen wirklich beging, oder gar nur den Gedanken haben konnte, es begehen zu wollen, diess zu entscheiden, ist Sache des Staates, nicht Sache der Kritik. Gewiss aber ist es, dass von schulgerechten Philosophen, wie Hr. *Steffens*, das heisst von Männern, die sich überall deutlich und bestimmt äussern sollen, der Name Turnwesen in diesem Streite auch nicht einmal erwähnt werden musste, da es ja hier in der That auf ganz etwas Anderes abgesehen war, und da sich das Beginnen revolutionäre Ideen und Gesinnungen unter der Jugend und unter der Masse des Volks zu verbreiten, (sofern diess, was wir doch lieber nicht glauben wollen, factisch bewiesen werden könnte) nur zufällig mit jenem verbunden haben würde.

Genug, oder vielleicht schon zu viel zur Einleitung! Um also schnell auf die Sache selbst zu kommen, so lassen sich die neuesten Schriften über die Turnkunst füglich in zwey Hauptclassen theilen, nämlich in solche, die ihren Gegenstand metaphysisch, hin und wieder sogar metaphysischpoëtisch, und solche, welche ihn der Natur der Sache gemäss, praktisch oder wenigstens grösstentheils praktisch behandeln.

Zu der metaphysischen Abtheilung gehören sechs oder sieben Schriften, die wir zuerst aufführen wollen; sowie zu der praktischen die darauf folgenden.

1) Breslau, b. Max u. C.: *Würdigung der Turnkunst nach der Idee*, von D. *A. B. Kayssler*, ord. Prof. der Philosophie an der Universität zu Breslau 1818. 84 S. 8. (9 gr.)

Diese Schrift ist die unschuldige Veranlassung zu drey, wo nicht gar zu vier der übrigen Flugschriften geworden. Wesshalb man hier mit Recht sagen kann: „Ehre, dem Ehre gebührt!“ Schwerlich aber dürfte diese, in ihrem bereits aus der Mode gekommenen philosophischen Gewande gleichwohl sehr vornehm thuende Würdigung der Turnkunst andere Leser, als solche befriedigen, welche mit ihrem Vf. der Meinung sind, dass ihre Philosophie noch eben so stark in der Mode sey, als vor zehn Jahren. Wer weiss indessen nicht, dass in Sachen dieser äusserst flüchtigen Göttin zehn Jahre so viel, als eine Ewigkeit sind? Hr. *Herbart* sieht schon mit ziemlich deutlicher Verachtung auf Hn. *Steffens* herab; und da sein Gegner Hr. *Kayssler* von der nämlichen veralteten Schule ist: so darf er sich von diesem rüstigen Philosophen aus Norden kein günstigeres Urtheil versprechen, als jener Bestreiter der Turnkunst.

Die Schrift des Hn. *K's.* sucht übrigens den Tiefsinn weniger in den Gedanken, als in dem Ausdrucke, der auch hier wieder alles das metapherreiche, schwerfällige und mystische Helldunkel zum Besten giebt, das die besseren philosophischen Köpfe in Deutschland längst indignirt hat. Wesshalb auch die Klage, in der beide Antipoden, Hr. *Kayssler* so gut als Hr. *Steffens*,

faſt nur allein übereinſtimmen, die Klage nämlich, daſs Philoſophen (das will ſagen Philoſophen dieſer Art) nur wenig geleſen würden, wohl ſehr gegründet ſeyn mag.

„Alles kommt darauf an, (ſo läſst ſich Hr. *K.* S. 6 vernehmen) wie ſolche Zeiten, wie (als) auch die unſrige iſt, in welchen hier der Geiſt der Finſterniſs auf neues Verderben ſinnt, dort der Genius der Menſchheit ſehnſuchtsvoll Menſchen ſucht, die mit reinem Sinn und kräftigem Muthe, aller Parteyung (Parteyſucht) fremd, das Rechte und Wahre in Wort und That geltend zu machen kein Opfer ſcheuen, alles kömmt darauf an, wie ſolche Zeiten benutzt werden. Prüfen wir nun die Wortführer in dieſer Zeit. (Wir fürchten ſehr, daſs ſich Hr. *K.* hier ohne es zu wiſſen, ſein Urtheil ſelbſt geſprochen hat) und die Mittel, welche bisher in Vorſchlag und Anwendung gebracht wurden (man erwartet offenbar: *ihren mancherley Gebrechen abzuhelfen* — dieſs fehlt aber im Texte!) ſo finden wir die meiſten nicht dazu geeignet, Hoffnungen zu erregen. Der eine Theil derjenigen, welche Rath und Hülfe ſchaffen wollen, ſehen dieſe nur in der Erhaltung und Wiederbelebung des Alten; der andere Theil in neuer Geſtaltung (wahrſcheinlich iſt *Geſtaltung des Neuen* gemeint). Jene hätten Recht, wenn ſie mit dem Alten das alte Weſentliche, die ewigen Wahrheiten der menſchlichen Natur bezeichneten; allein ſie meinen nur die alte Form, d. i. den alten Schein; dieſe hätten Recht, wenn ſie das neue Gebäude auf den alten Grund bauen wollten; ſie meinen aber das Weſen werde ſich von ſelbſt finden, wenn nur erſt die neue Form da iſt *(wäre)*, und ſo entſteht ihrer Phantaſie *(in ihrer Phantaſie)* ein Luftgebäude des Scheines, das bloſs durch friſche Farben von dem alten verbleichten *(ſcilicet Gebäude.* Man ſagt aber bloſs von den Farben des Gebäudes, daſs ſie verbleichen, nicht ſo von dem Gebäude ſelbſt) ſich unterſcheidet; beiden Theilen mangelt die Erkenntniſs des Weſens, in welcher die unbeſonnene, unüberwindliche göttliche Kraft iſt, und ſo waffnen ſich jene im Gefühl der Ohnmacht mit Liſt und Tücke, die anderen im Gefühle der jugendlichen Stärke der ſich neugebärenden Zeit, überſchreiten das Maſs und werden übermüthig. Mit den Mitteln verhält es ſich auf gleiche Weiſe."

Aus einer ſo verzweiflungsvollen Lage der Dinge, meint Hr. *Kayſsler*, könne uns allein das neue Turnweſen retten. Ob dieſe Meinung nun gleich an jenen berühmten Corporal erinnert, der mit ſechs Mann neuangeworbener Rekruten ausmarſchirte, um einem ganzen Türkenkriege ein Ende zu machen: ſo bemüht ſich doch Hr. *K.*, dieſelbe philoſophiſch zu begründen. Er zeigt nämlich von S. 20 an bis zu Ende, oder glaubt wenigſtens zu zeigen, daſs das neue Turnweſen auf den höchſt troſtloſen religiöſen, wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen und geſelligen Zuſtand unſeres bejammernswürdigen Vaterlandes einen eben ſo entſchiedenen als wohlthätigen Einfluſs haben werde.

Um indeſs die zu leiſtenden Wunder der neuen Turnkunſt in ihrer ganzen Gröſse und Würde darſtellen zu können, beleuchtet er zuvor das dermalige vielſeitige Mangelhafte des Religionsweſens, ſo wie des wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen und geſelligen Lebens unter uns von S. 20 — 56. Bey dieſer philoſophiſchen Deduction fällt aber dem aufmerkſamen Leſer nicht ſelten das Urtheil eines bekannten muſikaliſchen Kunſtrichters ein, der in einer vorliegenden Compoſition zwar Paſſagen die Menge, aber kein Ganzes fand, und deſshalb unwillig ausrief: „Sonate, was willſt du eigentlich?" Es drängt ſich hier freylich metaphyſiſche Behauptung an metaphyſiſche Behauptung; wie ſie indeſs hieher kommen, und was ſie am Ende ſagen wollen, das begreift man nicht.

Von S. 56 an beginnt es etwas heller zu werdan. Nachdem der Vf. hier zuerſt jedermänniglich aufgefodert hat, das vorige philoſophiſche Labyrinth noch einmal zu durchirren (wir fürchten, daſs die meiſten an dem einmaligen Durchirren ſchon mehr, als genug werden gehabt haben): ſo fährt er dann folgendermaſsen fort: „Glaube und Vertrauen auf Gott, als Grund und Weſen der Religion, iſt nur da in Wahrheit und im Leben zu finden, wo Glaube und Vertrauen unter Menſchen wirklich lebt; ohne dieſes *(dieſe)* kann die Religion nur Sehnſucht ſeyn, die, wenn ſie aufrichtig iſt, den Menſchen für dieſes Leben mehr oder weniger krank macht, und ihn der menſchlichen Geſellſchaft entfremdet. Wo und wodurch alſo gegenſeitiger Glaube und *(gegenſeitiges)* Vertrauen unter Menſchen befördert wird, dadurch wird die wahre und lebendige Religion als das feſteſte und ſchönſte Band der Menſchheit befördert."

Nun befördert aber die neue Turnkunſt jenen Glauben und jenes Vertrauen unter den Menſchen: *ergo etc.*

Mit einem gleich bündigen Schluſſe wird von S. 65 an der ungemein wohlthätige Einfluſs der neuen Turnkunſt auf das geſellige Leben gezeigt. „Gebieten und Gehorchen (ſagt der Vf.) ſind die beiden Angel(n), in welchen ſich der geſellige Zuſtand erhält und bewegt; Familie, Gemeinde, Stand und Volk beſtehen nur durch dieſes Urverhältniſs der Vernunft, und ſo iſt es auch das herrſchende Princip der Erziehung. (Ein Verhältniſs kann ein Zuſtand, eine Beſchaffenheit, eine Lage u. ſ. w., aber kein Princip ſeyn.) Wie ſehr und gefährlich eine falſche Aufklärung dieſe Grundlage allgemeiner Wohlfahrt erſchüttert hat, ſo daſs uns ſelbſt die Begriffe des Gebietens und Gehorchens faſt fremd geworden ſind, iſt bekannt, und da gerade hiemit auch die vernünftige Erziehung untergraben wurde: ſo erhält und ernährt ſich dieſes Übel durch ſich ſelbſt."

Da nun beides, das Gebieten wie das Gehorchen, auf den Turnplätzen ſtreng gehandhabt wird: ſo folgt u. ſ. w.

Was endlich den wohlthätigen Einfluſs der Turnkunſt auf die wiſſenſchaftliche Bildung betrifft (die künſtleriſche lag zwar Anfangs mit in dem Plane des Vfs., geht aber hinterher leer aus): ſo erfolgt zunächſt S. 69 ein kräftiger Trumpf. Es wird nämlich behauptet, daſs dieſer Einfluſs Jedem einleuchten müſſe, der nicht von philoſophiſchem Geiſte gänzlich verlaſſen ſey.

Und damit mag es für dieſes philoſophiſche Pam-

phlet auch genug seyn! Denn was weiter folgt, kann, wie die ganze Schrift, nur Lesern aus dieser Schule und einseitigen Verehrern des Turnwesens interessant scheinen. Vergönnte es uns der Raum: so würden wir die höchst charakteristische Auseinandersetzung (S. 71), warum die zu ihrer Zeit so berühmte Fichtische Philosophie in diesem Augenblicke als veraltet angesehen werden müsse, noch zum Besten geben. So aber wollen wir nur bemerken, dass Hr. Professor *Herbart* der Schellingischen zum Schlusse seiner Schrift das nämliche traurige Schicksal im Voraus verkündigt.

2) Breslau, b. Max u. C.: *Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden* von D. *F. Passow.* 1818. 8. (22 gr.)

Diese Schrift konnte ihres Stils wegen, den der unvergessliche Lichtenberg sehr treffend die poetische Candidatenprosa zu nennen pflegte, nicht füglich zu der zweyten Classe gezählt werden, obwohl sie übrigens wenig oder nichts Metaphysisches enthält, sondern bloss historischen Inhalts ist. Sie enthält nämlich nichts mehr und nichts weniger als eine ziemlich weitläuftige Geschichte des Preussischen Staats von Anno 6, sowie des Turnwesens von seiner Entstehung bis dahin, als der Vf. schrieb, jedoch so, dass die Nutzanwendung des Geschichtlichen immer auf die Turnkunst gemacht wird, und so aus dem Ganzen, nach der Meinung des Vfs. wenigstens, der Schluss wie von selbst hervorgeht, dass die neueste Kunst aller Künste eben so unentbehrlich, als ohne Widerrede höchst vortrefflich sey. Daneben findet sich noch ein Anhang von Bemerkungen und Belegen, mit dem fürwahr ominösen Motto: „*Rühre nicht, Bock, denn es brennt!*"

Hr. Prof. *Passow* hat nicht wohl daran gethan, dass er unseren kräftigen Luther, der ganz nach Boileau's Grundsatz „*rien n'est beau que le vraie*," oder, welches einerley ist, im Geiste der Alten schrieb, ohne Scheu vor sich voraus treten liess. Man vergleiche nur folgende beiden Stellen. Luther sagt am Schlusse der Rede, welche Hr. *P.* als Einleitung seiner Schrift gebraucht:

„Derohalben müssen unsere Knaben ernst und streng auferzogen werden; nicht tändelnd noch spielend, wie etliche thun. Sie sollen frühzeitig lernen entbehren, die Arbeit lieben, Beschwerden ertragen, und keine Anstrengung scheuen: denn sie müssen hinaus in das Leben und hinfort auch in den Krieg ziehen; da ist aber eitel Arbeit und viel Drangsal zu erdulden. Die Tugenden, mit welchen wir unsere Knaben ausrüsten sollen, sind vornehmlich: *Gottesfurcht*, *Arbeitsamkeit*, *Vaterlandsliebe*, *Mäfsigung*, *Muth* und *Demuth.* Mit solchen Waffen sind sie zu jeglichem Kampfe wohl gerüstet: denn sie haben *eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe.*"

Hr. *P.* lässt sich dagegen S. 28 seiner Schrift über Hn. *Fichte* folgendermassen heraus:

„So trat vor Allen, wie von *göttlichem Wahnsinn angehaucht*, *Fichte* zwischen dem Klirren feindlicher Waffen, zwischen den gefahrvolleren Nachstellungen feiler Späher (die Franzosen, bessere praktische Philosophen, als Hr. *Fichte* ein speculativer war, haben gewiss nicht im Traume daran gedacht, solche Leute, wie Hn. *Fichte*, sehr streng zu beobachten!) hervor, und redete wie ein Seher zu dem Deutschen Volke (soll heissen: zu der kleinen Zahl seiner Anbeter), den Zwingherrn selbst durch seine Furchtlosigkeit furchtbar, und desto geschirmter, je kühner er die gewaltige Wucht seiner Rede schwang" u. s. w. Wir wollen nicht mehr von einer Schrift sagen, welche ein Mann von Hn. *P's.* Talenten in späteren Jahren, er mag dann die Sache, welche er auf *solche* Art vertheidigt, oder die Sprache, in welcher er die Vertheidigung führt, von Neuem prüfen, gewiss wünschen wird, nicht geschrieben zu haben.

3) Breslau, b. Max u. C.: *Turnziel* von *Heinrich Steffens.* 1818. 8. (16 gr.)

Die Entstehungsgeschichte vorliegender Schrift ist kürzlich diese: Hr. Prof. *Steffens* glaubte, Hr. Prof. *Kayssler* habe seine vorher erwähnte Würdigung der Turnkunst, zum Theil wenigstens, in Beziehung auf ihn und seine allgemein bekannte Abneigung gegen diese Neuerung herausgegeben. Er sah sie also für eine Art von philosophischem Fehdehandschuh an, der ihm zugeworfen war, und den er aufnehmen zu müssen seiner Ehre und seinen Verhältnissen angemessen fand. Wir wollen, um die Schrift zu charakterisiren, nur Einiges ausheben. S. 34 f. spricht Hr. *St.* zu seinem Gegner: „Du bist mir ein unglückliches Opfer der neueren speculativen Regung der Zeit (!), die in ihrer mächtigen Erscheinung für das Ganze so segensreich ist." Bald darauf S. 36: „Du lobst es, oder vielmehr nach deiner *gewöhnlichen unbestimmten Art dich auszudrücken*, du findest es mehr zu loben, als zu tadeln" u. s. w. Weiter S. 38: „Diese Stelle (es ist von einer sonderbaren Vorstellung die Rede, die sich Hr. Prof. *Kayssler* vom Glauben und seiner Entstehungsart macht) ist nun, nach deiner *gewöhnlichen Art*, so verworren, dass man kaum weiss, was man sich dabey denken soll."

In der letzten und grösseren Hälfte seiner Schrift, d. i. von S. 50 bis ans Ende, kommt Hr. *St.* aus der Sphäre der Metaphysik, in welcher er sich für den exoterischen Leser zu lange mit Hn. *Kayssler* allein besprochen hatte, auf die wirkliche Welt und auf sein eigentliches Theme, die ihm so verhasste Turnkunst. Es lässt sich nicht leugnen, dass er von hier an, wo er sich nicht bloss Hn. *Kayssler*, sondern die sämmtlichen Lobpreiser der Turnerey zu Gegnern wählt, manches Treffende und Beherzigungswerthe sagt; allein er thut diess in einer Sprache, die höchstens Leser aus seiner Schule anlocken kann.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

PÄDAGOGIK.

Neueste Schriften über die Turnkunst.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Es war voraus zu sehen, dass Herr Prof. *Kayssler* seinem in der Würdigung der Turnkunst gegebenen Versprechen, auf keine dagegen gemachte Einwendungen auch nur das Mindeste zu erwiedern, ungetreu werden würde, so bald sich ein ihm so wichtiger Gegner als Hr. *Steffens* ins Feld stellte. Und so erhielten wir denn von ihm folgende neue Schrift:

4) Breslau, b. Max u. Comp.: *Die Turnfehde des Hn. Prof. Steffens*, beleuchtet von *Adalbert Kayssler* und anderen Freunden des Turnens. 1819. 140 S. 8. (12 gr.)

Der öffentliche Streit sinkt nun bereits zu einem bloss persönlichen Privatstreite herab. Da dergleichen Fehden, zumal über einen an sich schon nicht sehr wichtigen Gegenstand, wenn letzterer vollends beynahe gänzlich in den Hintergrund gestellt wird, für jeden fein denkenden Leser etwas sehr Widriges haben: so hoffen wir der Mühe, in das nähere Detail einzugehen, um so sicherer überhoben seyn zu können. Nicht bloss Hr. *Kayssler*, sondern auch die mit ihm verbundenen Turnfreunde tadeln an dem *Turnziele* ihres metaphysischen Gegners gerade das Nämliche, was dieser an der *Kayssler*'schen *Würdigung* bereits getadelt hatte, d. h. Unbestimmtheit und Verworrenheit des Ausdrucks, Schiefheit und Falschheit der Hauptideen und Ansichten, Fehlerhaftigkeit der daraus gezogenen Schlüsse, so wie nicht minder Mangel an Welt- und Menschenkenntniss u. s. w. Beide Parteyen würden demnach in gleicher Verdammniss seyn.

5) Leipzig, b. Brockhaus: *Die gute Sache von Heinrich Steffens*. Eine Auffoderung, zu sagen, was sie sey, an alle die es zu wissen meinen, veranlasst durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin. 1819. VI u. 70 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. machte in Berlin die Erfahrung, dass er sich durch seinen Turnstreit in Breslau, so wie durch eine Stelle seiner Schrift: *Turnziel*, viele Feinde zugezogen habe, und dass selbst viele seiner alten Freunde gegen ihn kalt geworden waren. Sich bewusst, nur das Gute gewollt zu haben, sucht er in dieser Schrift seine Handlungsweise zu rechtfertigen, was ihm auch, nach unserer Meinung, in so weit gelungen ist, dass er seine gute Absicht und die Übereinstimmung seiner Handlungen und seiner Grundsätze dargethan hat; dagegen ihm wohl noch immer nicht zugegeben werden dürfte, dass er nicht mit grösserer Vorsicht und mit wenigerer Lebendigkeit sich hätte benehmen können. Der Vf. geht aber noch weiter. Überzeugt, dass die Begriffe von dem, was man im allgemeinen und öffentlichen Sinne die gute Sache nennt, gar verworren sind; und auf der andern Seite, dass jede Philosophie, ihrer Natur nach, darauf hinausgehen müsse, die Bedingungen der Verwirklichung ihrer allgemeinen Erkenntnisse zu bestimmen, mithin die Staatsformen zu construiren, legt der Vf. in 60 einzelnen Sätzen sein Glaubensbekenntniss und eine Übersicht seiner philosophisch-politischen Grundsätze vor, Jedermann herausfodernd, sich mit ihm darüber in öffentlichen Kampf einzulassen.

Wir haben in diesen Grundsätzen nichts Wesentliches auszusetzen gefunden, und stimmen besonders in den praktischen Folgerungen durchgehends überein, obgleich wir dafürhalten, dass dieselben auf einem kürzeren und lichterem Wege aufgefunden werden können. Sehr wahr bemerkt der Vf., dass alle Undeutlichkeit sich durch Worte zu beruhigen suche, besonders durch Worte, deren Umfang und Vielseitigkeit den dunklen Vorstellungen einen weiten Tummelplatz gestatte. So fürchten wir, dass auch der Vf. über die Art und Weise, wie die gute Sache, wie er selbst sie beschrieben hat, gefödert werden könne und müsse, nicht zu klaren Ansichten gelangt sey, da seine Schrift selbst darüber nur höchst dunkle Andeutungen giebt.

6) Leipzig, b. Brockhaus: *Über die gute Sache. Gegen Hn. Professor Steffens*. Von *Joh. Friedr. Herbart*, Prof. der Philosophie zu Königsberg. 1819. 84 S. 8. (10 gr.)

Diese Schrift ist zwar keinesweges in dieser Turnfehde begriffen, wird aber hier desswegen mit aufgeführt, weil sie die philosophischen Ideen, welche Hr. Prof. *Steffens* in No. 5 dargelegt hatte, theils zu widerlegen, theils zu berichtigen sucht.

Anfangs wurde Rec. nicht wenig von dieser Streit-

schrift überrascht. Der Eingang ist nämlich mit einer jetzt so seltenen Deutlichkeit und Gewandtheit der Sprache geschrieben, dass man versucht wird, zu glauben, es sey für unsere sophistischmystische Zeit hier wirklich ein zweyter Sokrates erstanden, der uns die Philosophie aus dem dunkeln Wolkenhimmel wieder auf die lichte Erde herabzaubern könne. Allein die weitere Lectüre erfüllte die Erwartungen nicht; auch Er verfällt oft in den frommmystischen Ton des Philosophirens, den man einem so hellen Kopfe nicht zutrauen sollte. Übrigens führt er in dieser Schrift jeden Satz, den er aus Hn. *Steffens* guter Sache zu widerlegen oder zu berichtigen sucht, als Thesis auf, und stellt seine Widerlegung oder Berichtigung theils in einer oder mehreren Antithesen, theils in Zusätzen oder bedenklichen Fragen dagegen. Hier einige Beyspiele, damit auch diese Schrift sich selbst charakterisire. S. 53 z. B. steht:

Steffens Thesis 6: „Freyheit ist reinste Darstellung der Liebe, heitere, ungehinderte Offenbarung des Besonderen im Ganzen, dieses in jenem."

Herbarts Antithesis 12. „Die vorstehende Thesis ist ein ächtes Kind der Modephilosophie, *deren Charakter darin besteht*, dass sie alles ineinander mengt; daher, wenn sie ja etwas Wahres zu offenbaren weiss, sie es wenigstens niemals bey einer „heitern und ungehemmten Offenbarung" bewenden lässt, sondern das Rechte mit dem Verkehrten, das Gerade mit dem Schiefen und Krummen in ein heilloses Chaos zusammenknetet."

Antithesis 13. „Das Besondere steht nicht dem Ganzen, sondern dem *Allgemeinen*, und das Ganze seiner Seits steht dem *Theile*, aber nicht dem Besondern entgegen. Dass die Schellingische Lehre diess alles vermengt hat, hindert uns nicht, jedem Dinge seine rechte Stelle wieder zu geben."

Antithesis 14. „Die Freyheit ist keine Darstellung; weder von der Liebe, noch von irgend etwas in der Welt; sie ist keine Offenbarung, weder eine heitere noch eine trübe, weder eine gehemmte noch eine ungehemmte: sie hat nichts zu schaffen weder mit dem Besondern und Allgemeinen, noch mit dem Ganzen und dem Theile."

7) Berlin, in der Vossischen Buchhandl.: *Turnsachen. In einem Schreiben an Steffens. Nebenbey eine Abfertigung der Runensteine im Freymüthigen für Deutschland.* Von *Christian Moritz Pauli*, Doctor der Weltweisheit u. s. w. 1819. 8. (20 gr.)

Der Vf. meint es ohne Zweifel gut; aber bey der grossen Dunkelheit, mit welcher er schreibt, darf er gewiss nur auf wenige Leser rechnen, und hat auch hier wohl das Meiste, was er über die Entbehrlichkeit des Neulateinischen, sowie des altneudeutschen Turnwesens sagt, grösstentheils in den Wind geschrieben. Überhaupt ist die Analogie, welche er zwischen dem Treiben des Neulateinischen und den Seiltänzerkünsten der Turnkunst aufgefunden haben will, eine neumodische philosophische Grille, die er gewiss nach einiger Zeit und nach reiflicher Überlegung selbst belächeln, und mit anderen Paradoxieen gern zurücknehmen wird.

8) Eisenach, b. Bärecke: *Neueste Schrift über das Turnwesen von einem Schulmann (e).* 1818. 8. (7 gr.)

Der Vf. ist ein unschädlicher Schulmann, oder, wie er sich selbst schreibt, *schulmann*, der eben so wenig gern grosse Buchstaben, als grosse Ansprüche macht. Man sieht es ihm gleich an der Miene an, dass er mit sich handeln lässt.

Er nimmt es uns also gewiss nicht übel, wenn wir, die wir die Alten auch ein Wenig gelesen haben, ihm treuherzig versichern, dass er sich S. 12 etwas stark im Ausdrucke vergreift, wenn er die gymnastischen Übungen der Griechen und Römer ohne Umstände das Turnen der Letzteren nennt, um so geschichtlich herauszubringen, dass wir eben desshalb im Jahre Christi 1819 nothwendig turnen mussten, da ja unsere Meister in allen Künsten und Wissenschaften schon weit früher geturnt haben. Auch irrt er sich zuverlässig schon ein paar Seiten zuvor, wenn er S. 10 den heiligen Apostel Paulus in dem Briefe an die Korinther ganz turnmässig sprechen hört. Der Apostel war im ganzen Sinne des Wortes ein Mann, und schwerlich hätten unsere neuen Turnplätze viel Gnade vor ihm gefunden. Wesshalb es wohl gerathener seyn möchte, ihn in der angeführten Stelle an die Olympischen Spiele und an den Römischen Circus denken zu lassen. In dieser Art von geschichtlichen Argumentationen, in welchen allen der Vf. das Turnen immer voraussetzt, ehe es eigentlich da gewesen ist, geht es nun in seinem Büchlein noch eine weite Strecke fort. Er spricht von allen Leibesübungen, deren seine Universalhistorie erwähnt, und vergisst sogar die Kreuzzüge nicht.

9) Frankfurt a. M., in der Andreäischen Buchhandl.: *Vom Turnen mit Bezug auf den Zweykampf.* 1819. 110 S. 8. (9 gr.)

In dieser Schrift lässt sich ein Mann von praktischem Verstande, von klaren Ansichten und warmem Herzen vernehmen, der es mit der guten Sache der Menschheit treu und redlich meint. Er hat überdiess die Sprache so sehr in seiner Gewalt, dass er die Leser auch da mit sich fortreisst, wo der Kaltblütige natürlicher Weise die Frage aufwirft, ob er auch wohl so Recht habe, als es auf den ersten Anblick scheint. Unstreitig hat er seinen Untersuchungen über das Turnwesen dadurch, dass er die Frage daneben stellte, ob nicht durch den Geist, den es einflösst, die Zweykämpfe zu vermindern seyn möchten, ein so hohes Interesse zu geben gewusst, als keine der übrigen darüber angefertigten Schriften haben kann. Ob er aber den Gordischen Knoten, den er sich hier zu lösen vornimmt, nicht am Ende doch mehr zerhauen, als eigentlich gelöst habe, steht freylich noch sehr dahin. Wir wollen darüber unsere Meinung nachher sagen. Jetzt zuvörderst nur ein paar Worte über das, was er von der

Turnkunst im Allgemeinen sagt. Er meint gleich auf der ersten Seite: „Die Gegner des Turnens hätten, wie auch Hr. Prof. *Krug* der Meinung wäre, besser gethan, anstatt das Kind mit dem Bad auszuschütten, ihm Zeit zur Entwickelung zu vergönnen, sein (es) zu pflegen, und es groß zu ziehen. Dann hätte es sich objectiv, nicht subjectiv ausgewiesen, was an dem Turnen sey, welche Vorwürfe ihm mit Recht, welche mit Unrecht gemacht werden." Die öffentlichen Verfügungen, die gegen das Turnwesen getroffen sind, lauten keinesweges dahin, dass alle und jede Leibesübungen dieser Art künftighin gänzlich aufhören, sondern dass sie nur unter der bisherigen Form aufhören sollen. Das *Erste* hiesse bloss das Kind mit dem Bade ausschütten; das *Letzte* heisst aber wohl nichts Anderes, als dass man die Blicke dahin richtete, wohin man sie bis jetzt noch nicht gerichtet hatte, damit in der bürgerlichen Gesellschaft nicht Unheil entstehen möchte. Es ist also nicht, um nach S. 2 in dem Gleichnisse des Vfs. fortzufahren, die Arzneykunst selber Landes verwiesen, sondern nur einigen Sprudelköpfen unter den Ärzten einstweilen das Handwerk gelegt worden Dieser und kein anderer ist dermalen der wahre Hergang der Sache. Wenn der Vf. S. 3 behauptet, „unser Zeitalter würde nicht, nach dem Ausspruche eines Staatsmannes, das Wortreiche heissen, wenn früher der Krieg unsere Jugend ins Feld gerufen, früher das Turnen einen Theil der Erziehung ausgemacht hätte": so fragen wir billig: Warum hiess die gute Zeit Friedrichs des Grossen nicht die Wortreiche, wo an das Eine so wenig, als an das Andere gedacht wurde? Und wie unausstehlich wortreich ist nicht mancher starke oder stark seyn wollende Turnheld unserer Tage gegen den siechen und schwachen, und aus seiner Siechheit und Schwachheit gar kein Geheimniss machenden Lichtenberg! Der warme Vf. erwartet also von der Erstarkung des äusseren Menschen (wir bedienen uns dieses Modeausdruckes nur, weil ihn der Vf. gebraucht, nicht dass wir ihn schön finden) offenbar mehr, als sich davon erwarten lässt. Auch ist es ein Factum, welches nicht abgeleugnet werden kann, dass sich in der Regel das schwächere weibliche Geschlecht aus den Verlegenheiten des Lebens besser und leichter herauszuhelfen weiss, als das stärkere männliche. Übrigens weiss auch er für das Turnwesen weiter nichts anzuführen, als dass es den Körper gewandt und stark mache, vor gewissen Sünden bewahre, von kleinmeisterlicher Modesucht abziehe, und Ordnung und Gehorsam lehre. Er wird doch aber nicht leugnen, dass alle diese schönen und edlen Endzwecke durch eine vernünftige und zweckmässige Erziehung schon längst vor der Erscheinung des Turnwesens in der Welt befördert worden sind, und auch künftig noch befördert werden können, wenn die Leibesübungen im Staate auch unter anderen Formen wieder zum Vorschein kommen.

In der, über den Zweykampf beygefügten Abhandlung befriedigt er, unserem Dafürhalten nach, eben so wenig, obgleich das Meiste von dem, was er sagt, gut gesagt ist. Dass die Herrn, die sich so gern schlagen, da, wo es auf ächten männlichen Muth ankommt, nicht selten die Beweise schuldig bleiben, ist schon richtig, wer hat diess aber nicht längst vor ihm gewusst? Dass, um die Zweykämpfe seltener zu machen, vor allen Dingen die Begriffe von Ehre und Schande aufgeklärt werden sollten, wer wird ihm diess nicht zugeben? Wie diess aber bey manchen ganz unheilbaren Vorurtheilen der Welt, wie sie nun einmal ist, eigentlich anzustellen sey, hat er zu zeigen — leider vergessen. Wenn Friedrich der Zweyte die strengsten Gesetze gegen das Duell hatte ergehen lassen: so pflegte er immer in einer naiven Clausel hinzuzusetzen: „Dabey verhoffen wir aber, dass in unserem gesammten Corps der Armee kein braver Officier einen Schandfleck auf sich werde haften lassen!" Was heisst das anders, als dass sich die falschen Begriffe über Ehre und Schande nie ganz beseitigen lassen?

Auch die Idee von einem besonderen Ehrengerichte ist unseres Wissens nichts weniger, als neu, sondern schon oftmals da gewesen. Das Schlimmste aber ist, dass der Vf. den eigentlichen Zusammenhang, der zwischen dem beliebten Turnwesen und der so höchst wünschenswerthen Verminderung der Zweykämpfe seiner Meinung nach Statt finden soll, wenig oder gar nicht gezeigt hat.

10) Halle, b. Kümmel: *Über das Turnwesen und dessen Verbindung mit den öffentlichen Schulen.* Von D. *Friedr. Strass*, Prof. und Director des Gymnasiums in Nordhausen. 1819. 66 S. kl. 8. (8 gr.)

Im Eingange bezeichnet der Vf. den Umstand, dass sich bis jetzt so wenige Schulmänner über das Turnwesen geäussert haben, als befremdend. Er entschuldigt sie mit Unkenntniss der Sache und mit Furchtsamkeit vor Beleidigungen; allein die Sache seines Faches, zumal wenn sie eben so tief nicht liegt, wie die Körperbildung, soll Jeder kennen, und bey der Rede über das Wahre sich vor Keinem fürchten. — Bald darauf geht der Vf. S. 4 zur Widerlegung der Beschuldigungen über, die dem Turnwesen gemacht worden. Wir wundern uns, dass der Vf. hier nicht die *Sache* und die *Form* geschieden hat, sondern immer nur im Allgemeinen vom Turnwesen redet. Jetzt gerade war es sehr nöthig, den Gegenstand etwas genau zu fassen. An der Sache selbst, den Leibesübungen als Mitteln der leiblichen Erziehung, ist im Grunde ganz und gar nichts zu tadeln; ihr grosser Nutzen ist schon lange vor *Jahn* im Vaterlande bewiesen und praktisch ins Leben gestellt; nichts kann dagegen vorgebracht werden, was Stich hielte. Anders ist es mit der *Form;* diese kann sehr leicht ins Schiefe, ins Falsche gezogen werden; darum passen nicht für beiderley dieselben Beweise der Unschädlichkeit und des Nutzens. Daher kommt es denn, dass die hier gegebenen Beweise für die *Sache* genug thun, indess bey denselben die Güte der *Form* oft mit einem *wenn* und *in sofern* bedingt wird. Wir zweifeln daran, dass diess der rechte Weg sey, eine Sache zu vertheidigen. In den einzelnen Beschuldigungen, welche er zu widerlegen strebt, können wir ihm hier nicht umständlich folgen; wir bemerken nur, dass

er in dem, was er über den Vorwurf der *Unsittlichkeit*, *Rohheit*, *Ungezogenheit* und *Anmaſslichkeit* vorbringt, die den Turnern besonders eigen seyn soll, zwar viel Wahres sagt, daſs er aber in manchen Äuſserungen als parteyischer Verfechter dasteht, daſs man z. B. weder eine „überfeinerte noch butterweich gewordene Seele" Jeden heiſsen möchte, der die etwas zu sehr auffallende Derbheit Jahns und seiner Schüler, der die Anmaſslichkeit und den fast feindlichen Sinn gegen Andersdenkende nicht billigt. Wir wollen glauben, daſs das siebente Turngesetz ursprünglich nur gegen Französische Auflaurer gerichtet war, allein dafür konnte es im J. 1816 nicht mehr dienen, und war mit den verjagten Franzosen überflüſsig.

Der zweyte Abschnitt der kleinen Schrift ist gerade das Beste: denn er betrifft die *Verbindung des Turnwesens mit den öffentlichen Schulen*. Dahin bestimmte es schon lange vor der Hasenhaide der Verfasser der Gymnastik, so daſs es Unkunde verräth, wenn er mit *Passow* S. 34 und 35 behauptet, es sey vor der Turnkunst für tüchtige körperliche Bildung kein Anfang gemacht worden. Jetzt, da man die Lärmkanone durch Überladung, wie es scheint, zum Springen gebracht hat, ist es wahrlich hohe Zeit, einzulenken, und das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden.

11) Berlin, in Naucks Buchhandl.: *Der Turnfreund.* Eine Sammlung hochachtbarer Stimmen aus alter und neuer Zeit für den Werth und die Nothwendigkeit absichtlicher, wohlgeordneter Leibesübungen. Von *Christian Friedr. Geisler*, Lehrer am Gymnasium zu Lukkau. 1819. 8. (12 gr.)

Dieses nach der Sitte unserer Bücherfabricanten zusammengetragene Pamphlet können wir hier darum nicht eigentlich recensiren, weil wir sonst ein ganzes Heer von Schriftstellern recensiren müſsten. Es heiſst auch von dieser Sammlung, wie von so mancher anderen der Art: *Sunt bona mixta malis.*

12) Leipzig, in der Gräff'schen Buchhandl.: *Einige Worte zur allgemeinen Beherzigung über Adel und Turngesinnungen, in ihrer Beziehung zum monarchisch-Preussischen Staate.* Von *Karl Freyherrn von Lüttwitz.* 1819. VIII u. 40 S. 8. (6 gr.)

Ob die gute Sache der Menschheit, oder auch nur die eigene des Vfs. und seines ganzen Standes sehr viel verloren hätte, wenn diese paar Bogen ungedruckt geblieben wären, scheint uns nach Durchlesung derselben sehr problematisch zu seyn. Da uns indeſs sehr wohl bekannt ist, daſs dergleichen Herren von Stande gegen uns arme Büchermänner stets eine Art von groſsmüthiger Galanterie zu üben pflegen: so wollen wir es hier so genau nicht mit ihm nehmen. Seine paar gut gemeinten Blätter mögen da seyn und da bleiben, weil sie nun einmal — da sind! Können sie nichts helfen, nun so werden sie gewiſs auch nichts schaden. Das Schriftchen könnte übrigens den schon bekannten Titel führen: „Mehr Noten, als Text." Der Vf. sucht überall die Idee durchzuführen, daſs, wenn einige Turner den sträflichen Gedanken an eine gänzliche Umwälzung wirklich nährten, sie es zuerst und vornehmlich auf den Adel gemünzt hatten.

Rvl — yn — †††

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Schnepfenthal*, in der Erziehungsanstalt: *Der Kinderfreund aus Schnepfenthal*, herausgegeben von *Johann Wilhelm Ausfeld.* Zweyter Jahrgang. Jan. — Dec. 1818. Mit zwölf Kupfern. 384 S. gr. 8. (2 Rthlr.)
[Vgl. Jen. A. L. Z. Z. 1819. No. 56.]

Eben so unterhaltend und lehrreich, wie wir es von dem vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift rühmen muſsten, finden wir auch den gegenwärtigen. Man wird hier in die kleine, lebendige Jugendwelt immer näher eingeführt, und lernt sich in ihrem Wesen und Treiben immer besser gefallen. Auſser den Beschreibungen der Lebensart der Schnepfenthaler Zöglinge, ihrer Vergnügungen und kleinen Reisen, welche die jungen Leser gewiſs mit vieler Theilnahme lesen werden, erhalten sie hier auch viele Belehrungen aus der Natur und Menschenwelt, die ihnen vielleicht früher unbekannt gewesen sind. Auch wird der religiöse Sinn zuweilen sehr wohlthätig angeregt, und die Feyer des achtzehnten Octobers beweiſst, daſs neben dem weltbürgerlichen Sinne, der aus begreiflichen Gründen in dieser Anstalt vorherrschend seyn muſs, doch auch die Weckung des Deutschen Nationalgeistes für die Deutschen Zöglinge nicht ganz vergessen wird. — Die häufig mitgetheilten Räthsel und Charaden, denen wir eine ästhetische Einfassung wünschten, können dazu beytragen, den Scharfsinn der jungen Leser zu wecken und zu üben. — Unter den sehr gut gestochenen Kupfern hat uns vorzüglich dasjenige angezogen, welches den Begräbniſsplatz zu Schnepfenthal vorstellt.

— † m † —

Schwelm, b. Scherz: *Der Jahresschluſs.* Eine Weihnachtsgabe für die gebildete Jugend, verfaſst von *J. H. Ch. Nonne*, evangel. Prediger zu Schwelm. 1819. 114 S. 8. (12 gr.)

Eine neue gänzlich umgearbeitete Auflage des vom Vf. für das Jahr 1818 herausgegebenen Neujahrsbüchleins, welches, ob es schon bey seiner ersten Erscheinung die jugendlichen Gemüther wohlthätig ansprach, bey dieser Umarbeitung bedeutend gewonnen hat, und allen Ältern und Erziehern, welche die Bibel ehren, und in unseren bibelscheuen Zeiten die Liebe zur Bibel bey ihrer Jugend wecken und nähren wollen, sehr zu empfehlen ist, indem es einzelne Abschnitte und Erzählungen der heiligen Schrift in einem anspruchslosen, jedoch das jugendliche Gemüth freundlich anziehenden Gewande in einer einzigen zusammenhängenden Erzählung darstellt, und zugleich beym Wechsel des Jahres in den zarten Kinderseelen die frommen Gefühle anzuregen und zu beleben sucht, zu denen die Wichtigkeit des Jahresschlusses einladet.

7. 4. 5.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

SCHÖNE KÜNSTE.

Coblenz, b. Hölscher: *Sämmtliche dramatische Werke* von Dr. *Georg Reinbeck*, Königl. Würtemberg. Hofrath und Professor. Nebst Beyträgen zur Theorie der Schauspieldichtung und zur Kenntniss des gegenwärtigen Standpunctes der Deutschen Bühne. Dritter Band. 1818. LXIV u. 288 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1818. No. 128.]

Von den sogenannten Beyträgen zur *Theorie* der Schauspielkunst wollen wir zuletzt reden, und mit der Beurtheilung der in diesem Bande enthaltenen drey Schauspiele beginnen.

Das erste, *die beiden Wittwen*, in 5 Abtheilungen, soll ein Versuch seyn, ohne eine Liebesintrigue auf der Bühne lebhaftes ästhetisches Interesse zu erregen. Möglich ist diess allerdings, aber mit weit bedeutenderen Hülfsmitteln, als Hn. *R.* zu Gebote stehen. Das Sujet, dass eine Fürstin ein von ihrem Gemal vor der Ehe erzeugtes Kind aufnimmt und mit Wohlthaten überhäuft, mag allenfalls für ein Stück in Einem Acte hinreichen und Interesse gewähren. Auch ist der Knoten gar sonderbar geschürzt. Franz, der ausserehliche Sohn des verstorbenen Fürsten und nun Schornsteinfegerjunge, sieht beym Kaminfegen im Schloss der Fürstin Gold und Edelsteine liegen, steigt aber ausdrücklich später noch einmal hinab, nicht — um sie zu stehlen, sondern die Fürstin zu bitten, sie ihm für seinen Ohm zu schenken! — Wahrlich, eine sehr sonderbare Art, eine Bitte anzubringen. Der Charakter des Kaminfeger Brandhorst ist zwar nicht neu, übrigens aber ganz gut gezeichnet und gehalten. Nach Hn. *R's.* Versicherung soll das Stück im J. 1807 auf der Breslauer Bühne Beyfall gefunden haben; das lässt sich nur durch ein seltenes Zusammentreffen der darstellenden Subjecte erklären.

Der Schuldbrief, Posse in einer Abtheilung. Ist trotz alles dessen, was der Vf. zum Schutz dieser Posse sagt, nicht zu loben. Vor 50 Jahren konnte eine dergleichen Posse, wie die von *Hauteroche*, von welcher dieses Stück entlehnt ist, wohl in Frankreich Glück machen, in Deutschland aber nie. Ein Officier, der seinen Onkel für todt ausgiebt, um dessen Pachter ums Geld zu prellen, ist ein durchaus die Würde des Standes und den moralischen Sinn beleidigendes Sujet, und Hr. *Falk* hatte also ganz Recht, dem Vf. diess bemerklich zu machen. Übrigens ist die Intrigue so verbraucht, die Sitten (wo der Herr Lieutenant alle Augenblicke dem Bedienten Prügel anbietet) so undeutsch, die Spässe so trivial, — wie z. B. S. 141, wo der Bediente Philipp Zwiebeln hervorzieht, mit denen er sich zum Weinen die Augen gerieben hat — dass wir eben so wenig begreifen, wie das Stück irgendwo nach S. 209 Erfolg haben konnte, als begreiflich ist, dass es, nach dem eigenen naiven Geständnisse des Hn. *R.* (S. 212), anderwärts ausgepfiffen wurde. Bey ruhiger Prüfung wird sich Hr. *R.* wohl selbst überzeugen, dass diese Farçe seiner ganz unwürdig ist.

Dagegen ist der *Quartierzettel*, Lustspiel in drey Aufzügen, nicht ohne Verdienst. Ist gleich auch hier die in einem Langbein'schen Schwanke (den aber der Vf. nicht kennen will) zuerst aufgetischte Intrigue, dass ein Liebhaber sich, als Soldat verkleidet, in das Haus seiner, von einem habsüchtigen Vormund bewachten Geliebten einquartiren lässt, längst verbraucht: so ist doch das Stück leicht dialogisirt, und die Charaktere des Commercienrath Rohrdommel und Elias Wipper gut gezeichnet und gehalten. Das Stück kann also bey lebendiger, rascher Darstellung allerdings Unterhaltung gewähren. Hr. *R.* beklagt sich S. 284 f. mit Recht über die schiefe und oberflächliche Recension in einem dramaturgischen Wochenblatte. Und eben so gerecht sind seine Klagen über die schnöde, ja oft sinnlose Behandlung, die sich so viele Deutsche Theaterdirectionen gegen die Dichter erlauben, und welche freylich gar nicht erstaunenswerth ist, wenn man bedenkt, dass die Directionen gewöhnlich entweder als Hofämter betrachtet, behandelt und verliehen, oder von Männern besorgt werden, denen es an aller ästhetischer Bildung, ja selbst an feinen Sitten mangelt.

Im Ganzen müssen wir aber über Hn. *R's.* dramatische Producte urtheilen, dass, bey allem Abgang an Phantasie und Genialität, er allerdings der Bühne brauchbare Stücke zu liefern fähig wäre, wenn er sich mit dem Mechanischen der dramatischen Darstellung vertrauter machen, und bey dem Abgange eigener Erfindungskraft, sich der Bearbeitung älterer Deutscher oder ausländischer Producte widmen wollte, da er allerdings zu dialogisiren versteht.

Was die, diesen Schauspielen voranstehenden, Briefe über den gegenwärtigen Zustand der Deutschen Bühne betrifft: so wollen wir in *dieser* Gestalt und Auf-

schrift uns solche gefallen lassen; gegen die auf dem Haupttitel angegebene Benennung: Beyträge zur Theorie der Deutschen Schauspieldichtung müssen wir uns aber verwahren: denn dergleichen haben wir wirklich nicht gefunden.

Diese Briefe enthalten manches Wahre und Gedachte, aber auch manches Schiefe, Seichte und Oberflächliche.

Wahr ist z. B. was S. IX von dem wesentlichen Reiz des Metrums im Trauerspiele, von Unkunde unserer heutigen Schauspieler, Unkunde des Unterschieds zwischen Scandiren und Recitiren (S. XII), selbst der Ahnung der theatralischen Perspective und ihres Einflusses auf die Declamation (S. XIV), von dem wahren Begriffe der Handlung, oder des inneren Lebens (S. XXI), sowie von dem wahren Grunde des Heisshungers des Publicums nach Neuigkeiten (S. XLVII), nämlich von der Mittelmässigkeit, Schlechtigkeit und dem Mangel an Kunstsinn und Kunsteifer unserer heutigen Mimen gesagt wird.

Dagegen sind des Hn. *R's.* Ansichten unserer dramatischen Literatur eben so seicht als unvollständig. Wenn man als Dramaturg auftreten will, muss man doch die dramatische Literatur kennen; diess ist aber bey Hn. *R.* nicht der Fall. Es ist durchaus falsch, dass unsere Bühne so arm an guten Trauer- und Lust-Spielen sey, als Hr. R. sie angiebt. Wir sind vielmehr überreich, und so viele ältere Stücke bedürften nur wenige Abänderungen, um brauchbar zu werden. Besässen wir eine theatralische Bibliothek, ein Theaterlexikon, wie die Franzosen: so würde sich der Vf. davon belehren können. Sowie er schon durch die früheren Briefe, die er hier wieder abdrucken liess, seine Unbekanntschaft verrathen hat: so ist diess in dem neuerlichen Nachtrage, von S. LIX an, noch weit mehr der Fall. Hier weiss er seit 10 Jahren von der Deutschen dramatischen Literatur nichts zu rühmen, als die *Schuld* und *Yngurd* von Müllner, den (höchst übelriechenden) *Rehbock* von Kotzebue, und der Weissenthurm äusserst flaches Schauspiel: *Welches ist die Braut?* S—r.

ESSEN, b. Baedeker: *Das Fräulein vom See.* Ein Gedicht in sechs Gesängen von Walter Scott. Aus dem Englischen, und mit einer historischen Einleitung und Anmerkungen von D. *Adam Storch*, Professor in Bremen. 1819. LXV u. 325 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nicht sehr einladend beginnt der Übersetzer dieses merkwürdigen Gedichts seine Vorrede mit den Worten: „Das Fräulein vom See, wie die übrigen grössern Gedichte Walter Scotts, *sind* (?) durchaus national, und daher dem Auslande, das mit der Geschichte, den Sagen, der Sprache und den Sitten der Schotten nicht vertraut ist, schwer zu verstehen, indess sie das Entzücken aller derjenigen erregen, denen jene nationalen Beziehungen nicht fremd sind." Nun öffnet er zwar durch eine lange Einleitung dem Leser das Verständniss, und die darin gegebene frühere Geschichte Schottlands ist an sich schon dankenswerth; aber sie kann doch dem Gedichte nicht ganz das Fremde und zum Theil unwillkommene Düstere nehmen, das ihm anklebt, wohin wir besonders die ausführliche Beschreibung mancher Sitten und Gebräuche rechnen. Für den Deutschen hätte das Ganze, wenn man bloss auf Genuss des Schönen sehen wollte, immer um ein Ansehnliches zusammengezogen, und manche dazwischenliegende Länge zu einem kürzern Übergange verarbeitet werden können. So muss das historische Interesse neben dem ästhetischen auch noch das Seinige thun, wenn nichts darin belästigen oder beschwerlich fallen soll. — Was die äussere Form, die Verse, betrifft: so hätte der Übersetzer nicht nöthig gehabt, wegen Einmischung weiblicher Reime, da das Original bloss männliche hat, sich zu entschuldigen, indem diess unserer Sprache angemessener ist; aber wohl bedürfte es noch einer Frage, ob er mit Einmischung von Daktylen statt fortgehender Jamben wohlgethan, besonders, da er nicht auf regelmässige Anwendung derselben bedacht gewesen, und zuweilen sehr unmusikalisch damit umgegangen ist, wie z. B. in diesen Versen:

> In des tiefen Trosachs wildester Schlucht,
> Da findet er stille, geheime *Zuflucht.*

wodurch auch wider die erfoderliche Accenteinheit des Reims gesündigt wird. Daktylen können zwar mit dem Schein lieblicher Verwirrung das romantische Halbdunkel eines Gedichts und den lyrischen Anklang desselben sehr befördern, und der überliefernde Dichter beruft sich in dieser Hinsicht mit Recht auf Schillersche Balladen; aber diese Mitwirkung kann hier nicht recht gedeihen, weil die poetischen Perioden, wenn sie auch zuweilen Eilfertigkeit haben, oft zu weit umfassend sind, und mit der Beschreibung zu vieler Einzelnheiten sich beschäftigen, wobey das deutliche, bestimmtere Feststellen durch reine, geschlossene Jamben das Beschriebene dem Leser weit näher bringen, und bey der Mannichfaltigkeit durch den Überblick des so gemessenen Ganzen mehr Genuss gewähren würde. Man fühlt es auch beym Lesen nur zu deutlich, wie mit vorkommenden Jamben gleich mehr Würde und Bemerkbarkeit eintritt, wie z. B. in dieser Stelle:

> So schritt er rasch und unverdrossen
> Entgegen seinen Jagdgenossen;
> Doch stand er oft verweilend da,
> So seltsam schien ihm, was er sah,
> So rauh der Weg und unbekannt,
> So zauberisch umher das Land!

Raschheit und Wildheit zu beschreiben, dazu dient wenigstens kein *polternder* Gang, wie:

> Und wo der Felsen wilder und wilder
> Vom Wetter gepeitscht sich schwarz *emporstreckt*,
> Da blühen, der Straf' und des Stolzes Bilder,
> Nachtschatten und Fingerhut seltsam gefleckt.
> Und Birk' und Esche lässt hängen die *Zweige*,
> Sie beben und wanken von jedem *Windstoss*,
> Und stolz wirft die Esch' und die kriegrische *Eiche*
> Den Anker tief in der Felsen Schoos.

wobey auch noch, wie wir sehen, unreine Reime mit unterlaufen. Doch verkennen wir nicht den Fleiss,

den der durch andere Schriften rühmlich bekannte Überſetzer im Ganzen auf *poetiſchen Ausdruck* verwandt hat, womit das Gedicht im Deutſchen annehmlich und oft auch angenehm ſich darſtellt. Über Treue können wir in Ermangelung des Originals nicht urtheilen, doch Zweifel erregt die Stelle vom Schlachten des Opferthiers:

> Das arme Opfer ſah *in Ruh* (?)
> Und mit Geduld hinſtrebend zu,
> Wie ihm des Lebens Purpurflut u. ſ. w.

Was den Inhalt betrifft, ſo ſind Jagd, Krieg, glückliche und unglückliche Liebe allerdings Gegenſtände, die auch wohl den Deutſchen Leſer anziehen müſſen, wobey manche Stellen, die an poetiſchen Schönheiten, maleriſchen Schilderungen, Bildern und Vergleichungen ſehr reich ſind, noch beſonders ſeine Aufmerkſamkeit verdienen, ſo daſs er den Walter Scott als einen naturgemäſsen Dichter gewiſs ſehr hoch ſchätzen wird. T. Z.

Leipzig, b. Göſchen: *Irene.* Fünf Geſänge von *Arthur vom Nordſtern.* 1818. 159 S. 8. (20 gr.)

Schon längſt hat der ehrenswerthe Vf. dieſes epiſchen Gedichts in Verſen mancherley Art ſich verſucht; aber immer wollte ihm die Beſiegung, die geiſtige Durchdringung der Form, ſo daſs der gewählte Ausdruck auch Sprache des Herzens und der Phantaſie würde, und zu einem gleichwallenden Strome ſich ergöſſe, nicht ganz gelingen: es blieben immer noch Spuren des proſaiſchen Fleiſses zurück, und die Empfindung erſtarrte vor mancher unbiegſamen Härte. Erſt kürzlich iſt es ihm gelungen, hin und wieder den Gedanken ſeiner Phantaſie in dem widerſtrebenden Elemente zum Heroen zu machen, und Wort und Sinn inniger zu verſchmelzen, ſo daſs wirklich manches gefühlvolle, anſprechende, unverkünſtelte Gedicht aus ſeiner Werkſtätte hervorgegangen iſt. Dieſes vorliegende Epos hält ungefähr zwiſchen der frühern und ſpätern Periode die Mitte, ſo daſs man darin eben ſowohl noch Wortherrſchaft als gelungene Geſchmeidigkeit findet. Noch mancher Ausdruck ladet den Verdacht, nur dem Reime zu dienen, auf ſich, wie z. B. im Umkreis ferner *Wogenmeilen;* oder zu alten *Rüſtern* Weinlaub, das empor ſich rankt, die Hüttenwand breitblättrig zu *verdüſtern* — ſtatt, die nackte Wand mit dunkelen Grün zu *ſchmücken* oder zu bekleiden. Dahin gehört auch:

> Sie, die in leichter Traumgebilde *Schwarme*
> Er ſah, ſie ſinkt in ſeine Vaterarme. —
> ferner: Weit minder hart, wenn der Gefühle *Hitze*
> Benutzend, er ſie gegen Rückfall ſchütze.

Das Meer mit dem *Grüſer* — blaſsgraulicht wogt die Flut wie blanker Schiefer.

Steif ausgedrückt: Ihm laſs ich *unverborgen* ſtatt: ich verhehl' ihm nicht; gegen die edle Haltung verſtoſsend: es feilſcht der Herrſcher Gold den Trug, er ſchleicht umher auf *Heuchlerſochen;* proſaiſch: *ſie holt dich ab*, trotzt der Gefahr und ſcheidet. Da dieſs Gedicht in Stanzen geſchrieben iſt: ſo wäre eine genaue Beſtimmtheit, eine natürliche Entfaltung des Gedachten, und ein getreues Anſchmiegen des Ausdrucks an die Sache beſonders nöthig geweſen, weil ohne dieſe Sorgfalt der dreymal wiederkehrende Reim leicht den Schein des Aufzählens bekommt, die Darſtellung in geſchichtliche Einförmigkeit verwandelt und das Ohr ermüdet. Zu den gelungenen Stanzen rechnen wir unter andern die zwölfte des erſten Geſanges:

> Und ſchon gewahrt ſie in des Dörfchens Mitte
> Den Kirchthurm, der ſein Haupt in Nebel ſtreckt,
> Dann linker Hand des Vaters Fiſcherhütte,
> Mit Moos und Binſenflechten überdeckt.
> Wie pocht ihr Herz! beflügelt ſind die Schritte
> Von ſehnender Beſorgniſs, *tief* geweckt (?)
> Für den geliebten Greis, den, gleich Sylfiden,
> Sie ſonſt umſchwebt, von dem ſie jüngſt geſchieden.

Was den Inhalt betrifft: ſo beſteht er mehr im Berichten eines geſchichtlichen Stoffes als in vollſtändiger Verarbeitung des Gegebenen zu einem organiſchen Ganzen: des Vergangenen iſt zu viel im Verhältniſs zum Gegenwärtigen, es iſt mehr Erzählung als Darſtellung; Anfang und Ende liegt durch die ereigniſsreiche Mitte, die ſich mit dem Schickſal Scanderbegs und ſeiner Freunde und Nachkommen beſchäftigt, zu weit auseinander; ſonſt iſt die Geſchichte an ſich nicht unintereſſant. T. Z.

Leipzig, b. Hartmann: *Kränze und Blumen*, eine Sammlung Sonette von *Leopold Haupt.* 1819. 72 S. 8. (10 gr.)

Obgleich dieſe Sonette in verſchiedene Abtheilungen gebracht ſind, als: erſter Kranz: Liebeſehnen, zweyter Kranz: die Sängerbraut. I. Roſengewinde. II. Liliengewinde; darauf Myrtengewinde und endlich noch einzelne Sonette: ſo herrſcht doch im Ganzen, ſowohl in den Gedanken als in der Einkleidung zu wenig Mannichfaltigkeit und Abwechſelung, als daſs ſie die Aufmerkſamkeit angenehm erregen und lange feſſeln könnten. Die verſchiedenen Seiten der Liebe ſind nicht fein, nicht zart genug berührt, die ganze Tonleiter der Liebesempfindungen iſt zu wenig durchgeſpielt; die Sprache iſt zu allgemein in den hergebrachten Redensarten gehalten, das unterſcheidende Einzelne nicht genug herausgehoben und auf eine ſinnreiche Weiſe mit dem Allgemeinen vermählt; ſelten rundet ſich ein Sonett, in den Schluſsſätzen, durch einen beſondern Gedanken ab. Nimmt man es obenhin: ſo wird man freylich manches darunter finden, das ſich wenigſtens äuſserlich gut zuſammenhält, und das Ohr angenehm berührt; aber heut zu Tage werden an dieſe Dichtungsart ſchon gröſsere Foderungen gemacht. So iſt der Vf. auch *nicht immer* auf Wohlklang, der in Sonetten ſchon eine wichtige Rolle ſpielt, und auf Regelrichtigkeit der Sprache bedacht geweſen. Sperrungen, wie:

> Und immer näher *hör' ich's* erklingen.
> oder wie: Ich *lebe ein* recht ſüſses Schmerzenleben.

und Reime wie *Flammen* und *Namen*, *ließen* und

diesen, *Streiten* und *Leiden*, *reichen* und *zeigen* sind bey so zarten Fügungen schon eine Störung.

T. Z.

Leipzig, b. Reclam: *Kleine Romane* von *Karoline Stahl*. 1819. 428 S. 8. (2 Rthlr.)

1) *Ines*, eine ziemlich romanhafte Geschichte, die mit der Entführung der Heldin und ihrer Erziehung in einer Räuberhöhle beginnt, und nicht zu ihrem Vortheile an Schulzens niedliche *Leopoldine* erinnert. 2) *Gabriele*; in Briefen; ohne bedeutendes Interesse. 3) *Die Familie Guldenstern*: gleichfalls sehr romanhaft. — Die Verfasserin verwickelt ihre Abentheuer so, dass der Leser oft den Faden nicht mehr zusammenhalten kann, und sich in diesen Verwickelungen der auftretenden Personen, wie in einem Labyrinthe verirrt. Übrigens ist allenthalben Romanen-Sprache, und alles geht so ganz den gewöhnlichen Romanen-Gang: bey den Heisshunger der Interessenten der Leihbibliotheken mag diese Sammlung immer einen Platz darin finden, zumal da die Erzählungen gut und correct geschrieben sind, und, obgleich ohne allen lebenden Geist, keine unmoralische Tendenz haben.

Fr. S.

Berlin, in der neuen Berlin'schen Buchhandlung: *Theater-Possen* — nach dem Leben von *Julius von Voss* und *Adolf von Schaden*. Erstes Bändchen. 1819. IV u. 195 S. 8. (1 Rthlr.)

Possen sind die in dieser Sammlung enthaltenen Stücke allerdings; die Zeichnung *nach dem Leben* möchten wir aber bezweifeln. No. 1. *Die Damenhüte im Berliner Theater*, ist ganz local in Sitten, Charakteren und Sprachen. Bey No. 2. *Die Blödsichtigen* möchten wir wohl erinnern, dass überhaupt ein körperliches Gebrechen nie zum Gegenstand öffentlichen Spotts gemacht werden sollte, und dass hier die Blödsichtigkeit wenig oder keinen Einfluss auf die possenhafte Intrigue hat. No. 3. *Das Kaleidoskop*, eine modern gelehrte Posse, ist eigentlich nur eine dialogische Satire. No. 4. *Der Gast in Hamburg*, eine dramatische Bagatelle; ist zwar recht artig geschrieben, aber in dramatischer Hinsicht allzuflach und unmotivirt.

Hr. *v. V.* und Hr. *v. S.* sind talentvolle Männer. Möchten sie sich doch reifern Arbeiten widmen, und nicht jeden poetischen Einfall, jeden flüchtigen Aufsatz des Moments sogleich zur Presse abliefern!

F — m.

Liegnitz, b. Kuhlmey: *Torquato Tassos befreytes Jerusalem*, zweyter Theil, von *Karl Wilhelm Otto August von Schindel*, u. s. w.

Auch unter dem Titel: *Erläuternde Anmerkungen zu Torquato Tassos befreytem Jerusalem.* Mit zwey Kupfern und genealogischen Tabellen. 1817. XVI u. 424 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Vor 17 Jahren gab Hr. *v. S.* eine Übersetzung des Tassoischen *Gierusaleme liberata* heraus, die er mit lobenswürdiger Bescheidenheit für einen jugendlichen Versuch erklärt, und der seitdem erschienenen *Griesischen* Übertragung selbst nachsetzt. Da er aber damals einen zweyten Band, der erläuternde Anmerkungen enthalten sollte, versprochen hatte, so hält er nun auf eine, ihm in jeder Rücksicht Ehre machende, Weise Wort. Die Erläuterungen sind nicht nur für den blossen Dilettanten wichtig, sondern haben auch bedeutenden literarischen Werth, und legen von der Gelehrsamkeit und dem Fleisse des würdigen Vfs. ein sehr vortheilhaftes Zeugniss ab. Tassos vorangesetztes Bildniss ist trefflich gearbeitet.

F. S.

Erfurt, b. Keyser: *Das Leben im Lichte und im Schatten.* Erzählungen von *Friedrich Laun.* I Theil, mit einem Kupfer. 1818. 194 S. 8. II Theil. 196 S. 8. (2 Rthlr.)

Der I Theil enthält: 1) *Der Räuberstaat.* 2) *Die Belagerung von Breysach.* 3) *Der Hahn im Korbe.* No. 1 und 2 sind von der romantischen Gattung, die Hn. *L.* weit weniger gelingt, als die scherzhafte und launige. Auch sind wir für die erste Gattung mit einer Überzahl von Schriftstellern versehen. Dagegen ist No. 3, das die komischen Abentheuer eines Studenten mit der Tochter eines Lichterziehers in einem kleinen Städtchen enthält, allerdings sehr unterhaltend.

Der II Theil enthält: 1) *Die Krystallseherin*; anziehend genug, obwohl etwas an das Wunderbare streifend. 2) *Die Heimkehr nach drey Irrfarthen*; mit etwas zu losen Banden aneinander geknüpfte Abentheuer eines Musikers.

Wir rathen Hn. *L.*, dessen Manier übrigens bekannt genug ist, in dem ihm eigenen Elemente des Scherzhaften und Natürlichen zu bleiben.

R — a.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Essen und Duisburg*, b. Baedecker: *Maurer-Lieder* von *Fr. Rautert.* 1819. 88 S. 8. (8 gr.)

Bey der Menge vorhandener trefflicher maurerischer Lieder, sollte nur der es wagen, ihre Zahl zu vermehren, der es lebhaft fühlte, dazu Beruf zu haben, und sich bewusst wäre, etwas vorzügliches liefern zu können. Mittelmässiges ist entbehrlich, auch schon mehr als zuviel vorhanden. Hätte diess der Vf. dieser 52 Lieder bedacht; so hätte er wohl noch einige Zeit Anstand genommen, sie dem Druck zu übergeben. — Indessen mögen sie doch manchen Logen um desswillen willkommen seyn, weil diese kleine und wohlfeile Sammlung für jeden einzelnen Fall ein Liedchen darbietet.

S. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

JURISPRUDENZ.

Breslau, auf Kosten des Vfs.: *Miscellen aus allen Theilen der Rechtsgelahrtheit*, mehrentheils durch Facultätsfälle veranlasst, und mit Rücksicht auf neuere Gesetzgebungen ausgearbeitet, von D. *Lud. Gottfr. Madihn.* Erstes Schock. 1814. XXVI u. 296 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Vor manchen Anderen mögen sich akademische Lehrer glücklich nennen, wenn ihnen ein günstiges Geschick erlaubt, den Plan ihres Lebens schon früh zu bestimmen und zu begrenzen. Dem Vf. des vorliegenden Buches, welcher uns gerade hier in einer Vorrede einige Nachrichten von seinem Leben mittheilt, fiel kein so günstiges Loos. — Er wurde im J. 1748 zu Wolfenbüttel geboren, woselbst sein Vater Generalauditeur und Hofgerichtsassessor war. Schon im siebenten Jahre vaterlos, wurde er von der Mutter, neben mehreren Geschwistern, unter nichts weniger als glänzenden Vermögensverhältnissen, erzogen. Er studirte in Halle, wo der ältere Bruder als Professor stand, wollte dann als Advocat dort auftreten, widmete sich aber, als ihm jene Laufbahn versagt wurde, dem akademischen Leben. Zum Doctor promovirt um Ostern 1772, legte er sich auf Rechtsgeschichte und praktische Vorlesungen. Ein Jahr später wurde er zum ausserord. Professor in Frankfurt a. d. O. ernannt, bekam aber erst im J. 1785 eine ordentl. Professur und einen Gehalt von 300 Thalern. Die späteren Veränderungen seiner Lage sind hier nicht näher angegeben. Man wird aber nach dem Obigen dem Vf. recht gern glauben, dass er bis über das 40ste Jahr seines Lebens hinaus in einer Lage war, in welcher es nicht von ihm abhing, welchem Fache er sich vorzugsweise oder ausschliesslich widmen wollte. Er musste damals in der Facultät diejenigen Sachen bearbeiten, welche man ihm zutheilte, und diejenigen Collegien lesen, welche von ihm verlangt wurden, welche kein Anderer las oder lesen konnte. So kam es dahin, dass er in den Jahren 1772 bis 1786 über alle Theile der Jurisprudenz Vorlesungen hielt, und über mehrere derselben Compendien schrieb.

Es versteht sich von selbst, dass Rec. diese Notizen nicht mittheilt, um desshalb einen Stein gegen den Vf. aufzuheben. Es könnte hier, wenn es auf ein allgemeines Urtheil über denselben ankäme, nur etwa davon die Rede seyn, dass er bey einer solchen Zersplitterung seiner Zeit und seiner Kräfte gerechtes Bedauern verdiene. Rec. ergreift aber vielmehr diese Gelegenheit, um den Wunsch auszusprechen, dass unsere heranwachsenden Docenten der Jurisprudenz auf dergleichen Verhältnisse nicht gar zu vornehm herabsehen mögen. Wohl mag man die Grenzen seiner Thätigkeit möglichst bald zu bestimmen suchen; wohl mag man, nach überwundenen Schwierigkeiten der äusseren Verhältnisse, sein Streben dahin richten, dass man sich sammle, und dass man eine günstige Lage zur Beförderung bestimmter Theile der Wissenschaft benutze. Und kein Vernünftiger wird bestreiten wollen, dass dabey Begrenzung nothwendig sey. Man sollte aber doch andererseits nicht vergessen, dass der akademische Jurist, zumal bey der besonderen Lage unseres zusammengesetzten Deutschen Rechtszustandes, gar sehr verpflichtet ist, in keinem Theile der Jurisprudenz fremd zu seyn; man sollte nicht vergessen, dass man selbst den Zusammenhang der Dinge kennen muss, um auch nur einen einzelnen Rechtstheil denen vorzutragen, welche ohne genaue Kunde jenes Zusammenhanges den Zweck ihres praktischen Lebens gar nicht erfüllen können. Wer die Benutzung der Zeit versteht, der wird bey vernünftiger Vielseitigkeit noch immer im Stande seyn, auf bestimmte Theile der Wissenschaft eine besondere Thätigkeit zu richten. Und so viel ist doch wohl gewiss, dass das Princip der Separation hier auf eine andere Weise ergriffen und behandelt werden muss, als bey den Fabriken der Handwerker. Wenn demnach Rec. u. a. auch dringend wünschen muss, dass die Theilnehmer der Spruchcollegien ihre Arbeiten auch als wissenschaftliche Dinge betrachten und behandeln mögen: so ist damit zugleich über den *Plan* der Bücher, zu denen das vorliegende gehört, ein Urtheil angedeutet; d. h. Rec. kann es an sich nicht missbilligen, wenn der Einzelne auch solche Facultätsarbeiten, welche nicht zu seinem Hauptfache gehören, durch wissenschaftliche Untersuchungen für das grössere Publicum nützlich zu machen sucht.

Der Vf. liefert hier 60 Aufsätze, von welchen 36 die Beurtheilung einzelner Rechtsfälle und Fragen aus dem Römischen Rechte, auf ähnliche Weise 12 das Deutsche Privat- und Lehn Recht, 4 das kanonische Recht, 7 den Civilprocess und 1 das Criminalrecht betreffen. Durchaus neue und grosse Untersuchungen

ſind dabey nicht verſprochen; auch iſt nicht zu leugnen, daſs der Vf. verſchiedentlich Unwichtiges wiederholt, bey der Rückſicht auf fremde Arbeiten nicht immer mit ſorgfältiger Auswahl verfährt, und insbeſondere die Zuſammenſtellung der verſchiedenen Legislationen nicht nach einem feſten Plane, auch nicht mit derjenigen Angabe der Vergleichungspuncte vornimmt, durch welche allein ein ſolches Zuſammenhalten wahrhaft belehrend werden kann. Unverkennbar iſt aber der Fleiſs des Sammlers; dankenswerth manche Nachweiſung; und, wenn man auch einige ins Komiſche fallende Äuſserungen nicht liebt, dennoch im Ganzen der Ton des Veteranen durch ſeine Beſcheidenheit empfehlungswürdig. Der praktiſche Juriſt wird das Buch mit Nutzen und Vergnügen leſen können. — Vom Einzelnen Folgendes. No. 1 handelt *von den praktiſchen Irrthümern, welche aus der unrichtigen Idee eines nutzbaren Eigenthums entſtanden ſind, oder doch entſtehen können.* Die allgemeinen Bemerkungen über das ſogenannte *dominium utile* ſind eine Nachleſe, wobey der Vf. auf Hn. *von Savigny's* Ideen über die Emphyteuſe keine beſondere Rückſicht genommen hat. Bey einigen der aufgezählten Irrthümer iſt wenig Bedenken. Es kann aber manchmal gut ſeyn, an Dinge zu erinnern, welche als gar zu nahe liegend von Manchen übergangen, und dann doch von Anderen ſchon falſch verſtanden ſind. Wann übrigens der Vf. fremde falſche Beurtheilungen des Erbpacht- oder Meyer-Rechts mit dem willkührlichen Begriffe des ſogenannten *dominii utilis* in Verbindung ſetzt: ſo darf doch nicht überſehen werden, daſs dabey nicht ſo viel Schuld auf jene Terminologie fällt, als auf den Mangel hiſtoriſcher Kenntniſſe von den Deutſchen Rechtsinſtituten und auf unrichtige Ideen über Dinglichkeit im Allgemeinen. — Wenn in No. 4 behauptet wird, *daſs in Deutſchland nicht immer für die väterliche Gewalt, und dafür, daſs ein Sohn filiusfamilias geweſen, zu präſumiren ſey:* ſo iſt wenigſtens die Überſchrift im Verhältniſſe zu der Ausführung nicht richtig geſtellt. Es wird in Beziehung auf einen einzelnen Fall gezeigt, daſs aus den Umſtänden die Beendigung der väterlichen Gewalt zu ſchlieſsen geweſen; eine Idee, welche man auch in Rückſicht vieler anderen Fälle nicht beſtreiten kann; bey welcher aber, um das Arbiträre der Beurtheilung zu zeigen, eine Sammlung von Beyſpielen gar nicht überflüſſig iſt. — In No. 5 wird erörtert, daſs *nicht zu jeder extinctiviſchen Verjährung der ſtädtiſchen Servituten uſucapio libertatis erfoderlich ſey, ſondern nur zu allen negativen, und zu allen qualificirten Dienſtbarkeiten, ſie mögen nun ſervitutes ruſticae oder urbanae ſeyn;* kürzer in No. 6, daſs *zu der adquiſitiven Verjährung der Servituten nach neuem R. R. poſſeſſio titulata und qualificata erfodert werde.* — No. 7 bis 12 behandeln einzelne Fälle und Fragen aus dem Mandatscontracte. Der Vf. nimmt unter anderen den Grundſatz an, daſs der Machtgeber auch ohne Ceſſion eine Klage gegen den Dritten habe, mit welchem der Mandator contrahirt hat, ſobald es dem Dritten einerley ſeyn muſs, ob der Mandator als ſolcher oder in ſeinem eigenen Namen das Geſchäft einging; — doch wohl mehr das Reſultat einer Billigkeitsanſicht eines *ſpeciellen* Falles, als einer conſequenten Beurtheilung des Verhältniſſes im *Allgemeinen.* — Ausgezeichnet iſt No. 20: *„Der in einem Teſtamente eingeſetzte Erbe kann zum Nachtheile der letztwilligen Dispoſition die teſtamentariſche Erbſchaft nicht aufgeben, und bloſs Inteſtaterbe ſeyn wollen."* Es wird zu zeigen geſucht, daſs die bekannte hieher gehörende Beſtimmung des Römiſchen Rechts nicht bloſs auf das Intereſſe der Legatare und Fideicommiſſare, ſondern überhaupt auf die Erhaltung des Willens der Teſtatoren bezogen werden müſſe, namentlich in einem gerade vorliegenden Falle auf die Conſervation einer Executorſchaft und Curatel, welche von einem Erblaſſer angeordnet war. — In No. 34 wird ausführlich gegen die Meinung geſtritten, *daſs der Pflichttheil überhaupt, und der der Ältern insbeſondere, ein Theil der Inteſtatportion ſey.* Der Streit geht vorzüglich auch gegen *Glück;* doch muſs ſelbſt *Juſtinian* Streiche darüber leiden, daſs er wohl nicht immer recht im Klaren über ſeine Meinung geweſen ſeyn möge.

M. D. S. M.

WÜRZBURG, b. Nitribitt: *De vera exceptionis non numeratae pecuniae indole.* Auctore *Franc. Maier,* J. U. D. 1817. 92 S. 8. (8 gr.)

In dem *Prooemium* äuſsert der Vf., daſs der Begriff und die Anwendbarkeit der *Exceptio non numeratae pecuniae* der Theorie und Praxis nach gar ſehr beſtritten ſeyen. Er giebt zu dieſem Ende eine höchſt flüchtige Überſicht der verſchiedenen Theorieen von dieſem Rechtsmittel, wobey die Literatur bunt und ohne Wahl durch einander läuft, und nicht über das Zeitalter von *Arn. Vinnius* hinaufſteigt. Er ſchlieſst mit der herkömmlichen Bemerkung, daſs er bey dieſem Zuſtande der Literatur in unſerer Lehre nicht umhin gekonnt habe, zur Aufklärung der einſchlagenden Streitfragen ſein Scherflein beyzutragen, wobey er nur erinnern wolle, daſs ſeine Unterſuchung ſich auf den Fall der durch eine Schuldverſchreibung begründeten Obligation beſchränke.

Das *Cap.* 1 iſt beſtimmt, die Geſchichte der *Exc. n. n. pecun.* zu entwickeln. Es werden hier die bekannten Ideen über *expenſilatio, rationes argentariorum, ſyngraphae* u. ſ. w. vorgetragen, ohne alle Berückſichtigung der neueren Unterſuchungen über *Argentarien* und *Literalcontracte* (z. B. von *Almendingen,* in dem *Magazin für Philoſophie und Geſchichte des Rechts* von *Grolmann.* Bd. 1. No. 7. Bd. 2. No. 2; und von *Unterholzner* in der *Zeitſchr. für geſchichtl. Rechtswiſſenſchaft* von *Eichhorn, Göſchen* und *Savigny.* Band. 1. No. 9; die ſpäter erſchienene ſchätzbare Unterſuchung von *Savigny über den Literalcontract der Römer;* in den *Abhandlungen der Berliner Akademie,* hiſtor. philolog. Claſſe. 1816 — 1817, konnte dem Vf. freylich noch nicht bekannt ſeyn.) Bey die-

ser Darstellung hat der Vf. die Forschungen seiner Vorgänger nur durch eine Zuthat von Irrthümern bereichert, sonst aber nichts Eigenthümliches denselben hinzugefügt. So wird S. 11 die *expensilatio* nur auf Darlehen beschränkt, während dieselbe auch auf andere Contractsverhältnisse anwendbar war. S. 12 heisst es, die auf den *rationibus domesticis* beruhende Form der Literalcontracte sey nach dem Zeugniss des *Asconius* zu *Cicero in Verr. Lib.* 1 c. 23 *cessantibus comitiis* ausser Gebrauch gekommen. Was sich der Vf. hiebey gedacht haben, und welche Verbindung zwischen den *Tabulis accepti et expensi* und den Volksversammlungen der Römer derselbe statuiren mag, getraut sich Rec. nicht zu ergründen; nur soviel glaubt er annehmen zu dürfen, dass der Vf. unmöglich die Stelle des *Asconius* gelesen haben kann, in welcher es ausdrücklich heisst: *sed postquam obsignandis litteris reorum ex suis quisque tabulis damnari coepit,* *ad nostram memoriam tota haec vetus consuetudo cessavit.* S. 16 ff. werden die *Syngraphae* zu den bey den Römern üblichen Formen der Literalcontracte gezählt, und dabey die Worte des *Asconius* a. a. O. c. 36 angeführt. Der Einwand, den *Asconius* nicht gelesen zu haben, kann dem Vf. hier nicht zu Statten kommen, da er in not. z. die Stelle desselben excerpirt hat: aber dass er an der Äusserung des Grammatikers, die *Syngraphae* seyen ein Griechisches Institut, keinen Anstoss genommen hat, ist unbegreiflich. Denn nirgend wird der *Syngraphae* als eines bey den Römern gebräuchlichen Institutes gedacht; nur in Beziehung auf Griechen geschieht seiner Erwähnung, und was der Grieche *Theophilus*, dessen Begriffe von Römischer Nationalsitte höchst kümmerlich waren, darüber beybringt, kann für uns nicht als historische Autorität gelten. In anderen Beweisstellen aber, auf welche sich der Vf. hier beruft, ist offenbar von *chirographis* die Rede.

Eben so wenig können wir dasjenige rühmen, was der Vf. über die Entstehung der *Exc. n. n. pecun.* beygebracht hat. Er lässt dieselbe aus dem, auf einer schriftlichen Stipulation beruhenden *chirographum* hervorgehn, und glaubt in den Bestimmungen des Prätorischen Edicts über die *Exceptio doli* die Quelle derselben entdeckt zu haben. Als ob nicht Alles bey diesem Institute auf eine frühe Zeit hindeutete, wo Geldschulden, hinsichtlich der Form, welche sie erheischten, und der Wirkungen, welche sie producirten, ungleich strenger beurtheilt wurden; einer Zeit, in welcher der Credit mehr noch auf die Person, als auf das Vermögen des Schuldners gestellt war, und wo das *judicium de pecunia certa credita*, dessen mehrere Gesetzesurkunden aus den Zeiten der Republik Erwähnung thun, noch mit allen seinen Schrecknissen zur Ausübung kam.

Das 2 Cap. entwickelt den Begriff der *Exc. n. n. pec.*, und zwar 1) *in genere*. Hier sucht der Vf. zu beweisen, dass diese *Exceptio* keine eigentliche *Einrede*, sondern eine *Litis Contestatio negativa* sey. Diese Ansicht ist zwar nicht neu, aber allerdings überzeugend, und hätte vom Vf. durch Bezugnahme auf andere Beyspiele von negativen Litis-Contestationen, welche fälschlich zu den Einreden gezählt werden, ungleich fruchtbarer entwickelt werden können. 2) *Ad specialia* betrachtet der Vf. die charakteristischen Merkmale dieses Vertheidigungsmittels, welche er vornehmlich darin setzt, dass der Kläger von jedem fernerem Beweise seiner Schuldfoderung, sey es aus dem Schuldinstrument, oder aus anderen Beweisgründen, ausgeschlossen wird; dass aber die Gesetze diese exorbitante Wirkung der *Exc. n. n. pec.* auf die Dauer von zwey Jahren beschränkt, und nach deren Verlauf dem Schuldscheine zwar Beweiskraft beygelegt, aber doch den Gebrauch der *Exc. n. n. pec.* nur in Form einer nicht privilegirten *Lit. Contestatio negativa* gestattet haben. Der Vf. beruft sich hiebey vorzüglich auf *Theophilus*, und sucht die *ratio legis* in der Sorge für unglückliche Schuldner, die, von Wucherern gepresst, jede Verschreibung ausstellen, um nur das gehoffte Geld zu erlangen; und sodann in der Berücksichtigung des Credits, welcher durch eine zu lange Ausdehnung dieser abnormen Rechtsverfolgung unfehlbar gelitten haben würde.

Von S. 42 ab beginnt eine genauere Bezeichnung der Requisite, welche den Gebrauch der *Exc. n. n. pec.* vorbereiten. Der Vf. stellt hier Römische und neuere Rechtsnormen friedlich neben einander, und an einer zweckmässigen systematischen Übersicht lässt er es so gut wie ganz fehlen. Einer besondern Prüfung werden hier noch die Fragen unterworfen: wie es zu halten sey, wenn der Schuldschein die Anerkennung eines früher contrahirten Debiti enthält? Und: ob die Wirkung der *Exc. n. n. pec.* auch ausser den, in den Gesetzen namentlich bezeichneten Foderungen *ex mutuo* und *ex dote* eintreten? Diese Deduction ist wohl der schwächste Theil der Schrift. Darauf sucht der Vf. die Meinung zu widerlegen, dass nach vorgeschützter und bewiesener *Exc. n. n. pec.* das ganze Schuldverhältniss nicht weiter bewiesen werden könne. Dürftig und ungründlich wird der Satz vertheidigt, dass nach zwey Jahren unsere *Exceptio* bloss ihr Privilegium verliere: gegen die von angesehenen Juristen verfochtene Ansicht, dass der Schuldschein alsdann für voll beweise, und gar kein Einwand dagegen mehr gehört werde, sind keine neuen Argumente vorgebracht, ausser etwa, dass die Worte der *L. 8. C. h. t. omnino debitum solvere compellitur*, mit der *reservatio mentalis: „nisi reprobando contrarium probetur,“* zu verstehen seyen; und, dass es in allgemeinen Äusserungen unserer Quellen heisse: *chirographo neminem contra fidem veritatis posse obligari.*

Nachdem der Vf. noch zu zeigen sich bemüht hat, dass Justinian die Beweiskraft der Schuldscheine nicht als die Quelle eines wirklichen Literalcontractes, sondern bloss als ein Beyspiel, wie jemand *ex scriptura* obligirt werden könne, in den Institutionen habe hinstellen, und nur den Inhalt seiner *L. 14 C. de non num. pecun.* andeuten wollen, verbreitet er sich in dem letzten Capitel über die Brauchbarkeit der *Exc. n. n. pec.* für die heutige Praxis, wobey er die An-

wendbarkeit derselben für alle Processgattungen in Schutz nimmt.

Die Schrift schliesst mit einer Parentation der eignen Verdienste des Vfs., welche den gereimten Prologen und Epilogen gleicht, mit denen die früheren Humanisten ihre Werke, angeblich durch dritte Personen, schmücken liessen. Von der in dem Werkchen enthaltenen Theorie heisst es nämlich daselbst: *manifestum esse, illam cum rei naturae, tum legibus apprime respondere, — multas ambages tollere, plurimas lites dirimere, fluctuantia theoriae principia regere, praxin autem adiuvare.*

Rec. kann nach den obigen Prämissen von diesem Werklein kein günstiges Urtheil fällen, indem er glaubt, dass die Existenz desselben für die Wissenschaft ziemlich gleichgültig sey. Beruf zum Schriftsteller hat der Vf. darin nicht an den Tag gelegt. Die Latinität desselben ist bey weitem unter der Mittelmässigkeit, wie folgende Proben darthun mögen. *Medium probandi* wird überall für *Beweismittel*; *reprobatio* für *Gegenbeweis*; *numeratio* (anstatt *solutio*) für *Zahlung*; *Replica* für *replicatio* gebraucht. Ferner finden sich Ausdrücke folgender Art: *documentum guarantigiatum*; *litterae sic dictae reversales*, (für *Reverse* oder *Gegenscheine*;) *litterae cassatoriae*, (für *Amortisations-Scheine*;) *chirographum indiscretum*, als gleichbedeutend mit *chirographum, quod nullam debendi causam continet*, u. dergl. mehr. Von einer Beweiseinrede wird gesagt: *Elisivam probationis exceptionem praesumtionem juris et de jure operari*; die Redeform „*zur Sonderung der Verwirrung beytragen*," wird so ausgedrückt, *ad seligenda disturbia aliquid impendere*; und der Vf. setzt seiner Latinität die Krone auf, indem er über das Resultat seiner Untersuchungen sich also ausspricht: *Quae an eruditorum examini satisfaciant, prudentiorum disquisitioni permitto.*

P. J. Rm.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Dresden*, b. Hilscher: *Meine Ausflucht in die Welt.* Eine Erzählung von *H. Clauren.* Zwey Bändchen. 1817. 416 S. 8. (2 Rthlr.)

Der nicht neue Einfall, einen Knaben abgesondert von dem weiblichen Geschlechte zu erziehen, ist hier auf eine recht anziehende Weise benutzt. Und wie der Vf. sich auch dieses Mal als einen guten Erzähler zeigt: so zeichnet sich vor manchem Andern, was wir von ihm gelesen haben, dieser Roman durch die darin aufgestellten Charaktere und durch die Begebenheiten und Situationen aus, ob es gleich an einigen kleinen Unwahrscheinlichkeiten nicht fehlt, und der günstige Zufall ein wenig zu viel waltet. Auch hätten einige Wiederhohlungen und einige empfindsame Tiraden gestrichen werden mögen. Betty's Betragen im Garten beym Posthause scheint uns nicht natürlich und mit dem nicht zu stimmen, was sie ist. Auf die Sprache hat der Vf. noch grössere Aufmerksamkeit zu wenden. Er schreibt z. B. dass *mein Zögling* meine Vorsorge durch *ihr* Betragen belohne; ich hatte mich in diesem Hause immer sehr wohl *gehabt*; die Gesandtinn sagte, ich *solle* nicht erwähnen, der verstorbene Hetmann *hätte* mit meinem Onkel in Unzufriedenheit gelebt, letzterer *würde* es auf keinen Fall gerne sehen, wenn er *höre* u. s. w., ich *solle* u. s. w.

J. C. F. D.

Dresden, b. Arnold: *Scherz und Ernst* von *H. Clauren.* Erstes Bändchen. 1818. 175 S. Zweytes Bändchen. 1819. 184 S. Drittes Bändchen. 1819. 224 S. Viertes Bändchen. 1819. 164 S. 8. (3 Rthlr. 15 gr.)

Wir dürfen die Manier dieses beliebten Erzählers als bekannt voraussetzen. Im 1sten Bändchen zeichnen sich *Erste und letzte Liebe* und *die graue Stube* durch Leichtigkeit der Darstellung aus; das 2te enthält: *Meine Leiden und Freuden*, eine Erzählung, die wir schon anderswo gelesen zu haben uns erinnern. Das 3te Bändchen enthält: *Ein Scherz und tausend Folgen.* Eine allerliebste Erzählung, durch deren Auszug wir den Lesern das Vergnügen der Unterhaltung, die es ihnen gewähren muss, nicht verkümmern wollen. Der *Grünmantel von Venedig*, eine anziehende, angeblich wahre Geschichte, deren natürlicher Entwickelung man daher wegen des anscheinendwunderbaren und abentheuerlichen mit doppeltem Interesse entgegensieht. Wir bekennen aber, dass der im 4ten Bändchen gegebene Aufschluss uns nicht genügt hat; er ist hie und da nicht gehörig motivirt, und oft gezwungen. Der Vf. hat in der Erzählung das Wunderbare etwas zu sehr gehäuft, als dass eine vollkommen natürliche Entwickelung möglich gewesen wäre.

Das 4te Bändchen enthält sonst noch: 1) *Hundert tausend Thaler*; eine niedliche Erzählung, die wir schon in einer Zeitschrift gelesen zu haben, uns erinnern. 2) *Der selige Papiermüller.* Natürliche Erklärung einer anscheinenden Gespenstergeschichte. 3) Einige zum Theil bekannte *Anekdoten* zur Zugabe.

R — s.

Leipzig, b. Hinrichs: *Das Echo*, *die Verwundete*, und *die schiefe Perücke.* Drey Erzählungen von *Friedrich Laun*, mit Kupfern. 1819. 272 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

No. 1 ist von der romantisch-mystischen Gattung, die Hn. *L.* am wenigsten zusagt. Das ganze Abentheuer vom alten Schlosse ist nicht einmal unnatürlich gehörig auseinandergesetzt, geschweige, wie im Grund sehr leicht, und mit höherem Interesse möglich gewesen wäre, natürlich erklärt; wodurch die moralische Tendenz wirkend geworden wäre. No. 2 ist zwar ziemlich romanhaft, aber doch nicht unwahrscheinlich und recht anmuthig erzählt. No. 3. Wenn gleich die eigentliche Basis der Erzählung *darauf* beruht, dass die Mutter der Braut dem neuen Ehpaare alles mögliche Unheil weissagt, weil die Perüke ihres Gatten des Hn. Pfarrers am Hochzeittage schief stand, und dann dieses Unheil wirklich eintrifft: so ist dieser Schwank doch wohl aufgeputzt, und man gewahrt, dass Hr. *L.* hier in seinem Elemente ist.

P. S.

Tübingen, b. Osiander: *Der Froschmäuseler*, oder *Geschichte des Frösch- und Mäusekriegs* von *Marx Hupfinsholz von Mäuseloch*, der jungen Frösche Vorsinger (*Georg Rollenhagen*). Ein Volksbuch aus dem 16ten Jahrhundert mit den nöthigen Abkürzungen, sonst unverändert, neu herausgegeben. 1819. 237 S. 8. (20 gr.)

Wir wissen nicht was diese neue Ausgabe des bekannten Volksgedichts veranlasst hat. Druck und Papier ist schön, die häufigen Druckfehler hätten aber durch sorgfältigere Correctur vermieden werden sollen.

F. — n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Coburg, b. Meusel und Sohn: *Historische und literarische Unterhaltungen*, theils selbst verfasst theils herausgegeben vom Hofrath und Professor *Meusel* zu Erlangen. 1818. IV u. 295 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Sammlung vermischter Aufsätze schliesset sich an eine frühere an, welche 1816 unter der Aufschrift: *Vermischte Nachrichten und Bemerkungen histor. und liter. Inhalts* erschien (s. Jen. A. L. Z. 1816. No. 222), und wird eben so, wie diese, durch Mannichfaltigkeit Vielen eine theils angenehme, theils lehrreiche Unterhaltung gewähren. Zur Hälfte besteht sie in Mittheilungen aus *v. Bretschneider's* Nachlasse. Das ausführlichste darunter sind „Materialien zu *v. B's.* Biographie; von ihm selbst" S. 91—166; sie liefern Beyträge genug zur sogenannten Menschenkenntniss, welche sich freylich über das Gemeine und man darf sagen, herkömmlich Alberne in dem Gange der Welt nicht weit erhebt; schildern anschaulich die Verkehrtheiten damaliger Hernhutischer Erziehung, und erklären ziemlich befriedigend aus dem, was der Knabe erfahren hat, die Richtung und geistige Stellung des Jünglings und Mannes, welcher sich in seinen schriftlichen Äusserungen ehrlich giebt, wie er war. Von den übrigen Aufsätzen *v. B's.* ist wohl keiner von ausgezeichnetem Werthe; einige können als verhältnissmässig wichtiger gelten. S. 20 f. „K. Joseph II. Gesinnungen in Ansehung geheimer Gesellschaften;" der Kaiser wies den zudringlichen Versuch, ihn in den FMOrden aufzunehmen, mit unwilliger Verachtung zurück. — S. 25 f. Freymaurerey. Dieser Sarkasmus über den Orden ist desshalb bedeutend, weil er von einem in alle Geheimnisse und Umtriebe desselben tief eingeweiheten Manne ausgeht. — S. 38 f. Graf *Christoph Nitzki*, das Gemälde eines vielgeltenden, in ruchlose und verworfene Selbstsucht versunkenen Grossen, dessen vor der Welt verborgene Schändlichkeit und Gemeinheit aufgedeckt wird. — S. 67 f. Prinz *Alexander Murosi*, ein Windbeutel, dem die FM. den Kopf verrückt hatte. — S. 62 f. Graf *Karl von Zinzendorf.* — S. 184 f. Etwas über *Joh. Melchior von Birkenstock*, „ein Mann, der die Alten mit Verstand gelesen hatte, gut Latein schrieb, der schönen Künste und Wissenschaften Kenner, im Studiensache der erste und wahrhaft für das Beste besorgte einsichtsvolle Mann im ganzen Österreichischen Kaiserthum," aber (wenn die hier gelieferten Nachrichten Glauben verdienen) ekelhaft geitziger Wucherer; hier wird erzählt, wie sein Sohn durch ihn zu Grunde ging. — S. 204 f. *Heinrich Frölich* aus dem Canton Bern, gebohren um 1706, von s. Vater, einem Landprediger vortrefflich unterrichtet; im 16ten J. ungemein kenntnissreich, ein wahres linguistisches Genie; er verstand Französisch, Italiänisch, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Arabisch, Syrisch; und lernte während seines Aufenthaltes in Ostindien noch Holländisch, Portugiesisch und Malayisch. Nach des Vaters Tod brachte er die zu seinem Studiren auf einer Holländischen Universität bestimmte Summe von 1100 Rthlr. in Holland durch, ohne eine Universität zu besuchen, musste sich aus Noth als Seesoldat werben lassen und kam nach Ceylon. Hier wurde er bald Rector der gelehrten Schule. Als sein Gönner, Baron *Imhof*, gestorben war, kehrte er nach Europa zurück, und lebte als Sprachmeister nach einander in Ilefeld, Göttingen und Idstein; er starb 1780 oder 1781. — S. 212 f. Drey Übersetzer von Profession: Professor *Franzen* in Leipzig, starb 1766, ist der bekannteste; *v. Königslöv*, Sprachmeister in Leipzig, ganz unbekannt, soll von *Gottsched* bey der Deutschen Übersetzung des Bayle viel gebraucht worden seyn und *Juste Lipse* den „gerechten Leipziger" übersetzt haben; D. *Osterländer*, ein Pseudonymus, welcher zu Frankfurt a. M. vom Übersetzen höchst ärmlich lebte; von ihm ist grösseren Theils die Verdeutschung der Französischen Geschichte des P. Daniel. Noch wird des Hofr. *Gg. Chn. Wolf* gedacht, der 1738 den Don Quixote übersetzt hat, welche Übersetzung *v. B.* zu überschätzen und nicht ganz gerecht, der (freylich sehr mangelhaften) Weimarischen vorzuziehen scheint. — S. 241 f. C... von B... Prinz von ***, einer der grösten und abgefeimtesten Spitzbuben und Erzgauner, der mit falschen Wechseln, schriftlichen Betrügereyen, Giftpulvern u. s. w. grosse Geschäfte machte, und seit 1763 sein Wesen in Wiesbaden, Mainz und Frankfurt trieb; er hatte seine Erziehung in Sibirien erhalten und scheint nach S. 246 späterhin *vel quasi* zu Ehren gekommen zu seyn. — Anekdoten S. 55 und 53, von denen die letztere zur Kritik des anscheinend Wunderbaren nicht unbrauchbar ist.

Die meisten Beyträge, welche Hn. *M.* selbst zu

verdanken find, haben nicht geringen Werth für die Gelehrten-Geschichte; es find folgende: S. 1 f. Der Sonderling *Cavallo*, vielleicht Italiäner, geb. 1725? ftarb 1805; er nannte fich einen Tatarifchen Murfa, trat 1774 in Celle auf, lebte dann in Curland, Wismar, Celle, Pommern, Braunfchweig, hatte Geld, man weifs nicht woher, und zeichnete fich eben fo fehr durch feltfame Tracht, Sitten, Sprache, als durch verrückte Schriftftellerey in Verfen und Profa aus. Vielleicht giebt diefe Zufammenftellung zerftreuter Nachrichten von dem drolligen Gefellen Veranlaffung zu weiteren und vollftändigeren Erörterungen; denn gewifs leben noch Viele, befonders in Braunfchweig, welche ihn in der Nähe beobachtet haben. — S. 27 f. *Böhme* und *Heinrich*, zwey Deutfche Hiftoriker. Der erfte, einer der geachtetefter Gefchichtsforfcher, Profeffor in Leipzig, klaget feinen Zuhörer *Heinrich*, verftorben 1810 als Prof. in Jena, geradezu an, dafs deffen Deutfche Gefchichte (Riga 1778 f. 3 B. 8.) mit allen Citaten, und nur mit Zugabe einiger Fehler, aus *Böhme's* Heften entlehnt und auf gleiche Weife die Sächfifche Gefchichte (Leipz. 1780 f. 2 B. 8.) zu Stande gebracht worden fey. — S. 59 f. Schickfale der K. Hofbibliothek zu Wien, aus *Schultes* Reifen durch Oberöfterreich. Über die dermalige Verwaltung des herrlichen Literatur-Schatzes hätte etwas hinzugefügt werden follen; aller Wahrfcheinlichkeit und offenkundigen Thatfachen nach ift fie ungleich beffer, als die ehemalige. In welchem beklagenswerthen Zuftande *Lambeck* die Bibliothek übernommen hat, kann in feinen Commentarien nachgelefen werden, und er hätte mit mehr Auszeichnung genannt werden follen, als hier, wo er mit dem unbedeutenden *Neffel* nur als Renegat aufgeführt wird, gefchehen ift. — S. 65 ff. *Rügen* über feltfame Cenfurbedrückungen, hohe Bücherpreife, gefchichtliche und literarifche Irrthümer, Schnitzer, Mifsbräuche, Übereilungen u. dgl. Eine gute Notiz von dem fehr verdienten Pädagogen *Wolfgang Ratich*, welcher 1635 im 64 Jahr zu Erfurt verftorben ift, findet fich S. 81 ff.; die *Acta Ratichiana* follen in der Herzogl. Bibliothek zu Gotha liegen, und verdienen im Auszuge bekannt gemacht zu werden; was *Balth. Schupp* über ihn und *Helwig* urtheilt, darf nicht überfehen werden. Über eine caftrirte Ausgabe feines Lehrbuchs der Statiftik in St. Petersburg erhebt Hr. *M.* S. 84 f. gerechte Befchwerde. — S. 167 ff. *Lefefrüchte.* Noch eine Anekdote über Ratich; über die Schädlichkeit der Conductenliften, die doch wohl jetzt nirgends in Brauch find; über Rector *Bauer* in Hirfchberg, ein wahres Original, von dem noch manche feiner lebenden Schüler zu erzählen wiffen; über das Trügliche in Wettervorausfagungen; über Prefsfreyheit, mit bitteren Klagen über die, den weifen Gefetzen Alexanders ganz zuwiderlaufenden Cenfurgewaltthätigkeiten in Rufsland S. 179 ff. — S. 196 ff. *Allerley Bemerkungen.* Mehrere Nachrichten, *Wielands* Geiftesrichtung, Hypochondrie, Gerechtigkeit betreffend. — S. 223 ff. des Franzöfifchen Generals *le Grand* unverfchämte Vorfchrift wegen der Erlangifchen Zeitungscenfur 1807; eins von den vielen beredten Denkmälern der politifchen Geiftesdespotie, die *damals* geübt wurde, immer gut dazu, um das, was Deutfchland durch Abfchüttelung des Franzöfifchen Jochs gewonnen hat, gehörig zu würdigen. — S. 226 ff. *Über das Converfationslexikon*, welches angepriefen und in einzelnen Artikeln berichtigt wird. — S. 247 Verzeichnifs der 1798 — 1818 verftorbenen Deutfchen Hiftoriker; es find ihrer, mit den in den Verbefferungen nachgetragenen, nicht weniger als 80; darunter kein Einziger, welcher der ihm gegönnten Erwähnung unwerth, und kaum 3 — 4, welche als minder bedeutend erachtet werden können. Diefe nackte Namenlifte gereicht der Deutfchen Literatur zu nicht geringer Ehre; keine andere kann ihr eine ähnliche entgegenfetzen. — S. 253 ff. Auszüge aus *Spittlers* Briefen, als Geiftesfunken aus der Jugendzeit eines mit Recht gefeyerten Mannes fchätzbar. *Spittler* hat feit 1774 viele Recenfionen verfafst, welche hier nachgewiefen werden. Wenn eine Sammlung feiner kleinen Schriften, wie fehr zu wünfchen, veranftaltet wird: fo find gewifs viele diefer Urtheile darin aufzunehmen; die meiften haben viel Treffendes, auch damals Neues in Anfichten, find gedankenreich und freymüthig. So zeigt er fich auch in den hier bekannt gemachten brieflichen Bruchftücken. — S. 270 ff. Anmerkungen zu den vermifchten Nachrichten 1816. Viele beziehen fich auf *v. Bretfchneider*, deffen „Parodien" 1785 Hr. *M.* zu fehen wünfcht. Der in der Note S. 275 erwähnte *Karl Gotthold Lenz* ftarb als Profeffor am Gymnafium in Gotha; fein Bruder, jetzt in Weimar, war Director in Nordhaufen. S. 278. Der 1805 in Freyberg verftorbene Berghauptmann *Zimmermann* foll feinen Namen in *Charpentier* überfetzt haben; aber der Beleg zu diefer Nachricht ift nicht nachgewiefen. S. 280. Freyherr *Therefius von Seckendorff*, entfproffen aus einem der edelften und älteften Gefchlechter, hat fich in feinen „goldenen Lebensregeln" (Erlangen, 1816. S. 128) für den Gebrauch des Wortes Fräulein bey bürgerlichem Frauenzimmer erklärt, und Hr. *M.* macht fich über die Gegner diefer verftändigen Verdrängung des unftatthaften Mamfel weidlich luftig.

Beygefügt ift dem reichhaltigen Buche ein bequemes Sach- und Namen-Regifter, welches bey dergleichen vermifchten Schriften nie fehlen follte.

Sr Im.

Berlin, b. Enslin: *Briefe auf einer Reife nach Petersburg* an Freunde gefchrieben von *Fanny Tarnow.* 1819. 292 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Nachficht, welche die befcheidene Vfn. in in der Vorrede in Anfpruch nimmt, bedarf fie nicht: denn ihre Reifebefchreibung ift eins der ausgezeichnetften Producte unferer neueren Literatur. In einem blühenden, aber edlen Stile theilt fie uns ihre Bemerkungen über Rufsland, vorzüglich über Petersburg, deffen Bewohner, deren Sitten, Gewohnheiten, Vergnügungen mit. Nie verfällt fie in den ihrem Gefchlechte fonft fo gewöhnlichen Fehler, die Bilder der Naturfcenen mit überladenen Beywörtern ängftlich auszumalen, fondern zeichnet fie mit wenigen zarten aber

kräftigen Pinselstrichen. Z. B. S. 6. — Eben so gelungen ist die Beschreibung der Gemälde in der Kaiserl. Eremitage S. 163. Während andere Reisebeschreiber uns durch ihre detaillirte Zergliederungen der Kunstwerke, mit hochtönenden Ausdrücken reichlich durchwebt, langweilen, da sich von Natur und Kunst nicht aus todten Beschreibungen, sondern einzig aus dem lebendigen Anschaun Genuss versprechen läst: stellt uns die Vfn., sich mehr an die Gegenstände, als an die Ausführung haltend, mit der ihr eigenen Tiefe des Gemüths das Gemälde so lebendig dar, als es die Feder vermag. Z. B. S. 185. — Interessant ist auch die Übersicht der neuesten Russischen Literatur, welche sie liefert. In Absicht der neu zu bildenden Gemeinde Israelitischer Christen und der dessfalls kürzlich erschienenen Ukasen (S. 145) hätten wir nähere Aufklärung gewünscht. Mit Schaudern liest man S. 142, dass sich der Geist der Mystik auch in den Norden verirrt hat, so dass eine dortige Fürstin — die sich durch Liebenswürdigkeit und Güte auszeichnete — geliebt von ihrem Gatten, Mutter hoffnungsvoller Kinder, von der religiösen Schwärmerey ergriffen, sich, um ihre irdische Natur durch Schmerz zu läutern, zwey Finger in den Kohlen ihres Kamins freywillig verbrannte; dann zur Nachahmung der Leiden Christi sich die Füsse kreuzweis am Fussboden festnagelte; um ihren Kindern durch unschuldig erlittenen Schmerz Anspruch auf die Seligkeit zu verschaffen, diese aufs grausamste misshandelte u. s. w. Mit hohem Enthusiasmus spricht *Fanny* von unserem *Klinger*, den übrigens jeder Deutsche nach Verdienst ehrt.

Höchst anziehend sind die Gemälde, welche sie von den Russischen Sitten, Volksfesten, Speisen, Gewohnheiten allenthalben liefert, und gern verweilt man bey den Bildern, welche sie von der jungen Kaiserin — diesem Engel der reinsten Güte, der fleckenlosesten Tugend — und der kaiserlichen Familie macht; mit Meisterhand ist die Darstellung des Geistes der Russischen Nation, der Regierung und der Ahnungen der Zukunft, welche diese dem übrigen Europa bereiten, gezeichnet.

Unter die anziehendsten Schilderungen gehört die Beschreibung des Lustschlosses Pawlowsky; vorzüglich die des *Familien*-Bosketts, das aus Bäumen besteht, die bey der Geburt eines Sohnes oder einer Tochter des Kaiserhauses gepflanzt sind, und von den jeder den Namen dessen, dem er gepflanzt ist, auf einer kleinen Tafel trägt; des von der Kaiserin Maria ihrem Gemahle Kaiser Paul errichteten Grabmals; des Kasnaja Dalina oder schönen Thals, wo die Kaiserin Mutter jeden Besucher mit Milch u. s. w. bewirthen läst, des Rosen-Pavillons u. s. w.

Wir wünschen, dass die edle Vfn. unsere Lesewelt bald mit ähnlichen Geistesproducten beschenke.

F. — r.

Jena, b. Schmidt: *Für müssige Stunden.* Vierteljahrsschrift. Herausgegeben von *F. L. Bührlen*, *Fr.* Baron *de la Motte Fouqué*, *Caroline* Baronin *de la Motte Fouqué*, geb. *von Briest*, *Grimm* in Weinheim, *J. C. Hohnbaum*, *C. Hohnbaum*, *C. W. Justi*, *A. Lafontäne*, *Freymund Reimar*, *G. Reinbeck*, *K. E. Schmid*, *H. Voss* und Anderen. Drittes Bändchen. 1819. 257 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1818. No. 68 der Erg. Bl.]

Eine den Sinn, den Ton und die Farbe des Originals fast durchgehends treu gebende, meisterhafte Übersetzung von *Pyramus und Thisbe*, aus *Shakespeare's Sommernachtstraum*, von *J. H. Voss*, dem Vater, eröffnet dieses Bändchen. Nur einige Stellen liessen uns eine Nachbesserung wünschen. So scheint uns das: *It is not enough to speak, but to speak true* — nicht leicht und natürlich genug durch: *Nicht ist genug, spricht man, nein, spricht man wohl* — ausgedrückt. *Der Mond scheint angenehm* entspricht wohl dem spöttelnden: *the moon shines with a good grace* — nicht ganz. — *Der Deutsche Krieger in Frankreich*, Erzählung von *Reinbeck*, ist eine Fortsetzung der im 1 Bändchen befindlichen: der d. Kr. in Russland. Sie ist zu gedehnt, und die geschilderten Empfindungen und ihr Ausdruck erheben sich nicht über das Gewöhnliche. — Die beiden Legenden: *Sancta Musa* von *Grimm* — und: *die Westmünsterabtey in London* von *Chr. Hohnbaum* verdienen das Lob einer guten Ausführung, obgleich die erste zu lang ist. Gegen die Erfindung oder Wahl des Stoffs dürfen wir wohl Nichts sagen, da die Mode dafür spricht. Wir finden aber doch, dass, wenn *Goethe* eine Legende erzählt, ein anderer Geist ihn treibt, als sich hier offenbart. — *Castello*, eine Geschichte von *F. L. Bührlen*, schildert einen raffinierten Epikuräer, der den Freuden der Ehe nachstrebt, ohne ihre Beschwerden zu übernehmen. Schade, dass der geistvolle Vf. ihn von der Bühne abtreten läst, ohne uns Etwas von des Entdeckten fernerem Seyn und Schicksale zu verrathen. Ein artiger Mythus ist *der Engel der Pflanzenwelt* von *Chr. Hohnbaum*. *Die Kraft des Gebetes* von D. *Karl Hohnbaum* scheint uns diesen Titel nicht zu rechtfertigen.

Auf die Correctur ist zu wenig Sorgfalt gewandt. So steht S. 103 des Gebetes *Schweigen* st. Schwingen, und dergl. m. Aber *für den Tod schützen* (S. 223) ist ohne Zweifel Fehler des Schriftstellers. S. 231 findet sich eine Stelle, welche beweiset, dass der Vf. noch nicht sorgfältig genug in Vermeidung der Zweydeutigkeiten ist, welche besonders die Pronomina *sie* und *ihr* leicht herbeyführen: „Nur mit Mühe konnten Michael und seine Frau des Tages über so viel zusammenbetteln, als hinreichte, sich und ihre Kinder vor dem Verhungern zu sichern; und doch, wie freuten sich die armen Wesen, wenn *sie ihnen* am Abend auch nur ein kleines Stücklein Brod mitbrachten; wie fröhlich sprangen *sie* den Wiederkehrenden entgegen, um es aus *ihren* Händen zu empfangen!"

C. F.

Lemgo, in der Meyerschen Buchhandl.: *Das ästhetische Christenthum.* Herausgegeben von *Christian Ludwig Paalzow*, Kön. Preuss. Criminalrathe. 1819. V u. 310 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Anfangs behauptet der Vf., die Religion, wie die

Poesie, könne nicht unter Vernunftprincipien gebracht werden, sey bloss Wirkung des Herzens und Gefühles; nachher äussert er nur seine Unzufriedenheit mit denen, die bey der Vertheidigung und bey der Bestreitung derselben *nur* der Regeln der Vernunft sich bedienen und sie in die Grenzen des Verstandes einschränken wollen. Ist denn das einerley? „Die Rel. ist im Anfange eben so von dem Gefühle der Furcht, des Vertrauens und der Hoffnung abstrahirt, als die Dichtkunst des Aristoteles von der Iliade, der Odyssee und anderen poetischen Werken." — „Die Gefühlstheologen haben es bloss darin versehen, dass sie sich mit den Rationalisten in einen Kampf einliessen. die nämliche Taschenspielerey trieben und ihre Gegner mit deren eigenen Waffen schlagen zu können meinten." — Aber der Mensch will etwas Neues; das Alte verliert seinen Eindruck. Die neuen Mittel, die Rel. zu beleben, kann nur die Einbildungskraft an die Hand geben. Der Vf. will zusammenstellen, was je mit der Rel. verbunden gewesen ist, und Vorschläge zu neuen Belebungsmitteln thun.

Der 1 Th. des Buches soll die allgemeinen Beförderungsmittel der Rel. und der Andacht abhandeln. 1 Abschnitt. Ursprung der Theologie und der Religion (von Dichtern). Loblieder. Schauspiele. 2 Abschnitt. Von Balletten oder theatralischen Tänzen. 3 Abschn. Vom Tanze. Von religiösen Tänzen. 4 Abschn. Von den Pantomimen der Römer. 5 Abschn. Von den religiösen Tänzen der Christen. 6 Abschn. Von der Tonkunst. 7 Abschn. Von der Malerey. 8 Abschn. Die Kupferstecherkunst. 9 Abschn. Von der Bildhauerey. Der zweyte Theil handelt von der Liturgie. 1 Abschn. Von der Lit. überhaupt. 2 Abschn. Von der Beichte und der Kirchenbusse. 3 Abschn. Von den Sacramenten. 4 Abschn. Von der Taufe. 5 Abschn. Von dem heil. Abendmahle. 6 Abschnitt. Von den Predigten. 7 Abschn. Von Leichenbegängnissen. 8 Abschn. Vom Gesange. 9 Abschn. Von den Formularen. 10 Abschn. Von den Festen. 11 Abschn. Von der Kirchenzucht.

Die Anordnung des Ganzen ist, wie man sieht, nicht sehr logisch. Die Principien sind nicht bestimmt, und es scheint, als komme nach dem Vf. die Wahrheit bey der Religion gar nicht in Betracht. Die ganze Art aber, wie er die Sache hier behandelt, lässt argwöhnen, dass seine Hauptabsicht sey, wo nicht die Religion überhaupt, doch die kirchliche und mehrere neuere Vorschläge und Anordnungen zu verspotten.

J. C. F. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Sulzbach*, b. Seidel: *Über den Ursprung des Guten und Bösen.* Ein Gespräch zur Begründung aller Rechtslehre von *Joseph Schiestl.* 1818. 86 S. 8. (8 gr.)

Die intellectuale Anschauung der sämmtlichen Gesetze unserer Vernunft ist, nach dem Vf., nothwendig das Gute, welches uns mit Gott einiget; die Nichtkenntniss oder getrübte Erkenntniss derselben erzeugt nothwendig das Böse, welches uns (scheinbar) von Gott trennt. Also ist stets klare Erkenntniss Gottes die Aufgabe des menschlichen Geschlechts, und alle Dinge müssen sich in Gott einigen. Je höher der Verstand eines Dinges ist, desto besser ist das Ding selbst, desto mehr Recht hat es also. Das Rechte (und das Recht; wir sehen nicht, dass beides von dem Vf. unterschieden werde) entsteht erst mit der Natur oder dem Individualleben — denn Gott allein ist das Universalleben —; die Natur ist nicht da, weil das Recht da ist, sondern das Recht ist da, weil die Natur da ist. Nur durch gänzliche Umkehrung aller wahren Verhältnisse ist das Gegentheil (die Annahme des Gegentheils) möglich; und der Vf. wundert sich ungemein, dass auch *Kant* (wie aus seiner Äusserung: wenn keine Gerechtigkeit mehr auf Erden sey, habe es auch keinen Werth mehr, dass Menschen da seyen, erhellen soll) in diesen ungeheueren Irrthum gerathen sey; da doch, wie es uns scheint, was der Vf. dafür an die Stelle setzen will: Nur weil Menschen sind, hat die Gerechtigkeit einen Sinn auf Erden — jenes gar nicht aufhebt. *Recht* ist übrigens dem Vf. gesetzliche Bestimmung über das Eigenthum, und unter Eigenthum versteht er das Individualleben; unter gesetzlicher Bestimmung die ewigen Gesetze Gottes. Da ohne Gott nichts seyn noch gedacht werden kann: so ist die Gotteslehre der Grund aller Wissenschaft, also auch der Rechtslehre, welcher der Rang gleich nach der Gotteslehre gebührt, weil sie die geistige Seite der Natur ist.

Rec. kann sich nicht überzeugen, dass der Unterschied zwischen Gutem und Bösem bloss in dem Verstande gegründet sey, und kann die ganze Art zu philosophiren, welcher der Vf. folgt, nicht überzeugend finden. Es ist schon ein mehrdeutiger Satz, dass ohne Gott Nichts gedacht werden kann, und es kommt uns vor, als werde bey der Anwendung desselben der Seynsgrund und der Erkenntnissgrund nicht gehörig von einander unterschieden. Nach dem Vf. entstehen die Irrthümer der Rechtslehrer daraus, dass sie keinen gesunden Begriff von Gott haben; Rec. scheint es dagegen, als könne man keinen gesunden Begriff von Gott haben, ohne richtiges sittliches und rechtliches Urtheil. Sieht man aber genau zu, was dem Vf. Gott erkennen heisst: so findet man vielleicht, dass sein Urtheil nicht ganz so dem unserigen entgegengesetzt ist, als es scheint.

Überhaupt glauben wir nicht, dass Alles, was dem Vf. neu und von früheren Philosophen unerkannt scheint, es wirklich sey. Eine andere Sprache spricht nicht immer neue Wahrheit aus. Wir geben zu, dass wir den Vf. nicht immer gefasst haben mögen, aber wir meinen auch einzusehen, dass er diejenigen, deren Ansicht er verwirft, nicht immer richtig verstanden habe.

Wie er für sich zu gebrauchen weiss, was er will, erhellet aus der Art, wie er seine Sätze in der Johanneisch-christlichen Lehre findet. „Das Seyn der Persönlichkeit ist die Grundlage der praktischen Religionslehre. Joh. I, 1. 14. Die Materie ist schlechthin das Böse. 1 Joh. V, 19. Diese aber ist das Nichts. Joh. I, 3. Das Gute ist die Erkenntniss Gottes. Joh. XVII, 3. Durch diese sind wir Gott, so weit und weil wir mit ihm eins sind. Joh. X, 30. XIV, 18. 19. 20. 21" u. s. w. So kann man aus Allem Alles machen. Nach des Vfs. Meinung entsteht übrigens „im unaufhaltsamen Fortschritte der Entwickelung des Menschengeschlechts aus einer neuen Anschauung des *Spinoza* und des *Fichte*, deren einer den anderen ergänzen muss, eine bessere Philosophie, deren *selbstbewusste* Wurzel das Christenthum ist."

Die Sprache des Vfs. ist sehr gut, aber die Form des Dialogs zweckmässig zu benutzen ist seine Stärke nicht. Friedrich ist das Orakel, dem Trautlieb und Wilhelm gewöhnlich nur Recht geben, wo Andere viel zu fragen und einzuwenden gehabt haben würden. Der „ins Göttliche versunkenen Jungfrau Amanda" aber ist, obgleich sie nur bey der Bereitung des Mahles den Reden der Freunde gelauscht hat, Alles verständlich geworden durch die Erinnerung an ein Mährchen oder einen Mythus, den sie erzählt.

J. C. F. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1820.

PASTORALTHEOLOGIE.

Züllichau u. Freystadt, in der Darnmannschen Buchhandl.: *Archiv für die Pastoral-Wissenschaft* theoretischen und praktischen Inhalts von *Joh. Sam. Bail.* Erster Theil. 1819. 352 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Plan, den der Herausgeber zu diesem Archiv entworfen hat, ist sehr viel umfassend. Zuerst sollen allerley theologische Abhandlungen kommen, dann Predigten und Predigtentwürfe, liturgische Formulare und zuletzt unter der Rubrik: Miscellen, allerley Predigern nöthige Mittheilungen aus Büchern, Amtserfahrungen oder woher sie genommen seyn mögen, die sich mit zwey stehenden Artikeln schliessen, welche theils die Themata der Predigten in gedruckten Predigtsammlungen, theils kurze Anzeigen neu erschienener Schriften aus der Predigerliteratur enthalten sollen. Der Zweck dieser Zeitschrift geht dahin, Predigern in der Gegend des Vfs. Gelegenheit zu verschaffen, von ihrer Amtsführung öffentliche Rechenschaft zu geben, und Früchte ihres Privatfleises dem Publicum vorzulegen, aber auch anderen Erweckung und Hülfe zur nützlicheren Führung ihres Amtes zu ertheilen; und die Veranlassung der Herausgabe liegt in dem Wunsche der jetzigen Zeit, neues Leben in die Kirche zu bringen, welches allerdings vorzüglich durch den Prediger geschehen muss, und wozu durch solche Zeitschriften viel geholfen werden kann.

Um nun zu beurtheilen, was hier geleistet worden: so wollen wir erstlich die Abhandlungen durchgehen. Die erste, die noch künftig fortgesetzt werden soll, und das Verdienst Christi um die religiöse und sittliche Bildung der Menschheit beschreibt, ist von dem Herausg. selbst, aber schwerlich etwas Anderes, als das Wesentliche einer Weihnachtspredigt. In einem guten Stil wird darüber das ganz Gewöhnliche gesagt. Kaum kann man eine solche Abhandlung für des Abdrucks werth halten, da man nicht weiss, wozu sie dienen soll. Die 2te Abhandlung, vom Pr. *Köhler* zu Glogau, über die Verpflichtung des Geistlichen, seine Predigt jedesmal selbst und sorgfältig auszuarbeiten, mit Anmerkungen des Herausg., verdient viel mehr gelesen zu werden: denn an so etwas können Prediger nicht zu oft erinnert werden. Der Vf. urtheilt darüber sehr richtig, aber bemerkt verdiente noch zu werden, dass, wenn man auf der Kanzel extemporiren sollte, diess zwar vielleicht das Beste wäre, aber auch eine ganz andere Vorbereitung erfoderte, als man bisher gehabt hat. *Stilus*, sagt Cicero, *est optimus dicendi magister*, und das heisst zu Deutsch: Wer gut extemporiren will, muss vorher viel niedergeschrieben — auch gefeilt haben, und immer muss auch eine Übung im Extemporiren selbst hinzukommen, die doch wohl da nicht erst vorgehen sollte, wo schon ihre Früchte sichtbar seyn müssten. Die dritte Abhandlung ist von eben der Art. Der Vf. und mit ihm in einem Nachtrage der Herausg. dringen darauf, dass die Prediger in ihren Parochialschulen den Religionsunterricht selbst übernehmen sollen, wozu sich auch die der Glogauischen Superintendentur freywillig verstanden haben. Da es auf die Schulen der Mutterkirche eingeschränkt, und vorausgesetzt wird, dass die Geistlichen hinlänglich müssen remunerirt werden, um nicht genöthigt zu seyn, sich noch einen Nebenerwerb zu suchen: so ist dagegen nichts zu sagen; doch kann bemerkt werden, dass für den Schullehrer noch immer bey dieser Unterweisung eine Stelle übrig bleibt, wenn ihm überlassen wird, die biblische Geschichte nach einem vorgeschriebenen Lehrbuche zu treiben, und den Katechismus mit den nöthigen Bibelsprüchen und einigen Liederversen auswendig lernen zu lassen. Dass auch die meisten der in Seminarien vorbereiteten Schullehrer hierauf eingeschränkt werden sollten, muss Rec. nach seinen Erfahrungen wünschen. Die Briefe über Kirchendisciplin, welche weiter folgen, vom Herausg., werden den Streit über diesen Gegenstand der Entscheidung nicht näher führen. Der Vf. fodert theils das, wozu die Prediger schon immer als Seelsorger das Recht haben, wenn sie es gleich jetzt selten thun, theils aber auch das, was nicht durchgesetzt werden kann, wenn nicht bürgerlicher Nachtheil oder Beschimpfung mit den Kirchenstrafen, wie doch der Vf. nicht will, verbunden werden soll. Auch weiss er selbst nicht zu sagen, wie die Vornehmeren in Zucht gehalten werden sollen. Er meint, zwischen Polizey und Lehre müsse nothwendig noch etwas in der Mitte stehen, wenn Sittlichkeit befördert werden soll, und darin hat er gewiss Recht; aber wie viel steht auch an dieser Stelle! Erziehung, Gewöhnung, öffentliche Meinung, religiöse Übungen. Gewiss können Prediger und Presbyterianer viel dazu beytragen, diese zu dem rechten Zweck hinzuleiten, ohne dass sie zur eigentlichen Zucht ihre Zuflucht neh-

men. Diese kann Statt finden bey den Beamten der Kirche und bey unmündigen Gliedern, auch bey denen allenfalls, die sich ihr gern unterwerfen. Aber einen Mann, der frey und selbstständig in der Welt lebt, hat Niemand ein Recht, auch nur privatim zu admoniren, wenn er nicht admonirt seyn will, und kein bürgerliches Vergehen begangen hat. Dass die Kirche Glieder, die ihr Schande machen, oder zu ihrem Zwecke nicht vertragsmässig mitwirken wollen, von allen ihren Gütern oder von einigen derselben ausschliessen, auch Strafen verhängen kann, die der, der sich der Ausschliessung würdig gemacht hat, lieber übernimmt, als diese, leidet keinen Zweifel; aber ob sie als religiöse, als christlich religiöse Gesellschaft klug handle und mit sich selbst übereinstimme, wenn sie sich an einem Orte, wo der Staat sie schützt, dieses Rechts bedient, das ist die grosse Frage, an deren Beantwortung der Vf. aber nicht gedacht hat.

Unter den gelieferten vollständigen Predigten sind drey trefflich übersetzte Kanzelvorträge des jetzigen Staatsraths *Ançillon* eine Zierde dieses Archivs; die übrigen, wie die Predigtauszüge und Entwürfe und Casualreden sind nach Rec. Urtheil nur Mittelgut, das aber doch Manchem noch nützlich werden kann. Doch viel nützlicher sind in vielfachem Betracht die Auszüge aus Luthers Predigten, die darauf folgen. Denn wenn unsere Prediger sich mehr mit der Manier Luthers bekannt machen, kann es kaum fehlen, dass nicht in der Art zu predigen bald Vieles verbessert werden sollte, was wahrlich Noth zu thun scheint, da die Mehrzahl unserer Zuhörer von unseren Kanzelvorträgen, wie sie jetzt gewöhnlich sind, wenig Nutzen hat. Die liturgischen Formulare, die man weiter findet, sind schätzbare Beyträge zu einem Zweck, wozu nothwendig von vielen Seiten her beygetragen werden muss, wenn er glücklich erreicht werden soll. Aber Rec. kann doch darin nicht Alles loben, z. B. wenn in einem Trauungsformulare die Verlobten nur versichern, dass sie sich ehelichen, nicht aber, dass sie auch als christliche Ehegatten gegen einander sich betragen wollen, auch dass für die Seelen der Verstorbenen gebetet wird, welches unprotestantisch ist, ob es sich gleichwohl einigermassen vertheidigen lässt. Die Miscellen, welche den Schluss machen, enthalten viel Interessantes. Die Amtserfahrungen des Predigers *Tschirner* verdienen besondere Aufmerksamkeit.

Man sieht, dass bey dem vielumfassenden Plane dieser Zeitschrift sie sehr nützlich werden kann, wenn der Herausg. unter den Beyträgen dazu noch eine sorgfältigere Auswahl trifft, als bey diesem ersten Bande geschehen ist.

Dfr.

Leipzig, b. Barth: *Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers, nebst praktischer Anweisung, dieselben dem Bedürfnisse unserer Zeiten gemäss zu gebrauchen.* Herausgegeben von einigen Freunden der praktischen Theologie. Achter Band, drittes, viertes Heft. 1805. 498 S. 8. (16 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1807. No. 279.]

Der Inhalt des vorliegenden Heftes von einem Journale, das in dieser Zeitung schon mit dem gebührenden Lobe angezeigt worden, ist folgender: I. *Charakteristik der vorzüglichsten Kanzelredner unserer Nation.* Ist bloss der Anfang einer Abhandlung, wovon die Fortsetzung folgen soll. Diessmal werden des königl. Dänischen Hofprediger *Cramers* Eigenschaften als Prediger dargestellt, und seine Verdienste in Absicht auf Erfindung, Behandlung der Materien, Beweisart, Stil und Rednerkunst nach Rec. Einsicht richtig gewürdigt, wobey am Ende gesagt wird, S. 306: „Den Rath würde ich jedem angehenden Kanzelredner geben, dass er einen Theil der Cramer'schen Predigten (welche?) läse, theils um seine Phantasie mit Gleichnissen und Bildern zu bereichern, theils um seinen Stil durch Cramers numeröse und wohlklingende Sprache zu bilden." Sollten aber nicht Dichter und gute Prosaiker zu diesem Zwecke noch vorzüglicher seyn, da wie der Vf. selbst sagt, der Inhalt der Cramer'schen Predigten dem Geiste unseres Zeitalters nicht mehr angemessen ist, und die häufigen Übertreibungen in denselben dem Zwecke des Kanzelvortrags zuwiderlaufen? Und wäre es überhaupt nicht besser, statt jeden einzelnen vorzüglichen Kanzelredner der Reihe nach in allen Hinsichten zu charakterisiren, lieber die vorzüglichsten zusammenzustellen, und zu sehen, worin sie in Absicht auf Inhalt u. s. f., Stil, Begriffsbestimmung u. s. w. von einander abweichen oder sich nähern? Das *juxta se posita* wäre auch hier das Einleuchtendste. II. *Über den Gebrauch der Anthropomorphismen.* Von *Chr. Wilh. Snell.* Zwischen dem rationalen und dem bloss sinnlichen Anthropomorphismus wird ein Unterschied gemacht, und dem Gebrauche jenes im populären Vortrag das Wort geredet. III. *Warum bleiben die Ermahnungen und Warnungen so vieler Lehrer ohne Wirkung?* Von demselben. Die Ursache sollen Eigenliebe und die Vermuthung seyn, der Ermahnende werde von unlauteren Beweggründen geleitet. Aber warum ist denn ausser anderen die nächste Ursache: Abneigung gegen das, wozu ermahnt wird, vergessen? IV. *Über die Vortheile des Predigerstandes.* Von *H. G. Tzschirner.* Während heut zu Tage so sehr über die missliche Lage des Predigerstandes geklagt wird, ist es verdienstlich, auch die angenehme Seite desselben aufzudecken. Diese Vortheile sollen nämlich *theils* solche seyn, welche die Mitglieder dieses Standes geniessen, ehe sie in das Predigtamt kommen, wohin das Bekanntwerden mit den Wissenschaften und die Gelegenheit, mannichfaltige Verbindungen zu knüpfen, gerechnet wird (ist aber allen gelehrten Ständen gemein), *theils* solche, welche aus den Beschäftigungen des Predigerstandes entspringen, indem diese auf eine grössere Anzahl Menschen sich beziehen (aber Obrigkeiten, Ärzte u. s. w. haben ja auch einen grossen Wirkungskreis), und dem Prediger Gelegenheit zu immer grösserer Fortbildung geben; *theils* solche, die aus den äusseren Verhältnissen dieses Standes entspringen. Diese gäben dem Prediger keine Veranlassung, grosse Leidenschaften aufzuregen (allein abgesehen vom Beichtgelde, vom grösseren Beyfalle — Dinge, die so oft dem Neide zur Unterlage dienen — giebt es ja höhere und einträgli-

chere Stellen, nach denen gestrebt wird), ließen ihn frey von ärgerlichen und verdrießlichen Geschäften (die kritischen Lagen, durch welche nur große Klugheit oft einen Prediger durchführt, hätten doch berührt werden sollen), verstatteten ihm manche Stunde der Muße und sicherten ihm ein bestimmtes Einkommen bis an den Tod. V. *Hippels Urtheil über den Predigerstand.* Ähnliche Gedanken finden sich schon hin und wieder in dessen Lebensläufen. VI. *Über Matth.* 18, 10. Von *Chr. Fr. Fritzsche*, Pred. zu Steinbach in Chursachsen. Vertheidiget die gewöhnliche Erklärung der Worte ἄγγελοι und μικροὶ gegen Hn. D. *Paulus.* VII. *Recensionen.*

L. M. H.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Rein u. C.: *Predigten und Reden* von *Reinhold Johann Winkler*, weil. Ober-Pastor an der Ritter- und Dom-Kirche zu Reval. Herausgegeben von *Otto Reinhold Holtz*, Probst — und *Karl Johann Salemann*, Rathsherr. 1817. XXXII u. 299 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Laut der Vorrede ist die nächste Veranlassung zur öffentlichen Bekanntmachung dieser Predigten die zwiefache Absicht, theils der hinterlassenen zahlreichen Familie des Vfs., der nur vier Jahre das Amt eines Oberpastors verwaltet hat, eine Hülfsquelle durch den Ertrag zu eröffnen, theils dem Verewigten in den Herzen seiner Verehrer ein bleibendes Denkmal zu errichten und das Band zwischen ihnen und ihrem entschlafenen Lehrer noch fester zu knüpfen. Die erste Absicht scheint, nach dem Verzeichniss der Pränumeranten zu urtheilen, erreicht worden zu seyn, und Rec. zweifelt auch nicht, dass die Herausgeber die zweyte erfüllt sehen werden. Denn oft hat auch das kleinste Geschenk von einem würdigen und hochgeachteten Manne durch so manche Erinnerungen für seine Freunde und Verehrer einen außerordentlichen Werth und eine dauernde Wirksamkeit. Dazu kömmt aber auch, dass diese Predigten nicht ohne inneren Werth sind, sondern manches Gute enthalten, das ihre öffentliche Mittheilung rechtfertigt. Sie empfehlen sich durch einfache logische Anordnung, praktische Tendenz, Andringlichkeit und Wärme, und haben das Gepräge eines mit ruhigem Ernst denkenden und mit dem herrschenden Zeitgeiste, sowie mit dem menschlichen Herzen vertrauten Mannes. Deutlich leuchtet das Bestreben des Vfs. hervor, nicht bloß zu belehren und zurechtzuweisen, sondern auch zu ermuntern und zu erbauen, nicht bloß den Verstand zu erleuchten, sondern auch den Willen zu erwärmen, und das Gemüth zu erheben und zu stärken. Unter die gelungensten dieser Predigten muss Rec. die 5te, 6te, 12te, 14te und 21ste rechnen.

Doch haben diese Vorträge auch ihre Mängel, die freylich darum weniger dem Vf. zur Last gelegt werden können, weil er bey der Ausarbeitung wohl nicht daran gedacht hat, dass sie alle, wie sie hier sind, ins große Publicum kommen sollten. Die Hauptsätze sind oft zu weitläuftig und schwerfällig ausgedrückt, die einzelnen Theile stehen nicht in richtigem Verhältnisse gegen einander, sondern während manche weitläuftig ausgeführt worden sind, sind andere sehr kurz und oberflächlich behandelt. Der Ausdruck könnte oft planer und fasslicher seyn. Hie und da stößt man auf Gedanken, die vor dem Richterstuhle einer unparteyischen Prüfung nicht ganz als wahr gelten dürften. Wie weitschweifig und breit sind z. B. folgende Hauptsätze gefasst: „Dass die christliche Religion mit dem größten Rechte hoffen dürfe, gerade unter ihren gebildeten Gemeinden ihre willigsten und aufrichtigsten Bekenner, wärmsten Freunde und treuesten Befolger zählen zu können;" — „dass wir auf eine fortschreitende Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts nicht unbedingt rechnen dürfen, sondern dass vielmehr der Zustand des menschlichen Geschlechts sich zu jeder Zeit eben so leicht verschlimmern, als verbessern kann;" — „wie weit können und dürfen wir in der Nachsicht und Gelindigkeit, wozu uns die Heiligkeit dieser Tugend selbst, die Religion und unser eigenes Herz auffodern, gehen, ohne fürchten zu dürfen, anderweitige heilige Pflichten dadurch zu verletzen." — Dass die Theile bisweilen in Absicht auf Ausführlichkeit einander sehr ungleich sind, beweisen z. B. die erste und zehnte Predigt. Die Erinnerung, dass der Ausdruck oft fasslicher und planer seyn könnte, wird schon durch die angeführten schwerfälligen Hauptsätze gerechtfertigt, und von jedem Leser der Predigten selbst als gegründet befunden werden. Was endlich die Wahrheit der Gedanken betrifft, die der Vf. vorträgt: so dürfte z. B. von Vielen in der 24sten Predigt manche Übertreibung wahrgenommen, und mit Recht der Satz bezweifelt werden, dass Russlands und anderer Völker Sieg über die Gallier nichts anderes sey, als heilige Frucht ächt christlicher Gesinnung. Es ist ja weltbekannt, dass die Franzosen durch die Macht der Elemente, des Mangels und der Witterung ihren Untergang fanden, und dass sie späterhin, besiegt und gedemüthigt, aus Deutschland fliehen mussten, weil die Völker, durch ihre Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten erbittert, theils das Joch ihrer Tyranney abwälzen, theils sich dagegen für die Zukunft sichern wollten, und zu dieser Absicht sich mit einander vereinigt hatten. Der Geist des Christenthums ist ein Geist der Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit; wiefern aber dieser Geist beym Bunde für die sogenannte heilige Sache Alles geleitet und regiert habe, darüber wird die Nachwelt entscheiden. Noch ist zu bemerken, dass der zuerst genannte Herausgeber dieser Predigten, Hr. Probst *Holtz*, denselben noch die von ihm bey der Einsargung des seligen *Winklers* gesprochenen zweckmäßigen Worte, ingleichen die von ihm bey *Winklers* Introduction über Ps. 36, 10 gehaltene Rede, welche Anfangs ziemlich schwülstig und trocken ist, aber in der zweyten Hälfte deutlicher, herzlicher und wärmer wird, hat vordrucken lassen.

7. 4. 5.

Nürnberg, b. Monath u. Kußler: *Sammlung wahrer und erwecklicher Geschichten aus dem Reiche*

Christi und für dasselbe von *Johann Arnold Kanne*, Prof. in Nürnberg. 1815. VI u. 254 S. 8. (16 gr.)

Der Herausgeber wollte nach der Vorrede „eine möglichst vollständige Sammlung aller der Beyspiele geben, die den Glaubigen oder Glaubensfähigen mehr oder minder auffallend den Beweis vor Augen legen, wie Christus auch in neuen Zeiten, im äusserlichen wie im innerlichen Leben sich seiner Gemeinde noch immer als gegenwärtig in ihr, und als mehr oder weniger wunderbar wirksam geoffenbart habe." — Diese Sammlung enthält demnach Beyspiele von Personen, auf deren gläubiges Gebet er Kranke, oft augenblicklich gesund gemacht, aus Nöthen aller Art mit ausserordentlicher Durchhülfe errettet, die treueste Fürsorge für seine Geliebten getragen, sie gewarnt und bewahrt habe. — Rec. will an der Brauchbarkeit dieser Beyspielsammlung nicht zweifeln; er glaubt vielmehr, dass sich Manche an vielen derselben erheben und erbauen werden: aber in dem Glauben, dass die hier erzählten Fälle wirklich durch die unmittelbare Einwirkung des Heilandes vorgegangen seyen, kann er sich mit dem Vf. nicht befreunden. Der Geist Jesu und seiner erhabenen Lehre steht noch immer in einer wohlthätigen Beziehung zu dem ganzen Menschenleben, und wird in Ewigkeit einen unendlichen Einfluss auf dasselbe haben. Das hat die Geschichte aller Zeiten beurkundet. Aber die Zeit der *Wunder* ist vorbey. Die hier erzählten Geschichten mögen insgesammt vorgekommen seyn, daran wollen wir nicht zweifeln; aber das müssen wir bezweifeln, dass sie durch ausserordentliche Einwirkung geschehen sind. Gewiss hatte jede Begebenheit ihre *natürliche* Ursache, aber sie liegen uns meist alle zu fern, als dass wir denselben immer ganz richtig auf die Spur kommen könnten. — Die Beyspiele selbst sind aus anderen Schriften, z. B. aus Feddersen, Hilmer, Pfenniger und Wagnitz entlehnt. Nach der Vorrede soll das Buch fortgesetzt werden. Rec. will den Herausgeber nicht geradezu davon abrathen, kann aber doch den Wunsch nicht unterdrücken, dass derselbe seine Autorität nicht dazu hergeben möge, die Wundersucht wieder allgemeiner zu machen.

O. O. P.

Leipzig, b. Steinacker: *Mildheimisches Predigtbuch*, Erster Band, enthaltend die Predigten vom ersten Advent bis Exaudi. 1817. 502 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieser Predigten hatte auf sein Gesuch von dem Herausgeber des Noth- und Hülfs-Büchleins, dem Hofrath *Becker* in Gotha, die Erlaubniss erhalten, seiner herauszugebenden Predigtsammlung obigen Titel vorzusetzen. Rec. ist dieses Gesuch nur dann einleuchtend, wenn er annimmt, dass Vf. und Verleger dem Buche ein lockendes Aushängeschild geben wollten: denn warum nannte er seine Arbeiten nicht geradezu *Predigten?* Sollen sie den Standpunct angeben, aus welchem sie der Vf. betrachtet wissen wollte, nämlich für eine *gebildete* Landgemeinde, von welcher die Mildheimische ein Ideal aufstellt, bestimmt: so erreichen sie ihren Zweck nicht ganz. Denn eine *gebildete* Gemeinde dürfte an religiöse Vorträge doch wohl höhere Ansprüche machen, als die vorliegenden erfüllen; oder sollen sie überhaupt ihren örtlichen Zweck, für Landleute, aussprechen, warum nannte sie dann der Vf. nicht geradezu „Predigten für Landgemeinden"? Rec. kennt *Beckers* grosse Verdienste, die er sich durch seine Volksschriften erworben hat, und die auch von einem anderen Rec. bey Gelegenheit der Anzeige der neuen Ausgabe des Noth- und Hülfs-Büchleins in unserer A. L. Z. (1815. No. 145) gehörig gewürdigt worden sind; aber man wolle nur nicht Alles mildheimisiren. Abgesehen hievon, hat Rec. viele dieser Predigten gern gelesen, und glaubt, dass sie ihren Zweck nicht verfehlen werden. Popularität vereinigt sich in ihnen mit Gemüthlichkeit, die das Herz anspricht. Und so gewiss wir überzeugt sind, dass sie in dem Wirkungskreise des Vfs. nicht ohne Segen geblieben sind, mit eben der vollen Überzeugung von ihrer Nützlichkeit können wir sie auch anderen empfehlen. Sie werden neben den vielen Erbauungsbüchern, die uns jede Messe liefert, einen nicht unverdienten Platz einnehmen. Auch können wir sie Predigern und Schullehrern zum Vorlesen in Betstunden und Wochenkirchen empfehlen. Noch können wir nicht unbemerkt lassen, dass der Vf. die Begebenheiten unserer Tage, sowie Geschichten aus den vorigen Zeiten, bey seinen religiösen Vorträgen benutzt hat. Wir billigen diesen Gedanken; nur geben wir dem Herausgeber den Rath, diess mehr in den näheren Unterredungen mit seiner Gemeinde, z. B. in den Katechismusinformationen, die doch ja wieder häufiger werden mögen, als in eigentlichen Predigten zu thun. In Predigten, die für christliche Gemeinden gehalten werden, sollten die Belehrungen mehr an *das Geschichtliche in der Bibel* geknüpft seyn. Wir scheiden mit Achtung von dem unbekannten Vf., und wünschen, dass er den zweyten Band bald nachfolgen lassen möge. Der Verleger aber möge sich in Hinsicht des Äusseren die Becker'schen Werke zum Muster nehmen.

O. O. P.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Hayn: *Neuester Spielalmanach für Karten-, Schach-, Brett-, Billard-, Kegel- und Ball-Spieler; zum Selbstunterrichte, nach den gründlichsten Regeln und Gesetzen.* Von *G. W. v. Abenstein.* Zweyte durchaus verbesserte und mit neuen Spielen vermehrte Ausgabe. 1819. XII u. 412 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 182.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Güstrow, b. Ebert: *Norddeutsches Unterhaltungsblatt für Gebildete aus allen Ständen.* Herausgegeben von den Präpositen M. *Geisenhayner* zu Bützow und *Ernst Flörke* zu K. Mulsow. 1 Jahrgang in 12 Stücken. 1816 und 1817. 866 S. 8. (3 Rthlr.)

Nachdem die im Jahr 1788 angefangene *Monatsschrift von und für Mecklenburg*, so wie die später begonnenen *Mecklenburgischen Provinzialblätter* des Prof. *Wehnert*, mit dem Jahre 1803 aufgehöret hatten, das seit 1801 zu Rostock erschienene *Patriotische Archiv der Herzogthümer Mecklenburg* im J. 1804 geschlossen war, und das von *Dietz* besorgte *Mecklenburgische Journal* wegen der ungünstigen Zeitumstände ein Jahr nach seiner Entstehung mit dem 12 Hefte 1806 hatte aufgegeben werden müssen, fehlte es Mecklenburg an einer Zeitschrift, wie jene gewesen, deren Nutzen erst recht erkannt zu werden schien, als sie nicht mehr fortdauerten. Die Herren *G.* und *F.* unternahmen es, diese Lücke auszufüllen, sie bestimmten ihr Werk aber nicht bloss für Mecklenburg, sondern für das ganze nördliche Deutschland; auch schränkten sie sich nicht auf die Gegenstände ein, die sich für eine Provinzialzeitschrift eignen, sondern wollten der einheimischen und auswärtigen Lesewelt ein nützliches und beliebtes Unterhaltungsblatt liefern. Wir wollen hier nicht entscheiden, ob es nicht besser wäre, den Provinzialzeitschriften engere und bestimmte Grenzen vorzuzeichnen; aber dass das, was in diesem Unterhaltungsblatte eigentlich darauf ausgeht, zu unterhalten, seine glänzendste Seite nicht sey, dürfen wir nicht verschweigen. Die Herausgeber bemerken im 6 St. zu einem eingesandten Epigramme, dass sie ihm „ihr Imprimatur nur in der Hoffnung ertheilt" haben, es werden „bessere nachfolgen;" aber ist denn unter allen früher eingerückten Sinngedichten, etwa den Scherz S. 61 ausgenommen, auch nur Ein erträgliches? Und unter den folgenden Eines ausser den von *H. V.* dem Griechischen nachgebildeten? Und nehmen wir *Brinkmann's* Epistel, die dramatische Idylle von *F. P.*, den *Abend* von *Christiane Livonius*, dessen letzte Stanze uns jedoch nicht mit den beiden ersten aus Einem Gusse zu seyn scheint, das Gesellschaftslied von *Müchler*, in welchem aber das: „Pfui! ihr solltet euch was schämen, dass ihr an Propheten glaubt!" dem gleich folgenden: „Morgen geht die Erde unter —" widerspricht, einige mit *Pf.* und einige gar nicht unterzeichnete Stücke, nebst den von *F. P.* mitgetheilten älteren und selten gewordenen, aus: so können wir den gereimten Sachen, die hier gegeben werden, nichts Poetisches nachrühmen. In der *Sehnsucht nach der Heimath* (S. 556) herrscht eine zu trübe Ansicht des Lebens, und die *Anfrage, Schiller's Mädchen aus der Fremde betreffend*, hat des Dichters Sinn schwerlich getroffen. Der Vf. einiger Zahlencharaden weiss mit diesen Spielen gar nicht umzugehen, die so eingerichtet werden müssen, dass man statt der Zahlen die bezeichneten Silben selbst lesen kann. Das ist bey den hier gegebenen nicht der Fall, die noch dazu dem Inhalte nach ein wenig albern sind. Eben so wenig können wir von dem grösseren Theile der in Prosa geschriebenen Einfälle, Anekdoten und anderen witzig oder launig seynsollenden Sächelchen günstig urtheilen. Sie sind trivial, kahl, matt, mitunter sogar abgeschmackt, oder der bessere Gedanke ist durch die breite und gernwitzige Behandlung verdorben. Dem Vf. der *Unterhaltungen für Theegesellschaften* fehlet es wohl nicht an Witz, aber das Ganze ist unklar und zu gedehnt, daher langweilig. Herzlich albern ist eine Art von kleinem Roman: *Friederike Winterfeld*, so unwahrscheinlich, als unzart. Wenn dieser Vf. Kunsttalent hat: so fehlt es ihm wenigstens an aller Ausbildung. In der besseren *einsamen Insel* sind doch auch Fanny's Äusserungen zum Theil sehr unwahrscheinlich kindisch. In *Bertha von Ketelhoodt*, einer alten Handschrift nacherzählt, ist der Ton zu modern.

Zur Literarhistorie Mecklenburgs liefert diese Zeitschrift einige zweckmässige, obgleich nichts Neues enthaltende Beyträge. Der erste ist vom Hn. *G.* und hat die Überschrift: *Liscow war wirklich ein Mecklenburger.* Ist denn dem je widersprochen worden? Auch unbekannt konnte es wenigstens in Mecklenburg nicht seyn, da ehemals schon die auch von dem Vf. angeführten Zeitschriften den Beweis gaben. Dass *L.* einen Bruder hatte, meinen wir irgendwo bestimmt angegeben gefunden zu haben; dass aber *L.* die Schule zu Wismar besucht, steht nicht in der *Mon. von und für Meckl.*, obgleich Hr. *G.* die Stelle nachweiset, wo es stehn soll. Nur das wird dort erzählt, dass er sich dort gegen 1739 aufhielt. Gegen den Schluss seines

Auffatzes thut Hr. *G.* einen unanständigen und ungerechten Ausfall gegen *Cleemann*, aus dessen Syllabus er seine Notizen genommen hat. Da die Adjuncti von Pfarrern in Meckl. den Titel *Pastor* allgemein führen: so kann sich *Cl.* mit Recht so unterschreiben. Eine falsche Voraussetzung ist es auch, dass *Cl's.* Buch bloss der Geistlichkeit gewidmet, und unrichtig, dass es nirgends recensirt sey. — Hr. *Fl.* liefert eine kurze Lebensbeschreibung *O. G. Tychsen's*. Hr. *Krey* bezeichnet den *Gang der humanistischen Studien im XV und XVI Jahrh. in Italien und Deutschland mit Hinlenkung auf Rostock.*

Hr. *Wundemann* gibt *Ansichten der Geschichten Mecklenburgs*, und bezeichnet als Eigenthümlichkeiten derselben, dass es so spät in ihr taget; die Schwierigkeit einer zusammenhängenden Darstellung derselben; die lange Absonderung Mecklenburgs von dem Deutschen Staatenverein, und die schwankenden und wechselnden Verhältnisse zu demselben. Hierüber, wie über den uralten Fürstenstamm, und über die Hauptmomente der Gesch. M's., über die Ständeverfassung, über den öffentlichen Charakter der Mecklenburger u. s. w. macht der Vf. zum Theil recht gediegene Bemerkungen, und sein Aufsatz gehört zu den vorzüglichsten der ganzen Zeitschrift. — Von dem wackern für das Vaterland gestorbenen Jünglinge *Gottlieb Schnelle* aus Schwerin und seinem Tode zu Löwen gibt ein Aufsatz Nachricht, dem ein Brief *Förster's* und dessen Rede an Sch's. Grabe beygefügt ist. *Körner's Gedächtnissfeyer* 1816 beschreibt Hr. Drost *von Bülow*; in einem andern Aufsatze wird *K's.* Grabstätte beschrieben. — Die (nicht ganz richtig so benannte) *Chronik von Brüel* (einem Städtchen Mecklenburgs) von dem verstorbenen dortigen Prediger, Kirchenrath *Klotz*, ist für Mecklenburgs Geschichte und Statistik nicht ganz unwichtig. In manchen Dingen, auf welche der Vf. sich beyläufig einlässt, verräth er Mangel an Einsicht und Urtheil, z. B. wo er über den Unwerth der philosophischen Systeme abspricht, und wo er meint, die Geschichte Herzogs Heinrich, Suspensor genannt, der mit eigenen Händen viele räuberische Edelleute aufknüpfte, gebe „einen schönen Stoff zu einer lustigen, das Zwerchfell erschütternden Komödie." — Ein Aufsatz des Hn. *G.* mit der Überschrift: *So belohnten Deutsche Kaiser Deutsche Treue*, gibt den Inhalt eines dem Geh. Rath und Vicekanzler Freyh. *von Stralendorf* ertheilten Ehrendiploms an.

Eine gute Abhandlung *über Bann- und Zwangsrechte* verwirft den Mühlen- und Schmiedezwang und dergl. aus wichtigen Gründen, und deckt verschiedene Missbräuche auf. Hr. Hofmedicus *Sachse* gibt freymüthige und gediegene *Bemerkungen über die allgemeinere Einführung der Wörter Frau und Fräulein. Über Eidesleistungen vor Gericht* sagt Hr. *G.* manches Gute, ob sich gleich die den Rationalisten und Philosophen gemachten Vorwürfe nicht ganz rechtfertigen lassen. — *Über Thierquälerey* spricht *L. Jacobi.*

Ein Zwist der Herausgeber, deren jeder mit des anderen Geschmack und Willkühr unzufrieden war, veranlasste Hn. *G.*, die Zeitschrift allein unter folgendem Titel fortzusetzen:

Güstrow, b. Ebert: *Mecklenburgische Blätter*, unterstützt von mehreren vaterländischen Gelehrten, herausgegeben vom Präpositus M. *Geisenhayner* in Bützow. 1 Jahrgang. 1817 und 1818. 12 Stücke. 752 S. 8. (3 Rthlr.)

Die Einrichtung ist der Hauptsache nach dieselbe geblieben; es sind aber der auf Witz und Laune Anspruch machenden Stücke weit weniger gegeben worden, wodurch das Journal sehr gewonnen hat.

Es beginnt mit einem guten Aufsatz über das *Elend der Thiere*, das Menschen ihnen bereiten, vom Hn. Superint. *Ackermann* zu Schwerin. Dann folgen: *Auch ein Paar Worte über Mad. Catalani und ihre Kunstreise durch Deutschland*, deren Vff. die übertriebene Bewunderung dieser Frau durch die Erinnerung an die *Mara* und *Benda* zu mässigen suchen. Unter der Überschrift: *Erzählungen aus der Mecklenburgischen Geschichte* erhalten wir eine Geschichte der Söhne des Fürsten Niklot, die nur das Bekannte enthält. Die *Zulänglichkeit des protestantischen Religionscultus* vertheidiget der *Herausgeber* und macht gute Bemerkungen über das, was geschehen sollte, damit es besser benutzt und fruchtbarer werde. *F. Mie* weiset die Vermuthung zurück, dass die *Carinae* zu Rom von den Carinern den Namen habe, meint aber, man könne von ihrer Lage nichts wissen, worüber ihn *Adler's Beschreibung der Stadt Rom* (S. 161 und 187) eines Bessern hätte belehren können. Das *Reformations-Jubelfest* betreffen verschiedene zweckmässige Aufsätze. Hr. D. *Krey* hätte in s. *Erinnerung an Johann Albrecht I, Herzog zu Meckl.*, mehr einzelne mit der Reformation zusammenhängende Thatsachen angeben können. Ebenderselbe schildert den *Prinzen Georg von Mecklenburg als eine Hauptperson in jenem grossen Rettungswerk* 1551 und 1552; es hätte aber, um mehr Klarheit über das Erzählte zu verbreiten, die wahre Absicht der Belagerung Magdeburgs und der Sinn Moritzens und seiner Verbündeten nicht sollen übergangen werden. Des Hn. Prof. *Besser Schulrede am Jubelfest* schildert gedrängt, aber mit kräftigen Zügen und lebendigen Farben den Zustand, aus welchem die Reformation hervorging, und ihre erstaunlichen Folgen. Einen guten Beytrag zur Mecklenb. Kirchen-, Reformations- und Gelehrtengeschichte liefert Hr. D. *Vermehren* zu Güstrow durch seine Lebensbeschreibung *Gerh. Omeken's*. Zu dem Verzeichnisse und den Notizen von den *Evangel. Predigern zu Bützow und in der Bützow'schen Synode* hätten schon aus *Cleemann's* Zusätze gemacht werden können. Auch sind manche Unrichtigkeiten eingeschlichen. Die *Geschichte der Industrieschule zu Bützow* erzählt Hr. *G.* Die Schrift der Frau *von Stael* über Deutschland hat Hn. *Wundemann* zu einigen so richtigen als feinen Bemerkungen Anlass gegeben. Das Nachtheilige des *Mühlenzwanges* zeigt sehr gut ein Pachtmüller *Fredenhagen* zu Neustadt. Was

der Herausg. *über die moralisch-religiöse Pflege inhaftirter Criminalverbrecher* sagt, betrifft nur die Nothwendigkeit der Anstellung eines tüchtigen und wohlbesoldeten Predigers oder Katecheten. Eben derselbe gibt Nachricht von den *Bibelgesellschaften in Mecklenburg*, und macht *über die Candidaten des Predigtamts in Meckl.* manche recht treffende Bemerkungen, wiewohl der sie betreffende Auffatz, gleich mehreren desselben Vfs., den Fehler übermäfsiger Breite hat.

Schon das Angeführte beweiset, dafs in dieser Zeitschrift manches Wichtige und Nützliche zur Sprache gebracht ist. Auch unter den Gedichten sind einige nicht schlechte. Auf jeden Fall steht das *Nordd. Unterhaltungsblatt* den *Meckl. Blättern* an Werthe im Ganzen weit nach; dennoch scheinen diese mit dem 12 Stücke aufgehöret zu haben.

J. C. F. D.

1) Berlin, b. Reimer: *Das Schlofs Marienburg. Ein Brief an den Herrn Hofrath Jacobs.* 1819. 48 S. 8.

2) Berlin, b. Christiani: *Das Schlofs Marienburg in Westpreussen. Eine geschichtliche Darstellung.* 1819. 46 S. 8. (4 gr.)

Den Freunden der Geschichte und vaterländischen Alterthümer ist das Schlofs zu Marienburg an der Weichsel, dieser ehemalige glänzende Sitz des Deutschen Ordens, ein Punct, nach welchem sie öfters ihre Blicke wenden. Anderen sind wenigstens die *Frick*'schen Kupferstiche davon bekannt. Um so angenehmer wird es Vielen seyn, zu erfahren, dafs diese herrlichen Reste aus einer früheren, frommen Heldenzeit, welche ihrem völligen Untergange schon ganz nahe waren, seit ein paar Jahren, so weit es möglich ist, wieder erneuert und frisch ins Leben treten, auf lange, lange noch ein schönes Denkmal nicht blofs jener alten, sondern auch dieser Zeit, welche sie der Vernichtung entrifs. Wir verbinden daher hier die Anzeige obiger Schriften über diesen Gegenstand.

No. 1 enthält eine kurze Beschreibung sowohl von dem, was bereits zu Speichern und Magazinen so umgestaltet ist, dafs man die alte Einrichtung unmöglich ihm wiedergeben kann, als auch von dem, mit dessen Wiederherstellung man jetzt beschäftigt ist, dem Mittelschlosse. Die Beschreibung ist recht wohl gelungen. Sie hebt in lebendigen Zügen die Gegenstände so hervor, dafs auch der Entfernte und Fremde sich ein ziemlich deutliches Bild von der Sache machen kann. Die Sprache ist edel und rein, und kündigt einen Mann von eben so viel gründlicher Gelehrsamkeit, als feinem Kunstsinne an. Zuerst giebt der Beschreiber eine kurze Darstellung vom Ganzen, besonders wie es sich auf dem grofsen Hofe in seiner Mitte darbietet; sodann von dem *Rempter*, welchen *Frick Refectorium* nennt; hierauf von dem *Saale für feyerliche Versammlungen des Ordens*, von *Frick* fälschlich *Capitelsaal* genannt; dann von den kräftigen *Gewölben* in den untersten Räumen; hienächst von der *Schlofskirche* und der darin befindlichen *St. Annengruft*; und endlich von dem *östlichen Flügel* des Schlosses. In der ganzen Beschreibung ist nichts zu viel oder übertrieben. Wir haben diese alte, wiedererstehende Herrlichkeit im Sommer 1818 selbst gesehen, und fast drey Tage lang uns daran geweidet. Bewundern mufs man die ungeheuere Kraft in den untersten Räumen, die hinzutretende Schönheit in den oberen Stocken und die seltene Besonnenheit des Baumeisters, der auch die kleinsten Dinge, Bequemlichkeiten, Reinlichkeitsmittel u. dgl. nicht vergifst, und aus den Räumen der Schönheit bis in das Mark der Stärke hinab bedenkend durchführt.

No. 2, dem Hn. Oberpräsidenten *von Schön* zu Danzig unterm 7ten December aus Berlin zugeeignet, verfolgt in 10 kleinen Abschnitten die Geschichte des Schlosses zu Marienburg. Ihre Überschriften sind folgende: 1) *Die Kreuzzüge. Die Stiftung des Deutschen Ritterordens* (des Ordens der Deutschen Ritter). 2) *Der Zug nach Preussen.* 3) *Die drey Schlösser zu Marienburg. A. Das alte Schlofs. B. Das Mittelschlofs. C. Das niedere Schlofs.* 4) *Der Ausbau der drey Schlösser.* 5) *Des Ordens Kriege mit Polen und Litthauen.* 6) *Zwietracht im Orden.* 7) *Empörung der Landstände gegen den Orden.* 8) *Die Polnische Wirthschaft.* 9) *Die Huldigung und der Kasernenbau.* 10) *Die Versöhnung der Kunst.* — Diese Überschriften sind alle so gewählt, dafs in der That die Schicksale des Schlosses sehr gut daran geknüpft werden können, und 1 und 2 als nöthige Einleitung erscheinen mufs. Der Vortrag ist gut, und auch die Sachen verdienen im Ganzen allen Beyfall. Diejenigen, welche nicht schon mit der Geschichte dieses Schlosses bekannt sind, erhalten hier Gelegenheit, sich davon angenehm und in der Kürze so zu unterrichten, wie solche Kürze es zuläfst: denn 46 Octavseiten erlauben freylich nicht, in das Einzelne der Begebenheiten von 7 Jahrhunderten tief einzugehen. Doch hätte wohl mancher wichtige Umstand noch mit ein paar Worten angedeutet werden können, z. B. S. 9, dafs der erste Keim zur Entstehung des Ordens schon in das Jahr 1128 oder 29 fällt, wo ein Deutscher ein *Xenodochium* (Gasthaus) für Deutsche zu Jerusalem anlegte, und einiges Andere dieser Art. Auf jeden Fall hätten einige Ausdrücke und Wendungen vermieden werden sollen, welche auf falsche geschichtliche Vorstellungen leiten. Wenn es z. B. S. 8 heifst, *Friedrich I* habe im Morgenlande seinen Tod gefunden, *badend* im Flusse Saleph: so wird Jedermann denken, er sey ertrunken; er starb aber zu Seleucia an den Folgen dieses Bades. Eben so kann man nach S. 12 leicht glauben, *Hermann von Salza* habe nicht 10 Ritter im Orden gehabt, was doch gewifs der Vf. selbst nicht meint. Falsch ist S. 13 das *nur*: denn *Hermann Balck* brachte etwas *über* hundert Ritter mit. *Nesse* soll S. 13 wohl *Nessau* heifsen. So wird es anderwärts, und bey *Hartknoch Nesau* genannt. Nicht edel genug hat uns die 8te Überschrift, und S. 41 die höchst wahrscheinlich beabsichtigte Anspielung von dem *Schröter* (Käfer) auf einen schon Verstorbenen geschienen. Nach unserem Dafürhalten lag die vor etwa 20 Jahren herrschende Sorglosigkeit für die Erhaltung sol-

cher Alterthümer in dem allgemeinen Geiste der Zeit, welchen der Vf. S. 40 mit Recht, vielleicht nur etwas zu stark und allgemein tadelt, indem er ohne alle weitere Einschränkung von einem *faden Geschlechte* redet. Kann aber der Einzelne die Schuld des Ganzen tragen? Und wie viele waren denn damals anders? Ja wir möchten fast glauben, der Vf. selbst wäre, hätte er damals als Mann gelebt, nicht anders gewesen. Oder hätte der Einzelne damals etwa aus Leidenschaft oder einem anderen zu allen Zeiten für schlecht geltenden Antriebe gehandelt, dann rücke man mit der ganzen Wahrheit heraus, und lasse ihn zum warnenden Beyspiele seiner eigenen Sünde Schuld tragen! S. 45 werden Darstellungen des Hn. *Gropius* von dem Marienburger Schlosse erwähnt, und deren nähere Bezeichnung weiter unten versprochen. Wir haben aber diese Bezeichnung vergebens gesucht.

Dank dem edlen Könige und Seiner erlauchten Familie, durch deren Freygebigkeit diess alte Denkmal von Neuem ersteht! Aber wir glauben bey dieser Gelegenheit auch des Verdienstes eines Mannes gedenken zu müssen, der an der Erhaltung dieser Zierde dieses übrigens kunstarmen Landes durch seine auch sonst vielfach schöpferische Thätigkeit sehr grossen Antheil hat, und dieses um so mehr, da keine der beiden hier angezeigten Schriften seiner gedenkt, abgerechnet die Zueignung von No. 2. Dieser Mann ist Hr. Oberpräsident *von Schön* zu Danzig, welcher sogleich bey Übernahme der Leitung der Provinz Westpreussen vor 3 Jahren sein Auge auf diesen kostbaren Schatz richtete. Wie Vieles Er aufgeboten, um diese fast verwelkte Herrlichkeit aus dem Schutte wieder hervorzubringen, worein die Barbarey sie getreten hatte, kann man schon daraus schliessen, dass er die Landleute in der Umgegend von Marienburg dazu geneigt gemacht hat, unentgeltlich einige 30,000 Fuder Unrath aus den Gräben und untersten Räumen des Schlosses wegzufahren. Aber leider ist das Werk noch nicht vollendet, weil es an Gelde fehlt. Doch hoffen wir gewiss, dass die Freunde solcher Überbleibsel des Alterthums das schöne Unternehmen nicht werden unvollendet bleiben lassen. Gewiss wird der edle König auch ferner noch Hülfe bieten. Vielleicht werden auch andere Deutsche Fürsten, deren edle Vorfahren zu Marienburg schlummern, gern an der Hülfe Theil nehmen. Dann wird Marienburg bald ein allgemeiner Wallfahrtsort werden nicht nur für Liebhaber der Preussischen Geschichte, sondern für alle Freunde des Germanischen Alterthums und des lange verkannten Mittelalters.

— e —

Leipzig, b. Hinrichs: *Ungedruckte (,) amtliche und vertrauliche Correspondenz Napoleon Bonaparte's* mit fremden Höfen, Fürsten, Ministern, Französischen und auswärtigen Generalen in Italien, Deutschland und Ägypten. *Aus dem Französischen.* Erster Band. *Italien.* 1819. IV u. 364 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.).

Was der Leser in diesem Werke zu finden erwarten darf, zeigt der Titel deutlich genug an, wenn man nur dem ersten Worte keine unrichtige Bedeutung unterlegt. Nicht alles *Ungedruckte* ist desshalb etwas ganz Neues oder Geheimes. Die vielen Heerbefehle, Verhaltungsmassregeln und Anweisungen des Oberfeldherrn und der übrigen Befehlshaber, sowie auch ein grosser Theil der Berichte derselben waren zu ihrer Zeit öffentlich, und — wenigstens in den Heeren — bekannt; sie müssen in den Bureaux der Generalstäbe und des Kriegsministeriums aufbewahrt worden seyn. Dieses vermindert jedoch keinesweges den Werth einer solchen Sammlung, die allerdings wichtige Actenstücke enthält, und der Herausgeber hat sich, indem er sie mit möglichster Vollständigkeit zusammentrug und ordnete, ein Verdienst um die Geschichte erworben.

Für die Ächtheit der amtlichen Berichte spricht der Umstand, dass, wenigstens so viel Rec. sich erinnert, noch kein bedeutender Widerspruch sich dagegen erhoben hat; demungeachtet bleibt sowohl für diese, als ganz besonders für die vertraulichen Mittheilungen, eine bessere Bürgschaft zu wünschen übrig, als die Versicherung (S. III) des Vorworts: „dass dieser Briefwechsel von den Originalschreiben, während sie in Bonaparte's Privatcabinet niedergelegt waren, getreu copirt sey.“ So wie er hier gegeben wird, muss er auf Treu und Glauben des Herausgebers, und, da dieser sich nicht genannt hat, des Verlegers angenommen werden. Bey der Verdeutschung hätte nothwendig einige Nachricht von der Urschrift, von den Umständen, unter welchen sie erschien, und von dem Französischen Verleger vorausgeschickt werden sollen. Es ist nicht genug, dass die Briefe der Hauptperson in der That das Gepräge des praktischen, ohne Umschweife zum Ziel eilenden und schnell den rechten Punct treffenden Geistes des berühmten Mannes tragen; seine Art sich auszudrücken hat schon oft geschickte Nachahmer gefunden. So lange aber die Ächtheit der ganzen Sammlung nicht genügend begründet ist, wird der Geschichtschreiber, der darin einen reichen Stoff, und selbst in manchen, nicht wohl zu bestreitenden einzelnen Stücken anziehende Aufschlüsse findet, sie immer nur mit Vorsicht gebrauchen können.

Rec. glaubt aus dieser Ursache sich auch nicht auf eine nähere Erörterung oder Betrachtung der darin enthaltenen Nachrichten einlassen, wohl aber das Ganze als eine angenehme Unterhaltung empfehlen zu dürfen, um so mehr, da die fliessende Übersetzung den Charakter des Originals mit Glück ins Deutsche zu übertragen gewusst hat.

Dnd.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 0.

MATHEMATIK.

Heidelberg, b. Groos: *Des Grafen Laplace philosophischer Versuch über Wahrscheinlichkeiten.* Nach der dritten Pariser Auflage übersetzt von *Friedr. Wilh. Tönnies.* — Als wissenschaftliche Anleitung zur Berichtigung unserer Urtheile in Fällen der Ungewissheit, für Philosophen, Ärzte, Richter, Theologen, Naturforscher und Staatsmänner, mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von *Karl Christian Langsdorf.* 1819. XVI u. 207 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Vorrede giebt einige Nachrichten von dem Leben, den viel versprechenden Anlagen und Kenntnissen und dem liebenswürdigen Charakter des zu früh verstorbenen *Tönnies*, welchem wir die Übersetzung und einige beygefügte Anmerkungen verdanken; nach T. Tode kam das Manuscript in Hn. *Langsdorfs* Hände, der mit Recht glaubte, diese Arbeit dem Deutschen Publicum nicht vorenthalten zu dürfen, ihr noch einige eigene Anmerkungen beyfügte, und sie zum Druck beförderte.

Der Zweck, welchen der berühmte Verfasser bey Abfassung dieses Werkes hatte, war, die wichtigsten Gegenstände der Wahrscheinlichkeitsrechnung, mit deren mathematischen Untersuchung er sich lange und zum wahren Vortheil der Wissenschaft beschäftiget hatte, auch dem zu tiefsinnig mathematischen Untersuchungen nicht geneigten oder nicht vorbereiteten Theile unserer Zeitgenossen gründlich bekannt zu machen. Er theilt daher hier ohne Analysis die Grundsätze und Resultate dieser Theorie mit, und zeigt ihre Anwendung auf Gegenstände des gemeinen Lebens, bey denen es ja so oft auf eine Abschätzung der Wahrscheinlichkeit ankömmt.

Über die Wahrscheinlichkeit. — Man drückt die Wahrscheinlichkeit durch einen Bruch aus, indem man die Anzahl der Fälle, wo das Verlangte eintreten kann, gegen die Anzahl aller überhaupt möglichen Fälle vergleicht, z. B. wenn ich einen Würfel, dessen Seiten mit 1. 2. 3. 4. 5. 6. bezeichnet sind, hinwerfe, so ist die Wahrscheinlichkeit einen bestimmten Wurf zu thun (z. B. 6) nur $\frac{1}{6}$; wären die Seiten des Würfels mit 1. 1. 1. 2. 2. 6. bezeichnet, so wäre die Wahrscheinlichkeit, dass ich im ersten Wurfe 6 treffe, wieder nur $\frac{1}{6}$, die Wahrscheinlichkeit 2 zu haben, wäre $\frac{2}{6}$, die Wahrscheinlichkeit 1 zu treffen, wäre $\frac{3}{6}$. Wären aber alle Seiten des Würfels mit 1. 1. 1. 1. 1. 1. bezeichnet, so wäre die Wahrscheinlichkeit 1 zu treffen $= \frac{6}{6} = 1$, oder Gewissheit. In diesem Sinne hat also *Laplace* ganz recht, wenn er S. 8 behauptet, es gebe eine Vergleichbarkeit in Zahlen zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewissheit, und Hr. *Langsdorf*, der dieses nicht einräumen will, hat unstreitig unrecht. Die Wahrscheinlichkeit, im ersten Falle 1 zu treffen, verhält sich zur Gewissheit im letzten Falle, wie 1 zu 6, dagegen freylich die Möglichkeit eines anderen Wurfes dort durch 5, hier durch 0 ausgedrückt ist. Von jenem aber ist ja hier nur die Rede, und alle Angaben von Wahrscheinlichkeit sind Vergleichungen des Grades der Wahrscheinlichkeit und der Gewissheit. Hr. *Langsdorf* hat seine Erinnerungen dagegen in den Anmerkungen auch nachher fortgeführt und vergleicht die Wahrscheinlichkeit des Zutreffens gegen die Wahrscheinlichkeit des Fehlers; wir haben hiegegen zwar nichts zu erinnern, aber es scheint uns, dass der Sinn des Ausdrucks, die Wahrscheinlichkeit ist $= \frac{1}{6}$, von *Laplace* vollkommen deutlich aufgestellt sey, und daher keiner Berichtigung bedürfe. Hr. *Langsdorf* scheint diess späterhin selbst empfunden zu haben, indem er in der Folge sich ganz an jene Art des Ausdrucks anschliesst. Übrigens lässt sich an diesem Beyspiele vom Würfeln recht wohl übersehen, mit welchem Rechte *Laplace* früherhin sagen konnte, selbst das, was wir Zufall nennen, geschehe nach Naturgesetzen. Unstreitig beruht die letzte Lage des hingeworfenen Würfels, die wir als rein zufällig anzusehen pflegen, auf der Art, wie ich den Würfel fasste, wie ich ihn schüttelte, wie ich ihn hinwarf, wie er fortrollte und endlich liegen blieb. Wäre also unsere Beobachtungskraft und unser Berechnen der mechanischen Einwirkungen vollkommen genug, so würden wir den Erfolg des Wurfes eben so gut berechnen können, als wir die Perturbation im Laufe der Himmelskörper berechnen, und was uns jetzt wegen der grossen Unvollkommenheit unserer Sinne und unserer Verstandeskräfte als reiner Zufall erscheint, würde für einen höhern Verstand als nothwendiger Erfolg gegebener Ursachen, als eine Aufgabe aus der Mechanik erscheinen, deren Auflösung sich mit eben der Sicherheit erhalten liesse, mit welcher wir die leichtern Fälle, welche die Bewegung der Weltkörper betreffen, auflösen.

Es folgen nun die Grundsätze, nach welchen man die Wahrscheinlichkeit der Erscheinungen und nach welchen man die Wahrscheinlichkeit der Ursachen derselben bestimmt. Diese Grundsätze bedurften zuweilen noch einer Erläuterung durch Beyspiele; diese haben Übersetzer und Herausgeber zuweilen recht genügend gegeben; an andern Stellen aber hat der Herausgeber, (denn in den sparsamen Anmerkungen des Übersetzers finden wir solche Übereilungen nicht,) dem Sinne dessen, was der Vf. eigentlich verlangt, nicht ganz entsprechende Anmerkungen gemacht. Schon S. 20, wo die Bemerkung, dass das Aussergewöhnliche nur ein Wenig-Wahrscheinlicher sey, ganz richtig ist, könnte doch der Leser durch Hn. *Langsd.* Anmerkung irre geleitet werden. Denn *Laplace* sagt, wir finden es nicht aussergewöhnlich, wenn eine ganz unbestimmte, gar nichts Merkwürdiges darbietende Zahl gezogen wird; es ist aber etwas ganz anderes, wenn man, wie Hr. *Langsdorf*, an eine voraus bestimmte Zahl denkt, und allerdings ist es etwas höchst unerwartetes oder aussergewöhnliches, wenn ich bey einer Ziehung aus einer Million von Losen, wo nur eine einzige Zahl gezogen wird, grade die erwartete gezogen sehe; aber davon redete der Vf. nicht. Die Anmerkung S. 21 ist ganz richtig; aber S. 25 hat Hr. *Langsdorf* wieder *Laplace's* Meinung ganz unrichtig aufgefasst. Das Beyspiel vom Lotto und der bestimmten Zahl 15 passt hier gar nicht; vielmehr müsste das Beyspiel auf folgende Art gestellt werden, um dem zu entsprechen, was *Laplace* angiebt. Gesetzt in einer Urne wären unzählige Nummern, von denen es ungewiss ist, ob sie alle gleich oder auf unbestimmte Weise verschieden sind; man zieht die drey ersten Male nach einander 15, und fragt nun, was man das vierte Mal ziehen wird. Die wiederholte Ziehung der 15 kann freylich auf einem doppelten Wege statt finden, erstlich durch das, was wir reinen Zufall nennen, dass nämlich die gar nicht öfter als jede andere Zahl vorhandene 15 mir dreymal hinter einander in die Hände fiel, zweytens dadurch, dass die 15 viel öfter unter jenen Nummern vorkömmt, als irgend eine andere. Wir vermuthen sogleich, dass das letztere das Wahre sey, und schliessen (freylich etwas unsicher, aber doch ein *wahrscheinliches* Gesetz voraussetzend,) die 15 müsse so oft in Vergleichung gegen andere Zahlen da seyn, dass man nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit sie dreymal unter vier Ziehungen treffen könne; denn dieses hat sich ja in den drey vollendeten Zügen, zu denen nun aber der vierte hinzukommen soll, bestätiget; in Beziehung auf die bisherige Erfahrung setzen wir also die Wahrscheinlichkeit das nächste Mal 15 zu ziehen, $= \frac{4}{5}$. Haben wir nun aber aus derselben Urne, worin eine unzählige Menge Loose sind, schon 1826213 Mal immer dieselbe Zahl 15 gezogen: so zweifeln wir kaum noch, dass wir sie immer ziehen werden, indem die Vermuthung, dass es noch andere Nummern in der Urne giebt, immer schwächer wird. So grade ist es mit der Überzeugung, dass die Sonne (wenn wir auch die Gesetze der Erscheinungen nicht kennten) am 1826214ten Tage wieder aufgehen wird, nachdem sie uns alle vorigen Tage mit ihrem Lichte erfreuet hat. Übrigens erhellt wohl, warum *Laplace* eine so überaus grosse Zahl nimmt. Wenn ich im obigen Beyspiele die Zahl 15, dreymal gezogen habe: so hat die Möglichkeit, dass dieses ein reiner Zufall sey, noch zu viel Gewicht, und die Wahrscheinlichkeit, dass die Ursache in einem viel häufigern Vorkommen der 15 liege, ist noch nicht so begründet, dass wir jenes dreymalige Zutreffen als eine *wahre Regel* ansehn könnten; aber nach einem Millionenmaligen Zutreffen sind wir von dem Daseyn eines Gesetzes, eines nothwendigen Bestimmungsgrundes, viel fester überzeugt, und lassen nur der Möglichkeit Raum, dass das, was in Millionen Malen nicht geschah, doch allenfalls das nächste Mal geschehen könne.

Nachdem der Vf. diese Grundsätze der Wahrscheinlichkeit, der Hoffnung und Furcht erklärt hat u. s. w., geht er zur Erklärung der analytischen Methoden der Wahrscheinlichkeitsrechnung über. Von den Combinationen und ihren Anwendungen auf Probleme der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Von den Gleichungen mit Differenzen. Die hier beygebrachten Beyspiele und Erläuterungen sind sehr fasslich dargestellt, und Übersetzer und Herausgeber haben sie durch sehr passende Anmerkungen noch klarer zu machen gesucht; aber dennoch fodern sie ein sehr sorgfältiges Studium, und müssen genau durchdacht und Satz für Satz durchgegangen werden. Es ist indess ja wohl zu hoffen, dass auch unter Nichtmathematikern sich noch Leser finden werden, die ein solches Studium, da wo es zu etwas wahrhaft Belehrendem führt, nicht scheuen werden, und diesen können wir die Versicherung geben, dass sie ihre Bemühung belohnt finden werden.

Die Betrachtung der partiellen Differenzen, wo man den Einfluss abgesondert betrachtet, den — in dem hier gewählten Beyspiele — sowohl die dem einen Spieler, als die dem anderen Spieler noch fehlenden Gewinnpartieen, auf die Wahrscheinlichkeit, die verlangte Zahl von gewonnenen Spielen zu erlangen, haben, ist durch die Anmerkung sehr gut erläutert, und was Hr. *Langsdorf* S. 46 No. 3 aus einer anderen Art von Betrachtung beybringt, ist sehr zweckmäsig, obgleich es nicht in die Lehre von partiellen Differenzen gehört; No. 4 dagegen scheint Rec. nicht so passend.

Von den wiederkehrenden Reihen. Was hier von *Moivre's* Methode gesagt wird, möchte wohl kaum für Jemand verständlich seyn, der diese Methode nicht anderswoher kennt. Die Betrachtungen über die erzeugende Function kann man nicht anders lesen, als indem man sie rechnend durch Beyspiele erläutert. Der Übers. hätte sich hier ein Verdienst erworben, wenn er dem Leser die Sache erleichtert hätte, da ein nicht überaus gut vorbereiteter Leser schwerlich die Darstellungen S. 54 bis 62 verstehen wird. Viel leichter und anziehender sind dagegen die folgenden Bemerkungen aus der Geschichte der Analysis.

Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Hier kommen nun höchst merkwürdige und auch für alle Leser verständliche Betrachtungen vor. Die Be-

trachtung über den Einfluſs unbekannter Ungleichheiten auf die Wahrſcheinlichkeit. — Iſt ein Geldſtück geneigter, auf die eine als auf die andere Seite zu fallen, ohne daſs man noch weiſs, welche Seite dieſen Vorzug hat: ſo iſt es etwas wahrſcheinlicher, daſs bey zwey Würfen dieſelbe Seite, als daſs verſchiedene Seiten oben fallen werden. — Von den aus unbeſtimmter Vervielfältigung der Begebenheiten entſpringenden Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit. Wenn in einer Urne eine überaus groſse Zahl ſchwarzer und weiſser Kugeln ſich befinden: ſo kann man bey den erſten Zügen, es mögen ſchwarze oder weiſse gezogen werden, noch nichts über das Verhältniſs, welches zwiſchen der Anzahl der ſchwarzen und weiſsen Statt finden mag, angeben; es wird auch die Anzahl der in den erſten 10 Zügen erhaltenen weiſsen eine ganz andere ſeyn können, als in den zweyten 10 Zügen; aber unter 1000 Zügen gleichen ſich dieſe Zufälligkeiten aus, und wenn man die gezogenen Kugeln immer wieder in die Urnen zurückgiebt: ſo wird ſich bey ſehr vielen Zügen das Verhältniſs der gezogenen weiſsen und ſchwarzen Kugeln je mehr und mehr dem wahren Verhältniſs der in der Urne vorhandenen Zahl von weiſsen und ſchwarzen Kugeln nähern. So iſt in gewöhnlichen Zeiten die Anzahl der Geborenen in einer ſehr groſsen Stadt faſt alle Jahre gleich; und ſelbſt Dinge, die ganz von Zufällen abzuhängen ſcheinen, z. B. die Anzahl der wegen fehlerhafter Aufſchriften bey der Poſt unabgegeben bleibender Briefe, findet ſich in Paris ſowie in London alle Jahre ſehr nahe gleich. Dieſes Ausgleichen in einer ſehr groſsen Anzahl von Fällen weiſen auch die analytiſchen Formeln nach, und geben zugleich an, wie weit ſich noch das Verhältniſs der beobachteten Fälle von dem Verhältniſs der möglichen Fälle ungefähr entfernen könne.

Anwendung der Wahrſcheinlichkeitsrechnung auf die Philoſophie der Natur. — Man kann bey den Naturerſcheinungen faſt immer die Urſachen nur aus einer zahlreichen Menge von Beobachtungen ableiten. Die Beobachtungen ſelbſt werden nicht mit vollkommener Strenge zuſammenſtimmen, ſondern zwiſchen mehr oder minder engen Grenzen hin und her ſchwanken. Hier lehrt nun die Wahrſcheinlichkeitsrechnung den Grad von Sicherheit beſtimmen, mit welcher man die Reſultate der Beobachtung als den wahren Ereigniſſen gemäſs, anſehen kann. Die Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand führen auf das Geſetz, daſs man die Summe der Quadrate der Beobachtungsfehler zu einem Minimum machen, oder die vorkommenden beſtändigen Gröſsen dieſem Minimum gemäſs beſtimmen muſs. Die Aſtronomie liefert viele Beyſpiele, wo die beſtändigen Gröſsen erſt aus den Beobachtungen müſſen beſtimmt werden, wo man z. B. die Elemente einer Kometenbahn ſo annehmen muſs, daſs ſie ein möglichſt mit allen Beobachtungen einſtimmiges Reſultat geben. Wegen Fehler in den Beobachtungen iſt dieſes nie in vollkommener Strenge möglich; aber man nimmt die Elemente ſo, daſs die Quadrate der Unterſchiede zwiſchen Beobachtung und Rechnung ſummirt kleiner als bey jedem anderen Werthe der Elemente werden. Die Wahrſcheinlichkeitsrechnung lehrt, wie genau man ſich, bey gegebener Gröſse der Beobachtungsfehler (d. i. bey gegebener Abweichung der Beobachtungen von der aufs beſte ausgeglichenen wahren Bahn) auf dieſe Elemente verlaſſen kann. Wo eine Reihe anſcheinend zufälliger Erſcheinungen eine gewiſſe Übereinſtimmung geben, da vermuthen wir eine allgemeine Urſache dieſer Übereinſtimmung, und es läſst ſich fragen, mit welchem Grade von Wahrſcheinlichkeit eine ſolche Urſache angedeutet ſey. Ein Beyſpiel dazu geben die Umläufe und Drehungen der Planeten. Wir kennen 11 Hauptplaneten und 19 Nebenplaneten (wenn man 7 Uranusmonde annimmt), die alle nach derſelben Richtung um die Sonne und um ihre Hauptplaneten laufen, und von 12 dieſer Körper und dem Saturnusringe iſt auch bekannt, daſs die Richtung der Rotation eben dieſelbe (nach der Ordnung der Zeichen) iſt. Ein Zufall kann dieſe Übereinſtimmung nicht bewirkt haben; wir ſchlieſsen daher, obgleich uns keine Urſache bekannt iſt, welche gerade dieſe Richtung hervorbrachte, und nicht auch die entgegengeſetzte zulieſs, daſs eine ſolche Urſache da ſeyn müſſe. Die Wahrſcheinlichkeitsrechnung ergiebt, daſs mehr als 4 Billionen gegen Eins zu wetten ſind, daſs dieſe Anordnung nicht Wirkung des Zufalls ſey. Wie vielleicht dieſe ſo ſtark angedeutete Urſache in einem früheren Zuſtande der Sonne zu ſuchen ſey, wie auch *Herſchels* Beobachtungen von Nebelflecken dieſe Vermuthung beſtärken, was wir hienach von den Kometen zu halten haben, wird hier näher angeführt, und muſs im Buche ſelbſt nachgeleſen werden. — Auch das, was über Ebbe und Fluth, über die aus der Zeit der Pendelſchwingungen beſtimmte Figur der Erde u. ſ. w. geſagt wird, müſſen wir übergehen. Die Anmerkung S. 117 wird Hr. *Langsdorf* vermuthlich bey einem wiederholten Studium der *Laplace*'ſchen Theorie der Ebbe und Fluth unnöthig finden.

Bey den Anwendungen auf Gegenſtände in der moraliſchen Welt treten nun viel mehr Schwierigkeiten ein. Die Wahrheit einer Zeugenausſage hängt nicht bloſs von der Wahrſcheinlichkeit der Begebenheit ſelbſt, ſondern auch davon ab, ob er irren kann oder betrügen will, und der Grad ſeiner Glaubwürdigkeit iſt meiſtens ſehr ſchwer zu beſtimmen. Obgleich das, was hier vorkömmt, meiſtens nur ſolche Fälle betrifft, wo ſchon eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit oder Unwahrſcheinlichkeit der von den Zeugen ausgeſagten Begebenheit berechnet werden kann: ſo wird man doch die meiſten hier angeſtellten Betrachtungen nicht ohne Belehrung leſen. Sie betreffen die Vergleichung der Wahrſcheinlichkeit bey Zeugenausſagen; die bey Wahlen und ſonſtigen Entſcheidungen einer Verſammlung vorkommenden Überlegungen, die Wahrſcheinlichkeit gerichtlicher Urtheile u. ſ. w. In Rückſicht des letzten Gegenſtandes geht leicht hervor, daſs ein Überſtimmen durch eine *beſtimmte* Mehrzahl von Stimmen leichter in einer groſsen, als in einer kleinen Verſammlung eintritt: denn wenn unter 50 Richtern 26 das Schuldig

und 24 das Unschuldig aussprechen: so wird die Überzeugung von der Schuld nur sehr geringe seyn, statt dass wir die Schuld sehr viel besser erwiesen ansehen würden, wenn unter 6 Richtern 4 sich für die erwiesene Schuld erklärten. Die Rechnung giebt Mittel, die Grade der wahrscheinlichen Richtigkeit dieser Entscheidung noch genauer zu bestimmen. Eine *bestimmte* Mehrheit der Stimmen zu fodern, ist daher in grossen Versammlungen nicht das Mittel zu Bewirkung eines möglichst gerechten Ausspruchs; dagegen wenn man eine *verhältnissmässige* Mehrheit fodert, z. B. es soll erst durch $\frac{3}{4}$ aller Stimmen das Urtheil Kraft erhalten: so gewinnt bey vermehrter Anzahl der Richter die Wahrscheinlichkeit einer gerechten Entscheidung, wann die Richter das Gerechte wollen.

Von den Sterblichkeitstabellen, der mittleren Lebensdauer, den Ehen u. s. w. — Die Verfertigung solcher Tabellen, die Mittel, daraus die mittlere Lebensdauer herzuleiten, und die Hoffnungsgrade zu bestimmen, die ein Mensch in jedem Alter noch vor sich hat, um eine bestimmte Anzahl Jahre zu erreichen, die Mittel, die gesammte Bevölkerung aus diesen Listen kennen zu lernen, — Alles dieses wird sehr verständlich für Jeden dargestellt. Gegen die Bemerkung des Vfs., dass es eine kürzere Lebensdauer und grössere Sterblichkeit anzeige, wenn die Zahl der Geborenen grösser in Vergleichung gegen die ganze Volksmenge sey (die Sterblichkeit in Mailand grösser, wo auf 25 Menschen ein jährlich Geborener gerechnet wird, als in Frankreich, wo man auf $28\frac{1}{4}$ Menschen einen jährlich Geborenen rechnet) macht Hr. *Langsdorf* eine völlig richtige Bemerkung; aber man muss *Laplace's* Äusserung wohl, wie er früher andeutet, so verstehen, dass sie auf eine *gleich bleibende* Bevölkerung gehn, und in dem Falle muss offenbar die Sterblichkeit da grösser seyn, wo ein stärkerer jährlicher Zuwachs erfodert wird, um nur die gleiche Bevölkerung zu erhalten. Ob diess in Mailand der Fall sey, hätte freylich, nach Hn. *Langsdorfs* richtiger Bemerkung, noch eine nähere Untersuchung erfodert.

Bey den Berechnungen über die Vergrösserung der mittleren Lebensdauer durch Ausrottung der Pocken wird allerdings nur auf dieses einzige Übel Rücksicht genommen. Hr. *Langsdorf* hat ganz Recht, dass die Bevölkerung nicht in dem Masse steigen wird, wie es jene Rechnung fodert; es wäre aber zu wünschen, dass man ausmachen könnte, ob denn wirklich jetzt durch andere Krankheiten mehr Menschen in frühern Jahren weggerafft werden, oder ob, was eher zu vermuthen ist, oder gewiss beym Zunehmen der mittleren Lebensdauer auch Statt findet, die Zahl derer, welche unverheirathet bleiben, oder kein schickliches Etablissement für sich finden, grösser sey. Fragen der Art sind aber ungemein schwer zu beantworten. In Ländern, wo man die Ehen zu sehr befördert, ist die Anzahl der Geborenen gross; aber weil der Arme, zumal in den Städten, seinen Kindern nicht die nöthige Aufmerksamkeit und Pflege schenken kann: so sterben auch sehr viele Kinder im frühesten Alter, und diese Beförderung der Ehen ist daher keinesweges vortheilhaft. Auf ähnliche Art wird bey Zunehmen der mittleren Lebensdauer zwar Anfangs die Zahl der 20jährigen, 30jährigen u. s. w. grösser werden; aber entweder Mangel an Gelegenheit zu Bildung einer eigenen Familie, oder Armuth, welche dieselbe zu erhalten hindert, wird bald dieser anfangenden Änderung Grenzen setzen. Demnach ist freylich bey Ausrottung gefährlicher Krankheiten nicht der Vortheil zu erwarten, den man sich von einer grösseren Bevölkerung verspricht, sondern diesen könnte nur eine Vermehrung des Land-Ertrages, eine Verbesserung des Feldbaues, eine Erleichterung der Subsistenz hervorbringen; aber dennoch ist es eine — von allen Staaten anerkannte — Pflicht, Krankheiten der Art auszurotten, da es ja jede Regierung mit Recht als Pflicht ansieht, den Lebenden ihr Leben zu erhalten, sollte auch dadurch mittelbar die Zahl der Geborenen vermindert werden.

Wir übergehen das Folgende, wo Hr. *Langsdorf* sich S. 185 durch eine Erläuterung, ohne welche *Laplace's* Vortrag den Nichtmathematikern ganz unverständlich wäre, um diese sehr verdient gemacht hat.

Wir hielten diese umständliche Anzeige für nöthig, theils um genau anzugeben, welche Belehrung insbesondere diejenigen hier finden, welche nicht Mathematiker sind, theils um den Bemühungen des Herausgebers, den wir zuweilen widerlegen mussten, auch an der anderen Seite den verdienten Beyfall zu zollen. Wir müssen noch bemerken, dass manche unangenehme Druckfehler den Vortrag entstellen; z. B. S. 54 Z. 10 Function des Zeichens statt des Zeigers, S. 111 Dunstmesser statt Durchmesser; S. 119 entwickelte Wirkungen statt verwickelte Wirkungen.

i. a. e.

NEUE AUFLAGEN.

Elberfeld, b. Büschler: *Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte*, von *Friedr. Ehrenberg*, Königl. Hofprediger u. s. w. zu Berlin. Dritte, veränderte und vermehrte Auflage. Erster Band. 1817. 243 S. Zweyter Band. 240 S. 8. (2 Rthlr.) Zu diesem dritten Abdrucke ist die neunzehnte Rede: *Des Weibes Zuversicht* hinzugekommen. S. die Recension dieses empfehlungswerthen Buches in Jen. A. L. Z. 1810. No. 136.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

PHILOSOPHIE.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Aufschluss über Mysterien oder Geheimnisse*, zur Beruhigung forschbegieriger Vernunft- und Religions-Freunde. 1816. 173 S. 8. (18 gr.)

Nach dem Titel erwartete Rec. etwas Anderes, als er gefunden hat; er vermuthete, dass in den Mysterien der älteren und und neueren Welt die Beziehungen auf etwas Höheres und Himmlisches, die darin enthalten wären, nachgewiesen werden würden, und in der That mag das auch vielleicht anfänglich die Absicht des ungenannten Vfs. gewesen seyn, die er aber aus irgend einem uns bekannten Grunde nicht ausgeführt hat. Statt dessen giebt er uns, nachdem er einige geheime Gesellschaften und einige Naturwunder kürzlich berührt hat, eine Apologie des biblischen Christenthums, die freylich dem Philosophen und Theologen von Profession nichts Neues sagt, aber von gebildeten Laien nicht ohne wohlthätigen Einfluss auf die Belebung ihrer heiligsten Überzeugungen gelesen werden wird. — Der Vf. lässt eine Gesellschaft von Naturfreunden, welche mit einander die Schweizergebirge durchwandern, mitten unter den Ruinen eines Tempels der grauen Vorzeit, an den Trümmern eines Hochaltars, auf einem viel bemoosten Steine ruhen, und über mancherley Gegenstände sich mit einander unterreden. Weil Einer unter der Reisegellschaft unüberlegte Worte über das höchste Wesen und die Vorsehung fallen liess, und Albertine, dadurch beunruhigt, eine Verwandte, die neben ihr sass, in einem sehr ängstlichen Tone fragte, ob N. ein Illuminat sey, weil sie gehört habe, dass diese Menschen nichts glauben, was der Vernunft unbegreiflich sey: so gab diess Theodaten Veranlassung, die vorliegenden Bogen aus seiner Reisetasche zu holen und vorzulesen, welche von der Gesellschaft des Drucks und der öffentlichen Bekanntmachung werth gefunden wurden, und die daher der Vf. dem prüfenden Publico mit dem Wunsche übergiebt, dass der Leser bey der Durchsicht derselben „aus einer schauervollen Schlucht des Chaos menschlicher Meinungen auf eine freundliche Anhöhe gehoben werde, die ihm die reizendste Aussicht gewährt, und das Gemüth mit reinstem Wonnegefühl der süssesten Seelenruhe erfüllt." — Im Verfolge seiner Schrift scheint indess der Vf. seine Dichtung wenigstens in sofern wieder vergessen zu haben, dass er Theodaten nicht eigentliche Aufsätze vorlesen, sondern ihn nur die Unterredung leiten lässt, indem Otmar, Sophron, Albertine, Wilhelmine u. A. seinen Vortrag unterbrechen, und ihn durch ihre Bemerkungen und Einwürfe zu einer weiteren Erörterung veranlassen.

Der berüchtigte *Kagliostro* führt den Reihen der Mystagogen an, von denen hier eine kurze Nachricht ertheilt wird, und mit ihm lässt er *Schröpfer*, *Gassner*, *Pythagoras* und *Apollonius von Thyana*, ja auch *Theophrastus Paracelsus*, der sich nicht darüber beklagen darf, dass er bey dem Vf. nicht so gut angeschrieben steht, wie bey einigen Ärzten und Naturphilosophen unserer Zeit, da er auch mit dem Pythagoras nicht sonderlich zufrieden ist, obgleich er es zugiebt, dass ihn sein untadelhaftes sittliches Leben so ehrwürdig gemacht habe, dass er von Griechischen Schriftstellern der Göttliche genannt werde, und er wegen seiner Gelehrsamkeit und damals seltenen Welt- und Menschen-Kenntniss immer ein grosser Mann bleibe — vor den Augen seiner Leser vorübergehen; auch von dem verstorbenen *Obereit* wird kürzlich angeführt, dass er als Theosoph in ganz Deutschland ein grosses Geräusch gemacht habe, und seine vollständige Lebensgeschichte in *Zimmermanns* Werke über die Einsamkeit sehr weitläuftig beschrieben stehe. (Irren wir nicht: so hat uns auch der verewigte *Fichte*, in dessen Hause *Obereit* seine letzten Lebenstage verlebt hat, in *Schlichtegrolls* Nekrolog nähere Nachricht von ihm gegeben.) — Was der Vf. über *Ägyptische*, *Indische*, *Griechische* und *Römische Mysterien*, über *Rosenkreuzer*, *Tempelherren*, *Freymaurer*, *Illuminaten*, *Theosophen*, *Alchymisten* und *Gnostiker* sagt, ist nur dürftig, aber doch hinreichend, zu zeigen, dass in religiöser Rücksicht kein Heil bey ihnen zu erwarten sey, und sie weit hinter dem göttlichen Institute des Christenthums zurückstehen. — Die Bemerkungen über *Naturgeheimnisse*, *Magnetismus*, *Lebensluft*, *Elektricität*, *Licht*, *Bernstein* und *Kopal*, *Azot*, *Meteorolithen*, *Erdrevolutionen*, *Sternkunde*, *Seelenkunde*, *den Bau des Auges*, *das Gehirn des Menschen* und den *Einfluss vieler physischen Ursachen auf den menschlichen Geist* enthalten nichts Neues, und haben nur die Absicht, zu zeigen, dass sich auch in der Natur Unbegreiflichkeiten finden, was kein denkender Naturforscher zu leugnen begehrt. Am Schlusse dieses Abschnittes heisst es S. 75: „Wer kann so verwegen seyn, und bloss aus frivoler Neugier in das Heiligthum der Natur eindrin-

gen wollen, wer den Verhang, der uns ewige Geheimnisse verschleyert, wegziehen? Welch eine Vermessenheit, der Vernunft Beschränktheit, Unvollkommenheit und Schwachheit verleugnen zu wollen, und durch unerlaubte, vernunftwidrige, thörichte Mittel,, oder durch Missbrauch und falsche Anwendung der begrenzten Naturwissenschaft die Menschen zu verblenden, sich eines höchst verderblichen Einflusses auf denkende Wesen zu bemächtigen, oder durch vorgebliche Theosophie, Theurgie, Magie unter (der Larve der?) Scheinheiligkeit die ganze Welt wieder bezaubern zu wollen!!!" —

In dem Abschnitte *über religiöse Geheimnisse* bemerkt der Vf., dass die natürliche Menschenvernunft auf der untersten und höchsten Stufe ihrer Ausbildung des Glaubens durchaus nicht entbehren könne, dass aber dieser Glaube nie ohne Beweisgrund seyn dürfe, wenn er ein vernünftiger Glaube seyn soll. Es wird hierauf gezeigt, dass Gott, das unendliche Wesen, jedem endlichen, begrenzten Verstande das grösste Geheimniss sey, und dass wir wohl Namen und Worte haben, um dieses höchste Wesen zu bezeichnen, aber darum noch keinen vollständigen Begriff von Gott, weil kein endlicher Verstand den Unendlichen fassen könne. — Die Vernunft unserer ersten Philosophen sey bis jetzt nicht über das Princip der Religion ganz einig, indem Einer die Religion von der Moral, der Andere dagegen die Moral von der Religion ableite; eben so wenig über den Gehalt der Beweise fürs Daseyn Gottes. Edmund erklärt sich hierauf für den moralischen Glaubensgrund an das Daseyn Gottes, wogegen Ottmar bemerkt, dass der physicotheologische Beweis fasslicher sey, und nachdem er und Theodat diesen Beweis weitläuftiger dargelegt haben, auch von Ottmar der ontologische kürzlich angeführt worden ist, bemerkt Albertine, dass ungeachtet dieser Vernunftbeweise für das Daseyn Gottes dennoch vor ihren Augen eine undurchsichtige Binde des Unerfasslichen liege, auf die Frage: wer Gott sey? — worin ihr Theodat Recht giebt, und hinzufügt, dass unsere neuesten Philosophen, die sich mit den von aller Sinnlichkeit ganz abgezogenen — abstracten — Vernunftbegriffen nicht begnügen, sondern durch ihre lebendige Einbildungskraft zu sehr poetisiren, mehr Dichter als Philosophen sind, ihr neues System aufstellen, in welchem sich Alles verkettet, und das Alles zu erklären unternimmt. Aber noch immer hätten sie es nicht erklärt, was Gott eigentlich sey, und hier finde sich noch immer ein heiliges Dunkel, in welchem sich die tiefsten, scharfsinnigsten Denker und Weltweisen verloren haben. (Sollte Theodat selbst wohl ganz klare Begriffe von dem Wesen der neuesten Philosophie haben? — Und geziemt es sich, über Dinge mitzusprechen, die man nicht ganz versteht? —) Auf eine blosse Natur- oder Vernunft-Religion lasse sich auch kein religiöser Verein gründen, weil ihr das Christlich-Erhabene, das Heiligende fehle, oder wenn Freunde der Naturreligion auf das andere Aeusserste springen, und behaupten wollten, der Deismus bedürfe des öffentlichen Cultus gar nicht: so widerlege sie die Geschichte der Mysterien aller Zeiten, aller civilisirten Völker. — *Geheimnisse der christlichen Religion.* Es sey erwiesen, dass keine Religion für alle Völker, Himmelsstriche, Stände und Geschlechter wohlthätiger, und darum auch annehmbarer und bedeutender sey, als die christliche Religion im Geiste des Evangeliums. — Auch sie habe Symbole, aber diese könnten nicht einfacher, noch bedeutungsvoller seyn; sie verhüllen keine Geheimnisse, wie die Mysterien der Priester zu Memphis, sondern sie deuten sie an, und bieten sie dar. — Das Christenthum versinnliche seine Lehren auf eine Art, wodurch der Sinn für das Heiligste über das Irdische erhöht werde. — Der gefallene Mensch wünsche Vergebung, Beruhigung, finde sie aber weder in der Vernunft, noch in der Erfahrung. Willkommen müsse ihm daher die Versicherung von Sündenvergebung seyn, welche die christliche Religion ausspreche. Diese Versicherung aber sey ganz besonderer Art; hier sey Lehre und Thatsache zugleich, d. h. sie werde durch den Kreuzestod Jesu anschaulich, erquickend, vollkommen beruhigend.

Das kündlich grosse Geheimniss, welches die gesammte Menschenwelt an sich ziehe, sey *Jesus Christus, das Licht der Welt.* Da die Menschen gestehen müssten, dass sie ihr eigentliches Ich, ihre Seele nicht kennen; so sollten sie es sich um so viel weniger herausnehmen, erforschen und erklären zu wollen, wie Christus entstanden, und was er seiner Natur nach eigentlich sey. — Die Systeme der Philosophen wechselten, aber — Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. — Wir dürfen darum nicht die gebildete Vernunft verachten, aber wir halten uns um so sicherer an Den, der gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." — *Die Bibel.* — Wer ohne Vorurtheil, ohne vorgefasste Meinung, in edler Absicht die heilige Schrift lese, lese, um Wahrheit und Trost zu finden, mit aller Aufmerksamkeit und frommen Forschbegierde lese; wem es um Herzensbesserung und Gemüthsberuhigung ein wahrer Ernst sey, — der werde bald finden, und immer tiefer fühlen, dass in derselben ein ganz anderer Geist uns anhauche, als in irgend einem anderen noch so schön geschriebenen Buche. Er werde das, was das Herz und Gewissen so sanft kräftig anspreche, auch ohne einen gelehrten Bibelerklärer verstehen. — Kein Buch in der Welt habe die Geheimnisse der menschlichen Natur uns so wohlthätig und herrlich aufgeschlossen, als die heilige Schrift.

Was hierauf über *die Offenbarung Johannis* mitgetheilt wird, kann dem Theologen nicht neu seyn; es zeugt aber von Einsicht und frommen Sinn. — Dass sie ein heiliges Buch sey, und von Christen, denen in den übrigen heiligen Büchern des Neuen Testaments schon ein Sinn für höheres Leben aufgegangen sey, alle Hochachtung verdiene, lehre der unverkennbar heilige Zweck derselben. Aber vieles sey so dunkel, so verschleiert, dass jeder bescheidene Theolog und Bibelfreund nur beym Allgemeinen der bilderreichen Andeutungen wohlbedächtig stehen bleibe. — *Die Machtthaten Jesu.* Der Vf. erklärt sich

mit Recht wider diejenigen, welche die Wunder des Heilandes natürlich erklären wollen. — *Die Vorsehung.* Die viele Mühe, welche sich der Vf. giebt, die Vorsehung mit der Naturnothwendigkeit und mit den freyen Handlungen der Menschen in Übereinstimmung zu bringen, hätte er sich ersparen können, wenn er sich daran erinnert hätte, dass der religiöse Standpunct ein ganz anderer, als der der theoretischen Naturforschung sey. — *Religiöses Gefühl.* — *Kultus.* Hier ist der Vf. nicht tief genug eingedrungen; der Kultus erscheint noch zu sehr als blosse Krücke, da er doch vielmehr aus dem natürlichen Bedürfnisse des Menschen, seine religiösen Gefühle und Überzeugungen in Vereinigung mit Anderen an den Tag zu legen, hätte hergeleitet werden sollen. — *Ursprung des Christenthums.* — *Das Pfingstfest.* — *Die Taufe und das Abendmahl.* — *Vergleichung des Christenthums mit der Maurerey.* — *Jesu Hingang in den Himmel.* — *Natur und Religion.* —

Der Vf. beschliesst seine Schrift mit folgenden Worten: „Beruhigt und vergnügt verliessen die müden Wanderer jene Riesengebirge mit ihren eisbedeckten Gipfeln und thurmhohen Felsenwänden, die ihnen die reizenden Aussichten verdunkelten. Durch freundliche Thäler und die anmuthigsten Parthieen kräuterreicher Auen zogen sie in Herzenseintracht und Liebe ihrem Vaterlande freudig entgegen; dankend dem Allgütigen im Genusse des Friedens, welcher höher ist, denn alle Vernunft, voll hoher Ahnung erreichten sie *Bivovortona.*"

Rec. hat schon oben erklärt, dass er diese Schrift zwar nicht für wissenschaftliche Denker, aber für gebildete Leser nützlich finde, und er wiederholt dieses Urtheil, indem er hinzufügt, dass insonderheit dasjenige, was sich auf das Christenthum bezieht, von ihnen nicht werde gelesen werden, ohne ihre tiefe Ehrfurcht gegen die Religion, die von Gott ist, und gegen den göttlichen Urheber derselben erhöht und belebt zu sehen. Die Sprache könnte hin und wieder blühender seyn; auch ist sie nicht immer ganz correct, und zuweilen fällt der Vf., wenn er ergreifen und rühren will, in den sogenannten Kanzelton. — Einige orthographische Unrichtigkeiten, als „Mystirion, Phanatiker u. A. halten wir für Schreib- oder Druckfehler. — Nicht richtig ist es, wenn von *Robespierre* behauptet wird, dass er den unsinnigen Einfall gehabt habe, den Atheismus zu decretiren; er decretirte vielmehr das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. — Auch würde der bescheidene *Garve*, wenn er noch unter uns lebte, selbst nicht wissen, wie er dazu komme, der scharfsinnigste und grösste Lehrer der Philosophie in Deutschland genannt zu werden, wie hier geschieht.

—tmf—.

PÄDAGOGIK.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Erbauliche Betrachtungen für Eltern und Schullehrer, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen liegt.* Nebst Anhang: *Die Bildung der Menschen im Grossen durch das Militär in Friedenszeiten.* Zum Beschluss: *Ein patriotischer Wunsch in Hinsicht des Denkmals für den Fürsten Blücher von Wahlstadt;* von *Heinrich Bauer*, Schullehrer in Schadeleben im Halberstädtischen. 1817. XXXII u. 222 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. hat dieser Schrift eine Dedication in Versen an das Preuss. Consistorium in Niedersachsen vorgesetzt, in welcher demselben der gerechte Wunsch ans Herz gelegt wird, dass die traurige Lage der Schullehrer berücksichtigt und zu ihrer Verbesserung thätig gewirkt werden möchte. In der Vorerinnerung giebt er die Ursache an, warum er seine Wahrheiten und Darstellungen in der Sprache der Erbauung vortrage, weil er nämlich aus Erfahrung wisse, wie warm ihm oft das Herz für den Inhalt eines in dieser Sprache niedergeschriebenen Vortrags geworden sey. Auch äussert er diejenige Bescheidenheit, welche man äussern muss, wenn man seine Mängel und Schwächen fühlt, und Ursache hat, um schonende Zurechtweisung zu bitten. Und löblich ist der Nebenzweck des Vfs. bey der Herausgabe dieser Schrift, den armen Schullehrer-Wittwen und Waisen einige Unterstützung dadurch zu verschaffen. Die Schrift besteht ausser den beiden auf dem Titel angegebenen Anhängen aus zwölf Betrachtungen: 1) Was ist der Mensch? 2) Würde des Menschen. 3) Wodurch kommt der Mensch zu dieser Würde? 4) Menschenbildung oder Erziehung. 5) Erziehung der Kinder bey den Ältern. 6) Die Gattin als Mutter. 7) Der Gatte als Vater. 8) Die Erziehung des Kindes in der Schule. 9) Der Schullehrer. 10) Die Gattin des Schullehrers. 11) Der Seminarist als angehender Schullehrer. 12) Das wohlgeartete Kind.

Obgleich viel Gutes und Brauchbares über diese Gegenstände gesagt wird: so kann Rec. dennoch nicht das günstigste Urtheil über die Schrift fällen. Zunächst fehlt es dem Vf. ganz an Correctheit des Ausdrucks; auf jeder Seite stösst man auf bedeutende Sprachfehler, und da er diesen Mangel selbst fühlte und bekennt: so hätte er diese Schrift nicht in dieser Gestalt ins Publicum senden sollen. Hatte er denn keinen Freund, der sie durchsehen und von den Sprachfehlern reinigen konnte? Was die Einkleidung der vorgetragenen Gedanken und Wahrheiten betrifft, um sie erbaulich zu machen: so kann es Rec. nicht billigen, dass die Betrachtungen beynah alle im Tone der Gebete und Anreden an Gott abgefasst sind. Häufig scheint es, als erschiene der Vf. nur darum vor Gott, um ihm Etwas zu erzählen. Nicht selten ist Rec. auf schiefe und halbwahre oder ganz falsche Gedanken gestossen. So sagt der Vf. S. 6: Meine lockere Zunge durchwebtest du mit dem Nerven des Geschmacks. Du gabst demselben die Empfindung — wenn er nicht verdorben wird — dass er Wohlbehagen findet an den Speisen, die meinem Körper gesund und wohlthuend sind, und eine widrige Empfindung an denen, die ihm schädlich werden können. Du setztest mir den Geschmack gleichsam zum Wächter meines Lebens: — denn wie leicht könnte ich sonst Gift statt Lebensspeise geniessen! (Alles doch wohl nur halb wahr und mit vieler Einschränkung zu behaupten.) Wenn der Vf. S. 12 spricht: wie manche süsse und erquickende Frucht würde es weniger geben

wenn die Vögel nicht auch an den Früchten des Dornstrauchs ihre Nahrung fänden: — so kann Rec. die Wahrheit dieses Satzes nicht einsehen. Am wenigsten gelingt es dem Vf., in Bildern zu reden, wie folgende Stelle beweist: Mag es also immer seyn, weiser Vater der Menschen, dass ich, im Kreise der Männer, Teufel in Menschengestalten neben Engeln dieser Erde erblicke — beide stehen ja unter deiner weisen Lenkung. Die äussere Hülle der letzteren kann zwar von den ersteren beschmutzt werden; aber in das innere Heiligthum eines Gottmenschen kann kein Satan dringen. Das helle Licht, welches da herausstrahlt, kann er nur auf kurze Zeit verdunkeln durch seinen stinkenden Dunst; aber desto mächtiger strahlt der zurückgehaltene Lichtstrahl empor, ver dem der Dunst zerstiebt, und leuchtet bis in die Ewigkeit. — Ob wohl jeder Schullehrer von seiner Frau beten kann: Lass michs erkennen, welche schwere Bürde du ihr aufgelegt hast, die sie mit beyspielloser Standhaftigkeit und Geduld erträgt. Ach! wie belohnt fühlt sie sich schon, wenn sie sieht, dass sie von mir bemerkt wird; noch mehr will ich sie belohnen, wenn ich sie in meine treuen Arme, an mein männliches Herz drücke, und ihr dasselbe öffne?

Rec. hat noch ein Wort über die Anhänge zu sagen. Die Hauptidee des Vfs. geht dahin, dass die Kinder frühzeitig zu Militärs erzogen, und im Laufen, Springen, Reiten, Fahren, Fechten, Ringen, Werfen, Schiessen, Schwimmen, Tauchen u. s. w vervollkommnet werden, und dass jeder gesunde Jüngling Soldat seyn, und in dieser Zeit sich zugleich für seinen bürgerlichen Beruf bilden solle, bis er im vollen Sinne zum Menschen und Manne gereift sey, und Proben seiner Geschicklichkeit fürs bürgerliche Leben ablegen könne. Auch dieser Auffatz enthält des Einseitigen, Halbwahren und Unstatthaften so viel, dass Rec. sich nicht enthalten konnte, an jenes: *ne sutor ultra crepidam* zu denken. Der beherzigungswertheste Vorschlag ist, da nun einmal der Soldatenstand ein *malum necessarium* ist, der, dass der Staat das Militär in Friedenszeiten benutzen möchte, Chausseen und Strassen anzulegen, Canäle zu graben, Wüsteneyen urbar zu machen, neue Städte zu bauen u. s. w. Übrigens wäre es freylich am besten, wenn alle Fürsten, vom Geiste der Eintracht und Gerechtigkeit beseelt, mit ihren Besitzungen zufrieden, und fern von aller Vergrösserungssucht wären; dann brauchten wir kein Militär und keine Menschenbildung durch das Militär. Der patriotische Wunsch in Reimen schlägt vor, zum Denkmal Blüchers eine Waisenanstalt zu gründen, und ihr den Namen Blüchersruh zu geben.

7. 4. 6.

Breslau, (ohne Angabe der Verlagshandl.): *System des Elementarunterrichts der practischen Musik, ohne besondere Rücksicht auf ein Instrument.* Aufgestellt von *Wilhelm Flemming*, Musiklehrer und wirklichem Mitgliede der Schlesischen Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Cultur. 1817. XXXVI u. 99 S. 8. (16 gr.)

Ganz richtig bemerkt der Vf. dieser Schrift, dass zur Ertheilung des Unterrichts in irgend einem musikalischen Instrumente nicht ausreichend sey, dass der Lehrer dieses Instrument selbst in seiner Gewalt habe; dass vielmehr der Lehrer seine Kunst *systematisch* verstehen müsse, wenn er mit gutem Erfolg seinen Unterricht ertheilen wolle. Er glaubt daher, dass ein Buch, welches den Elementarunterricht über die Musik *systematisch* lehre, nicht unwillkommen seyn könne. Man wird ohnehin nicht vermuthen, dass hier von einem philosophischen Systeme die Rede seyn könne, wo das Ganze aus Einem Grundsatze abgeleitet wird; der Vf. scheint nur unter seinem System des Elementarunterrichts der praktischen (?) Musik, einen Unterricht zu verstehen, der *ab ovo* anfängt. Denn er spricht von der Musik als einem Bedürfnisse für die Menschen, von ihrer Gewalt über uns, von ihren Wirkungen, von der Eintheilung derselben, von der Classification der Tonkünstler, von der Geschichte der Musik, von Jubal an, bis auf unsere Zeiten, über die 7 Grundtöne der Musik, über Durton und Mollton, und wie sich beide Tonarten von einander unterscheiden, über die Noten, über das Zeitmass oder den Tact, über die Pausen, über den Tactstrich, die Tactarten und die Tactordnung u. s. w. Nach diesem allgemeinen Unterrichte über die Musik überhaupt beschreibt derselbe im 10, 11, und 12 Capitel seine Verfahrungsart beym Unterrichte seiner Schüler in der Musik, die dem Rec. sehr zweckmässig scheint. Nur geht dieser Unterricht nicht ins Specielle, indem Hr. *Fl.* den Beysatz auf dem Titel seines Buchs „ohne besondere Rücksicht auf ein Instrument" immer im Auge behalten hat. Eine solche specielle Anweisung, wie der Musiklehrer seinen Unterricht auf einem bestimmten Instrumente z. B. dem Clavier, der Violine u. s. w. zweckmässig einzurichten hat, ist aber noch mehr ein Bedürfniss für die Musiklehrer, denen sehr oft, bey aller eigenen Fertigkeit in der Musik, die richtige Methode beym Unterrichte fehlt, als dieser allgemeine Unterricht über die Musik überhaupt, den wohl jeder Musiklehrer schon kennt, und seinen Schülern vielleicht gelegentlich bey der Ertheilung des besonderen Unterrichts beybringt. Hr. *Fl.* würde daher sich noch ein besonderes Verdienst erwerben, wenn er diesem allgemeinen Unterrichte über die Musik, in einem zweyten Theile den besonderen Unterricht folgen liess, welcher die Musiklehrer auf die richtige Methode leitete, die beym Unterricht in jedem besondern Instrumente anzuwenden sey. Es müsste freylich dieser den Musiklehrern zu gebende Unterricht sich auf Erfahrung gründen, (die Hr. *Fl.* zu haben scheint), und in voraus auf die Fehler aufmerksam machen, zu welchen die Schüler auf einem besondern Instrument gewöhnlich verleitet werden, und die Mittel angeben, wie der Lehrer diesen Fehlern vorbeugen könne, ehe sie zur Gewohnheit werden, z. B. den Fehlern, die bey der Applicatur bey der Erlernung des Claviers vorkommen. Nur müssten wir Hn. *Fl.* bitten, bey der Ausarbeitung eines solchen zweyten Theils alle Weitschweifigkeit in der Schreibart zu vermeiden, was bey dem vorliegenden System des Elementarunterrichts in der Musik nicht geschehen ist. Öfters werden da Sätze, die an sich ganz verständlich sind, durch Gleichnisse erläutert.

K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 2 0.

SCHÖNE KÜNSTE.

Liebnitz, b. Kuhlmey: *Dramatische Dichtungen*, von D. *Ernst Raupach*, Russ. Kaiserl. Hofrathe und ord. Prof. der Geschichte und der Deutschen Literatur an der Kaiserl. Haupt-Bildungsanstalt für Pädagogen zu St. Petersburg. (Enthaltend: *Timoleon, Lorenzo und Cäcilia*, und *die Fürsten Chawansky*.) 1818. 458 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Von dem betrübten Irrwege, den ein grosser Theil der dramatischen Dichter unserer Zeit betreten hat, und der von solchen, die sich nur zu leicht durch den oft erborgten Flitter einer die Sinne in Anspruch nehmenden Diction blenden lassen, mehr denn zu sehr gepriesen worden ist, hat Hr. *Raupach* sich rühmlich entfernt gehalten, und Teufelsspuck und Schicksalsunwesen, wie es jetzt heimisch auf unseren Bühnen geworden, ist, Dank sey es seiner besseren Einsicht, aus seinen dramatischen Dichtungen verbannt, in denen allen dreyen, wie sie dieser Band enthält, ein edler, würdevoller Geist, verbunden mit einem nicht selten ächt dichterischen Schwunge und einer lobenswerthen Correctheit der Sprache und des Versbaues, vorherrscht.

Diess macht die Lichtseite dieser Dichtungen aus; zu ihrer Schattenseite muss die zuweilen nicht ganz feste Haltung der aufgestellten Charaktere — deren einige von Grund aus nicht glücklich angelegt sind — der manchmal in rhetorische Breite (dem Drama so ungünstig) ausschweifende Dialog, und der daraus hin und wieder erwachsende Schwulst der Bilder und Worte gerechnet werden; Dinge, die zu vermeiden einem Dichter wie Hn. *R.* in der Folge nicht schwer seyn werden, wenn er erst tiefer in das Heiligthum seiner Kunst wird eingedrungen seyn. Dann wird ihm auch sonder Zweifel die Vermeidung von Reminiscenzen leichter werden, ein Fehler, in den angehende Dichter so oft fallen, indem ihnen fast unwillkührlich ein grosses Muster- oder Lieblings-Bild bey ihren Arbeiten vorschwebt, der aber nur dann von der Kritik streng geahndet zu werden verdient, wenn er begangen wird, um eigene Leerheit und Geistesarmuth zu übertünchen, oder wenn er die Brücke bauen soll, auf der ein solcher Armer sich in den Tempel des Ruhmes zu schleichen sucht; welches jedoch bey unserem Vf. keinesweges der Fall ist.

Doch gehen wir jetzt zu einem genaueren Anschaun des von Hn. *R.* gegebenen dramatischen Dreyblattes.

No. I. *Timoleon, der Befreyer*, ist ein Fest- und Gelegenheits-Spiel in 5 Aufzügen, das der Vf. selbst „*ein Monument des Jahres* 1813" nennt. Das Süjet ist die Befreyung der Syrakuser vom Joche der Karthager durch den Korinthischen Feldherrn, der hier, dem geschichtlichen Charakter treu, in einer edlen Sprache, in dem ganzen Glanze des schönsten und reinsten Heldenthums, ein ehrwürdiges Bild erhabener Tugend, vor den Blick der Leser tritt. Das in die Handlung verflochtene Volk von Syrakus hat der Vf. in zwey Halbchöre, den der Männer und den der Frauen, getheilt, und dadurch es seinem Zwecke, vermöge dessen es mehr schauend, contemplativ und reflectirend, als selbstthätig in die Handlung eingreifend, erscheinen soll, genähert; wie denn überhaupt die sämmtlichen anderen Personen dieses Festspiels wenig aus dem Kreise der Passivität heraustreten, und nur der Held der Dichtung allein als das belebende Princip dieser gleichsam todten Masse hervorleuchtet, die ihm solchergestalt nur als eine Folie unterzuliegen scheint. So sehr hiedurch der Glanz des Helden verstärkt wird, so unvortheilhaft ist doch diese Einrichtung der ächt dramatischen Wirkung, die dadurch beynahe ganz verloren geht. Denn indem dadurch die, um derentwillen der Befreyer kam, in das ungünstige Licht einer ziemlich willenlosen, der Kraft ermangelnden Masse gestellt werden, welche niemals geeignet ist, das Interesse sonderlich in Anspruch zu nehmen, geht selbst ein Theil der höheren Verdienstlichkeit der Befreyungshandlung verloren, und die Befreyten schwinden zu sehr in den Schatten des Nichts gegen den, durch den sie allein den Impuls zu einer That erhielten, die ihnen näher wie jedem Anderen lag.

Sollen wir unsere Meinung offen sagen: so hat hiebey Hn. *R.* wohl zu sehr, nicht sowohl die Zeit, zu deren Gedächtniss er diese Dichtung schrieb, als die Einwirkung, die das Volk und der Herrscher, unter dessen Scepter der Vf. steht, auf die Ereignisse der Zeit *mit* hatte, vorgeschwebt, und er ist dadurch — vielleicht unbewusst — in den Fehler gefallen, das Anerkennungswerthe, das von dieser Seite geschah, hinsichtlich der Aera, auf welche seine Dichtung Bezug hat, zu überschätzen.

Sprache und Versbau sind übrigens in diesem, durch den eingewebten Doppelchor sich dem Lyrischen nähernden Drama edel und correct, und hin und wie-

der zu einem sehr anerkennungswerthen wahrhaft dichterischen Schwunge gesteigert. Als Prolog tritt die Muse der Geschichte auf, Sikeliens Schmach und Unglück, Karthagos Herrsch- und Raubsucht, und Timoleons Ankunft und Thaten bis zu dem Augenblick, wo die Handlung beginnt, schildernd, und auf eine Zukunft deutend, reich an Glück und Frieden, wozu, setzen wir hinzu, der Himmel sein Gedeihen geben mag für und für.

Obschon in No. 2 (*Lorenzo und Cäcilia*) im Ganzen eine mehr dramatische Haltung der Charaktere sich findet: so ist doch dieses Trauerspiel dem Dichter weniger gelungen. Abgerechnet, dass die Wahl des Süjets gerade nicht die glücklichste genannt werden kann, indem der wilde, vernunftlose Trotz eines jungen Mannes, der Alles nur seiner zügellosen Leidenschaft opfert, eben so wenig anziehend ist, als sein nachheriges sich Beugen, und die fühllose, berechnende Kälte und Klugheit seines fürstlichen Vaters: so hat auch der Vf. durch eine nicht ganz seltene Überbietung des Ausdrucks, durch offenbare Vernachlässigung einiger Charaktere, wie z. B. den der Prinzessin Leonore, die eben so unweiblich als indolent erscheint — und durch das, wodurch er vermuthlich geglaubt hat seiner Dichtung einen besonderen Schmuck zu verleihen, durch die gar zu häufigen Übergänge von einem Versmass in das andere, von dem der Tragödie am mehrsten in unserer Sprache zusagenden, dem fünffüssigen Jambus mit wechselnder männlicher und weiblicher Endigung, zuweilen mit dem Reim, zu lyrischen, bald in Trochäen, bald in Daktylen sich bewegenden Massen — seinem Werke selbst geschadet. Hin und wieder vorkommender Stellen, die an grosse Muster nicht immer zum Vortheil, wie diess fast immer der Fall ist, erinnern (wie z. B. S. 145), wollen wir nicht einmal gedenken.

Zu den gänzlich verfehlten Charakteren in dieser Tragödie rechnen wir den der Prinzessin Leonore, die von dem alten Fürsten seinem Sohne Lorenzo zur Gemalin bestimmt ist, von diesem aber, seiner Leidenschaft zu Cäcilien wegen, verworfen wird. Uns dünkt, ein Frauenzimmer, das nur einiges Gefühl, nur eine ganz kleine Dosis jenes edlen weiblichen Stolzes besitzt, der gegründet auf das billige Erkennen des eigenen Werthes ist, und *Zartheit* zu seiner Blüthe hat, *kann* und *muss* sich durchaus in einer Unterredung, wie die, welche sie mit Lorenzo hat, und worin dieser mit wirklicher Schonungslosigkeit sie behandelt, und ihr rund heraus erklärt, er werde ihr nimmermehr seine Hand reichen — anders benehmen, als es Leonore thut, welche nur für den Befehl ihres Oheims (des alten Fürsten) Sinn zu haben scheint. Indem sie ganz trocken und gleichgültig dem sie verschmähenden Jüngling erklärt, sie werde nie sich dahin mit ihm vereinigen, den alten Fürsten zu bitten, das Project ihrer beiderseitigen Verbindung aufzugeben, sondern ihm, dem Oheim, folgen, und sich folglich dem, der sie nicht mag, aufdringen, wirft sie alles weibliche, sehr ehrenwerthe Zartgefühl weg, bloss um die Eigenschaft eines blind gehorchenden Mündels zu retten. Dass aber nicht etwa eine geheime Neigung zu dem jungen Manne die verborgene Triebfeder ist, welche sie das so natürliche Selbstgefühl einer edlen Seele hiebey vergessen lässt, zeigt ihre Betrachtung nach Lorenzos Abgange deutlich, wo sie sagt:

> „Ein seltsames Gespräch. — Fast sollt' ich meinen,
> Es sey hier eine Leidenschaft im Spiel (e).
> Wohl möcht' ich's wissen. — Doch ich will nicht forschen.
> Wozu denn auch nach einer Wahrheit spähn,
> Die mich nicht klüger macht (?) und auch nicht besser."

Nach dieser etwas sonderbaren Selbstberuhigung geht sie denn auch ganz wohlgemuth ab, und kömmt nicht weiter zum Vorscheine.

So wenig uns indess die ganze Anlage des Charakters von Lorenzo zusagt: so muss man doch dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, diesen wilden, störrischen, Alles durch seine Unbeugsamkeit zertrümmernden Charakter treu und consequent bis zum Schluss durchgeführt zu haben, wo er endlich, gebrochen durch den freywilligen Tod Cäciliens, die ihr Leben dem, was sie für Recht und gut erkennt, mit dem edlen Heroismus der Tugend zum Opfer bringt — auf den verlassenen Pfad der Pflicht und des kindlichen Gehorsams zurückkehrt, und sich den Geboten einer höheren Nothwendigkeit unterwirft. Eben so, man kann sagen, mit vorzüglicher Liebe und Zartheit, ist der Charakter Cäciliens gehalten, die ein schönes Bild eines durch Tugend und reine Seelenliebe verklärten weiblichen Wesens darstellt. Mehrere Stellen dieser Dichtung zeigen von einem ächt poetischen Geist, von einem schönen und reinen, durch das Heiligste im Leben tief ergriffenen und von ihm emporgetragenen Gemüth, und von einer Herrschaft des Dichters über sein Werkzeug, die Sprache, die die grösste Anerkennung verdienen.

No. 3. *Die Fürsten Chawansky* ist auf mehreren der bedeutendsten Bühnen zur Aufführung gekommen, und es haben sich darüber verschiedene Stimmen verschiedentlich vernehmen lassen; bald gewaltig preisend, bald mit breiten, im Ganzen aber ziemlich befangenen Ausstellungen. Rec. hat bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt, dieses *ernste Schauspiel* (wie man es wohl füglicher, als ein eigentliches Trauerspiel nennen kann) darstellen zu sehen, hegt aber die Meinung, dass wenn es gut von wirklichen Künstlern aufgeführt wird, wenn eine zweckmässige Anordnung dabey obwaltet, und wenn mit geschickter, zartschonender, nicht wie öfter geschieht, mit täppischplumper Hand, einige Verkürzungen in mehreren der darin vorkommenden Monologe, zum Behuf der Aufführung, vorgenommen werden, diese Dichtung einen grossen, erhabenen Eindruck machen muss, und dass durch sie das an wahrhaft Gutem nicht sonderlich reiche Repertoir unserer Bühnen einen sehr achtungswerthen Zusatz erhalten hat. Denn bey Weitem mehr, wie in den beiden ersten Dramen dieses Bandes, zeigt Hr. *R.* in diesem seinen unleugbaren Beruf zum praktischen dramatischen Dichter, worunter Rec. neben den anderen Haupterfodernissen zur würdigen Schö-

pfung dieser Art von Dichtungen, auch die, *sehr wesentliche*, versteht, so zu schreiben, dass das Gedicht auch bey der bildlich-mimischen Darstellung seinen Zweck, Ergreifung und fortdauerndes Interesse, erreiche. Dass diess eine Eigenschaft oder Gabe vielmehr ist, die manchem, sonst sehr anerkennungswerthen Dichter dieses Faches erstaunlich fehlt, ist allbekannt, und darum um so angenehmer, wenn sie sich, wie hier, mit den anderen erfreulich gepaart findet. Von Anfang bis zu Ende weiss der Vf. das Interesse in fortdauernder Spannung zu erhalten. Die Zeichnung der Charaktere ist schön, fest und consequent, die Sprache edel und der jedesmaligen Situation treffend angemessen, die Aufeinanderfolge der Auftritte natürlich und leicht herbeygeführt, so dass keine ängstliche Willkühr und Verlegenheit von Seiten des Dichters, wie er die Personen soll kommen oder gehen lassen (ein Missstand, der in dem vorhergehenden Stücke: *Lorenzo und Cäcilia* nicht immer vermieden ist) sichtbar wird, und durch dieses Alles das Ganze zu einem wirklichen Ganzen aus Einem Guss sich rundet.

Auch das Süjet selbst ist in diesem Drame bey weitem edler und von Haus aus rein dramatischer als in No. 2. Statt dass dort der Starrsinn und das wilde Blut eines jungen Menschen in unbedachter Leidenschaftlichkeit den Knoten der Handlung schürzt, erblicken wir hier eine zweyte Brunhildis, die im wilden Drange heisser Herrschbegier alle Zügel sanfter Weib- und Menschlichkeit abgestreift hat, jetzt Einmal, zum Erstenmal, ergriffen von der sanftesten und tiefsten aller Leidenschaften, der Liebe. Ihr schreckliches, von Blut bespritztes früheres Leben tritt unter der Beleuchtung dieser menschlich schönen Empfindung, mit allen seinen Greuen vor ihre eigenen entsetzten Blicke, und das Sehnen dieser umnachteten Seele nach den verlorenen Paradiesen einer reinen, unschuldsvollen Gemüthswelt, das Erschrecken vor sich selbst, da sie im Begriff steht gleichsam in ein neues, von Liebe und Herzensglück erbautes Leben zu treten, ist vom Vf. tief und ergreifend geschildert.

Neben diesem weiblichen Dämon, dem zur Seite die minder kraftvolle, darum aber nicht reinere Schwester steht und dem, trotz aller Schuld, das Gefühl der Theilnahme und des Bedauerns, nicht entzogen werden kann, erblicken wir eine edle, hochherzige, hochstrebende Heldenfigur, entflammt für das Grosse und Edle, ausgerüstet mit Thatkraft und des Willens voll sie zum Besten seines Landes in dem grössten Kreise menschlicher Wirksamkeit vom Throne aus, zu nützen. Dass aber Jury Chawansky die Erreichung seines an sich unsträflichen Zwecks, das Scepter eines von wilder Anarchie und Parteyung zerrissenen Landes in seine feste Hand zu nehmen, um ihn zum Seegenszweige zu verwandeln, getäuscht durch eine zu schöne, edle Ansicht der Dinge und Menschen, durch eine Verbindung mit der schuldbeladenen, blutbefleckten Sophie, zu erreichen sucht; dass er hoffen konnte, auf diesem *scheinbar* unblutigen, schuldlosen Wege die Herrschaft, die er selbst im Gespräch des Vaters mit folgenden Worten schildert:

> Sie ist ein Geist der Unterwelt,
> Ein zahmer Helfer dem zu grossen Werke,
> Der ihn durch Zauberspruch gefesselt hält;
> Doch furchtbar dem in seiner Höllenstärke,
> Der ohne Kunde sich ihr zugesellt.

zu erringen; dass er diess Wagstück, den geheimnissvollen, den menschenfeindlichen Mächten vertrauend, mit kecker Zuversicht auf seine Kraft und seinen reinen Willen, unternahm: diess ist die Klippe an der auch er scheitert, wie mancher grosse geschichtliche Charakter vor ihm, und gerade hierin und in Jury's edlem Erkennen seiner Schuld und der daraus folgenden freywilligen heroischen und grossen Sühnung derselben, liegt das ächt Tragische dieses Dramas, das das Gefühl, mitten unter dem Schmerz der Mitempfindung, erhebt und beruhigt, weil es edel und versöhnend in der Aufopferung die Wiederaufrichtung eines an der Klippe eigener Grösse gestrandeten Geistes zeigt, und weil überhaupt durch das ganze Gewebe dieser Dichtung, wie ein steter, fortlaufender Faden, eine ewig gerechtrichtende Vergeltung, jene erhabene Schicksalsgerechtigkeit waltet, die von den Alten schon so tief erkannt, und in ihren dichterischen Meisterwerken so glänzend und wahr geschildert ist, und die ein ganz anderes, erhabenes, tröstlicheres Bild und Blick auf die Zukunft gewährt, als jene mystischfatalistischen Ansichten der Weltgerechtigkeit, welche neuere Dichter, zum Theil in den verführerischen Schimmer einer blühenden Diction gehüllt, in Tragödien wie der *24te Februar*, *die Schuld* oder gar *die Ahnfrau*, aufgestellt haben. Wie glücklich der Vf. in diesem Drame hinsichtlich der Zeichnung der Charaktere gewesen ist, beweisen ausser den genannten beiden Haupt-Figuren, der Zaarin Sophia und dem Fürsten Jury Chewansky, auch die Charaktere des kalten rachsüchtigen Bösewichts Miloslawsky und des jungen, edelherzigen Dolgoruky. Ohne Übertreibung, die hier so oft von den dramat. Schriftstellern bey Zeichnung eines auf der Bühne sogenannten Intriguants, begangen wird, ist dieser Miloslawsky mit wenigen aber scharfen Zügen charakterisirt, und dadurch, ohne dem Gefühl des Abscheus, das ein solcher Mensch einflössen muss, Eintracht zu thun, doch jenes die edlere Menschheit beleidigende Fratzenhafte vermieden, welches nur zu leicht unter ungeschickten Händen Charaktere erhalten, die so wie dieser, nur immer zum Bösen treiben. In Dolgoruky ist aber ein an Ehre und Recht festhaltendes ritterliches Gemüth geschildert, das um so angenehmer anspricht, da es sich in der Hülle frischer Jugendlichkeit dem Auge darstellt. Dass übrigens der Vf. auch in dieser Dichtung das Haupt-Versmass derselben, den Jambus, häufig mit anderen, bald kürzeren, bald längeren vertauscht; dass dieses Wechseln desselben, namentlich in dem Monolog Sophia's im zweyten Act (der, abgesehen auch hievon, bey aller Schönheit, doch ein wenig zu sehr in rhetorische Breite fällt) über die Gebühr und ohne Noth zu häufig geschieht: diess sind Ausstellungen an diesem schönen Gemälde, die Rec. darum nicht unterdrückt, damit Hr. R., wenn er, wie wir

hoffen und wünschen, unsere dramat. Literatur und die Repertoirs unserer Bühnen bald wieder mit einem seinem Talente würdigen Erzeugniss erfreut, dieselbe vermeiden und dadurch immer näher den wenigen, aber ächten Meistern dieses Dichtungszweiges, die wir besitzen und besassen, sich anschliessen möge. Eine Hoffnung, deren Erfüllung nur von Hn. *R.* abhängen wird, wenn er dem Pfade getreu bleibt, den er in diesem Drama so rühmlich betrat.

Lob verdient noch die äussere Erscheinung dieses Werks, das durch sauberen und correcten Druck und schönes Papier sich sehr vortheilhaft auszeichnet.

G.

Nürnberg, b. Stein: *Unglück und Mitleid.* Ein Gedicht von dem Hn. Präsidenten *Delille.* Aus dem Französischen übersetzt, von D. *Michael Feder*, (vormals fürstl. bischöfl. geistl. Rathe, zu Würzburg.) 1815. XXIV u. 216 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Anziehende, welches *Delille's* Gedicht *la pitié* und mehr oder weniger alle seine übrigen didactischen und schildernden Gedichte haben, beruht ganz vorzüglich auf dem angenehmen Gewande, welches er seinen an sich weder originellen und poetischkräftigen noch bedeutsamen Gedanken giebt, d. h. in den angenehmen und geschmackvollen Bildern, und in dem wohlklingenden Ausdruck, in welchem er seine schwachen Sentenzen und gehäuften Schilderungen fasst. Namentlich beruht ein Hauptgrund des Beyfalls, welchen seine Gedichte vorzüglich bey den Franzosen erhalten haben, darin, dass seine Gedichte den höchsten musikalischen Wohlklang, dessen die Französische Conversationssprache fähig ist, mit der feinsten Eleganz des Ausdrucks verbinden. Demnach müssen wir durchaus widersprechen, wenn der Vf., um seine in ungebundene Rede aufgelöste Übersetzung dem Deutschen Publicum zu empfehlen, behauptet, auf die Versification komme es hier *wenig* an. Denn wenn der Übersetzer in der Vorrede sagt, dass „der grosse Dichter den tiefen Eindruck seiner Geisteswerke nicht durch den Versbau erkünsteln oder erzwingen will, sondern ihn ruhig und seiner Sache gewiss von der lebendigen und natürlichen Darstellung seines Gegenstandes erwartet:“ so gilt das erste doch gerade von *Delille* am wenigsten, und das letzte ist nicht vollkommener Gegensatz des ersten, da die lebendigste poetische Darstellung wenigstens zugleich eine rhythmische und musikalische ist. Und wenn es wahr seyn soll, dass „die feinen Empfindungen, die rührenden Schilderungen, die lebhaften Bilder auch ohne Hülfe der Versification das Gemüth so sehr ergreifen können, dass man das Werk auch in prosaischer Schreibart mit dem grössten Nutzen und Vergnügen liest:“ so gehört dazu ein Leser, der ganz davon absehen kann, dass er eine Übersetzung von *Delille's Gedicht* liest, und dessen Geschmack auch an den zwitterhaften Stil, der in einer solchen Übersetzung, wie die vorliegende, herrscht, keinen Anstoss nimmt. Noch weit weniger dürften solche Übersetzungen von dem Gräuel der Revolutionen zurückhalten, oder gar beytragen „*den einzig grossen Mann* und Helden der ersten Grösse im Stillen zu segnen, der durch seinen kräftigen Arm das Ungeheuer der Revolution zu bändigen, und den Weg zum Frieden und zur Ruhe so mächtig zu bahnen wusste“ (!) Bücher löschen keine Revolutionen, sondern flammen nur im Allgemeinen Feuer auf. Die Übersetzung ist ein Auszug aus den Anmerkungen der Braunschweiger Ausgabe des Originals, und die Übersetzung von *Delille's* Ode auf die Unsterblichkeit beygefügt. Zur Probe stehe hier der Anfang der letzten: „Woher die heisse Unruhe in meiner Brust? Vergebens theile ich meine Stunden zwischen Muse und Arbeit, zwischen Ruhe und Studiren; nichts ist vermögend meiner steten Unruhe Stillestand zu gebieten: überall verfolgt mich trauriger Ekel. Machen wir einen Versuch mit dem süssen Taumelbecher der Wollust! Krönet mich mit Rosen!“ u. s. w. Rec. versichert die Leser dieser Blätter, dass die ganze Übersetzung in diesem Tone fortgeht.

H..t..e.

Tübingen, b. Cotta: *Gedichte* von *Schoder*, Mit dem Motto von Goethe: *Der Dichter scheut sich nicht gar manchem zu missfallen, dass er manchem um desto mehr gefallen möge.* 1805. 128 S. 8. (16 gr.)

Wer unter Gedichten, nach dem alltäglichen Missbrauche dieses Wortes, bloss rohe Producte einer heissen, ungebändigten Phantasie, oder idealistische Reflexionen in hohe, oft hochtrabende Worte gegossen, und in tönenden Versen gereimt, versteht, dem können wir in dieser Sammlung hinlängliche Befriedigung versprechen. Da aber das Gedicht, in seiner höchsten Blüthe, das organische Gebilde eines durch Vernunft freyen Gefühl- und Dichtungs-Vermögens seyn soll, das sich durch den Begriff symbolisch äussert, und nach der Regel der höchsten Schönheit, durch harmonische Verbindung und Form ihrer Bildung den Schein des Naturproductes in seiner Universalität ausdrückt: so können wir kaum ein einziges Product der vorliegenden Sammlung in diesem Sinne *Gedicht* nennen. Zwar finden wir in ihr nicht wenig Kraft, und manche interessante, auch glänzende Einzelnheiten, nicht selten auch eine glückliche Versification: aber eine gewisse dem materiellen Rausche, jener Getränke, die der Vf. so oft, und ausgelassen besingt, (S. 42, 51, 57, 95) sehr ähnliche, unfreye Begeisterung, die man eine forçirte dithyrambische Hitze nennen könnte (vgl. Schlachtgesang der Titanen aus einem künftig erscheinenden Dramattone *(quid?)* die Titanen und Catilina); ein Streben nach dem Neuen, Auffallenden und Übertriebenen, das den Vf. sogar bis zum Gemeinen reisst, und wodurch er das zur Regel genommene Motto in einem andern Sinne, nur vielleicht zu sehr, realisirt hat; überwiegende Hinneigung zur Reflexion, worin der Vf. den Nachahmer *Schiller's* bis auf die Formen zu sehr verräth, stören überall das freye Spiel der Phantasie, das den gebildeten Leser anzieht, und lassen ihm jene hohe Einfalt, natürliche Unbefangenheit und ruhige Erhabenheit vermissen, die der Charakter des Schönen ist.

A......s.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1820.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Der Pythagoräische Orden, die Obscuranten-Vereine in der Christenheit und die Freymaurerey in gegenseitigen Verhältnissen.* Als Mſ. für Freymaurer. Von dem *Freyherrn Georg von Wedekind*, Ghzgl. Heſſ. Geh. Rath und Leibarzt u. ſ. w. 1820. XIV u. 192 S. 8. (1 Rthlr.) *)

Der edle Zweck des Vfs. iſt, durch mancherley warnende, hiſtoriſch-unleugbare Beyſpiele nachzuweiſen, daſs die Verheiſsung von Geheimniſſen, welche nur Geweihte von Höher-Geweihten überliefert erhalten könnten, immer viel eher zu Selbſttäuſchungen und zur Betrüglichkeit gegen die Schwächeren, als zum Wahrheitforſchen, zugleich aber auch zu heimlichen, den ächten Zwecken der Staats- und Kirchengeſellſchaften ſchädlichen Umtrieben, zur Verketzerung und Unterdrückungsſucht wider Andersgeſinnte, verleite. Dagegen iſt nur die ſelbſtthätige, offene, von Nebenrückſichten nicht zurückgehaltene, nicht gemodelte Mittheilung der Gedanken und Empfindungen, wie man ſie gerade an ſich findet, das menſchlich-beſte Berichtigungsmittel, welches ſchneller und bleibender, als jedes andere, wirkt, weil es das Reſultat der Kräfte mehrerer unabhängig Denkender mit ſeinen Gründen und Gegengründen zur gemeinſchaftlichen Beurtheilung in all ſeiner Stärke oder Schwäche ans Licht bringt. Wie lieblich nicht nur, ſondern auch wie heilſam für alles wahre, aus vielſeitig geprüfter Überzeugung richtig flieſsende Wollen und Handeln iſt es, wenn Brüder einträchtig unter einander ihr Herz, ihre Anſichten und Gründe öffnen, und ohne Scheu vor ſonſtiger unvermeidlicher Ungleichheit durch Rede und Gegenrede das an ſich Gültige geltend machen können. Dergleichen Inſtitutionen ſind, oder können ſeyn, die Liebesmale der Menſchheit und der univerſellen Religioſität, die Weiheſtunden der Andacht zur geiſtigen Anſchauung des Lichts in geſellig ſich mittheilenden Geiſteserhebungen zum Vater des Lichts und der Geiſter. Nur was man unter gemeinſchaftlichem Denken an ihn für richtig und recht, für das, was auch ihm, dem Alleinguten, wahr und gut ſeyn müſſe, halten kann, iſt es wirklich ſo ſehr, als es ſolchen Brüdervereinten und auf einander wirkenden Wahrheitsfreunden nach Kraft und Zeit entdeckbar ſeyn kann.

Schon der Pythagoräiſche Orden kränkelte, wie der Vf. zeigt, an dem ſchweigenden Harren auf das, was der Alleinwiſſende hinter dem Vorhang ausſpreche. So war er zum Lernen und Nachſprechen und zur Unſelbſtſtändigkeit, nicht zum Nachdenken, Selbſtdenken und Selbſthandeln eine Schule. Faſſen lernen, was andere ſchon durchgedacht haben, iſt freylich das erſte; nicht aber ein ſchweigendes, ſondern ein durch Rede und Gegenrede aufs neue denkendes und ſich einübendes. Dieſes allein macht, was Pyth. verſprach, *Wiſſende*, jenes nur Lernende. Es bleibt bey alten und neueren Schriftſtellern wie ein Räthſel, daſs eine ſo enge, ſo an Folgſamkeit und Selbſtaufopferung gewöhnte, regierungsbegierige Geſellſchaft, 20 Jahre beſtehend, durch einen einzigen Aufſtand der ausgeſchloſſenen Menge zerſtiebt werden konnte. Der Hauptgrund, warum ſie ſich nicht helfen konnten, denkt Rec., lag in jenem Geheimniſsſyſtem ſelbſt, wo alles Höhere nur gegeben, nur überliefert ſeyn, nur auf dem: Er hats ausgeſprochen! beruhen ſollte. Eine ſolche geweihte Verbildung zur Unſelbſtſtändigkeit muſste meiſt nur (ſelbſt unter den Externen nur) Männer bilden, die im unerwarteten Nothfall nicht ſelbſt denken, nicht kräftig wollen konnten, ſondern nur ſich aufzuopfern gelernt hatten, oder rathlos zerſtreut umherirrten. Zum Erſtaunen iſts zugleich, wie in ſo wenigen Jahren der Orden ſo weit verbreitet ſeyn konnte. Aber auch dieſes Räthſel löſst ſich, wenn man als Menſchenbeobachter bemerkt, wie unbeachtet die ſeltenſten Einſichten bleiben, wenn ſie einfach und verſtändig dargeboten werden, wie ſtaunend dagegen die Meiſter harren und mit verlängerten Ohren dort lauſchen, wo nur der Geweihte, am Ende der geheimen ſich ſelbſt für geweiht erklärenden Obern Einer, ſolchen, denen es gegeben ſey, das Geheimniſs aller Symbole geben zu können behauptet. Jeder ſchämt ſich dann, wenn er nicht auch einer von denen wäre, welchen es gegeben ſey. Überall will man auch einen Vorhang

*) Der Inhalt dieſer, in der jetzigen Zeit ſo beherzigungswerthen Schrift wird es rechtfertigen, daſs wir auſser der in unſerer A. L. Z. 1820. No. 29. 30 ſchon abgedruckten Recenſion noch eine zweyte aufnehmen, die einen unſerer kenntniſs- und erfahrungsreichſten Veteranen in der Schriftſtellerwelt zum Verfaſſer hat.

haben, hinter welchem hervorgegeben, überliefert, tradirt werde,' was glaubig zu nehmen bequemer ist, als gründlich zu erforschen, und was alsdann die Adepten (welche man mehr *hat*, als dafs sie *haben*) lieber durch Gewalt und List, als durch Sachgründe, vertheidigte. Zur Stunde der Anfechtung aber springen eben defswegen die Schlaueren schnell ab, und lassen den Selbstgetäuschten nichts, als die angewöhnte Hingebung, entweder zu leiden, oder von andern Leitern sich abermals blindlings leiten und gebieten zu lassen. Daher die Erfahrung, dafs irgend eine solche Observanz eben so schnell zerfällt, wie sie schnell zahlreich gemacht werden konnte.

Sehr klar und anziehend sind die Hauptpuncte der Pythagoräischen Ordensbildung entziffert, und mit Phänomenen, die nur durch Zeit und Namen und Gestaltungen verschieden sind, in Vergleichung gestellt. Kann ein aufgeklärter Biedermann, so fragt der wahrheitachtende Vf., dem Hange für Geheimhalten (und dem Autoritätsglauben) eine solche Ausdehnung geben, wie Pythagoras, der (weiter, als Osiris, gereist) in so manchen geheimen Verbindungen erfahren haben mufste, welch eine reichhaltige Quelle aller Bösen in dem Geheimen (und in dem Zurückhalten gegenseitiger, gegen alles unbegründete schonungsloser Prüfung) versteckt liegt. Kann man dem Hippokrates auch Charlatanerie vorwerfen?.. „Doch mildert der Vf. S. 56 sein Urtheil, weil unstreitig Pythagoras die Erfahrungen nicht haben konnte, die sich uns nicht nur aus der vielgestaltigen modernen Priesterschaftsgewalt, sondern auch selbst aus den menschenfreundlichsten Vereinen alter Kunstgenossen und Ordnungsstifter entgegendrängen, seit die Voraussetzung, übermenschliche Geheimnisse in ihnen mitgetheilt erharren und erhaschen zu können, jedem sich selbst weihenden Betrüger unter der Firma einer von ungenannten Obern tradirten Untrüglichkeit eine gleichsam höhere Kapelle anzubauen möglich machte. Vielleicht, sagt S. 56, glaubte Pythagoras, (jener *avres*, welcher, so menschlich-schön! die Menschen mögliche Weisheit in Liebe zur Weisheit, Sophia in Philosophia, umdeutete), dafs es kein anderes Mittel gebe, die Regierung der Menschen in die Hände der Würdigen (der Besseren) zu bringen, als wenn er erst für die Bildung dieser Würdigen (Aristoi) wie zur Wirksamkeit derselben, seinen (Erziehungs-) Orden anlegte?

Seinen Grundgedanken führt der Vf. bey mehreren Vereinen durch, welche, weil sie nur Gewaihten geben wollen, in der That obscurantisch sind. Sie verdunkeln nämlich nicht nur für Andere das Wahre, weil sie es nur insgeheim geben wollen, sondern auch für sich, weil sie sich selbst der einzig genügenden Prüfung, die von freysinnigen vollständigen Mittheilungen des Scheinbaren abhängt, berauben. Der Zweck alter Mysterien war (erst aufgenöthigte, dann) egoistische Umhüllung erkannter Wahrheit. „Eben dieses verräth (nach S. 73) auch der Freyh. *von Stark* von den neuen Mysterien (s. dessen Schrift über die alten und neuen Mysterien S. 321). Das Ganze laufe dahin aus, dafs „nur eine kleine Anzahl herrschsüchtiger Menschen das Wahre erkennen, aber dasselbe verheimlichen, dagegen Lüge, Vorurtheile und Aberglauben, wie Stark in Theoduls Gastmahl gethan, öffentlich predigen, und (besonders auch zum Herrschen über und durch die geborenen Herrscher und Vornehme) benutzen solle," worüber auf das Stark'sche Clericat im Signatsterne verwiesen wird. Dabey unterscheidet aber der Vf. S. 77 wahr und sorgfältig ächt katholische Kirchgenossen von Päpstlern, die an den Verein aller Bischöfe sich anschliefsende Kirche (s. den Emser Congrefs) von der Römischen, erst durch selbstgewonnene Gewalten allmählich sogar über den Primas der Kirche hinausgewachsenen Curie oder die Prätension einer geistlich-politischen Universalgerichtsbarkeit und hierarchischen Vormundschaft über Heerde, Hirten und Weide. S. 81 — 92 wird die Katechismuslehre dieser allein Recht habenden Macht kurz und kräftig dem prüfenden Lichte gegenüber gestellt. Zwar kann man die Menschen (S. 91) überhaupt in Vernunft- und Gefühl-Menschen eintheilen." Diesen wären Kirchen mit schönen Bildern lieb. (Wie wenige aber hat man solcher in Deutschland, wie viele dagegen, die mit Ungestalten und Fratzen die Einbildungskraft der Mütter verderben?!) Sie wollen Lichter, Musik, Rauchwerk, wohlgeordnete theatralische Aufzüge. (Sie wollen selbst figuriren und Zeichen machen und ausdeuten.) Einfache Oratorien und gute Redner (für Verstand und Herz) wünscht die andere Partey. Mancher möchte auch wohl an demselben Tage eine Kirche und ein Oratorium besuchen. Aber — „der Geist der Römischen Curie lacht doch Keinen mehr an." Dessen Verbrüderung mit der Inquisition, als Geheimgesellschaft S. 92 — 100. Sie sey jetzt, sagt man zwar, *nur* Staatspolizey: wäre nicht schon dieses schlimm genug? Der Vf. aber führt an, dafs ein ihm bekannter Arzt in die Inquisition kam, weil er zu Salamanca in einer Thesis vertheidigt hatte, der Sauerstoff enthalte das belebende Princip in der Natur! und noch einmal über die Thesis: Die Grenzlinie zwischen dem Menschengeschlecht und den Thieren zu ziehen sey in physischer Hinsicht unmöglich. Und gilt denn nicht noch immer die dem Gassendi von der Inquisition unter dem Namen des heiligen Vaters aufgenöthigte Erklärung, dafs die Sonne, um Tag und Nacht zu machen, sich bewege, weil dem Jüdischen Heerführer Josua einst ein Dichter den Wunsch in den Mund legte, dafs die Sonne stillstehend seinen Sieg verlängern sollte? Oder hat der Römische Stuhl jemals die unaufhaltbare Aufklärung, oder vielmehr sich selbst, durch eine Berichtigung jener Probe seiner untrüglichen Schriftauslegungskunst geehrt?

Was der Vf. S. 104 von der geheimen Theologie des Jesuitenordens andeutet, verdiente jetzt besonders umständliche Enthüllung. Vom Einflusse ihres Clermontischen Collegiums zu Paris und in Auvergne in die Freymaurerey, auch von ihrer Erfindung des Schottenthums s. S. 105. 175. „In neueren Zeiten hat sich Manches aufgeklärt, wodurch die wohlgemeinten Untersuchungen eines *Nicolai*, *Gedihe* und *Biester* hinsichtlich des geheimen Jesuitismus, welchen man einst, als *Jesuitenriecherey auf der Zionswarte*, lächerlich

zu machen strebte, gerechtfertigt sind." S. 104. (Man kann sogar, durch die Gnade der Seelenwanderung, selbst ein Johannes oder Petrus seyn, und doch von denen, welche so oft selbst über den Nachfolger des Petrus dominiren wollten und wirklich dominirten, wie blindlings geleitet werden! Vgl. S. 159.)

Den *Tempelherrnorden* betrachtet S. 111 als einen geheimnissvollen Ritterversuch zu Ausführung des Grundsatzes: Wollen sie (die Kleriker) uns obscuriren: so obscuriren wir sie wieder. „1244 besass schon der Orden 9000 wohlfundirte Balleyen, Comthureyen, Priorate und Tempelhöfe, deren Lehensabhängigkeit von den Fürsten der Orden beynahe zu vernichten wusste. (Durch Familien-Aristokratie werden immer die Fürsten noch grösserer Gefahr ausgesetzt, als die Völker, welche im Fortgange der Zeit sich selbst wieder vom Druck emporhelfen.) Dem Orden gehörten seine Glieder alle mit Leib und Leben. Er ernährte und kleidete alle. Dagegen war auch der Orden factisch mit seiner Macht und seinen Gütern als eine Art von Eigenthum des christlichen Adels zu betrachten — ein durch alle christlichen Staaten sich ausbreitender Staat im Staate. — — Die heller sehenden Franzosen hinderte nichts, den Ordenszweck der Tempelritter zu sehen, Aufstellung einer allgemeinen Europäischen Adelsrepublik, die ganz und gar nicht päpstlich, aber in ihrer Geheimlehre auch nicht christlich seyn wollte." S. 123 prüft die seitdem von Selbstgeweihten vorgegebene Traditionslehre von ununterbrochener Succession der Grossmeister nach Molay's Verbrennung (10 März 1314), welche auf dem Platze, wo Heinrichs IV Statue gesetzt wurde, geschehen ist. 1776 wurde Herzog Ludw. Heinr. Timoleon *Brissac*, und 1814 Bernh. Raynard *Fabre*, als Grossmeister von seiner geheimen Ritterschaft anerkannt, wie in den *Actis Latomorum* und sogar im *vrai Liberal* des Jahrs 1819 zu lesen ist.

Die *Vehmgerichte*, als äusserstes Extrem im Gegensatz gegen die das Recht allein schützende Öffentlichkeit der Rechtspflege, waren (S. 128) eben desswegen auch obscurantisch; doch müssen sie im Ganzen genommen noch Gerechtigkeit gehandelt haben; sonst wären sie ohne Zweifel früher vernichtet worden. (Sie waren ohne Clericat! Ohne Einmischung der jederzeit noch mehr egoistischen Hierarchie!)

Auch der *Jacobiner-Obscurantismus* wird beleuchtet. Seine Folgen waren S. 135 „die Pressfreyheit zernichtet, Gelehrsamkeit und Kunst verdächtig gemacht, Philosophie verlacht und verpönt, der öffentliche Unterricht gelähmt; Unwissenheit wollten Unwissende verbreiten, um mit minderer Mühe zu herrschen. „Ich glaube, sagt der Vf., diess war Obscurantismus genug." — Und gerade diess ist Jacobinerthum! Gegen 1793 war die Ausartung der Clubbs in eine Aristo- (Kakisto-) kratie der Revolutionsmänner vollendet. Die Errichtung des Revolutionstribunals den 6 März zeigt die höchste Höhe dieser Geheimmacht. Die Schreckensregierung des sogenannten Wohlfahrts- und Sicherheits-Ausschusses dauerte vom 13 Aug. 1793 bis zum 5 April 1794. Je mehr antirationale Übertreibung, desto schneller das Ende! Die entgegengesetzte Addresse des Nationalconvents (19 Vendem. An. III) rief über Robespierre's Sturz (20 July 1794) der Französischen Nation zu: *Aucune autorité particulière, aucune reunion n'est le peuple ... Français, fuyez ceux, qui parlent sans cette de sans et d'échaffauds .. ces hommes enrichis par la revolution, qui redoutent l'activité de la justice et qui comptent trouver leur salut dans la confusion et dans l'anarchie.*

Von der *Freymaurerey* giebt der erfahrene Vf. die Versicherung: „Von geheimer *Lehre* im Gebiete der Religion, der Theologie, Philosophie, Politik u. s. w. habe ich bey der eigentlichen Freymaurerey, weder der alten noch der neuen Englischen, keine Kunde erhalten, und mache mich alle Tage zum Beweise anheischig, dass — keine vorhanden sey (S. 138). Die Erklärung des symbolischen Wissens, der Gebräuche und gesellschaftlichen Anordnungen ist nirgends *gegeben*, jedem giebt sie nur Anlass eigenen Denkens. Katechismen darüber sind — Auslegungen der Schriftgelehrten." Wo der Vf. geheime Doctrin als zur Freymaurerey gehörig aufgestellt findet, da klagt er (S. 142) über Aftermaurerey, die Lehre mag wahr oder irrig, nutzbar oder schädlich seyn. Wer sie als der Freymaurerey eigen behauptet, macht eine Secte. Das rein theosophisch-ethisch-kosmopolitische Institut ist eine Verbrüderung, welche, in Nachahmung des Pythagoräismus, Essenismus und der alten Mysterien auf alles Besondere von Nationalität, Geburt, Stand, Beruf, Gewerb, Staats- und Kirchen-Genossenschaft sich nicht einlässt, um das *Reinmenschliche* zu berücksichtigen, und durch offene Mittheilung an Vereinte, von denen Missdeutungen und Missbräuche nicht zu befürchten seyn sollen, zur Berichtigung im Begriffe und zur Verwirklichung zu bringen. Es heisst viel lehren und lernen, wenn man den Menschen in dem Menschen zu suchen und zu finden Gelegenheit erhält. (Soll jeder den Menschen wichtige Gegenstand bey denen, die eben desswegen *cultivirte* heissen, einen eigenen Kreis haben, dessen Centrum und Hauptzweck es ist, nur die Humanität, das Menschheitsgefühl, selbst nicht?) Prunkwesen ist, wie der Vf. andeutet, zum Theil durch das erst 1717 zu London entstandene Grossmeisterthum, ganz vornehmlich aber durch die Franzosen in das reine Bauwesen hereingebracht. „Hoffentlich ist die Zeit nahe, wo man die Albernheit hierarchischer Einrichtungen (und Mummereyen) und des geheimen Ordensprunks allgemein anerkennen wird. Wie kindischeitel muss der Mensch nicht seyn, der danach lüstern ist, bey verschlossenen Thüren mit Titeln und Decorationen glänzen zu wollen! (Und doch mag eben dadurch mancher leere Kopf angezogen worden seyn, dessen Vornehmthun und Afterwirken man nicht los wird, so lange seine Eitelkeit jenen Reiz findet.) Eine von der Geistlichkeit und dem Ritterthum entlehnte Courtoisie in Anreden und in der Conversation, wie schickt sich diese für eine Verbrüderung, welche durch profane Verhältnisse sich nicht stören lassen will, um mit Herzlichkeit für alles Humane zu arbeiten, und dem Menschen Mensch zu seyn, damit die geistige Menschwerdung gefördert werde. Wie dieses Reinmenschliche (auch als Streben nach allgemein anwendbarem Wissen, wie nach menschenwürdigem Handeln)

sich in den uralten Schutzvereinen der Baukünstler und Bauhandwerker (die im Wissen unmittelbar auf Maſs und Zahl und Verhältnisse geführt und vom niederen Hausbau bis zum Denken über Weltbau aufgeregt seyn konnten, zu den vielen Kirchen- und Klöster-Bauten unentbehrlich waren, und daher eine für die Aufnahme jedes Kunstverständigen ohne Rücksicht auf Landsmannschaft und Cultus offene innere Ordnung hatten, wohl aber auch durch nahe Verwandtschaft mit der Geistlichkeit und den Menschen einige religiöse Tendenz bekommen mussten) genährt und geschützt habe, darüber folgen mancherley Andeutungen, besonders eine Ausdeutung der ältesten Fragepuncte, angeblich Heinrichs VI von England (um 1430 — 61) über Ursprung, Wesenheit, Bestimmung dieser geistigen Latomie (von welcher, als Mittel der Menschwerdung, schon jenes Deukalionische Hintersichwerfen der Steine, an deren Stelle Menschen werden sollten, zum Symbol genommen werden könnte!). Selbst die Kunst, neue Künste zu erfinden, schreibt sich (S. 157) jene freysinnige Freymaurerey, wie Rec. denkt, nicht ohne Grund zu, weil jener Ersatz gehemmter Publicität, dessen Wahrheitsfreunde nie entbehren wollen, die rücksichtslose, offene, gesellschaftliche Mittheilung in vertrautem Umgang und Gespräch aus dem Kiesel den Funken schlägt, und ihn, bis er wärmende Flamme wird, nähren kann. Bey Agapen, Syssitien und Attischen Symposien öffnet sich nicht nur der gesellige, sondern auch der Wahrsinn dessen, welcher Mensch zu heiſsen würdig ist. Erhaben ist das letzte, offene Geheimniſs, welches jene Fragepuncte schon (unter die Zeit des Baseler Conciliums!) verheiſsen: die Wissenschaft, ohne Furcht und Hoffnung gut und vollkommen zu werden! S. 159. Neben einem solchen groſsen Wort möchte Rec. auch das nächstzuvor angegebene Geheimniſs: daſs die Freymaurerey *die Kunst der Verwandlung* (Chemie?) verberge, und *die Art, die Kraft des Abraks zu erhalten*, nicht gerne auf Magie deuten. Rec. glaubt, die ächte Bedeutung von Abrax und Abracadabra philosophisch zu wissen. Es ist nichts von Zauberey darin eingeschlossen. Aber mehr, als Andere konnten damals, und könnten wohl ächte Freymaurer immer wissen, weil, was Vereinzelte nie vermögen, vereinte Denk- und Erfahrungs-Kräfte, und die Lebenswärme sich mittheilender Freundesseelen ins Erkennen und Wirken hervorruft. Verbergen auch ächte Arbeiter an dem Bau der Menschheit das gemeinschaftlich leichter Gefundene nicht als Ordenslehre: so muſste doch ihr Zusammenwirken, wenn es auf ächtes Vertrauen gegründet ist, und zu Zwecken des Wahren, Guten und Schönen emporstrebt, immer wieder neue, zuerst ihnen eigenthümliche Einsichten und Forschungen hervorarbeiten. Wie wahr aber sagt S. 165: „Treten nicht die Meisten, zumal Vornehme, nur darum in das Maurer-Institut, weil sie sich einbilden, darin wie durch einen Nürnberger Trichter (oder wie anderswo durch alleinseligmachende Tradition) unterrichtet zu werden, und für die Receptionsgebühren mehr Kenntnisse (in Tischgesprächen) zu erhalten, als sie durch Besuchen der Schulen und Universitäten, über die man leichter aburtheilen, als sie aus Erfahrung kennen lernen mag, sich erwerben könnten oder erworben haben sollten."

Alles dieſs führt den wohlerfahrenen Vf. auf den maurerischen Eklekticismus, dessen Gegensätze und zeitgemäſse Nothwendigkeit. Rec. deutet dieses nur an, damit der Wiſsbegierige nach dem Büchlein voll Wohlwollen und Sachkenntniſs selbst greife, und es im Zusammenhang überdenke.

KLEINE SCHRIFTEN.

Freymaurerschriften. *Jena*, b. Mauke: *Aufruf an alle Freymaurer im protestantischen Deutschland, ihrem Ruhme in der gegenwärtigen Zeit ein bleibendes Denkmal zu setzen.* Von einem protestantischen Geistlichen. 1819. 93 S. 8. (12 gr.)

Mit Vergnügen zeigen wir diese Schrift an, geschrieben in edler Begeisterung, im zuversichtlichem Vertrauen zu den religiösen Gesinnungen der meisten und besseren Glieder der Brüderschaft, und in jeder Zeile den ernsten Willen athmend, Gutes zu wirken.

Der Vf. ergriffen von der ernsten Zeit, in der wir leben — nicht verkennend, was Deutsche Fürsten thaten, und thun, die Wunden zu lindern, die die letzten 25 Jahre den Völkern, auch in sittlicher Hinsicht geschlagen; findet doch etwas Höheres, das einzig Noth thut, das einzig dem Deutschen Volke dauerndes Glück begründen könne. Wenn es nicht zu zweifeln ist, sagt er S. 23, daſs wenigstens Viele unter den freyen Maurern es längst erkannt haben, ihre wahre, und höchste Bestimmung sey keine andere, als auf die Bildung und Veredlung ihrer Zeitgenossen einzuwirken, und die letzten Endzwecke des Staates und der Kirche nach Kräften fördern zu helfen: so sollen sie suchen *die* in Deutschland, wenn auch nicht bey allen, doch bey dem gröſsten Theil des Volks, erkaltete Religiosität, durch ihr viel wirkendes Beyspiel wieder zu erwärmen, und aufs Neue zu beleben. Dieses könne am gewissesten geschehen: 1) durch eine würdige, der Sache angemessene, Feyer der Sonn- und Fest-Tage, die leider! allenthalben vernachläſsiget werde, 2) durch fleiſsige Theilnahme an der öffentlichen Gottesverehrung, 3) durch öffentliches Erscheinen und Theilnehmen an der Feyer des heiligen Abendmahls, 4) durch Heilighaltung des Eides, der in gegenwärtiger Zeit so sehr gering geschätzt, um jeder Kleinigkeit wegen gefodert, und geleistet wird, 5) durch Festhaltung des Schwurs gelobter ehlicher Treue, welcher in unseren Tagen, sogar in höhern Ständen, öfters auf die leichtsinnigste und empörendste Weise gebrochen werde, 6) durch religiöse Bildung der Jugend, auf die bey weitem nicht so eifrig geachtet wird, als es das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, und die häusliche Glückseligkeit erfodert. Wir möchten gerne noch 7) hinzusetzen: durch die pünctlichste Berufstreue, durch die aufrichtigste Verehrung, und Ehrerbietung gegen bestehende Verfassung und Regierung, und durch die genaueste Befolgung aller von ihr gegebenen Gesetze.

Alle diese Bitten an die FM. hat der Vf. mit starken Gründen unterstützt, in einer kraftvollen und gediegenen Sprache, die gewiſs aus dem Herzen geflossen, und deſswegen auch zum Herzen aller wahren Freymaurer dringen wird, vorgetragen.

Wenn indessen der Vf. diese seine Bitten nur an die FM. protestantischer Länder richtet — was wohl nichts anders heiſsen kann, als an protestantische Brüder: so glauben wir dieses rügen zu müssen, indem sich in den Deutschen Logen gewiſs viele ächt evangelisch-katholische Männer befinden, die eben so gerne, als die protestantischen Brüder, seinen Wünschen die Hände bieten werden; da solche nichts verlangen, als was ohnehin der Geist des Vereins von ihnen fodert, und die Gesetze desselben vorschreiben.

S. E.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

Giessen, b. Heyer: *Bauſtücke*, ein Leſebuch für Freymaurer, und zunächſt für Brüder des eklektiſchen Bundes von dem Br. *Georg Freyherrn von Wedekind*. Erſte Sammlung. 1820. XV u. 334 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Während andere Nationen, mehr und minder, noch mit den äuſseren Formen des Freymaurer-Inſtituts ſpielen, und ſich an der glänzenden Auſsenſeite genügen laſſen: bemüht ſich der Deutſche unabläſſig, ſolche zu durchbrechen, um den köſtlichen Kern, den die Schaale umſchlieſst, zu gewinnen. Man fängt ſeit einiger Zeit an, dieſen Verein und ſeine Zwecke aus höheren Standpuncten zu betrachten, und für ſeine Thätigkeit einen gröſseren Wirkungskreis zu eröffnen. *Feſsler*, die Herausgeber des *Altenburger Journals für F. M.*, und neuerlich D. *Krauſe* haben dieſe Bahn gebrochen, und rühmlich folgt der Freyherr *v. Wedekind* ihren Fuſstapfen nach. Neben einem glühenden Eifer für die gute Sache, neben ſtrenger Unparteylichkeit und unbeſtechlicher Wahrheitsliebe, zeichnen ſich ſeine Schriften durch eine ſeltene Freymüthigkeit aus, die ſich bey alledem ſo beſcheiden ausſpricht, daſs ihm ſelbſt diejenigen ihre Achtung nicht verſagen werden, welche ſeinen Meinungen nicht beytreten können oder wollen. Auch in dieſer Sammlung anziehender Aufſätze wird man mit Vergnügen dieſe Eigenſchaften antreffen. Die meiſten derſelben ſind Vorträge, die der Vf. in den Logen zu Frankfurt, Darmſtadt und Worms gehalten, und die ſo viel Beyfall fanden, daſs derſelbe um die Vervielfältigung derſelben durch den Druck erſucht wurde. Sie haben indeſs in dieſer Sammlung noch dadurch gewonnen, daſs mehrere Bemerkungen, theils kritiſchen, theils hiſtoriſchen, theils philoſophiſchen Inhalts beygefügt worden ſind.

Der erſte Aufſatz: *Vorwort, und Etwas über freymaureriſche Publicität*, überſchrieben, erklärt ſich für dieſe ſehr freymüthig, unter wenigen Beſchränkungen. So viele Gegner dieſe Meinung ſchon gefunden und noch finden wird: ſo kann doch das Nützliche und Zweckmäſsige derſelben, beſonders in dem gegenwärtigen Zeitpunct, da jede geheime Verbindung ſo leicht den Verdacht politiſcher Abſichten auf ſich zieht, ſchwerlich mit überzeugenden Gründen beſtritten werden; wozu noch kömmt, daſs die Erfahrung neuerer Zeit es unwiderſprechlich bewieſen hat, wie viel der *reine Begriff ächter F. M.*, durch die darüber eröffneten öffentlichen Verhandlungen gewonnen hat. Auch liegt die Verachtung aller Geheimniſskrämerey ſo ſehr in dem Geiſt der Zeit, daſs alle die Bannſtrahlen, die einige Deutſche ſogenannte Directoriallogen auf einzelne Mitglieder geſchleudert haben, die gegen ihren Willen Etwas über F. M. drucken lieſsen, nicht nur unſchädlich abprellten, ſondern neue Veranlaſſung gaben, dieſe Öffentlichkeit zu befördern: denn das Aufſtreben zum Guten und Beſſeren läſst ſich durchaus nicht in Feſſeln legen.

In No. II, *Die erſten Blicke in das Maurerthum* überſchrieben, entwickelt der Vf. zuerſt einem neu aufgenommenen Bruder den Zweck und die Idee des Vereins der Freymaurer. Dieſe Idee iſt keine andere, als *das Ideal der Menſchheit in uns möglichſt zu verwirklichen*; dann ſucht der Vf. den Unterſchied des Maurerthums von Staat und Kirche anzugeben. Je durchdachter und conſequenter dieſs entwickelt iſt, um ſo weniger geſtattet es einen Auszug. Wir bemerken nur, daſs der Vf. die F. M. überhaupt als ein religiös-ethiſch-kosmopolitiſches Inſtitut darſtellt, das *das* leiſten ſoll, was weder Kirche, noch Staat, noch ein anderer Verein leiſten kann.

No. III, *über den Standpunct des eklektiſchen Bundes in der Freymaurer-Geſellſchaft* überſchrieben, unterrichtet die Leſer von der Entſtehung und dem Ziele dieſes Vereins. Aber nicht nur in geſchichtlicher, ſondern auch in Hinſicht auf die Beförderung reiner moraliſcher Grundſätze in der F. M. verdient dieſer Aufſatz die Aufmerkſamkeit junger Freymaurer. Mit Vergnügen bemerkt man auf jeder Seite die Wahrheitsliebe und den duldſamen Charakter des Vfs.

Unter No. V finden ſich 29 Anmerkungen, oder eben ſo viele kurze Aufſätze zu dem zweyten Vortrag, oder der zweyten Zeichnung, wie ſie der Vf. nennt. Sie ſind überſchrieben: *Was iſt die F. M.?* — Antw.: Erkenntniſs und Ausübung der Beſtimmung des Menſchen ?. Das Ganze iſt gehaltvoll und gediegen. *Über das Verhältniſs der F. M. zur Religion.* „Die F. M. als beſondere Art des Kosmopolitismus, kann die Religioſität nicht ausſchlieſsen, wenn ſie kein Aſyl für Geiſtesverirrung des Atheismus werden will. Davon iſt ſie aber ſo weit entfernt, daſs die meiſten Deutſchen Logen nicht nur verlangen, daſs Jemand, der ihnen als Mitglied angehören will, Religioſität beſitze, ſondern daſs er auch ein Chriſt ſey." *Darf in der F. M. Etwas abgeändert werden?* „Wenn alle Wiſſenſchaften und Künſte einer Verbeſſerung fähig ſind: ſo wird dieſes auch von der Kunſt, den Kosmopolitismus zu bearbeiten, welche die

F. M. ist, gelten, wenn nur das Thema dasselbe bleibt." *Der Begriff von Loge. Quellen der F. M. Über Mysticismus. Ordensprunk. Hierarchische Zwecke, Ursprung der F. M. Culdeer. Freymaurer-Examen. Ursprung der Deutschen F. M. Brüderschaft. Königin Elisabeth. Rosenkreuzerey. Christoph Wren. Höhere Grade. Die heiligen Väter von Auvergne. Das Rosaische System. Schwedische Maurerey. Zinnendorfisches System. Der Orden von Royal Arch.* — Der einzige höhere Grad, der in England bekannt ist; aber so wenig, als andere hohe Grade, F. M. heissen kann. *Höchste Loge in London. Clericat. Brüderliche Geselligkeit. Entstehung des eklektischen Bundes. Wiederherstellung des Englischen Provinzial-Grossmeisterthums in Frankfurt. Die vereinigte grosse Loge in London. Das zu Verheelende in der Freymaurerbrüderschaft.* Gegen jeden Fremden ist das zu verheelen, wodurch er sich in die geschlossene Gesellschaft, von der er nicht aufgenommen worden, widerrechtlich Eingang verschaffen kann. *Geheimer Illuminatismus. Pflichten gegen den Staat und die Kirche.*

Schon diese Rubriken lassen auf den interessanten Inhalt schliessen, und werden Jedem, der sich von F. M., ihrer Tendenz und ihrer Geschichte einen klaren Überblick zu verschaffen wünscht, nicht unwillkommen seyn. Vielleicht dass der kenntnissreiche Vf. in den folgenden Sammlungen manche dieser Rubriken, besonders die geschichtlichen, noch weiter auszuführen sich bewogen findet.

No. VI. *Bruchstücke aus dem Aufnehmungsact dreyer Geistlichen verschiedener Confessionen.* Sie waren schon einzeln abgedruckt, und sind bereits in unseren Ergänzungsblättern voriges Jahres No. 41 angezeigt worden.

Mit dem Feste zur Ehre das Durchlauchtigsten Schutzherrn der Loge zu Worms verband solche die Feyer des siebenzigsten Geburtstags des Geh. Raths *von Goethe.* Unter No. VII sind zwey sinnige Vorträge, die sich darauf beziehen, abgedruckt. Der erste von dem Freyherrn *von Wedekind* selbst, der andere von Br. *Schneidler.* Beide weiterer Verbreitung würdig!

No. VIII. *Über das Verhältniss des eklektischen Bundes zu dem Prinz Carlischen Ordenssystem.* In der neueren Schrift des Br. Heldmanns: Die drey ältesten geschichtlichen Denkmale der Freymaurerbrüderschaft u. s. w. wird gesagt, dass der Landgraf, Prinz Carl von Hessen neuerlich ernannter Grossmeister des eklektischen Bundes sey. Diese unwahre Angabe wird hier berichtigt. Da dieser Fürst auch im J. 1817 drey neue Logen, in Frankfurt, Mainz und Alzey, und zwar nach einem eigenen System gestiftet: so entspann sich dadurch ein Missverständniss zwischen dem Englischen Provinzial-Grossmeisterthum zu Frankfurt und Ihm. Jenes wollte dem Landgrafen dieses Recht in den Rheingegenden nicht zugestehen, ihn nur als Englischen Provinzial-Grossmeister von Dänemark und Norwegen anerkennend; zumal nach einem System, das von der grossen Englischen Loge nicht anerkannt ist. Bey diesem Anlass sucht nun der Vf. — unbeschadet der Ehrerbietung, welche die Tugenden, die Kenntnisse und der hohe Stand des Prinzen billig erheischen, zu beweisen, wie diese neugestifteten Logen nicht für regelmässig constituirt gehalten, und ihre Mitglieder zwar als Freunde der F. M., nicht aber als Mitglieder der Brüderschaft betrachtet werden könnten. Sowohl der allgemein bekannte menschenfreundliche Charakter dieses edlen Fürsten, und dessen nicht zu bezweifelnde rechtliche Gesinnungen, als auch die liberalen Grundsätze des Englischen Provinzial-Grossmeisterthums zu Frankfurt berechtigen zu der Hoffnung, dass dieses Missverständniss in kurzer Zeit auf gütliche Weise werde ausgeglichen werden, und eben desswegen möchten wir wünschen, dass es gar nicht zur öffentlichen Kunde gebracht worden wäre.

Auch die Verlagshandlung hat sich durch guten Druck und Papier ein besonderes Verdienst um diese Schrift erworben, deren baldiger Fortsetzung wir verlangend entgegensehen. S. E.

1) Dresden, b. Vf. u. Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Friedrich Mossdorfs Mittheilungen an denkende Freymaurer;* enthält unter anderen eine Übersetzung des langen Artikels: „Maurerey," in der „*Encyclopaedia Londinensis*," mit Anmerkungen des Übersetzers. 1818. 8.

2) Dresden: *Benjamin Silber*, vormaliges Mitglied der S. E. Loge zu den drey Bergen in Freyberg, *Vertraute Briefe über die Schrift des Freymaurers Mossdorf: Mittheilungen an denkende Freymaurer*, herausgegeben von dem Verfasser jener Schrift. 1819. 84 S. 8. (8 gr.)

Ohne Zweifel wollte Hr. *Mossdorf* durch seine Schrift die Grundsätze und Ideen, die sein Freund *Krause* in allen seinen Schriften, und besonders in den *drey ältesten Urkunden der F. M.* aufgestellt, um den allein wahren und richtigen Zweck des Instituts zu bestimmen, theils anschaulicher machen, theils mehr in Umlauf bringen, und besonders denjenigen Brüdern, welche dieses für die F. M. zwar sehr wichtige, aber etwas weitläuftige und kostbare Werk nicht besitzen, eine kurze Übersicht desselben liefern.

Die Worte, mit denen Hr. *M.* in der Vorrede dieser Mittheilungen seinen Zweck selbst angiebt, sind folgende: „Ernstes Nachdenken über die Verhältnisse und Verbindungen, in welche der Mensch als Glied der Gesellschaft tritt, über die Verpflichtungen, die ihm dadurch aufgelegt werden, und über die Ansprüche, die er in dieser Eigenschaft zu machen berechtigt ist, thut Jedem und zu jeder Zeit noth: so auch dem Genossen des Massonischen Bundes in Beziehung auf denselben *gründliches Auffassen, scharfes Hinsehen* und *anhaltendes Nachdenken*, damit das Geschehene zu voller Anschauung komme, damit in seiner Seele bestimmte Begriffe und helle Einsicht die Stelle blosser Ahnungen, unklarer Gefühle und leerer Wortschälle einnehmen. Dieses *Auffassen*, dieses *Sehen*, dieses *Nachdenken* ist mein Zweck."

Diese schöne Absicht sucht er bald historisch, bald betrachtend, untersuchend, und entwickelnd zu erreichen. Die Schrift beginnt mit einer Anrede an seinen Sohn, nach dessen Aufnahme zum F. M. und mit mehreren dieser Rede beygefügten Anmerkungen. Schon in diesen, noch mehr aber in dem folgenden Aufsatz

fucht er dem Lefer reine und klare Darftellungen von dem Maffonifchen Lehrgebäude des Br. *Kraufe* zu geben, nach dem allerdings die F. M. in ihrem höchften Glanze, und als ein unentbehrliches Inftitut zur vollen Ausbildung der gefammten civilifirten Menfchheit, und als eine würdige Schwefter der reinchriftlichen Kirche erfcheint.

Auf diefe Darftellung nun bezieht fich No. 2. Hn. *Silbers* Briefe find weder Commentar, noch kritifch: fie enthalten nur befcheidene Zweifel über einzelne Sätze und Ideen, und felbft da, wo die Anfichten des Briefftellers von denen der Hnn. *Mofsdorf* und *Kraufe* abweichen, find fie ein Beweis, mit wie vieler Anftrengung er das *Kraufifche* Syftem ftudirt hat, und wie tief er in den Sinn beider Freunde eingedrungen ift.

Der *erfte* Brief dient den übrigen zu einer kurzen Einleitung. Im *zweyten* ift ihm der Unterfchied zwifchen F. M. und Kirche, fo wie folchon beide Freunde angaben, nicht fcharf genug beftimmt. Nach *Kraufe* geht die Kirche von der Idee Gottes, die F. M. von der Idee der Menfchheit aus. Die erfte lebt in der Idee Gottes, und ftrebt dahin, die Menfchen durch die Erkenntnifs und Liebe Gottes zu veredeln; die zweyte aber umfafst allein die Idee der Menfchheit. Unfer Briefsteller meint, und gewifs mit vollem Recht, dafs beides am Ende in Eins zufammenlaufen müffe: denn die Idee der Menfchheit kann doch nicht ohne ihre Urquelle, die Idee Gottes, gedacht werden. Er fchlägt daher vor, dafs man, um deutlicher zu werden, hinzufetzen müffe: dafs die Kirche, *als folche*, ausfchlieffend verfahre, keine Andersdenkenden in fich aufnehme, und fich beftrebe, ihre Dogmen als allgemein gültig zu verbreiten. Würde fie, wie die F. M., jede Kirchenpartey in fich aufnehmen: fo würde fie aufhören, eine felbftftändige Kirche zu feyn. Der *dritte* Brief verbreitet fich über die Frage: Ob der erhabene Zweck der F. M., fo wie ihn *Kraufe* darftellt, oder aus den maurerifchen Symbolen entwickelt, von jeher, oder wie lange er fich fchon in dem Inftitute befunden. Hr. *S.* entfcheidet kurz, und unferem Bedünken nach fehr richtig: es fey das Befte, gar nicht darüber zu ftreiten, fondern lieber *das* zu thun, was eben in der gegenwärtigen Zeit am meiften Noth thue. Der Maurerbund folle daher, wenigftens von jetzt an, die höchftmögliche Ausbildung der Menfchheit zu feinem erften Zwecke machen, und folche auf jede Weife zu befördern und auszubreiten fuchen. — Wir erlauben uns hinzuzufetzen, dafs vor allem die Glieder des Vereins diefe Ausbildung an fich felbft verfuchen müffen, weil Beyfpiele immer am ftärkften auf Andere wirken. Schon dadurch kann ein ficheres und hohes Ziel erreicht werden, wenn durch eigene moralifch-religiöfe Ausbildung die meiften Mitglieder der Gefellfchaft auf ihre nächften Umgebungen wirken. Vom Mittelpunct aus müffen die Strahlen kommen, welche die äufsere Cirkellinie beleuchten follen. Der *vierte* Brief, über die fogenannten Arbeiten der F. M., ift zu kurz, als dafs er etwas mehr, als einige Andeutungen gewähren konnte. — Jeder Unbefangene mufs es billigen, dafs rückfichtlich diefer Arbeiten keine übertriebenen Foderungen an die Logenverfammlungen gemacht werden, die bey der fo verfchiedenen Bildung derer, aus denen fie gewöhnlich beftehen, doch niemals würden verwirklicht werden können. Die Gebildetften einer Loge werden, wenn fie Gutes ftiften wollen, immer auf die Culturftufen derer fehen müffen, welche fie zu einer reinen Sittlichkeit bilden wollen, und je langfamer und populärer fie dabey zu Werke gehen, defto glücklicher werden ihre Verfuche gelingen. Im *fünften* Briefe fpricht der Vf. feine Meinung über die Verfuche aus, die *Kraufe* und *Mofsdorf* gewagt haben, die fchon längft in unfere Sprache eingebürgerten Worte mit neuen reindeutfchen auszutaufchen. Er fcheint diefelben weder zu verwerfen, noch ganz zu billigen. Er meint fogar — vorausgefetzt, dafs die Lehre des Hn. *K.* eine neue wäre, könne er es fchicklich finden, dafs fie in einer neuen Sprache auftrete. Wir zweifeln, dafs die Hnn. *Kraufe* und *Mofsdorf* viele Nachahmer finden werden. Auch möchte doch auf die Ausländer, die unfere Sprache zu erlernen wünfchen, einige Rückficht zu nehmen feyn, denen das Studium derfelben, durch ftete Neuerungen, am Ende ganz verleitet wird. In den *drey letzten* Briefen berührt der Vf. einige Ideen des Hn. *Kraufe*, mit denen er fich nicht ganz vereinigen kann. Zu ernfter Unterfuchung ift hier befonders *das* geeignet, was der Briefsteller für und wider das Strengbindende des Maurereides anführt: ein Gegenftand, der vorzüglich jetzt, da fo Vieles, auch von Eingeweihten, über und von dem Verein gefchrieben wird, einer fcharfen Prüfung und parteylofen Beleuchtung unterworfen werden follte.

Übrigens find diefe Briefe auch darum eine feltene Erfcheinung, weil fie der Vf. dem Br. *Mofsdorf* felbft zugefendet, der fie dem Druck übergeben, und mit weitläuftigen Anmerkungen — bald die Meinung des Br. *Silbers* widerlegend, bald folche berichtigend oder erläuternd, bald ihnen beyftimmend — bereichert hat. Beide Schriftfteller haben dadurch recht lobenswürdig erwiefen, dafs es ihnen, was fo felten ift, nicht ums Rechthaben, fondern allein um die Erforfchung des Wahren zu thun gewefen.

S. E.

THEOLOGIE.

MEISSEN, b. Goedfche: *Cafualmagazin für angehende Prediger und für folche, die bey gehäuften Amtsgefchäften fich das Nachdenken erleichtern wollen.* Erftes Bändchen, enthaltend Materialien zu den Amtsverrichtungen des Predigers bey *Trauungen.* 1818. VIII u. 192 S. (14 gr.) Zweytes Bändchen, enthaltend Materialien zu den Amtsverrichtungen des Predigers bey *Begräbniffen.* 1819. 282 S. 8. (21 gr.)

Wir wollen nicht darüber rechten, ob folche Magazine, deren wir freylich viele haben, überflüffig find oder nicht; genug der Herausgeber hält fie für nützlich, und fo wollen wir ihn gern bey feiner Meinung laffen. Der Plan des Ganzen ift auf 6 bis 8 Bändchen berechnet, und foll enthalten: Materialien zu Reden bey Trauungen, bey Leichen, Taufen, bey der Beichte und Abendmahlsfeyer, bey der Confirmation, bey Schulfeyerlichkeiten, am Ernte- und Kirchweih-Fefte, bey Vorfällen, die den Staat, oder die Gemeinde, oder die kirchliche Anftalt betreffen. Die letzte Rubrik ift ziemlich allgemein an-

gegeben. Man sollte denken, wenn die Vorfälle nicht die kirchliche Anstalt betreffen, oder wenigstens damit auf irgend eine Art zusammenhängen, so gehörten Reden dabey nicht in ein Casualmagazin für Prediger. Wir halten uns jetzt an die ersten zwey Bändchen. Man findet in dem ersten Trauungsreden, die einfach und klar das Zweckmäsigste bey solchen Gelegenheiten darstellen. Etwas Ausgezeichnetes findet man nicht; aber zu wünschen ist, dass alle Trauungsreden, die gehalten werden, so gut wie die vorliegenden seyn möchten. S. 15 heisst es: „Aber so sehr Sie Beide euch heute gewiss den Wunsch in Ihrer Seele tragen, gemeinschaftlich den letzten Schritt zum Grabe zu thun (sollten alle Brautpaare im Augenblicke der Trauung voll dieses Wunsches seyn?): so wenig ist diess dem Laufe der Natur gemäss.“ Warum denn nicht in einzelnen Fällen? Oder war ein Theil um vieles älter als der andere? Und dann wäre es doch indiscret, so Etwas zu sagen. Die sechste Trauungsrede führt die Überschrift: Bey einer Trauung gebildeter Personen. Sie hat einzelne gelungene Stellen, z. B. S. 67, aber es kommt darin auch viel Geschraubtes und Undeutliches vor. Gleich die erste Periode ist unverständlich, oder es ist bey den Worten: *wie alles*, durch die Schuld des Setzers vergessen worden: *wichtig ist*. Weiterhin heisst es S. 64: „So ist wahre Ehe ein Sacrament (?) unserer Menschengrösse, Zeichen und Unterpfand, dass wir sittliche, Gott ähnliche Menschen sind.“ Also bloss die Ehe beurkundet uns als sittliche Wesen?

In dem zweyten Bändchen stehen voran vollständige Leichenreden. Die erste ist über den Text Jes. 57, 2 gehalten. Das schöne Bild im Texte: sie kommen zum Frieden, wird so erläutert: sie sind nun frey 1) von mühseligen Arbeiten, 2) von Sorgen und Bekümmernissen, 3) von Krankheiten und Schmerzen. Hätte diess aber nicht in höherem Sinn genommen werden sollen? Zumal da das dabeystehende: *die richtig vor sich gewandelt haben*, nothwendig darauf führen musste. Auch die nicht richtig gewandelt haben, kommen ja auch im Tode zum körperlichen Frieden. Und eben auf diess: richtig gewandelt haben, kommt hier Alles an, was aber hier kaum in der Anwendung berücksichtigt und gar nicht ordentlich erklärt wird. Die zweyte behandelt kein eigentliches Thema, sondern giebt allgemeine Tröstungen bey dem Tode einer Frau, die im ersten Wochenbette starb. Hier fällt es auf, S. 18 zu lesen: „Oder wüssten wir nicht, welche treue Verehrer der Religion Sie, theuerster Herr Wittwer, und Ihre vollendete Gattin bisher waren?“ Nicht jedem Wittwer wird es lieb seyn, sich öffentlich vor einer ganzen Gemeinde anreden zu lassen. In der dritten Rede wird der Text: 2 Tim. 4, 7 behandelt, und die Fragen werden beantwortet: 1) was ist unsere irdische Vollendung? 2) wohin führt sie uns? 3) wenn dürfen wir sie nicht fürchten? 4) Was kann uns trösten bey der Vollendung der Unserigen? Bey der ersten Frage sagt der Vf.: die Antwort hierauf lässt sich leicht geben. Leicht? Ja freylich, wie der Vf. das vielsagende Wort *vollenden* nimmt. Bey ihm ist Vollendung nichts mehr als Ende. „Unsere irdische Vollendung, heisst es, ist nämlich nichts Anderes, als der Tod.“ Nun freylich, dann ist man gleich fertig. Wie viel Schönes und Eindringendes liesse sich dagegen darüber sagen, wenn das Wort in einem höheren Gesichtspuncte für die Vollführung der uns in unserer Lage von Gott gegebenen Aufträge genommen worden wäre! Wie wenige haben in diesem Sinne vollendet und sind vollendet! — Vierte Rede, am Festtage Mariä Reinigung. Was ist wahre Gottesfurcht, und welche Vortheile gewährt sie am Rande des Grabes? Wir hätten bloss den zweyten Theil, der für eine Leichenrede am besten passt, zum Hauptsatz genommen, und das erste: was ist wahre Gottesfurcht, im Übergange kurz erläutert. Doch dem Vf. gefiel es anders. Statt nun die wahre Gottesfurcht ihrem Wesen und Bestreben nach zu beschreiben, wird bloss gesagt: die wahre Gottesfurcht müsse 1) aufgeklärt (? soll wohl heissen: ohne Aberglauben) und gründlich (eine gründliche Gottesfurcht? statt: recht begründet oder gegründet. Man spricht wohl von gründlicher Gelehrsamkeit, die von allen den Grund anzugeben weiss, bis auf die Gründe eingedrungen ist). 2) aufrichtig und lebendig, 3) edel (ist die Gottesfurcht, wenn sie die vorhergenannten Eigenschaften besass, nicht eben dadurch edel?) und menschenfreundlich seyn. — Fünfte Rede. Beym Begräbniss einer Gräfin. In die Kirche schickt es sich doch wahrhaftig nicht, wenn es heisst S. 62: die *weiland Hochgeborene* u. s. w. Sprichw. 10, 7. Des Gedächtniss der Gerechten bleibt im Segen, denn 1) die Gefühle edler Freundschaft und Liebe verbürgen dem scheidenden Freunde, der scheidenden Freundin die Erhaltung seines Namens in der denkbaren Erinnerung fest verbundener Herzen (wie weitläuftig!); 2) die allgemeine Achtung, auf welche das Verdienst gegründeten Anspruch macht, sichert ihnen den festesten und bleibendsten Nachruhm (warum nicht lieber Beides, No. 1 und 2, die so nahe an einander grenzen, verbunden?); 3) ein thatenreiches Leben gewährt die segensvolleste Wirksamkeit auf die entferntesten Zeiten hinaus; 4) dient zur Belebung des Glaubens an die menschliche Tugend; 5) reizt zur Nachahmung ihrer Tugenden. Abgesehen davon, dass No. 4 und 5 schon in No. 3 enthalten sind: denn eben das *wirkt* das Andenken an edle Menschen, dass man an menschliche Tugend glaubt und ihre Tugend nachahmt: so sind No. 4 und 5 nicht bloss Folgen ihres Todes, sondern schon ihres Lebens. Schon während sie leben, und da noch mehr, wenn man sie noch wirken sieht, beleben sie den Glauben an menschliche Tugend, und reizen zur Nachahmung.

Doch genug, um zu zeigen, dass der Herausgeber dieses Magazins recht viel Gutes geliefert, aber es nicht immer mit der richtigen Logik gehalten hat. Predigern, welche in diesem Buche sich Raths erholen wollen, muss man noch die Warnung geben, sich je nicht durch den Vf. zu der Gewohnheit bestimmen zu lassen, in ihren Leichenreden die Verstorbenen so ungeheuer zu loben, wie es hier geschieht. Zuhörer, welche die Schwächen der Verstorbenen kannten, werden dadurch irre geführt, und denken wohl gar auch bey ihrem unsittlichen Leben: Nun einst erschallt mein Lob doch auch! Angehängt sind eine Menge Lieder, die sich auf Tod und Unsterblichkeit zwar beziehen, aber doch vielen Platz wegnehmen und hier nicht erwartet werden. Auch laufen in denselben einige Härten mit unter, z. B. S. 274: „Dank und Lob! und Preis und Ehre! Nun sing ichs (was denn? Die Ehre, die zunächst genannt wurde?) bald in höhere Chöre“ u. s. w. Zum Theil athmen aber diese Lieder einen begeisterten Sinn.

— R —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München, (in Commiss. b. Riegel u. Wiessner in Nürnberg): *Zeitschrift für Baiern und die angrenzenden Länder.* I Band. 1—3 Heft. S. 1—380. II Band. 1—3 Heft. S. 1—377. III Band. 1—3 Heft. S. 1—380. IV Band. 1—3 Heft. S. 1—382. Mit Kupfern u. Charten. gr. 8. (6 Rthlr. 16 gr.)

Als der jetzige König von Baiern die Regierung antrat, erschien Baiern, anderen Staaten Deutschlands gegenüber, in einem sehr unvortheilhaften Lichte. Karl Theodors spätere Herrscherjahre waren für die höhere Bildung des Volkes nicht bloss fruchtlos verstrichen, sondern während derselben sogar offenbare Rückschritte geschehen; eine Erscheinung, die um so befremdlicher für diejenigen war, welche die hervorstechenderen Seiten dieses Kurfürsten kennen gelernt hatten. Besondere Entwickelung organischer Anlagen und Einfluss einer bösen Umgebung machten Karl Theodor zum Gegentheil dessen, was man sich von seiner Bildung und seinem Geschmack versprochen hatte. Maximilian fand, als er seinem Vorfahren folgte, Geschäftsgang, Kirchen, Schulen einer durchgreifenden Verbesserung bedürftig. Baiern, das immer kräftige, herrliche Männer in seiner Mitte erzeugt hatte und noch besass, war dem übrigen gebildeten Deutschland entfremdet worden. Mit der Freyheit der Presse zeigte sich jetzt lebhafter Austausch der Gedanken. In diesem offenbarte sich eine hohe Eigenthümlichkeit der Baierischen Nation; sie suchte die Hülfe für Gebrechen, welche in öffentlichen Einrichtungen lagen, in sich selbst. Dadurch bekam die literarische Verhandlung eine solche scharfe Individualität, dass *Kayser*, damals in Regensburg, nachher Professor in Augsburg, Annalen der *Baierischen* Literatur herausgeben konnte, um in diesen das *volksthümlich Geistige* zu bezeichnen. Die Nation konnte damals durch Männer aus ihrer Mitte sicher zum Höheren geleitet werden, da die Regierung nirgends eine beengende Schranke setzte; sie ward rascher fortgerissen, als mehr *Fremde* in die Bildung eingriffen, doch mit hartem Gefühl, dass man ihr selbst zu wenig vertraut habe. Seit der Niederreissung der Scheidewand zwischen den Glaubensgenossen, einem Werk, das Maximilian Joseph zu seinem unsterblichen Ruhme, unbekümmert um die augenblicklichen Ausbrüche von Zeloten, so früh durchgeführt, und seit der innigeren Annäherung an die in Deutschland überhaupt herrschende wissenschaftliche und Kunstbildung durch die Aufnahme so vieler Auswärtiger in den Schooss der Nation, ist die Individualität einer Baierischen Literatur um so mehr fast ganz erloschen, als seit einigen gegenseitig allzu derben Erörterungen über Nord- und Süd-Deutsche die Regierung schon unter des Grafen von Montgelas Verwaltung darauf bedacht seyn musste, öffentliches Ärgerniss zu vermeiden. Erfreut man sich nun eines höheren gelehrten und künstlerischen Strebens: so ist zu wünschen, dass solche Deutsche, welche in Baiern zum Theil eine glänzende Aufnahme von Inländern gefunden, nicht vergessen, wie weit die Bildung unter den Eingeborenen auch ohne sie fortgeschritten, die Eingeborenen sich aber auch des gelehrten National-Pedantismus enthalten, und nicht schmollen, wenn sich etwa nun zwey Meinungen über den Ursprung der Bajoaren theilen, ganz Deutschland aber mag Theil nehmen an den regen Bemühungen aller in Baierns Mitte befindlichen Gebildeten, zu dem Ruhme der Tapferkeit, den seine Krieger sich errungen, auch den schönen des geistigen Sieges hinzuzufügen. Mit Freuden verzeichnet Rec. in diesen Tagebüchern der Wissenschaft, was für das gelehrte Gemeinwesen mit Ruhm geleistet worden ist, und beurtheilt daher mit Vergnügen auch die gegenwärtige Zeitschrift, welche vorzüglich für den Geschichtsforscher und den Deutschen Geschichtschreiber unentbehrlich ist. Es ist eine schöne Erscheinung — eine ganze Abtheilung des Ministeriums, wie sie früher bestand, in einem Reiche mit Männern besetzt zu sehen, welche sich eben so sehr durch ihr Streben nach Gelehrsamkeit, als durch ihre Geschäftswirksamkeit auszeichnen. Der jetzige Staatsrath und Bundestagsgesandte zu Frankfurt a. M., früher Vorstand der Lehens- und Hoheits-Section bey dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, der geistvolle *G. A. von Aretin*, und die Legationsräthe, der gründliche Geschichtsforscher *S. A. Stumpf*, der als Schriftsteller ehrenvoll bekannte *J. E. von Koch-Sternfeld* und *J. A. von Belli* waren die Begründer dieser Zeitschrift. Bey dem vielseitigen Interesse, welches diese, wie wir sogleich sehen werden, für sich hat, wird sie von allen Deutschen mit Vergnügen aufgenommen werden, sobald mit Strenge darüber gewacht wird, dass sie, ungeachtet der Ankündigung „*Zeit*schrift," nicht viele Aufsätze aufnimmt, welche sich durch die *Zeit* nicht hindurch retten. Trefflich ist der Gedanke eines

solchen wissenschaftlichen Vereinpunctes für Süd-Deutschland, aber in der Art der Ausführung möchte sich Mehreres tadeln lassen. Stark springt der Bogenzahl nach die Unverhältnissmässigkeit der Beyträge in die Augen. Die geschichtlichen Aufsätze von *Stumpf* füllen den bey Weitem grösseren Theil. Eben so winden sich des Erzstifts letzte dreyssig Jahre mehrere Hefte hindurch. Dadurch ist der dem Absatze nachtheilige besondere Abdruck solcher allzu sehr angewachsenen Beyträge entstanden. Auch wäre in den allerdings wünschenswerthen Abhandlungen, die uns *von Koch-Sternfeld* über Salzburgs, und *Gerstener* über Eichstädts Vergangenheit geliefert haben, grössere Beschränkung in Bearbeitung des Stoffes zu wünschen gewesen. Wie sehr auch Gründlichkeit zu preisen ist: so hat sie da ihre Grenzen, wo man anfängt, sich langweilig zu fühlen. Die Kupfer hätten auch meistens mit grösserer Sorgfalt ausgeführt werden können, da es München und seiner Nähe nicht an geschickten Künstlern fehlt.

Da man, nach dem vorliegenden Jahrgange und nach den Heften, die Rec. schon von dem folgenden eingesehen hat, die er aber der Anzeige des nächsten ganzen Jahrganges vorbehält, auf den dauernden Werth vieler Aufsätze dieser ausgezeichneten Zeitschrift rechnen kann: so hoffen wir, dass solche Leser unserer Blätter, denen sie noch nicht zu Gesicht gekommen ist, die Beurtheilung der einzelnen Rubriken, welche sich in den ersten 12 Heften finden, ihrer Aufmerksamkeit gerne würdigen werden.

I Band. 1 Heft. I. *Philipp Wilhelms Pfalzgrafen, Herzogs zu Neuburg, Jülich und Berg u. s. w. Werbung um die Polnische Königskrone.* Von *S. A. Stumpf.* Der gelehrte Vf. verspricht eine ausführliche Biographie dieses Fürsten, der sich in seinen persönlichen Hoffnungen auf die Polnische Krone durch Österreich und Frankreich getäuscht, und auch seine Wünsche, sie einem Gliede seiner zahlreichen Familie zuzuwenden, unerfüllt sah. — II. *Berichtigung der Lebensgeschichte Johann Philipps, Bischofs zu Bamberg, von 1599—1609.* Vom Obigen. Dieser Bischof, aus dem Geschlechte von Gebsaltel, wird hier ganz anders dargestellt, als Schriftsteller ihn zu schildern pflegten. Schon als Domdechant hatte er sich verlauten lassen, „man wolle einmal einen weltlichen Bischof und Herrn zu Bamberg haben." Über des Bischofs Benehmen wachte besonders Wilhelm V, Herzog von Baiern. Auch Maximilian fürchtete an dem Bischof einen Bundesgenossen zu verlieren. Philipp entging 1609 durch den Tod seinem Process, den man ihm in Rom „*propter turpitudinem vitae et in fide claudicationem*" machen wollte. — III. *Des Erzstifts Salzburg letzte dreyssig Jahre.* Von *J. E. von Koch-Sternfeld.* Wer die Geschichte eines Deutschen ehemaligen Reichsstandes auch bis in das Innerste ergründen, Land, Fürst, Volk, Reichsverband eines Gliedes jener ehrwürdigen Genossenschaft genau beurtheilen will, findet in diesem, durch viele Hefte hindurch greifenden, auch besonders abgedruckten Aufsatze reichen Stoff. Übrigens verweisen wir auf unser schon am Eingange ausgesprochenes Urtheil. IV. *Ludwig der Gebartete und Ludwig der Fromme, Grafen von Öttingen. Ein Bruchstück aus der Geschichte des Hauses Öttingen.* (Zeitraum von 1371 — 1445) von *J. A. v. Belli* (s. u.) — V. *Biederstein.* Eine Schilderung des schönen Landhauses der Könige mit einer Abbildung, die jedoch wenig Lob verdient, daher auch die Redaction selbst dieses Kupfers halber um Nachsicht bittet. — VI. *Geographisch-historische Übersicht vom Fürstenthum Aschaffenburg,* von *J. E. v. Koch-Sternfeld.* Liefert nichts Neues. — VII. *Bruchstücke aus der Geschichte des Baierischen Heeres im Feldzuge von 1812.* Von *St...r.* Ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte des furchtbaren Krieges. Man lernt hier die Grösse Deutscher Tapferkeit auf das Neue schätzen, und die Nichtswürdigkeit verachten, mit der Franzosen Germanische Bundesgenossen behandelten. VIII. *Literatur und Kunst.* Eine fortlaufende Überschrift, unter der man Beurtheilungen inländischer Geisteserzeugnisse findet.

Heft 2. I. *Werbung des Erzherzogs Matthias von Österreich um die Baierische Prinzessin Magdalena.* 1607. 1609. Von *S. A. Stumpf.* Ein sehr schätzbarer Aufsatz. — II. *Erfüllte Weissagung in Betreff des jüngsten Reichskriegs gegen Frankreich.* Vom Obigen. Zwey merkwürdige Schreiben des Fürstbischofs Franz Ludwig zu Bamberg und Würzburg an den Österreichischen Comitial-Gesandten, den Freyherrn von Borin, der sich bey dem Ausbruche des Revolutionskrieges auf das Eifrigste angelegen seyn liess, die Stimmen, vorzüglich der geistlichen Fürsten, für den Krieg schleunigst zu bewirken. Hiezu trieb ihn — Rec. kannte ihn noch — seine ganze Persönlichkeit: denn *v. B.* war bey vielen positiven Kenntnissen als *Reichstags*-Gesandter zu beschränkt, um irgend eine Welterscheinung aus einem höheren Standpuncte zu erfassen. Die Umsicht und das schöne Selbstbewusstseyn des Fürstbischofs zwingt Achtung ab. Denken, schrieb er, als das Vorrücken der Franzosen nach der Einnahme von Mainz zu erwarten war, denken Eure Excellenz ja nicht, dass mich eine panische Furcht anwandle: schon seit 14 Tagen ungefähr mache ich dahier einige Vertheidigungsanstalten, weil ich ein schwaches und fliegendes Französisches Corps nicht in die dahiesige Stadt einzulassen gedenke; ich benehme mich aber hiebey ohne Geräusch und ohne eine Furcht bemerken zu lassen. Ich denke mich aber nicht zu irren, wenn ich behaupte, „dass bey gegenwärtiger Stimmung der Französischen Nation dieselbe auf ihrem eigenen Grund und Boden von Österreich und Preussen und dem Reiche schwerlich werden bezwungen werden." Eine Ansicht, die so richtig, als die Äusserung des Fürsten, „er laufe der Mehrheit der Stimmen nicht nach," Deutsch mannhaft war. — III. *Des Erzstifts Salzburg letzte dreyssig Jahre.* Forts. (s. o.) — IV. *Ludwig der Gebartete und Friedrich der Fromme, Grafen von Öttingen.* Forts. (s. o.) — V. *Berg-Ansichten für Geographie und Statistik, mit der* (schönen) *Abbildung des höchsten Bergzuges von Baiern.* Von *J. E. v. Koch-Sternfeld.* Der Vf. gehört zu den Wenigen, welche die Würde der Geographie als Wissenschaft erkannt haben; er spricht der Beherzigung werthe Worte. Was Zeune angeregt, was Hormayr mit Gründlichkeit ausgeführt,

jeder Beſſere vielfach beſprochen, in Schrift und mündlichem Vortrage mitgetheilt, wird bey ſolchen, auf die Erdländer immer mehr ausgedehnten Umriſſen, als hier durch den trefflichen Canton von Baierns Hochgebirg geliefert werden, an Lebendigkeit und Anſchaulichkeit gewinnen. Die Darſtellung des Vfs. iſt kräftig; doch wünſcht man einige Fehler aus ihr getilgt zu ſehen: Conſummtion; dieſe Art von Sokratik; privative Beobachtungen u. ſ. f. — VI. *Die erſte Baieriſche leichte Batterie im Feldzuge von* 1812. Von *B.* Baiern hatte in dem Feldzuge von 1812 nur die erſte leichte Batterie, die bis Moskau vordrang, bey Napoleons Heere. Was dieſe geleiſtet und gelitten, wird hier, unterſtützt durch getreue Erinnerung der Officiere, die ſich bey ihr befunden, gut erzählt. — VII. *Literatur und Kunſt.*

3 Heft. I. *Des Erzſtifts Salzburg letzte* 30 *Jahre.* Fortſ. — II. *Beytrag zur Lebensgeſchichte Albrechts VI, Herzogs in Baiern.* Von *S. A. Stumpf.* Eine ſehr wichtige Abhandlung, die uns tiefere Blicke in das Hausleben der regierenden Familie gewährt. Der gelehrte Vf. hat jenes Gefühl des geſchichtlich Bedeutſamen, das man bey denjenigen, welchen ſolche Quellen geöffnet ſind, mit Schmerz ſehr häufig vermiſst. Welchen Erziehung von Fürſtenſöhnen obliegt, und jeder biedere Deutſche, der im Hauſe des Herrſchers die Wurzel des heiteren öffentlichen Daſeyns ſucht, wird, was hier erzählt iſt, mit voller Befriedigung ſeines Gemüthes leſen; es iſt ein ſchönes, in dieſem Jammer der Zeit der Wiederholung werthes, geſchichtlich mahnendes Wort des Vfs.: „Bliebe dem Prinzen nach dieſen, für ſeine Bildung zum Regiment vorgeſchriebenen Arbeiten, und nachdem er ſeine fürſtliche Luſt und Recreation gehabt habe, noch mehr Zeit übrig: ſo möge er nur die Sachen der Grafſchaft Haag (welche ihm nebſt ſeinem Geld-Deputat zum Genuſſe war überlaſſen worden), beſonders die Rechnungen zur Hand nehmen, und alle *Ausgaben* vorzüglich erwägen; dadurch werde er einſehen, *daſs viele kleine Dinge ein Groſses machen*, das Hauſen lernen, und Luſt und Neigung dazu bekommen." Der Prinz war aber nach ſeiner Vermählung nicht von den Geſinnungen durchdrungen, mit welchen ſich Maximilian gegen Anfoderungen, ſein Deputat zu vermehren, erklärte: „ob es nicht räthlicher ſey, *mediocriter* fürſtlich zu leben, als hochfürſtlich zu Grunde zu gehen." Aus dem Hofaufwande des Prinzen mögen diejenigen, welche über Fürſtenaufwand unſerer Tage klagen, billiger urtheilen lernen. Maximilian ſah ſich gezwungen, von den Rechnungen des Bruders Einſicht nehmen zu laſſen. Die Ausgabe von dieſem übertraf in einer Zeit, als der Scheffel Korn acht Gulden galt, die Einnahme um 22,218 fl. Für das Hofgeſinde, bis auf die Abſpülerin, Hennen- und Vieh-Dirne betrug der Aufwand 15,000 fl., für Rehe-, Hirſch und Schweine-Hetzen zum Sauerbeine waren 5000 fl. ausgeſetzt, im Marſtalle 60 — 70 Pferde gehalten u. ſ. w. Maximilian erſcheint auch hier wieder im edlen Lichte; er gab als Bruder, aber er vergaſs nicht, was er dem Lande ſchuldig war; ſeine hohe Selbſtbeſchränkung vermochte Albert nicht zu üben; als 1654 ſeine Gemalin ſtarb, war ſeine Caſſe ſo erſchöpft, daſs er nicht einmal die Koſten der Leichenfeyer beſtreiten konnte. Dieſer Aufſatz gehört zu denjenigen, durch welche die Baieriſche Geſchichte, die in ſo vielen mühſamen und dennoch unfruchtbaren Abhandlungen periodenweiſe mit peinlicher Trockenheit behandelt worden iſt, an Leben und Fülle gewinnt. — III. *Theologiſcher Beſcheid.* Der groſse Maximilian I hatte bey Prag unter dem Feldruf: Maria! geſiegt. Miſsvergnügt über den Streit in der katholiſchen Kirche über die unbefleckte Empfängniſs, hoffte er vom Papſt Urban VIII nach jener Schlacht Vertilgung jenes Streites durch einen Machtſpruch. Ihm ward die Antwort: *expectandum ergo eſt, dum oriens ex alto Spiritus Sancti lux hoc coeli arcanum Pontificiae menti detegat, ut veritatis oraculum edere in hac Chriſtianae ſapientiae cathedra poſſimus.* — IV. *Die erſte leichte Baieriſche Batterie im Feldzuge von* 1812. Beſchluſs. Furchtbar ergreifend. — V. *Der Donnersberg* von *J. E. v. Koch-Sternfeld.* — VI. *Biographiſche Notizen.* Man lieſt hier Nachrichten über Hubert Wilhelm Freyherrn von Hertling, Joſeph Martin von Kleber und Anſelm Ellinger. — VII. *Literatur und Kunſt.* — VIII. *Intelligenz-Artikel.* — IX. *Anhang.* Über die Lage der Römiſchen Station *pons Oeni*, von *Klöckel.* Der Vf., deſſen Stil äuſserſt geſchraubt iſt, erklärt *pons Oeni* für das heutige Roſenheim, d. h. den Verband, der durch Markt und Burg Roſenheim noch ausgedrückt wird. — Dem Hefte iſt ein Facſimile der Unterſchriften von Guſtav Adolph, Oxenſtyerna, der Königin Chriſtina, L. Camerarius und Tilly beygefügt.

4 Heft. I. *Des Erzſtifts Salzburg letzte* 30 *Jahre.* Fortſ. — II. *Diplomatiſche Geſchichte des XIII Artikels der Deutſchen Bundesacte* von *J. E. Freyherrn von Aretin.* — III. *Sabine, Herzogin von Würtemberg, geborene Prinzeſſin von Baiern*, von *J. A. von Belli.* Das unglückliche Eheverhältniſs zwiſchen Ulrich und Sabine iſt hier bis auf die, durch den Kaiſer Maximilian begünſtigte Flucht der Letzteren gut entwickelt. — IV. *Tabakbau in Baiern* von *E. v. Koch-Sternfeld.* — V. *Literatur und Kunſt.* Dem Hefte iſt der Proſpect der jetzt vollendeten vortrefflichen Militär-Charte von Süddeutſchland beygefügt. VI. *Baierns politiſche Geſchichte* von *S. A. Stumpf.* Der Vf. verſpricht, ſeinen Gedanken nach, acht einzelne Abtheilungen, von welchen immer zwey einen Band ausmachen werden; auch wird das Urkundenbuch beygefügt. Die Quellen für dieſe Arbeit liefert das königliche geheime Haus und Staats-Archiv. Von dieſer Abtheilung kann kein Auszug geliefert werden; ſie iſt ſo reichhaltig, und der geſchichtliche Stoff ſo vielfach anſprechend behandelt, daſs ſie kein Deutſcher ungeleſen laſſen ſoll. Das Ganze wird über die Geſchichte unſeres Vaterlandes eine Menge neuer Aufſchlüſſe verſchaffen. Ob dadurch gerade das Gemüth immer in heitere Regung verſetzt wird, wollen wir jedoch nicht behaupten; der Geiſt, der durch die Geſchichte unſerer regierenden Häuſer ſchreitet, im Kampfe zwiſchen Reichs- und Landes-Hoheit und unzähligen Intereſſen ſich wirkſam zeigt, mahnt, der „tobenden Rotte" der

Deutschheitsmänner nicht beyzustimmen. Unsere Geschichte hat ihre Lichtseite, aber dieser entgegen eine Schattenseite, welche jedoch der Vf. durch die Ruhe, mit der er als wahrer geschichtlicher Forscher die Thatsachen aus den Quellen ohne Zusatz darstellt, mildert. Seinen streng wissenschaftlichen Sinn beweist die scharfe Bestimmung des Begriffs der politischen Geschichte eines Staates, die er am Anfange seiner Abhandlung aufstellt. Diesem gemäfs beginnt bey ihm eine politische Geschichte der Deutschen Staaten von da an, wo diese, der Reichsgenossenschaft unbeschadet, auch als selbstthätige, freye Staaten erschienen, wo das Recht, Bündnisse auch mit dem Auslande, nur nicht gegen das Reich, zu schliessen, bereits in Übung und unbezweifelt, wenn auch durch kein Reichsgrundgesetz geheiligt war. So fängt denn bey ihm die Geschichte Baierns mit den beiden Herzogen Wilhelm und Ludwig an. — Wir sehen mit Verlangen den urkundlichen Nachweisungen zu dieser trefflichen Arbeit entgegen. — Dem Hefte ist eine kleine, aber sauber gestochene Charte der Rheinischen Baierischen Provinz beygebunden. —

5 Heft. VII. *Des Erzstifts Salzburg letzte 30 Jahre.* Forts. — VIII. *Sabine, Herzogin von Wirtemberg* (Beschlufs) von *J. A. v. Belli.* In dem wohl geschriebenen Auffatze find uns nur Versehen im Drucke oder der Sprache aufgefallen, so (326) „auf eine bemessene Art" — (333) „Verlurst" — (344. 353) „Weineden," „Weinmeden." — IX. *Biographische Notizen* von D. *A. Baader.* Der um die Baierische Gelehrtengeschichte hochverdiente Vf. zeichnet hier in kurzen Umrissen 1) das Leben des Exjesuiten C. Ant. Sterr, der ein Mitbewerber um die von der königl. Akademie aufgestellte Preisaufgabe, Ludwig des Baiern Biographie, war, dessen Arbeit aber nicht gekrönt, und hierauf von Jac. Giel verlegt wurde. Man war offenbar gegen den geborenen Baier etwas zu ungerecht gewesen, da sich auch gegen die gekrönte Preisschrift so viel Gründliches vorbringen liesse. — 2) Joh. G. Prändel, Prof. der Mathematik am königl. Edelknabenhause zu München. Ein Mann, der sich mit hoher Selbstkraft vom Bauerndienste zu einem achtungswerthen Grade wissenschaftlicher Bildung emporrang, und seinem Vaterlande vielfach nützlich war. S. 365 ist: die Scharig doch wohl ein Druckfehler? — X. *Seefeld*, von *J. E. v. Koch-Sternfeld.* Mit einer Ansicht von Seefeld. — XI. *Literatur und Kunst.*

7 Heft. I. *Des Erzstifts Salzburg letzte dreyssig Jahre u. s. w.* Forts. — II. *Gustav Adolph dringt in Baiern ein.* (Ein Bruchstück aus dem nächstens erscheinenden 3 Bande von *Zschokkes* Baierischen Geschichten.) Hr. *Zsch.* hat Anfangs durch das Blendende seines Vortrages eine zu günstige Meinung von sich erregt, welche jedoch bey genauerer Prüfung seines Künstlergehaltes, sehr gesunken ist. Kannte er doch, bey Anlegung seines Werkes, mehrere der trefflichsten Baierischen Geschichtsforschungen nicht. Dafür sollte der Prunk der Erzählung Ersatz leisten. Seine Bücher der Baierischen Geschichte haben bey allzu grellem Farbenauftrage und *manierirter* Darstellung auf das Volk, von dem sie sprechen, weniger gewirkt, als sich der „Geschichtsmahler" versprach. Starke Völker lieben einfache Erzählung der Thaten ihrer Vorderen. Dabey verkennen wir nicht, dafs Hr. *Zsch.* viele lichte Blicke in die Baierische Geschichte geworfen, Einzelnes trefflich durchgeführt hat. Auch dieses Bruchstück liest sich, bey besserer Quellenbenutzung, angenehm, so wenig der Stoff erschöpfend behandelt ist. Von Schreib- oder Druck-Fehlern kommen mehrere vor: (S. 93) Unpartheisamkeit, (S. 94) *quidquid delirunt* u. s. f. Ob Hr. *Zsch.* Maximilians Charakter bis in seine Grundtiefen ergriffen hatte, wenn er sagte: „Gustav sey dem Baier um so viel überlegen gewesen, als es Freyheit des Gedankens dem Geiste mönchischer Erziehung ist"? Maximilian war seines Landes Regent im edelsten Sinne; wo Feder und Hand von ihm für dieses wirkten, steht er in der Vollkraft des Mannes da; begeistert für den Katholicismus, wie Gustav für seine Überzeugung, darf er mit ihm verglichen werden: ihn herabzusetzen, ist ungerecht, weil es gegen die Treue der Geschichte ist. Defshalb steht auch des Vfs. folgendes Zeugnifs mit der obigen Erklärung in einem schneidenden Widerspruche. (Man vgl. vorzüglich die Note.) III. *Biographische Notizen.* 6) Joh. Milbiller von *A. Milbiller.* Kurze Nachrichten über diesen verdienstvollen Baiern, der früher in die Bildung seines Volkes kräftig eingegriffen, und bis zum Abend seines Lebens der Wissenschaft mit reinem Sinne sich hingegeben hat. — IV. *Literatur und Kunst* u. s. f. In der Übersicht von auswärtigen literarischen Blättern in Beziehung auf Baiern und seine Umgebung (schon diese genügt nicht) fällt vorzüglich in der 3ten Rubrik das „Bezügliche" auswärtige Blätter auf. Zu dem kurzen Auffatze von *Koch-Sternfeld: Berchtesgaden* vor 700 Jahren gehört auch das Kupfer dieses Heftes.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *A new Grammar of the German Language for the use of Englishmen, containing a complete Syntax of all the parts of speech illustrated by numerous examples and exercises, the which is added a set of familiar dialogues.* By M. *Charles Benjam. Schade.* New Edition, carefully revised, corrected and improved. 1817. 484 S. 12. (1 Rthlr.) Die Brauchbarkeit dieses Buches ist hinlänglich bewährt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 2 0.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNCHEN, (in Commiss. b. Riegel u. Wiessner in Nürnberg): *Zeitschrift für Baiern und die angrenzenden Länder* u. s. w. I — IV Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

VIII Heft. V. *Des Erzstift Salzburgs letzte 30 Jahre.* Forts. — VI. *Literatur und Kunst der Deutschen Vorzeit von Ludw. Fürsten von Öttingen-Wallenstein.* Deutschland darf sich erfreuen, dass unter seinen „Altedelgeborenen" auch Viele sind, die, wie der Vf. dieses Aufsatzes, ihm durch den Muth, es zu vertheidigen, und durch die Geistesbildung, es zu verherrlichen, angehören. Der Vf. trägt seine Ansichten in einer blühenden Sprache vor. Er stellt 2 in der Geschichte der christlichen Kirche vorwaltende Hauptepochen auf: I. Die Epoche ihrer Entstehung, d. i. der Zeitraum vom Anfang des ersten bis zu Anfang des vierten Jahrhunderts. II. Ihre Climatisirung, d. i. der Zeitraum vom Anfange des 5 bis zu der zweyten Hälfte des 16 Jahrhunderts. Die erste dieser Epochen umfängt den Ursprung der christlichen Kunst und die Entstehung jener Ideale, welche ihr bis zu der zweyten Hälfte des 16 Jahrhunderts in allen Ländern und unter allen Verhältnissen als wahrer Grundtypus innewohnend blieben; die zweyte aber stellt die Verzweigungen an dieser Kunst, und insbesondere die Entwickelung jener Eigenthümlichkeiten dar, welche sie nach der Verschiedenheit der Länder verschiedenartig und gleichsam climatisch in sich aufnahm, und deren höchste Blüthe sich hinsichtlich der abendländischen Völker zu Ende des 15 Jahrhunderts in den drey Repräsentanten abendländischer Kunst-Eigenthümlichkeit, in Raphael, van Dyk und Dürer entfaltete. (Einige weitere Bemerkungen des Rec. s. unten.) — VII. *Blicke auf das Baierische Gebiet am linken Rheinufer* von *J. E. v. Koch-Sternfeld.* Der Vf. verspricht nähere Aufklärungen durch gütige Mittheilungen aus der Provinz selbst. — VIII. *Betrachtungen über den Zeitgeist* von *Karl Dalberg.* Wir werden unser Urtheil am Schlusse dieses Aufsatzes fällen. — *Anhang. Literatur und Kunst.*

IX Heft. IX. *Des Erzstifts Salzburg letzte 30 Jahre* u. s. w. (Beschluss). X. *Beyträge zur Geschichte der mittleren Länderkunde, besonders von Baiern,* von E. Mit Aufwand von Gelehrsamkeit niedergeschrieben, und keines Auszuges fähig. — XI. *Jesuitische Bekehrungsversuche an den Prinzessinnen Anna Sophia und Maria Hedwig von Hessen-Darmstadt.* 1661 *und* 1664. Von *S. A. Stumpf.* Ein mahnendes Wort der Vorsicht gegen die Herren, „die wieder hinter der Scene agiren" (s. S. 346. Note.) Möge (s. S. 347) ihre Komödie auch diessmal ihr Ende erreichen! — XII. *Ansichten und Kritiken über altdeutsche Kunst* von *J. H. Kohler*, Fürstl. Wallensteinischem Consul. Reich an Reminiscenzen an den Aufsatz des Fürsten, dessen Consulent der Vf. ist! Man liest mit Interesse, was er über *Goethe* „über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden" in einer schön gebildeten Sprache und mit sicherem Kunstgefühle sagt; erfreuend ist sein Ausspruch: „Wer kann bestimmen, ob die Stunde fern oder nahe sey, in welcher Kunst und Alterthum nicht mehr allein historisch-kritisch bey uns wohnen, sondern in welcher ein Kunstgeschlecht erstanden ist, welches, wie unsere Ahnen, in hoher Begeisterung seine Kräfte zu lebendigen Erzeugungen vermischt." — XIII. *Literatur und Kunst.* Der Vf. des unter dieser Rubrik mitbegriffenen Planes zur Bearbeitung einer Geographie für Baiern, entworfen im J. 1806, zeigt sich als einen lichten Kopf.

X Heft. I. *Die letzten Jahre des Fürstenthums Eichstädt,* von *J. Gerstner*, k. B. Landrichter. Ein Beytrag zur Geschichte der unzähligen Bedrückungen, welche der Französische Revolutionskrieg über grosse und kleine Staaten gewälzt hat; nur ist die Erzählung zu weit ausgesponnen und der Vortrag zu wenig belebt. — II. *Briefwechsel des Herzogs Wilhelm V und seiner Schwester Maria, der Wittwe Karls, Erzherzogs von Österreich, Veranlassung der Coadjutorwahl zu Passau im J.* 1597, von *A. S. Stumpf.* Für die Bezeichnung häuslicher Beziehungen, die zwischen Österreich und Baiern damals Statt fanden, sind diese Briefe sehr genügend. Der Vf. mag doch ja sein Versprechen erfüllen, uns von Zeit zu Zeit solche Blicke in das häusliche Leben erlauchter Personen werfen zu lassen. — III. *Hochzeitsfeyer Karls, Erzherzogs von Österreich, mit Maria, Prinzessin von Baiern, vom J.* 1571, von *J. E. v. Koch-Sternfeld* u. s. w. Die Verbindung der Prinzessin Charlotte Auguste von Baiern mit Kaiser Franz I führte den Vf. auf ein ähnliches festliches Ereigniss der Vergangenheit zurück. — IX. *Biographische Notizen.* 7) Jos. Peter Paul Rauschmayr. Dieser, auch in der Künstlergeschichte Baierns denkwürdige Mann starb am 21 März 1815 zu Augsburg als Dompfarrer. 8) Felix Adam Freyh. von Löwenthal, königl.

geheimer Rath zu München. Hr. v. L. ist bloss durch die Unglücksfälle merkwürdig, welche sein Leben so sehr getrübt haben; sein schriftstellerisches Verdienst ist zu gering, um es auch nur mit wenigen Worten zu preisen. — V. *Literatur und Kunst.* Wir erhalten hier die äusserst erfreuliche Aussicht auf eine neue Ausgabe von Max I Anleitung zur Regierungskunst (*monitis paternis*), mit dem Lateinischen Original zur Seite und einer Erläuterung durch ältere und neuere Parallelstellen. — Dem Hefte ist ein Facsimile beygefügt, das die Hand und Namenszüge von Philipp II, König von Spanien, Don Juan von Österreich und dem Herzog von Alba darstellt.

XI und XII Heft. VI. *Diplomatischer Beytrag zur Deutschen und Europäischen Staatengeschichte vom Westphälischen Frieden bis zum Ende des 17 Jahrhunderts*, von *A. S. Stumpf.* Der unermüdete, gelehrte Vf. liefert hier 47, anderwärts noch nicht abgedruckte Staatsurkunden, deren Abschriften von den in dem königlichen Staatsarchiv befindlichen Originalien unter seiner Aufsicht und zum Theil von ihm selbst verfertigt worden sind. Es ist ein Bekenntniss, das den bescheidenen Sinn des Hn. *St.* und die Freysinnigkeit der Baierischen Regierung ehrt, wenn der Vf. sagt: „Das Publicum, für welches diese Sammlung im Drucke erscheint, wird dem Ministerium, das sie wollte und begünstigte, mehr Dank als dem Sammler zu erstatten haben, der unter anderen Verhältnissen bloss der Hüter dieser Geheimnisse hätte seyn können.“ Der Vf., der überall den Buchstaben durch den Geist zu beleben weiss, schickt einige Bemerkungen über den politischen Stand der Deutschen Fürstenhäuser vor und nach dem Westphälischen Frieden voran. Er erklärt sich gegen diejenigen, welche annehmen, die Deutschen Fürsten seyen vor dem Westphälischen Frieden als Usurpatoren zu betrachten, die sich in stürmischen Zeiten der kaiserlichen Allgewalt entzogen, und eine eigene Territorialhoheit gegründet hätten, und erst jener Friede habe einen Zustand des Rechtes geheiligt. Dagegen behauptet er: „Das Deutsche Reich erscheine schon vor der Zeit der eingeführten Wahlfreyheit als ein Staatenverein, nicht als Staats-, sondern als Staaten-Einheit, der Kaiser nicht als Monarch, sondern als lebenslängliches Oberhaupt freyer Fürsten und Nationen zu bestimmtem Zwecke mit bestimmter Gewalt ausgerüstet. Der Westphälische Friede habe bloss den vorhandenen Besitzstand vorzüglich dadurch befestigt, dass er ihn unter die Garantie der mitcontrahirenden Europäischen Mächte gestellt, wodurch die bis dahin von den Kaisern öfter gewagten Eingriffe eher und mit mehr Nachdruck in Zukunft beseitigt werden konnten.“ Rec., der lange Zeit auch der ersteren Meinung war, ist durch ein tieferes Studium der Deutschen Reichsgeschichte für jene des Vfs., die offenbar vielfach durch Beweise zu begründen ist, und fruchtbarere Resultate darbietet, gewonnen worden. — Dieser, jedem Geschichtsforscher unentbehrliche diplomatische Beytrag ist auch im besonderen Abdrucke zu haben. — VII. *Die letzten Jahre des Fürstenthums Eichstädt.* Forts. Von *Hellbrun.* — VIII. *Das Idol* von *J. E. v. Koch-Sternfeld*, mit zwey *Abbildungen.* — IX. *Biographische Notizen.* 9) Joh. Nep. Freyhr. v. Schalte. — 10) Eph. Freyherr v. Gropper. — X. *Geographie und Statistik.* Eine verdiente Rüge der Missgriffe, die sich Hr. Prof. *Stein* in Berlin in seinem Handbuche der Geographie und Statistik in Betreff Baierns hat zu Schulden kommen lassen. Den Schluss macht das Register über die 4 Bände der Zeitschrift.

GAK.

BERLIN, b. Hayn: *Der Erzähler*, eine Unterhaltungsschrift für Gebildete. Herausgegeben von *Hartwig von Hundt-Radowsky.* 1819. 8. Erster Band. 396 S. Zweyter Band. 376 S. (3 Rthlr. 16 gr.)

Die Liebhaberey für Erzählungen hat bey dem, Unterhaltung suchenden Deutschen Publicum so überhand genommen, dass sogar die Herausgeber von Zeitungen und Tagesblättern es rathsam finden, sich damit zu befassen, obgleich sie mit deren Begriff und Zweck, sich mit Vereinzelung an die Flüchtigkeit der Zeit anzuschliessen, gar nicht übereinstimmen, und für den Neugierigen beständig durch Unterbrechung leiden. Aber man hat dadurch gewonnen, indem man so auch die Frauen in den Lesekreis gezogen, und diesen auf solche Weise sehr erweitert hat. Für die Kunst kann diess wegen der Zerstreuung, womit geliefert und empfangen wird, nicht vortheilhaft wirken, und man könnte von Zeitungen wohl fodern, dass sie sich mehr dem Zeitinteresse widmen, und hauptsächlich nach Gelegenheit der *Gegenwart* das Nützliche aus den Wissenschaften herableiten möchten. Da hier indess nun einmal das Verhältniss zwischen Kauf und Verkauf entscheidet: so ist keine Besserung zu hoffen. Noch weniger aber darf man sich nun wundern, wenn Jemand diese Liebhaberey ganz besonders ins Auge fasst, und das Publicum in fortgehenden Sammlungen reichlich mit Erzählungen versorgt. Diess geschieht mit dem *Erzähler*, der in den vorliegenden zwey Bänden nun schon 23 Erzählungen liefert. Es wäre fast ein Wunder, wenn zugleich auch eben so viele Kunstwerke sich zusammen gefunden hätten, welches so wenig der Fall ist, dass nicht einmal eine einzige auf diesen Namen Anspruch zu machen scheint. Zur Empfehlung mag indess schon genügen, wenn wir versichern können, dass nach dem gewöhnlichen Sinne und den Erwartungen der Leser hier des Guten mehr als des Schlechten bey einander ist. Alles einzeln durchzugehen, würde uns zu weit führen; wir wollen nur Einzelnes ausheben. — Den Reihen eröffnet *Fr. Laun* in seiner leichten Manier, die man sich gern gefallen lässt. — In der zweyten Erzählung, von *Julius von Voss*, wird umständlich, und nicht mit der Munterkeit, die man vom talentvollen Vf. wohl erwarten könnte, das planmässige Benehmen eines eigennützigen Vormundes geschildert, der mit einem Heirathsanschlag sein Mündel belagert — ein Gegenstand, der — besonders auf dem Theater — nur zu oft wiederkehrt. Dabey trüben schlechte Charaktere zu sehr das heitere Element des Komischen, wodurch sich dieser Dichter oft um die besten Wirkungen bringt. Wenn das Schlechte nur *als solches* zum Behuf des Komi-

schen gebraucht wird, führt es gewöhnlich etwas Unlustiges mit sich, und gedeiht höchstens zum Spott und zur beschämenden Satire. — In der dritten Erzählung hat *Karl Stein* einen heiteren, biederen, frommen Schuster ziemlich treu nach der Wirklichkeit, und in dieser Hinsicht nicht übel gezeichnet. Es wird viel Unglück auf ihn gehäuft. Ein Truppenintendant kommt zuletzt, den der Schuster einst aus dem Wasser gezogen; er giebt Geld her zur Verheirathung seiner armen Tochter. Also mit der Schürzung und Lösung des Knotens hat sichs der Vf. eben nicht schwer gemacht. — *W. A. Gerle* folgt der Mode mit einer Spuk- und Verwünschungs-Geschichte. Gut, dass er dabey nicht blümelt und frömmelt, und lieber einfach erzählt; aber er verfährt trotz Einem auf das Geistloseste und Grausamste mit seiner Heldin, indem er sie, weil sie einen gottlosen Ritter verschmäht (als ob die Phantasie mit jedem Grunde zufrieden wäre) durch die magischen Künste desselben in eine Katze verwandelt, und auf Jahrhunderte in einen Felsen sperrt, bis ein reiner Jüngling, nachdem er im Archiv seines Schlosses über sie Auskunft gefunden, kommt und sie rettet. — Wenn das so fortgeht, wird sich das Publicum immer mehr in die Phantasie der alten Weiber hinunterlesen. — *Karl Müchler* heilt diesen Schaden etwas durch eine moralische Erzählung; aber er fällt wieder auf eine andere Weise in moderne Schwäche, indem er einen Rechtschaffenen im Unglück zur Pistole greifen, und in demselben Augenblicke einen reichen Jugendfreund aus Ostindien erscheinen läst, der ihn glücklich macht. Bey dieser *Kotzebue*'schen Tugendrechnung, wo das Geld immer auf der anderen Schaale liegt, hat auch der *Verstand* nicht sonderlich gewirthschaftet. — Mehr gemächlich als gemüthlich, aber doch angenehm erzählt *M. Bondi*, wie er durch seine Kurzsichtigkeit zu einer Frau gekommen; er fiel nämlich über das Leitband eines Hundes, und will nachher die Führerin darüber zur Rede setzen, wobey es uns nur etwas empfindsam oder übergutmüthig klingt, wenn die Tochter sagt: „ich habe schon *recht sehr darüber geweint*, und auf die Diana geschmählt (das läst sich schon eher hören), und die Mutter hat sich so alterirt darüber, dass sie *Krämpfe* bekommen hat.“ — Der zweyte Band ist bey Weitem besser ausgestattet, und wir wollen hier nur auf das launige *Missverständniss* von *Langbein*, auf den gefühlvollen *Schlossherrn* von *Benedicte Naubert*, auf: *Ruhn in Frieden alle Seelen* von *C. J. Salice Contessa*, und auf den *Schacht* von *Wilhelmine Willmar* aufmerksam machen. — *Das Frühstück* von *Schilling* sieht zu fragmentarisch aus; *der unheimliche Gast* von *E. A. T. Hoffmann* ist in der Verknüpfung zu locker; *die Ideale* von *Amalie Clarus* ermangeln mit ihren entfernt liegenden Bestandtheilen zu sehr der äusseren und inneren Harmonie. *Die Rettung* von *Helmina von Chezy* hat keine üble Charakterzeichnung, und durch den kecken Ton des Vortrags darin weicht sie ganz von ihren übrigen Erzählungen ab. — Wem gerade nicht um Vielheit zu thun ist, dem rathen wir, mit dem zweyten Bande allein für lieb zu nehmen.

T. Z.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Serena, die Jungfrau nach ihrem Eintritte in die Welt.* Für religiös gebildete Töchter von D. *Gerh. Friederich*, ev. Prediger in der freyen Stadt Frankfurt. 1819. XII u. 219 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Diese Schrift entstand nach des Vfs. Vorrede aus einer Reihe von öffentlichen Vorträgen, die er zur Ergänzung des speciellen Religionsunterrichts der Confirmanden noch nach ihrer Confirmation hielt, um bey ihnen das fortzusetzen und zu vollenden, was er nicht ohne Erfolg begonnen zu haben glaubte, und zu dessen Mittheilung es ihm während der Unterrichtsperiode an Zeit gemangelt hatte. „Plan und Ausführung, sagt er, zogen, vielleicht auch um der Neuheit willen, die Gemüther an; mich belohnte die herzliche Andacht einer sehr zahlreichen Versammlung, und damit das flüchtige Wort bleibend fortwirken möchte: so ersuchten mich Ältern und Kinder um den Besitz dieser Vorträge. Ich entsprach den Wünschen beider um so lieber, da mir eine ähnliche Schrift von gleichen Zwecken und innerhalb dieser scharfen Begrenzungen, wie die meine, in dem Gebiete unserer Literatur nicht bekannt ist, gab diesen Reden eine freyere Form, wodurch mir Manches einzuschalten vergönnt ward, welches an heiliger Stelle *kirchlich* mitzutheilen nicht geeignet war, und so entstanden vorliegende Blätter. — Mein vorzüglicher Zweck war und ist bey dieser Schrift, meinen confirmirten, grösstentheils schon erwachsenen weiblichen Religionszöglingen diejenigen Lebens- und Berufs-Ansichten, welche so ausführlich und bleibend darzulegen, Zeit und Verhältnisse nicht gestatteten, in ihr aus der Fülle meines Herzens und meiner Erfahrungen mitzutheilen.“ — Was den Inhalt dieser Schrift selbst anlangt: so enthält sie ausser der Einleitung, in welcher der Vf. im Allgemeinen auf seine Vorträge vorbereitet, und sich darüber erklärt, dass alle ächte weibliche Bildung von Religion ausgehen und darauf zurückkehren müsse, neun Betrachtungen, und zwar: über die Bestimmung der Jungfrau im Allgemeinen — über das Glück, ein reines Herz zu besitzen und sich zu erhalten — die Leiden des unreinen Herzens, und Mittel, sich vor ihnen zu bewahren — Religiosität, die Krone der Jungfrau (in 2 Betrachtungen) — der Beruf der Jungfrau und die ihn umfassenden Kenntnisse (in 2 Betr.) — Häuslicher Sinn und häusliches Leben (in 2 Betr.) — Wenn der Confirmanden-Unterricht zu den wichtigsten Amtsverrichtungen des Predigers gehört, und wenn jeder Religionslehrer dabey die Bedürfnisse, Fähigkeiten und Verhältnisse seiner Schüler und Schülerinnen berücksichtigen, und darum seinem Unterrichte eine verschiedene Gestaltung geben muss: so ist es gewiss sehr zu loben, dass der Vf. auf die Bildung seiner weiblichen Confirmanden besondere Zeit verwendet, und ihren Unterricht zum Theil von dem der männlichen Jugend abgesondert hat. Jedes Geschlecht hat seine eigenthümliche Bestimmung; jedem muss daher in Rücksicht derselben etwas Anderes gesagt werden, und dass der Vf. die besondere Bestimmung seiner männlichen Confirmanden nicht aus den Augen verliert, beweist sein Versprechen, eine ähnli-

che Schrift über die Bestimmung des Jünglings als Seitenstück zur *Serena* folgen zu lassen. Die Betrachtungen in der Serena sprechen Verstand und Herz sehr wohlthätig an, sind vom Geiste wahrer Religiosität durchdrungen, und reich an treffenden Bemerkungen, die der Vf. aus dem Schatze seiner Erfahrung und Menschenkenntniss mittheilt. Die Sprache ist edel, herzlich und kraftvoll, und Rec. kann versichern, dass alle Jungfrauen, welche auf Bildung Anspruch machen, und nicht von Mode- und Zerstreuungs-Sucht ergriffen oder durch Romanenlectüre verwahrlost worden sind, für Geist und Herz und Leben hier eine treffliche Nahrung finden. Möchten und könnten alle Prediger ihre Confirmanden so unterrichten und auf ihre Bestimmung vorbereiten! Aber wie gemischt sind meist die Confirmanden! Wie sehr müssen die meisten Religionslehrer zufrieden seyn, wenn sie ihre Confirmanden beiderley Geschlechts nur mit dem Nothwendigsten ausstatten können! 7. 4. 5.

Leipzig, in der Baumgärtner'schen Buchhandlung: *Winke für Jungfrauen und Frauen über die Pflichten einer Gattin, einer Mutter und der Vorsteherin einer Familie*, von *Mistress Taylor*, *von Ongar.* Nach der sechsten Ausgabe übersetzt. Mit einem Titelkupfer. 1819. VIII und 210 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Die durch andere gemeinnützliche Schriften in England beliebte Verfasserin hatte bey dieser Schrift die Absicht, Frauenzimmern in den mittleren Ständen der Gesellschaft, besonders in denen, welche zahlreiche Beschäftigungen und beschränkte Umstände mit sich führen, angemessene Winke und Anweisungen für ihre Verhältnisse als Gattin, Mutter und Familienvorsteherin zu geben. Nachdem sie in der Einleitung von der ehrenvollen Bestimmung der Hausfrau und Familienmutter gesprochen, und vor den Fehlern des grossen Selbstvertrauens, der Schüchternheit und der Rangsucht gewarnt hat, redet sie in neun Capiteln von dem Betragen gegen den Ehemann — in der Hauswirthschaft — gegen die Dienstboten — in Absicht auf Erziehung der Kinder — bey Krankheit — bey Besuchen — über Häuslichkeit — über Erholung — über das Verhältniss als Stiefmutter. Das zehnte Capitel ist an den Ehemann gerichtet, und enthält Warnungen vor einem tyrannischen Benehmen im Hause, vor unedler Knickerey gegen die Frau und vor Mangel an Vertrauen zu ihr, und fodert von ihm Zutrauen und Sympathie überhaupt, und Übereinstimmung der Ansichten und Gefühle, insbesondere bey der Erziehung der Kinder, Ordnung und Regelmässigkeit in den Angelegenheiten des Hauses und seines Geschäftskreises, Achtung gegen die Frau auch ausser dem Hause. Am Schlusse empfiehlt sie ihren Leserinnen noch Religiosität und ein gottgeweihtes Herz, und bittet, den Sinn für Religion auch in den Ihrigen zu wecken und zu nähren. Was die Vfn. über alle diese angeführten Puncte sagt, ist wahr und aus der Erfahrung und dem menschlichen Herzen geschöpft, und ihre Bemerkungen und Rathschläge verdienen, ob sie gleich nicht immer erschöpfend sind, fast durchgängig von Deutschen Frauenzimmern beherzigt zu werden. Der Vortrag ist eindringlich, jedoch etwas schwerfällig und schwülstig. Wiefern die Übersetzung treu ist, kann Rec. nicht bestimmen. Anmerkungen und Erläuterungen des Übersetzers sind nicht vorhanden. Papier und Druck ist gut. 7. 4. 5.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. Bremen, b. Heyse: *Über das Verhältniss der Französischen Sprache zum Deutschen Jugend-Unterrichte von J. K. F. Gildemeister.* 1819. 44 S. 8. (6 gr.)

Diese Schrift war ursprünglich nur eine Vorlesung, die der Vf., ein angesehener Rechtsgelehrter und Senator zu Bremen, in dem dortigen Museum vor einer gebildeten Versammlung gehalten hatte, und dann, den erhaltenen Auffoderungen nachgebend, dem Druck übergab. Sie verdient diese weitere Verbreitung, weil hier mit ungemeiner Klarheit, Nüchternheit und Ruhe ein Gegenstand von einem völlig unparteyischen Geschäftsmann erwogen und aufs Neue zur Sprache gebracht wird, der in den neueren Zeiten zwar vielfältig besprochen, aber nur selten mit der Leidenschaftslosigkeit behandelt wurde, bey der allein die Wahrheit gewinnt, und volle Überzeugung begründet wird. — Der Vf. beseitigt zunächst das Vorurtheil, als ob der allgemeinen Verbreitung der Französischen Sprache auch das allgemeine politische Übergewicht Frankreichs in dem verflossenen Jahrhundert und den neuesten Zeiten zuzuschreiben gewesen sey, wenn sie gleich als Beförderungs- und Beschleunigungs-Mittel allerdings, wiewohl in untergeordnetem Masse, mitwirkte. Sodann geht er auf die Bestimmungsgründe über, weshalb man überhaupt fremde Sprachen lernt, und findet sie namentlich in Folgendem: 1) formelle Verstandesbildung, besonders in Bezug auf grammatische Begriffe im Allgemeinen; 2) Verständniss von Werken der Poesie und Beredsamkeit; 3) eine gewisse Fertigkeit im Verstehen sonstiger nicht gerade in diese Kategorie gehöriger Schriften; und 4) die Fähigkeit, sich der Sprache und Rede als Organ für den Ausdruck seiner Gedanken zu bedienen. Er zeigt nun mit siegenden Gründen, dass keine einzige von diesen Rücksichten der Französischen Sprache vor ihren Schwestern den mindesten Vorzug gebe, dass vielmehr ein eben so fleissiges Studium der Englischen oder Italiänischen Sprache, als es bisher die Französische unter uns erfahren habe, eine ungleich reichere und reinere Ausbeute für formelle Bildung gegeben haben würde. Besonders zeigt er, von wie wenig Werth die Erlernung und Kenntniss der Französischen Sprache bey dem gegenwärtigen Stande unserer eigenen Literatur und unseren Verbindungen mit dem Auslande sey, und wie viel mehr ihnen die Englische, Spanische und Italiänische Literatur zusagen, und bildend für Geist und Herz seyn würde. Für Gelehrte, Diplomaten und Geschäftsleute lässt er ihr allerdings ihren Werth, immer nur seinen Hauptsatz im Auge behaltend, dass sie wenigstens auf keine Weise und unter keiner Bedingung als ein vorzüglicheres Bildungsmittel oder ein nothwendigerer Theil des Jugendunterrichts angesehen werden könne, als jede andere neuere Sprache. Die am Schlusse der Schrift angegebenen Resultate, die wir mit voller Überzeugung unterschreiben, sind demnach folgende: Sprech- und Schreib-Fertigkeit im Französischen soll nur da bezweckt werden, wo etwa der künftige Beruf, namentlich der des Kaufmanns, es empfiehlt; in sofern nicht von Sprechen und Schreiben, sondern nur vom Verstehen des Gelesenen dessen Rede ist, sey die Französische Sprache ein Theil des männlichen, nicht so des weiblichen Unterrichts, nicht aber vor anderen Sprachen, sondern nur höchstens nur neben und mit ihnen. F. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

JURISPRUDENZ.

Erlangen, b. Junge: *Specimen animadversionum in Dom. Ulpiani, quae in primos Digestiorum titulos migrarunt, fragmenta*, ad audiendam de praestantia iuris Romani orationem invitat Dr. *Car. Bucher*, Aug. Regi ab aulae consiliis et Prof. P. O. 1818. II u. 16 S. 8. (20 gr.)

Der, durch seinen *tabellarischen Grundriss zu Vorlesungen über das Röm. Civilrecht* (2te Aufl. Halle, 1811.), und durch sein Werk über *das Recht der Foderungen*, Leipz. 1815. 8., als Schriftsteller bekannt gewordene Vf. giebt in der Vorrede als Veranlassung zu dieser akademischen Gelegenheitsschrift an, dass er bey seiner Versetzung von Halle nach Erlangen, nach den Gesetzen seines neuen Wirkungskreises, das ihm übertragene Amt mit einer feyerlichen Rede gewissermassen einzuweihen verbunden gewesen sey. Begreiflicherweise giebt man bey solcher Gelegenheit das Beste, dessen man mächtig ist, und die Entschuldigung, welche anderen Gelegenheitsschriften dieser Art sonst wohl zu Statten kommt, dass sie ungern unternommen, und während anderer andringender Geschäftsarbeiten ausgeführt seyen, kann hier unmöglich Platz greifen. Überdem ist es gar eine andere Sache, wenn der versuchte Schriftsteller, als wenn der Neuling in der Literatur ein *Specimen* dieser Art dem Publicum übergiebt.

Über den Plan dieser Arbeit lässt sich der Vf. in dem kurzen Vorworte gar nicht aus, und diess ist um so mehr zu bedauern, da die Ausführung über diesen Plan so gut wie gar kein Licht verbreitet. Es ist nämlich auf den 16 Seiten des Programmes der Text von 13 Fragmenten *Ulpians* abgedruckt, welche aus verschiedenen Werken dieses Juristen entlehnt sind, und in den *Titt. Dig. de Justit. et Jure* und *de Legib. et SCtis* vorkommen. Warum gerade diese Fragmente gewählt sind, welche durch Verschiedenheit des Zweckes und der Methode in denjenigen Werken, welchen sie ursprünglich angehört haben, so sehr von einander abweichen, und durch die Einheit des Gegenstandes, welchen sie behandeln, nur scheinbar zusammenhängen, ist nicht leicht zu errathen. Da der Vf. den Text der 13 Fragmente *in extenso* hat abdrucken lassen: so dürfte man glauben, es habe ihm die kritische Berichtigung desselben bey dieser Arbeit am Herzen gelegen. Doch dem kann nicht so seyn: denn, wenn es gleich der Vf. nicht gesagt hat: so kann doch Rec. nach genauer Vergleichung versichern, dass der *Florentinische Text*, nach der *Gebauer-Spangenberg'schen Ausgabe des Corpus Juris Civilis*, wörtlich, ohne die mindeste Veränderung, recipirt ist, nur ohne den kritischen Apparat, also auch ohne Hinweisung auf Varianten der *Vulgata*, *Haloandrina* und anderer Ausgaben. Nur die Varianten der Erlanger *Pandektenhandschrift* hat der Vf. unter den Text gesetzt, und einige Mal in den Noten über den Werth oder Unwerth einer Lesart der *Florentinischen Handschrift* eine unbedeutende Bemerkung hinzugefügt. Die in der *Gebauer-Spangenbergschen Ausgabe* ganz vernachlässigten alten Drucke, und die auch sehr unregelmässig daselbst benutzten *Basiliken* zu Rathe zu ziehen, ist dem Vf. nicht in den Sinn gekommen, und nur einmal (S. 15 Not. 16) wird aus *Glücks Pandekten-Commentar* die Notiz beygebracht, dass in der Griechischen Übersetzung der Justinianischen Compilation eine bessere Lesart, als in der Florentinischen Handschrift angetroffen werde.

Es scheint daher, dass der Vf. alle seine Kraft auf die erklärenden Anmerkungen, welche er dem Texte beygefügt hat, habe versparen wollen. Die Kritik hat es also ausschliesslich mit diesen zu thun, und Rec. hält es für Pflicht, durch Hervorhebung derjenigen Puncte, welche nicht blosse Literarnotizen, sondern eigene Gedanken des Vfs. enthalten, den Leser selbst zu einem Urtheil über den Werth dieser Schrift vorzubereiten.

S. 3 Not. 2 nimmt der Vf. die verdächtige *Lect. Flor.* in *L.* 1 §. 1 *D. de Justit. et Jure: verum etiam praemiorum quoque ex hortatione etc.* durch die Bemerkung in Schutz: Tautologieen dieser Art fänden sich bey den Römischen Juristen nicht selten, und ganz ähnlich drücke sich *Ulpian Fragm. Tit.* 11 §. 20 aus: *ut etiam in provincia quoque etc.* Dem Vf. hätte aber die sehr wahrscheinliche Emendation in der zuletzt erwähnten Stelle: *ut etiam in provincia quaque etc.* (vgl. *Hugo's Geschichte des Röm. Rechts*, 6te Aufl. §. 290 Not. 1) bekannt seyn können, in Folge deren jenes Argument in Bezug auf *Ulpian* nicht weiter als Instanz zu betrachten seyn dürfte.

S. 4 Not. 12 wird bey Gelegenheit der *L.* 1 §. 2 *de Justit. et Jure* über den sehr bestrittenen Unterschied von *jus naturale* und *jus gentium* bloss auf *Aug. Donelli Comment. Jur. Civ.* Lib. 1 c. 6 und auf des Vfs. *System des Justinian. Privatrechts* verwiesen, zur Aufklärung der Sache aber kein neuer Beytrag ver-

sucht. Der Einwand, dass *Ulpian* a. a. O. das *Jus Naturale*, *Jus Gentium* und *Jus Civile* nur als Quellen für das Privatrecht, und nicht für das öffentliche Recht, anführe, wird von dem Vf. durch die Bemerkung entfernt, dass der Jurist in seinen *Libris Institutionum*, welchen diess Fragment ursprünglich angehörte, sich nur mit dem *Jus privatum*, und nicht mit dem *Jus publicum* beschäftigt, also auch keinen Beruf gehabt habe, die Quellen des letzteren näher nachzuweisen. Indess hier scheint der Vf. sich einer zweyfachen *petitio principii* schuldig gemacht zu haben: 1) indem er voraussetzt, die Unterscheidung der Rechtsquellen in *Jus Gentium*, *Jus Naturale* und *Jus Civile* habe, eben so genau wie auf das *Privatrecht*, auch auf das *Jus publicum* der Römer im engeren Sinne (und in dieser Bedeutung nimmt ja *Ulpian* den Ausdruck hier) gepasst: denn die *praecepta juris naturalis*, im Gegensatz derer des *jus gentium*, würden sich schwerlich als Grundlagen dieses *jus publicum* nachweisen lassen; 2) dadurch, dass der Vf. annimmt, die Institutionen *Ulpians* hätten jede Beziehung auf das öffentliche Recht schlechthin ausgeschlossen, so dass, allen Foderungen des Systems zum Trotz, der Entstehung desselben gar nicht hätte gedacht werden dürfen.

S. 5 Not. 16 werden die Worte in *L.* 1 *§.* 3 *de Justit. et Jure: videmus etenim cetera quoque animalia, feras etiam, istius juris (scil. naturalis) peritia censeri*, so erklärt: *illa animalia istius juris peritiam habere.* Diese Exegese ist allerdings merkwürdig, und für die juristische Literärgeschichte, welche dadurch eine ganz neue Classe von rechtskundigen Subjecten als Zuwachs erhält, von hohem Interesse. Rec. glaubte bisher, dass *censere* hier, wie sonst auch häufig, für *recensere, judicare* u. s. w. gebraucht worden sey (vgl. *Brissonius de verbor. significat. v. censere.* §. 5), und ihn bestärkte darin vornehmlich der Umstand, dass *Theophilus* den Ausdruck *censeri* in dieser Stelle des Juristen, welche bekanntlich in das *Pr. J. de Jure Nat. Gent. et Civ.* übergegangen ist, durch διαγνῶσθαι wiedergegeben hat. Dass *censeri* mit *habere* gleichbedeutend sey, hat Rec. nirgend gehört, und in den vom Vf. hiefür beygebrachten Beweisstellen, z. B. *L.* 1 §. 1 *D. ad municipal.* wird es offenbar für *recensere* und *judicare* gebraucht; und überhaupt kann man nur in einem figürlichen Sinne sagen, dass ein Subject *dasjenige Recht habe, nach welchem es beurtheilt wird.*

S. 7 Not. 18 heisst es bey Gelegenheit der Erklärung, welche in *L.* 4 *D. de Justit. et Jure* von der Manumission gegeben wird (*est autem manumissio, de manu missio, i. e. datio libertatis*), *De manu idem esse ac de potestate, non est quod moneamus.* Der Vf. würde aber aus *Hugo's Gesch. des Röm. Rechts*, 6te Aufl. §. 68. 74. 75 sqq. haben ersehen können, dass, nach den in des *Gajus* ächten Institutionen enthaltenen Bestimmungen des Vor-Justinianischen Rechts, die Römer sehr genau zwischen *in potestate*, *in manu* und *in mancipio esse* unterschieden haben.

S. 8 Not. 22 weiss der Vf. zu den Worten des Juristen in *L.* 6 *pr. D. l. c.: itaque cum aliquid addimus vel detrahimus juri communi, jus proprium, i. e. civile, efficimus*, nur die Erinnerung hinzuzufügen, dass das positive Recht eines Volkes nicht absolut dem Naturrecht entgegengesetzt sey, und nur aus zureichenden Gründen von den Vorschriften desselben abweichen dürfe. Diese Bemerkung ist in Beziehung auf unser heutiges Naturrecht zwar wahr, aber weder neu, noch bedeutend; dagegen hinsichtlich des *Jus Gentium im Sinne der Römer* ist sie nicht einmal wahr zu nennen. Dieses befasste diejenigen gewohnheitsrechtlichen Principien, welche bey allen den Römern bekannten Nationen gleichförmig anerkannt waren; es genoss praktisches Ansehn bey den Römern, und mithin konnten nur solche Rechtsregeln, welche nicht bereits durch das *Jus Gentium* sanctionirt waren, mochten sie in ihm gar nicht vorkommen, oder den ausdrücklichen Bestimmungen desselben entgegen seyn, auf das *Jus Civile* reducirt werden. Diese Ansicht scheint den obigen Worten *Ulpians* zum Grunde zu liegen.

Ebendas. Not. 23 wird der bekannte Spass wiederholt, dass in alten Handschriften des *Corpus Juris Civilis* bey vorkommenden Griechischen Ausdrücken von den Abschreibern entweder ganz sinnlose Zeichen, welche die Griechischen Buchstaben vorstellen sollen, gemacht, oder die Griechischen Worte ganz weggelassen sind, und nur in einer Note bemerkt ist: *Graeca sunt, quae legi non possunt.* Dem Vf. aber konnte nicht unbekannt seyn, dass in mehreren *Codicibus Vulgatis* der Text Griechischer Stellen unverdorben und richtiger, als in der Florentinischen Handschrift, erhalten ist (vgl. *Clossius descriptio Codicum Mss. Digest. veteris.* §. 20 — 24. Vimar. 1818. 8.), und dass jene Bemerkung: *Graeca sunt etc.* nicht in eigenen Noten der Mss., sondern in der *Glossa ordinaria* wiederkehrt; in Mss. steht nur im Text, nicht in den Noten: *Graeca*; oder: *Lex graeca deest.*

S. 9 Not. 25 verbreitet sich der Vf. über die Varianten in *L.* 10 *pr. D. de Just. et Jure: jus suum cuique tribuens* (für *tribuendi*). Dass diese Worte auch in das *Pr. J. de Just. et Jure* übergegangen sind, und hier die Mss. der Institutionen ebenfalls zwischen der Lesart *tribuendi* und *tribuens* schwanken, wird nicht mit einer Sylbe angedeutet.

S. 10 Not. 28 werden die Ausdrücke: *rerum divinarum atque humanarum*, aus der bekannten Definition der *Jurisprudentia* so erklärt: *i. e. rerum omnium, quae ad juris sapientiam pertinent. Eodem modo sapientiam generatim — definitam legimus apud Ciceronem etc.* Wenn *diess* nicht ein Cirkel im Argumentiren ist, so giebt es keinen. *Ulpian* sagt, die Rechtswissenschaft begreife die Kenntniss der *res divinae atque humanae*; der Vf. commentirt diess dahin: *Res divinae atque humanae* seyen der Complexus der zur Rechtsgelehrsamkeit gehörigen Kenntnisse. Überdem ist der Ausdruck *sapientia juris*, dessen sich der Vf. hier bedient, eben so neu als die Ansicht, dass dieselbe eine Unterabtheilung der *sapientia* überhaupt bilde. Die alten Römer nannten zwar ihre Juristen vorzugsweise *sapientes*, aber in Verbindung mit *jus* bedienten sie sich zur Bezeichnung derselben nur des Ausdruckes *prudentes.*

S. 11 wird bey Gelegenheit der *L. 9 D. de Legib. Non ambigitur Senatum jus facere posse*, zuvörderst in Not. 2 erinnert, dass, da dieses Fragment aus *Ulpiani Lib. XVI ad Edictum* entnommen sey, die Vergleichung mit einem anderen Bruchstücke aus demselben Abschnitte dieses Werkes, nämlich mit *L. 1 D. de Fideicomm. hered. petit.*, ergebe, dass die angeführten Worte von *Ulpian* mit Bezug auf das *S. C. Trebellianum* ausgesprochen seyen. Das ist aber durchaus unwahr. Denn die *L. 1 D. cit.* spricht von der Anwendung der *hereditatis petitio* auf Fideicommisse, und die Beziehung auf das *S. C. Juventianum* (*L. 20 §. 6 D. de hered. petit.*) liegt bey Weitem näher. Ferner hätte sich der Vf. aus *Hommels Palingenesia Jur. Rom.* Tom. 3 pag. 101 sqq. überzeugen können, dass *Ulpian* im 16 Buche seines Commentars über das Edict nicht die Lehre von Fideicommissen abgehandelt hat. Wenn diess aber auch der Fall gewesen wäre: so könnte ja *Ulpian* eben so gut das *S. C. Pegasianum* bey unserer *L. 9 D. de LL.* vor Augen gehabt haben. Ebendaselbst Not. 3 wird vom Vf. gelegentlich bemerkt, dass diejenigen, welche den Inhalt der *L. 9 cit.* nicht für die Zeiten der Republik wollten gelten lassen, sich in einem schweren Irrthume befinden, und es wird diesen Ketzern zu Gemüthe geführt, dass *Hugo* in der *Gesch. des Röm. Rechts, qua solet profunditate, hac de re disputavit.* Rec. weiss nicht, in welcher Bedeutung hier der Ausdruck *profunditas* zu nehmen ist; doch glaubt er, dass mehrere Verehrer von *Hugo* diesem verdienten Gelehrten gerade ein solches Prädicat am letzten zuerkennen würden. Wie aber, wenn jene Juristen, auf welche der Vf. seinen Bannstrahl schleudert, nicht so ganz Unrecht hätten? In den ächten *Institutionen des Gajus* Lib. 1 §. 4 heisst es von den *S. Ctis: idque (sc. quod Senatus jubet atque constituit) legis vicem obtinet; quamvis fuit quaesitum.* Die letzten Worte sollen andeuten, dass die Rechtmässigkeit der Gesetzgebung des Senates, wenigstens in früherer Zeit, problematisch geschienen habe: denn in §. 5 heisst es: *nec unquam dubitatum est, quin id (sc. quod Imperator constituit) legis vicem obtineat, cum ipse Imperator per legem imperium accipiat.* Indem nun *Ulpian* sich ganz apodiktisch ausdrückt, während der dem Zeitalter der Republik näher stehende *Gajus* (denn dass dieser unter *Marc-Antonin* geblüht habe, geht aus seinen Institutionen unwiderleglich hervor) auf einen früheren problematischen Zustand der gesetzgebenden Gewalt des Senates hindeutet: so ist es wohl allen Regeln der Interpretation angemessen, die Äusserung *Ulpians* über die Gesetzgebung des Senates, nicht hinsichtlich des Besitzstandes, sondern mit Bezug auf die anerkannte Rechtmässigkeit ihrer Ausübung, auf *Ulpians* Zeitalter zu beschränken.

S. 12 Not. 4 wird bey einer bloss gelegentlichen Veranlassung eine Definition von der *Analogie*, im Gegensatz der *Interpretatio extensiva* gegeben; und in Not. 5 wird erinnert, dass der Ausdruck *certe* in *L. 15 D. de Legib.* so viel als *saltem* bedeute. Rec. hat immer gehört, dass *certe* überall diese Bedeutung habe, und von *certo* sehr wohl unterschieden werden müsse.

S. 14 Not. 13 wird die, bekanntlich nicht neue, Ansicht in Schutz genommen, dass die Worte *Ulpians* in *L. 31 D. de Legib. Princeps legibus solutus est*, keineswegs auf alle Gesetze, sondern ausschliesslich auf die *Leges caducariae* zu beziehen seyen. Als Grund dafür ist nur der Titel des Werkes angegeben, aus welchem diess Fragment geschöpft worden; der Ansicht der Gegenpartey sind keine neuen Argumente vorgerückt. Was aber kann der Vf. gegen *L. 4 C. de Legib.* und *L. 3 C. de testam. et quemadm. testam. ordin.* erwidern, wo die *solutio a legibus* dem *Princeps* ohne Einschränkung zugestanden wird; was gegen die Autorität des *S. C. de imperio Vespasiani* (oder des Fragments der sg. *Lex Regia*), in welchem die Entbindung des Souverains von den Gesetzen eben so unbedingt ausgesprochen ist?

Aus diesen Bemerkungen wird hervorgehen, dass der Vf. durch seine Schrift weder der Wissenschaft, noch seinem eigenen schriftstellerischen Ruhme auf irgend eine Weise Vorschub gethan hat. Die wenigen Blätter derselben sind überdem auch nicht frey von Druckfehlern geblieben; wenigstens findet sich S. 11 Not. 3 ein recht arger, in den Worten: *graviter quidem errare — permulti* (anstatt *permultos*) *interpretes*.

P. J. Rm.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz, *Leipzig*, b. Weygand: *Über die bey der gerichtlichen Zuschreibung verkaufter unbeweglicher Güter eintretenden Pflichten des Richteramtes in Ansehung verschwiegener Hypotheken, nach Königl. Sächsischem Rechte.* Eine processualische Streitschrift von *Karl Wilhelm Kayser*, Justiz-Commissär bey dem königl. Preuss. Oberlandesgerichte zu Naumburg. Nebst einem auf obige Frage gerichteten Gutachten der Juristen-Facultät zu Halle. 1819. 46 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. und auch das angehängte Gutachten bejahen die hier behandelte Frage, weil ein Beamter, der den Verkauf eines veräusserten liegenden Grundstückes gerichtlich bestätigt, von Amtswegen Alles zu thun verbunden sey, wodurch Schaden vom Staate und dessen Mitgliedern abgewendet, und insbesondere der Staatscredit erhöht werden kann, und nächstdem die königl. Sächs. Gesetzgebung die Gültigkeit eines Verkaufs liegender Grundstücke durch die gerichtliche Bestätigung und Zuschreibung, die Rechtsbeständigkeit einer Hypothekenbestellung auf solche Grundstücke aber durch den gerichtlichen Consens bedinge; — und allerdings scheinen diese Gründe nicht ohne Gewicht zu seyn. Indess ganz erschöpft scheint uns doch die Sache durch diese Argumente nicht: denn noch immer bleibt die Frage übrig: Sind die Pflichten, welche der Richter bey der Ertheilung der gerichtlichen Bestätigung einer Hypothekenbestellung zu beobachten hat, ganz identisch mit seinen Obliegenheiten bey der gerichtlichen Bestätigung eines Verkaufs? Und lassen sich jene Pflichten, die besonders *Kind* in seinen *Quaest. forens.* Tom. II Cap. XII S. 105 der ersten Auflage aus einander gesetzt hat, auf diese

Obliegenheiten so gerade zu übertragen? Oder steht dieser Übertragung nicht der bekannte Rechtsgrundsatz entgegen, dass jede gerichtliche Bestätigung irgend eines rechtlichen Geschäftes den Richter in Bezug auf die Gewähr der für die contrahirenden Theile aus dem bestätigten Geschäfte hervorgehenden rechtlichen Verhältnisse zu nichts verpflichtet? Uns wenigstens will es bedünken, als müssten die Gründe für die Bejahung der in der gegenwärtigen Schrift behandelten Frage etwas tiefer gesucht werden — in dem Geiste und in den Elementen des Lehenwesens, aus dem die gerichtliche Bestätigung der verkäuflichen Überlassung von liegenden Gütern in Deutschland überhaupt und in Sachsen insbesondere hervorging. Nach diesen Elementen aber erscheint der Richter, der ein solches Verkaufsgeschäft bestätigt, nicht sowohl als ein das Geschäft nur bestätigender öffentlicher Beamter, sondern vielmehr als ein Lehnherr, der den Käufer mit dem vom Verkäufer zu dem Ende in seine Hände resignirten Gute aufs Neue beleiht. Der Käufer hat seinen nächsten Besitztitel eigentlich nicht von seinem Verkäufer, sondern von der ihm das Gut leihenden Gerichtsbehörde, und nur in diesem Verhältnisse mag der eigentliche und letzte Grund für jene Verpflichtung gesucht werden, von der hier die Rede ist. Nicht aus der gerichtlichen Bestätigung, nicht aus der Eintragung des Geschäfts in die Gerichtsacten — worin sich das Wesen der gerichtlichen Bestätigung *an sich* ausspricht — mag der letzte Grund für die Verbindlichkeit des Richters zu der bestrittenen Gewähr entnommen werden, sondern lediglich nur aus dem angedeuteten Wesen der Beleihung. Nur *diese* macht es dem Richter zur Pflicht, sich um die Freyheit des Gutes von früheren hypothekarischen Verpflichtungen zu bekümmern, und nur *diese* begründet seine Verbindlichkeit zum Schadenersatz für den Käufer, wenn er ihm das unbedingt und als unverpflichtet leiht, was er ihm nur bedingt und verpflichtet hätte leihen mögen. — Dieses Verhältniss bey Seite gesetzt, scheint uns, ohne ganz bestimmte Gesetze über die Verpflichtung des Richters zum Schadenersatz wegen verschwiegener Hypotheken, diese Verpflichtung nie vollkommen erweislich zu seyn: denn unleugbar ist es wohl, der Richter, der irgend ein Geschäft bestätigt, hat sich bloss darum zu bekümmern, ob dieses Geschäft wirklich zu Stande gekommen sey; die für die Parteyen sonst aus diesem Geschäfte hervorgehenden rechtlichen Verhältnisse aber liegen ausserhalb des Bereichs seiner hiebey eintretenden Amtsbefugnisse und Amtsverpflichtungen. Weder als eigentlicher Richter, noch als Polizeybeamter, ist der bestätigende Richter Vormund der Parteyen.

Z.

Berlin, b. Flittner: *Über die Eigenthumsverleihung der Bauerhöfe im Preussischen Staate und einige damit in Verbindung stehende Gegenstände der Staatsverwaltung*, von dem Kammerrath D. J. F. D. *Zimmermann*. 1819. VIII u. 83 S. 8. (6 gr.)

Diese Schrift ist eine Kritik des *K. Preuss. Edicts vom* 14 *Sept.* 1811 über die Auseinandersetzung der Gutsherren mit ihren Bauern, und der *Declaration vom* 29 *May* 1816. Der Vf. beleuchtet die Bestimmungen dieser Verordnungen von *drey* Seiten: 1) von der der *Politik*; 2) von der der *Gerechtigkeit* und *Billigkeit*; und 3) von der der *Staatswirthschaft*. In Beziehung auf die beiden ersten Betrachtungspuncte hat er wenig zu erinnern. Er hält vielmehr die Verordnung für dadurch zu rechtfertigend, dass (S. 11) die Gutsbesitzer durch die edictmässige Separation im Allgemeinen nicht verloren haben, weil sie den ihnen verbleibenden Ackerantheil, bey einer zweckmässigen ökonomischen Einrichtung, eben so hoch, und vielleicht noch höher bringen können, als ehedem die Abnutzung von dem ganzen Hofe sich belief. In staatswirthschaftlicher Beziehung aber findet er Mancherley zu erinnern. Für das *Erste* will ihm die unentgeltliche Überlassung der Höfe an die Bauern nicht gefallen. Seiner Meinung nach hätten die Bauern für die ihnen überlassenen Höfe ein billiges und sehr geringes Kaufgeld, wo nicht auf Ein Mal, doch in mehrjährigen Fristen, an die Gutsherren zahlen sollen (S. 23 — 30). — Eine Foderung, die wir indess mit der vorhin angeführten Bemerkung über den Ertrag der Höfe für den Gutsherrn, jetzt und früherhin, und mit den bestandenen Gerechtsamen der Bauern, besonders der Lassbauern, nicht ganz vereinberlich finden können. — *Zweytens* tadelt der Vf. (S. 42), dass bey der Eigenthumsverleihung an die Bauern auf die Possessionirung der Heuerlinge auf dem platten Lande keine gehörige Rücksicht genommen, und diesen keine Baustellen zu eigenthümlichen Wohnungen für sich angewiesen worden seyen, was denn diese Leute zur Auswanderung nach Russisch-Polen nöthige. *Drittens* meint der Vf. (S. 57 ff.), es hätte im Edict zugleich auf gänzliche Aufhebung aller Gemeinschaft unter den Bauern und auf eine Verkoppelung ihrer Ländereyen Bedacht genommen werden sollen. Und *zuletzt* (S. 66 ff.) macht er den Verordnungen, besonders der vom J. 1811, noch den Vorwurf offenbarer Verletzungen wohlerworbener Rechte, eines Verstosses gegen unbezweifelte Sätze des Staatsrechts, und Mangel an Vollständigkeit, einen Vorwurf, den wir indess durch seine Bemerkungen nicht begründet finden können.

Z.

Landshut, in der Weber'schen Buchhandl.: *Über die Auslegung der Strafgesetze mit besonderer Rücksicht auf das gemeine Recht.* Von *Sylvester Jordan*, d. f. K. Philos. u. b. R. D. 1818. 128 S. 8. (14 gr.)

Der Gegenstand, mit dessen Erörterung sich der Vf. beschäftigt, ist die Untersuchung der Fragen: *wie kann die Unvollständigkeit eines Strafgesetzbuches, und insbesondere der P. G. O. mit Hülfe der doctrinellen Auslegung gehoben werden?* Und *wie weit gehen in dieser Beziehung die Berechtigungen des Criminalrichters?* Bey der Beantwortung dieser Fragen gesteht nun der Vf. dem Richter sowohl das Recht zu einer ausdehnenden Erklärung der Strafgesetze zu (S. 80 — 89) — und zwar sogar bis zur Anwendung der Todesstrafe —, als die Befugniss zur beschränkenden Deutung derselben (S. 90 — 92); und gegen die Regeln, welche der Vf. dem Richter für die Übung dieser Attribution giebt, mag sich im Allgemeinen nichts erinnern lassen. Doch sind diese Regeln weder an sich neu, noch neu begründet. Das Einzige, was wir für neu achten möchten, ist die für die Deutung unserer *Carolina* als Grundsatz (S. 108) ausgesprochene Maxime: *Man bestrafe das zu jeder Zeit als Verbrechen geltende auf eine, den jedesmal herrschenden rechtlichen und politischen Ansichten am besten entsprechende Weise*; — eine Maxime, die der Vf. im Geiste der Caroline und vorzüglich dadurch begründet glaubt, dass die Caroline vom Richter bey seinen Straferkenntnissen gute *Gewohnheiten* beachtet wissen will. Doch gerade diese neue Lehre scheint uns unhaltbar zu seyn. Was der Vf. zu ihrer Rechtfertigung (S. 109) sagt, rechtfertigt sie ganz und gar nicht. In wie weit die Volksautonomie durch Gewohnheiten Strafgesetze derogiren und selbst aufheben könne, dieses ist überhaupt noch eine sehr unausgemachte Lehre; und offenbar liegt nicht darin, dass Karl die Richter auf gute Gewohnheiten eines jeden Landes verweist, ein Anerkenntniss jener Autonomie; auf keinen Fall in der Ausdehnung, wie der Vf. hier die Sache darstellt. So weit, dass der Richter die Rolle des eigentlichen Gesetzgebers übernehme, erstreckt sich seine Berechtigung zur Auslegung dunkler Gesetze gewiss nicht; und was Karl rücksichtlich der Auslegung seiner Strafgesetze den Richtern seiner Zeit im Art. 104 zugetheilt hat, enthält das ganz und gar nicht, was der Vf. darin findet. Die ganze Verordnung Karls im Art. 104 enthält im Grunde nichts weiter, als dass seine Strafgesetzgebung in den einzelnen Landen nur subsidiarisch gelten solle; keinesweges aber will sie, wie der Vf. (S. 111), vom Richter Strafen, die den Zeiten und Sitten nicht mehr angemessen sind, mit anderen vertauscht wissen.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

RÖMISCHE LITERATUR.

FRANKFURT A. M., in der Hermann'schen Buchhandl.: *Erotische Gedichte des Ovid*, metrisch übersetzt von [*J. J. v.*] *Gerning*. 1815. XX u. 199 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Noch immer fehlt uns eine vollständige Übersetzung Ovids, wie sie bereits seinen Zeitgenossen, Horaz, Virgil, Tibull und Properz zu Theil geworden. Mit den *Verwandlungen* in einem Auszuge hat uns *Voss* beschenkt, mit der *Kunst zu lieben* und den *Heilmitteln der Liebe von Strombeck*. An diese Vorgänger schliesst sich nun Hr. *v. Gerning* an, dessen Büchlein zwölf meistens *Liebes-Elegieen*, die *Schönheitsmittel*, die *Kunst zu lieben*, und die *Heilmittel der Liebe* enthält, die drey zuletzt genannten Gedichte aber durch Auslassungen zahlreicher Beywerke und schlüpfriger Stellen fast um die Hälfte verkürzt.

Die Übersetzung hält zwischen der wörtlichen und freyen Weise die Mitte, und empfiehlt sich dadurch Lesern, die mehr Unterhaltung suchen, als allerley Übersetzerkünste bewundern wollen. Eben so ist auch im Versbau das Matte zu zahlreicher Trochäen und Daktylen und das Starre und Harte mühsam gesuchter Spondeen meistens vermieden worden. Löblich ist ferner die seltene Zulassung des Hiatus, ganz wie in den Versen eines *Voss*, und das meistens gelungene Bemühen, durch eine von Vielen vernachlässigte Mischung der verschiedenen Vocale, Diphthongen und Consonanten eine in unseren Nachbildungen der Alten so oft beleidigende Eintönigkeit mit mannichfaltigem Wohllaute zu vertauschen, so dass man allenthalben einzelne Verse und Stellen antrifft, welche man wohl zu den gelungenen zählen darf. Dass nicht Alles gelungen, gesteht der Vf. selbst, und wünscht scharfsinnige Bemerkungen einer billigen und wahren Kritik, zu deren Eigenschaften er auch das Bessermachen schwieriger Verse rechnet. Wir wollen daher, so weit der Raum dieser Blätter und unsere Kräfte es gestatten, diesem Wunsche zu entsprechen suchen, und demgemäss den Anfang der *Kunst zu lieben* durchgehen.

V. 1. *Wer im Römischen Volke*. Warum nicht *unserem (nostro)?* Die Formen *unsere*, *andere*, *grössere* u. dgl. scheinen uns, zumal in Versen, edler als die verkürzten.

V. 3. *Kunst bewegет | ein hurtiges Schiff | durch Segel und Ruder*. Die Einschnitte dieses Verses fodern uns zu einer allgemeineren Bemerkung auf. Der Römische Hexameter ist viel weniger mannichfaltig als der Griechische. Gewöhnlich hat er den männlichen Einschnitt im dritten Fusse, nicht selten zwey männliche zugleich, nämlich im zweyten und vierten. Der weibliche Einschnitt im dritten Fusse findet sich bey den Römern bey Weitem nicht so häufig, als bey Homer und den älteren Griechischen Epikern; wohl aber findet sich im vierten Fusse, wenn er ein Daktylus ist, ein trochäischer Wortschluss, ja selbst ein entschiedener trochäischer Einschnitt, den die sorgfältigeren Griechen vermeiden. Statt des eben bezeichneten männlichen Einschnittes im zweyten Fusse, tritt, doch nur als Ausnahme, auch der weibliche (— v v — v | v u. s. w.) und der daktylische (— v v — v v | — u. s. w.) ein. Rückt dieser Einschnitt aber bis in den dritten Fuss: so glauben wir, selbst wenn er logisch schwächer ist, als der im vierten Fusse folgende, dass er doch rhythmisch bedeutender sey, als dieser, und dass man seine Bedeutsamkeit durch nachdrücklichen Vortrag der letzten Länge vor dem Einschnitte hervorheben müsse, weshalb denn an dieser Stelle bedeutende Sylben den Vorzug verdienen. Ist unsere Ansicht richtig: so zerfallen Verse, wie

— v v — v v — | v v — | v v — v v — v
— v v — v v — | v v — v | v — v v — v
— v v — v v — v | v — | v v — v v — v
— v v — v v — v | v — v | v — v v — v

nicht in drey, sondern nur in zwey Abschnitte, deren zweyter wiederum zwey Unterabschnitte enthält. Unsere Gründe sind folgende: Der gesetzliche Einschnitt, wenn er auch nur wenig vom Sinne unterstützt wird, gilt im Verse doch mehr, als das vollständigste Ruhezeichen an anderen Stellen. Jederman weiss, dass in Gesängen der Versschluss, wenn er auch keinen vollständigen Sinn abschliesst, dennoch jederzeit beobachtet wird, während man die Unterscheidungszeichen mitten im Verse wenig oder gar nicht beachtet. Betrachten wir folgende keineswegs mühsam gesuchte Verse:

> Ritter, treue Schwesterliebe
> Widmet euch diess Herz.

Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde seyn.

Ach wüsstest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur!

Hier ist hinter den Wörtern *Ritter*, *freuend*, *wüsstest du*, *Ach* und *Veilchen* ein Unterscheidungszeichen, am Ende der Verse aber, worin diese Wörter stehen, keines, und gleichwohl wird das Ende dieser Verse stärker bezeichnet, als jene Trennungen. Unnatürlich wird diess Verfahren nur dann, wenn mit der letzten oder *den* letzten Sylben des Verses ein neuer Sinn anfängt und unmittelbar in den folgenden Vers übergeht; und daher sollte man sich auch an diesen Stellen kein Hauptunterscheidungszeichen erlauben. Homer trennt oft den vierten und fünften Fuss durch Hauptunterscheidungszeichen; sehr selten treten sie später ein. Was nun in kürzeren Versen vom Ende gilt, das gilt in den längeren vom gesetzlichen Einschnitte: wir erwarten ihn, falls wir nicht schon früher auf eine Theilung in drey Abschnitte vorbereitet werden, im dritten Fusse, und ertheilen ihm dort, wie schwach er auch seyn mag, jederzeit das erfoderliche Gewicht. Was wollte man auch sonst mit Versen anfangen, wie folgende aus Juvenals zehnter Satire sind:

Tota cohors. | Rarus || venit in coenacula miles.
Democritus, quamquam || non essent urbibus illis.
Nil horum: | verbosa || et grandis epistola venit.
Ergo quid optandum || foret, | ignorasse fateris.
Carior est illis || homo, | quam sibi. Nos animorum.

wenn sie nicht so abgetheilt werden, wie wir sie bezeichnet haben? Dass dieser Vortrag oft unbequem ist, gestehen wir gern ein; aber wir haben auch die schlimmsten Beyspiele hergesetzt, deren wir uns erinnern, und wollen damit keinesweges gut heissen, was sich ältere und neuere Dichter erlaubt haben. Hartnäckige Zweifler wollen wir aber noch an den Pentameter erinnern. Auch dieser hat das Unterscheidungszeichen nicht immer im Einschnitte, wie dieser:

Saevus uterque puer: natus uterque dea.

sondern auch an anderen Stellen:

Me legat, | et lecto || carmine doctus amet.
Sed puer est: | aetas || mollis et apta regi.
Tertius, | ut longo || tempore duret amor.
Et qui spectavit || vulnera, | vulnus habet.

In folgender Vers des Kallimachus hat den Einschnitt sogar mitten im Worte:

ἱερὰ νῦν δὲ Διοσκουρίδεω γενεή.

Wie soll man ferner zweifelhafte Eintheilungen behandeln, wenn man nicht auf bestimmte Stellen rechnen darf? z. B. in dem Verse:

Illa | saepe | puer, | Veneris | pugnavit arena.

Die Abschnitte dieses Verses lassen sich wenigstens auf drey Weisen angeben; aber die wahre Cäsur trennt gerade die Wörter, welche am engsten verbunden sind: *puer Veneris*. Nach dieser allgemeinen Bemerkung, die wir um so weniger haben unterdrücken wollen, als unsere Ansicht von den Cäsuren mit der *Hermannischen* nicht ganz übereinstimmt, kehren wir zu unserem Vf. zurück. Der oben angeführte Vers unseres Vfs. und ähnliche sind also an sich nicht fehlerhaft, aber sie werden es, wenn sie sich so oft wiederholen, wie in dieser Übersetzung geschieht. Hier lesen wir S. 55. 56. 58. 60 folgende Verse:

1. Singen will ich | die sichere Lieb' | und das heimliche Schmachten.
2. Erst bemühe dich | aufzufinden, | was lieben du könnest.
3. Finkler kennen | den leimruthbergenden Busch, | und der Fischer.
4. Drum nicht rath' ich | dem Spähenden an, | das Meer zu besegeln.
5. Nicht auch meide | den schattigen Gang, | voll alter Gemälde.
6. Auch das Forum | — wer sollt' es glauben — | ist günstig der Liebe.
7. Wie das Bienchen | im schattigen Hain, | und des duftenden Thales.
8. Damals wallte | der Vorhang nicht | vom Marmortheater.

Noch anstössiger werden solche Verse, wenn sich, wie hier der Fall ist, zu den ungewöhnlichen Einschnitten noch Mattheit gesellt, z. B. durch häufige oder schwache Trochäen und wiederholte Amphibrachen. Wir sind nämlich der Meinung, dass im Hexameter niemals zwey Trochäen auf einander folgen dürfen, ja nicht einmal zwey Worttrochäen, wie im ersten, dritten und sechsten der eben angeführten Verse: *Singen | will ich | die*, und *Finkler | kennen | den*, und *sollt' es | glauben, | ist*. Will man sich mit dem Vf. zwey auf einander folgende Trochäen als seltene Ausnahme erlauben: so suche man mit jeder Länge ein Wort zu schliessen, und hinter der ersten einen Einschnitt anzubringen:

So nun eilet die *Schön' im Schmuck* zum festlichen Schauspiel.

Was die Schwäche der Trochäen anlangt: so sind wir zuvörderst überzeugt, dass — wie paradox diess auch klingen mag — die Deutsche Sprache Längen besitzt, welche kürzer sind, als gewisse Mittelzeiten. Dergleichen schwache Längen sind die betonten Sylben im Artikel *eine*, *eines* u. s. w., in den zweysylbigen Präpositionen *unter*, *hinter* u. s. w., und im Pronomen *unser*, *ihre* u. s. w., denen ihre Zweysylbigkeit Länge giebt, und denen die Unwichtigkeit ihres Begriffes sie wieder zu rauben strebt, wesshalb sich auch Dichter und Übersetzer nicht selten verleiten lassen, solche Wörter als Pyrrhichien zu brauchen. Sie sind schwache Trochäen, gleich den aus Mittelzeit und Kürze bestehenden. Beide Arten bilden mit nachfolgender Kürze im Hexameter unverwerfliche Daktylen, aber als Trochäen sollte man sie so viel als möglich zu vermeiden suchen. Bey dem Vf. finden wir der schwachen Trochäen nicht wenige, z. B. S. 54 in zehn Versen folgende: *Wide strebet*, und *nicht dass meine Kunst*, und *weder Clio*, und *wie dem Hirten*. Wir würden der Sache nicht ge-

denken, wenn der Vf. solche Füfse nicht vermeiden konnte; allein er scheint uns das Fehlerhafte derselben nicht gefühlt zu haben.

Schlimmer noch als die gerügten Trochäen sind die zahlreichen Amphibrachen. Wir wollen einige Proben solcher amphibrachischen Verse hersetzen, und unsere eigenen Übersetzungen beyfügen.

Weder | Clio | noch eine | von Clios | Geschwistern | erschien mir.

Weder ist Clio selbst mir genaht, noch eine der Schwestern.

Auch | das Forum | — wer sollt' es | glauben | — ist günstig der Liebe.

Günstig — wer hätt' es gedacht! — ist auch das Forum der Liebe.

oder

Auch das Forum — wer hätt' es gedacht? — ist günstig der Liebe.

oder

Auch das Forum — wer glaubte das wohl! — ist der Liebe nicht abhold.

Doch, was sag' ich | vom Körbchen, | — bezaubernd | sind neue Genüsse.

Sed cur fallaris, cum sit nova grata voluptas?

Doch, ist zu fürchten ein Korb, da neuer Genufs so bezaubernd?

Suche | vor allen | Dingen | die Zofe | der holden | Geliebten Dir zu gewinnen.

Sed prius ancillam captandae nosse puellae Cura sit.

Aber zuerst die Zofe der Jungfrau, die du zu fahn suchst, Forsche dir aus.

Trachte, | dafs jene | sie wähle | zu ihrer | nächsten | Vertrauten.

Proxima consiliis dominae sit ut illa, videto.

Sorge, dafs ganz ihr Vertraun der Dienerin schenke die Herrin.

oder

Sorge, dafs volles Vertraun der Gebieterin jene gewinne.

Häufig finden sich Versschlüsse wie diese: *aufzufinden, was lieben du könnest*, und: *wo Hirsche mit Garnen zu fahen*, und: *in solcher Menge die Roma*, und: *sie kommen, sich schauen zu lassen*, in welchen Schlüssen drey Amphibrachen gehört werden. Wir halten aber nicht blofs den Schlufs $\smile - \smile | \smile - \smile | \smile - \smile$ für unstatthaft, sondern jeden, der in seinen drey letzten Füfsen drey Trochäen vernehmen läfst. Virgils *o terque quaterque beati* und *quae tela ferebat Achates* sind seltene Nachläfsigkeiten der Äneide, welche der letzten Hand des Dichters ermangelte, falls nicht etwa der erstere dieser Halbverse mit Absicht so gebildet ward; und gleichwohl schliefsen beide mit einem Spondeus *beati* und *Achates*, eine von unseren Dichtern und Übersetzern selten gebrauchte Vorsicht.

Noch unangenehmer ist der getadelte Schlufs, wenn der nächste Vers wieder mit schwachen Füfsen anhebt, wie in folgendem Distichon:

Ringsum blicken sie dann, und Jeder | bemerkt sich | ein Liebchen,

Das ihn reizet, | und viel wälzt er in schweigender Brust.

Ringsum blicken sie dann, es erspäht Jedweder ein Liebchen,

Das ihm behagt, und wälzt Vieles in schweigender Brust.

Wir kehren zum Anfange der Übersetzung zurück.

V. 5. Wagen und zartes Gerüem Automedon leitete kundig.

Diese Nachstellung des Zeitwortes ist der Deutschen Wortfügung zuwider. Will man sie gebrauchen: so ist Zweyerley nöthig, dafs man sich überhaupt einer den Alten nachgebildeten Sprache bediene, und dafs man solche Wendungen nicht zu selten gebrauche; den schicklichsten Platz aber wird sie in solchen Gedichten und Stellen finden, welche sich über die gewöhnliche Sprache erheben. Diefs ist hier nicht der Fall, und wir übersetzen daher den Vers:

Curribus Automedon lentisque erat aptus habenis

durch

Schmeidige Zügel und Wagen regiert' Automedon kundig.

V. 8. Tiphys und Automedon will ich dem Amor nun seyn.

Das Wort *Automedon* ist hier fälschlich als Choriamb behandelt worden, während es einen zweyten Epitrit bildet, oder einen Doppeljambus mit schwacher Schlufslänge. Griechische und Römische Namen werden bey uns nicht nach der Quantität, sondern nach der Betonung der Lateinischen Prosa behandelt, so dafs die betonte Sylbe uns als Länge gilt, die sie einschliefsenden Kürzen, und die entfernteren Mittelzeiten sind. Wir übersetzen daher:

Lafst denn Automedon mich Amorn und Tiphys ihm seyn.

oder, falls *Amorn* misfällt:

Lafst denn Automedon mich Amors und Tiphys mich seyn.

V. 10. Aber ein Knab' ist er, weich und gelenkiger Art.

Sed puer est, aetas mollis et apta regi.

Wir nehmen eben keinen Anstofs daran, dafs *gelenkig* für *lenksam* gebraucht ist; wohl aber wünschten wir, dafs dem Amor nicht beygelegt wäre, was Ovid richtiger dem Kindesalter überhaupt beylegt; aber am wenigsten können wir billigen, dafs die Worte *Knab' ist er* als Creticus oder Molossus gebraucht sind, da sie doch einen Palimbacchius oder einen, wiewohl etwas harten Daktylus bilden. *Ist* und *er* sind nämlich Mittelzeiten, ersteres eine fast lange, letzteres eine fast kurze; und diefs in der Natur unserer Sprache gegründete Verhältnifs darf der Vers nicht verletzen. Wir übersetzen daher:

Aber er ist ja ein Kind, Kinder sind lenksam und weich.

Da wir unseren Lesern noch eine vollständige Elegie zur Probe mittheilen, und eine von uns versuchte Übersetzung zur Vergleichung hinzufügen wollen: so müssen wir hier abbrechen, und bemerken nur noch, dafs sich der Vf. auch Verse, wie folgenden, erlaubt hat:

Lafs der Venus die Schielende, lafs der Minerva die Falbe Gleichen.

desgleichen Imperativen, wie *gebe*, nach *Goethe's* bösem Beyspiele; dafs er *Pfropfreis* männlich braucht und zuweilen wider die Rechtschreibung verstöfst, indem er z. B. *Geitzige* mit *tz*, *verreifst* und *liefst* mit *fs*, und *schmählig* mit einem *g* schreibt.

Der Ring (II, 15),
überſetzt von *J. J. v. Gerning.*

Ring! zum Umfaſſen beſtimmt den (?) zierlichen Finger der Schönen,
Ohne beſonderen Werth, auſser des Gebers Gefühl;
Geh als ein theures Geſchenk, empfangen mit freudigem Herzen,
Und ſie füge ſofort ihrem Gelenke dich an.
Paſſe nun ihr ſo gut, als ich zur Lieblichen paſſe,
Und im gefügigen Kreis dreh' um den Finger dich ihr.
Glücklicher Ring! Du wirſt von meiner Geliebten befühlt ſeyn,
Wehe mir! Ich ſchon ſelbſt neide das eigne Geſchenk.
Wollten die Götter, daſs nun mich ſelbſt in die Gebe verwandeln
Könnte circäiſche Kunſt und der carpathiſche Greis!
Oft berühreſt dann du — der Gebieterin ſchwellenden Buſen,
Und mit der Linken geheim ſchlüpfeſt du in das Gewand.
Mich loswindend vom Finger, obwohl noch eng ihn umfaſſend,
Sänk' ich, gelöſt durch Kunſt, wunderſam ihr in den Schoos.
Alſo müſste denn auch, um zärtliche Briefchen zu ſiegeln,
Daſs nicht ſauge das Wachs trockenes Gemmengeſtein,
Mich mit dem kuſslichen Munde zuerſt anfeuchten mein Liebchen,
Nur doch ſiegle ſie nicht Blätter zum Leide für mich.
Wollte ſie mich abziehn und im Käſtchen bewahren: ſo blieb' ich
Schmiegend im engeren Kreis mich um des Fingergelenk.
Du mein Leben! Ich will niemals Unehre dir bringen,
Weigert dein zartes Gelenk etwa zu führen die Laſt;
Trage du mich, wenn die Glieder du ſenkſt in des laue Gewäſſer,
Solchem Geſtein iſt unſchädlich die rinnende Fluth.
Aber enthüllt dich zu ſehen wird wohl entflammen die Luſt mir,
Und ich verträt' als Ring ſelber mein männliches Amt.
Täuſchungen — was gelob' ich! — Nun gehe du niedliche Gabe,
Und ſie nehme das Pfand zärtlicher Treue mit dir.

Der Ring (II, 15),
überſetzt vom Beurtheiler.

Ringlein, das bald den Finger umſchlieſset der reizenden Jungfrau,
Du, des einziger Werth Liebe des Gebenden iſt,
Sey ihr ein liebes Geſchenk! Mit freudigem Herzen empfangend
Möge ſie dich alsbald fügen um's Fingergelenk!
Paſſe du ihr ſo gut, ſo gut einander wir paſſen,
Und mit gefügigem Rund ſtreife den Finger bequem.
Glücklicher Ring! Denn es wird der Gebieterin Hand dich berühren,
Schon beneid' ich, o weh! ſelber mein eigen Geſchenk.
Könnt' ich im Nu mich doch in die eigene Gabe verwandeln
Durch der Äëerin Saft' oder Proteïſche Kunſt!
Wahrlich dich würden ſodenn der Gebieterin Brüſte berühren,
Wenn dich die linke Hand unter die Tunica führt.
Flugs vom Fingergelenk, wie eng anſchlieſsend, entſchlüpf' ich,
Und vom Zauber gelöſt gleit' ich hinab in den Schoos.
Wiederum wenn ich ihr ſoll ein heimliches Briefchen verſiegeln,
Werd' ich, daſs nicht am Wachs klebe der trockene Stein,
Erſt die befeuchtende Lippe dem reizenden Mädchen berühren;
Nur nicht ſiegel' ich je Zeilen zu meinem Verdruſs.
Willſt du dem Schmuckkäſtlein mich vertraun, ſo weigr' ich mich ſtandhaft,
Feſt mit verengetem Reif dir um den Finger geſchmiegt.
Doch nicht ſollſt du, mein Leben, durch mich Unehre erfahren,
Nimmer dem zarten Gelenk werd' ich beſchwerliche Laſt.
Trage mich, wenn du den Leib mit wärmenden Fluten benetzeſt;
Klein iſt der Schaden, dringt Näſſe dir unter den Stein.
Aber dich nackt zu ſchaun, die Luſt ſchwellt jegliches Glied mir,
Und ſo ſpiel' ich als Ring ſicher die Rolle des Manns.
Ach! Ein vergebener Wunſch! Geh hin, du winzige Gabe,
Und ſie fühl' es, in dir hab' ich mich ſelber geſchenkt.

Der Vf. läſst uns auch eine Überſetzung des *Feſtkalenders* und der *Epiſteln* und *Klaggeſänge* hoffen, und wir wünſchen, daſs er ſein Verſprechen bald erfüllen möge. — Papier und Druck ſind gut.

CH. St. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ausländische Sprachkunde. *Wien*, b. Gerold: *Vollkommne Abhandlung des Geſchlechtes der Subſtantifs.* Nach einer ganz neuen Methode entworfen, wodurch man nach einigen Stunden das Geſchlecht aller Franzöſiſchen Subſtantifs zu beſtimmen im Stande iſt. Aus *Lemare* überſetzt, und zuſammengeordnet durch *Joſeph v. Gendre.* 1816. 66 S. und eine Tabelle. gr. 8. (6 gr.)

Hr. *v. G.* hat weiter nichts gethan, als daſs er die gewöhnlich in den Grammatiken vorkommenden Verzeichniſſe der Subſtantifs, deren Geſchlecht an der Endung nicht erkannt werden kann, anders dargeſtellt liefert, ſo daſs ſie ein Anfänger vielleicht in etwas kürzerer Zeit, als nach einem anderen Buche, auswendig lernen könnte, wenn ſie der Vf. bequemer eingerichtet, d. h. nicht zuweilen bey einem auf das andere verwieſen, und vor allen Dingen jedem Franzöſiſchen Worte die Deutſche Bedeutung beygefügt hätte. Hr. *v. G.* macht dem *Demargue* (den er ſonſt vor Anderen lobt) den Vorwurf, daſs ſein Verzeichniſs von Wörtern, die in verſchiedener Bedeutung ein verſchiedenes Geſchlecht haben, „nicht im Stande ſey, einer ſtrengen Kritik die Stirn zu bieten. Denn *un loutre (chapeau)* z. B. iſt nicht *une loutre (animal amphibie)*,“ und doch führt er nicht allein auf ſeiner Tabelle unter No. 7 an: „*une loutre* Fiſchotter, allein Muff oder Hut von Fiſchotter iſt männlich,“ ſondern unter No. 6: „Die Summe einer Rechnung, eine Summe Gold (iſt nämlich fem.) *Somme*, für *sommeil*, iſt männlich.“ Zu ſolchen Regeln gehört auch die: „Weiblich ſind die Namen, die weibliche Gegenſtände anzeigen, z. B. *fleur, maison, nation, verité*;“ ferner: „es iſt nicht unnütz, zu bemerken, daſs die Wörter, bey welchen ein *Conjonctif* (*Zeitwort*) vorkömmt, als *porte-broche, tire-bottes*, männlich ſind;“ iſt denn *porte* und *tire* der *conjonctif*? Und iſt denn *conjonctif* und *Zeitwort* einerley?

Dlk.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

PÄDAGOGIK.

PRAG, (in Commiss. b. Kraus): *Kratos. Zeitschrift für Gymnasien.* 1819. 4. I Heft. IV u. 60 S. II Heft. 68 S. III Heft. 72 S. Zu jedem Hefte 1 Bogen Intell. Blatt. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Titel dieser Zeitschrift führt irre. Sie ist nach dem Anfange des Vorberichts zunächst nur für die *Gymnasien Böhmens* bestimmt, also keinesweges ein Zeitblatt für Gymnasien überhaupt. In der That können auch nur Schulen, die auf einer so niedrigen Stufe der Vollkommenheit stehen, Nutzen aus so dürftigen Aufsätzen ziehen, wie sie hier mitgetheilt werden. Da indess diese Zeitschrift einige interessante Blicke in das Innere der Österreichischen Gelehrtenschulen thun lässt, und stillschweigend die Frage beantwortet, was wohl für die nächste Zukunft von unseren Nachbarn jenseits des Erzgebirgs, und von ihren Nachahmern, welche sie in Ansehung des Universitäts- und Schul-Wesens jetzt hie und da finden, für Wissenschaft und Kunst zu erwarten seyn möchte: so dürfte sie allerdings eine genauere Beachtung verdienen.

Was den Zweck derselben betrifft: so besteht er nach dem Vorberichte in „Mittheilung solcher Ideen unter den Professoren (gehört das „unter den Professoren" zu „Ideen" oder zu „Mittheilung"?), welche entweder die Vervollkommnung der wissenschaftlichen Fächer selbst, die auf unseren Gymnasien gelehrt werden, oder wenigstens die Lehrmethode derselben, oder die Erziehungskunde überhaupt betreffen, daher dann (*denn*) auch vornehmlich alle Gymnasialpräfecten und Professoren zu Mitarbeitern eingeladen und aufgefodert wurden; dann Aufmunterung der Schüler zu kleinen Aufsätzen, welche in ihre Studiensphäre gehören, und Erweckung eines gewissen (? was ist das für einer?) literärischen Wetteifers unter den Gymnasien des Vaterlandes; endlich noch die Bekanntmachung der für die Gymnasien ergangenen Verordnungen, und aller sie betreffenden wichtigeren Ereignisse. Es theilt sich daher auch diese Zeitschrift ihrem Inhalte nach in ein eigentlich *literarisches* und in ein *Intelligenz-Blatt*, so wie die Gegenstände und einzelnen Rubriken dieser beiden Abtheilungen diesem Hefte beygedrückt (*sic*) sind, und jedem folgenden Hefte werden beygedrückt (*sic*) werden." (Was die letzten Zeilen übrigens heissen sollen, ist unverständlich. Vermuthlich will der Redacteur sagen: jedem Hefte soll ein Inhaltsverzeichniss beygefügt werden.)

Ferner heisst es: „Unter allen unseren, eigentliche Nationalbildung bezweckenden öffentlichen Lehranstalten nehmen die Gymnasien keine unwichtige Stelle ein. Dem denkenden Manne, der das Ganze unserer öffentlichen Institute nach ihrer inneren und äusseren Organisirung übersieht, und zugleich Psycholog genug ist, um einzusehen, unter welchen Bedingungen der Unterricht am sichersten auf den Geist der Jugend wirken könne, wird dieses von selbst einleuchten, und er wird das Urtheil: *der Gymnasialunterricht sey bey uns für die gesammte Nationalbildung von grosser Wichtigkeit*, keinesweges als *pro domo sua* gesprochen ansehen." Rec. möchte hier wohl fragen, was die Redaction unter *National*bildung verstehe. In der Regel werden doch auf den Böhmischen Gymnasien, so gut wie auf unseren, nur künftige Geistliche, Rechtsgelehrte, Ärzte, und etwa einige Classen von Staatsbeamten studiren? Aber sind diese die ganze Nation? Die mehr als 2½ Million gemeiner Bürger und Bauern sollten so unbedeutend seyn, dass sie hier gar nicht in Anschlag kämen? Wenn man nur dem *Gymnasialunterricht* eine so grosse Wichtigkeit für die Nationalbildung zuschreibt: was geschieht denn da wohl in Böhmen für den *Bürger-* und *Dorf-Schulen-Unterricht?* Gewiss noch viel weniger, als für jenen. Wir wollen indess diesen Punct, als nicht hieher gehörig, auf sich beruhen lassen, und eine Übersicht von dem wesentlichen Inhalte der vorliegenden 3 Hefte des Kratos mittheilen.

I Heft. 1) *Methode, Lateinische Classiker mit Anfängern zu lesen.* Für angehende Lehrer geschrieben von *Franz Schollar*, k. k. Prof. am Prager kleinseitner Gymnasium. Wenn der Vf. von „Lateinischen Classikern" spricht: so versteht er natürlich darunter nur die in den Österreichischen Gymnasien zum Unterrichte *vorgeschriebenen* Lateinischen *Chrestomathieen.* Von eigentlichem Studium der Classiker kann also in diesem Aufsatze keine Rede seyn, so wie überhaupt in Österreich, eben der vorgeschriebenen Chrestomathieen wegen, keine classische Bildung erwartet werden darf. Unser Vf. handelt daher auch nur von der Analyse der Begriffe und dem philologischen Verfahren (was wir anderwärts „exponiren" nennen), womit er eine Anleitung, das Gelesene auf Kopf und Herz des Schülers anzuwenden, verbindet. Der Aufsatz geht sehr ins Einzelne, und schliesst erst im zweyten Hefte. Ein Bey-

ſpiel aus Themiſtokles von Corn. Nep. wird angeführt, und Wort für Wort durchgegangen. Rec. erlaubt ſich hier die Frage: Was mögen das für Lehrer (an Gymnaſien!!) ſeyn, denen dergleichen vorgekaut werden muſs? In das Einzelne des Aufſatzes können wir nicht eingehen. 2) *Abhandlung über die Factoren und ihre Theiler* von *Joſeph Fichtner*, geweſenem k. k. Prof. der Mathematik am Prager akadem. Gymnaſium, jetzt Pfarrer in Luk. Dieſer gleichfalls ſehr umſtändliche und bis ins zweyte Heft reichende Aufſatz ſoll den eben ſo überſchriebenen Abſchnitt des vorgeſchriebenen Lehrbuchs der Arithmetik etwas ausführlicher behandeln. Da Rec. dieſes Lehrbuch nicht kennt: ſo kann er über die Zweckmäſsigkeit des Aufſatzes nicht urtheilen. Übrigens enthält er nichts Neues. Wenn der mathematiſche Unterricht kraftbildend ſeyn ſoll: ſo muſs der Schüler angeleitet werden, ſolche allgemeine Sätze, wie z. B.: „wenn eine Zahl durch eine andere theilbar iſt: ſo iſt auch jedes Product von jener durch dieſe theilbar," aus vorgelegten Beyſpielen von ſelbſt zu finden. Es iſt Tauſend gegen Eins zu wetten, daſs Gymnaſiallehrer, welche ſelbſt noch eines ſo umſtändlichen Unterrichts, wie der vorliegende, bedürfen, ihren Schülern das Ganze, ſo wie es im *Kratos* ſteht, vorlegen, und höchſtens noch ein paar Beyſpiele hinzufügen werden. Daraus wird aber eitel Gedächtniſskram. 3) *Abhandlung von der Befruchtung der Saftblumen durch die Inſecten.* Ausgezogen aus den beſten botaniſchen Büchern zum Nutzen und Vergnügen der Gymnaſialſchulen von *A. Pannoſch*, Prof. der Mathem. und Naturgeſch. am Kommotauer Gymnaſium. Nicht ohne Werth, aber überflüſſig, wenn es wahr iſt (woran jedoch Rec. zweifelt), daſs ſeit dem Anfange dieſes Winters der Unterricht in der Naturgeſchichte auf allerhöchſten Befehl bey allen Gymnaſien in Öſterreich aufgehoben iſt. 4) und 5) ein paar Gedichte, die recht gut hätten wegbleiben können. 6) *Literatur.* Nachrichten über mehrere, für Gymnaſiallehrer wichtige neuere (in Öſterreich nicht verbotene) Werke, hie und da mit kritiſchen Bemerkungen, die zuweilen etwas linkiſch ausfallen. 7) *Ein paar Worte über die Wichtigkeit gemeinſchaftlicher gottesdienſtlicher Verſammlungen* u. ſ. w. von *M. Ehrlich*, k. k. Prof. der Religionslehre am Prager kleinſeitner Gymnaſium. Eine religiöſe Erbauungsrede, der es nicht an Licht und Wärme fehlt. Der Vortrag iſt bis auf einige undeutſche Wendungen und Ausdrücke (z. B. „ſelbe" und „möchte" ſtatt „würde") correct und angemeſſen. Nützlicher würde Rec., da die Zeitſchrift doch nun einmal für die Schwachen berechnet iſt, eine Sammlung von Thematen, nebſt beygefügter Diſpoſition, gefunden haben. 8) *Über den Zweck der erſten ſchriftlichen Aufſätze bey dem Jugendunterrichte, und über die Lehrmethode dabey.* Vom Prof. *Kauba*, am k. k. (Prager) kleinſeitner Gymnaſium. Rec. weiſs nicht recht, was dieſer Aufſatz *hier* ſoll. Der Vf. redet von den *erſten* ſchriftlichen Aufſätzen. Aber mit dieſen wird doch wohl in Böhmen wie anderwärts der Gymnaſialunterricht nichts mehr zu ſchaffen haben. Schüler, die ins Gymnaſium eintreten wollen, werden ſich doch wohl vorher einer Prüfung aus den Gegenſtänden des Normal- oder Trivial-Schul-Unterrichts unterwerfen müſſen, und darunter werden doch gewiſs auch die Anfangsgründe des ſchriftlichen Gedankenausdrucks einen Platz gefunden haben? Rec. glaubte Anfangs, der Vf. habe nur Übungen im Lateiniſchen Ausdrucke gemeint. Aber S. 45 ſagt er: „den Anfang könnte man damit (nämlich mit Beantwortung faſslicher Fragen, Bemerkungen, Beſchreibung einfacher Gegenſtände u. ſ. w.), *und zwar in der Mutterſprache*, nach der vorher angegebenen Methode und ſtufenweiſen Fortſchreitung, wo nicht in der erſten, doch gewiſs *in der zweyten Hälfte des erſten Grammaticaljahres* machen" u. ſ. w. Alles, was der Vf. ſagt, iſt übrigens auf eine unerträglich weitſchweifige Art vorgetragen, und die *Dorfſchullehrer* des nördlichen Deutſchlands haben an *Heinſius* u. A. weit beſſere Führer. Er geht von der Bemerkung aus, daſs „für jeden Anfänger ſchon das bloſse Niederſchreiben der Gedanken, an ſich ſelbſt und ohne alle Rückſicht auf Bildung und Form des Stils betrachtet, keine ſo leichte Aufgabe" ſey. Aus dem Aufſatze ſelbſt iſt erſichtlich, daſs auch dem Hn. Profeſſor die Abfaſſung deſſelben ziemlich ſchwer geworden ſeyn möge. Man höre: „Dieſe Entwickelung der Gedanken aber, ihr Ausdruck und ihre Verbindung, verhalten ſich beym Schreiben ganz anders, als bey dem gewöhnlichen Denken für ſich ſelbſt, oder bey den Geſprächen und Unterredungen mit Anderen. Denn denken wir für uns ſelbſt: ſo werden unſere Vorſtellungen meiſtens durch äuſsere Eindrücke erzeugt, oder doch dadurch, und oft ſehr zufällig veranlaſst, oder wenigſtens doch modificirt, daher bey einem ſolchen Denken nie eine ſtrenge Ordnung und Verbindung der Gedanken gefunden wird, den Fall einer durch lange Übung erlangten Fertigkeit im fortgeſetzten Meditiren ausgenommen. Nebſtdem aber erreichen bey einem ſolchen Denken in uns ſelbſt (dieſes „*uns ſelbſt*" iſt ſehr merkwürdig!) unſere Vorſtellungen *nie* (!) einen ſolchen Grad der Klarheit und Deutlichkeit, daſs ſie ſich ſämmtlich bis in einen beſtimmten Wortausdruck auflöſen könnten" u. ſ. w. „So iſt auch bey den Unterredungen mit andern (Anderen) der Ausdruck unſerer (!) Vorſtellungen und Gedanken ſelten ganz beſtimmt und geſchloſſen, indem wir (!) gewohnt ſind, ihn durch die Modulation unſerer Stimme, durch die Bewegungen unſeres Körpers, durch Geberden und Mienen, dieſe urſprüngliche und älteſte Sprache, näher zu beſtimmen und zu ſchlieſsen." Wenn Ungebildete ſich über die Art ihres Denkens erklären wollten: ſo würde man ihnen recht gern glauben, daſs ihre Vorſtellungen „*nie* einen ſolchen Grad der *Klarheit* und *Deutlichkeit* haben, daſs ſie ſich ſämmtlich bis in einen beſtimmten Wortausdruck auflöſen könnten." Auch würden wir es ihnen nicht übel nehmen, wenn ſie da, wo es mit der Zunge nicht fort will, durch „*Bewegungen des Körpers*" zu Hülfe kommen. Aber wenn ein *Profeſſor* am *k. k.* kleinſeitner *Gymnaſium zu Prag* dieſes von ſich ſelbſt verſichert: was ſoll man dazu ſagen? 9) *Einleitung in die Trojanerinnen.* Trauerſpiel des L. Annäus Seneka (*Seneca*). Von *P. Joſeph Schön*, Präfecten des k. Gitſchiner Gymnaſiums. In Form und Ausführung

wie No. 1. Der Aufsatz soll gleichfalls zur Erläuterung mehrerer Stellen des vorgeschriebenen Schulbuchs dienen. Wir verweisen hier auf das, was wir bereits oben bey No. 1 bemerkt haben. Wenn jene Stellen des Lehrbuchs dem Schüler so fortwährend eine Reihe von Jahren hindurch als *dicta probantia* vorgelegt werden: so muss er ja unvermerkt sein Lehrbuch so hoch schätzen lernen, wie der gläubige Christ die Bibel und die Kirchenväter. Wie nun, wenn ihm später ein Buch vorkommt, worin die Sache anders dargestellt wird, als in jenem Lehrbuche? — Es wäre vielleicht verdienstlich, wenn Jemand in diesen Blättern von allen für die Österreichischen Schulen von Oben herab vorgeschriebenen Lehrbüchern eine kritische Übersicht gäbe. Das *Intelligenzblatt* dieses ersten Heftes enthält a) allgemeine im Schuljahr 1818 erlassene Gymnasialstudienverordnungen, b) Beförderungen, c) Verzeichniss derjenigen Schüler, welche nach dem zweyten Semester 1818 Schulpreise erhalten haben.

II Heft. Ausser den Fortsetzungen von No. 1. 2. 5 und 9 des ersten Heftes finden sich hier folgende neue Aufsätze. 1) *Über das Studium der Botanik, besonders für Böheim.* Von Ph. M. *Opiz*, k. k. *Staatsgüteradministrationsbeamten* (warum nicht lieber „Beamten der k. k. Staatsgüter-Administration"? Dergleichen Wortungeheuer scheint man aber in Österreich zu lieben. Man denke an den *k. k. Bergwerksproductenverschleissdirectionsregistrator*). Auch dieser Vf. hofft die „Veredlung der *Nation* in moralisch (moralischer) und intellectueller Hinsicht mit dem vollesten Rechte von der hoffnungsvoll emporkeimenden Jugend, die auf *Gymnasien* ihre erste reale Bildung (also früher nicht?) erhält." Es scheint also doch, dass in Böhmen ausser dem Adel nur die Studirten die Nation ausmachen sollen. Der Vf. scheint ein leidenschaftlicher Botaniker, und nicht übel geneigt zu seyn, von dem Studium der Botanik grosses Heil für das Vaterland zu erwarten. Schon als Jüngling, sagt er, im J. 1802 habe er in einem kleinen schriftlichen botanischen Versuche unter dem Titel: *Flora Caslaviensis* geschrieben: „*C'est par la nature que l'on peut le plus facilement* r e c o n n ö i t r e (Hr. *Opitz* hätte r e c o n n o î t r e schreiben sollen) *Dieu" etc.* Da er vermuthlich ein Franzos ist: so übersehen wir seine ungelenke Deutsche Schreibart. Dankenswerth ist ein „Verzeichniss noch lebender Böhmischer Botaniker, Beförderer der Wissenschaft und angehender Freunde dieses Wissens," zusammen 104 Personen, worunter 11 Fürsten, Grafen und Freyherren. Dass die Böhmischen Grafen vorzügliche Freunde der Naturwissenschaften und zum Theil ausgezeichnete Gelehrte sind, ist auch im übrigen Deutschlande bekannt, und macht Böhmen Ehre. Welcher Naturforscher kennt nicht die Grafen Kaspar Sternberg, Georg Bucquoy, Rudolph Wbrna? Hr. *Opitz* giebt im Verfolg des Aufsatzes eine gute Anleitung zum Einsammeln, Trocknen der Pflanzen u. s. w., zur Anlegung eines Herbars u. s. w. Aber er unterlässt, den Schüler dieser Wissenschaft auf einen höheren Standpunct zu stellen. Mit dem blossen Botanisiren, d. h. mit dem Herumklettern, Staubfädenzählen u. dgl. ist es nicht gethan. 2) *Rede* u. s. w. *bey der Bekleidung 6 armer Studirender* am k. k. Prager akadem. Gymnasium den 10 Aug. 1817, aus der seit 1813 an diesem Gymnasium bestehenden Anstalt für arme Studirende, gehalten von *A. Pösl*, Maltheserordenspriester und k. k. Religionslehrer am Prager akad. Gymnas. Auf Rec. hat diese Rede einen unangenehmen Eindruck gemacht. Wenn der Redner auch im Eingange eine Menge Bibelstellen anführt, worin die Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit empfohlen und geboten wird: so scheint er doch den Spruch übersehen zu haben: die rechte Hand soll nicht wissen, was die linke thut. Denn sonst wäre vermuthlich eine Feyerlichkeit unterblieben, bey der es recht eigentlich darauf abgesehen war, dass *alle linken und rechten Hände in ganz Böhmen* das von den Prager Gymnasiasten ausgeübte Werk der Barmherzigkeit erfahren möchten. Mit welcher demüthigen Empfindung mögen die 6 armen Bursche während der ganzen Rede dagestanden seyn! Der Redner scheint ihre Schamröthe auch bemerkt zu haben: denn er wendet sich am Schluss mit folgenden Worten an sie: „und endlich Sie, stud. junge Fr., die sie heute eine so schöne Unterstützung durch die Wohlthätigkeit Ihrer Mitschüler geniessen, und jetzt aus den Händen des k. k. Studiendirectors empfangen, *freuen Sie sich derselben!* Wem fällt da nicht der Cardinal Rohan ein, der sich in einem besonderen Artikel eines Tractats verbindlich machen musste, den Cardinal Richelieu zu lieben? — 3) *Literatur.* 15 Schriften werden angezeigt, doch besser als die im ersten Heft. — 4) *Gedichte*, ein Deutsches und zwey Lateinische. — Das *Intelligenzblatt* enthält a) *Belohnungen* und *Belobungen*, welche mehreren „Lehrindividuen" wegen ausgezeichneter 1817 bewiesener „Verwendung" (? wird wohl ein Provincialism seyn) zu Theil geworden. Es sind Posten von 200 und einer von 300 fl. (Papiergeld) darunter. b) *Nekrolog* des Prof. *Witsch* am akad. Gymn. c) Verzeichniss der Schüler, welche Schulpreise erhalten haben.

III Heft. 1) *Licht und dessen Einfluss auf die Körper unserer Erde.* Von *J. Kauble*, Gymnasialprof. zu Leitmeritz. Nicht übel; der Vf. scheint mit den neueren Fortschritten der Physik nicht unbekannt. 2) *Über den Zweck und die Methode bey den Stilübungen der Jugend.* Wieder von dem oben erwähnten Hn. Prof. *Kauba* u. s. w. Er sagt S. 9: „Alles eigentlich *Stilistische* und *Ästhetische* in den Aufsätzen der Jugend soll als eine *ganz untergeordnete* und sehr bedingte Foderung betrachtet werden." Was sind das doch für Stilübungen, bey welchen das Stilistische ganz untergeordnet ist? Von einer Bildung zur Beredsamkeit will unser Vf. durchaus nichts wissen. Dass die Griechen und Römer darin glänzten, und „einen grossen Theil ihrer Jugend zu eigentlichen Rednern bildeten," muss nach ihm der „Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit *des* Karakters *des* grossen Haufens *dieser* beiden Völker" zugeschrieben werden. „Unsere Jugend könnte überdiess dabey manche Ideen auffassen, welche den ersten Principien der Vernunft, der Moralität und des Rechts gerade entgegen sind." Er ist mit einem alten Römer, der 120 Jahre nach Cicero gelebt

und *de caussis corruptae eloquentiae* geschrieben hat, darin einverstanden, „dass die Zeitumstände, in welchen grosse Redner auftreten, *nicht beneidenswerth sind.*" Ob wohl die Engländer über diesen Punct auch so denken? — 3) *Einige Worte über die synthetische Methode* als Anleitung zum Selbstdenken, von *Franz Schollar*, Prof. am kleinseitner Gymn. Auch hier muss man sich wundern, wie dergleichen noch in einem *Gymnasium* zu treiben nöthig seyn kann. Da werden z. B. Sätze, wie folgende, angeführt, und zugleich der Schüler, der sie ausgearbeitet, genannt: *Animus sentit. Animus movet corpus. A. cogitat. A. immortalis est etc.* 4) *Literatur.* Wie in den vorigen Heften. 5) *Über die Bestimmung eines Akademikers, und über die durch den edlen Geist der Prager Akademiker bey so vielfältigen Gelegenheiten für Thron und Vaterland bewiesene Anhänglichkeit.* Von *J. Ottenberger*, Prof. am k. k. akad. Gymnas., Historiographen und Vicesyndikus der k. k. Prager Universität. Man sieht aus dieser Rede, dass hier unter dem Worte *Akademiker*, womit man anderwärts die Mitglieder einer *Akademie*, oder eines *Gelehrtenvereins*, wie z. B. zu Berlin, München u. s. w. bezeichnet, die *Schüler der Prager Universität* verstanden werden. Warum sie diesen (obendrein angemassten) Titel den auf anderen Hochschulen hergebrachten *Studenten* oder ächtdeutschen *Burschen* vorziehen, wissen wir nicht. — Der Aufsatz wird schon auf der vierten Spalte abgebrochen, so dass man nicht über das Ganze urtheilen kann. Der Vf. berechnet, dass im J. 1818 die Ausgabe der Regierung für den Lehrstand in Böhmen eine Summe von 558952 fl. 35 kr. ausgemacht habe, ungerechnet was der Religionsfonds und die theologischen Stiftungen noch ausserdem beygetragen haben. Er eifert S. 31 gegen „*ziegellose*" (? vermuthlich *zügellose*, aber dergleichen orthographische Schnitzer kommen in der ganzen Zeitschrift zu häufig vor, als dass man sie für Druckfehler halten sollte) „Freyheiten, Ungebundenheit, Burschenschaften, willkührlichen Collegialbesuch (Collegienbesuch?), herumschweifendes Leben u. dgl. 6) *Erbauungsrede* u. s. w., *gehalten bey Gelegenheit, als zwey Zöglinge im unvorsichtigen Flussbade ihr Leben verloren hatten.* Von *J. Fichtner* u. s. w. Eine Rede, worin die Sorge für die Gesundheit recht zweckmässig ans Herz gelegt wird. 7) *Ein prüfender Blick auf Gedikes Übersetzung der Griechischen und Lateinischen Chrestomathie.* Von *A. Lischka*, Prof. am Snazer Gymnas. Sie wird für unnütz, ja schädlich, stellenweise auch für falsch erklärt. 8) *Über das Reisen im Vaterlande*, für Studirende geschrieben von *M. Kalina v. Jätenstein*, b. R. Doctor, Landesadvocaten und Fürstl. erzbischöfl. Consistorialrathe zu Prag. Ein recht nützlicher Aufsatz, besonders was die 37 Reiseregeln betrifft. Wenn nur der Vf. besser Deutsch verstände! So lautet z. B. gleich der Anfang: „Das Reisen wurde zu allen Zeiten als eines der *ausgiebigsten* (!) Bildungsmittel anerkannt. Nie hat ein Mensch, der selbst gereist ist, dagegen geeifert, wohl aber finden wir in dem grauesten Alterthume, dass Griechen nach Ägypten, Römer nach Griechenland, und immer Menschen in gebildetere Städte und Länder mit dem glücklichsten Erfolg für ihre Ausbildung und für die Verpflanzung der Wissenschaften, Künste und guter Anstalten gereist sind, dass die in dem Mittelalter nach dem Orient und in andere Örter *eingeleiteten* (?) frommen Wallfahrten, Künste und Wissenschaften in die durch die nordische Völkerwanderung *entbildeten* (?) abendländischen Provinzen brachten" u. s. w. 9) *Über die grosse Eisablösung am Nordpol.* Vom (von) Dr. *L. A. John.* Ein gar wunderlicher Singsang. Da kommen Hexameter vor wie folgende:

— — — ◡ —◡ — ◡ — ◡◡ — ◡
Lang norddeutsche Sitte wars, sich leichte zu kleiden u. s. w.

Oder

— ◡ —◡ — — — — —◡ ◡ — ◡
Denn der alte Gott lebt noch, wird leben für immer u. s. w.

— — ◡ — — —◡ —◡◡— ◡
Neue Lebensluft durchglühe unsere Adern u. s. w.

Als gelungen dagegen kann man die gleich darauf folgende Ode ansehen: *An mein Vaterland.* Von *R. Balabene*, Schüler der Poetik am Prager akademischen Gymnasium. Das *Intelligenzblatt* zu diesem Hefte enthält a) allgemeine 1818 erlassene Gymnasialstudien-*Verordnungen.* b) Nekrolog des verst. Bischofs D. *Schneider* zu Dresden. c) Verzeichniss der Schüler, welche nach dem zweyten Semester 1818 Schulpreise erhalten haben.

Ein Hauptmangel, von dem kein einziger Aufsatz frey ist, sind die Versündigungen gegen die Deutsche Grammatik. Wir wollen darin gegen die geborenen Böhmen, deren Muttersprache die Böhmische und nicht die Deutsche ist, nachsichtig seyn. Aber warum ist denn, da nun einmal das Deutsche die Sprache der Gelehrsamkeit und der öffentlichen Geschäfte in Österreich seyn soll, nirgends eine besondere Professur *für die Deutsche Sprache* errichtet, da doch dergleichen zu Prag für die Italiänische und Französische bestehen?

— sip —.

DRUCKFEHLER.

In der Übersicht der Portugiesischen Literatur in No. 79 der Erg. Bl. von 1819 S. 242 Z. 6 v. oben st. *vollkommen seyn* l. *willkommen seyn.* Z. 11 v. oben st. *Alemlejo* l. *Alemtejo.* S. 244 Z. 23 v. unten st. *Trazer Montes* l. *Trasos montes.* S. 245 Z. 2 v. oben st. *portugueras* l. *portuguazas.* Z. 5 v. oben st. *tradato* l. *tratato.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Weigel: *Draconis Stratonicensis Liber de metris poëticis. Joannis Tzetzae exegesis in Homeri Iliadem*: primum edidit, et indices addidit *Godofredus Hermannus*. 1812. Das Buch des Draco XXIX u. 168 S. Die Schrift des Tzetzes 196 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Appendix ad Draconem, Trichae, Eliae Monachi et Herodiani tractatus de metris*: e Codd. MSS. edidit *Franciscus de Furia*. 1814. II u. 88 S. (Beide Werke vereint 2 Rthlr. 18 gr., auf Schreibepapier 3 Rthlr. 16 gr., auf Velinpap. 5 Rthlr.)

Seit *Ruhnken* in dem zweyten seiner kritischen Briefe S. 228 ff. die von *Schneider* zuerst aufgestellte Meinung, dass die dem Orpheus beygelegten Argonautika ein Machwerk späterer Zeiten seyen, bestritt, und das Alter dieses Gedichtes zum Theil durch das Zeugniss der Grammatiker Orus und Drako, welche beide schon Stellen daraus erwähnt haben, zu unterstützen suchte: war die Kenntniss jenes Werkes von Drako über die Versmasse der Dichter, das sich in einer Handschrift der Pariser Bibliothek vorfand, schon zur richtigen Würdigung jenes Beweises wünschenswerth. Bekanntlich blieb der von *Ruhnken* hingeworfene Fehdehandschuh nicht liegen, und nach und nach gaben *Thunmann*, *Schneider* zum zweyten Male, *Hermann*, *Voss*, *Huschke*, *Königsmann* für oder wider das hohe Alter jenes Werkes ihre Stimmen ab. Am ausführlichsten that diess *Hermann* in der seiner Ausgabe der Orphischen *Argonautica* beygefügten Abhandlung: *de aetate Scriptoris Argonauticorum*, p. 675 ff., und dann, als er Widerspruch erfuhr, nochmals in einem besonderen Programme: *de argumentis pro antiquitate Orphei Argonauticorum maxime a Koenigsmanno allatis*, Leipzig, 1811, in welchem er, da er in der Zwischenzeit durch die Güte des so früh hingerafften *Bast* eine Abschrift des Werkes vom Drako erhalten hatte, seine frühere Meinung über jenes Zeugniss für die Orphische Schrift mehr zu begründen im Stande war. Daher hat auch der wesentliche Theil dieser akadem. Abhandlung in der Vorrede zum *Draco* p. IX — XVII wieder Platz gefunden. Jene Abschrift nun, welche *Bast* aus der Pariser Handschrift nahm, ist es, was der Herausgeber in dem vor uns liegenden Werke den Freunden der Hellenischen Literatur mittheilt. Die frühere Behauptung Hn. *H's.*, das Werk des Drako sey nur verstümmelt und im höchsten Grade verunstaltet auf uns gekommen, bestätigt sich gewiss nunmehr einem Jeden, der mit unbefangenen Augen das Ganze betrachtet; ja es lässt sich kaum anders denken, als dass wir, wie Hr. *H.* p. XVII — XIX weiter ausführt, aus dem eigentlichen Werke des Drako gegenwärtig nur einen, mit Einschiebseln aus ähnlichen Schriften anderer Grammatiker vermischten Auszug besitzen. Auch die Zeugnisse *Basts* und des gelehrten *Hase*, noch mehr aber die Art, wie unser Schriftsteller bey Apollonius Dyscolus *de Pronomine* p. 280 A. erwähnt wird, worauf der Herausg. p. XVII besonders aufmerksam macht, bestätigen diess. Sonach kann man in dieser Hinsicht wohl die Untersuchung für geschlossen halten, und es würde uns, gleich dem Herausg., befremdend seyn, wenn künftig noch Jemand sich auf Drako, als Beweis für das Alterthum des erwähnten Gedichtes über die Argofahrt berufen wollte. Wenden wir uns nach dieser historischen Vorerinnerung zum Werke selbst.

Der Herausg. liess das Buch gerade so, wie es in der Handschrift sich vorfand, mit allen Fehlern abdrucken, so dass der Abdruck den Codex selbst ersetzt, und Hr. *H.* hat sich darüber in der Vorrede p. VIII genügend geäussert. Demungeachtet müssen wir beklagen, dass dem Herausg. anderweitige Beschäftigungen versagten, den Drako, wie er Anfangs Willens war, mit Anmerkungen auszustatten. Denn jetzt, wir gestehen es offen, ist das Lesen desselben, bey den vielfachen Verderbnissen im Texte, ohne alle Nachweisung, äusserst mühsam, und besonders der angehende Philolog, der sich etwa des Drako zum Führer über Sylbenmessung bedienen will, wird sich auf jeder Seite in Labyrinthe verwickelt sehen, die ihm keinen Ausgang gestatten; ja nicht selten wird diess selbst dem Erfahreneren bey diesem Schriftsteller begegnen. Ein eigenes Verdienst dagegen hat sich der Herausg. erworben durch Nachweisung der Dichterstellen, welche Drako häufig beybringt, sowie durch Anfertigung zweyer Verzeichnisse über die von dem Vf. der Metrik angeführten Schriftsteller, und über die von ihm behandelten Sachen. Beide sind mit ungemeiner Genauigkeit gearbeitet, und Rec. hat wenig oder nichts nachzutragen gefunden. Wenn z. B. πρῶξ zweymal erwähnt wird, bey πρῶκες aber die andere Nachweisung auf 19. 15 fehlt,

oder eine Ungleichheit, wie die eine Stelle über die einſylbigen auf ι, ς, ι ausgehenden Hauptwörter dreymal unter dieſen drey Buchſtaben beygebracht wird, die andere dagegen in den nämlichen Ausdrücken abgefaſste, unter ὀνόματα zu ſuchen iſt: ſo ſind dieſs Kleinigkeiten, die der Vollſtändigkeit des Ganzen nicht den geringſten Eintrag thun. Rec. könnte hier ſeine Anzeige des Drako ſchlieſsen, auf demſelben Standpuncte, wo ihn der Herausg. hingeſtellt hat, ſtehen bleibend. Allein er hält es theils für zweckmäſsig, theils auch für dankeswerth, Einiges zur Verbeſſerung und näheren Einſicht in das Werk beyzubringen; er giebt zu dem Ende zuvörderſt eine kurze Überſicht des Inhaltes der Schrift. Sie hebt S. 3 mit Erörterung der Buchſtaben und Sylben an. S. 4. 5 von Eintheilung der Sylben in lange, kurze und doppelzeitige (κοιναί). Langer Sylben zählt Drako 8 Arten, als 3 von Natur (φύσει), 5 durch Poſition (θέσει); kurzer 2 Arten, doppelzeitiger 12 Arten, S. 5 — 9. Über dieſen Gegenſtand verbreitet er ſich noch einmal S. 147 — 55. Auf jene einleitenden Vorerinnerungen folgen S. 9 — 106 mit der Überſchrift: τοῦ αὐτοῦ περὶ χρόνων κατὰ στοιχεῖον, Vorſchriften oder Beſtimmungen über die Meſſung einzelner Sylben und Wörter in alphabetiſcher, aber oft verrückter Ordnung der einzelnen Buchſtaben, welche die interpolirenden Hände Anderer ſattſam beurkunden. Dann S. 106 — 116 Bemerkungen über die Quantität einzelner Redetheile und Formen, über die Pronomina, Adverbien u. ſ. w. Dieſs nimmt ein dürftiges Verzeichniſs von Wörtern auf, die lange, und dann von ſolchen, die Vocale mit wechſelnder Meſſung haben. S. 117 — 123. Hierauf folgt erſt die eigentliche Abhandlung über die Versmaſse, die ſich jedoch wieder mehr mit einzelnen Eigenheiten, als mit den Versmaſsen ſelbſt beſchäftigt; dieſe werden nur am Ende S. 124 — 168 ganz kurz, am weitläuftigſten noch der heroiſche Vers, berührt. Schwerlich läſst ſich annehmen, daſs das Werk, zu welchem nach ſeiner jetzigen Einrichtung der gewählte Titel nichts weniger, als paſſend wäre, in dieſem letzten Theile vollſtändig auf uns gekommen ſey, was auch (vgl. Vorr. S. XXI) der mehr verheiſsende Schluſs erweiſt. In dem erſten Theile, an den Rec. ſich zunächſt hält, ſtoſsen wir auf eine auffallende Ähnlichkeit mit den früher von *Hermann* aus einer Augsburger Handſchrift, als Anhang ſeiner Schrift *de emendand. rat. Graec. Gramm.* p. 422 ff. bekannt gemachten proſodiſchen Regeln. Hr. *H.* hielt dieſe damals entweder für Auszüge aus des Herodianos häufig von den Alten erwähntem Buche περὶ διχρόνων, oder für Auszüge aus Herod. und anderen Grammatikern. Wie richtig die letzte Anſicht ſey, beſtätigt Drako, der oft wörtlich, oft mit geringer Abweichung, mit jenen Vorſchriften zuſammentrifft. Ja es läſst ſich mit *Baſt* behaupten, daſs wir ſchon vor Erſcheinung des Drako einen Theil ſeiner Schrift in jenen Regeln geleſen haben. Siehe zum *Gregor. Corinth.* p. 240. Nur ſehr wenige, auf Sylbenmeſſung ſich beziehende Regeln wird man bey Drako antreffen, die nicht auch dort ſtänden; die Abweichungen beider Werke beſtehen hauptſächlich nur darin, daſs Drako reichhaltiger an Beweisſtellen aus Dichtern iſt, und bey ihm häufig einzelne, unter keine Regel zu faſſende Wörter aufgezählt werden, dagegen in den proſodiſchen Regeln bey mehreren Wörtern bloſs auf den Accent Rückſicht genommen wird, die dann im Drako gewöhnlich nicht aufzufinden ſind; bey denjenigen aber, welche beide gemeinſchaftlich haben (und dieſs iſt der gröſste Theil), iſt ihre Verſchiedenheit kaum ſo groſs, wie etwa die der beiden Scholiaſten zum Apollonios Rhod. Daher hat ſchon *Baſt* die Vergleichung des Drako mit den Regeln zur wechſelſeitigen Reinigung beider Bücher oft ſehr treffend benutzt, z. B. zum *Gregor. Cor.* p. 166. 7, wo Stellen des Drako angeführt ſind, die in der *Hermanniſchen* Ausgabe p. 30. 9. 10. 108, 21 ſtehen; *Gregor. Cor.* p. 240, im *Draco* 18, 14; ferner in der *Commentat. palaeogr.* zum *Gregor. Corinth.* p. 758, wo ſich eine Verſchiedenheit in *Baſts* eigener Anführung zeigt. In der erwähnten Stelle nämlich leſen wir: οὐ μάχεται τὸ ἄβαλε ἐκτεῖνον τὸ α. Dieſs ſtimmt wörtlich mit der genannten proſodiſchen Regel überein. Dagegen ſteht im Drako: τὸ δὲ ἄβαλε μάχεται ἐκτεῖνον τὸ α. Für die natürliche Verbeſſerung in ἄβαλε ſpricht übrigens, auſser jener Regel, Drako ſelbſt 80, 15. Rec., der gleichfalls eine Vergleichung beider Bücher angeſtellt hat, will hier, ſo weit es die Grenzen dieſer Blätter geſtatten, Einiges ausheben, um dadurch zu zeigen, wie häufig das eine Werk aus dem anderen Berichtigungen und Zuſätze erhalten könne. Wir ſtellen zuerſt einen gemeinſchaftlichen Artikel beider, ſo wie er uns gerade aufſtöſst, an die Spitze, und bemerken dabey die beiderſeitigen Abweichungen. Über die Formen auf ιξ ſpricht Drako, auſser mehreren, vom Herausg. im Index nachgewieſenen Stellen, am ausführlichſten 27, 1 ff.; die Regel der Proſodie 64. p. 434. Wir ſetzen zur näheren Überſicht beide einander gegenüber:

Draco:

Βέμβιξ τὸ ι συστέλλεται. τὰ γὰρ εἰς ιξ μονοσύλλαβα συστέλλει τὸ ι ἐπὶ ὅλης τῆς κλίσεως· ἔχοντα δύο σύμφωνα πρὸ αὐτοῦ τοῦ ι, οἷον στίξ, πλίξ, θρίξ. τὸ μέντοι ἴξ καὶ φρίξ ἐκτείνεται ἐπὶ ὅλης. τὰ μέντοι εἰς ιξ λήγοντα ὑπὲρ μίαν συλλαβὴν συστέλλει τὸ ι. ἐπὶ μέντοι γενικῆς πῆ μὲν φυλάττει τὸ συνεσταλμένον, πῆ δὲ ἐκτείνει, καί φασι τήρησίν τινα εἶναι τοιαύτην· ὅσα τὰ ἔχοντα πρὸ τέλους μακρὸν φύσει ἔχει ἐν τῇ γενικῇ ἐκτεινόμενον τὸ ι, οἷον φοῖνιξ, μάστιξ, βέμβιξ, τέμβριξ, σκάνδιξ, πέρδιξ, χοῖνιξ, φοίνικος, βέμβικος, τέττιγος, σκάνδικος, πέρδικος, χοίνικος, μάστιγος μακροῦ τοῦ ι. Πτολεμαῖος δὲ ὁ

Regel der Proſodie:

Τὰ μέντοι εἰς ιξ μονοσύλλαβα, συστέλλει τὸ ι, ἔχοντα δύο σύμφωνα πρὸ τοῦ ι, στίξ, φρίξ, θρίξ. τὸ μέντοι ἴξ καὶ φίξ ἐκτείνονται. τὰ μέντοι εἰς ιξ λήγοντα ὑπὲρ μίαν συλλαβὴν πάντα μὲν συστέλλει τὸ ι, ἐπὶ μέντοι γενικῆς πῆ μὲν φυλάσσει τὸ ι συνεσταλμένον, πῆ δὲ ἐκτείνει καί φασι τήρησίν τινα εἶναι τοιαύτην, ὡς τὰ ἔχοντα πρὸ τέλους μακρὰν ἔχει ἐν τῇ γενικῇ ἐκτεινόμενον τὸ ι· φοῖνιξ, βέμβριξ, μήνιγξ, τέττιξ, σκάνδιξ, χοῖνιξ, πέρδιξ. Πτολεμαῖος δὲ ὁ Ἀσκαλωνίτης φησὶν, ὡς τῆς πέρδικος καὶ χοίνικος γενικῆς ἡ μέση συστέλλεται· πεισθεὶς Ἀριστοφάνει τῷ γραμματικῷ καὶ τοῖς οὕτω κεχρημένοις ποιηταῖς, διὰ τὸ μέτρον. ἀλλ' ἔστω

Ἀναλυόμενα φησὶν ὅτι τῆς κτήσεως καὶ χρόνου γεννᾶται ἡ μέση συστέλλεται, πεισθεὶς Ἀριστοφάνει τῷ γραμματικῷ καὶ τοῖς οὕτω χρησαμένοις ποιηταῖς διὰ τὸ μέτρον. ἀλλὰ ταῦτα διὰ τὸ μέτρον ἐγένετο. ἔστι δὲ αὐτὰ ἐκτεταμένα εὑρεῖν πολλάκις. τὸ μέντοι Θρῆικες συστέλλει τὸ ι ἔχον διαλλαγήν. λέγεται γὰρ καὶ Θρήϊκος καὶ Θρηϊκὸς καὶ κατὰ συναλοιφὴν Θρηκός. τὸ δὲ ἧλιξ συνεῖληφε τοῖς ἔχουσι τὸ λ πρὸ τοῦ ι, οἷον χόλικος ἥλικος, χάλικος, κύλικος. τὸ δὲ σύμμιγος σύνθετόν ἐστι.

αὐτὰ καὶ ἐκτεταμένα πολλάκις εὑρεῖν. τὸ μέντοι Θρῆικες συστέλλει τὸ ι ἔχον διαλλαγήν, λέγεται γὰρ καὶ Θρήϊκος καὶ Θρῆικος καὶ κατὰ συναλοιφὴν Θρηκός. τὸ δὲ ἧλιξ συνεῖληφε τοῖς ἔχουσι τὸ λ πρὸ τοῦ ι, χάλικος, ἥλικος, κάλικος τὸ σύμμιγος σύνθετόν ἐστι.

Die aus jener Vergleichung von der einen Schrift in die andere übergehenden Verbesserungen sind, wie uns dünkt, einleuchtend, und Rec. begnügt sich, nur das Wichtigere davon auszuheben. Zuerst hat Drako richtig πλιξ, wofür die andere Regel φρὶξ aufstellt, und dann statt dessen φὶξ eben so verdorben schreibt. Dass Ersteres das Wahre sey, beweist ausser dem Gebrauch der Dichter Il. φ, 126. ψ, 692. Od. δ, 402, Drako selbst an zwey anderen Orten 93, 5. 100, 6. Im Folgenden ὡς τὰ ἔχοντα πρὸ τέλους μακρὰ lesen wir mit dem Canon, im Drako ist μακρὸς irrig, und noch dazu mit dem überflüssigen, ja falschen Zusatze φύσει, da ja im Folgenden mehrerer Beyspiele Erwähnung geschieht, wo keine Naturlänge Statt fand. Nachher giebt das in der Regel verschriebene βίμβειξ Aufschluss über das Unwort τίμβειξ bey Drako, wonach Rec. sich überall vergebens umgesehen hat. Demnach hält er es, eben durch jene Schreibefehler anstatt βίμβιξ für eingeschoben; μάστιξ, welches ebenfalls Drako bietet, muss vielleicht auch in der Regel für μάιξ hergestellt werden, da über dessen Messung bey dem Genet. μάστιγος kein Zwiespalt zu denken ist. Der im Drako allein sich findende Zusatz nach den Wörtern διὰ τὸ μέτρον, ἀλλὰ ταῦτα διὰ τὸ μέτρον ἐγένετο, ist gewiss Zusatz von einer späteren Hand, eines Grammatikers, der den durch jene Anführungen gegen die Regel erregten Widerspruch mit den Worten διὰ τὸ μέτρον noch nicht hinlänglich weggeräumt wähnte, und diess noch genauer bestimmen wollte. Am Schlusse ist bey Drako nach Massgabe der Regel ἵλικος für ἥλικος, dessen Kürze gerade durch andere Beyspiele unterstützt werden soll, zu schreiben. Endlich wird das von beiden aufgeführte und analogisch richtig gebildete σύμμιξ, σύμμιγος, wohl einen Platz in unseren Wörterbüchern verdienen.

Nach diesem längeren Beyspiele will Rec. mit wechselnder Beziehung noch einzelne in beiden Schriften gleichlautende Regeln erwähnen, die für die bessere Gestaltung der einen oder der anderen Licht geben. Er wird hier einen genau bestimmten Gang nicht wählen können, da in beiden Schriften selbst keine feste Ordnung herrscht. Über die von kürzeren Stämmen ausgedehnten Formen der ersten Declination, wie von Σελλὶς Σελληΐα, sprechen die Regeln der Prosodie 18, 76; Drako 20, 7. 31, 12. Die erstere 18 stellt die Sache etwas anders, als 76, welche wieder mit Drako wörtlich übereinstimmt, nur dass dieser zwey Beyspiele mehr aufstellt, wovon das letzte δραχμιαία statt δραχμιΐα gelesen werden muss. Ferner hebt die Regel 76 an: τὰ παρώνυμα διὰ τοῦ αια παραληγόμενα; Drako hat dafür παραγόμενα, was uns richtiger scheint: denn jene Wörter sind in der That *abgeleitete*. Weiter ist bey Drako 51, 11 anstatt ἢ διὰ τοῦ αια παράγωγα zu schreiben: ἢ διὰ u. s. w. Die Formen der ersten Declination mit kurzem α sind der Gegenstand mehrerer Regeln: in der Augsburger Handschrift 19. 20. 72. 75. 81; eben so Drako bey mehreren Gelegenheiten. Die letzte 81 steht bey Drako 20, 27 unter ἄκαινα, und noch einmal kürzer gefasst 95, 11 unter φύσα. Allein in den angeführten Beyspielen sind in beiden Fehler eingeschlichen. Die Regel sagt: πᾶσα, πτᾶσα, φῦσα, δῦσα, τίσα, κίσα, κνίσα; Drako: πᾶσα, πλᾶσα, φῦσα, δῦσα, Πίσα, κρίσα, κνίσα, und in der zweyten Stelle 95, 14: οἷον πᾶσα, πλᾶσα, Τίσα, φῦσα, σῦσα, wogegen in der prosodischen Regel 20 πᾶσα, τλᾶσα, στᾶσα, und einige andere gelesen werden: nach unserem Ermessen ist es keinem Zweifel unterworfen, dass in der vorerwähnten Regel, so wie in der zweyten Stelle des Drako, aus der ersten desselben für τίσα Πίσα einzusetzen sey, da Drako sowohl, als die Regel 81 unmittelbar darauf die abweichende Messung dieses Wortes bey Pindaros erwähnen. Eben so unzweydeutig ist aus Drako auch in der Regel Κρῖσα statt des falschen κίσα zu lesen, wofür Eustath. zur Ilias β, 520 p. 273 und das *Etymol. magn.* p. 515. 18 zeugen. Ob aber auch aus der Regel bey Drako πτᾶσα st. πλᾶσα, oder vielmehr in beiden im Einklange mit der Regel 20 τλᾶσα zu lesen sey, darüber wagt Rec. keinen entscheidenden Ausspruch. Die Regeln 72 und 75 beziehen sich auf die Formen mit vorausgehenden Doppelbuchstaben, als σσ, ζ, ξ, ψ, wo die Endung beständig kurz war, und daneben noch mit vorausgehendem ι. Drako erwähnt dasselbe an mehreren Orten. Reg. 75 ist mit der von Drak. 95, 2 unter dem Worte φύζα angebrachten übereinstimmend, und es ergiebt sich daraus, dass für das in der Regel verschriebene ὄνζα gelesen werden muss ὄζυζα. Übrigens gedenkt Drako dieser Regel und Formen sehr oft, als: 28, 16. 71, 24, welche Stelle gleichfalls für die eben genannte Verbesserung spricht, aber selbst wieder verdorben κόνζα beut statt κόνυζα; statt ἀκόμυζα, das wenigstens anderwärts nicht vorkommt, vielleicht ἄμαξα, und statt κύψα κνίζα. Dagegen trifft die Regel 72 wieder genau mit Drako 19, 25 überein, nur dass in jener das verderbte λάκταινα, wofür der Herausg. im Ind. p. 171 λίκταινα oder φλύκταινα muthmasst, weil es der Abschreiber für das vorausgegangene Λάκαινα nahm, weggefallen, und anstatt ἀιᾶ mit Draco μιᾶ zu lesen ist. Auch scheint der angehängte Zusatz im Drako nur durch Nachlässigkeit beym Abschreiben in der Regel weggeblieben zu seyn. Drak. 31, 15 endlich ist ein Gemisch oder vielmehr eine Zusammenstellung dieser Regel mit der Reg. der Prosod. 19. Der Vollständigkeit wegen bemerken wir noch, dass die 92 Reg. der Prosod. mit Drako 86, 12, ausser geringen Abweichungen und einigen Beyspielen, welche Letzterer

mehr hat, vollkommen übereinstimmt. Von den Formen auf *ça* wird in den Regeln unter No. 21. 22. 73. 74 gesprochen; von Drako kürzer 81, 19, wo jedoch die drey ersten Regeln, kurz zusammengedrängt, das Nämliche enthalten. Die 74 und ein Zusatz in der 73 Reg. fehlen bey Drako. Jener Zusatz spricht für den langen Accent in σφῦζα, und beide im entgegengesetzten Falle für den Acutus in αὖζα, obgleich *Wagner* über den Accent p. 168 sich dagegen erklärt, und auf *Hesychius* unter αὖζα beruft. Indess behaupten *Porson* zu *Eurip. Hecat.* 448 und *Schäfer* zu *Sophokl. Trachin.* 956 mit Recht das Gegentheil, und Homer, der sicherste Zeuge, schreibt Od. ι, 469 αὖζη δ' ἐκ ποταμοῦ ψυχρὴ πνέει, und Od. γ, 454 αἱματόεν τε σφῦζαν τε. Zwar steht an letzterem Orte noch jetzt σφύζαν: allein wir sind der Meinung, dass Homer ganz analogisch das lange α stets in η verwandelte, das kurze aber unverändert liess. Diess bezeugen selbst die Alten, als Drako 10, 9: α τὸ μακρὸν γίνεται εἰς η ποιητικῶς, οὐδέποτε δὲ τὸ βραχύ. vgl. 19, 21. *Gregor. de dialect. Ion.* p. 445. Die in unseren Grammatiken noch herrschende Verwirrung darüber lässt sich durch jene einfache Bemerkung leicht heben. Über die Formen auf ια spricht die Regel 23. 77. 88; beide sind von Drako zusammengezogen 20, 14. Was hieraus in jener Regel zu berichtigen sey, hat schon *Basi* zum *Gregor. Corinth.* p. 260 gezeigt, und eben so für λαμεία das richtige λαμία vorgeschlagen. Die Regel 84 hat Drako wörtlich, nur mit einem Zusatze 79, 14 und 95, 3. Zufolge jener Bemerkung aber kann bey Hesiod. Theog. 351 nicht ferner Ῥοδία gelesen werden, sondern mit Homer. Hymn. auf die Cer. 419 Ῥόδεια, welches aber Rec. properoxytonirt nach Anleitung von Hom. Il. σ, 415 Θάλεια, Hes. Theog. 39 Θάλεια, und gleichen weiblichen Formen. Ähnlichkeit mit den von Drako erwähnten Stellen haben noch 14, 1 und 57, 9, die, obschon nicht dieselben, mit der Regel der Prosod. in Verbindung stehen. In der prosod. Regel 27: ἡ χίος . . . . ος παραλήγεται. Χῖος ὁ ἀνὴρ προπερισπᾶται, ist, wie leicht zu errathen war, aus Drako 101, 13 νῆσος zu lesen; dagegen bey ihm Χῖος ὁ ἀνὴρ ἐκτείνει τὴν παραλήγουσαν. Von den Regeln 28. 90 über die weiblichen Endungen auf ινη stimmt die zweyte mit Drako 45, 1 vollständig zusammen. Die von der Regel gegebenen Beyspiele fangen mit μητίνη an, welches aus Αἰητίνη, wie bey Drako nicht nur hier, sondern auch 90, 8. 108, 9 gelesen wird, sich einschlich. Eben so muss das letzte Wort der Regel nach Drako γητίνη heissen. Dagegen ist in diesem 1, 8 εἰς τὰ τρισύλλαβα συστέλλει τὸ ι vor συστέλλει offenbar aus jener Regel ἀεὶ ausgefallen: denn es wird gelehrt, dass in den dreysylbigen das ι zwar zuweilen, aber nicht immer verkürzt erscheine. Von den Formen auf ις, ιδος handelt ausser den prosodischen Regeln 30. 31. 118 Drako an zwey verschiedenen Stellen: 41, 3 (wieder berührt 62, 19) giebt er den ersten, und 23, 8, sowie 45, 11 den letzten Theil derselben, vgl. überdiess 10, 11. 15, 21. 57, 11. 104, 23. Statt νηστίς, wie es in der Regel heisst, muss mit Drako 23, 14. 45, 17 νηπίς gelesen werden, was verlängert unter anderen bey *Dionys. Perieg.* 479 erscheint. Das gleichfalls verdorbene βαλλίς (die Regel hat βαλίς für βαλβίς) ist vom Herausgeber schon in dem Ind. p. 165 berichtigt. Der Zusatz im Drako 23, 21: τὸ δὲ ἀγαλὶς ἀεὶ συστελλομένως ist nicht mit der Regel συστελλόμενον zu schreiben; es muss wohl hier und in der gleichlautenden Stelle 45, 24 das vom Partic. Perf. abgeleitete Adverbium συνεσταλμένως Platz finden. Gegen den Schluss ist Drako reichhaltiger; allein diese Fülle gewinnt sehr das Ansehn späterer Zusätze. Der Zusatz οὕτω δὲ ἡ τρυφαλὶς συστέλλεται an beiden Stellen ist vielleicht nach *Hesych.* p. 1430, 1 τρυφαλίς zu lesen. Der Zusatz über κληῖς kann aus 96, 11 hieher versetzt worden seyn. Nach der genannten Regel aber muss beide Male das letzte Wort im Drako Μυσίς heissen, für das heutige μηνίς. Dieselbe Regel kommt nicht selten bey den Grammatikern vor, wie bey Eustath. zu Il. α, 1. p. 8. 17, p. 26, wo Herodianos als Urheber genannt wird. Dieselben Regeln sind 69, 5 und 27, 5 unter dem Worte Θέμις, obwohl mit Modificationen, wiederholt; letztere ist gerade eine der beiden Stellen, wo des Orpheus Erwähnung geschieht. Verdachtlos erscheint sie auch uns nicht (vgl. Vorr. S. XII f.): denn einmal kommt sie in den Regeln nicht mit vor, sodann ist auch νηΐς, im Widerspruch mit anderen erst erwähnten Stellen, hier als kurz aufgeführt. Die Regel der Prosodie 32 über die Formen auf ύνη ist ohne die andere 71 und ohne Drakos Beyhülfe zum Theil nicht nur unverständlich, sondern auch irrig: denn dass die Formen auf συνη, wie βρωσύνη, γηθοσύνη u. s. w., kurz seyen, ist aus dem häufigen Gebrauch der Dichter hinlänglich bestätigt, und dass in dem Canon nicht anders gelehrt werden könne, zeigt die erwähnte Vorschrift und Drako 29, 4. Ρόδυνος. 64, 20. Μαρμαρυνίς. 51, 23. 86, 16. 94, 18. 100, 15. In der ersten Stelle des Drako steht durch Schreibfehler βροδύνη, in beiden ὑπεσταλμένον δῆλον τοῦ γυνή, wofür die Regel der Prosodie richtig δηλονότι an die Hand giebt. In Drako 31, 23 Γυνή muss es aus dem zuvor namhaft gemachten heissen: τὰ εἰς υη (st. ι.) λήγοντα δισύλλαβα. Auch im Folgenden ist die Hand des Drako verunstaltet; wir lesen Φρύνη ὄνομα κύριον συστέλλει τὸ υ. An beiden anderen Stellen wird Φρύνη neben μύνη und Βύνη als lang bemerkt, wovon hier gerade das Gegentheil gelehrt wurde. Rec. steht nicht an, diesem Übelstande durch geänderte Unterscheidung abzuhelfen; er liest: Φρύνη ὄνομα κύριον, und glaubt, dass nun ausgefallen sey Γυνὴ δὲ, woran sich die Worte συστέλλει τὸ υ anzuschliessen hatten. So ist Alles in der Ordnung, und der vermeintliche Widerstreit hört auf.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Weigel: *Draconis Stratonicensis Liber de metris poëticis. Joannis Tzetzae exegesis in Homeri Iliadem*: primum edidit et indices addidit *Godofredus Hermannus* etc.

2) Ebendaselbst: *Appendix ad Draconem, Trichae, Eliae Monachi et Herodiani tractatus de metris: e Codd. Mss.* edidit *Franciscus de Furia* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Über die Messung der Formen auf ινος, wo das ι nur dann kurz ist, wenn ein ε vorausgeht, spricht die prosod. Regel 71, vgl. mit Drako 28, 21. 64, 11, und der mittlere Theil derselben 46, 14. 93, 25. Aus diesen Stellen erhellt, dass der Anfang der Regel wohl heissen müsse: τὰ εἰς ινος λήγοντα: denn ος, wie jetzt steht, würde einen ganz schiefen Satz an die Spitze stellen. Aus Drako in den beiden zuerst aufgeführten Stellen muss ferner in der Regel, wo jetzt durch einen Stern eine Auslassung angedeutet ist, geschrieben werden: τὰ μέντοι διὰ τοῦ ινος ἐπ' εὐθείας μὴ ἔχοντα τὸ ε πρὸ τοῦ ν. In Ansehung der Beyspiele herrscht bey Drako Verwirrung und Unrichtigkeit. Die obige Regel giebt: κίδυνος, σύδυνος, πάχυνος, λάγυνος, διὸ καὶ τὸ βόθυνος ἀναλόγως Ἀττικοὶ ἐκτείνουσι worin, wenn man πάχυνος mit Drako als Eigennamen schreibt, Alles in seiner Ordnung ist. Dagegen bey Drako 28, 24 steht: κίδυνος, σύδυνος, Πάχυνος, λάμινος, διὸ καὶ τὸ βόθυνος λάγυνος Ἀττικοὶ ἀναλόγως ἐκτείνουσι. Bey Aufzählung derselben Beyspiele 64, 14 steht ebenfalls λάμινος, allein λάγυνος nach βόθ. ist ausgefallen. Eben diess gilt von 46, 16, wo auch λάμινος nicht zu finden ist. Nimmt man diese Verschiedenheiten zusammen: so ist wohl kein Zweifel, dass in beiden Stellen das verdorbene λάμινος zu streichen, und dafür λάγυνος von unten herauf zu setzen sey, zumal da die Ausnahme lediglich auf βόθυνος geht. An letzterer Stelle 46, 21 steht zwar λάγυνος in unserem Texte: τὸ αἰδοῖνος, λάγυνος, συστέλλεται τὸν χρόνον; aber die Vergleichung der anderen lehrt, es müsse αἰδοῖνος, ἄγυνος heissen. Doch ist auch hier nicht Alles fehlerfrey, vielmehr muss am ersten Orte, wo es 29, 2 τὸ ἄγυνος ἢ αἰδοίγυνος οὐ μάχεται. εὐθεῖα γάρ ἐστι, καὶ ἔχει τὸν τοῦ ἁπλοῦ χρόνον heisst, aus 64, 18 geschrieben werden καὶ ἔχει, aus dem Canon 71 aber überall im Drako ἄγυνος, und in dem ersten Falle αἰδοίγυνος. Das Erste findet sich demnach nirgends, als in der gedachten Regel untadelhaft. Daraus ersieht man denn auch, dass an dem zuerst erwähnten Orte nach τὸν χρόνον zum vollen Verständnisse Etwas mangele. Rec. schlägt zufolge der anderen Stellen τοῦ ἁπλοῦ vor. Der mittlere Theil der Regel, welcher über die Genitive auf ινος spricht, findet sich im Drako eingeflochten 46, 3. 32, 10 und zuletzt 90, 25, wo bey weiterer Ausführung der Regel die Orphischen Argonautika zum zweyten Male erwähnt sind. Hierüber vgl. Vorr. S. XIV. Über die Formen auf υμα spricht die prosod. Regel 55 und 101. Drako lehrt dasselbe bald mit mehreren, bald mit wenigeren Ausnahmen 57, 4. 95, 25. 100, 20. Rec. erwähnt diese Form nur wegen der Unbill, welche *Graeffe* im prosod. Lexikon, Göttingen, 1811. S. 185 dem Drako, ohne sein ganzes Werk zu kennen, anthut, indem er ihm vorwirft, er habe nicht gewusst, dass κῦμα und θῦμα in der Vorsylbe lang seyen: denn in der zuerst angeführten Stelle unter κῦμα ist diess Wort ausdrücklich ausgenommen, und über θῦμα sehe man 46, 27 nach. In dem Canon der Prosod. 104 muss, nach Drako 54, 21 am Schlusse, wo es jetzt unvollständig διὰ τὸ μὴ μῆκος heisst, μῆκος μᾶκος eingeführt werden. Drako 82, 25. Σκύλαξ τὸ σὺν ἐκτείνεται. Diese obgleich im Drako nicht als Regel aufgeführten Formen sind in dem Can. 41 des Tones wegen aufgeführt, bey Drako noch 97, 15. Im Drako muss in jener Stelle statt σὺν nothwendig συν stehen. Von den Zeitwörtern auf αζω wird an mehreren Orten, jedoch nicht ohne mannichfache Verwirrung, gesprochen. In den Regeln der Prosodie stimmt die 94 mit Drako 20, 16, und eben so 108, 9—19 überein. Allein schon hier ist Manches zu berichtigen; in der ersten Stelle des Drako muss es, wie in den beiden anderen, συστέλλει τὸ α ὑπεσταλμένον Αἰολικῶς heissen. Nach diesem fährt Drako fort: διὰ τὸ στάζω, βάζω, φράζω, καὶ πλάζω, ἀντὶ τοῦ ἐκπλήσσω. In der Regel heisst es: διὰ τὸ πτάζω καὶ πλάζω ἀντὶ τοῦ ἐκπτάσσω. Hierin liegt ein offenbarer Fehler; es soll nämlich in beiden gezeigt werden, dass die Äolier, was auch anderwärts von den Grammatikern bezeugt wird, statt σσ, ζ annehmen, und dass sie nach der Analogie solcher Wörter, die an sich auf αζω ausgingen, auch vor dieser Endung kurzes α hätten, wo in der Urform der Vocal lang sey. Um diess zu beweisen, war eine bekannte Form zu wählen, wie wir an denen im Drako στάζω u. s. w. sehen; indess stand ursprünglich vielleicht auch hier nur die Erste, und die Letzte wurde aus den Nachfolgenden von einem Abschreiber zum Überfluss noch mit eingeschoben. Diesem gemäss muss es denn auch in der Regel heissen: διὰ τὸ στάζω καὶ πλάζω ἀντὶ τοῦ ἐκπλήσσω, nicht ἐκπτάσσω: denn darin liegt gerade die

Unregelmäſsigkeit des Äolischen Dialektes, daſs er zu Gunsten des ζ jenen langen Vocal von πλήσσω in πλάζω verkürzt. Die Gewiſsheit dieses verbürgt *Gregor. Cor. de dialect. Aeolica* §. XXX, III, und was *Koenius* dort anmerkt. Im Folgenden des Drako ist μάζω wohl nur verderbt; und gilt nicht unsere obige Bemerkung, daſs diese Wörter vielleicht beym Abschreiben verrückt worden, und wie in der Regel die schon gelesenen hier stehen sollten: so sind wir wenigstens geneigt, aus 108, 10 χάζω dafür anzunehmen. Aus Drako aber 21, 24 εἰ μὴ ἔχει πρὸ τοῦ α τὸ ι, womit 108, 7 dem Sinne nach übereinstimmt, muſs in der Regel, statt des jetzigen πρὸ τοῦ α τὸ ι, eben so gelesen werden. Für πεζάζω 108, 17 ist πιάζω aus 52, 9 herzustellen. Unter κρανή 58, 24 ist das Verderbniſs noch gröſser, da sonst diese Regel mit den erwähnten in offenbarem Widerstreit sich befände; allein eben aus diesem geht auch die Heilung wie von selbst hervor. Die Zeitwörter auf ιω bespricht die Regel der Prosod. 51 und 116, wovon die erste, wenn sie nicht von ganz verschiedenen Vffn. herrühren, zum wenigsten sehr verstümmelt auf uns gekommen ist. Die letztere steht in wörtlichem Einklange mit Drako 22, 25. Ἀλίω: ein Umstand, der nicht recht begreifen läſst, wie in einer von Zeitwörtern auf ιω gegebenen Vorschrift das fremdartige ἀλίω τὸ υ ἐκτείνεται an der Spitze seyn könne. Die letztgenannte Regel, die der Wörter κυλίω, ἀλίω, μηνίω, δηρίω, ἰδίω gedenkt, beurkundet hinlänglich, daſs auch bey Drako Ἀλίω τὸ ι ἐκτείν. zu lesen sey. Hingegen steht am Schlusse der Regel τὸ δὲ διδοίω οὐ ἐκτεί, bey Drako διὰ τὸ δεδιῶ οὐ ἐκτεί, nur aus beiden läſst sich die Wahrheit enthüllen, τὸ δὲ δεδίω οὐ ἐκτεί: denn es soll nichts Anderes gesagt werden, als daſs durch das verkürzte Perf. δέδια jene Regel nicht ungültig werde, da dieſs von keiner üblichen Stammform δεδίω herzuleiten sey. Übrigens erwähnt Drako dieselben Formen noch einmal 107, 16. Dagegen spricht er anderwärts von den Wörtern auf νω, wie 79, 24 vgl. Reg. der Prosodie 54, und beyläufig noch 78, 2. 91, 12. 66, 15 unter Μηνύομαι, eine Form, die wohl mit μηνύομαι oder μηνίω, dessen auch die Hauptstelle Erwähnung thut, zu vertauschen ist, wenn man nicht μύομαι vorzüglicher findet, was wenigstens der Ordnung der Buchstaben, so wenig auch bey Drako auf sie zu bauen ist, nicht übel zusagte. Die prosod. Regel 57 beschäftigt sich mit den einsylbigen, auf ι, ρ oder ς ausgehenden Haupt- und Bey-Wörtern; vgl. Drako 36, 9. 103, 4. Aus Drakos Stellen ist ersichtlich, daſs in der Regel πᾶν ὄνομα μονοσύλλαβον ἀπαθὲς εἰς ι λῆγον, ἢ εἰς ρ, ἢ εἰς ς, ἀρσενικὸν ἢ θηλυκὸν ἢ οὐδέτερον, ἀπαρασχημάτιστον nach diesem Worte ἀρσενικῷ ausgefallen sey, welches zur Einsicht in die nähere, durch die Regel angegebene Bedingung unentbehrlich scheint. Die Regel fährt fort: εἰ ἔχει δίχρονον ἐκτείνει αὐτὸ δῆλον, ὡς ἔχει τὸ πᾶς, γραῦς, πρᾶς, κῖς: bey Drako steht am ersten Orte πᾶς, πᾶς, γραῦς, πρᾶς, in der hinteren Stelle dasselbe, nur daſs γρᾶς gelesen wird. Was demnach aus dem verdorbenen πρᾶς, das Hr. *H.* schon aus dem Canon anmerkt, zu machen sey, ist nicht leicht abzusehen. Rec. muthmaſst, daſs ursprünglich nichts Anderes, als κρᾶς stand; ein Abschreiber schrieb irre geleitet πρᾶς, und setzte κρᾶς oben darüber, als er seinen Irrthum entdeckte. Andere nun nahmen aus Unkunde beide Formen auf, noch Andere mit nicht gröſserem Glücke πρᾶς, wie in der Regel steht, allein. Hr. *H.* hat zur zweyten Stelle des Drako bereits angedeutet, daſs am Schlusse χρυσεόκομος gelesen werden müsse, und in den Regeln ist so gedruckt, demungeachtet fehlt dieſs Wort, wie manche Zusammensetzungen der Art, noch bey *Schneider*, wie aus *Sophocl. Oed. Tyr.* 203 χρυσοστρόφος. Die prosod. Regel 65 von den Formen auf ιξ hat Drako 27, 20 vgl. mit 93, 15. Am ersten Orte steht unter den verkürzten Beyspielen der im Genitiv γ oder χ annehmenden Wörter στόνυχος, ὄνυχος, ὄρτυγος, ἔλυγος. Drako hat nach den beiden ersten ὄρτυγος, ἔλυγος, ἔρυγος, die auch an der anderen Stelle mit unter den aufgezählten Wörtern sich befinden, woraus klar wird, daſs, wofern nicht in der Regel beide Formen durch Verwirrung in eine und zwar falsche zusammengeschmolzen sind, wenigstens ὄρυγος herzustellen sey. Nach diesem Satze heiſst es in der Regel: εἰ μὴ διὰ τοῦ κ ἡ κλίσις ὑπάρχει, der Zusammenhang und Drako sprechen gleich stark für das gesunde κλίσις; allein fehlerhaft steht wieder bey Letzterem εἰ μὴ διὰ τοῦ μ ἡ κλίσις. In den folgenden beyspielsweise mit kurzem ι bey angefügtem κ erwähnten Formen herrscht mannichfaches Verderbniſs. Drako giebt: Εὔρυκος γὰρ συνεσταλμένως καὶ ἄμβυκος, Βέβρυκος, κάλυκος, γάρυκος, ἴβυκος. Auch in der Regel steht Ersteres augenscheinlich verunstaltet für Ἔρυκος, der Sikelische Eryx; eben so in beiden ἄμβυκος, mit Verwechselung des β und π, für ἄμπυκος; für γάρυκος giebt die Regel σάρυκος, vielleicht zeigt dieses den Weg zu dem ursprünglichen σάνδυκος. Was aber unter ἴβυκος, in der Regel ἔβυκος, versteckt liege, hat uns zu entziffern nicht gelingen wollen. In der prosod. Regel 86 von der Kürze des α in den Formen der Comparativen auf σσ ist der Anfang nach Drako 32, 21 zu lesen: πᾶν εἰς σσων λῆγον συγκριτικόν, dagegen unter den angeführten wahrscheinlich besser βράσσων, als bey Drako das Dorische κράσσων. In einer anderen Comparationsform derer auf ιων Reg. 87, welche mit Drako 56, 20 die nämliche ist, muſs aus diesem im Anfang jener gegeben werden: τὰ εἰς ων λήγοντα καθαρόν für καθαρά; in dem dem Drako eigenen Zusatze aber Ἀριστοφάνης δὲ ἐν Ἀττικαῖς λέξεσιν Ἀττικοὺς ἱστορεῖ προφέρεσθαι ἐκτεταμένως genügt λέξεσι. Die Diminutiva in αριον behandelt die Regel 89, bey Drako 56, 25 vgl. 95, 20; allein in der ersten ist eine, die aus dem Lateinischen herübergenommenen und verlängerten Formen auf αριον betreffende Erweiterung, wie uns dünkt, von einer späteren Hand, φελάριον aber ist wohl aus φυτάριον, wie in beiden Stellen des Drako richtig steht, verdorben worden. Die Regel 96 über Kürze des α vor ξ, ψ, ist dem Drako fremd, doch muſs in ihr wohl ἄψις, ἀψυχία, ἄψυχος hergestellt werden, was die Nähe des gleichen Beywortes an die Stelle des nichtssagenden ἀψινι empfiehlt. Dagegen steht die Regel 97, über die Kürze des α vor ζ mit einigen Beyspielen bereichert bey Drako 99, 2. Ἀζηγής, wenn da nicht etwa ἀζυγής zu lesen ist, wogegen freylich der Umstand streitet, daſs weiter keiner Form mit dem verneinenden α gedacht wird, kam wohl nur durch falsche Schreibart des nachstehenden ἀζαχής herein. Die Regel 102 vgl. mit Drako 74, 11 zeigt, daſs bey Letzterem es heiſsen müsse τὰ εἰς ερ λήγοντα ὀξύτονα ὅτε ἔχει τὴν τρίτην ἀπὸ τέλους

ἄνω θέσει μακρὰν, ἢ φύσει; die beiden letzten Wörter find ausgefallen, und der Satz wird unvollständig. Vgl. auch 71, 5. Im Folgenden εἰ δὲ ἡ πρὸ τέλους εἴη βραχεῖα, καὶ ἡ ἀπὸ τέλους, liest Drako richtig ἡ τρίτη ἀπὸ τέλους; in der Regel muss, wie auch weiter unten steht, das ausgefallene Zahlzeichen ἡ γ ἀπὸ τέλους ergänzt werden. Gleich unvollständig ist diese im Folgenden. Bey Drako heisst es: τὰ μέντοι ἔχοντα τὴν πρὸ τέλους τρίτην μακρὰν, ὡς ἔφη ἔχει καὶ τὴν πρὸ τέλους μακράν; in Ersterer ist nicht nur τρίτην, sondern der ganze Zusatz von ὡς ἔφη an weggeblieben. Die zur Bestätigung nachgesetzten Beyspiele fängt Drako mit ποιηρός (*herbosus*) richtig an, verderbt giebt die Regel ποιηρός, das am Ende beider gerade als Ausnahme mit vollem Rechte bemerkt wird. Im Nächsten liest wohl die Regel richtiger: ὅθεν εἰ τὸ ἁλμυρὸν ἔχει τὴν γ ἀπὸ τέλους μακράν, als Drako: ἐπὶ τὸ ἁλμυρὸν ἔχει, zumal da dieses mit der Verbindung in dem, was zunächst ist, sich nicht wohl vereinen lässt. Ausser den beiden namhaft gemachten Stellen bey Drako wird diese Regel noch 50, 16 erwähnt. Auf derselben Seite aber 21, ist bey dem ähnlichen Worte ἰσθμιος ἡ μὲν ἄρχουσα θέσει, μακρά ἐστιν, ἡ δὲ παραλήγουσα φύσει zu lesen, anstatt dass jetzt zweymal φύσει im Texte ist. Der kurzen, schon mit in dieser Regel begriffenen Formen auf ακος thut Drako noch Erwähnung 78, 22. 95, 26 vgl. prosod. Regel 108. Die Regel der Prosod. 103 trifft mit Drakos Bemerkung 120, 17 vgl. 11, 16 zusammen. Erstere giebt als Belege οἷον ἄκακος, ἄσιμος, ἄφιλος; bey Drako dagegen ist widerrechtlich das Mittelwort um eine Sylbe verkürzt worden, ἄμιος.

Rec. hat sich zu lange bey diesem ersten Theile des Drako aufgehalten, als dass er noch viel über den zweyten, und die anderen Schriften beybringen dürfte. Der Herausg. bemerkt in der Vorrede p. XXI, dass für die Metrik selbst wenig Heil daraus erwachse, und in der That beut Drako in dieser Hinsicht auch nur das schon aus anderen Grammatikern und Metrikern Bekannte, oft mit denselben Unrichtigkeiten vermischt. Beyspiele davon anzuführen, wird man uns gern erlassen. Der Text ist übrigens in diesem Theile nicht minder verdorben, z. B. 139, 8 ἀκαθής f. ἀκαθεῖς. 141, 17 in der Stelle aus Il. γ, 237 Νέστορα δ' ἱππόδαμον καὶ πὺξ ἀγαθὸν Πολυδεύκεα st. Κάστορα. 140, 7 ἀκολύται für ἀκαλύται u. s. w.

Verwandt mit diesem Theile der Schrift sind die, als Anhang zum Drako von *von Furia* zuerst bekannt gemachten metrischen Abhandlungen (No. 2), welche vom Tricha, Elias und Herodianos herrühren sollen. Auch hier wird in der Vorrede p. V anerkannt, dass ihr Inhalt an sich wenig Licht über die dunkelen Regionen der Griechischen Versmasse verbreite; allein ihre Bekanntmachung ist schon um desswillen nicht ohne Nutzen, weil wir gewahr werden, wie immer ein Metriker dem anderen nachschrieb.

Die Abhandlung des Tricha ist aus einer Laurentischen, ehemals Florentinischen Handschrift entlehnt, die am Schlusse einen langen Zusatz enthält, dessen die Venetianische Handschrift, in welcher sich dasselbe Buch findet, ermangelt. Im Grunde aber enthält er nichts Neues, sondern fertigt das Vorhergehende in gedrängterer Kürze ab; und nur was am Ende über die Masse des Pindaros p. 52, 20 ff. angehängt ist, findet sich in dem ersten Theile nicht. Die Abhandlung geht übrigens die einzelnen Versmasse mit ihren Abarten durch: 1) das jambische; 2) trochäische; 3) daktylische; 4) anapästische; 5) choriambische; 6) antispastische; 7) und 8) die beiden Ionischen (*a majore et minore*); 9) Päonische. Zu deren Erläuterung ist ein in den verschiedenen Versmessen abgefasster Lobgesang auf die Jungfrau Maria an die Spitze gestellt. Tricha folgt in den angegebenen Vorschriften offenbar Älteren, wie dem vielfach erwähnten Hephästion und Anderen. Eine genaue Vergleichung mit Hephästion, Drako, und dem doppelten Theil der Abhandlung unter sich selbst, würden zwar für die Sache wenig Nutzen, allein bedeutenden für die Reinigkeit des Textes gewähren. Denn der Herausg. hat nur in einigen Theilen verschiedene Lesarten anderer Handschriften angeführt, und hin und wieder offenbar verdorbenen Stellen ein *sic* untergesetzt. So steht 8, 20 πεμαιτέρας: 57, 4 lehrt, dass das gewöhnliche περαιτέρω das Richtige sey, woran man, wenn man auf andere Eigenheiten in dieser Schrift Rücksicht nimmt, anfänglich zweifeln könnte: denn es findet sich z. B. auch 3, 15 πρώτας, 14, 13 χωριντέρας, und Bereicherungen dieser Art sowohl, als in den gewählten Kunstausdrücken, liessen sich manche nachweisen.

Noch dürftiger, als diese, sind die beiden anderen Abhandlungen des Elias Monachus und Herodianos, beide gleichfalls aus dem Laurent. Cod. No. 16 zum ersten Mal mit genauer Beybehaltung der Lesarten der Handschriften herausgegeben. In der Schrift des Elias, die ganz kurz nur über einige Versgattungen spricht, sind wo möglich die Irrthümer noch grösser und offenbarer, als in den anderen. Das dem Herodianos zugeschriebene Fragment ist ganz kurz, und hat die Überschrift: περὶ τῆς λέξεως τῶν στίχων. Zuviel würde also hier zu finden vermeinen, wer nach dem Haupttitel eine weitläuftigere Abhandlung hier suchte: schon in der Vorrede ist das, was man findet, richtig bestimmt. Dieses Bruchstück nebst dem letzten Theile der Schrift des Elias war übrigens aus einer Venet. Handschrift schon von *Villoison* in den *Anecdot. Graec.* Tom. II p. 85, 6 bekannt gemacht, wo noch mehrere Bruchstücke ähnlichen Inhalts aus anderen Handschriften gegeben werden. Die Vergleichung wird lehren, dass man dieses Abdrucks nach dem *Villoison*'schen eben nicht bedurft hätte, da bey Letzterem bey Weitem das Meiste in gereinigterer Gestalt erscheint.

Über die von Hn. *H.* dem Drako beygefügte Erklärung der Homerischen Iliade von Tzetzes nicht mehr sagen zu können, als dass sie da ist, bedauert Rec. Die Schrift ist aus einem Cod. der Leipz. Universitätsbibliothek nach denselben Grundsätzen, wie die des Drako, abgedruckt, und auch um sie hat sich der Herausg. durch Nachweisung der erwähnten Schriftstellen, und Anhang von Registern ein zweyfaches Verdienst erworben. Die Erklärungen sind in dem von sonst her bekannten Geschmacke des Tzetzes; wir empfehlen daher ihr Studium allen denen, die überall in den alten Mythen Philosopheme, Kosmologieen u. dgl. aufspüren wollen. Dagegen ist die Schrift voll von einer Menge neuer und sonderbar gebildeter Wörter und Ausdrücke,

und dieses Werk verspricht, wie die anderen Schriften des Tzetzes, dem, welcher sie in dieser Hinsicht benutzen will, einen reichlichen Gewinn.

Φ. . . . . φ. . . .

RÖMISCHE LITERATUR.

MARBURG, b. Krieger: *Sexti Aurelii Victoris historia Romana* ad optimorum librorum fidem edita et animadversionibus criticis in loca quaedam difficiliora instructa. 1818. 8. (19 gr.)

Die einzelnen Büchen werden auch einzeln verkauft: *De orig. Gent. Rom.* 5 gr. *De vir. illustr.* 6 gr. *De Caesar.* 6 gr. *Epitom. de Caes.* 4 gr.

Die beygegebenen Anmerkungen enthalten die Lesarten, welche die einzelnen Bearbeiter des *Aur. Victor* vorgezogen haben; selten schlägt der Herausg. eine eigene Conjectur vor: wie zu *orig. gent. Rom.* Cap. X *Cerberionis* (auch Plin. H. N. VI, 6) statt *Cimbarionis*. Ibid. Cap. XIV statt *universos — inesset: aut, universis — inesset, aut, quod ab locum similem de Caes. XXXIII praefero, universos incessisset, vel incessisset.* Ibid. Cap. XXIII statt *nostrae memoriae proclamans: nostra memoria proclamans, i. e. quae ad nostram memoriam pervenit, quae nostra aetate vulgo creditur.* — *De vir. illustr. cap. XV* wird zu *Fidei Romanorum hostes* bemerkt: *Forsan vocabulum Fidei ex repetitis primis litteris τοῦ Fidenates ortum, et prorsus delendum est.* — *De Caes. ad cap. XVI, ita metuebantur: Alia denique conjectura in mentem mihi venit, solam vocem metuebantur in metuebatur, aut metuebant mutandum, vocab. incerta — salute, pro Ablativis habenda et commate sejungenda esse, ut sensus sit: retinere eam studebant philosophi, metuentes studiis doctrinae, cum incertum sit, an incolumis e bello evaderet.* J. H.

BERLIN, b. Schöne: *Phaedri Augusti Liberti Fabularum Aesopiarum Libri quinque cum appendice Fabularum.* Mit Anmerkungen und einem vollständigen Wortregister für Schulen herausgegeben von D. *Karl Friedr. Aug. Brohm*, Director des Gymnasiums zu Thorn. 2te verbesserte Ausgabe. VI u. 160 S. gr. 8. (10 gr.)

Eine Handausgabe für ganz junge Schüler. In der Vorrede äussert Hr. *Brohm*, dass er den Text nicht immer den gewöhnlichen Ausgaben gemäss angenommen, sondern sich oft durch *Bentley* habe leiten lassen. Rec. findet diess auch wirklich bey näherer Prüfung des Textes, und kann überhaupt in Ansehung der Wahl der Lesarten dieser Ausgabe ein gutes Zeugniss nicht versagen. Unter dem Text stehen hie und da Anmerkungen, vielleicht nur zu selten, indem die Knaben, für welche die Ausgabe bestimmt ist, manches Andere eben so unverständlich oder noch unverständlicher finden werden, als diejenigen Ausdrücke oder Stellen, die mit Anmerkungen versehen sind. Diese beziehen sich zuweilen auf die Prosodie, grösstentheils aber erklären sie Worte und Sachen, hauptsächlich nur für den Knaben, dem z. B. L. 1 Fab. 1 bey *male, ait, dixisti* gesagt wird in der Anmerkung: *male, ait, dixisti* statt *maledixisti* — oder L. II Fab. 5 *quantum mali* statt *quantum malum* —, oder L. III Fab. 12 *mi für mihi*. Ein solcher Leser, der diesen Bericht nöthig hat, wird nach vielem Anderen auch fragen, das doch ganz unberührt geblieben ist. Wenn Sylbenfüsse genennt werden, z. B. Tribrachys u. dgl.: so hätten sie an Beyspielen und durch Angabe der Länge und Kürze der dazu gehörigen Sylben dem Knaben gezeigt werden sollen. Übrigens beziehen sich die Anmerkungen doch auch zuweilen auf Etwas, das geübtere Leser voraussetzt. Da geographische, historische, antiquarische, mythologische Dinge oft richtig erörtert und aus einander gesetzt werden: so hätte noch manches Andere, z. B. der Mann, dessen Name vorkommt, wie Pisistratus, dem jungen Leser nach seinem Stande, den Hauptzügen seines Charakters u. dgl. wenigstens in der Beziehung, in welcher er hier vorkommt, bekannt gemacht werden sollen. Zuweilen thut diess eine Anmerkung, aber nicht immer. Befremdend ists, dass selbst Ausdrücke, die zur erstgenannten Classe gehören, oft gar nicht erörtert werden, da kein Grund vorhanden ist, warum nicht auch solchen, wie anderen, eine Anmerkung gewidmet wurde. Wenn gezeigt wird, was *mare siculum* und *tuscum* sey L. II Fab. 4: so sollte man erwarten, dass z. B. auch L. III Fab. 1 *falerna faex* eine Erklärung erhalte. — Wenn Hr. *Brohm* ins Deutsche übersetzt: so trifft er zwar den Sinn; allein dem Knaben, der sich an Reinheit der Sprache gewöhnen soll, darf man die Worte L. V F. 6: *eja, inquit, in commune, quodcunque est lucri* — nicht übersetzen: „halb Part, was du gefunden haben magst." Im *Appendix Fab. Aesop.* sind die Anmerkungen allzuselten. Mehrere Ausdrücke und Stellen fodern hier eben so wohl eine Erläuterung, als die in den vorhergehenden Fabeln erläuterten. — Das Wortregister ist ganz für junge Anfänger eingerichtet. Die Bedeutungen sind richtig angegeben. Nur begreift Rec. nicht, wie ein Knabe, dem man noch sagen muss, dass *atque und* (s. Wortreg.) heisse, bereits den Phädrus lesen könne, der doch nicht, wie z. B. Eutrop, unter die ganz leichten Autoren, schon wegen der Versart und des darin vorkommenden Poetischen, gehört. — Was in der Vorrede von der Prosodie, ihrer nothwendigen Beachtung bey der Lectüre und Erklärung des Phädrus geäussert wird, ist ganz gut und befolgenswerth. Aber dennoch will diese Vergleichung nicht so recht passen, wenn der Herausg. sagt: „Die Prosodie gehört auch zur Grammatik, und einen Dichter lesen, ohne auf sein Sylbenmass zu achten, kommt mir gerade so vor, als wenn man irgend ein prosaisches Buch lesen, und dabey auf die Participialconstructionen oder den *Accusativus cum infinitivo* keine Rücksicht nehmen wollte." Auch hier gilt das bekannte: *omne simile claudicat.* Ganz zweckmässig, richtig und kurz ist das Metrum dieser Fabeln in der Vorrede angegeben. In der Ausgabe sind diejenigen Fabeln weggelassen worden, die der Sittenreinheit nachtheilig werden könnten. Druck und Papier sind nicht sehr gut, wiewohl leserlich; der Druck ohne Zweifel, weil die Ausgabe wohlfeil und nur für junge Schüler bestimmt seyn soll. Th. E.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

KRIEGSWISSENSCHAFT.

Berlin (ohne Angabe des Verlegers): *Archiv für die Verwaltung des Haushalts bey den Europäiſchen Kriegsheeren.* Herausgegeben von dem General-Intendanten der Königl. Preuſſ. Armee *Friedrich Ribbentrop.* I Bd. *Erſtes Heft.* 1818. VI u. 286 S. *Zweytes Heft.* 1819. S. 287 — 522; nebſt 6 Bildern. *Drittes Heft.* 1819. IV u. S. 523 — 852. mit 3 Bildern in Steindruck. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Zweck dieſes reichhaltigen *Archivs* iſt bloſs für die Geſchäftsgefährten des berühmten Herausgebers beſtimmt. Es eröffnet der ſtaatswiſſenſchaftlichen Literatur, beſonders dem Europäiſchen Militärhaushalt, eine Bahn, auf welche ſich bisher noch Keiner gewagt hat. Aber wer war auch bis jetzt im Stande, und wer zeigte bisher den ausdauernden Muth, ſich bey ſeinen weitläuftigen Berufsgeſchäften noch nebenher in ein ſo weitſchichtiges, in ſo viele Triebräder Europäiſcher Völker- und Staats-Haushaltungen eingreifendes Gebiete mit einigem Erfolge zu wagen? Dieſs muſste nothwendig, wenn über dieſen Gegenſtand etwas Gründliches und Zuverläſſiges geſammelt werden ſollte, ein Mann ſeyn, der mit dem groſsen Umfange dieſer, bisher gröſstentheils geheim gehaltenen, wenigſtens nicht im Wege des Buchhandels bekannt gewordenen in- und ausländiſcher Verordnungen, durch Umſtände und Verhältniſſe äuſserſt vertraut war, und damit eigene Theorie, Sachkenntniſs und vieljährige Erfahrung verband. Der Herausgeber dieſes Archivs vereinigt alle die Eigenſchaften in ſich, die ein ſolches Unternehmen fodert.

Erſtes Heft. I. *Die Treſorie in Frankreich.* Eine gehaltvolle Abhandlung. Zuvörderſt wird in derſelben die Entſtehung der Treſorie und ihre ſpäteren Schickſale im Allgemeinen, zunächſt aber ihre innere Einrichtung, ihr Wirkungskreis, organiſche Eintheilung, ihre Beamten, deren Geſchäftsbetrieb, Beſorgung der Einnahmen und Abrechnungen, ſowie die Buch- und Rechnungs-Führung mit groſser Sachkenntniſs aus einander geſetzt, ſo daſs ſie bis zu den neueſten Zeiten der königl. Franzöſ. Geſetzgebung über dieſen Gegenſtand ſich erſtreckt. Wir werden gelegentlich darauf zurückkommen. II. *Kayſerl. Ruſſ. Feſtſetzung über die Vorbereitung der Kantoniſten zu Auditoren, und über die Ordnung ihrer Anſtellung und Beförderung;* vom 4 April 1817. Es wird gezeigt, Ruſsland wäre, aus Mangel rechtskundiger Perſonen, deren es bey den gerichtlichen Verhandlungen im geſammten Kriegsheere bedürfe, genöthigt worden, dieſe Verordnung, die keines Auszugs fähig iſt, bekannt zu machen. III. *Decret* v. 29 July 1817, *wodurch die Inſpectoren und Kriegscommiſſäre in Frankreich abgeſchafft, und ſtatt deren andere Militärverpflegungs-Beamte angeordnet und eingeſetzt worden.* Angehängt iſt S. 114 f. der Tarif der, den Mitgliedern des Corps der Militär-Intendanten zugewilligten Beſoldungen und Indemnitäten. IV. *Die ältere Art der Unterbringung und Verpflegung der Hannöveriſchen Cavallerie.* Ein gehaltvoller Aufſatz, der die älteren Verordnungen von 1684. 1707. 1713. 1717. 1720 und 1724 analyſirt. S. 125 §. 11 wird verſichert: Nach dieſen Verordnungen habe die Cavallerie-Verpflegungs-Einrichtung, mit geringer Abänderung, in dieſem Lande bis zum Einfall der Franzoſen im J. 1803 beſtanden. Der Vf. dieſes Aufſatzes, Hr. Kriegs-Commiſſ. *Brückner* (damals bey der 2 Div. d. Garde- und Gren. Corps u. ſ. w. in Berlin), ſucht einige hier vorkommende Gegenſtände durch früher beſtandene, aber längſt wieder aufgehobene Preuſſ. Verordnungen zu erläutern; allein wir können, den neueſten Nachrichten aus dem Hannöveriſchen zufolge verſichern, daſs man alle früheren Verſuche, die Cavallerie mit Naturalien aus Magazinen zu verpflegen, oder die Cavalleriſten dafür in Gelde zu bezahlen, aufgegeben, dagegen die alte Ordnung wieder eingeführt hat, nach welcher die Cavallerie auf das platte Land in ſolche Gegenden verlegt wird, wo ihre Subſiſtenz für Mann und Pferd vom Landwirth ſelbſt beſorgt werden kann. V. *Überſicht der, durch die commandirenden Generale des Brittiſchen Kriegsheeres u. ſ. w. zu erſtattenden Geſchäftsberichte und bey den Truppentheilen zu führenden Dienſtbücher.* Dieſe Abhandlung iſt keines Auszugs fähig, weil ſie in ſo viel Theile der Dienſtpartie fällt. Die Caſerne in Caſſel, deren S. 142 zu Ende der Note gedacht wird, war noch nicht fertig, als der weiland König Hieronymus Bonaparte aus Caſſel flüchtete. Die anfängliche Beſtimmung dieſes Gebäudes iſt längſt aufgegeben, indem der Kurfürſt von Heſſen daſſelbe zu dem wohlthätigen Zwecke eines Armenhauſes hat ausbauen und einrichten laſſen. VI. *Auszug aus der Inſtruction, welche Joſeph II am 1 Dec. 1781 den Militär-Verpflegungs-Beamten ertheilte.* VII. *Verordnung Ludwigs XV vom 20 Dec. 1762, wegen der in*

der Infanterie, mit Ausnahme der Garden und der Grenadiere Frankreichs, am Schluss des siebenjährigen Krieges eingetretenen Veränderung. VIII. *Vermischte Nachrichten.* Diese würden zu manchen historisch-militärischen Erläuterungen Veranlassung darbieten, wenn wir nicht den beschränkten Raum für die noch vorkommenden Materien sparen müssten.

Zweytes Heft. IX. *Blick auf die Verfassung des Kriegswesens bey den Germanischen Völkern.* Eine treffliche Abhandlung vom Herausg., auf die wir unten zurückkommen werden. X. *Beschreibung eines Abrechnungsbuchs (Livret) für einen Französ. Soldaten.* Auch diese und die beiden folgenden Aufsätze sind mit Noten vom Herausg. XI. *Auszug aus der Verfassungs-Urkunde des Königreichs Baiern.* Betrifft die Militär-Verfassung Baierns nach Vorschrift dieser Urkunde vom 26 May 1818. Tit. IX §. 1 — 7, mit angehängten Noten. XII. *Die Last, welche ein Deutscher Infanterist des 19 Jahrhunderts zur Zeit des Krieges zu tragen hat.* Der XIII. *Anschlag der jährlichen Kosten eines Kaiserl. Russ. Infanterie-Regiments, nach den im J. 1776 zu Kopenhagen erschienenen Armee-Reglements und Etats berechnet*, von *W. Gottschau.* Voran Tabellen für das Tractement (Sold) aller Chargen und Classen des Regiments, — deren Rations- und Portions-Vergütung, auch Erfodernissen an Pferden, Fahrzeugen und Geschirren. Der damalige Silberrubel ist, wie es scheint, dabey zum Grunde gelegt. Diese Silbermünze hat sich aber bis zum J. 1815 merklich im Gehalt verringert, so dass sie bis dahin nur 1 Thlr. 1 gr. 10 pf. Pr. Cr. werth ist, wonach auch die in einer zweyten Colonne angebrachten Pr. Cr. Preise fast überall zutreffen. Der Herausg. hat 6 volle Seiten Bemerkungen angehängt, welche diesen Gegenstand bis auf die neueren Zeiten erläutern und ergänzen. XIV. *Die Medicamenten-Regie in Österreich.* Dieser, wie XV. *Die Besoldungs- und Verpflegungs-Sätze für die Kayserl. Österreichische Generalität*, und XVI. *Besoldungs- und Verpflegungs-Sätze bey den Römischen Kriegsheeren*, sind vom Herausg. — XVII. *Über die Militär-Unterrichts-Anstalten in Frankreich.* (Obgleich der Herausg., wahrscheinlich durch einen Aufsatz im *Berlin. Milit. Wochenbl.* 1818. 131 St. S. 832: Über die gegenwärtige Formation des königl. Französ. Generalstaabs — veranlasst, diese Abhandlung nicht unterzeichnet hat: so scheint uns doch die gründliche Bearbeitung dieses Gegenstandes, und einige andere Kennzeichen in der Darstellung darauf hinzudeuten, dass sie denselben zum Urheber hat.) Den Beschluss machen XVIII. *Vermischte Nachrichten.* Sie sind meist historisch-technischen, mitunter rein militärischen Inhalts. Indem sie vorzüglich das Mittelalter betreffen, und sich durch literarische Wichtigkeit auszeichnen: so verdienten sie allerdings in diesem Archiv aufgehoben zu werden. Dahin gehören die *Streitwagen der Nordischen Fürsten — die Communen- oder Stadt-Miliz von Frankreich — der Verlust der Franzosen und Engländer in der Schlacht bey Crecy.* (Letztere ereignete sich am 26 August 1346, und fiel bekanntlich zum grössten Nachtheil der Ersteren aus.) S. 513 — 516 wird diese Begebenheit ohne Berührung der Quellen beschrieben. Man findet sie aber in der Englischen Gesetz- und Urkunden-Sammlung aufgenommen (s. *Thom. Rymers Foedra etc.* Tom. II P. IV p. 205 Col. 1. Hag. Com. 1740. gr. Fol.). Die *erste Uniform, oder Bekleidung der Krieger*, wird durch die VI Abbildung, welche einen Brandenburger Infanteristen gegen das Ende des 16 Jahrh. darstellt, anschaulich gemacht. Was die *Bekleidung der Brandenb. Infanterie unter Kurfürst Friedr. Wilh. III* gekostet habe, wird S. 519 — 521 gezeigt. Zuletzt werden noch der *Schweizer Truppen im fremden Solde vor* (dem) *Ausbruche der Französischen Revolution* erwähnt. Diese Methode der Schweizer wird hier rückwärts bis zum Anfange des Jahres 1474 nachgewiesen.

Die angehängten Abbildungen gehören fast sämmtlich zur erwähnten IX Abhandlung. Die ältesten Deutschen Krieger sind auf denselben (wahrscheinlich nach der Beschreibung Römischer Schriftsteller: denn ächte Muster aus jenen Zeiten fehlen uns) anschaulich gemacht. So liefert z. B. das erste Bild einen gewöhnlichen Germanischen Krieger ohne Spiess; das zweyte einen solchen mit allen bekannten Waffen; das dritte einen ähnlichen ohne Schild, aber doch mit Spiess und Degen; das vierte einen bewaffneten Germanischen Edeling; das fünfte einen Germanischen Reuter zu Pferde; das sechste ist schon oben erwähnt worden.

Diess ist der wesentliche Inhalt des zweyten Hefts. Unstreitig ist die Abhandlung No. IX die gehaltreichste. Sie hat einen desto grösseren historisch-militärischen Werth, je weniger die Geschichte unserer Deutschen Urvölker zuverlässige Nachrichten von der Verfassung des Germanischen Kriegswesens uns überliefert hat. Alles dahin Gehörige haben wir bekanntlich bloss Römischen, weniger Griechischen, Schriftstellern des Alterthums zu verdanken. Indem der Vf. sich alle Mühe gegeben zu haben scheint, alles Zweckdienliche mit Sachkenntniss und Kritik aus den vorhandenen Nachrichten der Alten herauszuheben, und das rein Historische von dem Hypothetischen zu sichten, hat er sich ein desto rühmlicheres Verdienst erworben, da Viele diesen Gegenstand oft bloss von einer philologisch-literarischen, weniger von der militärischen Seite zu erklären Gelegenheit nahmen. Wir fügen hier einige Bemerkungen bey. Ob die *Beneficia* (S. 305), wie sie bey den Römischen Soldaten Statt fanden (*Caes. de B. G.* I, 75), und die in der Folge, zum Nachtheil der Kriegsdisciplin, von den Centurionen erkauft werden mussten (*Tacit. Ann.* I, 17. *Hist.* I, 46), auch bey den Germanischen Kriegsvölkern, nach Römischem Zuschnitte, eingeführt, und dadurch der Grund zum Deutschen Lehnwesen gelegt worden, wagen wir nicht zu entscheiden. Zur Zeit des *Vegetius* (L. II C. 7) waren die *beneficiarii* bloss durch Gunst der Tribunen avancirte Officiere. (Vgl. *Lipsius de re milit.* V, 6, und *Guischard Mem. crit. hist.* T. II p. 190.) — Was (S. 313) wegen der schlechten Pferde der Germanier nach *Haus* erzählt wird, sagt ausdrücklich *Caes. de B. G.* VII, 65; auch *Tacitus* a. m. O. *Hist.* II, 21. *De mor. Germ.* C. 6. Freylich waren die Deutschen Pferde von schlechtem Ansehn, und weder geschwind, noch — wie *Gibbon* sich ausdrückt,

zu den Volten der Römischen Reitkunst zugeritten; aber sie waren dagagen geübt und geschickt zu den Kriegsstrapazen (*Caes. B. G.* IV, 2), und gewohnt, wenn die Reuter absitzen und zu Fuße kämpfen mussten, so lange auf der Stelle zu bleiben, bis der Reuter wieder kam. Überdem war die Deutsche Cavallerie in allen Schlachten der Römischen überlegen. Diess kannte und wusste Cäsar zu gut, als dass er nicht von der Kraft und Gewandtheit der Deutschen Streiter zu Pferde gegen seine Feinde Gebrauch gemacht haben sollte (*B. G.* VII, 65). Die Römischen Schriftsteller waren daher froh, wenn sie von diesar Germanischen Überlegenheit sagen konnten: *equites ambigue certavere. Tacit. Hist.* II, 21. Denn die Römer konnten nicht begreifen, dass die Germanen ohne Sattel, Halfter und Steigbügel, mit einer blossen Trense (eine Art Zügel) reiten, und dazu noch Schild und Pfriame oder Lanze führen konnten. — S. 332 wird richtig bemerkt: dass mit dem Wechsel der *Toga praetexta* gegen die *Toga virilis* oder *pura* (männliche Bekleidung), die Römischen Jünglinge, nachdem sie das 17te Jahr zurückgelegt hatten, sofort zum Kriegsdienste berufen werden konnten, wenn dar Staat dieserhalb ein Aufgebot, zur Aushebung der Legionen, ergehen liess. Diess bezeugen mehrere Römische Schriftsteller; z. B. *Cicero Att.* V, 20 und IX, 19. *Ovid. Trist.* IV, 10. 28 u. a. m. Wie alt aber die Germanischen Jünglinge seyn mussten, um in den Rathsversammlungen Germanischer Gauen, von einem Edeling, dem Vater oder einem Verwandten des Jünglings, für waffenfähig erklärt zu warden, wird bey den Alten nirgend bestimmt. Nur Tacitus sagt: Schild und Frame, das ist die Toga des (Germanischen) Jünglings und seine ersten Ehrenzeichen: *s. de mor. Germ.* Cap. 3 und das. *Ernesti.* — S. 334 heisst es: Die Germanen hatten keine eigene Münze, und die wenigen Römischen, die bey ihnen im Umlaufe waren, reichten nicht aus, den Soldbedarf einer Heermannia damit zu decken. (Zugegeben; — aber die *Serraten* und *Bigaten* der Römar waren den Germanen das liebste Geld, weil es zum Theil aus feinem Silber bestand, womit man den Bedürfnissen des häuslichen Verkehrs abhelfen konnte, wie *Tacit.* a. a. O. C. 5 *in fine* C. 15 sagt, vgl. *Ernesti* Note 7. Zudem bedurften die Germanen, weil sie den Tauschhandel liebten, und denselben späterhin mehrere Jahrhunderte hindurch neben dem Gebrauche des Geldes unterhielten, nicht geradezu eigener Münzen. (Vgl. *Cluveri Germ. ant. ed.* 2. p. 130; und *Huchenbergi Germ. med. ed.* 2. p. 354 — 358.) Dass aber S. 335 versichert wird: die ersten Germanischen Münzen hätten Fränkische Könige schlagen lassen, dünkt uns zu gewagt zu seyn. Schon *Ammianus Marcellinus* versichert: die Deutschen und Gothischen Fürsten hätten aus Römischem Gelde und silbernen Gefässen Münzen, besonders eine Art silberner *Hohlpfennige (Bracteati)*, verfertigt, deren 12 einem *Schilling* (*Solidus*) wären gleich gewesen (s. *Lindenbr. in Amm. Marcell.* XIV, 6 vgl. *Acta Lips.* 1730. p. 332 — 334). Im 5 Jahrhundert, wenigstens zur Zeit, als Attila in Deutschland hauste, waren dergleichen Silberblechpfennige, Deutschen Ursprungs, häufig im Umlauf. Aber in der Folge brachten die Fränkischen Könige in das Deutsche Münzwesen System und Ordnung, indem sie die Römische Münzaintheilung: *Libra*, *Solidus*, *Denarius* u. s. w. beybehielten, und solche auf die varschiedenan Gewichte und Wertha reducirten. — S. 339 Note 5 vermisst man die Stella, wo Plutarch von den Waffen der alten Germanen, eigentlich Celten, handelt, und Dio von der Gürtung ihres Schwerdtes spricht. Sie findet sich aber bey *Plut. Mar.* p. 364 — 373. *Xyl.*, und bey *Dio Cass.* L. XXXVIII p. 56 *Xyl.* — Die S. 340 angebrachte Note 4, wegen der Kriegsmusik-Instrumente, deren sich die Germanen bedient haben sollen, beruft sich irrig auf *Diod. Sic.* VI. Dioder spricht in der hieher gehörigen Stelle (V, 30. vgl. *Wesselings* Note a. a. O. P. III p. 582 ed. Bip.) nicht von den *Germanen*, sondern von den *Galliern*, und sagt: „Ihre Trompeten sind von eigener ausländischer Art; wenn sie geblasen werden, geben sie einen rauhen und dem Kriegsgetümmel angemessenen Ton.“ Von der Trommel der Cimbrer kommt aber hier nichts vor. Dagegen ist der Gebrauch, Blase-Instrumente im Kriege zu verschiedenen Zwecken anzuwenden, sehr alt. Mehrere Schriftstellen bewaisen diess; z. B. Josua VI, 20. 2 B. Sam. XVIII, 18. XX, 21. Amos II, 2 u. a. O. m. Auch war bey den Römern die *Tuba* von dem *Cornu* und der *Buccina*, zumal bey den Kriegssignalen u. s. w., verschieden. Häufige Stellen der Alten bezeugen solches; z. B. *Acron. ad Horat. Od.* I, 1. 23. *Lucan.* VIII, 24. *Veget.* II, 7 u. 22. III, 5. *Serv. ad Virg. Aen.* VII, 635; anderer Stellen nicht zu gedenken.

Drittes Heft. Zwey interessante Abhandlungen kommen darin vor, die den Herausg. zum Vf. haben; dann folgen *Vermischte Nachrichten*; zunächst ein alphabetisches Register über das Ganze, und zuletzt die angehängten Bildnisse.

Die Abhandlung XIX zerfällt in 7 Abschnitte, und ist überschrieben: *Die Sorge Frankreichs für seine Militär-Invaliden.* Ihre Tendenz geht zunächst dahin, das gesammte Invalidenwesen nicht nur in Frankreich, sondern auch bey den vorzüglicheren Völkern Europens, aus einem historischan, finanziellen, rein militärischen, gesetzlichen und staatsrechtlichen Gesichtspunct aufzufassen, und durch pragmatische Andeutungen dergestalt anschaulich zu machen, dass die Verbesserung der Existenz aller, im Kriege unbrauchbar gewordener Individuen nach den Grundsätzen des Naturrechts daraus als nothwendig herverleuchte. 1 Abschn. *Geschichtlicher Abriss der bestandenen und* (zum Theil) *noch bestehenden Massregeln.* Der Vf. geht von der Versorgung der Invaliden aus, die in älteren Zeiten in den Stiftern und Klöstern Frankreichs, von den Königen als ein Regal behandelt wurde. Was nicht darin aufgenommen werden konnte, wurde bey der Bewachung fester Schlösser angebracht. Unter Heinrich III kam erst die Einrichtung der Invalidenhäuser *(Hospitaux de la charité chretiennes)* zu Stande, worauf später unter Ludwig XIV die Eintheilung des Corps der Invaliden oder Veteranen erfolgte. Schon im 16 Jahrhundert waren daraus besondere Truppenabtheilungen gebildet, um die Festungen zu bewahren; allein dieser Dienst wurde im 17 Jahrh. in Frankreich

sowie erst im 18 bey den Preussen, in den Stand der Garnisonen verwandelt. Waren die Invaliden Frankreichs schon seit dem 14 Jahrh. bey der Polizey in Function getreten: so bewirkten die königl. Verordnungen seit Heinrich IV Bewilligungen von Geschenken und Jahrgeldern, die selbst unter der Revolutionsregierung nur modificirt, nicht aufgehoben, vielmehr durch Ludwig XVIII erneuert und verbessert in Kraft gesetzt wurden. Man ging zur Zeit der Republik noch weiter, indem man durch die Arrêté's vom 26 Prair. und 1 Flor. XI J. für die Veteranenläger Frankreichs, nach dem Muster des Römischen Senats zur Zeit des Scipio, durch Anlegung militärischer Colonieen in den eroberten Provinzen sorgte, die schon der erste Pariser Frieden (30 May 1814) vernichtete, und für deren Verlust sie der König, mittelst Verordnung vom 2 Dec. 1814, durch ein *zweytes Rückzugs-Gehalt* entschädigte. (In dieser Verordnung wird mit keinem Worte der Myriade [10,000 Millionen] Franken erwähnt, welche das ehemalige Revolutions-Directorium den Kriegern, ihren Wittwen und Kindern versprach, wenn jene die Freyheit Frankreichs *erobern* und *begründen* würden.) Ausser diesen Militär-Versorgungs-Massregeln, die Frankreich seinen Veteranen und Invaliden angedeihen liess, blieb ihnen auch die Anstellung bey den Verwaltungsbehörden übrig, eine Einrichtung, die selbst von Friedrich dem Gr. für Preussen ergriffen, und 25 Jahre später von Napoleon Bonaparte nachgeahmt wurde, indem er mit den verdienstvollesten (die Sache des Usurpators nachdrücklich unterstützenden) Generalen und Feld-Obristen sowohl im In- als Auslande Präfectur- und andere einträgliche Stellen besetzte, um ihr *Verdienst fürs Vaterland* (nicht doch! für dessen einzigen Machthaber) dadurch zu belohnen (während derselbe ganze Geschlechter Krieger der untersten Classen seiner Laune und Unempfindlichkeit für Völkerwohl aufopferte). Ludwig XVIII hat indess die Maxime, das wahre Militärverdienst aller Classen zu ehren und patriotisch zu belohnen, beybehalten; anderer Unterstützungen für Wittwen und Waisen der im Felde gebliebenen Krieger nicht zu gedenken, die der jetzige weise König gesetzlich begründet hat.

2 Abschn. *Von den Invalidenhäusern.* Das grosse Invalidenhaus in Paris wurde durch Ludwig XIV 1674 gestiftet. Die Mittel zum Unterhalt dieser Anstalt liess der König von den übrigen Finanzen des Staats trennen. Seine Nachfolger behielten diese Methode bey; allein zu Anfange der Revolution ging Manches davon verloren. In der Folge wurde aber dieser Verlust durch den Zuschuss aus dem Nationalschatz ersetzt, und als *eine geheiligte Staatsschuld* anerkannt, die, ungeachtet solche 3,722,895 Frcs. betrug, allen Stürmen des Terrorismus trotzte. Seit dem 25 März 1811 sind, zur Ergänzung dieser Erfodernisse, von Staatswegen 5 Hauptabgaben angewiesen, die seitdem alle früheren Ausfälle und späteren Nachschüsse vollkommen decken. — Um sowohl zur Aufnahme in die Invalidenhäuser, als zur Pensionirung derjenigen sich zu qualificiren, die in jene nicht aufgenommen werden können, oder es nicht wollen, sind in Frankreich seit dem Reglem. vom 1 May 1676 bis zum 25 März 1811 eine Menge revidirter Verordnungen und Gesetzvorschriften vorhanden, welche die Eigenschaften und Erfodernisse bestimmen, um auf diese Staatswohlthat gerechten Anspruch machen zu können. Denen zufolge werden jetzt (S. 592) in den drey Französischen Invalidenhäusern, mit Einschluss von 520 Oberofficieren, etwa 5200 Mann im Ganzen unterhalten. Der Vf. fügt S. 595 in der Note hinzu: Die Österreichischen Invalidenhäuser enthalten gegenwärtig (1818), mit Einschluss der 250 Oberofficiere, ungefähr 3700 Individuen, und die Preussischen, mit Einschluss von 20 Oberofficieren, etwa 1000 Köpfe. Bloss die Verwaltungskosten der Französischen Invalidenhäuser sollen sich (S. 622) auf 434,044 Frcs. (etwa 108511 Thlr. in Friedrichsd'or zu 5 Thlr.) belaufen. (Diese bedeutende Summe beziehen bloss die Beamten des Pariser Invalidenhauses; die Verwaltungsbeamten der Fonds für die Invaliden der Marine in allen Französischen Haupt-Seehäfen, die man im *Alman. Imp. pour l'an* 1813 S. 685 ff. verzeichnet findet, ungerechnet.)

3 Abschn. *Von dem Corps der Sedentair-Invaliden.* Zweck, Zusammensetzung und Gerechtsame derselben; ihre Unterhaltung, Besoldung, Wohnung, Bewaffnung und Bekleidung; deren Verpflegung, Marsch- und Lazareth-Bedürfnisse; ihre Aufnahme und Beförderungen, welche sich nach der Verordnung vom 10 März 1818 richtet; das Commando und die Verwaltung, welche (S. 661) einen Kostenaufwand von 4,340,005 Fr. 75 Cent. erfodern, womit durch alle Grade der Sedentair Corps, und 202 Militärkinder, überhaupt 12322 Köpfe unterhalten werden. (Also kostet jeder Kopf dem Staate jährlich im Durchschnitt 352 Fr. 22 Ct. — circa 95 Thlr. 5 Gr. Pr. Cr.) Preussen soll dagegen (S. 625) in 18 Invalidencompagnien, mit Einschluss von 80 Oberofficieren, gegen 4000 Mann, und Russland in 92 Compagnieen etwa 10920 Mann unterhalten und versorgen.

4 Abschn. *Von den Departemental-Compagnien.* Der Vf. bestimmt (S. 664) die Anzahl und Stärke derselben, für die jetzigen 90 Departements in Frankreich, mit Einschluss der Officiere, überhaupt auf 4152 Mann; zeigt die Ergänzung, Besoldung, und übrigen Bedürfnisse derselben, sowie deren Dienst, das Commando und die Verwaltung der Fonds, welches Alles eben so, wie bey den Linientruppen geschieht. *Bloss die Verwaltungskosten für Bureau-Bedürfnisse* betragen (S. 671) für 90 Compagnieen überhaupt 16350 Fr. (Hieraus lässt sich auf die übrigen Erfodernisse, als Besoldung, Bekleidung u. s. w. schliessen. Dieser Aufwand ist bloss den Veteranen zur Belohnung gewidmet.)

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

KRIEGSWISSENSCHAFT.

Berlin (ohne Angabe des Verlegers): *Archiv für die Verwaltung des Haushalts bey den Europäischen Kriegsheeren.* Herausgegeben von dem General-Intendanten der Königl. Preuss. Armee *Friedrich Ribbentrop* u. s. w. I Bd. I — III Heft.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

5 Abschn. *Von dem Rückzugs-Gehalt.* Dieser wird a) nach dem Dienstalter, b) durch Verlust des Gesichts — Verstümmelung eines oder mehrerer Glieder — oder nach sonstigen Verletzungen, c) wegen hinfälliger Krankheiten bestimmt. Ältere und neuere Gesetze dienen hierin zum Massstabe. Die Verordnung Ludwigs XVIII vom 27 Aug. 1814, welche alle Grade der Militärpensionen festsetzt, ist die neueste Vorschrift, nach der man sich jetzt richtet. Gemäss der späteren königl. Verordnungen vom 6 und 27 Aug. 1817 wurden für das J. 1818 (S. 695) an Pensionen für 118629 Individuen 41,925,392 Fr. bewilligt. (Diess beträgt für jeden Kopf im Durchschnitt 353 Fr. 40 Cent., folglich nur 1 Fr. 18 Cent. mehr, als jeder der Sedentär-Compagnieen.) Angehängt sind S. 697 — 707 zwey Beylagen, wovon die erste den Tarif der Rückzugsgehalte für alle Grade des Französischen Militärs, und die andere das Englische Gesetz vom 20 Juny 1811 über die Pensionsverleihung an solche Officiere, die im Dienste verstümmelt werden, enthält.

6 Abschn. *Von der Unterbringung* (wirklicher Invaliden und Veteranen) *bey den Verwaltungsbehörden* (in Frankreich). Der Vf. bemerkt ganz richtig: seit 1788 bis 1818 sey, in einem Zeitraume von 30 Jahren, nur das einzige Gesetz vom 18 May 1811 vorhanden, welches die Ansprüche der Militärpersonen bey der Land- und See-Macht, die entweder mit einem Rückzugsgehalt, oder durch Wartegeld ausser Thätigkeit gesetzt wären, anschaulich mache. Man findet darin alle Stellen für Ober- und Unter-Officiere und Gemeine bestimmt, und die Erfodernisse, nebst den damit verknüpften Bedingungen, um im Civilwesen gebraucht zu werden, aus einander gesetzt. Selbst die Wittwen und Waisen der im Felde gebliebenen Krieger haben auf Stellen bey den Verwaltungsbehörden Anspruch. Aber es treten auch bey dergleichen Anstellungen noch besondere Bestimmungen ein, die, wenn solche Stellen, um welche die Invaliden u. s. w. anhalten, mit der Hebung und Verrechnung öffentlicher Abgaben und Gefälle verbunden sind, ausser den dazu erfoderlichen moralischen Eigenschaften, auch noch Caution in baarem Gelde leisten müssen (die gemeiniglich den zwölften Theil der fixen oder etatsmässigen Einnahme beträgt, ausgenommen bey General-Empfängern.)

7 Abschn. *Von der Unterstützung der Militär-Kinder, Wittwen und Waisen.* Die Französische Einrichtung über diesen Gegenstand verdient gewiss überall Nachahmung. In Österreich hat jedes Regiment ein eigenes Militärknaben-Erziehungshaus, worin die Söhne dürftiger Soldaten nicht nur mit allen Lebensbedürfnissen versehen, sondern auch an Geist und Körper so ausgebildet werden, dass sie künftig als gute Unterofficiere eintreten, oder bey der kaiserl. Büchsenmacherey gebraucht werden können. Preussen hat dagegen seit 1792 das sogenannte Kindergeld eingeführt, aus welchem Fonds jedes Militärkind, ohne Unterschied des Geschlechts, bis zum vollendeten 13 Jahre monatlich 8 Gr. bekommt. (Diese Einrichtung besteht noch jetzt am Ende Februar 1820, und erstreckt sich sogar auf die Kinder der königl. Gensd'armerie, die bis zu jenem Alter den monatlichen Servis von 8 Gr. aus königl. Cassen beziehen.) Zuletzt noch einige Bemerkungen, die (S. 574 **) zum Theil patriotische Winke für das Beste der Invaliden, theils wichtige Resultate enthalten, welche in manchen Staaten von denen, die helfen können, beherzigt zu werden verdienen. — S. 721 wird versichert: In Frankreich käme von der Masse activer Krieger der 50ste Mann ins Invalidenhaus; für jede 20 Mann erhielte *einer* die Stelle in den Sedentär-Compagnieen, und für jegliche 2 Mann ein Rückzugsgehalt. (Hieraus lassen sich die Millionen erklären, die Frankreich noch zur Zeit braucht, um die grosse Anzahl Bonapartischer Soldaten zu unterhalten, welche grösstentheils ausser militärischer Function leben.) — In Preussen und in solchen Staaten, wo, nach der neuesten Einrichtung, der active Kriegsdienst (bey Freywilligen auf ein Jahr, bey den gesetzlich Conscribirten nur auf drey Jahre) abgekürzt wurde, würden künftig nur noch unter den Oberofficieren *einige*, bey den Unterofficieren und Gemeinen aber *sehr wenige* Invaliden entstehen. Diesemnach würde zu wünschen seyn, dass der Fonds zur Unterhaltung oder Unterstützung der, durch den langen Krieg entstandenen Invaliden, deren Anzahl nach und nach abnähme, sorgfältig aufgehoben, und — wie in Frankreich — von allen anderen Staatsbedürfnissen getrennt würde, um dem Krieger des niedrigsten Grades

für schwere körperliche Verletzungen, die ihn, für seinen kümmerlichen Unterhalt zu sorgen, unfähig machen, also zu unterstützen, dass eine solche Belohnung doch mehr, als wie bisher in manchen Staaten, den vierten Theil von dem Lohne betrage, den der geringste Taglöhner verdient.

XX. *Auszüge aus den Beschlüssen, welche die Deutschen Reichsstände über die Einrichtung des Kriegswesens zu den Feldzügen gegen die Hussiten fassten.* Schon aus der Überschrift ergiebt sich, dass man hier gemeinnützige Beyträge zur Kenntniss der Verfassung des materiellen Kriegswesens unserer Deutschen Vorfahren in der ersten Hälfte des 15 Jahrhunderts zu erwarten hat. Man findet hier aus einer Menge gesammelter Daten über militärische Gegenstände aus jenem Zeitraume ein neues Licht verbreitet, das man weder in den bekannten historischen Darstellungen des Hussitenkrieges, noch in den zunächst an diese Periode grenzenden und späteren Schriftstellern der Kriegswissenschaft antrifft. Der Vf. legt bey seiner Arbeit die *Samml. der Reichs-Abschiede* von *Koch* (Frankf. 1746 Fol.), und aus dieser vorzüglich die von den Jahren 1422 bis 1431 zum Grunde. Alle darin vorkommenden militärischen und technischen Ausdrücke, die im Deutschen Kriegswesen seit 400 Jahren sich merklich verändert, und von denen manche eine ganz andere Gestalt und Bedeutung erhalten haben, werden erklärt. Mitunter stösst man auf historische Data technischer Erfindungen und Finanzgegenstände, die weit jenseits der Zeitperiode liegen, von der hier die Rede ist.

Es sey uns erlaubt, noch einige literarische und technische Ergänzungen zum dritten Hefte einzuschalten, die dem Vf. bey der Ausarbeitung der 19 und 20 Abhandlung entgangen zu seyn scheinen. Bey jener vermissen wir a) die gesetzlichen Vorschriften, welche z. B. die vormaligen Generalstaaten, oder das jetzige Königreich der Niederlande; sowie b) die Italiänischen Staaten zu dem wohlthätigen Zwecke der Invalidenversorgung verordnet haben. Für das Invalidenwesen der Niederlande standen *Joh. Dibbetz Groot Milit. Woordenboek* ('s *Gravenh.* gr. Fol.) p. 237 sq. p. 329—333, und das *Nederl. Placaaten Rechtskund. Woordenb.* (Amst. 1798. gr. 4.) I. D. p. 151—54; und III D. Art. *Invalides* — zu Gebote. In beiden finden sich treffliche Auszüge aus den dahin gehörigen Staatsurkunden, welche alles Wesentliche hinlänglich darstellen. Selbst *v. Tratzberch's* Holländ. Kriegsrecht (Strafsb. 1644. 4.) giebt über die älteren Verhältnisse Auskunft. Für einen Theil vom nördlichen Italien, z. B. das Piemontesische u. s. w., war das vortreffliche, von der königl. Akademie der Wissensch. zu Turin unlängst gekrönte, in 5 Octavbänden bestehende Werk: *Hist. milit. du Piémont, par le Comte Alex. de Saluces* (Turin, 1818). T. I. Ch. 23. p. 277—281 und p. 372—74 vorzüglich zu gebrauchen. Überhaupt gehören, zur Berücksichtigung dieses Gegenstandes, noch einige ältere Werke hieher; z. B. *Von Kaiserl. Kriegsrechten.* Frankf. 1571. Fol. *G. At. Enenfelii De privileg. milit. et militiae, et de privileg. veteranorum.* 2 Vol. Francof. 1607. Fol. *Mettingh status milit. German. veter. et medii aevi.* Alt. 1742. Fol. u. a. m. — S. 532 *) wird der Behauptung des *Peter von Andlo* (der erste Schriftsteller des Deutschen Staatsrechts, welcher in der zweyten Hälfte des 15 Jahrh. schrieb): die Römer hätten Invalidenhäuser gehabt, mit Recht widersprochen. Diese Anstalt, in dem Sinne, wie wir sie seit etwa 150 Jahren kennen, war den Lateinern vor dem dritten Jahrhundert, und dennoch nur als eine Pfründenbelohnung bekannt. Denn zu den Zeiten der ältesten Römischen Kaiser erhielten die Krieger, bey ihrer völligen Entlassung, zum Lohn ihrer treuen Dienste, entweder Grundeigenthum, oder Geld (f. *Suet. Aug.* 49. *Cal.* 44. *Cic. Phil.* II, 40. *Virg. Ecl.* I, 71, IX, 2—5. *Horat. Sat.* II, 6. 55.) Später unter den Päpsten Callistus I und Alexander Severus, zwischen den Jahren 219 — 226, wurde eine Art Militär-Versorgungs-Institut (*Taberna meritoria*) gestiftet, worin verstümmelte und zum Militärdienst untauglich gewordene Krieger eine Versorgung als Pfründe erhielten. — S. 537 wird bemerkt: Bey den Römern hätten die Veteranen, wenn sie ihre Dienstzeit ausgehalten, *auf den Wunsch* der Feldherren, den Kriegsdienst fortsetzen können. Diese hätten sogar zu den Siegen des Scipio nicht wenig beygetragen. Wir finden aber, dass Augustus, vermöge *eines* von ihm *gegebenen Gesetzes*, den Kriegern, die 16 Feldzüge mitgemacht hatten, eröffnen liess: Sie sollten, jedoch mit Ausschluss des Veteranendienstes gegen den Feind, völlig entlassen werden. In jenem bildeten sie dann ein eigenes Corps mit einer besonderen Fahne. Sie wurden *vexillarii*, bisweilen auch, wenn sie zu Felde zogen, *subsignani* genannt (f. *Tac. Annal.* I, 36. *Hist.* I, 70. IV, 33; vgl. *Stewech. in Veget.* III, 3 und IV, 7. *Ursat. in Graevii Thes. ant. Rom.* T. XI p. 699.

S. 544 ff. scheint der Vf. die ursprüngliche Benennung der *Connetabeln* und *Marschälle*, sowie ihre Dienstverrichtungen in älteren Zeiten, als zwey an sich verschiedene Personen und Functionen zu trennen. Das darf aber, weil eine und dieselbe Würde in einer Person vereint wurde, nicht geschehen. Denn das sehr alte Wort *Marschall*, welches schon im Salischen Gesetze unter *Marescalcus* vorkommt, ist, wie alle Glossarien u. s. w. des Mittelalters nachweisen, mit dem Lateinischen *Comes stabuli*, dem Französischen *Connetable*, und dem Longobard. *Marpahis* völlig einerley.

S. 550 ff. werden 3 *Attische Minen* zu etwa 37¾ Rthlr. Deutschen Geldes, und der *Obolus* zu 9 Pfennige angenommen. Diess ist irrig, es sey denn, dass darunter die *kleine Attische Mine* verstanden würde. Allein in Athen berechnete der Staat alle Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Abgaben und Gefälle nach jener, dagegen im Handels- und Bürger-Verkehr mit In- und Ausländern nach dieser. Jene war die Staatsmünze, diese die des bürgerlichen Lebens. Jene war im Gewicht und Münzwerth um ein Dritttheil grösser, als diese. Jene hatte ein Gewicht von 100 Drachmen zu 84 Pariser Gran; diese zwar ebenfalls 100 Drachmen zu 63 Par. Gr.; dennoch verhielten sich 100 Drachmen von jener zu 133⅓ Drachmen von dieser, beide = 8400 Gr. Darin sind die Schriftsteller des Alterthums einstimmig, welche desshalb von den vorzüglichsten Metrologen angeführt werden; z. B. in *C. Arbuthnot Tab. ant. nummor. mens. et pond. Op. D. König*; p. 25 sq. und Tab. 7 und 8. *J. C. Eisenschmid de pond. et mens.* p. 40. 48. 256 und 193. *Paucton Métrologie etc.* p. 277. 287 und

291 ff. 306 und 366. *Romé de L'Isle Métrologie etc.* p. 35, älterer classischer Metrologen, von *Budäus* (1514) an bis zum Anfang des 18 Jahrh., nicht zu gedenken. Die grosse Attische Mine, worin der Staat bezahlte, betrug nach *Grosse* Metrolog. Tafeln, S. 102 ff., in Deutschem Gelde 23 Rthlr. 8 Gr. Also musste jeder Athenische Krieger, wenn er im Felddienste des Vaterlandes Gesundheit und Glieder eingebüsst hatte, und dieserhalb auf die gesetzliche Unterstützung des Staats Anspruch machen wollte, vor dem Rathe der Fünfhundert in Athen nachweisen können, dass des Invaliden eigene Vermögenseinkünfte, sey es durch Erwerb, oder durch Eigenthum, nicht mehr als jährlich 3 grosse Attische Minen (d. i. 70 Rthlr. Conv. Geld) betrage, um dafür täglich *zwey Obolen* (oder 2 Attische Drachmen, wie Dioskorides, Plinius und Galenus bezeugen) an Invaliden-Unterstützungsgeldern zu beziehen, die nach obigem Verhältniss 11 Groschen 7⅗ Pf. Conv. Geld machen. Diess war aber auch der höchste Satz der Unterstützung der im Felde völlig invalid gewordenen Griech. Krieger.

Das progressive Fortschreiten des Feuergeschützes, welches S. 735 ff. erklärt wird, findet man, ausser vielen bekannten Werken, die der Vf. gebraucht zu haben scheint, auch in *Daniels Hist. de la mel. Franc.* Vol. I p. 334. Amst. 1724. 4.; in *Beckmanns* Gesch. d. Erf. I, 359—372, und gleichartige Nachrichten aus den Nürnbergischen Stadtrechnungen vom J. 1356, in der *kleinen Chronik Nürnb.* S. 26. (Alt. 1790. 8.)

Der Titel *Pfennig-Meister* (S. 749 und 754), der seit dem Anfange des 14 Jahrh. bis zur Auflösung des Römisch-Deutschen Reichs dem Vorsteher der Kriegscasse in jedem Hauptquartier, und später dem Verwalter der Reichs-Operations-Casse gegeben wurde, war nicht nur im Kriege, sondern bey den Staats-Verwaltungs-Cassen in mehreren Deutschen Ländern üblich, wo dem Ober-Rendanten das Prädicat: *Pfennig-Meister*, als eine ausgezeichnete Würde beygelegt wurde, wie dem Vf. von Münster und anderen Orten noch erinnerlich seyn wird. Jetzt werden dergleichen Vorsteher *Land-Rentmeister* genannt.

Der Meinung des Vfs. in der Anmerkung S. 766 ff. wegen der *Tarras-Büchsen*, treten wir völlig bey, glauben aber, dass der ursprüngliche Name verdorbenes Französisch sey.

B — s.

PHILOSOPHIE.

Breslau, b. Holäufer: *Begriff und Eintheilung der All-Wissenschaft oder der sogenannten Philosophie* von Dr. *Ludwig Thilo*, O. O. Prof. der Philos. an der Univers. zu Breslau. 1818. 92 S. 8. (12 gr.)

Das kühne Wort des Eleaten, Alles sey Eins, deutet, nach unserem Vf., bestimmt auf die erste Voraussetzung, die jede umfassende Ansicht macht, und die sie durch die That zu rechtfertigen unternimmt, wenn sie ein in sich geschlossenes Ganzes der Erkenntniss zu werden strebt. Es ist also der Grundspruch der All-Wissenschaft. (Wir glauben nicht, dass dieser Name, den der Vf. für Philosophie vorschlägt, Eingang finden werde. Wie man ihn auch erklären mag, er klingt zu anmassend.) Weder aus der Sinnenansicht (Empirismus), noch aus der Traumansicht (subject. Idealismus), weder aus dem Glaubenswahne, noch aus der Zweifelsucht, kann die Hoffnung einer Erkenntniss keimen, welche die ursprüngliche Voraussetzung einer All-Einheit zu bewähren vermöchte. Aus diesem unheimlichen Kreise tritt der Vf. also in die Mitte ein, wo das All mit dem Wissen wesentlich Eins ist. Hier setzt er voraus, dass die Dinge und die Gedanken aus Einer Wurzel stammen, oder dass in beiden das gleiche Grundwesen, und dieser der Punct ihrer Einheit sey. Ist diese Einheit nun eine wirkliche, lebendige: so ist sie die Verwirklichung selbst, die Ur-Kraft, oder ein in entgegengesetzte Strebungen ursprünglich entzweytes Grundwesen, und als solches die Quelle alles Denkens und Werdens, die unbedingte Ur-Thätigkeit, oder die schaffende Welt — *natura naturans.* Die Sinnenansicht ahnet schon in Allem ein Inneres, aus dessen Tiefe das Leben und die Bewegung quillt. Tiefer dringt die Einbildungskraft, und wagt es, die vorgehaltenen Larven abzunehmen, um das freye Spiel der wahren Gestalten unmittelbar und von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Den forschenden Geist indess befriedigt allererst die Ansicht der speculativen (nach dem Vf. schauenden) Vernunft. Indem diese das letzte Beywerk ausscheidet, und rein und lauter das Wesen der Dinge zu erfassen strebt, wird sie unmittelbar darin ihres eigenen Wesens inne, und erkennt sich als die wesentliche Einheit der Dinge und der Gedanken, als die allgemeine Vernunft. Da geht nun jene doppelte Welt des Werdens und Vorstellens in die Eine und selbe, in sich bestehende Welt des All zusammen, welche eben so wenig ein blosses Hervorbringen, als ein blosses Denken, sondern jene Urkraft ist, deren gemeinsame, unabtrennliche Eigenschaften beide sind. Das unendliche *Denken* ist die Wesenheit, das unendliche *Hervorbringen* ist die Wirklichkeit aller Dinge, als das Eine und untheilbare Grundwesen. Gott ist das Unerreichbar-Höchste. Die von Gott wesentlich verschiedene Welt kann nur das Unvollkommene seyn, das heisst aber keine blosse Verneinung des Urwesens, sondern wirkliche, aber beschränkte Bejahung Gottes, sein lebendiges Ab-Wesen, das Göttliche. Wenn also das Ur-Wesen = dem Seyn: so ist das Ab-Wesen = dem Streben zum Seyn, dem Wollen, dem Schaffen, der Urthätigkeit. Das Grundwesen der Welt ist jene schöpferische Urkraft, aus welcher das Werden und Wandeln der Dinge, oder ihre unendliche Wallfahrt zu Gott. Denn Alles, was wird, treibt das eingeborene Gefühl seiner Ungenügsamkeit in jenen rastlos kreisenden Weltstrom, der in seiner, Raum und Zeit durchwogenden Unendlichkeit den Abglanz des Ewigen, und in ihm die tiefe, unauslöschliche Sehnsucht nach Ihm trägt. Dieses Wesen der schaffenden Welt ist auch das Wesen der schauenden Vernunft. Sie strebt überall das Letzte, das In-sich-begründete an, in der Wissenschaft die unbedingte Erkenntniss, in dem Staate die freye, sich selbst erregende Sittlichkeit, in der Kunst jene in sich vollendete Schönheit, die alle Wünsche befriedigt. Und dringen wir vollends durch den geheimnissvollen Schleyer hindurch, der das Wirken und Weben der Natur verhüllt, wir erblicken dieselbe Vernunft, die hier schafft und dort schaut, handelt und bildet, die ursprüngliche Schöpferkraft, wie sie in allen Dingen nach höchster Wirklichkeit ringt. Also

die schaffende und die schauende V. sind Eine, die allgemeine V., die in ihrer unendlichen Selbst Anschauung sich als das Göttliche, oder wie sich Gott im Bilde erblickt. Solche Einheit Gottes ist freylich keine wesentliche, aber doch eine nothwendige, falls nur die Grundwesenheit der Welt eine eben so offenbare, als gewisse Voraussetzung Gottes, nicht etwa neben anderen Dingen, in sich enthält, als vielmehr unmittelbar und an und für sich selbst ist. Eine Erkenntniss, die nicht nur sich selbst als allgemeine Vernunft in dem Wesen der Welt wiedergefunden, sondern zugleich in dieser wesentlichen Einheit beider das Abwesen der Gottheit erkannt hätte, hätte die All-Einheit erreicht, und mit ihr den Anspruch, All-Wissenschaft zu seyn, erworben.

Hr. *Th.* sagt in der Vorrede: „Früher, bevor er die Schwelle betritt, wünschen wir den Jüngling veranlasst, die Wissenschaft ins Auge zu fassen, und, ihr gegenüber, seine Stellung zu ihr zu erkennen;" und hat also dieses Büchlein für Jünglinge geschrieben, die erst in das Studium der Philosophie sollen eingeleitet werden. Sollten diese wirklich im Stande seyn, das hier Gesagte zu fassen? Setzt nicht Vieles schon Bekanntschaft mit den Problemen der Wissenschaft und mit den Untersuchungen einzelner Philosophen voraus? Liesse sich denn nicht das Meiste viel verständlicher sagen? Und sollte der Lehrer der Philosophie nicht vornehmlich dahin streben, dass der Jüngling sich hüten lerne, in dunkelen Sprüchen Weisheit zu finden, und vor Allem nach Klarheit des Gedankens und nach Festigkeit des Grundes trachte? Was die Letzte betrifft: so wird Hr. *Th.* in dem Vortrage über die Wissenschaft selbst ohne Zweifel die Voraussetzungen nicht so schlechthin als solche vortragen, sondern wenigstens darthun, dass und warum vorausgesetzt werde und werden dürfe.

Die Philosophie zerfällt nach dem Vf. in die Gotteswissenschaft (Theosophie), und die Weltwissenschaft (Kosmosophie). Aber vermag die allgemeine Vernunft, die der Vf. als das Wesen der Welt setzte, ein von ihr wesentlich Verschiedenes anzuschauen, und, durch die allenfalls mögliche Art der Anschauung, ein unbedingtes Wissen von ihm zu Stande zu bringen? Hr. *Th.* übergeht diese sich aufdringende Frage nicht, sondern sucht die Bedenklichkeit auf folgende Weise zu heben. Alles eigentliche Wissen ist ein unmittelbares Denken, ein wirkliches Schauen. Die allgemeine Vernunft kann sich selbst anschauen, und erkennt, als die wesentliche Einheit der schaffenden und der schauenden Kraft, sich für jene Urthätigkeit, und in dieser als ursprüngliche Zweyfachheit entgegengesetzter Triebe. Der eine heisst der unendliche, als ein an sich grenzenloses Streben, der andere der endliche, als das jenen begrenzende Gegenstreben. Beide in ihrer grundwesentlichen, also unauflöslichen Einheit sind nichts Anderes, als das unendliche Ringen der Welt nach jener Fülle, die in Gott das Seyn ist. Unvermögend aber, die ursprünglich inwohnende Beschränktheit zu überwinden, und den wesentlichen Mangel zu ergänzen, können sie, statt des ewigen Seyns, nur ein augenblickliches Daseyn erzeugen, also nur den Schein von jenem gewinnen, und lösen sich, unbefriedigt damit, immer wieder in Schaffen und Werden auf. Ein ganz Anderes ist, was sie will, ein Anderes, was sie wird. Durch das Ganze weht ein tiefsinniger Geist, zu sehr in das Anschauen des Unerreichten verloren, um sich in irgend einer seiner Bildungen genügen zu können. Diese sich selbst erschauende Ungenügsamkeit der Welt deutet an, dass sie sich für das Abwesen, für das ewig werdende Bild Gottes erkennt. Darnach ist das Wissen von Gott und das Von-sich-selbst wissen der allgem. Vernunft wesentlich das Eine und unbedingte Wissen, und kein Unterschied zwischen beiden, als dass die unmittelbare Selbstbejahung der Welt in ihre Selbst-Anschauung, in jenem auch als die unmittelbare Selbstverneinung der Welt, und in dieser zwiefachen Gestalt zugleich als die Bejahung Gottes erscheint. Indem sich also die Welt selbst erkennt, sich als das bloss Gott-Ähnliche erschauend, schaut sie darin Gott unmittelbar im Bilde an. — Hr. *Th.* erkennt, man könne einwenden: wenn hienach vielleicht Gott ein nothwendiger Gedanke der sich selbst erkennenden Welt ist, ist er darum ein wahrhaft seyendes Wesen? Er meint aber, dass, wohl erwogen, der Zweifel sich selbst vernichte. „Wird, was allein möglich, das wahre Seyn verstanden, das in Gott das Wesen ist: so würde die Foderung, dieses unmittelbar und an sich in der Selbsterkenntniss der allgem. Vernunft nachzuweisen, Gott und die Welt als wesentlich Eins setzen, im Grunde also diese, und mit ihr sich selbst vernichten müssen. Denn die Weltwerdung Gottes, wie sie möglich, würde Weltvernichtung seyn. Wäre hingegen das uneigentliche, bloss scheinbare Seyn gemeint, das nur anscheinend gestillte — fixirte — Thätigkeit ist, — dieses als das Seyn Gottes denken, würde die Welt vergöttern, und Ihn verleugnen heissen." Diese Antwort scheint uns nicht befriedigend, vielmehr den Zweifel zu rechtfertigen, da sie ja eingesteht, dass ein Anschauen Gottes nicht möglich sey, woraus man nach den eigenen Äusserungen des Vfs. auf die Unmöglichkeit eines Wissens von Gott schliessen dürfte. „Unsere Behauptung, schliesst er den Abschnitt von der Gotteswissenschaft, lautet nicht mehr: Wenn die Welt: so ist Gott; sondern: Wenn schon die Welt: so ist vielmehr Gott. Oder was sie *scheint*, das *ist* Er; sie das in Wirklichkeit nur *abgebildete*, Er das *wahre*, das *Ur-Seyn*." Wir finden in des Vfs. Ausführung vielen Scharfsinn; dass wir aber auf dem von ihm eingeschlagenen Wege weiter als zum Gottesglauben, dass wir auf ihm zu einer eigentlichen Gotteswissenschaft gelangen, davon hat er uns nicht überzeugt.

Die Weltwissenschaft theilt der Vf. in die Wissenschaften der Natur, des Staates, des Wissens und der Kunst, und weist den Grund dieser Eintheilung in der vierfachen Gestaltung der Welt, als einer hervorbringenden, handelnden, denkenden und dichtenden Kraft nach. Mit der Logik, wie sie nach Aristoteles und Kant gefasst wird, ist er sehr unzufrieden. Sie soll „nicht mehr ein wesenloser Spiegel der Dinge" seyn, sondern „die Welt selber, ihr innerliches in der denkenden Kraft unmittelbar ergriffenes und für die selbstthätige Betrachtung enthülltes und gegenwärtig erhaltenes Wesen." Hegel ist, nach ihm, „der vielleicht verdienstvolleste unter den neueren Bearbeitern dieser Wissenschaft."

Überall hat der Vf. auf die Äusserungen Anderer, besonders der alten Griechischen Philosophen Rücksicht genommen, viele Stellen im Original angeführt, und manche richtiger erklärt, als sie gewöhnlich gefasst werden. Möchte er nur von den Alten auch die Klarheit des Vortrags lernen!

C. F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

BOTANIK.

München, im lithographischen Institut: *Flora Monacensis seu plantae sponte circa Monachium nascentes*, quas pinxit et in lapide delineavit *J. N. Mayrhoffer*. Commentarium perpetuum addidit *F. v. Schrank*. Vol. I. 1811. Vol. II. 1814. Vol. III. 1816. gr. Folio.

Dieses schätzbare Werk scheint gröfstentheils in Baiern seine Abnehmer gefunden zu haben. In anderen Ländern ist es weniger bekannt. Diefs mag Ursache seyn, dafs unsere Blätter keine Anzeige der ersten Bände enthalten. *Schrank* hat zu viele Verdienste um die Pflanzenkunde, als dafs sich nicht erwarten liefse, von ihm in diesem Werke nützliche Beobachtungen und bedeutende Berichtigungen zu finden. Wir wollen den Beweis davon liefern.

Tom. I. Gleich bey der ersten Pflanze (*Lotus filiquosus*) werden folgende zwey Anmerkungen gemacht: 1) Mit Unrecht werde von Linné und seinen Ausschreibern *Lotus pratensis filiquosus luteus* aus Bauhin angeführt, indem die Abbildungen, auf welche dieser Schriftsteller hinweist, den *Lotus conjugatus* vorstellen. 2) Da in der XVII Claffe die Hülse einen zu wichtigen Charakter angiebt: so glaubte der Vf. dem Beyspiele Scopoli's und Roth's folgen, und die Arten mit vierkantiger Hülse von den übrigen Lotusarten, die eine walzenförmige haben, absondern zu müssen. — Die Gattung der Salbey wird in die XIV Classe gesetzt, weil sie wirklich 4 Stamina hat, nämlich die beiden allgemein bekannten, und ein paar verkrüppelte, sehr kleine am Grunde der Oberlippe. Gewissermaßen könne man ihr gar 6 Stamina zuschreiben, indem die untere Fortsetzung der grofsen Staubfäden sich meistentheils als ein platt gewordener Beutel ausweist, der sogar bey einigen Arten einen Blüthenstaub entwickelte. Bey den Orchisartigen Blüthen weicht der Vf. von den Ansichten der übrigen Botanisten, besonders aber denen, welche Willdenow nach O. Swarz aufgestellt hat, ab; er sieht das, was Linné hier *Nectarium* nennt, für die wirkliche Blume, und namentlich für ihre Oberlippe an (das *Labellum* ist ihm die Unterlippe), die aber so gebaut ist, dafs sie zweykammerig ist, und zum Schutze der Antheren dient, die er daher mit Linné als zwey betrachtet. Über die *Corolla* dieser Familie, wie sie von anderen Botanisten genannt wird, hat er bekanntlich vor vielen Jahren seine Meinung geäufsert, dafs sie höchstens nur Kelch sey. — *Erythraea* hat bereits auch Willdenow als eigene Gattung anerkannt. — Den Streit, was Blume oder Kelch sey, und welcher in der beschreibenden Botanik zuweilen Undeutlichkeiten veranlafst, beseitigt der Vf. dadurch, dafs er eine Blüthe form, in welcher entweder Blume oder Kelch fehlt, *Perigonium* nennt, dabey aber doch dem gemeinen Sprachgebrauche folgt, je nachdem ihm dieser Theil das eine oder das andere vorzustellen scheint; so sagt er bey dem Wolfs-Sturmhute: *Perigonium pentapetalum*. — Bey der Linde äufsert der Vf. die Meinung, dafs wir in Deutschland nur eine einzige Art haben; er sah in Hinsicht auf die Gröfse der Blätter Mittelgröfsen, und macht die Bemerkung, dafs der durchgeschnittene Fruchtknoten bey der grofsblätterigen Linde fünffächerig ist; nur verdrängt gewöhnlich im Fortwachsen einer der Saamen alle übrigen, und die Scheidewände mit ihnen. — Der Rofs Castanienbaum ist polygamisch monöcisch (was wohl von der ganzen Gattung gilt). — Die Erscheinung, dafs die Rückenkräuter ihre Fructificationen am Wedel, also am Blatte tragen, giebt dem Vf. Anlafs, ähnliche Erscheinungen, welche in den höheren Classen Statt haben, namentlich den Ruscus und die Xylophyllen in Erinnerung zu bringen, erklärt sie aber sämmtlich dadurch, dafs er bemerkt, es gehöre, um diese Erscheinung hervorzubringen, nichts weiter dazu, als dafs das, was unter der Blattform erscheint, nicht eine blofse Verbreitung der Rinde, sondern eine völlige Auflösung des ganzen Stammes oder Astes in blattähnliche Gestalt sey. — Bey *Evonymus vulgaris* wird die Bemerkung wiederholt, dafs des Clusius *Evonymus II* nicht die gegenwärtige Art, sondern *E. verrucosus* sey. — Bey *Galanthus nivalis* lehrte den Vf. die Zergliederung, dafs die drey äufseren Blätter des Perigoniums eine wahre Blume, die inneren drey der Kelch, aber mit Blumensubstanz durchzogen seyen.

Bey *Papaver Rhoeas* wird angemerkt, dafs überhaupt die Mohngattung eigentlich *polygynisch* sey, indem der Deckel der künftigen Kapsel eigentlich keine Narbe sey, sondern nur die mehreren Narben trägt. — *Githago* wird in die Gattung *Lychnis* versetzt, weil der Vf. im lederartigen Baue des Kelchs keinen hinreichenden Charakter zu einer eigenen Gattung erkennt. So ähnlich übrigens *Agrostemma nicaeensis* unserem Deutschen Raden ist: so sind dennoch beide Arten sehr standhaft, wie sich der Vf. durch vieljährige Ausfaat über-

zeugt hat. — *Paris quadrifolia* setzt öfter allen ihren Theilen ¼ zu. — *Ciminalis grandiflora*, Linné's *Gentiana aculis*, die aber einen Stengel hat, nur dass er gewöhnlich kürzer ist, als die Blüthe. Sie ändert sehr in ihren Grössenverhältnissen ab, wovon einige Beyspiele angeführt werden. Hier auch die Bemerkung, dass Linné's *Gentiana* keine Gattung, sondern eine Familie von Gattungen sey, welche in ihrem Wesentlichen viel zu sehr von einander abweichen, als dass sie in einer Gattung beysammen stehen könnten. — In den südlichen Gebieten von Baiern hat der Landmann die Bemerkung gemacht, dass das Vieh vom Genusse der Erdbeeren das Blutharnen bekomme, welches übrigens nicht bedenklich ist, und lediglich dadurch geheilt wird, dass man das Vieh zu Hause behält, und mit Heu füttert. — Bey Gelegenheit der Zimmetrose wird die Bemerkung gemacht, dass es nicht nöthig sey, für diese und ähnliche Früchte mit Medicus eine eigene Benennung, *Antrum*, einzuführen: denn von der Vogelbeere durch die Rosenfrucht bis zur Erdbeere sey Alles ein einziges Gebilde, eine fleischig gewordene einfächerige Kapsel mit angewachsenem Kelche, nur dass sie z. B. bey der Vogelbeere geschlossen ist, bey der Rose klafft, und bey der Erdbeere, dem *Comarum* flach verbreitet ist. Bey *Geranium pratense* wird die Bemerkung gemacht, dass die Träger der Staubbeutel unverbunden seyen (was bey mehreren Geranien vorkommt). — Bey *Viola hirta* wird erzählt, dass bey mehreren Arten, namentlich bey dieser Art, zweyerley Blüthen, die von der bekannten Form, welche auch mehr oder minder ansehnlich sind, und ganz kleine, fast unscheinbare vorkommen. Der Vf. konnte kein bestimmtes Gesetz finden; es ergab sich nur, dass einige Veilchen zweyerley Blüthen tragen, von denen aber nur die unscheinbaren fruchtbar sind, z. B. *V. odorata*, *canina*, *hirta*; andere haben zweyerley Blüthen, und beide fruchtbar, z. B. *V. biflora*; wieder andere nur einerley Blüthen, z. B. *V. tricolor*. — *Aquilegia* erhält nach den Ansichten des Vfs. eine ganz eigene Beschreibung. Indem er dem schwankenden Begriff ausweicht, welchen Linné in der Ausübung mit seinem *Nectarium* verband: so beschreibt er das, was dieser eine *Corolla* nennt, als Kelch; die Linnéischen Nectarien sind ihm die Blumenblätter der äusseren Corolla, und die zehn linienförmigen, krausen, straff anliegenden Blättchen innerhalb der *Stamina* nennt er die innere Blume. — Bey der Zeitlose wird die Bemerkung gemacht, dass man an der Zwiebel eigentlich Gewächse von drey Jahren beysammen finde; und weil man doch in der Beschreibung von einem bestimmten Zeitpuncte ausgehen muss: so fängt er vom Frühling 1810 an; da fand sich eine kleine Zwiebel, welche einen Stengel mit Blättern und Frucht trug; gegen das Ende des Sommers verging dieser Stengel, und nun bildete sich die Zwiebel weiter aus; im Herbste war sie vollkommen, und wiess an ihrer Spitze, wo der Stengel gesessen hatte, eine tiefe, zweylippige Grube. Die eine (grosse) Lippe kommt in keine Betrachtung; aber ihr gegenüber sitzt eine kleine Lippe schildförmig da, bedeckt an ihrem Rücken mit einem braunen Häutchen; hebt man dieses Häutchen behutsam weg: so sieht man die ganz junge Zwiebel gleichsam in der Wiege; sie stellt ein kleines Körperchen vor, das ein kleines Knötchen mit einem Zapfen (die künftige Blüthe) stützt. Dieses Körperchen nun bildet sich während des Frühlings und Vorsommers 1811 auf Kosten der mütterlichen Zwiebel weiter aus, während diese immer mehr einkriecht und verschwindet; trägt endlich die Blüthe, bey deren Erscheinung über der Erde die mütterliche Zwiebel ganz verschwunden ist: denn die, welche zunächst an der blühenden sitzt, ist die, welche im Jahr 1810 geblüht hatte, und die mütterliche, hatte schon im Jahr 1809 geblüht. Nun bildet sich der kleine Körper immer mehr zur Zwiebel aus, und wird im folgenden Frühling einen Stengel mit Blättern und Frucht tragen. — Bey *Trollius europaeus* wird gegen Jussieu erinnert, dass die Blüthe, nach Angabe ihrer Zergliederung, allerdings kelchlos sey, wie sie schon Linné angegeben hatte.

Tab. 51. *Viola tricolor*. Beobachtungen haben dem Vf. augenscheinlich erwiesen, dass das unbedeutende Ackerveilchen, *Viola bicolor* mancher Schriftsteller, einerley Pflanze mit der hier abgebildeten sey; er hatte Gelegenheit, beiderley Blüthen auf Einem Stengel zu sehen. — Bey *Impatiens* wird der Widerspruch zwischen Linné und Gärtner in Hinsicht der Kapsel dadurch gehoben, dass der Vf. im unreifen Zustande der Kapsel wirklich fünf Fächer fand, die aber sehr dünne sind, und in der reifen verschwinden, wodurch sie einfächerig wird. — Bey *Tussilago nivea* werden drey Anmerkungen gemacht: 1) die Gattung, wie sie jetzt im Systeme steht, sey keine Gattung, sondern eine Familie von Gattungen, welche sich nach den bestehenden Regeln der Kunst nicht als eine einzige Gattung bezeichnen lässt; Tournefort habe mehrere Gattungen daraus gemacht, das müsse man wieder thun (auch Gärtner hat *Tussilago* und *Petasites* generisch unterschieden). 2) Was man bey der vorliegenden Art eine kriechende Wurzel nennt, ist eigentlich der Stengel (nicht Schaft, wie er gewöhnlich genannt wird, welcher sich nach dem Verblühen niederlegt, Wurzeln treibt, und von ihnen wohl gar unter die Erde gezogen wird, nachdem der in Blüthe gestandene Theil abgestorben ist). 3) Die Staubbeutel sind bey der vorliegenden Art nicht mehr zusammengewachsen, als beym Veilchen; sie fallen, wie bey diesem, nach dem Vertrockenen aus einander. — Was man bey *Oxalis Acetosella* gewöhnlich Wurzel nennt, ist nur eine *Radix notha*, und die körnerige Substanz an ihr sind die Reste der abgestorbenen Blätter; die wahre Wurzel liegt viel tiefer. — Bey *Asarum europaeum* (F. 63) wird die Bemerkung gemacht, dass angewachsene Kelche nothwendig einblätterig sind, auch wenn in der Folge die Kapsel mehrschaalig ist, weil zur Zeit, wenn sie es ist, von keinem Kelche mehr die Rede ist. Ferner seyen die Blüthenumhüllungen (Perigonien) selten nur Kelch oder nur Blume, sondern meistens beides zugleich, aber mehr oder weniger genau mit einander verbunden. — Bey *Actaea spicata* wird bemerkt, dass der specifische Charakter vom Verhältnisse der Länge der Staubfaden zur Länge der Blumenblätter keinen Unterschied zwischen

dieser Art und *A. rubra* abgeben, weil sie bey beiden Arten während des Verlaufs der Blüthezeit fortwachsen, anfänglich kürzer, dann gleich, endlich länger sind; aber die standhafte Farbe der Früchte unterscheide gut. — Auch bey *Symphytum tuberosum* gebe nebst dem Baue der Wurzel nur die Farbe dieser Wurzel und die der Blume einen die Art von *S. officinale* sicher und deutlich unterscheidenden Charakter ab. — Bey *Cypripedium Calceolus* wird die sehr künstliche, und gleichwohl ganz einfache Weise der Befruchtung erklärt, die man aber im Buche selbst nachlesen muss. — *Veronica Teucrium L.* erhält ihre Stelle wieder, von welcher sie durch die später eingeführte und unschickliche Benennung *Veronica latifolia* verdrängt worden ist. — Bey Gelegenheit der *Campanula rotundifolia* wird erzählt, die Zergliederung habe den Vf. gelehrt, dass die Blüthe der Glockenblume eigentlich ein *Flos thalamestemon* sey, aber von der Blume zieht sich eine dünne Verdoppelung an die Staubfäden hinüber, wodurch sie mit der Blume verbunden werde. Diese Blume komme übrigens, wie ebenfalls die Anatomie darthut, deutlich aus einer inneren, von der Rinde verschiedenen Schicht, wodurch freylich Jussieus Regel, dass alle einblätterige Blumen die Staubfäden an sich ausgewachsen haben, eine Ausnahme leidet, was übrigens nichts weiter beweist, als dass sie keine allgemeine Regel sey. — Bey *Crataegus Oxyacantha* wird angemerkt, dass *C. monogyna* nur eine unbedeutende Spielart sey, indem beiderley Fructificationen wohl in einer und derselben Tragdolde vorkommen; zwar zeigt sich auch, wenn die meisten oder alle Blüthen einweibig sind, an den Blättern eine schwache Verschiedenheit; aber eine äussere Ursache, welche so stark auf die Fructificationstheile wirkt, muss doch auch einige Kraft auf den übrigen Organismus haben.

Tom. II. Gleich bey der ersten Pflanze dieses Bandes, der *Jacobaea vulgaris* (*Senecio Jacobaea L.*) erinnert der Vf. an die Theorie, welche er früher über die Entwickelung der Strahlblümchen bey den Syngenesisten gegeben hat, indem diese Art einige Strahlblümchen entweilen, wodurch diese Theorie weiter bekräftigt wird. — Bey *Lathyrus pratensis* werden die beiden Synonymen, *Glandibus terrestribus congener*, aus Clusius, und *Legumen terrae glandibus simile*, aus Dodonaus, verworfen, weil sie sich so, wie sie da stehen, bey diesen Schriftstellern nicht finden, und letztere zwar dem Sinne nach bey Dodonäus vorkommt, aber zu *L. lathyrus sylvestris* gehört, und obendrein die Abbildung schlecht ist. — Bey *Orchis Morio* eine Erklärung, warum es so schwer halte, die Pflanzen durch Saamen zu vermehren; das, was man für den Saamen hält, ist seiner ungemeinen Kleinheit ungeachtet noch nicht der Saame, sondern ein beträchtlich grosser Beutel, in dessen einem Winkel ein verhältnissmässig sehr kleines Saamenkorn liegt, woraus begreiflich wird, dass derley Saamen von der allerkleinsten Erdscholle mussen erstickt werden. — Bey *Datura Stramonium* äussert der Vf. die Vermuthung, sie sey ein Deutsches, wohl gewiss ein Europäisches Gewächs: denn sie kann kein Flüchtling aus den Gärten seyn, weil sie da nicht aufgenommen wird, kann nicht von den Zigeunern ausgestreut seyn, weil sie auch in England vorkommt, wo es nie Zigeuner gegeben hat, was ausserdem mit dem Vorgeben streitet, die Pflanze sey in Amerika zu Hause, während man weiss, dass die Zigeuner ein Asiatisches Gesindel seyen. Gelegentlich verwirft der Vf. das Vorgeben, dass gewisse, ziemlich durch ganz Europa verbreitete Pflanzen Amerikanischen Ursprunges seyen, als *Lindernia Pyxidaria*, *Erigeron canadensis*, *Oenothera biennis* u. dgl. — Bey *Vinca* sind in der That zwey Griffel mit einer einzigen Narbe da, aber sie sind an einander gewachsen; und *Vinca minor* perennirt nicht mittelst der Wurzel, die nur einjährig ist, sondern mittelst des Stammes, der sich allmählig niederlegt, und zur falschen Wurzel wird. — Aron sey weder ein Gynandrist, noch ein Monöcist, sondern ein Polyandrist, bey welchem die Staubgefässe zwischen zwey Schichten von Stempeln in der Mitte stehen, einer äusseren, fruchtbaren, und einer inneren, unfruchtbaren, und alles das auf einem in die Länge gezogenen Blüthеboden. — Bey *Verbena officinalis* macht der Vf. die Anmerkung, dass es nicht nöthig sey, die mit zwey Staubfäden vorkommenden Pflanzen von den viermännigen zu trennen; ähnliche Gebilde kommen ja auch in anderen Gattungen vor, ohne dass man darum eine Trennung nothwendig findet. Was den Ort im System anbelangt: so setzt er sie mit Scopoli und Smith in die erste Abtheilung der 14 Classe, obschon die Eychen durch ein zelliges Wesen verbunden sind, welches aber bey der Saamenreife verschwindet (die Abtheilung hat auch ihren Namen von den nackten Saamen, nicht von den Eychen). — Bey *Prunus spinosa* wird die Entstehung der Stacheln kurz erklärt: sie sind eigentlich in der Knospe verbuttete Zweige. — *Astrantia major* ist ein völliger Polygamist, welcher in einer und ebenderselben Dolde männliche und Zwitter-Blüthen trägt. — Bey *Anagallis phoenicea* das Geständniss, dass sie sich durch nichts, als die Farbe der Blume von *A. caerulea* unterscheidet, welcher Charakter aber standhaft und in der Natur gegründet ist, indem unmöglich in einer gesunden Pflanze *dieses* Blau in *dieses* Roth, oder umgekehrt, übergehen könne; daher wird gelegentlich der Grundsatz aufgestellt: jeder Charakter ist gut, wenn er deutlich und standhaft ist. — Bey *Scabiosa succisa* wird ein Blüthenhaupt proliferirend abgebildet, wovon jedoch im Texte nichts gesagt wird. — Bey *Pyrus Amelanchier* die Anmerkung, dass die Wolle auf den jungen Blättern nicht organischer Natur sey, sondern ausgeschwitzter Saft, welcher beym Zutritt der Luft in diese Form gerinnt, was auch bey mehreren wolligen Überzügen der Disteln der Fall sey. — *Mentha nemorosa Willd.* sey nichts weiter, als eine Spielart von *Mentha sylvestris*. Das bewies dem Vf. das gleichzeitige Vorkommen beider Pflanzen an einem Platze bey München, wo sie beide an einem Bache vorkamen, aber die letztere am Bache selbst, die erstere in einer beträchtlichen Erhöhung über ihm, auf einem äusserst mageren und dürren Boden. — Bey *Prunus Padus* kommt die Bemerkung vor, dass man nicht nur die neueren Gattungen, in welche man den Linnéischen *Prunus* zerfällt hat, sondern auch seine *Amygdalus* wie-

der in Eine einzige Gattung verbinden solle, weil die unterscheiden sollenden Charaktere viel zu mikrologisch seyen. — Den Lerchenbaum nimmt der Vf. aus der Monadelphie der 21 Classe weg, und setzt ihn in die Polyandrie, weil der lange Körper, auf welchem die Staubfäden sitzen, nicht aus der Summe dieser Fäden entstanden, sondern eigentlich die gemeinschaftliche Spule ist, auf welcher sie aufsitzen, oder der Blütheboden. — Um den Honigsaft aus dem Sporne der Löwenmäuler zu erhalten, welche ihn als Behälter auffammeln, benehmen sich einige wilde Bienen sehr einfach: sie beissen den Sporn ab. In der Frucht des *Antirrhinum Linaria (Linaria vulgaris)* wohnt ein noch unbeschriebener Rüsselkäfer, der hier *Curculio Linariae* heisst. — Pollich zieht zu seinem *Chrysanthemum corymbiferum* das in den Ephemeriden der Deutschen Naturforscher abgebildete *Chrysanthemum foliis Matricariae* des J. M. Hoffmann, dessen Gebilde bey Gelegenheit der Abbildung des *Pyrethrum corymbosum* als ein paarweises Zusammenwachsen der Strahlblüthen erklärt wird. — Bey *Chrysosplenium alternifolium* sey das Vorkommen einer mittelsten Blüthe mit dem Zusatze eines ⅕ an allen Blüthentheilen lediglich seltene Erscheinung, keinesweges Regel. — Auch *Sanicula europaea* sey ein Polygamist, welche in einer und derselben Dolde männliche und Zwitter-Blüthen trägt. Bey Gelegenheit der *Viola canina* wird die Trennung derjenigen Arten, welche nur die kleinere spornlose Sorte von Veilchenblüthe tragen, und welche Ventenat unter dem Namen Jonidium gesammelt hat, gebilligt, weil ihr ausser dem so eben angeführten Charakter auch noch dieser andere zukommt, dass die Kelchblättchen am Grunde, nicht über dem Grunde aufsitzen. — Bey *Trifolium repens* wird die Bauhinische Synonymie verbessert, und angemerkt, dass die Pflanze eigentlich in Wurzeln übergehende Stengel habe, die eigentlichen Wurzeln aber nur einjährig seyen. — Bey *Prunella vulgaris* und *P. grandiflora* erneuert der Vf. seine schon vor vielen Jahren geäusserte Meinung, dass beide nur wie Spielarten von einander zu betrachten sind, indem nicht nur die angeblichen Charaktere nur scheinbar sind: denn wenn sich der Querdurchmesser der Blume bey *P. vulgaris* zum Längendurchmesser verhält wie 1 zu 2, und der Querdurchmesser der Blume bey *P. grandiflora* zweymal grösser ist, als bey *P. vulgaris:* so muss nothwendig der Längendurchmesser viermal grösser seyn, als bey *P. vulgaris*, weil $2:4 = 1:2$ ist; ausserdem findet man zahllose Übergänge der Einen Art in die andere (die *Prunella laciniata* mit eingeschlossen), und diese Übergänge erhält man lediglich durch die verschiedenen Standörter derselben Pflanze, in demselben Garten, was so weit geht, dass man am Ende nicht mehr im Stande ist, sie von einander zu unterscheiden. — Bey *Rhinanthus crista galli* wird gezeigt, dass der Charakter, welcher diese Art von *Rh. Alectorolophos* unterscheidet, gut und standhaft sey. — Bey *Veronica spicata*, bey welcher, wie bey allen Ehrenpreisarten mit ährenförmigem Blüthenstande die Blumen mehr röhren- als radförmig sind, verwirft der Vf. aus Gründen, welche er schon früher in den Denkschriften der Akademie angegeben hatte, die Heister'sche Gattung *Veronicastrum*, die man nicht wieder unter einem anderen Namen hätte einzuführen suchen sollen. — *Alisma Plantago* mit schwimmenden Blättern sey eine Folge des zufälligen Standortes, keine verschiedene Art, wie umgekehrt die schwimmenden Blätter der *Marsilea quadrifolia* (und der Nymphäen) durch den Standort in aufrechte umgewandelt werden, von welchen beiden Erscheinungen dann hier die Ursache angegeben wird. — *Myosotis arvensis*, welche Pflanze bekanntlich Linné m. *Myosotis palustris* zusammengeworfen hat, obschon diese letztere Art ausdauernd, die erstere ein Sommergewächs ist, giebt dem Vf. Gelegenheit, über den Grundsatz Linné's, *Pubescentia ludricera est differentia*, einen kleinen Commentar zu machen, und einen anderen über den Begriff von einjährig und zweyjährig, welchen bekanntlich Willdenow unrichtig aufgefasst hat, indem er alle unsere Wintergetreide-Arten als zweyjährig aufgeführt hat.

Tom. III. *Vicia sepium* wird zur Aussaat auf natürliche Wiesen empfohlen, weil sie einen ganz ansehnlichen Wuchs hat, ein schmackhaftes und gutnährendes Futter giebt, und sehr lebhaft ist. — *Anthyllis Vulneraria* ändert nach ihren Standörtern ganz ungemein ab, so dass man leicht geneigt werden könnte, mehrere Arten daraus zu machen, kennte man die Zwischenschattirungen nicht. — Bey *Phyteuma* dürfe die Anzahl der Griffelstücke nicht für irgend ein Kennzeichen angenommen werden, indem wohl an einerley Stengel Blüthen mit zwey und mit drey Griffelstücken vorkommen. — Die Gattung der Münze erwarte eine nach vieljährigen Versuchen bearbeitete Monographie, indem die dahin gehörenden Arten sowohl im freyen Naturzustande, als durch die Cultur sehr vielfältig abändern. — Der Vf. scheint nach eigenen Beobachtungen Willdenows Meinung, dass *Arctium Bardana* und *A. Lappa* zwey verschiedene Arten seyen, zu bestätigen. — Bey *Agrimonia Eupatoria* wird der entschiedenste Kelch, in dessen Bauche die Fruchtknoten sitzen, im Verlaufe des fernerem Wachsthums zur trockenen Beere, oder, wenn man will, zur einfächerigen Kapsel. — Zwischen *Pyrus Aria* und Persoons und Willdenows *Pyrus intermedia* gebe es Zwischenstufen, welche nicht erlauben, die beiden genannten Bäume für verschiedene Arten anzusehen. — Bey *Pinus sylvestris* wird zuerst die Etymologie ihres in vielen Gegenden üblichen Namens *Mantelbaum* gegeben, dann die Willdenowische Benennung *gemeine Fichte* gerügt, indem ihr diese Benennung, welche der *Pinus Picea du Roy* eigen ist, durchaus nicht zukommt, und endlich behauptet, dass *Pinus Mughus*, *Pinus Pumilio* und wahrscheinlich *Pinus Pinaster* unter sich und mit *Pinus sylvestris* einerley Art seyen; gewiss ist es, dass die Abbildung, welche Willdenow aus Jacquin bey *Pinus Pinaster* anführt, nach Jacquins eigener Versicherung zu Scopolis *Pinus Mughus* gehöre.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

BOTANIK.

MÜNCHEN, im lithographischen Institut: *Flora Monacensis seu plantae sponte circa Monachium nascentes*, quas pinxit et in lapide delineavit *J. N. Mayrhoffer*. Commentarium perpetuum addidit *F. v. Schrank* etc. Vol. I — III.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Orobanche major, *OO. minor*, *caryophyllacea* und *elatior*, und noch eine fünfte, welche dem Vf. vormals vorgekommen ist, hält derselbe zum Theil zwar für Spielarten, welche der Standort erzeugt, zum Theil für blofse Verschiedenheiten des Alters von einerley Pflanze. — Die Stacheln bey *Genista germanica* bewiesen sich dem Vf. als verkümmerte Zweige. — Von *Arabis alpina* wird *Draba III succulento folio* des Clusius als eigene Art unter dem Namen *A. clusiana* abgesondert, und beide nun folgendermafsen charakterisirt: *A. alpina: canescens, pilis trifurcatis hispida; foliis grosse dentatis: radicalibus oblongis, deorsum attenuatis, caulinis subovatis semiamplexicaulibus. A. clusiana pilis trifurcatis hispida; foliis nitidis, subdentatis integrisque: radicalibus oblongis, deorsum attenuatis, caulinis ovato-lanceolatis, semiamplexicaulibus; filiquis strictis.* — *Arabis hirsuta.* Unter diesem Namen wird Linné's und Willdenow's *Turritis hirsuta* aufgeführt, was auch Scopoli und Roth schon eher gethan haben; der Blüthenbau sowohl als der Habitus berechtigen nach des Vfs. Urtheile dazu. — Die ehemalige *Polygala Chamaebuxus* heifst hier *Tertria*, weil sie wirklich dem Charakter der *Polygala* nicht entspricht, was bereits Dillenius, Haller und Scopoli, und noch früher Tournefort erkannt hat, von welchem sie den Namen *Chamaebuxus* erhielt. Weil aber dieser Name nicht gut ist: so nannte sie der Vf. *Tertria*, nach *du Tertre*, einem Dominicaner, welcher uns über die Naturgeschichte, und namentlich über mehrere Pflanzen der Antillen, gute Nachrichten hinterlassen hat.

Bellidiastrum subalpinum, Linné's *Doronicum Bellidiastrum*, in welche Gattung es nicht gehört, weil die sämmtlichen Saamen Haarkronen haben; *Arnica Bellidiastrum* des Vfs. und Willdenow's, in welche Gattung sie eben so wenig pafst, weil die Strahlblüthchen gar keine Träger haben; Scopoli's *Aster Bellidiastrum*, wovon sie der Habitus und die aufrecht stehenden Kelchstücke unterscheiden; am nächsten komme sie dem *Erigeron*, dafür sind aber die Strahlblümchen viel zu breit. — Es ist bekannt, dafs *Daphne Cneorum* in Gärten äufserst schwer fortkomme; doch ist die Schwierigkeit nur scheinbar. Die Stämme legen sich nieder, und schlagen in verschiedenen Entfernungen einzelne Wurzeln, aber diese Wurzeln sind nur einjährig, daher auch dergleichen Stämme, selbst wenn man sie mit der ganzen Erdscholle aushebt, nur einen einzigen Sommer dauern; man mufs die wahre Wurzel aufsuchen, die freylich oft weit von der Stelle entfernt ist, an welcher sich das blühende Zweiglein befindet; diese hebe man aus mit allen ihren verschiedenen Stammtrieben, und es wird nicht mehr schwer seyn, wo die Lage vor zu starker Einwirkung des Sonnenstrahles geschützt ist, dieses kleine, aber schöne Erdholz fortzubringen. — Die Angabe der Schriftsteller, dafs *Viola mirabilis* blumenlose Stengelblüthen trage, sey nach des Vfs. Beobachtungen falsch; sie haben durchaus Blumenblätter, die aber sehr klein, und sehr hinfällig sind; im botanischen Garten erreichen sie sogar vielfältig die Gröfse und Form der gewöhnlichen Veilchen-Blumenblätter, und die Blüthen sind gleichwohl fruchtbar. — Bey *Hippuris vulgaris* lesen wir die Vermuthung, dafs diese Pflanze eigentlich mittelst ihres Stengels perennire, welcher, indem er fortwächst, sich allmählig niederlegt, und an den Gelenken kurzdauernde Würzelchen treibt. — An *Lysimachia Nummularia* sey Alles einjährig, und gleichwohl die ganze Pflanze perennirend: das kommt daher, weil sich alle Theile beständig erneuern, (weil sie beständig wieder durch neuen Nachwuchs ersetzt werden), und stark genug sind, dem Winterfroste zu trotzen. — Tab. 277 kommt eine doldenblüthige Hundsrose vor, und in dem dazu gehörenden Texte wird gesagt, die ungeheuere Menge der Rosen-Spielarten unserer Gärten komme nicht von den Künsteleyen der Gärtner her, sondern sey lediglich Werk der Natur, welche schon an der wildwachsenden Pflanze so viele Verschiedenheiten hervorbringt, welche an denen Theilen wahrgenommen werden, die bey anderen Pflanzen die standhaftesten und brauchbarsten zu seyn pflegen; doch gebe es, dieser Unbeständigkeit ungeachtet, einige Dinge, welche den systematischen Forscher ziemlich sicher leiten, nämlich die Form und Bekleidung der Fruchtknoten, auch die Bekleidung der Blatt- und Blüthen-Stiele, und des Stengels, die Form und öfters die Anzahl der Blättchen, die Kelch-

stücke, die Stellung und Form der Dorne, auch wohl zuweilen die Farbe. — Bey *Eurythalia germanica*, welche Willdenow's *Gentiana germanica* ist, scheinen dem Vf. die *GG. Amarella*, *uniflora*, *obtusifolia* und *uliginosa* mit Unrecht davon als besondere Arten getrennt zu seyn, indem sie sich bey einer herbstlichen Gebirgsreise alle nach den allmählig veränderten Standorten finden lassen, und mit ihnen noch zahlreiche Zwischenstufen. — Bey Gelegenheit des *Lotus corniculatus* wird *Lotus tenuifolius*, weil er sich standhaft aus Saamen fortpflanzt, als besondere Art anerkannt. — Bey *Gallium verum* nur die philologische Bemerkung wider einige Neuere, dass *Gallion verus* ein Fehler wider die Sprache sey. Die Griechen schrieben Γαλλιον oder Γαλιον, welches der Lateiner durch *Gallium* oder *Galium* ausdrückt. — *Euphrasia Salisburgensis* sey lediglich eine örtliche Spielart der *E. officinalis*, davon könne man sich zu Landshut alle Tage überzeugen, wo beide mit allen erdenklichen Abstufungen, und auf eine Art vorkommen, dass der Beobachter zugleich Unterricht erhält, wie diese Abstufungen und Übergänge bewirkt werden. — *Euphr. tridentata* sey nur eine Spielart der *E. Salisburgensis*. — Der Vf. macht wahrscheinlich, dass *Trifolium alpinum* und *T. flexuosum* einerley Pflanze seyen; gewiss weiss er, dass der Letztere oft sehr unmerklich abgebogen sey. — *Spergula nodosa* sey nicht knotig, sondern scheine nur so, wenn wegen des mageren Standortes die in den Blattachseln steckenden Zweiglein sich nicht ausbilden können. — Bey *Senecio vulgaris* die Bemerkung, dass diese Gattung (in welche der Vf. nur die strahllosen Arten der Linnéischen Gattung aufnimmt) von *Cacalia* lediglich durch die an der Spitze nicht verbrannten Kelchschuppen verschieden sey. — Bey *Sedum Telephium* wird durch Vergleichungen dargethan, dass *Sedum* und *Sempervivum* sich als Gattungen nicht unterscheiden lassen.

Hamburg, b. Campe: *Monographia generis Potentillarum.* Scripsit *Jo. Georg. Christ. Lehmann*, Med. et Philos. Doct., Phys. et histor. natural. Prof. 1820. 201 S. 4. mit 20 Kupfern.

Durch die Bearbeitung der Primeln und Asperifolien hatte der Vf. schon seinen Beruf zu Erweiterung der Pflanzenkunde bewiesen. In diesem Werke beurkundet er denselben aufs Neue und desto rühmlicher, da erst vor 4 Jahren die Gattung *Potentilla* von *Nestler* in einer eigenen Schrift gründlich abgehandelt war. Indess hat die vor uns liegende Arbeit bedeutende Vorzüge vor der *Nestler*'schen. Nicht allein sind 21 neue Arten, grösstentheils aus *Willdenow's* Sammlung hinzugekommen, sondern die bekannten Arten sind kritisch genauer geprüft, die Charaktere und Synonyme berichtigt, und gute Beschreibungen hinzugefügt. Dadurch ist nun diese Gattung, bisher eine der schwierigsten, jetzt eine der am besten untersuchten, und die Bestimmung der Arten wird besonders durch die Charaktere und Beschreibungen *Lehmanns* ungemein erleichtert. Wir wollen zuerst die wichtigsten unter den neuen Arten aufführen, und nachher die Aufklärungen schon bekannter Arten hinzufügen.

1. *Potentilla Sprengeliana* (T. 3), *caulibus adscendentibus erectis, foliis pinnatis ternatisque, foliolis obovato-cuneatis serratis pubescentibus, extimis subrotundis majoribus, stipulis integerrimis.* Aus Sibirien, als *P. fragarioides* in *Willdenow's* Herbarium. Die *Linné*'sche Pflanze unter dem letzteren Namen unterscheidet sich durch *stipulas serratas* und *caules reptantes*. *P. rupestris* durch aufrechte Stämme und weisse Blumen, welche bey der neuen Art goldgelb sind. 2. *P. Filipendula Willd. herb. caule erecto, foliis interrupte pinnatis patenti-pilosis, foliolis lanceolatis pinnatifido-serratis, minoribus integerrimis, extimis confluentibus, stipulis incisis.* Aus Davurien. Mit gelber Corolle, die länger als der Kelch ist, und weisszottigem Fruchtboden. 3. *P. tanacetifolia Willd. herb., caule adscendente, foliis pinnatis hirsutissimis, foliolis lanceolatis pinnatifido-serratis, summis oppositis, terminali petiolato, stipulis lanceolatis.* Aus Sibirien. Mit bleichgelber Corolle und weiss zottigem Fruchtboden. 4. *P. sanguisorba Willd. herb.* (T. 5), *caule erecto, foliis pinnatis utrinque glaberrimis, foliolis obovatis obtuse-serratis, pinnatifidis, stipulis incisis.* Aus Sibirien. Mit ochergelber Corolle und ganz plattem Fruchtboden. 5. *P. virgata Lehm., caule erecto virgato, foliis digitatis novenatis septenatisve, foliolis lanceolatis pinnatifidis supra glabris-subtus niveo-tomentosis, corollis parvis (pallide-flavis), petalis obovatis integerrimis (calyce duplo longioribus).* Das Vaterland ist unbekannt. 6. *P. taurica Willd. herb.* (T. 9), *caule erecto multifloro, foliis quinatis, foliolis obovatis basi cuneatis antice serratis (appresso-pilosis), sericeis, petalis obcordatis calyce paullo longioribus.* Aus Taurien. Diess ist *P. hirta Nestl.* und *rupestris Falck*. *P. hirta Linn.* unterscheidet sich hauptsächlich durch abstehende Haare, durch die tieferen Einschnitte der Blätter, wodurch diese fast halbgefiedert werden, und durch die beynah umgekehrt lanzenförmige Gestalt der letzteren, die bey der *P. taurica* umgekehrt eyförmig sind. 7. *P. petraea Willd. herb.* (T. 11), *caule adscendente, foliis quinatis, foliolis cuneiformi-rhomboideis superne inciso-serratis utrinque sericeis incanis, corollis parvis, petalis obcordato-subrotundis calycem superantibus.* Aus Dichilan im nördlichen Persien. 8. *P. flagellaris Willd. herb.* (T. 12), *caule sarmentoso, filiformi, foliis quinatis, foliolis lanceolatis serratis subglabris, pedicellis axillaribus solitariis filiformibus elongatis, petalis obovatis integerrimis calyce paullo longioribus.* Aus Sibirien. Mit goldgelber Blume und wolligem Fruchtboden. 9. *P. elatior Schlechtend. in Berl. Mag.* 7, 295 (T. 14), *caule erecto longissimo, foliis ternatis petiolatis, foliolis ovalibus acute serratis venosis utrinque subglabris, petalis obovatis integerrimis calycem paullo superantibus.* Mit borstigem Fruchtboden, welcher der Pflanze das Ansehn eines *Geum* giebt. Aus Sibirien. 10. *P. fragiformis Willd. herb., caule erecto paucifloro, foliis ternatis, foliolis obovato-subro-*

tundis obtuse dentatis utrinque patenti-pilosis maxime villosis, petalis obcordatis calyce paullo longioribus. (T. 15.) Von den Aleutischen Inseln. 11. *P. velutina Lehm., caule ascendente paucifloro, foliis ternatis, foliolis cuneiformibus truncatis apice obtuse dentatis, pilis fasciculatis utrinque canescentibus velutinis, petalis subrotundis integerrimis calyce paullo longioribus.* Aus dem südlichen Frankreich. Ist *P. subacaulis Cand.* Die Linnéische Pflanze unter dem letzteren Namen ist durch *folia quinata ternatave* und durch kürzere steifere Haare unterschieden. *P. velutina* ist in Garidel T. 109 abgebildet. 12. *P. Vahliana Lehm., caule erecto subunifloro, foliis ternatis, foliolis lateralibus cuneiformibus trifidis, terminali rhomboideo, hirsutissimis subtus nitidis albo-flavescentibus, petalis subreniformibus calyce duplo longioribus.* Aus Grönland. Ist *P. hirsuta fl. dan.* 1390. Dieser Name konnte nicht bleiben, da die Michaux'sche gleichnamige Pflanze früher bekannt war. 13. *P. nana Willd. herb.* (T. 17), *caule erecto subunifloro, foliis ternatis, foliolis subrotundo obovatis obtuse dentatis utrinque pilosis subtus canescentibus, petalis obcordatis calyce triplo longioribus.* Von den Aleutischen Inseln. 14. *P. angustifolia Willd. herb.* (T. 19), *caule ascendente multifloro laxo, foliis ternatis, foliolis angusto-lanceolatis serratis margine revolutis, supra subglabris subtus niveo-tomentosis, petalis obcordatis calycem vix aequantibus.* Aus dem östlichen Sibirien. 15. *P. biflora Willd. herb.* (T. 20). *caule erecto apice subbifloro, foliis ternatis tenuissime pilosis, foliolis lateralibus profunde bipartitis terminali tripartito, segmentis linearibus integerrimis margine ciliatis* (*calyce receptaculoque villosis*). Aus dem östlichen Sibirien.

Unter den schon bekannten, aber hier sicherer bestimmten Arten zeichnen wir aus: 1. *P. fragarioides L.*, unter deren Namen häufig *P. rupestris* vorkommt, und die in Willdenow's Sammlung unter dem Namen *P. poterioides* erscheint. Die rankenden Stengel, die langen, weichen, gelblichen Haare, welche auf den Blättern einen seidenartigen Überzug bilden, und die kleinen oblongen Blätter unterscheiden diese Art. 2 *P. viscosa Donn.*, die als *P. longifolia* und *nudicaulis* in Willdenow's Sammlung liegt, von Hornemann und Willdenow als *P. pensylvanica*, und von Forskal als *P. dentata* aufgeführt worden, unterscheidet sich von *P. pensylvanica* durch *fol.* (*non interrupte*) *pinnata, foliolis superioribus confluentibus subfalcatis*, und durch den Kleber, womit alle Theile überzogen sind. Dass die Blattansätze vorzugsweise eingeschnitten und bey *P. pensylvanica* glattrandig seyn sollten, findet sich nicht bestätigt. 3. *P. arguta Pursh.* Diese unterscheidet zwar der Vf. von *P. pensylvanica*; allein die angegebenen Charaktere passen auf die letztere grosstentheils: denn am Ende läuft Alles auf das mehr oder weniger Grauliche der oberen Fläche der Blätter und auf die breitere oder schmalere Form der Blattansätze hinaus. Diese Dinge machen wohl eine Varietät, aber keine besondere Art. Auch hat *Nuttall* sie ausgelassen, und begreift sie also wahrscheinlich unter *P. pensylvanica*. 4. *P. sericea L.*, in Gärten fast beständig mit *P. multifida* verwechselt, ist hier sehr gut unterschieden durch *folia utrinque tomentosa*, eigentlich *supra sericea subtus villoso-tomentosa*, da bey *P. multifida* die Blätter oben fast glatt sind. Bey der letzteren werden die Blätter *oblonga*, bey der *P. sericea ovata* genannt. Bey jener finden wir sie *lineari-lanceolata acuta*, bey dieser *oblonga obtusa*. Den *caulis pauciflorus* hätten wir nicht als Charakter der *P. sericea* aufgenommen, da doch eben so viel Blüthen vorkommen, als bey *P. multifida*. 5. *P. astracanica Jacqu.* und *recta L.* sind auch hier nicht deutlich unterschieden. Der Hauptcharakter scheint in den *foliis septenatis* der letzteren zu liegen, die doch nicht immer zugegen sind. Auch der *caulis ascendens* der ersteren geht durch den Anbau verloren. 6. *P. obscura W.* und *hirta L.* bleiben auch hier noch unmerklich unterschieden. Denn die angedrückten Haare der ersteren und die geringere Länge der Corollentheile sind nicht hinreichend zur specifischen Unterscheidung. 7. Bey *P. pedata Nestl. Horn.* oder *rubens Allion.* wird richtig bemerkt, dass sie einerley mit *P. bithynica hort. vindob.* sey. Späterhin wird eine andere unter demselben Namen als zweifelhaft aus dem *hort. hafn.* genannt, welche zu *P. canescens Besser.* gehört. Zu der letzteren kommen, nach dem Vf., *P. assurgens Vill., ascendens Kit., recta Lapeyr.* und *hungarica Willd. herb.* Aber mit Recht schliesst der Vf. *P. Güntheri Spr.* aus, welche Nestler dazu rechnete. Der Vf. hat die letztere hier abbilden lassen. 8. Bey *P. argentea L.* bemerkt er mit Recht, dass die Oberfläche der Blätter oft glatt ist. Das ist sie besonders in Nordamerika. 9. *P. collina Wib.*, gewiss eine gut unterschiedene Art, die aber häufig mit *P. canescens Bess.* verwechselt wird, weicht von dieser durch kürzere und breitere Blätter ab; übrigens steht sie ihr sehr nahe. 10. Bey *P. intermedia L.* nennt der Vf. die Blätter *subglabra*; allein das sind sie nicht, sondern eigentlich *villosa*, wie unsere Exemplare, bey Prag gesammelt, beweisen. *P. opaca Engl. bot.* 2449 zieht der Vf. hieher; dort werden die Blätter *hairy, not hoary* genannt. Gehört *Quinquefolium luteum montanum erectum hirsutum C. Bauh. prod.* 139 hieher: so sieht man auch aus der Beschreibung, dass die Blätter haarig und *parte inferna tantillum incana* sind. Sollte diess Synonym nicht mit mehrerem Rechte zu *P. opaca L.* gehören? Hr. *L.* führt die älteren Synonyme wenig oder gar nicht an. Aber auch Villars sagt von seiner *P. intermedia*, welches doch gewiss die Linnéische ist: *ses feuilles sont velues*, und die Synonyme: *P. villosa Hall. fil.* und *P. alchemilloides Willd. herb.* bezeugen dasselbe. 11. *P. incisa Desfont.*, die Nestler T. 4 doch nach Garten-Exemplaren abbilden lassen, ist im Ganzen gut beschrieben; aber die Blättchen sind viel schmaler, die Haare sind nicht so abstehend und roth, als sie der Vf. schildert. Auch hätte als Synonym *P. humifusa Nuttal. gen. plant. amer.* I. 300 dazu gefügt werden können. Diese ist nicht *P. humifusa Willd. herb.*, welche der Vf. mit Recht zur *P. opaca L.* bringt. — 12. Von *P. verna* unterscheidet der Vf., als eigene Art, *P. crocea Schleich.* oder *heterophylla Lapeyr.*, *filiformis Vix.*, *salisburgensis*

Jacqu. Lesen wir seine Beschreibung: so werden nur zwey Unterschiede klar, nämlich der höhere Wuchs der *P. crocea* und die stumpfen Zähne des Blattrandes. Indess geht *P. verna* auch im platten Lande, auf grasigen Hügeln, oft in die Höhe, und die Zähne des Blattrandes sind auch bey *P. verna* stumpf. Wir glauben also doch, dass die *P. verna* unter unzähligen Abarten auch diese macht. 13. *P. caulescens L.* hat fast immer auf der unteren Fläche behaarte Blätter, deren Rand, wie hier richtig angegeben wird, mit weichen weissen Haaren besetzt ist, die Corolle ist mehrentheils länger als der Kelch. 14. Zu *P. simplex Michx.* wird mit Recht *P. sarmentosa Willd. enum.* und *Nestl.* gezogen, und diese Art sehr gut beschrieben. 15. Zu *P. norvegica* wird mit Recht *P. fragarifolia Hopp.* gezogen. 16. Bey *P. grandiflora* werden die Blätter *acute serrata* genannt. So sind die kleineren Blätter geformt, allein die grösseren haben ganz zugerundete Zähne, und können eher *profunde crenata* genannt werden. 17. *P. villosa Pursh.* ist in Willdenows Sammlung unter dem Namen *P. lucida.* Sie ist hier (T. 16) gut abgebildet, doch war es wohl nicht möglich, die äusserst zottige Beschaffenheit der Blattflächen darzustellen. Merkwürdig sind die grossen, braunen, häutigen Blattansätze an dem Wurzelstock. 18. *P. subacaulis L.* und *Cand.* sind nach dem Vf. zwey ganz verschiedene Pflanzen. Dass die letztere vom Vf. *P. velutina* genannt wird, haben wir schon oben bemerkt. Doch ist Wallroths *subacaulis* gewiss nur Abart der *P. verna.* 19. Dass *P. retusa fl. dan.* 799 zur *P. tridentata Ait.* gezogen wird, können wir nicht billigen. Die erste Pflanze hat haarige Blätter, die besonders unten ganz grau sind, und goldgelbe Blumen, welche nicht länger als der Kelch sind. Der Vf. meint, die Abbildung sey nach einem schlechten Exemplar gemacht. Allein das lässt sich kaum annehmen, und wir glauben wirklich, dass jene Pflanze der Dänischen Flora eine neue Art ist.

Die Kupfer sind sehr gut gearbeitet, und wir müssen nur bey dieser trefflichen Arbeit bedauern, dass der Vf. die Diagnosen der schwierigen Arten nicht schärfer hervorgehoben, und dass er die älteren Synonyme vernachlässigt hat. K. S.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Hortus Belvedereanus*, oder Verzeichniss der bestimmten Pflanzen, welche in dem grossherzogl. Garten zu Belvedere, *bey Weimar*, bisher gezogen worden, und zu finden sind, bis weitere Fortsetzungen folgen. Erste Lieferung. VII u. 180 S. 8. (18 gr.)

Der schon durch andere mühevolle botanische Arbeiten bekannte Prof. der Botanik des Grossherzogs von Weimar, Hr. D. *Dennstedt*, unterschreibt sich unter der Vorrede, und giebt in derselben Nachricht über die Einrichtung dieses Verzeichnisses, dessen Erscheinung, wegen des ausserordentlichen Zuwachses, welchen die Pflanzensammlung durch den rastlosen Eifer ihres erlauchten Besitzers erhalten hatte, und wodurch die früheren Verzeichnisse unbrauchbar geworden waren, nothwendig wurde. Nur die vom Vf. bisher genau bestimmten Gewächse werden aufgeführt. *Aitons Hort. Kew.* ist zu Grunde gelegt, und die Benennungen desselben angenommen, indem der Garten seine meisten Gewächse aus England erhält, und die dortigen Reichthümer so gross sind. Durch Cursivschrift sind die beygefügten bekanntesten Synonymen unterschieden; noch passender würde diesen auch der Autor beygesetzt seyn, um die Synonymen verstehen zu können, da gleichnamige Synonymen verschiedener Autoren so oft verschiedene Gewächse bezeichnen. Die Anordnung ist der Bequemlichkeit des mercantilischen Zweckes wegen alphabetisch, vielleicht folgt nach des Vfs. Versprechen später einmal ein wissenschaftlich geordnetes Verzeichniss, wo dann die neuen und unbestimmten Pflanzen näher bezeichnet, charakterisirt und beschrieben werden sollen. So erwünscht diese Erscheinung seyn wird: so wird es doch gut seyn, erst die neue *Enum. horti Berolinensis* von *Link* abzuwarten, damit nicht neue Gewächse zugleich unter verschiedenen Namen beschrieben werden. Die Dauer und Haltung der Gewächse ist durch die gewöhnlichen Zeichen und Buchstaben angegeben. Einige Nachrichten über die im Garten gewöhnliche Cultur sind angenehm. Sehr lobenswerth sind die Varietäten in einen Anhang verwiesen, und über sehr variirende Gewächse, Rosen, Aurikeln u. s. w. künftig eigene Verzeichnisse versprochen.

Den meisten Arten sind Preise beygesetzt, und die Erscheinung dieses Katalogs muss einem jeden Pflanzenliebhaber um so angenehmer seyn, als er hier richtig bestimmte Gewächse zu erhalten hoffen darf, was sonst bey dem gewöhnlichen Pflanzenhandel selten der Fall ist. L. R.

DRUCKFEHLER.

In der Recension von *Meyer Esprit* u. s. w. der Erg. Bl. von 1819 No. 94 und 95 S. 565 Z. 40 v. o. nach: *beiden*, setze hinzu: *ersteren*. Z. 42 v. o. st. *Lautigildum* l. *Leutigildum*. S. 565 Z. 16 v. u. st. *conruratores* l. *coniuratores*. S. 569 Z. 19 v. o. st. *Wincke* l. *Vincke*. S. 572 Z. 10 v. o. st. *la voisinage* l. *le voisinage*. st. *la comte* l. *la comté*. Z. 7 v. o. st. *apurée* l. *épurée*. S. 573 Z. 32 v. o. st. *quelges* l. *quelques*. S. 574 Z. 16 v. o. st. *des sus* l. *dessus*. st. *inamoribilité* l. *inamovibilité*. S. 575 Z. 30 v. o. st. *pretension* l. *prétensions*. Z. 9 v. u. st. *de peu* l. *le peu*. Z. 10 v. u. nach *l'avis* ist das ; wegzustreichen. S. 576 Z. 5 v. u. st. 558 l. 55. Z. 7 v. u. st. *l'ordres* l. *l'ordre*. Z. 9 v. u. st. *Dosfaus* l. *Dosfans*. Z. 15 v. u. st. *wurde* l. *wurden*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

THEOLOGIE.

Hannover u. Leipzig, b. den Gebr. Hahn: *Magazin für christliche Prediger.* Herausgegeben von Dr. *Christoph Friedrich Ammon.* Vierten Bandes erstes Stück. Mit dem Bildnisse des Hn. Dr. Marezoll in Jena. 280 S. 8. 1819. (18 gr.)
[Vgl. Erg. Bl. 1819. No. 88.]

Abhandlung. Von der richtigen Beurtheilung des Zeitgeistes. Unter dem Zeitgeiste versteht Hr. D. *Ammon* „die Summe von Ideen, die auf besondere Anregung in einem Menschenalter aus der grossen Masse unserer Erkenntnisse lebendig hervortritt, und die Gemüther beschäftigt.“ Es ist ganz richtig, dass sich kein vernünftiger Grund denken lasse, der uns bestimmen könnte, den Zeitgeist unbedingt zu billigen oder zu missbilligen; aber das hat auch wohl keiner im Ernste behauptet. — Die genaue Bestimmung dessen, was man sich unter dem herrschenden Zeitgeiste zu denken habe, sey den grössten Schwierigkeiten unterworfen, weil der Geist und die Bildung des Menschen nach dem Einflusse des Himmelstrichs, der Nationalität, der Regierung, ja selbst wieder nach der Individualität einzelner Personen verschieden sey, und der jetzige Zeitgeist einem Meteore gleiche, dessen wahre Gestalt nur von einem sehr scharfen und geübten Auge erblickt und gefasst werden könne; — weil die Quellen, aus welchen man eine bestimmte Kenntniss desselben zu schöpfen gedenke; neue Schwierigkeiten darbieten, da er sich anders in fliegenden Blättern, anders in den Schriften ruhiger Denker, und wieder anders in dem Munde des Volks ausspreche; — weil, wer sich rühmen wolle, den Geist der Zeit erfasst zu haben, nicht nur in den vorzüglichsten Wissenschaften sicheren Raum gewonnen haben, sondern auch die erfoderliche Gelehrsamkeit besitzen müsse, den gegenwärtigen Standpunct unserer Intellectualität mit früheren Perioden zu vergleichen, verbunden mit einem freyen Blick zu dem reinen Ideale des Schönen, Wahren und Heiligen, um Lob und Tadel nach richtigen Grundsätzen auszusprechen. Der Vf. will sich also bloss auf Weltweisheit und Theologie einschränken. — Wir übergehen, was er, sehr im Allgemeinen, von der ersten sagt, und bemerken nur, dass wir „eine Energie, welche nahe an die Heftigkeit des Parteygeistes und der Leidenschaft zu grenzen scheint,“ die Hr. *A.* in den Darstellungen politischer Ansichten bemerkt haben will, auch in den Darstellungen theologischer Ansichten gefunden zu haben glauben, und er selbst von ihr nicht immer frey geblieben seyn möchte. — Als theologische Lieblingsmeinungen unseres Jahrzehends führt der Vf. folgende an: 1) *Wir bedürfen nur der Religion, und keiner Dogmatik.* Uns scheint, was Hr. *A.* dawider sagt, ein Kampf gegen Windmühlen. Den Werth der wissenschaftlichen Dogmatik hat wohl noch kein Theolog geleugnet; man hat nur, und gewiss mit Recht, behauptet, dass nicht Alles, was zur wissenschaftlichen Dogmatik gehöre, auch in den Volksunterricht tauge. Weit früher, als man daran dachte, Religion bloss als einen Aufschwung zu dem Unendlichen zu betrachten, schrieb *Less* seine praktische und *Griesbach* seine populäre Dogmatik. Das Volk bedarf nur der Religion, aber um zu verhüten, dass sie sich bey ihm nicht in die Labyrinthe einer schwärmerischen Einbildungskraft verliere, müssen die Lehrer in die Tiefen der wissenschaftlichen Dogmatik hinabsteigen, und aus ihr dasjenige auswählen, was sie für ihren Zweck brauchbar finden. 2) *Alle positive Theologie ist und bleibt bloss Menschenerfindung.* Als eine Lieblingsidee unseres Jahrzehends können wir diese Behauptung, wenn wir, wie hier geschieht, Theologie mit Religion gleichbedeutend nehmen, wenigstens nicht gelten lassen. Sie gehört einer weit früheren Periode an; die meisten Theologen sind bereits wieder von ihr zurückgekommen, und nur sehr wenige, auch unter den sogenannten Rationalisten, dürften sich weigern, die Behauptung des Vfs. zu unterschreiben, dass eine abstracte Vernunftreligion nur für Compendien und Schulen tauge, die Religion des Lebens hingegen von jeher positiv gewesen sey, und es bleiben werde bis an das Ende der Tage. 3) *Jeder Glaube an eine unmittelbare Offenbarung Gottes widerstreitet einer gesunden Philosophie.* Auch diess wird nicht allgemein behauptet; die Zahl der Supranaturalisten ist vielleicht eben so gross, wie die der Rationalisten, und es würde vielleicht weniger Streit unter ihnen seyn, wenn die Wörter „mittelbar und unmittelbar,“ die, auf Gott angewandt, immer dunkel bleiben, sie nicht von einander entfernten. Dem Rec. wenigstens ist jede Offenbarung Gottes, auch die man sonst gewöhnlich mittelbar nennt, in sofern sie als Offenbarung gedacht wird, unmittelbar; er kann sich mit einem Gotte nicht befreunden, der, neben dem künstlich eingerichteten Uhrwerke sitzend, es alle Ewigkeit hindurch mit Wohlgefallen ablaufen sieht, und, wie die seligen Göt-

ter beym Homer, im Nichtsthun seine Seligkeit findet, und wählt, sich bescheidend, dass wir bey unserem Reden über Gott ohne einen gewissen Anthropomorphismus nicht fertig werden können, lieber die Vorstellung eines noch jetzt lebendig und thätig eingreifenden und wirkenden Gottes. Auf dem Standpuncte des religiösen Glaubens ist es immer nur Gott, der da wirkt, und dem Gläubigen verschwinden die Mittelursachen, die nur auf dem Gebiete der theoretischen Naturforschung gelten, und ohne jenen Glauben uns in eine unendliche Leere führen. 4) *Man muss die Bibel, wie jedes menschliche Buch, im Geiste ihrer Zeit lesen.* So allgemein auch diese, nach des Vfs. eigener Behauptung richtige Foderung in unseren Tagen geschieht: so hört man doch auch nicht selten das: *Religiosa religiose!* 5) *Die Vernunft ist die höchste und entscheidende Richterin alles Glaubens und aller Religion.* So einverstanden wir mit dem Vf. sind, dass unsere wirkliche Vernunft nur ein sich langsam und stufenweise ausbildendes Vermögen sey, welches nicht Quelle unserer Erkenntniss, sondern höchstens ihrer Gesetze und Regeln heissen könne: so ist doch dadurch über das Verhältniss unserer Vernunft zur Religion und zum Christenthume, als einer gegebenen Offenbarung, nichts Entscheidendes gesagt, und Hr. *A.* scheint hierüber mit sich selbst noch nicht im Klaren zu seyn, wie auch aus dem Sendschreiben an *Harms* hervorgeht, von dem wir nachher reden werden. — Dass da, wo entschieden Gott gesprochen hat, die Vernunft schweigen müsse, begehrt auch der Rationalist nicht zu leugnen, wofern es ihm nur erst unumstösslich erwiesen ist, dass Gott wirklich Etwas in dem Sinne geoffenbart habe, in welchem der Supranaturalist diess behauptet.

I. *Predigten.* A. Predigten über die sonntäglichen Evangelia. 1) Am Sonntage Invocavit. *Wie der Christ der inneren Versuchungen zur Sünde mächtig werde.* Abgerechnet, dass der erste Theil, der eine nähere Bezeichnung dieser inneren Versuchungen enthält, nicht eigentlich im Thema liegt, ist die Predigt vortrefflich. 2) Am Sonntage Jubilate. *Der Ursprung der Freude aus der Traurigkeit.* Von dem Hn. Superint. D. *Thienemann* in Rochlitz. Sehr zweckmässig wird diese Predigt am Schlusse casuell, indem sie auf den Verlust, den die Stadt durch mehrmaligen Brand erlitten hat, mit wenigen Worten anspielt. B. Predigten über Sonntagsepisteln. 1) Am achten Trinitatissonntage. *Aufklärungen der Religion über den wahren Lebensgenuss des Christen.* Von dem Herausgeber. Der Eingang enthält eine starke, aber wahre Anklage unseres Zeitalters, und die Predigt verdient insonderheit auch wegen ihrer sorgfältigen Benutzung des Textes als Muster empfohlen zu werden. 2) Am 25 n. Trin. 1818. *Von der Gewalt des christlichen Glaubens an ein ewiges Leben.* Von dem Hn. Pastor *Müller* in Neumark bey einem Besuche in Mühlhausen gehalten. Sie enthält nach unserem Gefühl zu viel Declamation. Auch möchte sich gegen das, was der Vf. als das Eigenthümliche des *christlichen* Glaubens an ein ewiges Leben aufstellt, Manches einwenden lassen, falls, wie der Vf. behauptet, auch die Vernunft einen lebendigen Glauben an Unsterblichkeit zu begründen im Stande ist. Sehr gelungen ist der Schluss der Predigt. C. Predigten über freye Texte. 1) *Dass es die höchste Pflicht des Christen sey, immer an Gott zu denken,* über 1 Joh. X, 30. Von dem Herausgeber. Wenn es in dieser sonst sehr vorzüglichen Predigt von den Leidenschaften heisst, „dass sie mit *lebendem* Ungestüm in dem Inneren des Menschen wüthen“: so dünkt uns das etwas sonderbar ausgedrückt. 2) *Die Pflicht, unser tägliches Brod mit Danksagung zu empfangen,* über Marc. VIII, 6. Von einem Ungenannten. Dass der Vf. sich in dieser Predigt, wenn auch nur beyläufig, wider das Brodbrechen im Abendmahl erklären würde, hätten wir um so weniger erwartet, da es uns für die Gemeinde, vor der sie, nach dem Tone des Ganzen zu urtheilen, wahrscheinlich gehalten worden ist, ganz unnöthig dünkt. 3) *Über den Ton in Familien,* über Phil. IV, 8. Von dem Hn. Senior *Heydenreich* in Merseburg. Ein Wort zu seiner Zeit geredet, dem man nur etwas mehr Wärme wünschen möchte. D. Fest- und Casual-Predigten. 1) Am ersten Advent. *Dass sich unsere Pflichten häufen, je länger wir dem Reiche Jesu auf Erden angehören,* über Röm. XIII, 11 — 14. Von dem Herausgeber. 2) *Fromme, dankbare Erinnerung oder ein wehmüthig lehrreicher Hinblick christlicher Unterthanen auf das ruhmvolle Leben der vollendeten Sophia Charlotta, Königin von Grossbritannien.* Eine Predigt über Sir. 44, 1 — 15, gehalten zu Hameln den 13 Dec. 1818 von *G. C. H. Evers,* P. Diese mit dem Motto des Hesiod: Γυνὴ χρηστὴ κάλλιον ἐστ' εἶναι gezierte Predigt verkündigt in einem populären Tone das Lob einer trefflichen Fürstin, zu deren Verherrlichung die Römischen Kaiserinnen Messaline und Agrippine, Catharine von Medicis und Heinrichs VIII sechs Gemalinnen aus dem Schoosse der Unterwelt hervorkommen müssen. Der Ausdruck: „Ihr Vater hatte es mit dem König von Preussen verdorben,“ ist wohl für die Kanzel nicht edel genug. Auch das: „Nun sitzt er da, der ehrwürdige Alte (Georg III), und weiss es nicht, dass er sein grösstes Erdenglück, seine treue Charlotte, verloren hat,“ sowie die Anspielung auf die unglückliche Ehe des jetzigen Königs, möchte vielleicht Manchem anstössig seyn. 3) Am Ehejubelfeste Sr. Majestät, des Königs von Sachsen, den 17 Jan. oder am 2 p. Epiph. 1819. *Gottes Verherrlichung in unserem Haus- und Familien-Leben.* Vom M. *Hergang,* Prediger zu St. Maria und Martha in Budissin. Einen höheren Schwung nimmt diese Ehejubelpredigt, in der wir schon im Eingange des Königs Haupt mit „der Rautenkrone und mit der Myrthe der Liebe“ geschmückt sehen. 4) Am ersten Pfingsttage. *Die Begeisterung der Apostel in dem Zusammenhange ihres Bewusstseyns.* Von dem Herausgeber. Das Thema ist etwas dunkel ausgedrückt, wie überhaupt die ganze Predigt, ungeachtet einzelne Stellen trefflich sind, nicht Klarheit genug hat. E. *Homilien.* Unter dieser Rubrik erhalten wir nur eine, aber sehr merkwürdige: *Von den falschen Propheten,* am achten Trinitatissonntage gehalten von dem Hn. Archidiak. *Harms* in Kiel. Wir wollen, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur bey dem Anfangsgebete stehen bleiben, von dem die Leser auf das Übrige schliessen können: „Herr, sey du mit mir!

Ob denn noch Jemand auf der Welt mit mir ist, oder die ganze Welt wider mich wäre, soll denn mir gleich seyn. (Unmöglich kann, wenn Gott in der That mit ihm ist, das dem Hn. Archidiakonus gleich seyn. Wie? er sollte nicht wünschen, dass sie alle der hohen Seligkeit genössen, deren er sich freut? — Paulus sagt in der Stelle, die Hr. *Harms* wahrscheinlich vor Augen hatte, etwas ganz Anderes.) Ich spreche nicht, wie David: Thue ein Zeichen an mir, dass mirs wohlgehe, dass es sehen, die mich hassen; ich begehre nicht, du weisst, was im Menschen ist, du weisst auch, dass ich nicht begehre, du möchtest mir zuströmen lassen die Herzen der Menschen, wie Wasser (wenn Hr. *H.* diess auch um seiner selbst willen nicht begehrt: so sollte er es doch um der armen Menschen willen begehren, damit sie durch ihn wieder zu der Quelle des lebendigen Wassers zurückgeführt würden), und meines Amtes Erfolg darstellen, als einen sonnenklaren Beweis, oder dass du dich mir offenbartest als Stimme, als Gesicht, in welch anderer Gestalt. Wohl säh' ich gern, den meine Seele liebt, von welcher Offenbarung mancher Fromme spricht, und sich derselben freut mit unaussprechlicher Seligkeit, — nein, das begehre ich nicht. Aber das bitt' ich von dir, und das wollest du mir nicht weigern, dass du mir gebest alle Zeit tiefere Einsicht in dein Evangelium (wir sagen dazu: Amen!), und allezeit grösseren Muth, es zu verkündigen vor der Gemeinde, und all wer mich hört, dabey ich nimmer mich wägen lass, oder wiegen von allerley Wind der Rede darüber, noch dass mir durch die Glieder fahre die Zugluft weltlicher Rücksichten. Bleibe mir eben so verborgen, o Jesu, wie du heiligeren Seelen (welche Demuth!) dich kund giebst, ich kenne dich daran und habe daran doch genug, wenn du mir zu predigen giebst, und deinen Muth in die Seele, dass ich mit Freudigkeit meinen Mund aufthu. O willst du erbeten seyn? Wie du ja kommst auch wohl ohne unser Gebet, und das Gebet mitbringst, so thust du jetzo, so hab' ich dich, mein Herr und Gott, in diesem Leben hab' ich dich; mein Muth bist du, mein Trost, mein Licht, auch heute meine Zuversicht, mein Trotz, mein Trotz, mein Wagen, so will ich Amen sagen, es ist nicht mein, diess Amen, Herr, ist dein! Amen." Wer Hn. *H.* kennt, wird nach diesem Anfangsgebet schon vermuthen, dass über Alle, die nicht so denken, wie er, der Bann ausgesprochen wird. Nach manchen Stellen in dieser Homilie kann es in den anderen christlichen Kirchen, die doch Hr. *H.* in seinen Thesen für herrliche erklärt, überall keine rechtschaffenen Christen geben: denn sie theilen nicht den allein seligmachenden Glauben an die Augsburgische Confession. Es ist Schade um Hn. *H's.* ausgezeichnetes Talent, dass er sich zuweilen in Tändeleyen und Spielereyen gefällt, und durch seinen unglücklichen Thesenstreit sich verleiten lässt, auch die Kanzel zum Tummelplatz seiner wahrlich nicht erbaulichen Fehden zu wählen.

II. *Besondere Vorträge und Altarreden.* 1) *Das Verhältniss des Orgelspielens zur kirchlichen Andacht*, über Col. 3, 16, bey der Einweihung der neuen Orgel zu Lauenstein gesprochen von dem Hn. Superint. M. *Krehl* zu Pirna. Dieser Vortrag ist im ersten Theile mehr Abhandlung, als Rede; im zweyten Theile stellenweis sehr gelungen. 2) *Abendmahlsfeyer am Charfreytage* 1819. Von dem Herausgeber. Erhebend für den Leser, wie sie es gewiss um so mehr für die Abendmahlsgenossen gewesen ist.

III. *Kritische Übersicht der neuesten theologischen Literatur.* Unter der Rubrik: Religionsphilosophie, folgt ein Schreiben des Herausgebers an den Hn. Archidiakonus *Harms* in Kiel: *Über die Abspannung und Überspannung der Vernunft in der Religion.* Richtig bemerkt Hr. *Ammon* gegen *Harms*, dass der, welcher den Glauben von der Vernunft trennt, sich zu einem Ultrasupranaturalism bekenne, der jedes freye und in unserem Gemüthe begründete Fürwahrhalten unmöglich macht, und dafür allen Schwärmereyen die elfenbeinerne Pforte öffnet. Auch darin sind wir mit Hn. *A.* einig, wenn er behauptet: „Die Evidenz des Wissens beruht auf der Coincidenz des Gedankens mit dem Seyn in der Apperception; die Evidenz des Glaubens aber auf der Coincidenz des Gedankens mit der Idee in der Einheit und Totalität des Bewusstseyns, beide also auf Gründen, die in den innersten Tiefen unseres vernünftigen Wesens liegen." — Rec. ist mit *Harms* einverstanden, wenn dieser behauptet, dass die Religion über die Vernunft, diese als ein besonderes Vermögen im Menschen betrachtet, hinausgehe, hält aber die vernünftige Natur im Menschen überhaupt mit *Ammon* für das Organ, wodurch Gott zu dem Menschen spricht. Wäre keine Empfänglichkeit für die richtige Idee des höchsten Wesens in der menschlichen Seele: so würde auch Gott ihr nichts offenbaren können. — Wenn Hr. *A.* gegen *Harms* behauptet, dass die Voraussetzung desselben, es sey keine Religion aus dem Menschen selbst geschöpft, nur von den historischen Volksreligionen der Erde, nicht aber von der allgemeinen Naturreligion gelte: so wird dieser dagegen einwenden, dass ihn das nicht treffe, weil er diese, in sofern sie alles positiven Grundes entbehre, nicht für Religion halten könne. Möchte übrigens dieser Hn. *Ammons* Worte erwägen, und so lange erwägen, bis er sie gefasst hätte: „Wenn der Erhabene, der Alles trägt durch sein mächtiges Wort, das erzeugende und nährende Princip unserer Vernunft ist: so ist sie wieder das *empfangende*, *ordnende* und *durchdringende* Princip seiner Religion, und es ist vergeblich, das zu trennen, oder sich feindlich gegenüber zu stellen, was Gott selbst so genau verbunden hat." — Hr. *A.* erklärt es für eine ausgemachte Wahrheit, dass die allgemeine Religion noch jetzt aus blosser Vernunft geschöpft werden könne. Wir glauben nicht, dass sie jemals aus blosser Vernunft geschöpft worden ist, oder auch noch jetzt daraus geschöpft werde, sondern halten sie ursprünglich für ein Product der Offenbarung — denn auch vor Christo hat sich Gott unserer Überzeugung nach nicht bloss den Juden, sondern auch den Heiden geoffenbart — von dem jetzt die Vernunft wohl wahrscheinliche Gründe angeben kann, die sie aber ohne eine höhere Offenbarung nicht aus sich selbst zu schöpfen im Stande seyn würde. — In dem, was Hr. *A.* S. 217 und 218 von dem Vorzuge der Offenbarungsreligion vor der Vernunftreligion sagt, werden ihm Viele von denen, wel-

che er sonst als seine Gegner zu betrachten gewohnt ist, Recht geben, ohne dass sie ihm darum in seinem Urtheile über das Verhältniss der Vernunft zur Offenbarung näher ständen. Nicht alle Rationalisten verwerfen alles Positive im Christenthume; manche unter ihnen sind von den Vorzügen der geoffenbarten christlichen Religion lebendig überzeugt; aber ungeachtet dieser Überzeugung glauben sie dennoch auf dem Wege der wissenschaftlichen Untersuchung der Vernunft das Primat zugestehen zu müssen, und fodern daher von den sogenannten eigenthümlichen Wahrheiten der christlichen Religion, dass sie, wenn auch nicht von der Vernunft gefunden, und in ihr liegend, — doch von ihr gebilligt werden können. — Was nach Hn. *A.* das Verhältniss der Vernunft zum Christenthume sey, darüber hat er uns auch hier im Dunkeln gelassen; Rec. wenigstens ist, so viel Schönes und Gutes er auch in dem, was Hr. *A.* darüber sagt, gefunden hat, doch in der Hauptsache unbefriedigt geblieben. Die vielen Gleichnisse, in denen sich der Vf. gefällt, tragen eben nicht dazu bey, seine eigentliche Meinung zu erläutern, sondern verbergen sie vielmehr sehr oft vor den Augen des Lesers. — Ausserdem sind noch 15 Schriften aus den verschiedenen Fächern der Theologie kurz beurtheilt.

IV. *Miscellen.* 1) *War Paulus ein Jüdischer Mönch?* — Hr. *A.* glaubt diese Frage, vorausgesetzt, dass *Less* die Nasionier nicht mit Unrecht Jüdische Mönche nenne, bejahen zu müssen; doch ständen dieser Behauptung wichtige Bedenklichkeiten entgegen, die auch kurz angeführt werden. 2) *Hat Paulus das Evangelium verbessert?* — Sie wird verneint. Das Resultat der ganzen Untersuchung ist: „Christus ist der einzige Meister und Grund des Baues; seine Schüler aber, auch Paulus, sind nur Mitarbeiter, Diener und Brüder.“ 3) *Philologische Sporaden.* — Hier sind uns die „klugen Kinder im Zeichen des Steinbocks und des Krebses geboren,“ unverständlich; auch begreifen wir nicht, was der Schluss hier soll: „Was ich gegen die Supranaturalisten schrieb, werde ich nun und nimmermehr widerrufen.“ — Wohl, denn schon der herrliche Celsus, der die Rationalisten der Medicin genau kannte (*de medicina l. I praef.*), spricht: *levia ingenia, quia nihil habent, nihil sibi detrahunt. Magno ingenio, multaque nihilominus habituro, convenit etiam simplex veri erroris confessio.* (l. VIII c. 4.) Muss denn jede Gelegenheit vom Zaune gebrochen werden, den verhassten Rationalisten einen Hieb zu versetzen? — Diess ist um so auffallender, da in der *Kritischen Übersicht* u. s. w. mit Einzelnen, z. B. *Niemeyer* u. A. sehr glimpflich verfahren wird.

†—m—†.

DARMSTADT, b. Heyer u. Leske: *Predigten*, in der grossherzoglich Hessischen Hofkirche zu Darmstadt gehalten von *Ernst Zimmermann*, grossherzogl. Hofdiakonus. Erster Theil. 1816. XII u. 379 S. Zweyter Theil. 1818. 399 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Es ist im Fache der Homiletik eine erfreuliche Erscheinung, dass man in unseren Zeiten wieder anfängt, die religiösen Vorträge mehr an die Bibel zu knüpfen, und die Texte nicht als blosse Motto's zu gebrauchen. Von dieser lobenswerthen Umgestaltung der Kanzelvorträge geben vorliegende Predigten einen angenehmen Beweis. Der Vf., der sich dem Publicum schon durch andere Arbeiten als einen denkenden Mann bekannt gemacht hat, giebt uns hier ein Buch, das in jeder Predigtsammlung einen ehrenvollen Platz verdient; sie sind kein Erbauungsbuch vom gewöhnlichen Schlage, und verdienen die Aufmerksamkeit aller Gebildeten. Rec. wünscht daher recht sehr, dass sie ein grösseres Publicum finden mögen, als bloss die Subscribenten. Die meisten dieser Predigten sind gediegene Arbeiten, und zeugen von der glücklichen Darstellungsgabe des Vfs. Vorzüglich machen wir die Leser im ersten Theile aufmerksam auf No. 16 — 18, wo der Vf. mit einer ächt protestantischen Freymüthigkeit einige Gebrechen der Zeit laut rügt, und empfehlen diese edle Freymüthigkeit allen Predigern als Muster. Die Freymüthigkeit, wenn sie *edel* ist, und nicht in pöbelhafte Ausdrücke ausartet, ist in dem Geiste des Protestantismus begründet, und sollte das Eigenthum aller Prediger seyn, die sich protestantische nennen.

Der zweyte Theil enthält 25 Vorträge, welche mit gleichem Fleisse bearbeitet sind; wir tragen daher Bedenken, einem oder dem anderen geradehin den Vorzug zuzugestehen. Die ersten 10 Predigten sind im J. 1815 gehalten, in welchen uns besonders die verständige und ächt religiöse Rücksicht auf die Zeitbegebenheiten gefallen hat. Denn darin besteht nicht bloss die Kunst, sondern auch ein grosser Theil der Wirksamkeit des Geistlichen, dass er, wo möglich, jeden Vortrag zu einer Casualpredigt zu machen verstehe. Hr. Z. wird sich daher gewiss auch in dieser Hinsicht den Dank derer erwerben, welche in dieser Weise sich bilden wollen. — Die Bibel ist auch hier immer trefflich benutzt, und der Vf. zeigt, dass er ihren rechten Gebrauch vor vielen Anderen verstehe. Denn diejenige Predigt verdient noch nicht eine *biblische* genannt zu werden, welche eine Menge biblischer Sprüche enthält; sondern diejenige, welche zur Kräftigung der dargestellten Wahrheit, der gegebenen Ermunterung, des angebotenen Trostes, der ernstlichen Warnung ein heiliges Bibelwort ausspricht, das, wie mit einem Zauberschlage, den Glauben befestigt, den Willen kräftigt, für das Heilige entflammt. — Endlich kann Rec. diese Predigten, vorzüglich in unseren Tagen, sowohl den Geistlichen, als anderen christlichen Familien auch desshalb empfehlen, weil sie, fern von Kopf und Herz verderbender Schwärmerey, mit einer Klarheit abgefasst sind, die jeden unbefangenen Leser ansprechen muss. — Die Sprache des Vfs. ist edel und gebildet; sie ist eine der herrlichen Blumen, die auf dem Acker einer frommen religiösen Begeisterung entspriessen. Überhaupt aber sind die Vorzüge dieser Predigten so mannichfaltig und gross, dass wir aufrichtig wünschen, ihnen recht viele Freunde zu gewinnen.

O. O. P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NEW-YORK, b. Schmidt: *Der Deutsche Freund.* Eine Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung. Herausgegeben von *Friedrich Christian Schäffer,* M. A. Ersten Bandes erstes Stück, October 1819. 16 S. (Der Preis des einzelnen Stücks 12½ Cents; 10 Stücke 1 Thaler Amerik. Geld.)

Es ist erfreulich, zu sehen, wie Deutsche, in einen fernen Welttheil versetzt, den Sitten und der Sprache des Mutterlandes treu zu bleiben suchen. Über das gegenwärtige Unternehmen äussert sich Hr. *Schäffer,* ein geschätzter 27jähriger Geistlicher in New-York, der Deutschland niemals betrat, im Anfange des Stücks auf folgende Weise: „Im September 1818 wurde der *Deutsche Freund* angekündigt. Ungeachtet der Stoff für das vorgeschlagene Januarheft bereit war: so war doch die Zahl der Unterschreiber zu gering, dem Verleger die Bezahlung der Unkosten zu sichern. Man that Verzicht, in Hoffnung, dass noch so viele Freunde der Deutschen Sprache und Literatur ihr Antheil an einem solchen Unternehmen bezeigen würden, als wenigstens hinlänglich wäre, um den Verleger in den Stand zu setzen, ohne Verlust den Druck eines Jahrganges zu wagen. Allein in dieser Hoffnung wurde man getäuscht. Der Plan, nach welchem das Werk erscheinen sollte, musste also geändert oder bey Seite gelegt werden. — Wenn der Verkauf dieses Heftes die Unkosten bestreitet, wird das Werk fortgesetzt, so dass der Jahrgang aus 8, 12 oder mehreren Heften bestehen wird. Doch wird jedes Heft, 16 Seiten enthaltend, eine selbstständige Schrift seyn."

Hienach zu urtheilen, scheint also das Interesse für Deutsche Literatur nicht bedeutend in der Umgegend von New-York zu seyn. — Das vorliegende Stück enthält mehrere Aufsätze vermischten Inhalts. — Z. B. einen Brief an den Herausgeber über die Verunstaltung der Deutschen Sprache durch fremde Wörter; — einen kurzen Aufsatz über *Ebeling;* — über die Verhandlungen der Deutschen evangelisch-lutherischen Synode von Pensylvanien und den benachbarten Staaten, gehalten in Harrisburg, in der Trinitatiswoche 1818. Unter anderen wurde in dieser Synode, die aus 51 Predigern bestand, beschlossen: dass dem jüngeren Theile der Philadelphischen Gemeinde die seligmachende Lehre unseres Herrn, den Grundsätzen der evangelischen Kirche gemäss, in der *Englischen Sprache* beygebracht und gepredigt werden sollte. Jedoch wurde in einer Ministerial-Versammlung früher (im J. 1805) auch beschlossen, dass das jetzige Lutherische Ministerium in Pensylvanien *ein Deutschredendes Ministerium* bleiben solle. Man erfährt auch aus diesem Hefte, dass in New-York verschiedene Freunde der Literatur eine Gesellschaft unter dem Titel: *Das Teutonische Lyceum der Literatur,* gebildet haben. Es besitzt dieses bereits die berühmtesten Deutschen Werke. Es ist die Einrichtung getroffen, dass die besten und neuesten Deutschen Schriften und Zeitschriften baldmöglichst nach ihrer Erscheinung in den Teutonischen Lyceum zu finden seyn mögen.

Welcher Deutsche wird solchem Unternehmen nicht Glück wünschen!

Das vorliegende Heft ist auf sehr gutem Papier mit etwas altfränkischen Deutschen Lettern gedruckt. Die Sprache hat etwas Fremdartiges, so dass doch wohl zu erkennen ist, dass die Deutsche Sprache dem Herausg. nicht völlig eine lebendige ist. Wer erkennt diess nicht z. B. in der Stelle: „Der Europäer, insonderheit der Deutschen war sehr häufig in dem letzt verflossenen Jahren."

F...k.

MARBURG u. CASSEL, b. Krüger: *Sylvan,* ein Jahrbuch für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde auf das Jahr 1819 von *C. P. Laurop,* Grossherz. Bad. Oberforstrath, und *V. P. Fischer,* Grossherz. Bad. Forstrath. Mit farbigem Umschlag, Titelvignette und mehreren Kupfern. 210 S. kl. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1819. No. 234.]

Die Leser aus dem Forst- und Jagd-Fache, und alle, die als Liebhaber dieser Zweige an den dahin gehörigen Erscheinungen Antheil nehmen, freuen sich gewiss mit dem Rec. der regelmässigen Fortsetzung dieses Taschenbuchs. Der Inhalt des gegenwärtigen Jahrganges ist folgender. *Aus meinem Leben;* von dem königl. Sächs. Oberforstrath *Cotta.* Mit achtungswerther Bescheidenheit erzählt. Hr. *Cotta,* geb. in der kleinen Zillbach den 30 Oct. 1764, ist stufenweise vom Unterförster an zu seinem jetzigen Wirkungskreise gediehen: im J. 1795 wurde er Wildmeister in Zillbach; im J. 1810 erhielt er den Ruf nach Sachsen. Bey Veranlassung einer ihm aufgetragenen Flurvermessung, die er 1788 beendigte, hatten sich verschiedene Forstlehr-

linge bey ihm eingefunden. Diefs der Anfang zu einer Forftlehranftalt, welche im J. 1795 förmlich organifirt wurde. Eine folche Carrière mufste zu der vielfeitigen Bildung führen, welche eben Hn. *Cotta* eine fo vollgültige Stimme in theoretifcher und praktifcher Beziehung fichert. Die naturhiftorifchen Auffätze find: 1) *die Winterfchläfer (Myoxus)*, und zwar a) *der Siebenfchläfer (M. Glis)*, b) *der Gartenfchläfer (M. Nitela)*, c) *der Hafelfchläfer (M. Muscardinus)*, von *E. G. Fleifcher* in Leipzig; 2) *der Leithund (C. venaticus)* vom Fr. *von der Borch*; 3) *die Brandente (Anas Fadorna)* von *Fifcher*; 4) *der Flufsadler (Aquila haliaëtus)* von *Fleifcher*; 5) *der Strandreuter (Himantopus melanopterus)* von *Fifcher*. Alle recht gut, dem Jagdfreund aber befonders No. 2. 3 und 5 willkommen. In einer kleinen Abhandlung fetzt Hr. *Laurop* die Urfachen *der Geringfchätzung des Förfterftandes* aus einander. Er findet fie 1) in dem geringen Grade der Bildung bey den meiften Individuen diefes Standes; 2) in der Art, wie Förfter von ihren vorgefetzten Behörden behandelt werden; 3) in der Geringfchätzung, die der Förfterftand von anderen vorgefetzten Beamten oft zu ertragen hat; 4) in der eigenen Herabwürdigung vieler Individuen durch rohes Betragen und unerlaubte Handlungen. Rec. würde hinzufetzen, dafs in manchen Staaten auch die niedrigen Befoldungen der Förfter hieran Antheil haben. Der topographifche Artikel liefert uns eine fchöne *Befchreibung* und eine eben fo fchöne *Zeichnung der Moritzburg in Sachfen* von *F. W. Cotta*. *Die Forft- und Jagd-Denkwürdigkeiten des verfloffenen Jahres aus dem füdlichen Deutfchlande, insbefondere aus den Rheingegenden* find diefsmal voller lebendiger Jagdfcenen, die Jagdliebhaber finden viele Wolfs- und Luchs-Jagden und mehrere feltene Vögel erwähnt. Rec. wünfcht diefen Artikel noch etwas mehr auf die Denkwürdigkeiten des Forftwefens erftreckt. Hr. *Graf von Sponeck* erzählt unter der Rubrik einer *fonderbaren Fafanenjagd* ein Beyfpiel, welches zeigt, wie gut die wilden Thiere ihre *natürlichen* auch wilden Feinde kennen und zu unterfcheiden wiffen. Zu einer folennen Fafanenjagd hatte fich zum Verdrufs der Jäger ein Fuchs eingefchlichen. Die Wirkung war wider die Erwartung erwünfcht. Die Fafanen erhoben fich nur zu einer Höhe von 5 — 6 Fufs, und konnten, die Augen auf ihren Erbfeind gerichtet, leicht erlegt werden. Die in der Folge verfuchte Einlaffung eines fuchsähnlichen Hundes hatte aber eine verfehlte Wirkung, die Fafanen flogen alle davon, und keine konnte erlegt werden. *Noch ein Wort für die Spätherbft-Brunft des Rehwildes und für die 20wöchentliche Tragzeit der Ricke*, von D. *aus dem Winkell*. Der Vf. ftellt die von der Gegenpartey aufgeftellten Thatfachen in Zweifel, und beharrt bey feiner Anficht, bis aufs Bündigfte und Unwiderleglichfte bewiefen ift, dafs 1) alte Ricken, welche in einem Jahre gefetzt, und ihre Kälber bis zur Blattzeit erhalten haben, während der Blattzeit deffelben Jahres befchlagen worden; dafs 2) bey einer bedeutenden Mehrzahl von genau unterfuchten Tragwerkzeugen vom Monat September an bis zur Setzzeit des nächften Frühlings ftufenweife ausgebildete Embryonen find entdeckt worden; oder dafs 3) eine Nichtwahrnehmung der Conception in den Tragwerkzeugen bis zur Hälfte der Schwangerfchaft bey irgend einem Thiere möglich fey. Man mufs einräumen, dafs durch folche Beftimmungen auf mehrere Gültigkeit der Beweife und Gegenbeweife hingewirkt wird. *Non noftrum eft, tantas componere lites.* Aber verhehlen darf man fich nicht, dafs die Gegenpartey mit ganz ähnlichen Foderungen auftreten kann. Einige *Beyträge zur Naturgefchichte der Waldfchnepfe* bekräftigen durch Thatfachen, 1) dafs diefer Vogel auch bey Tage ftreicht; 2) zwey Mal im Frühjahr brütet, und 3) feine Jungen hinwegträgt, und zwar fo, dafs fie mit dem zurückgelegten Schnabel oben und mit den Beinen unten feftgehalten werden. *Die Jagd des Eichhorns.* Eine lithographirte Titelvignette, Copie einer gemalten Fenfterfcheibe im Ritterfaale zu Erbach, ftellt den mannhaften Ritter Theuerdank dar, wie er fich mit der Eichhornjagd erluftigt. *Neue Erfindungen.* Am Schluffe des Regifters von den jährlichen neuen Erfindungen, deren nicht weniger als 39 aufgeführt werden, äufsern fich die Herausgeber, wie folgt: „Wir bedauern, dem Wunfche des Jenaer Rec. unferes Tafchenbuchs, welcher nur bewährte Erfindungen darin angezeigt haben will, nicht entfprechen zu können. Neue Erfindungen gleichen dem fpätreifen Lagerobft, deffen Güte fich erft nach einem Zeitverlauf veroffenbart, und dem zufolge werden wir eher dem Anfinnen des Haller Rec. Genüge leiften können, der uns vorfchlug, in einem gewiffen Cyclus unferes Jahrbuchs auf jene der angezeigten Erfindungen wieder hinzuweifen, die durch ihre Anwendbarkeit und Verbreitung wirklich Epochen machen.“ Rec. weifs indefs recht gut aus feinem Chrift, dafs beym Lagerobft zwifchen Tafelobft und Wirthfchaftsobft ein Unterfchied zu machen ift, ehe man es noch aufs Lager bringt. Die Kriterien find dort recht umftändlich angegeben, und dafs fie bey der Obftlefe in diefem Felde auch anwendbar feyen, möge ein Beyfpiel aus den vorgelegten 39 Sorten erläutern. Der Hitz-Holir-Mörtel des Hn. Baumeifter *Kurten* beruht auf einem Arcanum. Diefes ift fchon ein Zeichen, deffen die Herausgeber, die ihm das Attribut des Erprobten beylegen, gar nicht gedenken. Aber der polytechnifche Verein in München kann dergleichen Masken nicht gut leiden. Im Kunft- und Gewerbs-Blatte vom 3 October 1818 ift ausführlich zu lefen, wie die Hnn. *Vogel* und *Vorherr* das Arcanum enthüllt haben, wo fich denn ergeben hat, dafs nichts Befonderes dahinter war. Rec. könnte an mehreren Beyfpielen zeigen, dafs fein Verlangen, nur bewährte Erfindungen hier aufgeführt zu fehen, nicht aufs Unthunliche hinausgeht, und die Herausgeber fühlen es felbft, dafs der übrige gediegene Inhalt des grünen Tafchenbuchs auch hier eine beffere Auswahl verlangt; wenigftens deuten die Fragzeichen und Parenthefen, womit einige Aushängefchilder verfehen find, darauf hin. Nicht das Nagelneue, fondern das Erprobte liegt dem Lefer des Sylvans nahe. Indefs durch die verfprochene Hinweifung auf die Erfindungen, die fich im Zeitverlauf erprobt haben, wird auch der Wunfch des Rec. erfüllt, der in unferen Blät-

tern früher, als in der Hallischen Lit. Zeit. ausgesprochen worden ist. In No. 99 des Jahrg. 1815 hat Rec. ebenfalls die Auszeichnung der mitgetheilten Erfindungen, die durch Anwendung bewährt gefunden worden, in angemessenen Zeiträumen empfohlen. — Den Schluss machen Anekdoten, Gedichte, und die neueste Forst- und Jagd-Literatur.

—o—

Berlin, b. Maurer: *Unmassgebliche Vorschläge zu Verbesserung des evangelischen Kirchenwesens*, der königl. Preuss. Regierung ehrerbietig vorgelegt von *Johann Ludwig Ewald*, Dr. der Theol., grossherz. Bad. Ministerial- und Kirchen-Rathe u. s. w. 1818. XVI u. 139 S. 8. (12 gr.)

Diese Vorschläge eines wohlmeinenden und achtungswürdigen Greises wurden schon früher dem Minister *von Schuckmann* zugesandt, und sind nun, erweitert, dem Könige von Preussen zugeeignet. Er sucht zunächst den Zweck und die Erfodernisse des Cultus anzugeben. In dem Menschen, der kein rein geistiges, sondern ein geistig sinnliches Wesen ist, sollen religiöse Ideen und Empfindungen geweckt und belebt, das Gefühl seiner höheren Natur und Bestimmung hervorgerufen, Ehrerbietung, Dankbarkeit, Zutrauen und Liebe gegen Gott und Christus erregt werden. Dann zählt er die Ursachen auf, die nach seiner Meinung gegen den protestantischen Cultus gleichgültig gemacht haben: die langen, durch nichts unterbrochenen Predigten, zu wenig Beschäftigung der Gemeinde, zu schlechter Gesang, schlechte Kirchen und Kirchengeräthe, die geringe Anzahl der Symbole, die Ungleichförmigkeit der Liturgie, die unangemessene Kleidung mancher Geistlichen (dabey unter anderen eines „feinen gestickten Chapeau" (wird wohl Jabot heissen sollen), „der zwischen und unter dem Miniaturbäffchen herausprahlt," gedacht wird); hauptsächlich aber das üble Beyspiel der Grossen, Vornehmen, Gebildeten; die Prediger, die sich bemühten, zu zeigen, dass es auf das Besuchen der Kirche, auf die Theilnahme an dem Abendmahl, auf das viele Beten, Bibellesen nicht ankomme, wenn man nur sonst seine Pflichten erfülle (so dürften doch wohl Wenige gesprochen haben; viele aber haben sich bemüht, ihre Gemeinden zu belehren, dass jene Dinge keinen Werth haben, wenn es dabey an rechtschaffener und frommer Gesinnung fehle, dass die Beförderung dieser als der Zweck anzusehen sey; und das ist doch wohl nicht zu tadeln? ist doch wohl christlich?), oder die Philosophie predigen, oder „sich in eine, Salbung und Andacht affectirende oder sich erschwärmte, ästhetisch-mystische, Bibelausdrücke missbrauchende Declamation versteigen, bey der man Etwas zu vernehmen glaubt, und Nichts vernimmt, erwärmt zu seyn wähnt, und phantastisch worden ist, die den gesunden Menschensinn bald anekeln muss." (Aber Leute dieser Art können auch die Kirchen füllen.) Eine andere Ursache ist der gänzliche Verfall der Kirchenzucht, deren Nothwendigkeit der Vf. durch Gründe darzuthun sucht, welche nicht alle die Prüfung aushalten. „Es muss in der Gewalt der Kirche seyn, gewisse Mitglieder der Kirche wie Unmündige zu behandeln, die sich den Gesetzen nicht unterwerfen wollen, ohne die es so wenig eine Kirche, als einen Staat giebt." Die consequente Anwendung dieses Grundsatzes möchte doch auf Massregeln führen, die Hr. *E.* selbst schwerlich billigt. Auch das geringe Ansehn, den niedrigen Rang der evangelischen Geistlichkeit vergisst er nicht, wobey Manches angeführt wird, was nicht allenthalben so ist.

Auf die Wegräumung dieser Ursachen beziehen sich nun die Vorschläge des Vfs. Allein so wie die Dinge, denen er den Verfall der Kirche zuschreibt, an verschiedenen Orten und auf verschiedene Personen ganz verschieden wirken: so würden auch die Massregeln, die hier angerathen werden, sehr verschiedene Erfolge haben. Predigten, wie sie Hr. E. wünscht, werden Vielen gefallen; es wird aber auch Viele geben, die minder damit zufrieden sind. Wenn die Belehrung über Religion fast nur der Katechisation überlassen bleiben soll: so fällt ein Zweck unseres Predigens, die Erkenntniss der Gemeinen zu verbessern, weg, und der Stoff der Predigten wird verkürzt, was denn auch Veranlassung werden kann, die Kirche weniger zu besuchen. Unterbrechung der Predigten durch Chorgesang kann, wie Rec. aus eigener Erfahrung weiss, grosse Wirkung thun; wir erinnern uns aber auch Äusserungen des Missfallens darüber gelesen zu haben; und man lasse sie gewöhnlich werden: so wird sie weniger wirken. Und wo nun kein Chor ist? Soll die Gemeinde singen: so müssen ihr die Verse an der Tafel nachgewiesen werden, da denn über dem Aufschlagen Zeit und Andacht verloren geht, oder der Prediger muss das zu Singende anzeigen, wodurch der beabsichtigte Eindruck verhindert wird. Gegen den vierstimmigen Choralgesang der Gemeinden sind von Anderen Einwendungen gemacht worden, die sich schwerlich ganz befriedigend beantworten lassen. — Der Vf. will die Haustaufen abgestellt wissen; und die Kirchentaufen sind allerdings vorzuziehen, wenn sie am Sonntage in Gegenwart der Gemeinde geschehen, und so lange aufgeschoben werden dürfen, bis die Mutter gegenwärtig seyn kann. Wie die Sachen jetzt, an vielen Orten wenigstens, stehen, hat Rec. die Haustaufen noch immer feyerlicher und erwecklicher gefunden. — Die Confirmation wird, auch ohne die von dem Vf. vorgeschlagenen Abänderungen, immer eindringend gemacht werden können, wenn der Prediger zu reden weiss, und wenn, was in manchen Städten nicht der Fall ist, Ruhe unter den Zuhörern und — Zuschauern erhalten wird. Manches von dem, was Hr. *E.* vorschlägt, ist übrigens schon an vielen Orten nicht mehr ungewöhnlich. Mag aber das, was hier, und um das Abendmahl feyerlicher zu machen, und um manchen Festtagen mehr Symbolisches zu geben, angerathen wird, und hin und wieder wirklich versucht ist, an sich noch so zweckmässig seyn; man lasse es stehende Gewohnheit werden, und es wird nicht mehr wirken, als unser Cultus bisher gewirkt hat. Die Liturgie soll für beide evangelische Confessionen gleich seyn, und allen Predigern ernstlich verboten werden, davon auch nur im Geringsten abzuweichen. Dadurch würde allerdings

mancher Mifsgriff verhindert, aber auch Manches, was unter gegebenen Umftänden von heilfamer Wirkung feyn könnte, für unerlaubt erklärt werden. — Die Kleidung der Geiftlichen in der Kirche foll durchaus von ihrer Kleidung im gemeinen Leben verfchieden feyn. Die fchwarze Farbe findet der Vf. ganz unangemeffen, davon werden Viele das Gegentheil behaupten. Mit Recht will er zur Amtskleidung (Priefiergewand nennt er fie) nichts Barockes, Altmodifches, etwa blofs weil es altmodifch ift oder altdeutfch war; „dafs Heiliges fich im Inneren bewege, das mufs fich auch im Äufseren zeigen." Aber welche Kleiderform hat nun das Eigene, das Heilige recht zu bezeichnen? Werden nicht die fo verfchiedenen, ja wechfelnden Vorftellungen von dem, was anftändig ift, beachtet werden müffen? Uns fcheint es das Angemeffenfte, wenn der Prediger die Freyheit hat, fich fo zu kleiden, dafs er nicht gegen das Übliche zu grell abfticht, aber auch nicht auf der anderen Seite Anftofs erregt, und als Putz- oder Kleider-Narr oder Zierbengel erfcheint. — Die Vorfchläge zur Einführung einer befferen Kirchenzucht bedürfen, unferes Erachtens, noch einer fehr forgfältigen Sichtung, wenn ihre Ausführung nicht widerrechtlich und fchädlich werden foll. Was von der Ernennung von Bifchöfen und der Stiftung eigener Orden für Geiftliche gefagt ift, mag vielleicht vielen Anderen beffer gefallen, als dem Rec., der, wenn er auch fonft Nichts dagegen hätte, doch wenig Erfpriefsliches davon erwartet. Über die Erziehung zum geiftlichen Stande und Seminarien haben wir hier nichts Neues gefunden. Auch ohne die vorgefchlagenen Mittel, meint endlich der Vf., wirken erweckte, ächt fromme Geiftliche dennoch; aber Hinderniffe werden durch jene doch weggefchafft, es werde vorbereitet, die Macht der Gewohnheit benutzt. Dazu gehöre aber auch, dafs man den Geiftlichen den Wirkungskreis wieder öffne, den fie vormals hatten. Die Confiftorien follen, nach dem Vf., aus lauter Geiftlichen beftehen; es fey widerfinnig, dafs Laien in geiftlichen Sachen eine Stimme haben. (Und doch will Hr. *E.* bey der Confirmation die Gemeindevorfteher urtheilen laffen, ob die Kinder fähig feyen, unter die erwachfenen Chriften aufgenommen zu werden.) Die Geiftlichen follen vor kein weltliches Gericht gezogen, oder zuvor ihres geiftlichen Amtes entfetzt werden; fie follen Einflufs haben auf Alles, was mit religiös-fittlichem Sinne behandelt werden mufs, namentlich in Ehefachen und bey Eiden. Der Staat foll überhaupt die Kirche und ihre Diener nicht länger bevormunden laffen.

So viel Gutes auch in dem, was uns Hr. *E.* hier giebt, enthalten ift: fo bedarf doch faft Alles noch einer tieferen Erforfchung und genaueren Beftimmung. Sollte nicht, fo richtig er über den Cultus denken mag, dennoch auch er, wie viele Andere, zuweilen aus den Augen verloren haben, dafs nicht Alles, wodurch derfelbe möchte gehoben werden können, wohlthätig auf Sittlichkeit und Religiofität wirke?

J. C. F. D.

Ohne Druckort: *Träume eines Wachenden* von *F. v. Spaun.* 1819. 164 S. 8.

Der Inhalt ift folgender: I. *Über meine Imprudenz, ein Gefpräch zwifchen Ich und noch Jemand.* Diefes Gefpräch fängt mit folgendem Monolog an: „Wenn werde ich doch ein Mal klug zu werden anfangen? Werd' ichs nicht bald: fo werde ichs wohl nie: denn fchon find 66 Jahre über mein Haupt gegangen. Immer fagt man mir, hätte ich in der Hauptfache Recht, aber in der Form Unrecht, fehr Unrecht. An Prudenz fehle es mir, verfichern mich Menfchen, die Altershalber meine Enkel feyn könnten. Woher kommt es denn, dafs heut zu Tage die jungen Springinsfeld fo klug, und ich alter Efel fo unklug bin, und mit dem beften Willen, nützlich zu feyn, immer mit der Nafe anrenne?" II. *Über Handels- und Gewerbs-Freyheit.* „Alle Gewerbsarbeit, die von Weibern verrichtet werden kann, follte ausfchliefsend den Weibern zugetheilt werden. Durch fehr geringen unkoftfpieligen Unterricht können Mädchen in den Stand gefetzt werden, in allen Detailhandlungen den Dienft der Commis zu verfehen. Die Frau Nettine führte ein fehr grofses Wechfelhaus in Brüffel, und hatte keine andere Commis, als ihre Töchter. Und was hinderte die Regierung, die penfionirten Beamtentöchter unter ftrenger Auflicht einer Kanzleydirectorin, zu den gewöhnlichen Kanzleyarbeiten zu verwenden?" III. *Über Erziehungsanftalten in Baiern.* „Vor Allem fey man darauf bedacht, die Transcendentalphilofophie vom Lehrftuhle, den Mysticismus von der Univerfität zu verbannen. Man verhelfe dem gefunden Menfchenverftande, der Logik wieder zur Ehre und Würde, fodere ernfthaftes Studium der Mathematik, der Mechanik und Phyfik, und laffe Keinen zu den höheren Claffen, der in diefen Fächern bey einer öffentlichen Prüfung nicht wenigftens fo viel leiftet, als von einem Candidaten zur Aufnahme in das Parifer polytechnifche Inftitut gefodert wird. Vorzüglich wache man über den Unterricht in der reinen, von aller Schwärmerey und Pietismus gereinigten chriftlichen Moral, und im abfoluten Naturrecht." IV. *Über des Staatsraths v. Gönner Zugabe zum Entwurfe eines Gefetzbuchs: von Einführung der öffentlichen Verhandlung in bürgerlichen Rechtsfachen.* „Mich freut, dafs die Nationalftimme in Deutfchland fich für das öffentliche Verfahren erklärt. Das Heimlichthun in Juftizfachen ift fo offenbar dem gefunden Menfchenverftande zuwider, dafs man Mühe hat, fich zu erklären, wie daffelbe je das vorhin in ganz Deutfchland übliche öffentliche Verfahren verdrängen konnte."

Bh.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

ERDBESCHREIBUNG.

Carlsruhe, b. d. Vf.: *Malerische Fussreise durch das südliche Frankreich und einen Theil von Oberitalien*, vom Pfarrer *Christian Friedrich Mylius*. 1 Band. 1 Abtheilung. XVI u. 350 S. 2 Abtheil. 338 S. II Band. 1 Abtheil. 400 S. 2 Abtheil. 302 S. 1818. III Band. 1 Abtheil. 290 S. 2 Abtheil. 419 S. IV Band. 1 Abtheil. 400 S. 2 Abtheil. 350 S. 1819. 8. mit Steinabdrücken in Querfolio. (Jeder Band 2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. füllt eine Lücke in unserer Literatur aus durch sein angekündigtes Project, uns allmählich malerische Reisen über die merkwürdigsten Länder Europas zu geben. Sind wir recht unterrichtet: so lebt derselbe jetzt in Karlsruhe, und kann seinen trefflichen Plan mit mehr Bequemlichkeit ausführen, als da er noch im Oberlande Dorfpfarrer war. Malerische Reisen bedürfen einer reichen Ausstattung von Kupfern und Zeichnungen. Dabey müssen sie verhältnissmässig wohlfeil seyn, um recht gemeinnützig zu werden. Auch hier hat der Vf. die billigste Erwartung übertroffen. Von Jugend auf war er ein leidenschaftlicher Verehrer der schönen Natur. Im Buche selbst muss man die Skizze seiner allmählichen Bildung für das gewählte Fach der Reisebeschreibung lesen. In allen Lesebibliotheken müsste diess Werk eingeführt werden. Bey der Schönheit des Druckes und Wohlfeilheit des Preises dürfte es in den Sammlungen der Liebhaber für Reisebeschreibungen leicht Zugang finden. Nur ein grosser Absatz kann den Vf. für seine Kosten entschädigen.

Im J. 1812 machte der Vf. seine Reise vom 10 Mai an von seiner Pfarrkiche aus in 5 Monaten durch das südliche Frankreich zu Fusse mit dem Basaler Maler *Huber*, der auch viele Zeichnungen lieferte. Dass er eine Fussreise wählte, giebt seinem Werke ein vermehrtes Interesse; er sah daher manche Gegenden, Berge und Thäler, die den bequemeren Reisenden gänzlich entschlüpfen. Er benutzte dabey *Millins* Reise durchs südliche Frankreich, *Ramond de Carbonière Voyage au mond perdu*, seine *Observations faites dans les Pyrenées* — die *promenade à Lyon* — *Description routière de la France*, 5 Bände — *Millin Voyage en Savoie, en Piemont à Nices et à Genes*, 2 Bände, Paris. 1816. — *Voyage pittoresque de la France* — *Description de beautè de Genes*.

Zuerst bereiste der Vf. das oberrheinische Departement. Dem Badenser konnte hier der Mangel an Wiesenwässerung nicht entgehen, und das Grobe der Wolle neben der Güte des durch Schweizer Stiere veredelten Hornviehes. Ist die Viehzucht die Mutter eines vervollkommten Landbaues: so wird der Bau der Lucerne und des Klees dort noch viel zu nachlässig getrieben. Man baut Wein, aber nicht mit der Sorgfalt unserer Rheingauer in der Wahl des Bodens. Waldung ist viel da, und doch benutzt man hie und da Torf und Steinkohlen. Schon hier wanderten der Vf. und sein Begleiter im schönen Doubsthale. Dem Vf. fielen die vielen Güterwagen mit einzelnen Pferden bespannt auf. Bey uns in Sachsen hätte er das Nämliche sehen können. In Besançon bewundert er das verfallene Römische Triumphthor der Citadelle, Th. 1 S. 32, und die Gothische Kathedralkirche, ohne am Anblick der hohen Feuermauern der im Kessel des Thals liegenden Festung sich zu erfreuen, desto mehr aber an den schönen Landhäusern der amphitheatralischen Berge. Den ehemaligen mephitische Dünste aushauchenden Sumpf des Chammart bey Besançon fand er in ein schönes Bosket verwandelt, S. 37, und in 1500 Häusern 52000 Einwohner. Die Verbindung des Rheins und des Doubs durch den Canal Napoleon durch die Saone wird der inneren Verbindung und der Stadt Besançon als Handelsplatz nützlich werden. Von dem Anfang der Römischen Wasserleitung nach der Citadelle der schon Cäsarn bekannten Stadt fand der Vf. beym Dorfe Arciars Spuren, und bewunderte das durch den Berg am Doubs gehauene Thor Cäsars. — Klagend bedauert er, dass man in Frankreich die Chausseen selten mit Bäumen bepflanzt, so lieb diess dem Wanderer an heissen Tagen auch seyn müsste. Daher machten auch Wäldchen und Schattengänge in der Nähe grosser Städte auf unseren Vf. jedesmal einen Eindruck der Wonne. — Bey Dole auf dem Cours fliesst der Canal Napoleon in den Doubs. — In Dijon waren ihm die hässlichen Gerüche, die abscheulichen Stadtmauern und die schlechten Häuserreihen auffallend. Lieblicher fand er den Park am Oucheflusse, das Nationalmuseum und den botanischen Garten, woselbst er im Hofe des Stadthauses und im Garten des Hn. de Vesorottes einige Alterthümer im Mauerwerk wahrnahm. — Die ehemalige Jesuiter-, jetzt Stadt-

Bibliothek hat 4000 Bände, S. 61. — Er bedauerte das Niederbrechen einiger Gothischer Kirchen. Deren hatte aber Dijon zum Bedürfnisse zu viele, so wie unser Göttingen. Die Karthause vor der Stadt, das Begräbniss der letzten Herzoge von Burgund, lag in Trümmern. Der Saonecanal, der die Seine mit der Saone verbindet, fliesst nahe bey Dijon. — Burgund ist reich an Viehzucht und Flüssen. Flachs, Hanf und Nussbäume neben den Marmorgruben von St. Romain, Wäldern und schönen Weinbergen machen den Segen des Departements Cote d'or aus. — Die Rebenpflanzung Clos Vougeot umzieht eine hohe Mauer: sie war ein Eigenthum der jetzt zerstörten Cistercienser-Abtey Citaux, und hält 400 Arxents. Der Wein wird in Bouteillen à 6 Franken verkauft. Die Besitzer haben immer 500,000 Bouteillen in Vorrath liegen von 1 bis 12 Jahren. Länger erhält sich dieser Wein nicht gut. Fast eben so berühmt ist des Hn. Bazire Clos Vosnes bey Nuits. Zum Glück der Weinberge und Eisenminen, welche viel Holz bedürfen, wird die Nordseite des Weingebirgs in seinen Waldungen wohl erhalten. Das meiste Holz verbrauchen im Lande die Böttcher zu Burgunderfässern, und Paris, das aus dieser Gegend viele Feuerung bezieht. Hätte die Revolution auch diese Wälder zerstört, die im Norden das Weingebirge schützen: so würden die Weine der Provinz ihren Ruf bald verloren haben. Die ehemals so häufigen ächten Maronniers wollen nicht mehr dort gedeihen, so viele Mühe man sich auch gab, sie wieder anzuziehen. — Gern weilte der Vf. im schönen Thale Vauchignon und auf dem Wege nach Cussy, und untersuchte die Manipulation und Structur des Telegraphen, dann bey der Römischen Säule von 12 Steinmassen bey Jory in Wiesen. Letzterer fehlt das beym Meyerhofe Auvenet belegene Capital. Sie ist ein Triumphdenkmal aus Diocletians Zeiten. Viele menschliche Beine findet man in der Umgebung. — Beym Schloss Epinac verfertigt eine Glasfabrik täglich 1800 bis 2000 Bouteillen bloss von Sand und Salz. Man nimmt 2 Theile feinen und 3 Theile groben Sand, ersteren von Monceau, und thut $\frac{1}{16}$ des Gewichts an Salz hinzu. — Im schönen vormaligen bischöflichen Seminarium zu Autun (*Bibractum*, später *Augustodunum*) von 10,000 Einwohnern, fand der Vf. eine Fabrik für Baumwollenzeug, und besuchte beym Weiler Couars die antike Pyramide *Pierre de Couars*, hart am Boden 50 — 60 Schuh breit und eben so hoch. Sie ist rauh, war aber vermuthlich einst, wie die Pyramide des Cassius in Rom, bekleidet. Vorbey ging einst eine Römische Strasse. — Die Thore von St. André und Arroux sind in Autun Römischen Ursprungs. Den Tempel des Pluto hat der Arrouxfluss gänzlich vernichtet. Noch sieht man aber mitten im Getreide den der Sage nach dem Janus geweihten Tempel em Arroux, mit 7 Fuss dicken Mauern, welche aussen 52, im Inneren 40 Fuss breit, und 65 Fuss hoch sind. Die Ruine des schönen Klosters St. Martin benutzt man zu Baustücken, eben so die alte Stadtmauer, welche 40 Thürme hatte, und das Amphitheater, wegen der Römischen schönen Behauung. In den Wiesen findet man eine Wasserleitung. — Die Eisenschmelze zu Creusot braucht täglich 40,000 ℔. Steinkohlen. Letztere liegen in der Nähe 1 Fuss tief. Einige Hügel brennen schon seit 12 Jahren; sie sind voll dampfender Spalten und senken sich allmählich. Die Temperatur der Spalten steigt nie über 45 Grad. Wenn sich Steinkohlenminen entzünden: so läst man entweder *grosse* Wassermassen hinein, oder man trennt den brennenden Theil durch eine Mauer, eber auch diess hilft nicht immer. Die Entzündungen findet man *nie* in der Tiefe des Thals. Ein Canal führt von hier in den Canal von Charolais. — Die Eisenblechfabrik bey Merrin hat 30 Arbeiter, und verfertigt täglich 40,000 Stücke Blech. — Chalons S. 119 liegt am Centrecanal zwischen der Loire und Seine, an der Saone, hat 11 bis 12000 Einwohner, eine Fabrik *de l'essence d'Orient* (Materie bereitet aus den Schuppen der hier häufigen Weissfische), die man zu falschen Perlen benutzt. S. 141 liest man mit Interesse die Passagierjagd der Wirthe in Maçon auf die Reisenden, die die Wasserfahrt auf der Saone nach Lyon machen. Zu Montmerte und Niottier fand Gleiches Statt. — Die Kirche der Abtey zu Cluny verfällt. — Der Vf. fand die Französische Redensert: *de Ville franche à l'Anse la plus belle lieue de france* bey Ansicht dieser Strasse richtig. — Die Saone S. 165 hat einen langsamen Lauf, ein schlammiges Wasser, das die Wiesen an solchem erhöht, und folglich verbessert, wenn sie auch ungesundes Heu liefern, weil man zu nachlässig ist, durch Grabenziehen neben dem Flusse die Grasplätze nicht zu erhöhen, und mit dem Schlick der Gräben jene immer zu düngen. Indess wohnen in Lyon alle Färber, wegen des wenig bewegten Wasserspiegels und daher weichen Wassers, an der Saone. — Arme Familien bewohnen Schloss und Kloster zu Beaujeu. — Im Ainedepartement fand der Vf. 70 Quadratmeilen Teiche, viel Heide, viel Sumpf. Die Pflanzenerde hat wenig Tiefe, man stösst dann auf Thon, Mergel und Kelklager, S. 172, und wünscht, dass die schönen Saoneufer einmal im grossen Massstabe gezeichnet werden möchten. Beaujeu hat einige Alterthümer. — Die Rheinfahrt nennt der Vf. majestätischer, die Saonefahrt freundlicher. Dabey vergisst er freylich, dass der wärmere Himmel schon letzterer Landschaft eine buntere Vegetation giebt. — An der Quelle von Vosel, wo Rousseau weilte, sah der Vf. jetzt eine Spinnerey für Krepsfabriken. — Die Gegend um Lyon ist schön, desto schlechter das Strassenpflaster; die Berge rund herum sind voll Steingruben. Couzon liefert die meisten Felssteine. — Der Garten Kreta des Intendanten Poivre naturalisirte viele Bäume und Gewächse heisserer Climate. — Lyon ist noch reich, aber es hat weniger als vormals Luxus. Das Innere ist eine enge dunkele Stadt. — Auf der Insel St. Barbe steht noch Karl des Grossen Burg. Die alten Umgebungen zerstörte die Revolution, sie geben jetzt in Terrassen eine schöne Vegetation. — Auf dem Berge Fourrieres findet man zwischen Klosterruinen eine Veterinärschule. — Die Strasse nach Paris unter dem Felsen *Pierre soise* wurde, was früher hätte geschehen mögen, im J. 1814 durch Sprengung des Felsens sehr erweitert. Die Steine dienen, was sehr vernünftig ist, zu Baustücken aus den eröffneten Steingruben. Man hätte den-

ken sollen, dass diese Benutzung den Lyonern zur Erweiterung der Zugänge zur Stadt früher eingeleuchtet hätte. Die Häuser am nahen westlichen Saoneufer in Lyon wurden abgebrochen, und sollen einem Kay Platz machen. — Lyon ist voll Römischer Alterthümer; täglich findet man neue bey zufälligen Ausgrabungen. Das alte *Lugdunum* lag aber hoch, wie alle Römischen Städte, auf dem Berge Fourrieres, und wie die Furcht vor Ungesundheit der Niedrigungen oder vor Befehdungen abnahm, stieg die Stadt bis an die Saone und auf die Halbinsel herab. — Der Vf. beschreibt die Charité Th. 1 Abth. 2 S. 11; das Hotel Dieu S. 17. Beide sind eine Zuflucht verarmter und brodloser Arbeiter in den Seidenmanufacturen. — Die Stadtbibliothek wurde von dem darin casernirenden Bataillon in der Revolutionszeit durch Verbrennung vieler Bücher beschädigt. — Die Bibliothek des College de trinité enthält eine von den Missionären dahin geschenkte Geschichte Chinas in Chinesischer Sprache und in 30 Bänden. — Lyon hat jetzt schon wieder 100,000 Einwohner und 10 bis 11000 Seidenstühle. — S. 69 giebt der Vf. interessante Nachrichten über die verschiedenen Arten der dortigen Seidenmanufacturen. — Wichtig ist auch der Getreide-, Risan-, Käse- und Castenien-Handel, nächstdem das Bankgeschäfte und die Hutfabrication. — Weder Lyon noch seine Umgebung ist von den Ruinen der Zerstörung in der Revolutionsperiode gereinigt. Im Iseredepartement baut man viele Gebäude von gestampfter Erde *en pisé*, und überzieht die Mauern mit Mörtel; die inneren Erdlagen sind durch Schichten von Mörtel verbunden. Eine Bauart, die der Baurath *Hundt* in Mecklenburg nun schon 12 Jahre hindurch sogar im Norden erprobt hat. Sie ist zugleich dauerhaft und wohlfeil, jedoch findet Hr. *Hundt* andere Bindungsmittel zweckmässiger. — Bey Echelles liess Napoleon im J. 1813 eine Gallerie, 270 Metres lang und 8 Metres hoch, durch den Berg hauen, wodurch der Weg von Vienne nach Italien viel bequemer wurde. Hätte die Turiner Regierung im J. 1815 auf diesem Wege schnell ein paar Regimenter nach Grenoble gesandt, als sie Napoleons Landung zu Cannes erfuhr: so würde die Wiederherstellung von Napoleons Regierung unmöglich geworden seyn.

In dem armen Badeorte Aix leben Sommers 4 bis 600 Brunnengäste meistens vom Savoyschen Adel; von den alten Römischen Bädern findet man noch Spuren. — Der Savoyarde nährt sich meist von der mit Käse gewürzten Polenta. — Seine Berge hat er wo möglich terrassirt und mit nutzbaren Bäumen besetzt. — Das alte Hospitium auf dem Monte Cenis stiftete Kaiser Karl der Grosse und erneuerte Napoleon. Im J. 1810 pflanzte der Procurator des Hospiz auf der Ebene des Mont Cenis Lerchen, Tannen und Acacien an, welche im J. 1812 noch vegetirten. Er säete mit Erfolg Hafer und Roggen, die Viehzucht an Rindvieh, Schaafen und Ziegen war aber der Hauptertrag der Landwirthschaft des Klosters. Die Gemse bewohnt die höheren Kämme des Berges. — Die nördlichen Thäler der Alpen sind weit länger als die südlichen, daher sind die südlichen Abhänge der Alpen viel steiler als die nördlichen. S. 109.

Die Fahrt über den Mont Cenis ist nach einem Briefe eines Englischen Reisenden vom 21 October in solcher Jahreszeit, wegen der alsdann am schnellsten erfolgenden Abwechselung der Witterung und der Wirbelwinde im Schneegestöber, immer noch gefährlich. Nahe bey dem kleinen See auf der Ebene des Berges steht das von Napoleon erbaute Hospitium, das Posthaus, das alte Wirthshaus und Pilgerhospital. Die Poststrasse ist jetzt sehr bequem. — Im Graiserandanthele, das sehr bevölkert und gartenmässig bestellt ist, und in jedem Dorfe ein Schloss hat, ist zu bedauern, dass die Französische Regierung noch nicht daran dachte, durch starke Dämme den Überschwemmungen der Isere Schranken zu setzen, welche häufig die Industrie der Thalbewohner vernichtet. Bey dem hohen Werthe des Bodens und der wohlfeilen Handarbeit müsste man den Aufwand und die jährlichen Herstellungen nicht achten. Wenn übrigens die Landbewohner hier und in der Regel in Südfrankreich recht arm sind: so ist das Folge der geringen Vertheilung des Bodeneigenthums. Zu reiche Gutsbesitzer verschmähen in jedem Clima das Leben auf ihren Gütern und unter ihren Pachtern, und schwelgen lieber in grossen Städten oder gar im Auslande. Desswegen wird nie das platte Land wohlhabend, so lange das meiste Grundeigenthum in der Hand weniger Familien bleibt. Diess ist es, was so sehr gegen *grosse* Fideicommisse und Majorate spricht, besonders wenn sie ausser diesem Übelstande auch noch gutsherrliche Rechte über fremden Boden in Servituten und Dienstbarkeiten der Hörigen geniessen. Nicht lieblich ist das Schicksal der Südfranzosen, die in einem Gemach bey der Theuerung des Brennmaterials ihre Thiere, Seidenwürmer und Familie mit dem Heerde vereinigen, und natürlich in einer mephitischen Luft leben. — Grenoble hat 25000 Einwohner, vermuthlich mit denen, welche die Feldmark der Stadt zerstreut in Besitzungen bewohnen, und mit den Erzeugnissen des Bodens und der Industrie in der Umgegend starken Handel treiben. — Je mehr der Reisende nach Süden reist, je wohlhabender werden die Städte, nur kann man das nicht von den eigentlichen Producenten auf dem Lande sagen. Das Mittelalter wird hier noch lange seinen Einfluss üben. Es strebte dahin, den reichsten Boden in wenige Hände zu bringen, wenigstens seinen besten Ertrag. Selbst Frankreichs Revolution und die erlaubte Zerstückelung, sowie die geringe Zahl der Majorate, hat hier bisher nur wenig diesen Übelstand geheilt. Die Armuth muss z. B. zu ungeheueren Preisen 10 — 12 Franken pr. Baum die Abblattung der einzelnen Maulbeerbäume erkaufen. Man darf sich also nicht wundern, wenn die Pflege der Seidenwürmer die Familien, welche die Cultur treiben, kümmerlich ernähren hilft. — S. 194. Die Karthause bey Grenoble wird eine Ruine: denn in der Revolution fand sie keinen Käufer. — S. 227. Im Thal von Briançon treiben nach dem Vf. die jungen Leute eine ganz eigenthümliche uralte Industrie. Sie bilden sich zu Schulmeistern und verdingen sich als solche auswärts. Sollten darüber manche Leser lächeln: so erinnern wir sie an die vielen, freylich gebildeteren Pädagogen, die

unser Sachsen jährlich ins Ausland schickt, und die dort häufig ein anständiges, wenn freylich nicht reiches Auskommen finden. — Uns ist auffallend gewesen, dass im südlichen Frankreich Alles ziemlich benutzt ist, was die kleine mäsige Familienindustrie ohne Geldmittel zu schaffen vermag. Dagegen sind alle Erwerbs- und Sicherungs-Mittel im Ganzen verstreut worden, wenn sie nur der Staat und reiche Privaten schaffen können, z. B. die Eindämmung der grossen Bergströme. Hier zu heilen, wo wahre Staatsgebrechen vorschweben, das wäre der Deputirtenkammer würdiger, als der bevorstehende Kampf der Ultras und Liberalen, und die Macht, das Reich nach ihren Ideen metaphysischen Dunstes glücklich oder unglücklich zu machen. Sieht man die Volksvertreter sichtbar an der Sünde des Eigennutzes leiden: so kann man ihrer menschenfreundlichen Spreche in keiner Farbe der Parteyen vertrauen. Aus dem geschaffenen kleinen Familienglück blüht erst der Staat auf. Der Streit um Herrschaft wird nur versteckt. Beide Parteyen der alten und neuen Oligarchie sind hier gleich schuldig. Mag auch noch ein Jahrhundert der geborene Edelmann einen Vorzug im Staatsdienste, wie nicht unwahrscheinlich, behalten (Frankreich hat das ja länger geduldet): so muss er doch jetzt nach Gesetzen verwalten, und kann nicht mehr, wie vormals, solche Beamtungen kaufen und verkaufen. Reactionen halten die Foderungen der Civilisation freylich auf, vermögen sie aber nicht zu vernichten. Aber wird die Stimme der Vernunft über Männer siegen, die das Bessere nicht einer aufgeklärteren kommenden Generation erwarten wollen? — S. 256. In dem unteren Thale zwischen Exilles und Susa findet man, wie in den niedrigen engen Thälern von Wallis, Cretins und Kröpfe. Auch diese Ungesundheit liesse sich wohl zum Theil durch Staatsfürsorge heben. Man verläst in den Etangs des alten Languedoc die in solchen gar zu ungesunden Wohnungen, zum Theil mit Polizeyzwang, und übt nirgends gleiche Messregel in Hinsicht der Gegenden, wo Kröpfe und Cretins sehr häufig sind. — S. 275 liest man einiges Interessante über die Tuchmanufacturen zu Vienne. S. 277 über das Reiten auf Eseln. S. 282 über das nützliche Düngen der Gärten und Felder mit Hornabfall der Drechsler. S. 297 über das Vogelschiessen zu Chambery. S. 302 über deren Römische Alterthümer. — So Vieles, was Hr. *Costa essay de l'agriculture dans les pays montueux et en particulier en Savoie*, Paris, 1802. 8., anräth, verdiente in Frankreich, und zwar von der Regierung hauptsächlich beherzigt zu werden. — Mit Vergnügen liest man S. 328 die Ausrüstung junger Savoyarden zur Wanderung nach Frankreich. S. 331 über die Hochzeitfeyerlichkeiten in Maurienne.

Band 2. Abth. 1. S. 1 erwähnt der Vf. der Maulbeerbäume an der Chaussee von Vienne nach Orange. Bey der Theurung der Blätter dieses Baumes war uns auffallend, warum man solchen, da er dort wenig beschattet, nicht häufiger anzieht. — In den Gärten um Montelimart gedeiht schon die Orange im Freyen. Die bedeutenden Seidenmühlen kaufen das Pfund Cocons für 28 bis 32 Sou. Die Maulbeerbäume werden 3 Jahr alt gepfropft, weil es die Güte der Blätter verbessert. Dann kostet jedes Bäumchen 12 bis 15 Sous. Schon im fünften Lebensjahre fängt man an, diese Bäume für die Seidenwürmer zu entlauben. Seit dem Winter 1788 gab man dort die Zucht der Ölbäume auf. — Bey Palud S. 21 sieht man einen angefangenen Wässerungscanal, und muss sich wundern, dass er jetzt, nachdem der Cardinallegat die Fortsetzung desselben aus päpstlich Avignoser Landeshoheit nicht mehr hindern kann, nicht endlich zu Stande kommt. Er sollte nach dem Plane bey Donzere Wasser von der höher liegenden Rhone erhalten, seinen Weg durchs Comtat über die Durance nach St. Chamas nehmen, und im See von Berre mit dem Mittelmeer communiciren. Befohlen hat zwar ein Decret die Ausführung; sie ist jedoch noch unvollzogen. Im Süden ist jede Wässerung dürrer Strecken eine Düngung. Kein Land bedürfte solcher mehr, als die kalkreiche Provence. — Über Valence hinaus fängt der Mistral an und wird immer heftiger, je weiter man südlich raist. An der Rhone sieht man Biber. — S. 56. Die Ufer der meisten Flüsse und Bergströme in Vivarais haben prächtige Dämme von prismatischen Basaltsäulen, überzogen mit grauen und gelblichen Flechten. — Die Crater ausgelöschter Vulcane pflegen, was sich im Vivarais bestätigt, mephitische Dünste auszuhauchen. Wo die Lavaströme stocken, da beginnt sogleich eine ausserordentliche Vegetation, wegen der unzähligen Quellen, welche aus der Lava wie Springbrunnen hervorstürzen, wie man das auch in der Nähe der Italiänischen Laven wahrnimmt. — Die Castanien sind hier häufig, und haben mit dem Roggen einerley Preis. — In der Gegend von Vaison findet man nicht selten im Felde musivisches Pflaster. — S. 97 beschreibt der Vf. das jetzt ausser der Stadt belegene Triumphthor zu Orange. — Des dortige Römische Theater dient zum Gefängnis. — S. 136. Denkmäler der Wohlthaten des Bischofs Inguimbert zu Carpentras. S. 167. Die Ruinen von Theopolis. — S. 198. Der Triumphbogen zu Cavaillon. — S. 208. Der Canal des Alpines sollte die wilde Durance in den See von Berre ableiten. Er dient jetzt zur Wässerung, da er durch die Revolution nicht bis zur Bestimmung fortgeführt wurde. Um Lambesk sieht man am nördlichsten auf einem schmalen Felde Reben in Linien und zwischen solchen Getreide wachsen. Ein Rand von Ölbäumen umfasst jedes Eigenthum, so dass die verschiedene Schattirung des Grünes einem Schachbrete ähnlich scheint. S. 211.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

ERDBESCHREIBUNG.

CARLSRUHE, b. d. Vf.: *Malerische Fusſsreiſe durch das ſüdliche Frankreich und einen Theil von Oberitalien*, vom Pfarrer *Chriſtian Friedrich Mylius* u. ſ. w. I — IV Band.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

S. 218. Wanderung nach Vaucluſe. — S. 290. Ausſicht auf der Felſenſpitze *La roque* über der Burg zu Avignon, wo der Vf. den bekannten Franzöſiſchen Schriftſteller *Azais* kennen lernte, der ihm erzählte, daſs er an ſeinem *systeme universel* arbeite. Auch *Azais* Gattin iſt Schriftſtellerin. Schrecklich wüthete die Revolution in Avignon, ſowohl wider Menſchen, als beſonders wider geiſtliche Gebäude. Mehrere Hoſpitäler ſind dort vorhanden. — Schnell wechſelt dort Wärme und Kälte. Letztere iſt erſt ſeit 1789 ſo ſtrenge. Zwey Drittheil des Jahrs wüthet dort der Miſtral (Nordweſtwind). Seit der Revolution hat ſich in Avignon der Handelsverkehr verbeſſert. Vor der Revolution lebte in Avignon weit mehr Geiſtlichkeit und Adel, als jetzt. Die Einwohner leben ſehr geſellig. Der in dieſer Gegend erzeugte Sumach iſt für die Gerberey weniger wirkſam, als der Sicilianiſche. Die zuſammenziehende Kraft des Baumes wächſt mit der Temperatur. — Man präparirt in dieſer Gegend 60 Centner *Kermès vegétal (Vermillon)*. — 6000 Hände und 1200 Webeſtühle verfertigen dort Florences. Die Sorgue treibt in der Stadt mehrere Fabrikmaſchinen. Avignon iſt der Sitz der Franzöſiſchen Nachdruckerey. Ohne die Wäſſerungscanäle würde das Departement bey ſeinem Kalkboden ſchlechte Vegetation geben. Seine Lucernepflanzungen ſind berühmt. — S. 311. Römiſche Denkmäler zu St. Vemy. — S. 339. Beaucaire iſt ungeachtet der groſsen Meſſe, welche am 22 July anfängt, arm. — Der Canal von *Aigues mortes* iſt immer noch unvollendet. — In Suſa bemerkt der Vf., daſs die Häuſer des Adels ſich von den Häuſern der Bürgerlichen dadurch unterſcheiden, daſs jene eine kleine ſchmale Säule in der Mitte jedes Kreuzſtocks haben. S. 379. — Einige eigenthümliche Gewohnheiten der Piemonteſer Bergbewohner. S. 387.

Band 2. Abth. 2. S. 2. Das Rieſenwerk des Alterthums, die Gardonbrücke und die Römiſche Waſſerleitung. — S. 19 beſchreibt der Vf. das Amphitheater zu Nismes. S. 35 die *maison carrée*. S. 48 die Reſte der Römiſchen Bäder und den Dianentempel, den Park und die Felſenquelle bey Nismes. S. 62 die Lourmagne. — In Nismes wurde in Frankreich die Cultur der Seide zuerſt getrieben, das Clima begünſtigt übrigens wohl den Maulbeerbaum, aber nicht die Seidencultur. Die Blätter ſind harzreich, dick und ſaftig. Die Wohnungen der Seidenarbeiter ſind gewöhnlich Keller und ſehr ungeſund. — S. 88. Die Production der Induſtrie von Nismes rechnet man auf 21,525,500 Franken. — Man hat hier 18 Olivenarten, iſt aber bey der Oliveleſe ſehr unſorgfältig. Das Öl von Nismes iſt fetter, als das von Aix, und hält ſich länger. Ein voll ausgewachſener Baum liefert höchſtens 17 — 18 ℔ Öl, das ℔ zu 75 Centimen, aber dieſe Ärnte iſt ſelten, und in zu kalten und zu heiſsen Jahren viel geringer. — Der Maulbeerbaum wächſt in ſchlechtem Sande, ſaugt ihn aber ſehr aus. — Am Abhange der Kalkberge *(gariques)* ſieht man viele Reben, aber man pflegt ſie ſchlecht, giebt ihnen weder Pfähle noch Dung. — Schlecht und unreinlich betreibt man das Keltern. Man brennt viel Weingeiſt, an 3000 Fäſſer. Der Preis iſt gewöhnlich pr. Faſs 1500 Franken. — Auch Nismes leidet an Winden und an ſchnell wechſelnder Temperatur. — S. 107. Die Sammlung der Lackmuspflanze *(Tournesol)* fängt am 25 July an. Sie wird beſonders betrieben durch die Einwohner des Dorfes Gallargue. Man nennt die Pflanze auch *morelle (Croton tinctorium)*. S. 121. Entzückend fand der Vf. Montpellier, den Platz Peyrou, den Waſſertempel, das nahe Meer, die Esplanade, den botaniſchen Garten. Die Stadt hat 32000 Einwohner, darunter 5000 Reformirte. Die ſüdöſtliche Seite des Hügels von Montpellier hat eine Grube gediegenen Queckſilbers. Feuerung iſt hier theuer. Ein Centner Eichenholz koſtet $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Franken, und Olivenholz $2\frac{1}{2}$ bis 3 Franken. Der Sommer iſt wegen bekannter Urſachen eben ſo heiſs, als der Winter kalt iſt. Aus Eitelkeit liebt man dort die geiſtlichen Proceſſionen. Die chemiſche Production in Grünſpan, Weinſteinrahm, wohlriechenden Ölen und Salben blüht dort ſehr. — Zuerſt lehrte hier Arnold von *Ville neuve* den Franzoſen den Wein zu Brannntwein bereiten, zum Danke verbrannte man ihn als einen Ketzer und Magiker. Die nahe bey Montpellier liegenden Sümpfe von Magellone ſind wegen ihrer ungeſunden Luft eben ſo bekannt, als die pontiniſchen im Kirchenſtaat. Nichts thut die Franzöſiſche Regierung, um die Sümpfe auszutrocknen.

Im Norden, wo die Vegetation der Marschen geringer ist, als im Süden, bedeicht man die sumpfige Marsch, nachdem man ihr Abwässerung verschafft hat. In Frankreich benützt man sie nicht, und läſst sie die Luft verpesten, ungeachtet einige ältere Versuche die Möglichkeit der Abwässerung nach der Meeresküste und die Ausführbarkeit der Urbarmachung bewiesen haben. Nirgends in Frankreich eignete sich der Boden mehr zur Reiscultur, vormals verhinderte das die Generalpacht, jetzt die Nachläſsigkeit der Regierung. Nirgends würden Platanen, Wallnüsse und Maulbeerbäume besser gedeihen, und wo ist Feuerung theuerer, als in und um Montpellier? Beym Dorfe Perets liegt die mephitische Quelle Boulidon, eine Pfütze, die bis zur Höhe von 2 Fuſs über ihren Wasserstand alle Thiere, die sich dahin verirren, tödtet. — S. 177 bis 179 beschreibt der Vf. die Reise nach der Cevenne. Die Einwohner der unteren Cevenne zeigen, wie man Bergwasser zur Wässerung dürrer Ebenen benutzen kann. Der Cevennale genieſst wenig Brod, Fleisch und Obst, und lebt lieber von Schaafmilch und Castanien. Dort dauert der jährlich entblätterte Maulbeerbaum nur 15 Jahre. Die Berge sind terrassirt. — In den *garriques* findet man Stechpalmen, worauf das Kermesinsect lebt. Der Wassermangel läſst diese Kalksteinhügel fast ohne alle Vegetation. Die höhere Gegend zeigt die nämliche Formation der Hügel, aber im Stande der Verwitterung. In dieser höheren Gegend gedeihen zwar Maulbeerbäume und Weinstöcke, jedoch weit schlechter, als in der Unter-Cevenne, desto mehr blüht aber die Schaafzucht. Der in ganz Frankreich berühmte Schaafkäse der Cevennalen kommt in den Eishöhlen von Roquefort zur Reife, wohin die Cevennalen ihren Käse zu verkaufen pflegen. Im Originale muſs man die Beschreibung des industriösen Völkchens lesen. S. 22 ihre Vertheidigung wider die Krieger König Ludwigs XIV. S. 217 ihren Reben- und Getreide-Bau bey allen Hindernissen der Natur. — Allgemein wird in Südfrankreich das Getreide auf Tennen in freyer Luft ausgetreten, und nicht in Scheuern gedroschen. — In Narbonne fand der Vf. den Honig in ganz Frankreich am vorzüglichsten, und erzählt Vieles S. 248 von den Alterthümern in Narbonne. — In ganz Roussillon fand der Vf. die Wässerung der Felder, Wiesen und Gärten üblich, und auch längst den sehr bevölkerten Pyrenäen. Die Wege sind häufig durch Mauern 30 bis 40 Fuſs hoch längst den Bergen gestützt. Korkwälder trifft man dort häufig. — Über den Olivenbau in Languedoc bemerkt der Vf., daſs die geringere Güte des dortigen Öls daher rührt, daſs der Landmann die fruchtbarsten, ölreichsten Bäume denen der edleren Olivengattungen vorzieht. Lange gährende Oliven geben mehr, aber auch ranzigeres Öl. Die Ölbäume stehen in den Feldern, da ihr geringer Schatten dem Getreide wenig nachtheilig ist. 8 Jahre nach der Pflanzung trägt der Baum die ersten Früchte, im 16ten ist er im vollen Ertrage. Er wird 100 Jahre alt, ohne daſs seine Früchte merklich abnehmen. Er trägt nur bedeutend ein ums andere Jahr, im Durchschnitt jährlich für 8 Franken Früchte. Nach jeder Ernte schneidet man den Ölbaum. Die abgeschnittenen ölreichen Zweige brennen sehr gut. Der dortige Bauer brennt Winters Branntwein. Die Pflege der Seidenraupen ist besonders die Sache armer Familien, welche die Maulbeerblätter kaufen. — Der Wein, welcher in einer dünnen Erdrinde auf Kalkfelsen wächst, ist der beste. — In der Provence und in Languedoc sieht man beynah gar kein Rindvieh; von Vienne bis zu den Pyrenäen keine Singvögel, weil die Franzosen sie in Netzen fangen, um sie zu braten. — Die Pyrenäen haben Bäume und Pflanzen Süddeutschlands und viel Eisen. — Der Landmann geht in Schuhen, die aus Hanf geflochten sind. — Zu Foix schlieſst sich der zweyte Band. Wir behalten uns vor, die Fortsetzung dieser Reise, deren 4ter Band besonders Marseille auf eine interessante Art schildert, künftig anzuzeigen.

RW.

Zürich, b. Orell, Füſsli u. Comp.: *Berne et les Bernois.* 1820. VIII u. 161 S. 12. mit 5 Kupfern.

Wie der wohlbekannte Vf. (Hr. *Heinrich Meister*) vor einem Jahre seine Vaterstadt durchwanderte: so führt er uns jetzt nach jener Schweizerischen Stadt, die wir die politische, wie Zürich die literarische Hauptstadt nennen möchten. — Bern erscheint ihm beym ersten Anblick in der Einförmigkeit seiner Häuserreihen wie ein Verein groſser und reicher Benedictinerklöster; bey genauer Prüfung aber des Einzelnen tritt ihm vors Auge das vollendete Bild „*d'une richesse solide, d'un bonheur tranquille, d'un luxe simple et commod, dont l'air trop uniforme, quelquefois même un peu lourd, ne sert peut-etre qu'a rendre plus sensible encore le caractere de force et de repos, de moderation et de stabilité, vers lequel tendoient habituellement toute la sagesse et tout l'orgeuil de son ancienne aristocratie.*“ Das an Marktagen von allen Seiten herbeyströmende Landvolk zeigt in seinen kräftigen Gestalten und frohen Gesichtern von dem Glück dieses Staates unter seiner weisen Regierung. „*Et cette apparence de bonheur n'étoit que le produit de la realité la plus incontestable. Je ne pense pas, qu'il y ait jamais eu dans le monde aucun pays ou la grande masse du peuple ait joui d'un bien-être plus complet et plus reel, ou les ressources et les tresors amassés par la sage oeconomie du souverain, aient eté consacrés avec plus de probité, plus de desinteressement, plus de grandeur même, au maintien de la chose publique, a l'encouragement de l'agriculture et de l'industrie, au soulagement de tous les besoins, a la subsistance de infortunés de toutes les classes.*“ Die Verunglimpfungen, welche in neuerer Zeit gegen die Bernerregierung ausgestreut wurden, waren mehr in dem Hasse einiger Waadtländischer Rottenführer, als wirklich im Geiste ihrer Verwaltung gegründet. Den Bewohnern dieser Stadt spricht der Vf. zu: kräftigen Wuchs, festen Charakter, Kriegslust, Hang zum Groſsthun (unterstützt durch Familienstiftungen und ehemals die reichen Landvogteyen, die nur im Aargau und in der Waadt jährlich zwey Millionen Franken eintrugen), im Durchschnitt wenig Geschmack an den

Wiſſenſchaften (die Frauen ſollen! beſſer unterrichtet ſeyn, als die Männer — S. 58). Auf welche Höhe hätte ſich Bern ohne das Entgegenwirken örtlicher und zeitlicher Umſtände, bey dieſer Sinnesart ſeiner Bewohner, der der alten Römer gleich, nicht erheben können? (S. 56.) Unter den einzelnen Alterthümern oder Merkwürdigkeiten, welche die Stadt in ſich ſchlieſst, verweilt er am längſten bey St. Vincenzen Münſter, einem herrlichen Gothiſchen Gebäude, an deſſen Auſsenſeite aber (von den inneren Kunſtſchätzen nicht zu ſprechen) bey der Reformation gar Vieles zertrümmert wurde „*avec une fureur assez Vandale.*" Ob das Fenſtergemälde in dieſer Kirche (S. 79) wirklich Satire oder Allegorie im Geiſte der alten Zeit ſeyn mag? Berns Gröſse erſcheint am lichtvolleſten in ſeinen öffentlichen, vornehmlich in den der Wohlthätigkeit geweihten Anſtalten. Der Aufſchrift (vom groſsen *Haller*) an dem Bürgerſpital: *Christo in Pauperibus*, kommt kaum die über der *Porta de Popolo* in Rom an vielſagender Kürze bey. — Eigennamen ſollte man nicht in eine fremde Sprache übertragen, wie S. 8 Blümlisalp in *Alpe fleurie* — und doch ſagt der Vf. hinwieder Schreckhorn, warum nicht *Pic terrible?* Die Vergleichung S. 55 iſt nicht ganz paſſend. S. 88 wird der berühmte Bongars fälſchlich zu einem Baſeler gemacht. S. 99 — 161 enthält eine Novelle: „*Ida, ou la fondation de Berne*," die ſich angenehm leſen läſst; die Bemerkung S. 111 verdient beachtet zu werden. Von den Kupfern ſind drey aus dem vorjährigen Helvetiſchen Almanach.

P. T.

Bern, b. Burgsdorfer: *Kleine Reiſen in die Schweiz, für die Jugend beſchrieben von Fr. Meisner*, Prof. der Naturgeſchichte in Bern. Erſtes Bändchen mit Kupfern. 1820. 202 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Auch mit dem beſonderen Titel: *Reiſe von Bern nach der Peterſinſel und in die Thäler und in Gebirge des Cantons Neuenburg.* Für die Jugend beſchrieben von *Friedrich Meisner* u. ſ. w.

Rec. darf dieſes nützliche und für die Jugend gerade in demjenigen Tone, wie er ſich Schriften dieſer Art wünſchte, geſchriebene Büchlein allen Ältern, Lehrern und Jugendfreunden empfehlen, wenn ſie ihre Kinder oder Zöglinge mit einem angenehmen Geſchenke erfreuen wollen. In der Einleitung werden Solche, welche etwa im Falle ſind, mit jungen Knaben kleine Reiſen zu machen, mehrere treffliche Winke finden über die zweckmäſsigſte Anordnung derſelben. Alles, oft anſcheinend Unbedeutende, worauf die Reiſegeſellſchaft bey ihrer Wanderung ſtöſst, giebt Veranlaſſung zu Belehrung über mancherley Gegenſtände der Naturwiſſenſchaft, der Geſchichte, des Kunſtfleiſses, des täglichen Lebens; z. B. um Einiges, was Rec. beym Durchblättern auffällt, zu nennen: über Erdbildung, Störche, Brückenzölle, Herrenhuter, Münzprägen, Zehnten (doch *dieſs* nicht ganz beſtimmt und richtig) u. ſ. w. Die Erläuterungen ſind nicht nach der ehemals ſo beliebten Verwäſſerungsmanier, oder durch kleinfügige Fragen und Antworten unterbrochen, welche lebhaften Kindern ſo viel Langeweile verurſachen, ſondern kurz und faſslich, wie ſie Knaben von einigem Talent zuſagen werden. — Die lithographirten Abbildungen ſind meiſterhaft, und können den beſten in dieſer Art an die Seite geſetzt werden. Rec. wünſcht, daſs dieſe Reiſebeſchreibung denjenigen Beyfall finden möge, den ſie verdient, und durch welchen der Vf. aufgemuntert werden kann, ſein Verſprechen, künftig alle Jahre ein ähnliches Bändchen erſcheinen zu laſſen, zu erfüllen. Dürfte Rec. noch einen Wunſch äuſsern: ſo wäre es der um Herabſetzung des Preiſes für künftige Fortſetzungen, da 2 Gulden 12 Kreuzer für eine ſolche Jugendſchrift doch zu hoch iſt.

P. T.

MATHEMATIK.

Lemgo, in der Meyer'ſchen Hofbuchhandl.: *H. C. W. Breithaupts*, Profeſſors und Lehrers der Mathematik und Phyſik am Gymnaſium zu Bückeburg, *Mathematik für Schulen und Privatunterricht*, nach einem neuen Plane bearbeitet und mit unaufgelöſten Exempeln vermehrt. Dritter Theil, mit 16 Kupfertafeln. 1817. Zuſammen 675 S. gr. 8. (5 Rthlr. 7 gr.)

Dieſer 3te Theil eines ziemlich ausführlichen mathematiſchen Lehrbuchs enthält in 7 Büchern, die auch mit beſondern Titeln verſehen ſind, Folgendes: 1) Von den Verhältniſſen, Proportionen und Progreſſionen, und von den Logarithmen; 2) ebene Trigonometrie; 3) Sammlung trigonometriſcher Aufgaben; 4) analytiſche Trigonometrie; 5) Theorie der Perſpective; 6) reine Stereometrie; 7) ſtereometriſche Übungsaufgaben und Exempel. Daſs die Theorie der Perſpective der Stereometrie vorausgeſtellt iſt, erſcheint in ſofern nicht unzweckmäſsig, als die zu dieſen gehörigen Figuren perſpectiviſch darzuſtellen ſind. Auch iſt die Hinzufügung zahlreicher, zum Theil unaufgelöſter Exempel ſehr zu billigen, ſowie beſonders, daſs die Anwendung der Logarithmen auf die Berechnung von mancherley Aufgaben durch viele Beyſpiele zur Genüge erläutert iſt. Aber dem Vortrage mangelt es an Bündigkeit und Beſtimmtheit, auch hie und da an Richtigkeit, was natürlich der Deutlichkeit Eintrag thun muſs, und in einem Werke, das für Schüler beſtimmt iſt, doppelt unangenehm auffällt. So heiſst es gleich zu Anfange des erſten Buchs §. 9, von der arithmetiſchen Proportion, man finde das 4te Glied, wenn die Summe der beiden mittleren vom erſten Gliede ſubtrahirt werde, wo das Richtige leicht in die Augen fällt. Was den Mangel an Bündigkeit und Beſtimmtheit betrifft: ſo vermiſſen wir dieſe z. B. im 1 §. des 2 Buches, welcher die Erklärung der ebenen Trigonometrie enthält, ſowie auch in der Vorrede zu eben dieſem Buche der Satz S. VI: *Die Trigonometrie in Schulen ſo zu lehren* u. ſ. w., fehlerhaft iſt, wir wiſſen nicht, ob durch Schuld des Setzers, oder des Schreibers. Wir übergehen andere Stellen,

wo uns Unrichtigkeiten im Ausdrucke aufgestofsen sind, und bemerken nur noch, dafs der Satz §. 47 der analytischen Trigonometrie: „Ist der Divisor Null, der Dividendus eine endliche Gröfse: so ist der Quotient eine unendliche Gröfse," den der Vf. als vorzüglich wichtig heraushebt, wohl einer genaueren Erläuterung bedurft hätte, damit er, so ausgesprochen, dem Schüler nicht als Unsinn erscheine. Auch sollte, wo von der Multiplication benannter Zahlen die Rede ist, verhütet werden, dafs der Schüler nicht meine, es liefsen sich wirklich z. B. Zolle mit Zollen, oder mit Füfsen multipliciren, was der Vf. nicht ganz vermieden zu haben scheint. Sehr anschaulich ist die Darstellung zweyer Kreise mit Dioptern zum Winkelmessen, auf der ersten Kupfertafel zum dritten Buche, mit einer ausführlichen Beschreibung, aus der Officin des Bruders vom Vf., des Hof- und Münz-Mechanicus in Cassel, von dem ein Werk angekündigt wird, das die Beschreibung vieler Mess-Instrumente mit schönen Kupfern enthalten soll.

S. P.

Zerbst, b. Füchsel: *Das Diastimeter*, ein neues in den k. Preussischen Staaten patentirtes Messinstrument, welches alle Probleme der Distanz, Höhen- und Flächen-Messung, wie auch des Nivellements mit Leichtigkeit und hoher Genauigkeit auflöst, indem es nicht allein die Winkel bis zu Secunden bestimmt, sondern auch die ihnen entsprechenden trigonometrischen Linien zugleich angiebt. I Heft, den Gebrauch des Diastimeters bey dem Geschäft des praktischen Forstmannes und Taxators enthaltend. Von D. *Elard Romershausen*, Mitglied mehrerer Gesellschaften u. s. w. Mit 2 Kupfertafeln. 1819. 126 S. kl. 8.

Auch mit dem Titel: *Das Diastimeter für das praktische Forstwesen*, oder Beschreibung eines neuen u. s. w. Instruments, welches alle im Laufe dieses Geschäftes vorkommenden Messungen mit Leichtigkeit und Sicherheit ausführt, ohne weitere mathematische Kenntnisse, als die Anfangsgründe der Rechenkunst vorauszusetzen.

Der Ritter *von Yelin* hat in seinem *Kaleidoskop*, einem aus der Eos besonders abgedruckten, im Ganzen etwas schalkhaften Aufsatz, eine für das Forstwesen erbauliche Stelle angebracht, welche — es ist dort von den *sonderheitlichen* Kaleidoskopen die Rede, die in seiner Fabrik jederzeit fertig zu haben seyn sollen — wie folgt lautet: „1) *Kaleidoskope für Forstherrn.* Es ist der Vorschlag schon im Ernste gemacht worden, Waldbestände von Bergen herab mittelst guter Teleskope zu taxiren, und es ist gewifs praktisch eben so nützlich, als die Anweisung des ungenannten Verfassers des Handbuchs der grundsätzlichen Forstwissenschaft im Staate, Altenburg, 1 Theil, 4. (ohne Jahrgang, aber pp. 1802) S. 126 §. 20: in den Probeörtern die einzelnen zu taxirenden Baumstämme durch eigene Steiger abklettern und mit Schnüren abmessen zu lassen. Ich schlage daher zu Nutz und Frommen des Forstwesens überhaupt eigene tele-mikroskopische Hyleidoskope vor, mit welchen die Forstherren und die auf Tantieme der Nutzung gesetzten Forstbedienten gewifs auf gleiche Weise zufrieden seyn werden. Man mag diese Instrumente drehen, wie man will: so erblickt man immer die schönsten und abwechselndsten Bestände der verschiedensten Holzarten. Sie sind defswegen bey Waldvisitationen vortrefflich zu gebrauchen, und erhalten Einheit und Übersicht."

Vergleichen wir hiemit den Titel des vor uns liegenden Werkes: so dürfen wir nicht länger anstehn, den Forstadministrationen zu den zwey Werkzeugen Glück zu wünschen, womit sie der Erfindungsgeist unserer Tage beschenkt hat. Beide Instrumente erfüllen Alles, was man nur noch braucht. Indefs das Kaleidoskop für allseitige Zufriedenheit sorgt, liefert der Diastimeter Genauigkeit, und macht Geometrie, Stereometrie und Algebra bey dem Geschäfte — worunter dem Titel nach das Forstwesen, nach näherer Auskunft des Buches aber wahrscheinlich der mathematische Theil desselben zu verstehen ist — entbehrlich. Wollen wir auch annehmen, es sey eine blofse Titular-Phrase, dafs der Diastimeter diese Dinge selbst ausführt, es ist schon genug, dafs man sie mit ihm ausführen kann. Unsere bescheidene Vorstellung von dem Werkzeuge und seiner Theorie haben wir bereits in den Erg. Bl. 1819. No. 10 niedergelegt, ohne zu ahnen, dafs dasselbe an Genauigkeit einem Reichenbachischen Theodoliten gleichkommen, und durch den Zusatz von einem paar Objectivdioptern, einem Spiegel und einem nach Manier der Hängecompasse applicirten Pendelstab zu einer so ausgebreiteten Nützlichkeit erhoben werden könnte. Zum Besten der Forstbeamten, die beym Geschäft ohne weitere mathematische Kenntnisse, als die der gemeinen Arithmetik zurecht zu kommen wünschen, fügen wir nur noch den Preiscourant der Diastimeter bey, von dem der Forstkaleidoskope sind wir noch nicht unterrichtet.

No. I. Ein gewöhnliches Diastimeter für das Forst- und Bau-Wesen, mit Flintglasdioptern, Spiegelvorrichtung, Pendelstab und Futteral 2 Friedrichsd'or. No. II. Dasselbe nach etwas gröfserem Mafsstab nebst Libelle 3 Friedrichsd'or. No. III. Dasselbe mit versilberter Scale und überhaupt in eleganterer Form 4 Friedrichsd'or. No. IV. Ein Diastimeter in noch gröfserem Mafsstabe, nebst dreyfüfsigem Stativ und der Vorrichtung zur Vertical- und Horizontal-Bewegung, zu gröfseren Messungen, vorzüglich zum Nivellement und der genauesten Winkelbestimmung geeignet 5 Friedrichsd'or. No. V. Dasselbe in eleganterer Form 6 Friedrichsd'or.

— e —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

JURISPRUDENZ.

FRANKFURT A. M., in der Andreä'schen Buchhandl.: *Ausführliches Rechtsgutachten über das Verfahren des Römischen Hofes in der Angelegenheit der Constanzer Bisthumsverwaltung des Capitular-Vicars Freyherrn von Wessenberg zugleich mit Hinsicht auf Coopers Briefe über den neuesten Zustand von Irland*, verfasst von *Johann Ludwig Koch*, B. R. D., herzogl. Nassauischem Kirchen- und Oberschul-Rathe. 1819. 140 S. 8. (16 gr.)

Wenn die Deutsche Geschichte seit einem vollen Jahrtausend fast auf jeder Seite Missgriffe der Nachfolger des h. Petrus zu rügen hat, die das Honorar für die von ihren Missionärs den vaterländischen Völkerschaften unter dem Zwange der härtesten Strafgesetze, ertheilte Weihe zum Christenthum *ihrer Zeit* sich nicht Ein Mal, sondern ohne Aufhören und mit immer steigenden Ansprüchen an die Regierungen dieser Völker, entrichten liessen; wenn es einer Erschütterung und Umwälzung des Staatsverbandes und Ströme von Menschenblut bedurfte, um einem Theil dieser Staaten Sicherheit gegen diese Missgriffe zu verschaffen; wenn Beschwerden gegen den Römischen Hof für den anderen Theil selbst durch ständige Artikel in den nachherigen Wahlcapitulationen nicht gehoben werden konnten; wenn das Anstreben vier vereinter Deutscher Oberhirten durch Römische Machinationen vereitelt wurde: so liessen die durch neuere weltgeschichtliche Ereignisse aufgeregten Untersuchungen katholischer Denker und der durch sie geleitete Gang der Regierungen Resultate erwarten, die des Vaterlandes und selbst eines wohlverstandenen Katholicismus würdig gewesen wären. Leider wurde auch diese schöne Hoffnung von Rom aus in ihrer Blüthe bedroht, und eine Reihe von Actenstücken in der *Denkschrift über das Verfahren des Römischen Hofes bey der Ernennung des General-Vicars Freyherrn von Wessenberg zum Nachfolger im Bisthum Constanz und zu dessen Verweser* (Carlsruhe, 1818) enthalten den neuesten Beweis, dass Roms Antipathie gegen Deutsches Licht und Recht — so ächt katholisch es immer seyn möge — noch im gegenwärtigen Augenblicke — unversöhnlich sey.

Einen sehr schätzbaren Commentar über diese Denkschrift enthält das vorliegende Gutachten, dessen Vf. sich schon durch seine früheren: *Kirchenrechtlichen Untersuchungen über die Grundlage zu den künftigen katholisch-kirchlichen Einrichtungen in Deutschland* (Frankf. 1816) einen ausgezeichneten Rang unter den katholischen Rechtsgelehrten unseres Zeitalters erworben hat. Es zerfällt in vier Abschnitte, von denen *der erste* eine Geschichtserzählung, *der zweyte* und *dritte* kirchen- und staatsrechtliche Erörterungen, und *der vierte* die Resultate begreift. Eine etwas nähere Entwickelung wird unseren Lesern den Plan und dessen Ausführung anschaulicher machen.

Ignaz Heinr. K. Freyherr *von Wessenberg*, Domherr zu Augsburg und Constanz, war, nachdem er zwölf Jahre als General-Vicar des Bischofs von Constanz die Diöcesan-Verwaltung mit Einsicht und Segen geführt hatte, im J. 1815 von dem Fürsten Primas mit Einstimmung des Constanzer Domcapitels und des Grossherzogs von Baden, als Landesherrn, zum Coadjutor des Bisthums Constanz ernannt. Da bey dem am 10 Febr. 1817 erfolgten Tode des Fürsten Primas seine Bestätigung von Rom aus noch nicht ertheilt worden war: so ernannte ihn das Domcapitel, welches seine wohlthätigen Bemühungen nicht entbehren wollte, in den 8 Tagen, welche auf diesen für ganz Deutschland schmerzlichen Todesfall folgten, mit landesherrlicher Einstimmung zum Capitular-Vicar oder einstweiligen Verwalter des fraglichen Bisthums. Hierauf erfolgte nach geschehener Anzeige beym päpstlichen Hofe unterm 15. März 1817 ein Breve, welches diese Wahl missbilligte und eine neue verlangte. Auch überreichte *Karl Zen*, Erzbischof *in partibus* und päpstlicher Nuntius in der Schweiz, im Juni eben dieses Jahres ein zweytes Breve vom 21 May, des nämlichen Inhalts, jedoch ohne Anführung namhafter Gründe, mit der förmlichen Auffoderung an den Landesherrn, es gegen den v. W. geltend zu machen. Theils um dem Papste seine, mit der Achtung für Deutsche Kirchenfreyheit sehr wohl vereinbare Ehrfurcht zu bezeugen, theils auch um den näheren Inhalt der von neidischer Bosheit gegen ihn erhobenen Klagen zu erfahren, entschloss der Neuerwählte sich noch im nämlichen Sommer, begleitet mit einem Vorschreiben der grossherzogl. Regierung an den päpstlichen Cardinal-Staatssecretär Consalvi, zur Reise nach Rom, deren nächste Zwecke durch einen nach 7 Wochen zwischen ihm und diesem Cardinal eröffneten Notenwechsel einigermassen erreicht wurden, ohne dass jedoch das Geschäft selbst der Beendigung näher gerückt wäre. Eine Audienz bey

Wir hoffen, die hier mitgetheilte Stelle werde, ausser ihrer inneren Wahrheit zugleich als Probe von der eigenen religiösen Denkart des Vfs. hinlänglich seyn. Mehrere andere von ihm der Prüfung unterzogene Anschuldigungen sprechen augenscheinlich den Zweck aus, mit Beschränkung der bischöflichen Amtswirksamkeit jene des Papstes zu erweitern. Die bey Gelegenheit einer im 8ten Archivhefte der *Pastoral-Conferenzen des Bisthums Constanz* von 1810 enthaltene Anzeige von *Cooper's*, des bekannten Irländers, Briefen über reinen Katholicismus erhobenen Beschwerden: man habe dadurch die katholische Lehre in ihren Grundlagen verderben, die Gottheit Christi untergraben wollen u. s. w. tragen zu sichtbar das Gepräge der boshaftesten Verketzerungssucht, als dass sie einen Titel zur Ausschliessung des v. W. abgeben könnten. Da 9) *In dieser Sache*, selbst auch in der dritten Note des Cardinal-Staatssecretärs an *kein päpstliches Urtheil* gedacht werden kann, und 10) v. W. weder dem Ansinnen zur Niederlegung seines Amtes, noch auch zu einem Widerruf der Missbilligung seines bisherigen amtlichen Benehmens sich willfährig zeigen konnte, indem er seine im Constanzer Katechismus und Gesangbuch authentisch enthaltene Lehre, seine Verwaltung und sein Betragen einem *richterlichen Urtheil in gesetzlicher Form* willig unterwirft: so folgt, dass die ganze Streitsache sich jetzt noch in der *nämlichen Lage* befindet, wie sie vor dem Erscheinen des ersten Breve's vom 15 März 1817, welches eben so wie das zweyte ohne alle rechtliche Wirkung ist, gestanden hat, und demnach dem v. W. die Rechte eines *Bisthumsverwalters* zustehen, worin er auch bis zu einer rechtlichen Entscheidung oder gütlichen Ausgleichung um so mehr *zu schützen* ist, weil hiemit die Aufrechterhaltung mehrerer Rechte und selbst die Existenz der Deutschen Kirche in Hinsicht auf die Deutschen National-Kirchenrechte und Freyheiten innigst verbunden ist. 11) Jeder Deutsche Katholik wird es dankbar anerkennen, dass die grossherzogl. Badische Regierung die Deutschen Kirchenrechte, nicht minder jene des Staats vollkommen gewahrt hat, indem sie durch eigene *Manutenenzdecrete* den v. W. in dem Besitze seiner Würde und Rechte, als *wirklichen und rechtmässigen Capitular-Vicar*, geschützt und gehandhabt hat. Von ihr hängt es ab, bey der blossen Verweigerung des landesherrlichen Placet stehen zu bleiben, oder bewandten Umständen nach sie förmlich zu *cassiren*, d. h. für völlig nichtig zu erklären. 12) Eben dieser Regierung dürfte es wohl nicht zu verdenken seyn, wenn sie bey dem *Deutschen Bundestage* über die in Deutschland Statt findenden *Umtriebe* einer Partey, welche von dieser Streitsache Veranlassung nimmt, die Gemüther zu beunruhigen, eine *beschwerende Anzeige* zu machen, und dessen Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken Gelegenheit nähme. „Im Gefühle ihrer Kraft und der Würde der Deutschen Nation — so schliesst der Vf. dieses lehrreiche Gutachten — werden die Staaten hinreichende Mittel finden, die Deutschen Kirchenrechte und Freyheiten zu schützen, und ihren katholischen Unterthanen den inneren Kirchenfrieden gegen Parteysucht zu bewahren, sowie ihnen eine den Staats- und Cultur-Verhältnissen angemessene, und mit der ächten Kirchenverfassung übereinstimmende kirchliche Einrichtung zu verschaffen." (Ist auch uns ein Schlusswort erlaubt: so gilt es hier augenscheinlich nicht sowohl die *Person* des fraglichen Capitular-Vicars, als vielmehr einen Kampf zwischen dem *Licht* und der *Finsterniss*. Deutschland kann stolz seyn, eine beträchtliche Anzahl selbstdenkender katholischer Schriftsteller, wie den Vf. der vor uns liegenden Schrift, zu besitzen, die über das ächte Verhältniss der päpstlichen und bischöflichen Amtsverrichtungen und über den Zweck der katholischen Hierarchie selbst jene geläuterten Grundsätze bekennen, die von Joseph II und Friedrich dem Grossen und von den erhabenen Nachfolgern beider in ihren Staaten mit eben so viel Weisheit als Muth geltend gemacht wurden. Unter der Menge interessanter Gegenstände, welche Ansprüche auf die Massregeln jener erlauchten Versammlung machen dürfen, hat die Feststellung dieses Verhältnisses und mit ihm die Zufriedenheit und die Ehre der Deutschen Nation einen ausgezeichneten Rang. Nie war der Augenblick günstiger. Nur jene *Einheit* und *Festigkeit* des Willens, die sich bey anderen Zeitereignissen so entschlossen aussprach, und das katholische Deutschland wird stolz auf eine Nationalkirche seyn dürfen, die der Französischen nicht nur nichts nachgiebt, sondern sie vielleicht selbst in manchen Stücken noch übertrifft.)

R. S. T.

JENA, b. Cröker: *Schöman's Fragmente aus seinen civilistischen und criminalistischen Vorlesungen*, nebst einem Anhange dessen Lateinischer Gelegenheitsschriften. 1814. 150 S. 8. (16 gr.)

Wenn die Kritik schon nach des Vfs. Tode einen grossen Vortheil verliert, den nämlich, den Vf. selbst auf dasjenige aufmerksam zu machen, worin er vielleicht geirrt haben könnte, und so gerade denjenigen, von welchem zu erwarten steht, dass er am ersten des Stoffes Meister sey, zu neuem Erwägen seines Gegenstandes zu ermuntern; wenn, sagen wir, dieser Gewinn nicht mehr möglich ist: so hat, wenn gar der Vf. vor seinem Buche stirbt, die Kritik um so weniger zu eilen, und diess entschuldige die verzögerte Anzeige der vorliegenden Schrift. Es kommt hier noch dazu, dass ihr Inhalt selbst zu keiner ausführlichen Erörterung geeignet ist. Sie enthält nämlich 1) den „Plan zu einer civilistischen Vorlesung über *mora* und *culpa*," und 2) einige ältere Lateinische Gelegenheitsschriften des Vfs. In Bezug auf das Erstere wird in einer in des Verlegers Namen S. 128 — 130 gemachten „Schlussbemerkung" erzählt, dass der Vf. seine Ansicht über *Culpa* geändert, und von §. 30 an nicht zur Fortsetzung zu bewegen war, und dass daher der Rest aus dem Pandektenhefte des Vfs. entlehnt worden ist. Diese Lage der Sache bürgt schon äusserlich für die Unvollkommenheit der Arbeit, und in der That ist des Vfs. trichotomische Theorie der Culpa durch das Werk von *Hasse* jetzt so sehr zerfallen, dass weitere Erörterung der Sache nur überflüssig wäre. Ausserdem *sollte* die Schrift gar nichts ausführen, da schon die häufigen Verweisungen auf mündliche Exposition die Begrün-

dung vermissen läfst. — Am meisten gewährt noch die gleich Anfangs versuchte Entwickelung der Lehre vom *Furtum* Interesse. Hr. *Sch.* kommt darauf durch folgende an die Spitze gestellte Grundeintheilung. I. *Mora (solvendi)* „wenn der Debitor widerrechtlich die fremde vortheilhafte Verwaltung der Sache hindert. II. *Culpa*, wenn ohne *mora* des Debitors in ihm der Grund zu einer widerrechtlichen Beschädigung oder des widerrechtlichen Verlustes der Sache des Sachberechtigten liegt.“ Indem ihn jene Definition auf das *furtum* führt, leugnet er, dafs die drey bekannten Arten desselben (*furtum rei, possessionis, usus*) unter Eine Kategorie gehörten. Das *furtum* der eigenen Sache sondert er als etwas Besonderes von den übrigen ab, unter dem Namen *furtum possessionis civilis*, weil sein Charakter „Unterbrechung der vermutheten Usucapionsmöglichkeit sey.“ Dagegen spricht aber schon *L.* 71 §. 1 *fin. D. de furt.* *Sch.* bezieht freylich dieses Fragment im §. 6 auf die *usucapio pro herede*, aber blofs weil er übersehen hat, dafs *possessio pro herede* noch keine *usucapio pro herede* ist, sondern dafs, wer *pro herede* besitzt, *ex titulo defuncti* usucapiren kann. — In der That haben aber alle 3 *furta* nichts Besonderes. Die ganze Eintheilung bezieht sich blofs auf die Verschiedenheit des *subjectiven* Zweckes, auf die verschiedene Art des dabey beabsichtigten Gewinns. Die Grundsätze und Folgen sind für alle gemeinschaftlich, und wenn die Römer erzählen, dafs auch der Eigenthümer ein *furtum* begehen könne: so machen sie dadurch nur darauf aufmerksam, wie der ganze Gewinn auch blofs in der Aneignung des Besitzes bestehen könne. In Bezug auf die *Gröfse* des Schadenersatzes kommt freylich auf solche Unterschiede etwas an. — Mit S. 34 kommt der Vf. zu der *mora*, welche entsteht, wenn „der Debitor widerrechtlich die fremde vortheilhafte Verwaltung der Sache hindert.“ Als Wirkungen giebt er an 1) „Zinsen für den dem Creditor möglichen Gebrauch;“ 2) Verbindlichkeit, die „möglichen Früchte zu ersetzen,“ und den *nämlichen* Ersatzwerth für casuellen Untergang, und 3) Ersatz des untergegangenen Objects selbst. Eigentlich sind beide Wirkungen nur *Eine*, enthalten in dem Begriffe: Ersatz des durch *mora* veranlafsten Nachtheils. — Es folgt eine Erörterung der Frage, wenn Interpellation nöthig sey, und mit §. 19 die Lehre von der *purgatio morae*. Dabey spricht er S. 80 auch mit unseren Juristen von einer zu gleicher Zeit eintretenden *morc accipiendi* und *solvendi*, nämlich in sofern er sagt: „Kein Theil ist *in mora*, wenn beide Theile *zugleich* nicht zu rechter Zeit am gehörigen Orte der Verbindlichkeits-Erfüllung erschienen sind.“ Allein den Creditor bringt erst die ihm geschehene Offerte *in moram*. Ohne diese ist der Schuldner *allein in mora*. Er kann nicht entgegnen, dafs der Gläubiger auch nicht am Zahlungsorte erschienen sey: denn dann hätte er die Sache dort liegen lassen oder deponiren können, aber sobald er sie nicht bringt, ist *er* nur *in mora*. Das Nichtkommen des Gläubigers ist an sich noch keine *mora*, sondern die liegt erst darin, dafs er sich der wirklich gemachten Offerte entzieht. Der Satz läfst sich nicht umdrehen: denn Annahme wird bedingt durch Anbieten, nicht Anbieten durch Annahme: *mora accip.* ist also nicht denkbar ohne Offerte, wohl aber *mora solvendi*, auch ohne Bereitschaft zur Annahme, und das sagt auch ganz deutlich Labeo in *L.* 51 *pr. D. de A. E.*: „*si et per emptorem et venditorem mora fuisset, quominus vinum praeberetur et traderetur, perinde esse ait, quasi si per emptorem solum stetisset, non enim potest videri mora per venditorem emptori facta esse, ipso moram faciente emptore.*“ — Von S. 84 an geht der Vf. zur *culpa* über, beschränkt sich aber gröfstentheils auf die *Lex Aquilia.*

Unter den angehängten Gelegenheitsschriften führt die erste den als literarische Sonderbarkeit schon bekannten Titel: „*Observationes juridicae ad repletionem summi ingenii Thibautii laborum et ad juris interpretationem necessariae perspectae.*“ Eine mit G. unterzeichnete Note vertheidigt denselben aus *Const.* 1 §. 6 *Cod. de veteri jure enucleando*, wie das auch *Sch.* selbst S. 143 in der Note thut. Der Inhalt tadelt *Thibaut* 1) dafs er annimmt, es könne Jemand *sui juris* seyn, und dennoch Agnaten in aufsteigender Linie haben. Allein darauf hat dieser schon mit Recht in den Civ. Abhh. S. 303. 304 geantwortet, seit Anastasius könne man sich mit Vorbehalt der Familienrechte emancipiren lassen, und die Nov. 81 belohne den Sohn mit der Selbstständigkeit, ohne ihm seine Familienrechte zu entziehen. *Thibaut* hätte auch noch eine antiquarische Stütze seiner Ansicht, für den praktischen Zweck wenigstens analogisch beweisend, anführen können, nämlich dafs die zu Vestalinnen gemachten Jungfrauen ohne *capitis deminutio sui juris* wurden, also ihre Agnaten behielten, Gell. I, 12, was auch bey den übrigen durch Priesterwürde frey gewordenen Personen Statt fand, Gajus I, 130. III, 114. — 2) In *L.* 8 *pr. D. de serv.* wird es versagt, eine (Real-) Servitut dahin aufzulegen, „*ut pomum decerpere liceat, et ut spatiari et ut coenare in alieno possimus*,“ natürlich weil nur *praedium praedio servit*, und darum z. B. auch eine *serv. pascendi* den Bedarf des herrschenden Gutes nicht übersteigen soll. Diese Idee tadelt der Vf. Ihm ist das Obstabbrechen ein „*arboris usumfructum habere*,“ das Spazierengehn ein Wettrennen „*in stadio currere*,“ und das Essen ein *coenare* „*ad modum coenandi Romanis consuetum*,“ d. h. wohl mit einem Alles zertretenden Haufen von Sclaven. Allein gesetzt, dem wäre so, warum soll, wenn nicht aus dem angegebenen Grunde, dergleichen nicht als Servitut, so gut wie eine *s. viae* und *pascendi* bestellt werden können? No. II. „*Progr. ad leg.* 28 *pr. D.* 22, 1.“ Nämlich statt „*bonae fidei possessionis et fructuarii*“ habe es wie im §. 37 *I. de R. D.* geheifsen: „*dominii fructuarii*,“ und durch die Abschreiber sey aus Unverstand zuerst *domini fructuarii*, dann *domini et fructuarii*, und endlich jener Ausdruck entstanden!! No. III enthält seine Ansicht über die wahrhaftig bis zum Überdrusse jetzt besprochene und berüchtigte *L.* 23 *de R. J.* — Noch einige kleine nicht bedeutende Bemerkungen machen den Beschlufs; wir erwähnen davon nur die Emendation der *L.* 226 *de V. S.*, worin Hr. *Sch.* das „*magna*“ für eine Gemination erklärend also liest: „*magna negligentia culpa est magna, magna culpa dolus est.*“

n . . . . Z

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

SONDERSHAUSEN, b. Voigt: *Vorlesebuch für Schullehrer und Cantoren, zur Haltung des öffentlichen Gottesdienstes.* — Enthaltend: Kanzelvorträge und Reden über die sämmtlichen Sonn- und Festtags-Episteln des ganzen Jahres, nebst einem Anhange von Gebeten und Collecten und einer Abhandlung über die Nothwendigkeit der Wiedereinführung der Privatbeichte. — Herausgegeben von *Johann Friedrich Weingart.* 1819. XXXII und 386 S. 4. (2 Rthlr.)

Hr. *W.*, dessen schriftstellerische Thätigkeit fast zu grofs ist, als dafs man lauter Gediegenes von ihm erwarten dürfte, will durch dieses Vorlesebuch einen Beytrag zur Belebung und Erhöhung des geistigen Lebens im kirchlichen Leben des protestantischen Deutschen Volkes liefern, und erwartet, dafs man unter den schon vorhandenen Vorlesebüchern, zur Abwechselung und der zweckmäfsigen Wohlfeilheit wegen, auch das seinige werde gebrauchen wollen. Einige fremde Arbeiten, deren genauere Bezeichnung hier nicht nöthig sey, die er sich aber nicht anmafsend zueignen wolle, seyen wegen ihrer Zweckmäfsigkeit mit aufgenommen worden. Die Kürze werde man nicht tadeln wollen, wenn der eigentliche Zweck dieses Buches, dafs es kurze Erläuterungen über die Sonn- und Festtags-Episteln geben solle, berücksichtigt werde. — In der That kann diesen Predigten ihre Kürze nicht zum Vorwurfe gereichen: denn Predigten, zum Vorlesen in Landgemeinden bestimmt, müssen kurz seyn. Aber die versprochenen Erläuterungen über die Sonn- und Festtags-Episteln vermissen wir ganz, und die gröfste Ausstellung, die wir an diesen Predigten zu machen haben, besteht darin, dafs die meisten Texte durchaus nicht benutzt worden sind. Ja, oft scheinen die Predigten über ganz andere Texte gearbeitet und nur den Sonntagsepisteln angepafst worden zu seyn. Selten findet man nur einen Übergang, wie der Vf. von dem Texte auf die abzuhandelnde Materie gekommen sey; ja in einer Predigt finden wir sogar Etwas als Texteswort angeführt, wovon in dem ganzen Texte keine Sylbe steht. — Auch die Predigt am ersten Ostertage ist wahrscheinlich für den zweyten Ostertag ursprünglich bestimmt gewesen. Dafür scheint wenigstens eine Stelle zu sprechen, worin es heifst, dafs mit diesem Tage das Osterfest geschlossen werde, was wohl vom zweyten, aber nicht vom ersten Ostertage gilt.

So wenig man auch von allen Predigten, vorzüglich von solchen, die zum Vorlesen in Landkirchen bestimmt sind, fodern kann, dafs sie seltene und ungewöhnliche Materien, oder auch nur das Gewöhnliche immer auf eine neue Manier behandeln: so sind doch einige dieser Predigten zu flach und unbedeutend, als dafs sie verdient hätten, gedruckt zu werden. — Besonders im Anfange sind sich mehrere Predigten darin sehr ähnlich, dafs der Vf. in ihnen auf die Liebe, die man gegen fremde Religionsverwandte beweisen müsse, zurückkommt. Da die fremden Religionsverwandten, mit welchen die Landgemeinden zuweilen noch in Verbindung kommen, meistens nur aus Juden bestehen: so hätten diese vor anderen hervorgehoben, und gezeigt werden sollen, dafs auch sie Ansprüche auf die Pflichten der Menschenliebe haben, dafs Mifshandlungen gegen sie ebenfalls strafbar seyen, dafs es auch unter ihnen rechtschaffene Menschen gebe, obgleich das Eigenthümliche ihrer Lage, die ihnen nicht erlaube, alle Rechte der Staatsbürger zu geniefsen, weil sie nicht allen Pflichten derselben getreu nachkommen können, ihnen das Rechthandeln erschwere u. s. w. — Die Dispositionen sind meistens leicht und natürlich, wie es für Landgemeinden am zweckmäfsigsten ist, und nur zuweilen trifft man auf Verstöfse wider die Logik. In der 31sten Predigt über 1 Petr. 2, 11 — 17 wird der Satz abgehandelt, *dafs die christliche Gesinnung in Verbindung seyn müsse mit einem heilig frommen Wandel und mit einer freundlich thätigen Liebe.* Wir wollen hier nicht mit dem Vf. darüber rechten, dafs sich diefs ziemlich von selbst versteht, da eine christliche Gesinnung mit einem heilig frommen Wandel und mit einer freundlich thätigen Liebe eins zu seyn scheint; auch nicht darüber, dafs das Thema zwischen einem heilig frommen Wandel und einer freundlich thätigen Liebe zu unterscheiden scheint, und doch auf diesen Unterschied in der Predigt selbst gar keine Rücksicht genommen wird. Aber hier heifst es zuerst: „Dadurch, dafs wir mit christlicher Gesinnung zugleich eine fromme thätige Liebe verbinden, halten wir *einmal* das grofse Band der menschlichen Gesellschaft fester zusammen.“ Nun sollte man im zweyten Theile doch wohl einen neuen Grund erwarten. Statt dessen aber liest man: „Lafst uns denn auch bestreben, uns als ächte Christen dadurch zu beweisen, dafs wir uns bestreben

(wegen des so bald nach einander wiederkehrenden „bestreben" hätte der Vf. das eine Mal wohl einen anderen Ausdruck wählen können), in dieser Liebe, in diesem heilig frommen Wandel immer vollkommener zu werden." Das ist ja gerade das, was das Thema fodert, aber kein Grund, warum es geschehen müsse. — Den dritten Theil giebt der Vf. so an: Lasset uns zuletzt noch unsere christliche Liebe auch dadurch beweisen, dass wir auf den Weg *Anderer* sehen, und sie leiten und führen zu dem, was droben ist." Diess ist allerdings eine Äusserung der christlichen Gesinnung und derthätigen Liebe, aber wieder kein Grund für das, was bewiesen werden soll. — In der 34sten Predigt am Himmelfahrtsfeste über Act. 1, 1 — 11, wird gezeigt, *was uns zu thun obliegt, wenn wir uns zu einem frohen Abschiede von der Erde vorbereiten wollen.* 1) Wir müssen ein Leben voll christlich gemeinnütziger Thätigkeit führen. 2) Wir müssen bey unserem Abschiede von der Erde nichts unvollendet zurücklassen. (Hier hätte der Vf. sich bestimmter und deutlicher erklären, wenigstens hinzufügen sollen, dass ohne unsere Schuld Manches, wenigstens dem Scheine nach, unvollendet bleiben könne.) 3) Wir müssen dafür sorgen, dass wir auch nach dem Abschiede von der Erde noch wohlthätig auf derselben fortwirken. — Was wir ausserdem, was in den beiden ersten Abtheilungen von uns gefodert worden ist, in dieser Rücksicht noch thun können, davon sagt der Vf. kein Wort. Denn was soll man sich dabey denken, wenn er S. 193 behauptet: „Der verdient den Namen eines guten Christen, der selbst mit Hintenansetzung seines irdischen Glücks nur seiner Pflicht und den Foderungen der Religion lebte, der sich keine Nachlässigkeit zu Schulden kommen liess, und an der Ausübung der Tugend seine Freude fand. Ein solcher kann getrost, wie unser Heiland, der anderen Welt entgegengehen: denn er scheidet mit dem Bewusstseyn eines redlich durchwandelten Lebens. Aber schöner strahlt doch dessen Wirksamkeit noch aus der Ewigkeit zu uns herüber, der selbst nach dem Tode noch wohlthätig auf der Erde fortwirkt." Wird dadurch schon über die Foderung des Vfs. Licht verbreitet? — Was in der Folge zur Erläuterung von Eltern angeführt wird, die ihre Kinder zur Frömmigkeit und Tugend erziehen, und in ihnen und in ihrem Andenken fortleben, macht die Sache noch nicht deutlicher: denn auch diese haben ja nichts weiter gethan, als ihre Pflicht, und ohne Zweifel greift auch jede Pflicht, die wir erfüllen, in die Zukunft ein, und wirkt nach unserem Tode noch wohlthätig auf der Erde fort, wenn auch diese Wirkungen sich jedem menschlichen Auge entziehen sollten. — Dass sie sichtbarer in die Augen fallen, hängt von unserer Lage und von Umständen ab, die nicht in unserer Gewalt sind, und das Bestreben, etwas Ausgezeichnetes zu thun, wovon wir uns sichtbare Wirkungen nach unserem Tode versprechen könnten, dürfte leicht zu verderblichen Missgriffen verleiten.

Aus dem, was wir aus der Vorrede angeführt haben, erhellt es, dass der Vf. es nicht für nöthig gehalten hat, die entlehnten Arbeiten genauer zu bezeichnen. Nur bey der 10ten Predigt am Sonntage nach Neujahr über Tit. 3, 4 — 7 *über die grossen Mängel, welche bey allen Vorzügen unseres Zeitalters doch dem Zeitalter selbst, und den jetzt lebenden Menschen anhängen*, ist es bemerkt worden, dass sie vom Hn. Pfarrer *Härter* zu Kranswinkel im Gothaischen zu Tonna gehalten worden sey. Obgleich sie manches Gute enthält: so scheint sie uns doch das Lob der Vorzüglichkeit, das Hr. *W.* ihr giebt, nicht zu verdienen, und ist aus manchen Gründen — und schon darum, weil sie eine von einem Prediger wirklich gehaltene Predigt ist — zum Vorlesen in Landgemeinden nicht ganz geeignet. — Bey der 14ten Predigt sagt der Vf., dass es nicht unzweckmässig sey, wenn zuweilen statt der gewöhnlichen Texte auch über freye Texte gepredigt werde, was jedoch, so wahr es auch an sich ist, von Predigten, zum Vorlesen in Landgemeinden bestimmt, die über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Episteln angekündigt worden sind, wohl nicht gelten dürfte, — und lässt darauf eine, wahrscheinlich entlehnte, Homilie über Luc. 11, 14 — 28: „*das Reich des Bösen*," abdrucken, die allerdings sehr gut gerathen, aber nicht für Landgemeinden ist, und schon wegen ihrer Länge nicht hätte aufgenommen werden sollen.

Die Sprache in diesen Predigten, insonderheit in denen, welche nach unserer Überzeugung von Hn. *W.* selbst herrühren, ist grösstentheils populär — nur an einigen Stellen zu abstract, und an anderen Stellen ist der Ausdruck, weil der Vf. zu sehr um die Schönheit desselben bemüht gewesen ist, für Landgemeinden unverständlich geworden. — Auch die undeutschen Ausdrücke: „charakterisirt, Harmonie, Sympathie," und das in einigen Predigten wiederholt vorkommende „moralisch" dürften schwerlich zu rechtfertigen seyn. — In einigen Predigten lässt der Vf. seine Cantoren und Schullehrer ihre Zuhörer in der dritten Person mit „Sie und Ihnen" anreden; in den übrigen ist er zu dem „Ihr und Euch" zurückgekehrt. Rec. glaubt, dass in Predigten, die zum Vorlesen bestimmt sind, die Anreden möglichst vermieden werden, und die Predigten selbst mehr im Geist und Ton gemeinschaftlicher Betrachtungen gearbeitet seyn sollten. — Am ersten Weihnachtstage muthet Hr. *W.* seinen Cantoren zu, neben seinem Vorlesebuch auch *Witschels* Morgen- und Abend-Opfer mitzubringen. — Ein Gebet, das sich unter anderen auch in der Schleswig-Holsteinischen Agende findet, kommt als Anfangsgebet zwey Mal vor.

Die angehängten Collecten und Gebete sind nicht ohne Werth. — Zu welchem Zweck der Vf. auch den gewöhnlichen Segen und das Vaterunser hat abdrucken lassen, sehen wir nicht ein.

Was die Abhandlung: *Über die Nothwendigkeit der Wiedereinführung der Privatbeichte*, anlangt: so sind wir mit dem Vf. darin einig, dass man nicht so schnell hätte seyn sollen, die Privatbeichte abzuschaffen, und dass sie, wenn das Verhältniss des Predigers zu seinen Gemeindegliedern so ist, wie es seyn sollte, aber unter den gegenwärtigen Umständen nicht füglich seyn kann, ein treffliches Mittel werden könne, auf die Gemüther der Letzteren wohlthätig zu wirken. Aber er erlaube uns auch, zu bemerken, dass die Privatbeich-

te wohl nur in sehr seltenen Fällen das gewesen ist, was man jetzt von ihr rühmt. Denn es ist noch kein „freyes und ungezwungenes Ergiessen der Seele nach Bedürfniss," wenn der Beichtende mit einem: „Ehrwürdiger, lieber Herr! Ich bitte, er wolle meine Beichte hören" u. s. w. beginnt, und darauf ein Formular, bey dem er vielleicht nichts denkt, hersagt, und der Prediger, wenn er auch in den besonderen Seelenzustand des Beichtenden einzugehen wünscht, sich doch immer sehr im Allgemeinen halten muss, um nicht beschuldigt zu werden, dass er Personalien eingemischt habe. — Übertreibung ist es unstreitig auch, wenn der Vf. behauptet, dass der Prediger nur durch die Privatbeichte in dem herrlichen Verhältnisse des Seelsorgers zu seiner Gemeinde stehe. Umgekehrt möchten wir behaupten, dass nur, wenn der Prediger zu seiner Gemeinde als Seelsorger stehe, eine Privatbeichte, wie sie seyn soll, Statt finden könne. Denn was würde die Privatbeichte helfen, wenn die Gemeindeglieder kein Vertrauen zu ihrem Prediger hätten, und Bedenken trügen, ihren besonderen Seelenzustand ihm mitzutheilen? — Überhaupt ist es mit der Seelsorge eine eigene Sache. Es gab eine Zeit, wo der Ausdruck „Seelsorge" beynah verrufen war. Jetzt hat man ihn wieder zu Ehren gebracht, aber man ist in der Pastoraltheologie noch lange nicht darüber im Klaren, in welchen Schranken sich die specielle Seelsorge zu halten habe, wenn sie nicht in Zudringlichkeit ausarten, und die Perlen vor die Säue werfen will. — Der Vf. sagt, der Prediger habe da, wo nur die allgemeine Beichte herrscht, viel, sehr viel von seiner Wirksamkeit verloren. Das mag wahr seyn, weil die Einführung der allgemeinen Beichte in eine Zeit fiel, in welcher die Wirksamkeit des Predigers schon abzunehmen begann; aber wir zweifeln, dass die blosse Wiedereinführung der Privatbeichte das väterliche Verhältniss des Predigers zu seinen Gemeindegliedern wieder herstellen werde, und jene Behauptung scheint uns mit einer ähnlichen von *Harms*, dass die neue Kirchenlehre die Kirchenleere herbeygeführt habe, auf gleichen Gründen zu beruhen. — Übrigens hätte der Vf. diese Abhandlung lieber in eine theologische Zeitschrift einrücken lassen, als einem Vorlesebuch für Cantoren und Schullehrer als Anhang beyfügen sollen.

†—m—†

Tübingen, b. Osiander: *Materialien zu Vorträgen über die neuen Würtembergischen Perikopen* von *Carl Friedr. Dietzsch*, Stadtpfarrer in Öringen. 1tes Heft. X u. 187 S. (14 gr.)

In dieser Schrift, von deren Fortsetzung uns nichts bekannt ist, berücksichtigt der Vf. nur diejenigen Zusätze, welche ältere Perikopen in den Würtembergischen Landen erhalten haben, und die ganz neu bestimmten Texte. Er will durch seine Arbeit nach der Vorrede älteren Predigern eine nicht unnütze Unterhaltung verschaffen, und angehende auf Materien aufmerksam machen, die nicht alltäglich sind, praktisches Interesse haben, und *ohne Zwang* sich aus der Perikope ableiten lassen; in den beygefügten Dispositionen aber praktisch zeigen, wie nach den Gesetzen der Homiletik ein Hauptsatz zergliedert werden muss. Zuletzt verspricht er, jeden zurechtweisenden Tadel nicht nur mit Dank aufzunehmen, sondern auch bey der Fortsetzung treulich zu nützen. Rec. wird demselben einige Veranlassung geben, diess Versprechen zu erfüllen. Er glaubt nämlich weder überhaupt, dass der Vf. die rechte Art, Texte zu verstehen, zu erklären und zu entwickeln aufgefasst habe, und insbesondere, dass überall seine Hauptsätze ohne Zwang aus den Perikopen abgeleitet seyen; noch kann er finden, dass die beygefügten Dispositionen nach den Gesetzen der (Logik und) Homiletik eingerichtet sind, und zur Anweisung für Andere empfohlen werden können.

Man darf nur bey dem ersten Texte, den Zusätzen zu der 2 Adventsepistel stehen bleiben, um sich hievon zu überzeugen. Denn wir finden, dass er hier, Röm. 15, 1. 2, die beiden leichten Verse nicht einmal im Zusammenhange richtig fasst, die Worte: „nicht Gefallen an uns selber haben," nach vielem, hieher nicht gehörigem Gerede über Juden und Heiden-Christen, kaum und nur flüchtig abfertigt, und am wenigsten in den Geist der treffenden Gegensätze, „*sich nicht selber gefallen, sondern dem Nächsten zu gefallen streben,*" eigedrungen ist, und über das *Gefallen* zum Guten, zur Besserung gar nichts sagt; auch der Zusammenhang des schweren 3 Verses, den er also giebt: „auch Christus war von Selbstgefälligkeit weit entfernt, dass er vielmehr, wie die Schrift Jes. 69, 10 sagt, die Lästerungen ruchloser Menschen duldete;" ist ihm fremd geblieben. — Der Sinn ist vielmehr der: „Christus suchte nicht seine Ehre, vielmehr war ihm selbst das eine Ehre, wenn Menschen, die Gott schmäheten, auch ihn schmäheten." — Bey der Vernachlässigung richtiger Textansicht aber kann man erwarten, dass der Text richtig entwickelt werde, und der Hauptsatz stets richtig aus demselben abgeleitet seyn wird? — Die aus dem 1 Verse abgeleiteten Hauptsätze beziehen sich fast durchaus auf das, was der Vf. über Juden und Heiden-Christen beybringt, und dieser hat dabey übersehen, zu bemerken, wie der *Starke* den Schwachen überhaupt, und namentlich der *Tugendstarke* den Tugendschwachen und Fehlerhaften tragen solle, was sich auch mit dem 2 Verse vortrefflich verbinden lässt. — Auch im *zweyten* Verse ist der Hauptpunct, *wie* wir eigentlich streben sollen, dem Nächsten wohl zu gefallen — nämlich zum Guten, zur Besserung — ganz übersehen. Und so kommen auch bey dem 3 Verse die wichtigeren Erwägungen: wiefern man seine Feinde für Feinde Gottes ansehen — und wie man die Erfahrung benutzen solle, von Feinden Gottes und der Religion angefeindet zu werden; worüber sich hier wahrlich viel Lehrreiches und für unsere Tage Zweckmässiger würde haben beybringen lassen. — Dagegen sind nicht wenige Themata nur von Winken hergenommen, welche man aus der Ferne her über den Text erhält, und wozu man den Text oft sonderbar drehen und mit Zusätzen

und Bemerkungen versehen, oft recht herbeyzwingen muss. — Wie liegen irgend *in* dem 1 Verse Sätze, wie folgende: von den Vorurtheilen in der Religion, welche besonders in unserem gegenwärtigen Zeitalter herrschend sind; — dass wir in unseren Tagen für die Religion weit mehr von dem Unglauben, als von dem Aberglauben zu fürchten haben; wie entscheidend der Religionsunterricht, welchen wir in der Jugend erhalten, für unser ganzes ferneres Leben sey? u. s. w.! — Um *von dem nachtheiligen Einflusse* zu reden, *welchen manche Zeitalter auf die Religion* behaupten, muss der Vf. zu folgenden Wendungen seine Zuflucht nehmen (S. 7): die Jüdischen Christen hätten den Geist des Christenthums nicht erkannt, sondern es für weiter nichts, als gereinigtes Judenthum angesehen; „wollte Gott, dass nur der damalige Geist eines an Satzungen klebenden Zeitalters nachtheilig auf das Christenthum gewirkt hätte; allein es hat diess Schicksal auch in den folgenden Jahrhunderten zum öfteren erfahren müssen;" und so spricht er zu dem angegebenen Thema fort. Heisst das aber seinen Text entwickeln, und *ohne Zwang* sein Thema daraus herleiten. Kann man nicht auf diese Manier über jeden Text alles Mögliche predigen? — Und dazu soll noch angewiesen werden!!

Übrigens kann man nicht leugnen, dass der Vf. manche wohlgewählte Themata aufgestellt hat — wie: über die Freyheit, welche wir dem Christenthume verdanken; — wie sehr wir zu verhüten haben, unsere Herablassung zu den Schwachheiten Anderer nicht in verderbliche Fehler ausarten zu lassen; worauf es ankomme, wenn wir den Hass unserer Feinde uns zur Ehre rechnen wollen u. dgl. m.; aber *einmal* ist es nicht genug, etwas Gutes zu sagen, man muss auch das *Rechte — debentia —* sagen; und dann ist doch der Vf. seinem Vorsatze nicht immer treu geblieben, nur solche Hauptsätze aufzunehmen, die nicht alltäglich sind: denn es giebt der alltäglichen genug; z. B. von der Pflicht, für die Besserung Anderer zu sorgen — von den wichtigen Vortheilen, welche das Streben nach Ähnlichkeit mit Jesu für unsere Besserung hat u. s. w.

Wie auch die Dispositionen nicht ganz richtig sind, sieht man schon aus der *ersten*, in welcher der Einfluss der verschiedenen Zeitalter auf die Religion 1) so seiner *Beschaffenheit* nach dargestellt wird, dass diese a) in einem unwissenden Zeitalter verdunkelt, b) in einem leichtgläubigen *abergläubig*, c) in einem ungläubigen *verdächtig*, und d) in einem sittenlosen unwirksam werde. Aber wer sieht nicht, dass das Erste nicht zusammenpasst, das Zweyte von einer Religion nicht gesagt werden kann, da es wohl abergläubige Menschen, aber keine abergläubigen Religionen giebt; und das Dritte und Vierte zusammenfällt? — Richtiger hätte der Vf. gesagt, die Religion wird in einem unwissenden Zeitalter nicht erkannt; in einem abergläubigen missverstanden; in einem ungläubigen geringgeschätzt, und in einem sittenlosen gemissbraucht. — Auch die Ausdrücke sind oft unpassend; so redet der Vf. von einem *irrigen* Gewissen, statt von einem *irrenden*. — Doch der Vf. sieht zur Genüge, woran es ihm noch fehlt; möge er nun seinem Versprechen nach diese Erinnerungen treu benutzen, und in einigen Jahren bessere Materialien zu liefern fortfahren! F. Q.

Leipzig, b. Barth: *Vorarbeiten zu Kanzelvorträgen über die Leidensgeschichte*, nach den vier Evangelisten, von Z. L. *Helmricht*, Adjunct zu Dobrilugk. 1816. gr. 8. (4 Rthlr.)

Der Gegenstand, welcher in vorliegendem Werke betrachtet wird, ist in der homiletischen Literatur einer von denen, welche im Vergleich mit anderen Zweigen noch wenig bearbeitet sind. Desswegen verdient ein jeder Beytrag unseren Dank. Der Vf. hat mit einer ziemlichen Ausführlichkeit seinen Gegenstand abgehandelt, und ist unserer Meinung nach oft nur zu ausführlich gewesen. Er hätte auch hier die Mittelstrasse gehen sollen. Dann für den denkenden Prediger, der Anderen nicht bloss nachbeten will, bedarf es nur kurzer Winke, als leitender Ideen; und der träge Pastor wird nur durch solche ausführliche Handbücher in seiner Faulheit bestärkt. Desswegen wünscht Rec., dass der Vf. bey einer etwaigen zweyten Auflage darauf Rücksicht nehmen möge. — Ausser dem Prediger können diese Vorarbeiten auch von christlichen Familien zu ihrer häuslichen Erbauung und weiteren Belehrung über den ganzen grossen Geist der so folgereichen Leidensgeschichte benutzt werden. O. O. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. Zittau und Leipzig, b. Schöps: *Begräbnisscollecten, oder Ermunterungen und Gebete an den Gräbern unserer Entschlafenen.* Ein liturgischer Versuch. 1815. 85 S. 8. (7 gr.)

Voran stehen „einige Worte für die Beybehaltung öffentlicher Beerdigungen, besonders auf dem Lande." Sie bedeuten nicht viel. Überdiess wird darin gegen einen Schatten gekämpft, da unseres Wissens die Begräbnissfeyerlichkeiten *auf dem Lande* noch genugsam in Ehren sind, und nach dem Charakter des Landmannes bleiben werden. Für die Wiedereinführung öffentlicher Beerdigungen *in Städten* aber wäre viel und mit Grunde zu sagen; Rec. hat an einem anderen Orte sich darüber ausführlicher erklärt. Auch darf man gewiss auf die Stimmen der mehresten Religionslehrer, denen die Belebung religiöser Gefühle in ihren städtischen Gemeinden am Herzen liegt, dabey rechnen. — Mit diesen Begräbnisscollecten hat übrigens der ungenannte Vf. manchem seiner Amtsbrüder, besonders denen, die starke Parochien und häufige Beerdigungen haben, einen Dienst gethan. Er folgt bey Anordnung derselben für die verschiedenen Fälle bey Leichen von Kindern, Erwachsenen, Alten u. s. w. dem bekannten *Repertorium biblischer Texte* u. s. w. von *Schuler*, welcher ihm auch bey der Wahl der Bibelsprüche zu den Intonationen grösstentheils geleitet hat. Die Gebetcollecten selbst sind nicht von gleichem Werth. Sie haben alle einen jambischen Tonfall, und lassen sich daher leichter singen. Bey mehreren aber ist eben desshalb die Wortfolge ungelenk geworden, und manche — was wesentlicher ist — sind leer an Gedanken, und variiren nur den vorstehenden zur Antiphonie dienenden Bibelspruch, anstatt tiefer in seinen Sinn einzugehen. Viele sind ohne Tadel, nicht predigend, sondern im würdigen Gebetston, christlich und kindlich. N.A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

PHYSIK.

Berlin u. Leipzig, b. Nauck: *Lehrbuch der mechanischen Naturlehre* von *Ernst Gottfried Fischer*, Mitglied der königl. Akad. der Wissensch. in Berlin, ausserordentl. Prof. an der Universität, ordentl. Prof. am Berlinisch-Cölnischen Gymnasium u. s. w. Zweyte sehr verbesserte und vermehrte Auflage. 1819. Erster Theil. XXXVIII u. 501 S. 8. und 6 Kupfertafeln. Zweyter Theil. 326 S. 8. u. 5 Kupfertafeln. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. macht in der Vorrede die wohl nicht ungegründete Bemerkung, dass die erste Auflage dieses Buches in Deutschland nur eine sehr mittelmässige Aufnahme gefunden habe, dass nirgends eine Recension über dieselbe erschienen, und das Buch in Schulen nur wenig gebraucht sey, während in Frankreich der berühmte *Biot* den Werth dieses Buches durch Besorgung einer Französischen Übersetzung anerkannte, und diese Übersetzung in Frankreich und Polen in vielen Lyceen beym Unterrichte gebraucht wurde. Wir wünschen, dass diese zweyte Auflage mit allgemeinerer Theilnahme aufgenommen und benutzt werde.

In der Vorrede theilt der Vf. noch einige Bemerkungen über die Lehrbücher der Physik mit. Er tadelt es nicht mit Unrecht, dass man so oft die Chemie ganz mit in die Physik hineinzieht; gesteht indess doch auch, dass eine ganz strenge Sonderung der Gegenstände nicht immer möglich sey, sondern dass man sich (wie in vorliegendem Werke geschehen ist) begnügen müsse, die Grenze, die man der Physik gesteckt habe, nie aus den Augen zu verlieren, selbst da, wo man einige Augenblicke bey Gegenständen, die nicht mehr zu ihrem Gebiete gehören, verweilen muss. Eine zweyte Bemerkung des Vfs. betrifft die in der That so sehr gewöhnliche Vermischung des Wahren und Festbestimmten mit dem Zweifelhaften und Falschen; er tadelt bey dieser Gelegenheit manche Naturphilosophen, welche ihre Phantasien so geradezu mit den Thatsachen vermischen, welche die mathematisch begründeten Kenntnisse gering achten, und dunkele Begriffe, kühne Hypothesen u. s. w. an die Stelle des durch Mathematik und Erfahrung fest Begründeten setzen. Aber indem wir in der Klage über diese Missbräuche dem Vf. vollkommen beystimmen, und sein Bemühen, das Gewisse und Ungewisse sorgfältig zu unterscheiden, dankbar anerkennen, müssen wir doch auch bemerken, dass uns die Behauptung, ein Lehrgebäude der Naturlehre könne nichts anders, als eine systematische Zusammenstellung von Thatsachen seyn, nicht ganz gefällt. Eben dieses systematische Zusammenordnen setzt ja schon eine Hypothese voraus, und wie vorsichtig man sich auch ausdrücken mag, um die reine Erfahrung von der Hypothese zu unterscheiden: so ist es doch unvermeidlich, in der Anordnung einem leitenden Principe zu folgen, das unstreitig hypothetisch ist, wenn von Erfahrungen die Rede ist. In dieser Hinsicht können allerdings neue Entdeckungen das System erschüttern, indem sie zeigen, dass Thatsachen, die man nach einem Anschein von Übereinstimmung zusammenordnete, von ganz verschiedenen Umständen abhängen, und also in ganz verschiedene Abschnitte gehören.

Wir müssen übergehen, was der Vf. über den Nutzen eines Vortrags der Naturlehre auf Gymnasien sagt, und bemerken nur noch, dass er dieses Lehrbuch jetzt so eingerichtet hat, wie er es für den Vortrag auf Universitäten passend hält, statt dass es sonst mehr den Schulen gewidmet war.

Nach der Vorrede folgt eine kurze Nachricht von den gesetzlichen Massen und Gewichten im Preussischen Staate. (Wenn der Vf. hier behauptet, sie wären grösstentheils eingeführt, ohne dass das Publicum es sehr bemerkt habe: so werden die Einwohner der entfernteren Provinzen lächeln, indem ihnen die gänzliche Veränderung ihrer Masse und Gewichte, die ehemals von den Berlinischen sehr abwichen, nicht wenig merkbar geworden ist.)

Wir kommen jetzt zum Inhalte des Buches selbst. Die Haupteintheilungen hat der Vf. schon auf dem Titel der drey Abtheilungen angegeben. Des ersten Theils erste Abtheilung enthält die Lehre von den Körpern im Allgemeinen, von den festen Körpern und von der Wärme; die zweyte Abtheilung die Lehre von den tropfbaren und luftförmigen Körpern; der zweyte Theil die Lehre von der Elektricität, von der magnetischen Kraft und dem Lichte.

Den eigentlichen Gegenstand desjenigen Theiles der Naturlehre, den der Vf. mechanische Naturlehre nennt, giebt er in der Einleitung so an, dass sie die Erscheinungen der Ruhe und Bewegung, die wir in der Körperwelt wahrnehmen, betrachte. Die Bewe-

gung könne aber von zweyerley Art seyn, 1) Bewegung der wahrnehmbaren Körper selbst, 2) Bewegungen gewisser Wirkungen in den Körpern (das scheint uns doch etwas dunkel!), die wir wahrnehmen, ohne von dem bewegten Dinge selbst eine deutliche Vorstellung zu haben, z. B. Bewegungen der Wärme u. s. w. Hienach zerfällt die mechanische Naturlehre in die Lehre von den wahrnehmbaren Körpern und von den nicht wahrnehmbaren Stoffen. Obgleich hienach die Lehre von der Wärme erst in die zweyte Hauptabtheilung gehörte: so hat der Vf. sie doch in die Mitte der ersten Hauptabtheilung gesetzt, „weil ohne Kenntniss der Gesetze, nach welchen die Wärme wirkt, die Lehre von den flüssigen Körpern nur sehr mangelhaft könnte vorgetragen werden.“ — Rec. zweifelt, ob diess ein genügender Grund war.

Erster Abschnitt. *Von den Körpern überhaupt.* 1 Cap. Allgemeine Eigenschaften der Körper. 2 Cap. Verschiedene Aggregatzustände der Körper. 3 Cap. Mannichfaltigkeiten in der materiellen Beschaffenheit der Körper. Hier kommen zugleich die Grundbegriffe von Affinität, chemischer Anziehung u. s. w. vor. Alles hier Vorkommende ist sehr gut dargestellt, und selbst wo man nicht ganz einstimmen kann (z. B. wenn alle Körper, also auch die luftförmigen, *tastbar* heissen): so muss man doch der klaren Darstellung und dem bestimmten Ausdrucke des Vfs. vollkommenen Beyfall schenken. 4 Cap. Mathematische Sätze von der Bewegung. Die Lehre von der zusammengesetzten Bewegung ist sehr gut vorgetragen. 5 Cap. Von den bewegenden Kräften. Der Vf. verweilt hier umständlich bey den Grundgesetzen von der Trägheit (wo Rec. doch weit mehr geneigt ist, *Kästnern* beyzustimmen, der die Trägheit nicht Kraft nennen will), vom Masse der bewegenden Kräfte (sehr klar und befriedigend dargestellt), von Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung. — 6 Cap. Von der Schwere. 7 Cap. Von dem specifischen Gewichte der Körper. (Die genauesten, nämlich die hydrostatischen Mittel zu Bestimmung der specifischen Schwere kommen, wie leicht zu errathen ist, hier noch nicht vor; hier kam es nur darauf an, den Begriff zu erläutern, und einige Verfahrungsarten bey Bestimmungen der specifischen Schwere anzugeben.)

Zweyter Abschn. *Von den festen Körpern.* 8 Cap. Von der Cohäsionskraft und Elasticität. (Eine sehr gute Darstellung dessen, was wir hierüber wissen.) 9 Cap. Über das innere Gefüge der festen Körper. Vorzüglich *Haüy's* Beobachtungen. Der Vf. fügt der Erfahrung, dass die Crystalle sich in gewissen Richtungen leichter spalten lassen, und also nicht in allen Richtungen gleiche Cohäsionskraft besitzen, Folgendes hinzu: Den Grund hievon können wir noch nicht auf deutliche Begriffe bringen. Eine der einfachsten Hypothesen zu Erklärung dieser Erscheinungen möchte die Annahme seyn, dass in jedem Puncte der Materie nur in drey Richtungen Anziehung vorhanden sey. Der tropfbare Zustand würde alsdann der seyn, wenn diese Anziehungskräfte durch eine gegenwirkende Expansivkraft (des Wärmestoffs) so weit geschwächt wären, dass sie durch jede geringe Kraft in eine regellose Lage gebracht werden könnten. Bey dem Übergang in den festen Zustand erhalten diese Anziehungskräfte ein solches Übergewicht, dass sich ihre gleichartigen Axen reihenweise an einander legen, und die ganze Masse ein regelmässiges Gefüge erhält. 10 Cap. Vom Gleichgewichte fester Körper. 11 Cap. Vom Schwerpuncte. 12 Cap. Vom freyen Falle schwerer Körper. Hier werden auch die wichtigsten Formeln mit kurzen Beweisen mitgetheilt. 13 Cap. Von Wurfbewegungen und Centralbewegungen. In Vergleichung gegen andere Gegenstände etwas zu kurz abgehandelt. 14 Cap. Vom Pendel. Hier kömmt auch die Anwendung des Pendels, um die Abnahme der Schwerkraft unter dem Äquator zu bestimmen, vor. 15 Cap. Vom Stosse der Körper an einander. 16 Cap. Von zitternden Bewegungen und dem dadurch entstehenden Schalle, oder erste Gründe der Acustik. Da Alles, was wir von der Entstehung des Schalles wissen, aus Beobachtung fester Körper abgeleitet ist (sagt der Vf.): so trage er diese Lehre hier, nicht aber wie sonst gewöhnlich sey, bey der Lehre von der Luft vor. Rec. gesteht, dass sie ihm hieher nicht zu gehören scheint. Denn obgleich die Gesetze der Schwingungen von Saiten u. s. w. wohl hieher gehörten: so haben wir doch damit noch keinen Schall, und alles Zittern der Körper und Schwingen der Saiten würde ja uns, wenn wir im Vacuo lebten, nichts Anderes darbieten, als etwa ein Beobachten der Zeit und Grösse der Schwingungen. Diese ganze Lehre erlangt also ihre Wichtigkeit erst dadurch, dass wir hören können, wozu die Luft ein nothwendiges Hülfsmittel ist. Am bequemsten scheint uns daher die Acustik nach den Lehren von der Luft zu folgen. — Das Wichtigste, was man bey der erfoderlichen Kürze hier erwarten kann, findet sich hier; auch von der Fortpflanzung des Schalles *in der Luft* und von den Blase-Instrumenten kömmt das Wichtigste hier vor; doch hätte Rec. wohl gewünscht, dass §. 15 die mathematischen Untersuchungen über die Schwingungen der Luft in den Orgelpfeifen, und wie Vieles doch in der That hier auch die Theorie schon leistet, angeführt wäre.

Dritter Abschn. *Von der Wärme.* 17 Cap. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Thermometer. Über Bestimmung der richtigen Theilung einer nicht genau cylindrischen Röhre. Vom Luftthermometer. Vorzüge des Quecksilbers vor anderen tropfbar flüssigen Materien. *Wedgewoods* Pyrometer und schätzbare Bemerkungen über mögliche Vervollkommnung dieses Instruments, das für jetzt gleichsam völlig verloren gegangen ist. Von anderen Mitteln, um höhere Temperaturen wenigstens indirect zu bestimmen. Mehrere merkwürdige feste Puncte der Thermometerscale. Wie viel die Ausdehnung bey verschiedenen Körpern beträgt. Wie wichtig es seyn würde, die Versuche über die Expansivkraft trockener Luft bey verschiedenen Temperaturen genauer und weiter ausgedehnt zu wiederholen. 18 Cap. Von der Veränderung des Aggregatzustandes der Körper durch die Wärme und der dabey latent werdenden oder *frey* werdenden Wärme. 19 Cap.

Mittheilung der Wärme. Allzu kurz wird von der strahlenden Wärme gehandelt. Von der specifischen Wärme. Vom Calorimeter, und wie man mittelst desselben die specifische Wärme verschiedener Körper erforschen kann. 20 Cap. Von Erregung der Wärme und Kälte. Der Vf. äufsert die Vermuthung, dafs die Erregung von Wärme durch das Sonnenlicht als entstehend durch Verstärkung der inneren Kraft des in den Körpern enthaltenen Wärmestoffs anzusehen sey. Dieses sey darum wahrscheinlich, weil ein eigentliches Herzuströmen des Wärmestoffs von der Sonne her wohl nicht anzunehmen sey. *Herschels* Versuche über die von den Lichtstrahlen verschiedenen im Sonnenstrahl bemerkbaren Wärmestrahlen führt der Vf. an, ohne ganz genau anzugeben, wie wir uns diese denken sollen. — Bey den Mitteln, künstliche Kälte hervorzubringen, hätten wohl *Leslie's* Versuche (die ganz kurz erwähnt werden) eine nähere Betrachtung verdient, da sie ungemein viel mehr zu leisten scheinen, als alle anderen bis jetzt bekannten Erkältungsmittel.

Vierter Abschn. *Von den tropfbaren Körpern.* 21 Cap. Vom Wasser. Aufser dem Bekannteren kommt hier *Gilpins* Tabelle für die Dichtigkeit des Wassers bey verschiedenen Temperaturen vor. Vom Queckfilber, Weingeist, Äther. 22. 23 Cap. Vom Gleichgewicht flüssiger Körper und ihrem Druck auf eingetauchte feste Körper. 24 Cap. Hydrostatische Waagen und Aräometer. Hier kömmt unter anderen eine Beschreibung des vorzüglich brauchbaren Aräometers von *Nicholson* vor. 25 Cap. Von den Erscheinungen, die durch die Adhäsions- und Cohäsions-Kräfte hervorgebracht werden. Die Erscheinungen an Haarröhrchen, und Alles, was damit zusammenhängt, wird sehr gut erklärt. 26 Cap. Von den Bewegungen tropfbarer Flüssigkeiten. Recht gute Beweise für die bekannten Bestimmungen der Geschwindigkeit des aus Gefäfsen ausfliefsenden Wassers. — Zu kurz wird die aus der Rückwirkung entstehende Bewegung erwähnt. Auch bey der Lehre vom Stofse der flüssigen Körper auf feste hätten wohl die Instrumente eine Erwähnung verdient, die zur Abmessung der Geschwindigkeit des strömenden Wassers dienen, indem sie für die Naturlehre von Wichtigkeit sind. Doch ist es bey Gegenständen dieser Art immer schwer, einem Schriftsteller die Grenze für seinen Vortrag zu bestimmen, die man als die genau richtige vorschreiben dürfte. — Auch einige Betrachtungen über die so höchst merkwürdige Wellenbewegung hätten hier wohl einen Platz verdient.

Fünfter Abschnitt. *Von den luftförmigen Körpern.* 27 Cap. Von den merkwürdigsten Luftarten und den ausdehnbaren Dünsten. 28 Cap. Vom Barometer u. s. w. Gesetze des Gleichgewichts der Luft. Gröfse des Luftdrucks auf bestimmte Flächen in Pfunden. Das Mariottesche Gesetz. Nach welchem Gesetze der Druck der Luft in gröfseren Höhen abnimmt. Einflufs der Wärme auf die Expansivkraft der Luft u. s. w. 29 Cap. Von der Luftpumpe. Mittel die Dichtigkeit der Luft unter der Glocke abzumessen. Bestimmung der Schwere irgend einer eingeschlossenen Luftmasse. Specifische Schwere verschiedener Luftarten. Von der relativen und von der specifischen Expansivkraft der Luftarten, und Angabe der specifischen Expansivkraft für mehrere Arten von Luft und dampfförmigen Flüssigkeiten. Diesem Abschnitte ist ein Anhang über die Höhe der Atmosphäre und die Höhenbestimmungen durchs Barometer beygefügt. Die letzteren trägt der Vf. (meistens nach *De Luc*) mit der ihm fast immer eigenen Gründlichkeit und Klarheit und dennoch kurz vor. 30 Cap. Von der Verdunstung und Hygrometrie. *Daltons* Versuche über die Expansivkraft der Wasserdämpfe, und seine Folgerungen aus diesen Versuchen. Der Vf. geht in diesem reichhaltigen und sehr gut ausgearbeiteten Abschnitte alle die merkwürdigen Betrachtungen durch, auf welche jene Versuche geführt haben, doch ohne in *Daltons* Theorie, dafs die verschiedenen Luftarten ganz von einander unabhängig sind, keinen Druck auf einander ausüben, einzugehen. — Hygrometer. Auch *Daltons* Verfahren, um die Feuchtigkeit der Luft zu bestimmen, kömmt hier vor. Dagegen ist *Leslies* Hygrometer (*Gilberts* Annalen V.) nicht erwähnt. 31 Cap. Über Bewegungen luftförmiger Flüssigkeiten.

Sechster Abschnitt. *Von der Electricität.* 32 Cap. Von der Electrisirmaschine und den allgemeinen Eigenschaften der Electricität. Hier kömmt auch das Wichtigste von Electrometern vor. 33 Cap. Von den entgegengesetzten Electricitäten. Der Vf. gebraucht statt der Ausdrücke positive und negative Electricität, wieder die alten Namen: Glas-Electricität und Harz-Electricität, weil jene auf einer Hypothese beruhen. Electrische Erscheinung im Dunkeln. *Franklins* und *Symmers* Hypothesen. Der Vf. giebt der letzten den Vorzug. 34 Cap. Vom electrischen Wirkungskreise, der Verstärkungsflasche u. s. w. 35 Cap. Vom Electrophor, dem Condensator und der electrischen Wage Coulombs, alle diese Gegenstände sind sehr genügend abgehandelt, doch scheint es uns, als ob die Art, wie *Franklins* Nachfolger die Erscheinung erklärt haben, nicht so ganz und gar durfte übergangen werden; dieses konnte immer so geschehen, dafs der Leser die Vorzüge der andern Hypothese anerkennen möchte, zugleich aber doch sähe, dafs auch die Vertheidiger jener Hypothese ihr nicht ganz ohne Ursache Beyfall gaben. 36 Cap. Von verschiedenen Mitteln, die Electricität zu erregen, und vom Galvanismus. Der Einflufs der Wärme auf electrische Leitung und die electrischen Erscheinungen des Turmalins werden sehr kurz erwähnt; dann geht der Vf. zum Galvanismus und der Voltaischen Säule über, wovon aber zu kurz nur das Allerwichtigste vorgetragen wird.

Siebenter Abschnitt. *Von der magnetischen Kraft.* 37 Cap. Die bekannten Eigenschaften des Magnets. 38 Cap. Declinationsnadel, Inclinationsnadel u. s. w., alles sehr kurz.

Achter Abschnitt. *Vom Lichte.* — 39 Cap. Von der gradlinigten Bewegung des Lichtes. Des Vfs. Ausdruck: „*die Wirkung des Lichtes* bewegt sich gradlinigt.“ — will uns nicht ganz gefallen, und es wäre

eben nicht schwer nach der Analogie dieses Ausdrucks andere Ausdrücke zu bilden, die jeder auffallend finden würde, (z. B. die Wirkung der Kanonenkugel bewegt sich beynahe gradlinigt.) — Hier wird auch schon von den Veränderungen gehandelt, welche das Licht leidet, indem es auf Körper trifft, und von welchen es abhängt, dass die Körper farbigt erscheinen. Was von der Geschwindigkeit des Lichtes (§. 15) gesagt ist, scheint dem Rec. zu kurz, und giebt keine klare Vorstellung von der Art, wie diese Bestimmung gefunden ist. — In §. 18 hätte wohl der Unterschied zwischen Stärke des Lichtes und der Erleuchtung beachtet werden sollen; denn die Stärke des Lichtes hängt wohl nicht von der Lage der Ebene, welche das Licht empfängt, ab, sondern die Stärke der Erleuchtung hängt davon ab. Warum der Photometrie hier und fast überall nur so im Vorbeygehen erwähnt wird, hat uns nie einleuchten wollen, da doch manche von *Lambert* so schön bearbeitete Gegenstände wohl einen Platz in den Lehrbüchern verdienten. 40 Cap. Vom Sehen. — Vom Sehewinkel. Perspective. Optische Täuschung u. s. w. 41 Cap. Catoptrik. Die Erscheinungen im sphärischen Spiegel werden recht deutlich ohne Hülfe mathematischer Sätze erklärt; die dann folgenden mathematischen Zusätze geben aber über die einzelnen Umstände noch genauere Auskunft. 42 Cap. Dioptrik. Alle Erscheinungen, welche die sphärisch geschliffenen Linsengläser darbieten, werden umständlich und genau erklärt; ihre Anwendung zu Brillen, einfachen Vergrösserungsgläsern u. s. w. gezeigt. Die mathematischen Zusätze geben auch hier die nöthigsten Formeln für die Brennweite, die Lage der von näheren Gegenständen sich darstellenden Bilder u. s. w. 43 Cap. Hier wird die Theorie der Telescope und Microscope ohne mathematische Rechnung vorgetragen, und das Nothwendige vollständig klar gemacht. 44 Cap. Farbenlehre. Zuerst die Versuche mit dem Prisma, wo, wie es uns scheint, in §. 8 *von Münchows* schöner Versuch, der selbst *Goethen* weitern Nachdenkens werth geschienen hat, (vgl. astronomische Zeitschrift von *v. Lindenau* und *Bohnenberger* 2 Band, S. 453) wohl eine Erwähnung verdient hätte. Der Vf. erklärt die einzelnen Erscheinungen sehr gründlich. — Über die Farben dünner Körper. (Hier ist die Anmerkung zu §. 13 gesetzt, die zu §. 15 gehört.) Von den Wirkungen der Farbezerstreuung bey Fernröhren. — 45 Cap. Vom Spiegel-Telescop und dem achromatischen Fernrohre. Eine recht lehrreiche Darstellung der Erfindung des achromatischen Fernrohres; dann auch die Theorie desselben. (Hier hätten die neueren Bemühungen *Bohnenbergers* und anderer Gelehrten, deren die astronomische Zeitschrift von *v. Lindenau* und *Bohnenberger* gedenkt, wohl erwähnt werden sollen. Dass aber §. 16 die trefflichen achromatischen Fernröhre, die jetzt bey Reichenbach und bey Utzschneider in München verfertigt werden, nicht erwähnt sind, ist ein unverzeihlicher Fehler. Es könnte hier allenfalls heissen: „besonders in Frankreich spricht man viel von Verfertigung vortrefflichen Flintglases *), während man in München ohne viel zu sprechen, etwas Vortreffliches leistet!") 46 Cap. Neuere optische Entdeckungen. Über Farbenmischungen und Mischungen aus gefärbten Körpern. Von der Polarisirung des Lichtes. (Der Vf. scheint S. 296 den Werth der hieher gehörigen Beobachtungen nicht so hoch anzuschlagen, als man ihn doch, nach der Ansicht des Rec. setzen sollte, er hat auch diese ganze Lehre sehr kurz abgehandelt.) Eine (gleichfalls kurze) Anzeige der Erscheinungen, welche die zufälligen oder von *v. Goethe* richtiger benannten, physiologischen Farben darbieten. — —. Warum von Beugung des Lichtes gar nichts vorkömmt, finden wir nicht erwähnt.

Diese Inhalts-Anzeige lehrt, so gut es sich hier thun lässt, dass der Vf. fast ohne Ausnahme alles, was man hier zu suchen berechtigt ist, abhandelt; sie zeigt auch, dass der Vf. alle Gegenstände, die einer mathematischen Darstellung fähig sind, mit einiger Vorliebe umständlicher behandelt, wogegen die Lehre von der Electricität und die neueren Entdeckungen über das Licht und alle, die nicht so in das Gebiet der Mathematik fallen, merklich kürzer abgehandelt werden. Was der Vf. verspricht, eine strenge Darstellung, die nirgends Erfahrungen mit Hypothesen und das Gewisse mit Vermuthungen vermischt, hat er sehr genügend geliefert, und es zeigt sich darin, so wie in der Präcision des Ausdrucks und in der grossen Klarheit der Darstellung, überall der gründliche Mathematiker. Was wir hie und da zu tadeln gefunden haben, ist im Vorigen kurz erwähnt. Es liesse sich allerdings noch mehr Einzelnes, worin wir nicht ganz einverstanden sind, ausheben; aber bey einem Buche, dem man im Ganzen einen vorzüglichen Werth zugestehen muss, und gern zugesteht, Einzelnes zu tadeln, hat wenig Nutzen, und überdiess darf man glauben, dass der Vf. nach Gründen handelte, die er nicht immer ausdrücklich bemerkt, wo also die Meinung des Rec. doch nur dann von Gewicht wäre, wenn sie jene Gründe widerlegen, und neue, mehr Werth habende ihnen entgegenstellen, könnte. — Wir fügen daher nichts weiter hinzu, als den Wunsch, dass die strenge Gründlichkeit des Verfassers allen denen, welche sich mit Physik beschäftigen, zum Muster dienen möge.

i. e. e.

*) Denn dass man vorzügliche Fernröhre liefere, hat Rec. noch nirgends gefunden, so viel Rühmens auch von dem Flintglase gemacht ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

MATHEMATIK.

Landshut, b. Krüll: *Anfangsgründe der Algebra, Geometrie und Trigonometrie* von *Thaddä Siber*, Prof. der Phys., angewandten Mathemat. u. Chem. am königl. Lyc. zu München. 1819. VI u. 170 S. gr. 8. mit 3 Kupfertafeln. (18 gr.)

Diese Schrift, welche die Elemente der Algebra, der theoretischen und praktischen Geometrie mit Inbegriff der Stereometrie und die Trigonometrie enthält, kann nur dann brauchbar werden, wenn ein geschickter Lehrer die vielerley, gröfseren oder kleineren, Mängel im Angesichte des Schülers zu ergänzen weifs, damit dieser das unbestimmt Dargestellte nicht für scharfe Bestimmung, und das Halberwiesene nicht für strenge Demonstrationen halte. Wenn sich dagegen der Lehrer nicht die Mühe giebt, überall die nöthigen Verbesserungen einzuschalten: so wird diese Schrift mehr schaden als nützen. — Damit diefs Urtheil gegründet erscheine, belegen wir es durch nachfolgende Bemerkungen. In der Einleitung heifst es No. 2, Gröfse sey Alles, was eine gleichartige Mannichfaltigkeit in sich verbindet; woraus folgte, dafs die Einheit keine Gröfse sey. Eben so unbestimmt heifst es No. 4: Gröfsen, welche einerley Mannichfaltigkeit haben, seyen gleich; welche aber nur einerley Eigenschaften haben, seyen ähnlich. — Ferner No. 6: Gröfsen, welche einander entgegengesetzt sind, heifsen positive und negative. Hier ist unerklärt, worin der Gegensatz bestehe, und welche von beiden die positive oder negative sey. — Auch mehrere Grundsätze sind in No. 9 sehr unbestimmt ausgedrückt, z. B. das Ganze ist gröfser als seine Theile, anstatt: das Ganze ist gröfser als einer seiner Theile, oder als einige derselben zusammengenommen. Ferner: zwey Gröfsen, die einer dritten gleich sind, sind sich selbst gleich; anstatt: zwey Gröfsen, deren jede der nämlichen dritten gleich ist, sind auch unter sich gleich. — S. 6 Z. 3 von oben ist + 6, wahrscheinlich durch einen Druckfehler, zuviel gesetzt. — Bey den Regeln für die Zeichen bey der Multiplication entgegengesetzter Gröfsen sind nicht alle Fälle auseinander gesetzt. Auch ist von dem Negativen nirgends eine Erklärung zu finden. — Bey der Division in Buchstaben sollten mehrere Beyspiele aufgeführt seyn. — In der Algebra sollten die verschiedenen Arten der Gleichungen durch Beyspiele erläutert seyn, sowie wir es auch nicht billigen können, dafs in No. 12 keines der angeführten Beyspiele durchgerechnet ist. Dem Beyspiele in h möchten wir, seines unschicklichen Inhaltes wegen, eine andere Einkleidung wünschen. — Auch von den Beyspielen in 19 sollten einige ausführlicher behandelt seyn. — Die Erklärung des Verhältnisses zweyer Gröfsen durch die Art und Weise, wie eine aus der anderen erzeugt werden kann, steht der gewöhnlichen an Fafslichkeit offenbar nach; sowie wir auch an der *Vergleichung* der Verhältnisse tadeln müssen, dafs das arithmetische gleich dem geometrischen durch zwey Zwischenpuncte dargestellt wird, was den Anfänger irre führt. — Auch werden die Begriffe vom geraden und umgekehrten Verhältnisse in 25 dem Anfänger nicht verständlich seyn, wenn er die arithmetische Proportion: 3 zu 5 wie 11 zu 9, und die geometrische: 4 zu 12 wie 18 zu 6 betrachtet, da beide gänzlich unrichtig sind. — Auch ist der Satz: vier Gröfsen bilden eine arithmetische Proportion, wenn die Summe der zwey ersten der Summe der zwey anderen gleich ist, nicht allgemein wahr, da diese Gröfsen in gehöriger Ordnung stehen müssen. — In 28 sind aufser den 5 angeführten Fällen noch 3 andere möglich. — In dem Zusatze zu 30 ist der Ausdruck *Vac* dem Anfänger noch nicht erklärt worden, sowie auch in 31 die verschiedenen Veränderungen, welche man mit einer gegebenen Proportion vornehmen kann, nur historisch angeführt, nicht aber bewiesen sind. Der Satz in 34: mehrere Gröfsen, von welchen jede zu der nachfolgenden einerley Verhältnifs hat, heifst eine Progression, ist grammaticalisch unrichtig. — In 37 sollten die Zeichen + und — in der *mittleren* Reihe umgekehrt stehen. Im Zusatze 1 fehlt der Beweis des Satzes für den Fall, in welchem n eine ungerade Zahl ist. — Bey den Ausdrücken S. 48 kommen Bruchexponenten vor, ohne dafs die Bedeutung dieser Exponenten früher erklärt worden ist. Eben diefs gilt von einigen Ausdrücken S. 49. — Das Verfahren zur Ausziehung der Quadratwurzeln S. 55 ist nicht streng genug dargestellt. Defsgleichen fehlt S. 57 die Nothwendigkeit der Entstehung irrationaler Zahlen. — Auch die Ausziehung der Cubikwurzeln S. 59 ist nicht mit gehörigen Gründen unterstützt. — Im Anfange der Logarithmenlehre S. 64 wird nicht mit gehöriger Überzeugung dargethan, dafs die Zahl 2, auf verschiedene Potenzen erhoben, allen zwischen 2 und 16 liegenden Zahlen gleich werden könne. Wenn der Anfänger über *diesen* Satz im Dun-

kel bleibt: so kann er mit der Logarithmenlehre nie ins Klare kommen. Die folgende Theorie und Anwendung der Logarithmen ist übrigens meist befriedigend dargestellt.

Auch in dem Vortrage der Geometrie müssen wir ähnliche Bemerkungen machen. Schon die erste Erklärung: die Geometrie ist die Wissenschaft von der Natur und den Verhältnissen der Ausdehnung des Raumes, giebt Stoff zur gegründeten Kritik. — Im Zusatze zu 3 heisst es: alle gleiche Linien sind congruent, was offenbar irrig ist. Die Erklärung der Horizontallinien als derjenigen, welche mit der Oberfläche eines ruhigen Wassers parallel sind, gehört nicht in die reine Geometrie. — Der Satz S. 89 b: die Durchmesser der Kreise verhalten sich wie ihre Peripherien, kann bekanntlich nicht als ein Zusatz aus der Erklärung des Kreises angenommen werden. S. 92 ist Zusatz 1 nicht gehörig bewiesen; desgleichen S. 93 der Satz in α und der folgende Zusatz. — Die Erklärung in 15: der Tangentialwinkel sey jener, welcher von der Tangente am Berührungspuncte und einer Sehne gebildet wird, ist unvollständig, sowie auch S. 95 Zusatz 1 von dem Ziehen einer Tangente gesprochen wird, ohne dass die Construction dieser Linie nachgewiesen ist. — Beyspiele unvollständiger Erklärungen findet man auch in der Planimetrie, z. B. wenn Linien so zu einander gestellt sind, dass sie durch ihr Zusammentreffen einen Raum allenthalben einschliessen: so bilden sie eine Figur. — S. 98 Zusatz 3 fehlt die Benennung der Katheten. — In 24 wird eine Parallele als Hülfslinie gezogen, und S. 100 um ein Dreyeck ein Kreis beschrieben, ohne dass diese Constructionen geometrisch begründet sind. — Auch die Lehre von der Ähnlichkeit der Dreyecke ist nicht befriedigend, sowie der Satz in 30, welcher sich auf die *Berechnung* des Quadrats und Sechsecks bezieht, wovon früher noch keine Rede war. — S. 105 Zusatz 2 ist weder die Entstehung des Quadrates, noch überhaupt eines Parallelogramms nachgewiesen. — S. 106 No. 33 versteht der Vf. unter dem Worte *Viereck* immer ein Parallelogramm. — Der Ausdruck S. 113 Zusatz 2: Das Mass aller Figuren geht daher aus der Länge und Breite hervor, ist ungeometrisch ausgedrückt. — Die Methode, den Inhalt eines Dreyecks durch die Summe der Glieder einer arithmetischen Progression zu finden, verdient desshalb nicht in die Elementargeometrie aufgenommen zu werden, weil der Inhalt einer *Ebene* durch die *Summe aus Linien* bestimmt wird. — In 45 kommt den unrichtige Ausdruck Viereck wieder vor, und Zusatz 2 sagt, der Inhalt eines rechtwinkeligen Vierecks sey dem Producte aus den zwey anliegenden Seiten gleich; ein Ausdruck, welchen desshalb irrig ist, weil man zwey Linien nicht mit einander multipliciren kann. — Der Satz, dass sich ähnliche Dreyecke wie die Quadrate ihrer homologen Seiten verhalten, ist S. 117 nicht streng erwiesen. — In der Stereometrie wird von *ähnlichen* Körperwinkeln gesprochen, da diese Winkel entweder nur gleich oder ungleich sind. — Dass der Vf. S. 120 die der Grundfläche gegenüberstehende Ebene bey prismatischen Körpern den *Scheitel* nennt, ist eine vom Gewöhnlichen abweichende, auch unschickliche Benennung. Die Erklärung S. 121, ist die Basis ein Viereck: so heisst der Körper ein Parallelopipedon, und ist das Viereck ein Quadrat, ein Würfel, ist theils unbestimmt, theils falsch, wie Jedem leicht in die Augen fällt. Dass es nicht mehr, als 5 reguläre Körper geben könne, wird in 57 nur historisch gemeldet, sowie auch die Berechnung des Inhaltes der Prismen in 65 und die Gleichheit der Pyramiden in 66 ohne befriedigenden Beweis aufgeführt ist. Eben dieses gilt auch von dem Satze in 69, worin es heisst: die Körper verhalten sich zu einander, wie ihre Basen und Höhen. Zusatz 5 ist ebenfalls unbefriedigend. — Auch der Erklärung in 93: die Trigonometrie ist die Wissenschaft, aus drey gegebenen Theilen eines Dreyecks die übrigen zu finden, fehlt es an logischer Schärfe. Desgleichen vermissen wir die Darstellung der Möglichkeit, die trigonometrischen Linien wirklich zu berechnen, ohne welche der Anfänger die trigonometrischen Tafeln nur mechanisch, nicht aber gründlich zu gebrauchen lernt. — Vorstehende Bemerkungen, welche leicht noch vermehrt werden könnten, werden das oben ausgesprochene Urtheil genugsam rechtfertigen, und wir wünschen nichts mehr, als dass vorstehende Schrift nur in die Hände solcher Lehrer kommen möge, welche im Stande sind, die hier gerügten Mängel gehörig zu verbessern, damit das Eigenthümliche der Mathematik: Klarheit und Schärfe, nicht gefährdrt werde. Papier und Druck sind zweckmässig.

Δ

OLDENBURG, in der Schulz'schen Buchhandl.: *Lehrbuch der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie*, zum Gebrauch für zwey verschiedene Lehrcurse in Schulen, wie auch zum Selbstunterricht abgefasst von *Heinrich Wilhelm Brandes*. 1 Theil. Die *Arithmetik*. 1808. 209 S. 8. 2 Theil. *Geometrie* und *Trigonometrie*. 1810. 479 S. 8. (Zusammen 2 Rthlr. 2 gr.) Auch einzeln unter besonderem Titel zu haben.

2) Ebendaselbst: *Nachtrag zu seinem Lehrbuch der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie. Die sphärische Trigonometrie* von *H. W. Brandes*. M. K. 1815. 36 S. 8. (3 gr.)

3) Ebendaselbst: *Die Hauptlehren der Geometrie und Trigonometrie vollständig dargestellt*, als Leitfaden zum Unterricht für zwey verschiedene Lehrcurse auf Schulen und Universitäten, von *H. W. Brandes*. Mit 9 Kupfertafeln. 1816. 241 S. 8. (16 gr.)

Von dem rühmlich bekannten Vf. war zu erwarten, dass auch ein Lehrbuch über die Grundwissenschaften der reinen Mathesis durch eben die Vorzüge sich auszeichnen würde, durch welche sich seine anderen Werke empfehlen, besonders durch jene mit Gründlichkeit verbundene Deutlichkeit, die gerade bey einem Lehrbuche dieser Art ein Haupterfoderniss ist. Und in der That hätte der Vf. weniger als mancher Andere der Entschuldigung in der Vorrede bedurft, dass er zu den fast unzähligen Lehrbüchern über diese Wissenschaften

noch ein neues geliefert habe. Er bemerkt sehr richtig, dass gerade viele der schätzbarsten dieser Lehrbücher mehr für den akademischen, als den Schul-Unterricht bestimmt sind, und daher oft jene Leichtigkeit und Klarheit vermissen lassen, die für Anfänger so nothwendig ist, wenn sie nicht gleich Anfangs zurückgeschreckt werden, und überhaupt, wenn sie selbst den Weg finden sollen. Um nun den Erfodernissen eines Lehrbuchs für Schulen und zum Selbstunterricht zu genügen, und doch auch nicht bey den ersten Anfangsgründen stehen zu bleiben, vertheilte der Vf. das Ganze zweckmässig in zwey *Lehrgänge*, aber so, dass sie im Buche selbst nicht getrennt erscheinen, sondern jeder Satz in der Reihe, wo er hingehört, aufgestellt ist; nur dass die schwereren, dem zweyten Lehrgange vorzubehaltenden Sätze durch engere Schrift und ein Sternchen bezeichnet sind: denn der Vf. will ausdrücklich, was gewiss sehr zweckmässig ist, dass beym zweyten Lehrgange der erste zugleich mit im Zusammenhange wiederholt werde. Übrigens denkt er sich seine Anfänger doch schon als solche, die mit den leichtesten Rechnungen bekannt sind, ohne jedoch einen wissenschaftlichen Unterricht erhalten zu haben. Da er sein Buch auch für solche bestimmte, die sich selbst unterrichten wollen: so schickte er den etwas längeren und verwickelteren Beweisen eine Übersicht des Weges voran, den man dabey zu nehmen hat, was freylich sonst dem mündlichen Unterricht füglich überlassen werden kann, der so viel als möglich den Lehrling Alles selbst finden lassen muss. Eine *vollständige angewandte Arithmetik* und *Geometrie* wollte der Vf. nicht liefern; doch ist das Nöthigste von beiden beygebracht, grösstentheils als Beyspiel zur Erläuterung, was der Lehrer gern benutzen wird, um mit der Theorie zugleich die Praxis zu verbinden, was hier eben so zweckmässig und nothwendig ist, als bey dem Sprachunterricht. Ursprünglich bestand das Ganze, wie die Angabe des Titels lehrt, aus zwey Haupttheilen, bey denen es auch für den Jugendunterricht auf Schulen wohl verbleiben konnte, indem schon die ebene Trigonometrie mehr für den Privat- als öffentlichen Unterricht geeignet ist. Indess fand es der Vf. späterhin doch gut, noch die Hauptlehren der *sphärischen Trigonometrie* als einen besonderen Anhang hinzuzufügen, wofür gewiss Viele ihm danken werden, wenn sie auch mit dem Rec. meinen sollten, dass das Buch auch ohne diese Zugabe für seinen Hauptzweck vollständig gewesen wäre.

Der erste Theil (die *Arithmetik*) handelt in 8 Abschnitten vom Gebrauch der Ziffern und den 4 Rechnungsarten in ganzen und gebrochenen, unbenannten und benannten Zahlen; von den Gleichungen (nur die ersten Grundsätze); von den entgegengesetzten Grössen (kurz aber gut erläutert); und der Buchstabenrechnung; von den Potenzen und Wurzeln; von den Verhältnissen, Proportionen und Progressionen, und von den Logarithmen. Die *ebene Geometrie* handelt in 9 Abschnitten von geraden Linien und Winkeln; von geradlinigen Figuren und vom Kreise; von den Dreyecken, den Parallellinien, Parallelogrammen, der Ausmessung derselben und den geradlinigen Figuren überhaupt, vom Kreise und von den Linien und Winkeln in demselben; von der Ähnlichkeit der Figuren, und von den regulären Polygonen und der Ausmessung des Kreises. Die *körperliche Geometrie* hat 7 Abschnitte: von der Lage gerader Linien gegen ebene Flächen und ebener Flächen gegen einander; von den prismatischen Körpern und dem Cylinder; von der Pyramide und dem Kegel; von der Ausmessung der Körper, die durch ebene Flächen begrenzt werden, wie auch des Cylinders und des Kegels; von der Ähnlichkeit der Körper; von der Kugel und den Linien und Kreisen an und auf derselben (Sphärik), und von ihrer Ausmessung. Kürzer, doch für den vorgesetzten Zweck hinreichend, ist die *ebene Trigonometrie* in 5, und die *sphärische* in 2 Abschnitten abgehandelt. Wir fügen dieser Übersicht des Inhalts und der beobachteten Ordnung noch einige Bemerkungen hinzu. Was in der Einleitung über 3 anzunehmende Haupttheile der gesammten Mathesis geäussert wird, nämlich *Arithmetik*, *Geometrie*, *Mechanik*, in sofern die Grössen entweder nach der *Zahl*, oder nach der *Lage der Theile*, oder in Beziehung auf die *Änderung* dieser Lage und die *Ursache* dieser Änderung, d. h. die *Kräfte*, welche die Bewegung hervorbringen, betrachtet würden — scheint viel für sich zu haben; und schon andere, ältere und neuere Mathematiker stellten, ausser der Arithmetik und Geometrie, eine dritte Hauptwissenschaft der reinen Mathesis auf, unter dem Namen *Phoronomie*, die *Lehre von den Gesetzen der Bewegung*. Was aber die vom Vf. §. 9 angegebene Eintheilung der gesammten *angewandten* Mathesis betrifft, in *Mechanik*, *Optik* und *astronomische* Wissenschaften: so scheint diese nicht genügend. Wir möchten die gewöhnliche Anwendung der reinen Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie auf die Rechnung mit benannten Zahlen und die Feldmesskunst als besondere Theile aufstellen, und auch wohl der mathematischen Geographie einen eigenen Platz einräumen. Die Erklärung der *Zahl*, sie sey eine *bestimmte Vielheit*, findet Rec. nicht ganz angemessen; es scheint aber überhaupt keiner besonderen Erklärung zu bedürfen, wenn der Begriff der mathematischen Grösse, in seiner zweyfachen Beziehung, als Gegenstand der Arithmetik und Geometrie, im Allgemeinen gehörig bestimmt worden ist.

Vorzüglich ausführlich ist die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen abgehandelt, und die darauf sich gründenden Rechnungen sind durch mehrere zweckmässig gewählte Beyspiele erläutert. Wenn irgendwo eine noch grössere Ausführlichkeit zu wünschen wäre: so möchte diess im letzten Abschnitt von den *Logarithmen* seyn, der indess mit Recht ganz für den zweyten Lehrgang bestimmt ist.

In der *Geometrie* hat sich der Vf. zwar ebenfalls möglichst der Kürze befleissigt; doch für mehrere Sätze schon im 1ten Lehrgange die Beweise ausführlicher dargestellt, als es in anderen neuern Lehrbüchern geschieht, namentlich den Satz von der Gleichheit 2 gleichhoher Prismen. Überhaupt hat er sich bestrebt, der *körperlichen Geometrie* verhältnissmässig dieselbe Vollständigkeit zu geben, wie der *ebenen Geometrie*, was von Mehreren vernachlässigt worden ist,

und er hat vorzügliche Mühe auf eine zweckmäſsige Anordnung der Sätze gewendet, welche im 1ten Abschnitt des 2ten Haupttheils der Geometrie enthalten find. Er ist zum Theil dem von ihm als vortrefflich gerühmten Lehrbuche von *Legendre* gefolgt, besonders in der Lehre von den *Dreyecken*, wo er von der Euklideischen Anordnung der Sätze abgewichen ist, und in den Beweisen der sich auf die Ausmessung des Cirkels beziehenden Lehrsätze. Für den 2ten Lehrgang hat er aus eben diesem Lehrbuche die Sätze von den *Parallellinien* mitgetheilt, für den 1ten Gang aber nach seiner eignen Weise, auf eine für Anfänger faſsliche Art, diese eben so wichtige als schwierige Lehre dargestellt. Er gründet seine Theorie auf die beiden *Grundsätze:* daſs eine Linie, die neben einer anderen geraden Linie auf derselben Ebene so gezogen werde, daſs sie überall gleich weit von jener Linie absteht, eine gerade Linie sey, und daſs Parallellinien, ihrer Erklärung zu Folge, sich nie schneiden, dagegen dieſs bey Nicht-Parallelen jedesmal geschehen müſſe, wenn sie hinreichend verlängert werden. Hierauf folgt der Lehrsatz: Alle geraden Linien, welche auf der einen von 2 Parallelen senkrecht stehen, sind es auch auf der anderen; und es wird dann zunächst bewiesen, daſs die Summe der inneren an derselben Seite der schneidenden Linie liegenden Winkel bey Parallelen 2 rechten Winkeln gleich ist. Der Vf. bekennt jedoch selbst, daſs auch seine Darstellung noch nicht durchaus so strenge sey, als man von einem mathematischen Vortrage zu fodern pflegt; ja er scheint gewissermaſsen jene beiden *Grundsätze* selbst nicht als solche anzuerkennen, da er in der Anmerkung §. 149 meint, man könne wohl, nach der Strenge der mathematischen Lehrart, noch klarere Beweise für dieselben fodern. Auch bemerkt er, daſs, obgleich die Theorie des *Legendre* gründlicher sey als alle vorhergehenden, doch auch sie selbst nicht für vollkommen strenge gelte, weil der von *Legendre* aufgestellte Grundsatz: wenn man zwischen den Schenkeln eines Winkels, der kleiner als ein rechter ist, irgend einen Punct annimmt: so ists allemal nützlich, durch diesen Punct eine gerade Linie zu ziehen, welche beide Schenkel irgendwo schneidet, nicht völlig einleuchtend sey, wenn man, mit *Euklides*, ihn auch auf die Winkel ausdehne, die gröſser als R und kleiner als 2 R sind. Man darf wohl behaupten, daſs die Darstellung unseres Verfassers an Einfachheit und Gründlichkeit den meisten anderen nicht nachstehe; es fragt sich aber, ob nicht vielleicht doch der Weg, wo, wie bey *Legendre*, der Satz, daſs die 3 Winkel eines $\triangle = 2$ R sind, voraus bewiesen wird, den auch der scharfsinnige *Thibaut* auf seine Weise gegangen ist, der vorzüglichere sey. Überhaupt scheint es, als habe die Parallelen-Theorie so unüberwindliche Schwierigkeiten, weil man etwas zu demonstriren sucht, was vielleicht gar nicht demonstrirt werden kann und soll, weil es eben ein einfacher Grundsatz ist. Sollte es wohl zweckmäſsig seyn, gleich Anfangs, wo von geraden Linien, die sich schneiden, die Rede ist, überhaupt etwas von der verschiedenen Lage, die 2 gerade Linien auf einer ebenen Fläche gegen einander haben können, zu sagen, um sogleich eine Übersicht zu gewinnen? Gut ist die Erklärung: die Geometrie handelt von der Vergleichung und Ausmessung der Gröſsen im Raume, da die Lehre von der *Ähnlichkeit* des $\triangle$ ein bloſses *Vergleichen*, aber kein eigentliches *Ausmessen* ist. Dagegen scheint die Erklärung der ebenen und krummen Fläche nicht bestimmt und deutlich genug: eine Fläche ist eben, wenn sie an der einen Seite genau so ist, wie an der anderen; hingegen ist sie krumm, wenn dieses nicht Statt findet. Was hier Seite heiſsen soll, ist für sich nicht bestimmt genug, und könnte leicht zu einem Misverständniſs führen, daher auch der Vf. selbst noch eine Erläuterung hinzuzufügen für nöthig erachtet hat. So findet auch Rec. die Erklärung der geraden und krummen Linie, die an der einen Seite ganz so ist, wie an der andern, oder wo dieses nicht Statt findet nicht ganz angemessen, sondern zieht die andere, auch angegebene, unbedingt vor. Eine Linie ist *gerade*, wenn *alle ihre Theile nach einerley Richtung liegen.* Übrigens sind *gerade* und *krumm* Grundbegriffe, die gar keiner ausführlichen Erklärung bedürfen. §. 82 wünschte Rec. den nicht mathematisch genauen Ausdruck: eine gerade Linie in 2 *gleiche Hälften* zu theilen — getilgt, der in den *Hauptlehren der Geometrie und Trigonometrie* wiederholt ist.

Der Vf. hat nämlich sehr zweckmäſsig in dieser später hinzugekommenen Schrift einen wohlfeileren *Auszug* aus dem ausführlicheren Lehrbuche hinzugefügt, der ganz eigentlich, als Leitfaden, für die Schüler beym mündlichen Unterricht bestimmt ist, und zwar alle Lehren und Hauptsätze abhandelt, welche im Lehrbuche vorkommen, auch von der *sphärischen* Trigonometrie; aber von den Beweisen nur die *Hauptpuncte* angiebt, worauf die Richtigkeit des Satzes beruht, und so dem Schüler Gelegenheit läſst, theils schon bey der Vorbereitung eine Entwickelung des nur Angedeuteten zu versuchen, theils, und vorzüglich, bey der Wiederholung, diesem eine vollständige Auseinandersetzung hinzuzufügen, wozu er freylich vom Lehrer ausdrücklich veranlaſst und angehalten werden muſs. Gewiſs wird, was der Vf. wünscht, diese Verbindung beider Bücher für Lehrer und Schüler gleich nützlich seyn; und vielleicht wäre es für die letzten noch ersprieſslicher, wenn selbst die Lehrsätze nicht überall vollständig angegeben worden, sondern ihrem eigenen Nachdenken überlassen wäre, diese als Folgerung aus den aufgestellten Sätzen auszusprechen, ungefähr so, wie es *Schmeiſser* in seinem kürzeren Lehrbuche der Arithmetik für Schulen versucht hat. So wäre auch wohl das Ganze noch kürzer zu fassen gewesen, indem Manches, z. B. die Sätze aus *Legendre* über die Parallelen, hier ganz wegbleiben konnte. Doch wir wollen darüber nicht mit dem würdigen Vf. rechten, der sich durch diese Lehrbücher ein unstreitig groſses Verdienst um das Studium der Mathesis erworben hat.

S. P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

JURISPRUDENZ.

Göttingen, b. Baier: *Über die authentischen Ausgaben der Karolina.* Nebst Ankündigung einer Ausgabe der letzten Hand, und einer Anzeige seiner Vorlesungen von Dr. *G. W. Böhmer.* 1818. 44 S. 4. (6 gr.)

Der Vf. dieser interessanten Abhandlung hat die Absicht, eine neue kritische Ausgabe der peinlichen Gerichtsordnung herauszugeben, wozu er hier den Plan angiebt. Die Ausgabe soll aus vier, zusammen 8 bis 10 Alphabet ausmachenden Octavbänden bestehen. Der erste Band soll enthalten 1) eine geschichtliche Einleitung, 2) Text der Karolina nach derjenigen unter den Schöfferischen Editionen, die sich bey ihrer vollständigen Vergleichung als die correcteste zeigen dürfte; 3) gegenüber eine treue Übersetzung in lesbarer Deutscher Sprache; 4) unter dem Texte kritische Anmerkungen. Der zweyte Band soll die Erläuterungen der 110 ersten Artikel der Karolina, der dritte Band die Erläuterungen der 109 folgenden Artikel enthalten, wobey der Vf. verspricht, dass diese Erläuterungen aus allen einschlagenden Theilen der menschlichen Erkenntniss geschöpft, und jeder Artikel bis auf seinen Ursprung geschichtlich und philosophisch verfolgt werden soll. Der vierte Band soll nach des Vfs. Ausdruck die *neue Karolina*, oder einen Entwurf einer Criminalgesetzgebung für das neue Jahrhundert liefern. Niemand wird es bezweifeln, dass eine gut bearbeitete Ausgabe der Quellen des gemeinen Criminalrechts noch immer vermisst wird, und in dieser Rücksicht ist die angekündigte Arbeit des Vfs. verdienstlich; allein das Unternehmen desselben wird wahrscheinlich daran scheitern, woran die meisten dieser Arbeiten scheiterten. Es ist nach einem zu grossen Plane berechnet, und wird daher Kosten verursachen, die durch die Subscription nicht gedeckt werden: wenige Personen möchten die vom Vf. als Pränumerationspreis bestimmten zwey Friedrichsd'or bezahlen. Ganz unnöthig ist der angekündigte vierte Band. Studire man nur einmal die alte Karolina, an neuen Karolinen fehlt es ohnehin in unseren gesetzgebungslustigen Zeiten nicht. Dem Vf. wird das Publicum Dank wissen, wenn er in einem mässigen Octav- oder Quart-Bande ein *Corpus juris criminalis* liefert. Dieses aber sollte 1) den nach der correctesten Ausgabe abgedruckten Text etwa mit Varianten enthalten; 2) einen Abdruck aller Stellen aus dem Römischen und canonischen Rechte, welche sich auf einen Artikel der peinlichen Gerichtsordnung beziehen; 3) einen Abdruck aller in den Germanischen Gesetzbüchern der zweyten Periode und in den Rechtsbüchern des Mittelalters vorkommenden, zur Erläuterung eines Artikels dienlichen Stellen; 4) eine grammatische Auslegung der dunkeln Stellen jedes Artikels; 5) einen vollständigen Commentar darüber; 6) Nachweisung der Rechtsfälle, welche zur Erläuterung eines Artikels dienen, und in irgend einer gedruckten Sammlung stehen; 7) gut gewählte Literatur, die zu jedem Artikel gehört. Dem Herausgeber einer solchen Arbeit wird das criminalistische Publicum gewiss dankbar seyn. — Der oben bemerkten Ankündigung der neuen Ausgabe der C. C. C. geht nun ein Abdruck über die Frage voraus: welches der erste und authentische Abdruck der peinlichen Gerichtsordnung sey. Der Vf. bemerkt zuerst mit Recht, dass die Untersuchung darüber bedeutenden Werth habe, und prüft (§. 2 — 3), was unter authentischen Ausgaben von Reichsgesetzen zu verstehen sey. Die Authentie der Ausgaben von Reichsgesetzen besteht nach seiner ganz richtigen Meinung in ihrer durch eine glaubwürdige Person erklärten Übereinstimmung mit der Urschrift, diese Erklärung mag nun vor, bey oder nach Erscheinung des gedruckten Exemplars erfolgt seyn. Anfangs druckte, wie der Vf. S. 5 sagt, Jeder Reichsabschiede, wer nur wollte; nachher (1526) ward verordnet, dass die Sammlung des Reichstags von 1526 von Niemanden gedruckt werden sollte, dem nicht ein besiegeltes Original von einem gewissen Secretär vorgelegt, und worauf nicht ein Zeugniss dieses Beamten über sorgfältige Vergleichung und gleichlautenden Inhalt mit der Urschrift ertheilt worden. Später gab man einem gewissen Buchdrucker Druckerprivilegien in Ansehung bestimmter Werke, und erst 1530 wurde diesen Privilegien beygefügt, dass nur den auf Befehl des Kaisers von einem bestimmten Buchdrucker besorgten Ausgaben in und ausserhalb Gericht geglaubt werden soll. Ein solches Privilegium ertheilte K. Karl auch dem Buchdrucker Ivo Schöffer zu Mainz (datirt Regensburg, 31 July 1532), worin dem Schöffer befohlen wird, den Abschied des Reichstags zu Regensburg, die Reformation des Kammergerichts und die Halsgerichtsordnung in den Druck zu bringen, und bemerkt wird, dass Schöffer diess zum unterthänigen Gehorsam in der Eile mit einigen Unkosten unternommen habe. Man

besitzt nun zwölf Ausgaben der peinlichen Gerichtsordnung, und der Vf. glaubt, dass noch eine dreyzehnte existire, die entweder verloren gegangen, oder im Archive begraben worden. Der Vf. stützt seine Meinung vom Daseyn einer Ausgabe der C. C. C. von 1532 darauf, dass 1) im Reichsabschiede von 1532 der Druck der *Carolina* befohlen; 2) sonst von dem fleissigen Schöffer jeder wichtige Druck schnell geliefert worden sey; 3) dass das Druckerprivilegium von 1532 erkläre, dass der Druck in Eile schon unternommen worden; 4) dass im J. 1532 wirklich der Druck des Reichsabschiedes von 1532 und der Kammergerichtsreformation von 1531 vollendet worden, und daher gar nicht angenommen werden könne, dass nicht auch der Druck der im nämlichen Befehle aufgetragenen *Carolina* noch im J. 1532 beendigt worden sey, um so mehr, als der Kaiser sich mit Schöffern besonders zufrieden bezeigt habe. Den Umstand, dass sich diese Ausgabe nicht mehr findet, erklärt der Vf. S. 15 daraus, dass man nicht sorgfältig genug gesucht habe, und dass ja auch andere Bücher oft viele Jahre verborgen geblieben seyen; selbst die Eile, mit welcher diese Ausgabe veranstaltet wurde, kann nach S. 17 ein Grund des Verschwindens derselben seyn; da die Ausgabe wahrscheinlich ziemlich incorrect war, und allmählich von den nachfolgenden correcteren und besseren verdrängt werden konnte. Bekanntlich hat man nun eine Ausgabe, welche bey Ivo Schöffer *sine die et consule* mit einem theils schwarzen, theils rothen Titel erschienen ist, und auf deren Titelblatte (das kaiserliche Druckprivilegium ist dabey nicht abgedruckt) nur steht: *cum gratia et privilegio imperiali.* Diese Ausgabe, welche *T. S. J. Böhmer* auch in seinem rühmlich bekannten Commentare abdrucken liess, hielten *Böhmer* und *Malblank* für die erste. Der Vf. aber meint, dass die eben bezeichnete noch existirende Ausgabe nicht die von 1532 sey, sondern erst in das Jahr 1545 gehöre; er leitet diess ab 1) aus dem Holzschnitte, nämlich der Abbildung Kaiser Karls im vollen Ornate mit der Überschrift: *Christo auspice plus ultra*; dieser Holzschnitt soll nun zuerst in der Erstreckung des Reichstags von Worms von 1545 vorkommen. 2) Die Worte: *cum gratia et privil. imper.* sind in der Ausgabe *sine die* mit lateinischen Schriftzeichen gedruckt, nun findet sich diese Form erst in anderen aus dem J. 1544 herkommenden Druckschriften, während die älteren, auch die Ausgabe der C. C. C. von 1532, die obigen Worte mit deutschen Lettern gedruckt enthält. Es muss also die Ausgabe *sine die* in eine Zeit gehören; in welcher man sich der lateinischen Form zu diesen Worten bediente. 3) In der Ausgabe *sine die* kömmt der Namenszug von Ivo Schöffer mit *J — S* vor, was eben so auch in anderen Druckschriften dieser Zeit sich findet, während in den früheren Schriften und auch in der Ausgabe der C. C. C. von 1533 ein anderes Monogramm Schöffers gebraucht wird. 4) In der Ausgabe von 1533 finden sich nicht mehr als 9 grammaticalische und orthographische Abweichungen von der letzten von 1532, während die Ausgabe *sine die* eine dreyfach grössere Anzahl hat. 5) Auch die Abweichungen in der Vorrede sprechen dafür. Rec. gesteht gern, dass die Gründe scharfsinnig und wohl von der Art sind, die Meinung des Vfs. wahrscheinlich zu machen; allein erwägt man, dass der Druck *sine die et consule* immer auf ein höheres Alter der Druckschriften schliessen lässt, dass es schwierig sey, wie der Vf. es thut, bloss wegen Zufälligkeiten eine Ausgabe in ein bestimmtes Jahr zu setzen, um so mehr, da es noch am Beweise fehlt, dass z. B. der Holzschnitt in der Ausgabe *sine die* u. dgl. nicht auch bey früheren Druckstücken schon gebraucht worden ist: so ist *Böhmers* Meinung noch immer nicht umgestossen, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die nach des Vfs. Meinung angeblich verlorene Ausgabe von 1532 die *sine die et consule* ist.

Der Vf. bemerkt S. 28, dass es auf den Gang der Untersuchung nachtheilig wirken musste, wenn man ihren Gegenstand nur auf eine einzige Ausgabe beschränkte, und selbst dieser einen grösseren Werth beylegte, als ihr beygelegt werden kann. Nicht *editio authentica*, sondern *editiones authenticae* mussten, wie der Vf. sagt, das Thema abgeben. Es verrückte, wie er meint, zu sehr den Standpunct der Frage, wenn man über dem Alter der Ausgaben der Karolina ihre Authentie aus den Augen verlor; auch war es Missgriff, wenn man Alter und Authentie der Ausgaben für gleichbedeutend hielt. Der Vf. beklagt mit Recht S. 30 den Mangel einer kritischen Ausgabe der Karolina, und äussert die Vermuthung, dass das Original der Karolina dem Ivo Schöffer zum Druck übergeben, sodann zum Behufe der Vergleichung bey den nachfolgenden Ausgaben in seinen Händen gelassen sey, und dass man bey der bedeutenden Anzahl der letzteren, sowie bey dem ihnen vom Kaiser beygelegten Charakter von Authentie für die Rückgabe desselben wenig bekümmert gewesen sey. — An bestimmten Nachrichten fehlt es, und mit Vermuthungen ist nicht viel geholfen. Übrigens hat der Vf. durch die Anregung der interessanten Frage und durch manche neue Bemerkungen sich den Dank des Publicums erworben, und es ist zu wünschen, dass die Abhandlung, welche ursprünglich nicht für den Buchhandel bestimmt war, weiter verbreitet werde.

Wz.

Bamberg, in der Kunz'schen Buchhandl.: *Über die Anwendung neuer Gesetze auf früher entstandene Rechtsverhältnisse.* Von *J. N. Borst*, (damals) Stadtgerichtsassessor zu Bamberg. 1814. XII und 80 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift hat bey dem viel besprochenen Gegenstande eine so besondere Tendenz, dass das Andenken daran auch bey denen verdient erhalten zu werden, welche mit dem Ideengange und den Resultaten des Vfs. nicht übereinstimmen. Es ist bekannt, dass man in den positiven Rechtstheorieen lange Zeit sich so ziemlich damit begnügte, bey der Behandlung der Lehre von der rückwirkenden Kraft neuer Gesetze eine gemeinrechtliche Idee von dem Schutze erworbener Rechte zum Grunde zu legen, ohne jedoch die Grenzen dieses Begriffes und deren Begründung aus positiven Quellen vollständig zu untersuchen. Als sodann in un-

feren Tagen umfassende Rechtsveränderungen zu doctrineller Forschung dringende Veranlassung gaben, waren von Frankreich Ursachen ausgegangen, welche bey jener älteren Idee für die neuere Praxis stehen zu bleiben schlechthin unmöglich zu machen schienen. In Frankreich hatten sich durch Gesetze der Revolutionszeit und durch Jurisprudenz (im dortigen Sinne des Wortes) solche Ansichten festgesetzt, welche eine viel schnellere Einwirkung neuer Gesetze geboten, als irgend mit dem zuvor an die Spitze gestellten Schutze erworbener Rechte vereinbar war. Bey der Übertragung des Französischen Rechtszustandes auf Deutschland befand man sich, in Ermangelung besonderer Vorschriften, in der grofsen Verlegenheit, entweder die Wirksamkeit der neuen Rechtsnormen, gegen damaligen legislatorischen Willen, durch die alte Rücksicht auf früher begründete subjective Rechte auf lange Zeit zu suspendiren, oder aber dem Art. 2 des *Code civil* eine Bedeutung unterzuschieben, mit welcher das Gegentheil sich vereinigen liefse. Eine Revolution war hier nicht vorausgegangen; es hatten sich keine einheimischen Principien über schnelle Einwirkungen neuer Gesetze positiv ausgebildet. In dieser Lage der Sache wandte man sich zu den Französischen Theorieen, und was in Frankreich historisch zu erklären und durch dortige theoretische Argumentationen nur etwa mit einem philosophischen Anstriche überzogen war, das demonstrirte man bey uns, aus vermeinter Natur der Sache, geradezu als nothwendig. Diesem nun setzt sich der Vf. in sofern entgegen, dafs er die Ansicht der sofortigen strengen Einwirkung neuer Gesetze seiner Seits wieder aus der Natur der Sache bestreitet. „Die (damalige) neuere Theorie, heifst es S. V der Vorrede, habe ihren Culminationspunct erreicht; sie sey consequent durchgeführt, und bis zur höchsten Einseitigkeit ausgebildet. — — Wie die politische Herrschaft durch Überspannung ihren Untergang befördert habe: so müsse auch eine solche einseitige Theorie durch ihre höchste Ausbildung ihren Fall befördern; — — und das um so mehr, je mehr sie als ein Erzeugnifs des gestürzten Zeitgeistes zu betrachten sey." Ferner S. 1 die Angabe der Quelle der vorliegenden Behandlung: „die Frage, ob und in wiefern neue Gesetze auf früher entstandene Rechtsverhältnisse angewendet werden sollen, gehöre lediglich in das Gebiet der Doctrin. Der Gesetzgeber solle sich nicht mit ihr befassen: denn die *Anwendung* sey seine Sache nicht." — Die Resultate bestehen sodann vorzüglich in folgendem Gegensatze. „Die objectiv *erworbenen* Rechte haben ihren nächsten Bestimmungsgrund in der vom Gesetze verschiedenen Thatsache. Durch diese seyen sie aus einem Begriffe, aus etwas Ideellem, was sie zuvor gewesen, in etwas Wirkliches verwandelt. Sie haben durch das *Zusammenwirken des Gesetzes und der Thatsache* einen sinnlichen Gegenstand erhalten, welcher nunmehr dem Berechtigten *ohne seine Einwilligung* nicht mehr entzogen, oder zur Verfallzeit vorenthalten werden könne. Erworbene Rechte seyen auf diese Weise aus dem Gesetze, als dem väterlichen, und aus der Thatsache, als dem mütterlichen Principe, *zugleich hervorgegangene Erzeugnisse.* Sie seyen aus dem Gesetze herausgetreten, und haben, wie das Erzeugte von dem Zeugenden, ein von demselben *unabhängiges Daseyn* erhalten. Sie fallen defshalb mit dem Gesetze nicht hinweg, sondern sie bestehen, und wirken *für sich allein*, unabhängig von demselben." — „Anders verhalte es sich mit den blofsen Begriffsrechten. Sie bestehen blofs in der durch das Gesetz begründeten *Möglichkeit* etwas zu erwerben. Sie geben noch keinen Anspruch auf irgend einen Rechtsgegenstand, und begründen keine Verbindlichkeit unter Privaten. Sie seyen, genau genommen, nichts Anderes, als das Gesetz selbst, in Beziehung auf den Unterthanen gedacht; sie müssen daher auch mit dem Gesetze stehen und fallen. Das sey auch der Fall bey den mittelbar gesetzlichen Begriffsrechten, d. h. bey den durch den Willen der Privaten (z. B. in Testamenten) bestimmten, noch nicht zur Erwerbung gediehenen Rechten: denn das Gesetzgebungsrecht des Privaten, seine Befugnifs, Begriffsrechte durch seinen Willen zu erzeugen, sey blofs abgeleitet, dem Gesetze untergeordnet, an dessen Existenz gebunden." S. insbesondere S. 41. 60. — Ob übrigens solche Demonstrationen die Anhänger der entgegengesetzten Meinung zu überwinden im Stande gewesen, oder ob späterhin die Bemühungen, eine positive Ansicht der vorliegenden Lehre aus positiven Quellen zu begründen, ein besseres Fundament und einen besseren Erfolg gehabt haben, darüber ist hier nicht der Ort zu sprechen.

M. D. S. M.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

BERLIN, b. Hayn: *Abrifs der Mythologie des classischen Alterthums*, herausgegeben von D. *Karl Friedrich August Brohm*, Director des Gymnasiums zu Thorn. 1820. 86 S. 8. (6 gr.)

Über Mythologie ist in neueren Zeiten so viel und von so scharfsinnigen Männern geforscht worden, es ist daraus ein so grofser, bis jetzt noch wenig entschiedener Kampf der Meinungen hervorgegangen, dafs man es für ein höchst gewagtes Unternehmen halten mufs, gerade jetzt einen Abrifs der Mythologie liefern zu wollen, der auch nur billige Anfoderungen einigermafsen befriedigen soll. Will man aber in einen solchen Abrifs blofs das aufnehmen, was dem Schüler für den ersten Anlauf zu wissen nöthig ist: so halten wir die Abfassung eines solchen Buches für überflüssig, da es uns an einer Menge Werke, die diesem Bedürfnifs abhelfen, keinesweges fehlt. Soll aber dennoch ein neues verfafst werden: so kann man doch wenigstens verlangen, dafs es sich durch gröfsere Vollständigkeit oder durch zweckmäfsigere Auswahl und Anordnung des mythologischen Stoffes (namentlich mit Unterscheidung der verschiedenen Zeitalter und Quellen der Mythologie), oder endlich durch kurze Andeutung des jetzigen Standes der Mythologie als Wissenschaft vor den übrigen unterscheide. Nichts von alledem ist in dem hier anzuzeigenden Büchelchen der Fall, welches nach der Erklärung des Vfs. in der Vorrede zunächst für das Gymnasium zu

Thorn ausgearbeitet ist (obgleich auf den Preussischen Gymnasien eigentlich die Mythologie gar nicht in besonderen Stunden gelehrt werden soll, und auch in dieser Beziehung das Bedürfniss eines Leitfadens nicht vorhanden ist).

Dieses Büchelchen ist der magerste Abriss der Mythologie, der uns seit einiger Zeit in die Hände gekommen ist, und selbst für Schüler keinesweges genügend. Es enthält zuerst eine kurze Einleitung, in der von Entstehung der Mythen, deren Deutungen und Quellen auf 8½ Seitchen die Rede ist. Mythen sollen entstanden seyn 1) aus der alten Sprache und Dichtkunst; 2) aus wirklich geschichtlichen Begebenheiten; 3) aus geographischen Nachrichten; 4) aus physischen Erscheinungen; 5) aus der Unwissenheit des Alterthums, aus der Neigung zum Wunderbaren, der Dankbarkeit und aus Verschönerungen und Zusätzen der Dichter. Hier ist was den Stoff zu den Mythen lieferte (2. 3. 4), vermischt mit dem, was die Gestaltung dieses Stoffes zu Mythen bewirkte (1), beides zum Theil (5) seltsam durch einander geworfen, und weder das eine noch das Andere ist vollständig angegeben. So fehlen bey jenem die moralisch-religiösen Lehren, auf die der Vf. doch selbst bey Eintheilung der Mythen in gewisse Classen Rücksicht genommen wissen will; bey diesem der Castengeist, die Herrschsucht und der Eigennutz der Priester, die dadurch hervorgerufenen Mysterien und für Griechenland das Verschmelzen mannichfaltiger, zum Theil einander ursprünglich feindlicher Völker und Religionen. Die wichtige Frage über die Art des Zusammenhanges der Griechischen Mythologie mit der Ägyptischen, Indischen, vorderasiatischen ist überhaupt gar nicht berücksichtigt. Unter den Deutungen der Mythologie sind die längst vergessenen Träume von *Huet*, *Bochart* und anderen Theologen aufgezählt, hingegen wird weder *Creuzer's* noch *Hermann's* irgendwo gedacht. Der Vf. giebt dann eine Übersicht seines Abrisses. Derselbe soll liefern im ersten Abschnitt eine allgemeine Darstellung der alten Götter und die ältesten Sagen über Entstehung der Götter und des Weltalls; im zweyten Abschnitt soll er die verschiedenen Arten der Götter schildern; im dritten die Wesen zwischen Göttern und Menschen und die Lieblinge der Götter unter den Menschen; im vierten das götterähnliche Menschengeschlecht oder die Heroen; im fünften die tragischen Dichtungen; im sechsten Tod und Schattenwelt; im siebenten die vornehmsten Gottheiten und Symbole der Ägypter. Auch hier eine unlogische Eintheilung, da der Eintheilungsgrund bald von dem Stoffe entlehnt ist, der wieder nicht überall unter demselben Gesichtspuncte betrachtet wird, bald von der Art der Behandlung desselben bey einzelnen Völkern oder einzelnen Classen von Schriftstellern. Nun folgt die Darstellung selbst, die in der Regel höchst dürftig ist. Nur einige Proben. Vom Trojanischen Kriege findet sich ausser dem Raube der Helena weiter nichts als: „Hieraus entstand der Trojanische Krieg, in welchem sich die Helden Griechenlands und Trojas 10 Jahre hindurch an Tapferkeit und Verschlagenheit wetteifernd zu übertreffen suchten. Als Troja endlich gefallen war" u. s. w. Das heisst doch wirklich für Schüler eines Gymnasiums so gut als gar nichts gesagt! Da aber etwa Jemand glauben könnte, dass dieser Krieg weniger in eine Mythologie gehöre: so wollen wir noch den ganzen Artikel *Mars* hersetzen.

„Mars (Ἄρης), Jupiters Sohn und der Juno, Sinnbild der rohen Tapferkeit und des wilden Kriegsmuthes, im Gegensatze der Minerva. In Thracien, einem kriegerischem Lande, war seine Lieblingswohnung. Geht er in die Schlacht: so wandelt neben ihm Ἐνυώ, die Kriegerin, Ἔρις, die Zwietracht, Δειμὸς, der Schrecken, Φόβος, die Flucht. Er wird unbeständig genannt, weil das Kriegsglück wechselt. Er ist der Urahn der Römer, welche ihn *Gradivus* und *Mavors* nennen, ihm auch den *Campus Martius* heiligen. Die 12 salischen Priester beobachteten seinen Gottesdienst. Er wird bewaffnet dargestellt, und zuweilen von einer Wölfin begleitet. Seinen Streitwagen lenkt Bellona."

Welcher bessere Schüler in Deutschland möchte wohl hiemit sich begnügen! Noch erinnern wir, dass in den Griechischen Namen nicht selten kleine Fehler sind, wie Ποινὴ statt Ποινή, Γαία statt Γαῖα, Ὥραι statt Ὧραι; nicht zu erwähnen, dass die Oxytona, wie oben Δειμὸς, immer mit dem Gravis bezeichnet sind, so oft diess auch schon von Gelehrten gerügt worden ist. Nicht übergehen können wir auch die seltsame Etymologie des Namens *Hercules*, das Einzige, was wir aus dem Buche gelernt haben. Derselbe bedeutet nämlich unserem Vf. ἡρώων κλέος, *die Blume der Ritterschaft.*

*o*o

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Frankfurt a. M.*, b. Hermann: *Erzählungen* von *Heinrich Jung*, genannt Stilling. Erstes und zweytes Bändchen. 1814. 219 und 220 S. Drittes Bändchen. 1815. 196 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Der Herausgeber dieser Erzählungen ist Hr. *Fr. L. Ewald.* Sie scheinen Beyfall erhalten zu haben, weil auf das erste Bändchen noch ein zweytes, sogar das höchstens dritte gefolgt. Warum sollte man sie auch nicht gern lesen? Sie sind einfach und gemüthlich, fromm und sittsam, bey aller Anspruchslosigkeit ansprechend, kurz, aber doch mannichfaltig. Die religiösen Andeutungen und Hinweisungen stehen natürlich an ihrer Stelle; dessen, was auf Meinungen hinausgeht, ist wenig. Das häusliche Leben ist treffend gezeichnet, und die kleinen Begebenheiten desselben, durch allerley Umstände, dem Leser anziehend gemacht. Sonst ist zu bemerken, dass nach Hn. *Ewalds* Erklärung vor dem zweyten Bändchen diese Erzählungen nicht vom Geh. Hofr. *Jung* sind, wie die Vorrede zum ersten Bändchen aussagte, sondern von einer anderen Person, die bey der Herausgabe derselben einen guten Zweck hatte. Die Sache mit den beiden Charaden ist etwas unklar; zum Glück für den Leser sind die Erzählungen desto klärer.

Fag.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Berlin, b. Schüppel: *Paläographische Fragmente über die Schrift der Hebräer und Griechen*, von *Wilh. Friedr. Hezel*, der Philos. und Theol. D., Russisch-Keiserl. Collegienrath und Professor der Theol. an der kaiserl. Universität Dorpat. 1816. VIII u. 160 S. 8. Nebst einer Nachricht S. 161—164. (20 gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, dass er von seiner Regierung im J. 1813 aufgefodert worden, für die im russischen Reiche errichteten Gymnasien und Universitäten zweckmässige lateinische Lehrbücher der hebräischen und übrigen orientalischen Sprachen herauszugeben, und dass er darum, ungeachtet er seit 1775 hebräische Grammatiken geschrieben und hebräische Grammatik gelehrt habe, doch wiederum alle Gegenstände der hebräischen Sprachlehre nochmals durchdacht habe. Er ist von den zahlreichen und wichtigen Resultaten seiner Untersuchungen überzeugt, dass sein zum Druck fertig liegendes, jetzt schon oft von ihm citirtes, *Systema grammaticum linguae Hebraeae historico-criticum* sich zu seiner 1777 erschienenen ausführlichen hebräischen Sprachlehre verhalten werde, „wie ein Werk des gereiften Mannes gegen das des noch unbärtigen Jünglings." Rec. kann dabey nicht den Wunsch unterdrücken, dass der Vf. das *Systema* nicht ohne vollständige Syntax in das Publicum schicke, und die in den Erg. Bl. zur J. A. L. Z. 1816 No. 3 u. 4 über die jetzigen Grammatiken gegebenen Winke verfolgen und denselben entsprechen möge. Die paläographischen Gegenstände, welche das Geschichtliche der Elementargegenstände der hebräischen Sprachlehre betreffen, unterwarf der Vf. ebenfalls neuen Untersuchungen, und übergiebt sie hier ausführlicher, als in dem versprochenen *Systema*, dem Publico. Einige andere paläographische Gegenstände, als über die Schrift und den arithmetischen Gebrauch des Alphabeths der Griechen, über die etymologische Bedeutung des Namens *Karthago*, sind eingewebt. Rec. wird besonders nur dasjenige, was der würdige Vf. als seine jetzigen Ansichten ausgiebt, ins Auge fassen; da Gegenstände, welche in so vielen Büchern so oft besprochen sind, in diesen Blättern nur in sofern beachtet werden können, als man ankündiget, dass dadurch ein neues, die Wissenschaft förderndes, Licht angezündet werde. Wirklich hat auch der denkende Vf. so viel neues bey seinen Forschungen gewonnen, dass er die wenigen Bemerkungen, welche Rec. des Raumes wegen zu machen vergönnt sind, nur als einen Beweis ansehen möge, wie interessant demselben des Vfs. Hypothesen waren, und sich dadurch veranlasst halte, vor Herausgabe des *Systema grammaticae hebraeae* seine Entdeckungen einer nochmahligen uneingenommen Prüfung zu unterwerfen.

Das Ganze ist in 14 Fragmente eingetheilt. Das erste betrifft einen, im engern Sinne nicht paläographischen, Gegenstand: „*ob die hebräische Sprache ein semitischer Dialekt zu nennen sey?*" Nur im *uneigentlichen* Verstande, sagt der Vf., könne die hebräische Sprache *semitisch* genannt werden; nemlich nur in Beziehung auf das *Volk*, welches sie redete, nicht aber in Hinsicht ihrer *unmittelbaren Abstammung*. Den Namen עִבְרִים übersetzt er durch *Iberiden, Nachkommen Ebers*; was auch die Araber seyn. Rec. will hier nicht streiten; ihm scheint jedoch eben sogut عرب, *nomadisiren*, als Urname dieser Völker annehmlich zu seyn, wie analogisch z. B. so viele Völkerstämme in America nur von ihrer Lebensart (als *Esquimo*, die *Fischesser*), oder von der geographischen Lage ihrer Landstriche benannt sind, dass die Hebräer, *welche sich jedoch nicht gern selbst* עברים *nennen*, was sie sonst als *Eberiden* thun würden, diesen Namen nur beygelegt erhalten haben; wie solchen z. B. der sesshafte Ägypter (1 Mos. 39, 14. 17. u. s. w.) und Philister (1 Sam. 4, 6. 9. u. s. w.) von dieser Nation gebraucht. Die Vocalisation עִבְרִים kann gerade auf einer alten traditionell-fortgehaltenen Aussprache beruhn, die sich an grammatische Correctheit nicht band. — Die *hebräische* Sprache eine *semitische* zu nennen, hält der Vf. mit *Stange* für unpassend, da Abraham aus Chaldäe kommend, den chaldäischen Dialekt geredet haben soll, und erst in Canaan die cananitische, d. h. eine *chamitische* Sprache lernte. Aber der Grund des Vfs., dass 1 Mos. 31, 47. die Sprache Labans, des Enkels von Abraham, *chaldäisch* sey, und dass desshalb zu schliessen, Abraham *habe rein-chaldäisch* gesprochen, ist, wie auch die übrigen für seine Behauptung, schwach. Denn die zwey Worte Labans können später eingeschoben, oder früherer Vulgär-Dialekt seyn, der sich im Hebräischen dem Chaldäischen am meisten genähert haben mag. Dass Jesaj. 19, 18 die hebräische

Sprache שְׂפַת כְּנַעַן, *Sprache Canaans*, heisst, bedeutet die *Landessprache*, nicht aber eine von den Cananitern *empfangene* und *angenommene* Sprache. Übrigens finden wir nicht, dass die *Cananäer* eine fremde Sprache von der der Abramiten gesprochen haben; und würden wohl die, in Canaan später eingewanderten, Israeliten eine von ihren Feinden angenommene *fremde* Sprache zu der **heiligen** Sprache ihrer Gesetzgebung gewählt haben? — Folglich würde die hebräische Sprache mit weit mehr Recht immerfort eine *semitische*, die Sprache der durch Abraham von *Sem* abstammenden Semiten heissen können! — Fragm. 2. *Über das Alter der Schreibekunst unter den Hebräern.* Sehr oberflächlich. Wollte Rec. ausführlich von dem Gesagten das Gegentheil beweisen, er hätte mehr Raum nöthig, als Fragm. 2 einnimmt: doch kann er Folgendes nicht verschweigen. Der Vf. glaubt, Mose sey der *erste* Hebräer gewesen, der schreiben *gelernt* habe, und dieses natürlich in Ägypten. Die Hebräer hätten, weil sie vorher nomadisirten, die Schreibekunst *gar nicht gekannt;* sie hätten solche in Gosen von den Ägyptern nicht gelernt, weil sie *zu verachtet* dazu lebten, von jenen ganz getrennt; darum habe Mose seine שֹׁטְרִים, und die Ältesten das Schreiben *selbst gelehrt.* Und dieses ägyptische Alphabet sey, weil die Ägypter das Alphabet von den Phöniziern erhalten hätten, das phönizische gewesen. Der Vf. wird also jenen Kaufbrief 1 Mos. 23 für unächt halten; er wird beweisen müssen, dass von Josephs Zeit an bis gegen die Periode, wo die Hebräer von der ägyptischen Regierung wirklich gedrückt wurden, dass Mose sein Volk aus Ägypten führte, stets verachtet wurden; dass diese Hebräer die Schreibekunst nicht mit nach Ägypten brachten (was z. B. *Bertholdt* Einleit. in das A. T. Th. 1 Prolegom. p. 4. 5 glaubt); dass die Ägypter die Buchstabenschrift von den Phöniziern wirklich erhalten haben, und nicht vielmehr diese aus ägyptisch-Theben. Ihm wird es auch leicht seyn, durch das Phönizische die ägyptisch geschriebenen Rollen in der *Description de l'Egypte*, von den pariser Gelehrten, zu erklären, welche bis jetzt noch keinen Enträthseler gefunden haben. Auch hatten die Ägypter wahrscheinlich *drey* Schriftarten, und nicht zwey. — Fragm. 3. *Die hebräische Schrift war ursprünglich nicht Buchstaben-, sondern Sylben-Schrift.* Der Vf. hat hier die verschiedenen Ansichten mehrerer Gelehrten verbunden, und glaubt, dass man bey jedem Consonanten ursprünglich einen Vocal beygesprochen habe. Gewöhnlich hätte dieser *a* gelautet; und für (*o. u.*) wäre ו, für (*i. e.*) י, für *e* auch ה, ausserdem noch א gebräuchlich gewesen. So seyen ja die arabischen Vocalzeichen auch aus Vocalbuchstaben gebildet, das ُ aus و, das ِ aus dem ي oder den zwey Puncten des *je;* das َ aus einem so nachlässig gezogenem *Elif.* — Fragm. 4. *Warum schrieben die Hebräer von der Rechten zur Linken, die Griechen aber von der Linken zur Rechten?* Dass die Hebräer von der Rechten nach der Linken schreiben, und sich dadurch der Unbequemlichkeit aussetzen, das Geschriebene zu beschatten, leitet der Vf. aus dem natürlichen Umstande her: dass man eher die einzelnen Buchstaben erfunden, als man sie zu Worten zusammen zu setzen begonnen habe. Als Letzteres auch angefangen wurde, bemerkte man, dass die Zeichen mehr nach der Linken hin sich öffneten und verbinden liessen. Dadurch sah man sich bestimmt, die Anordnung von der Rechten nach der Linken zu machen. Es bleibt so aber noch zu erklären, warum eben jene merkwürdige Richtung nach der Linken die einzelnen Buchstaben hatten. Auch hat die ältere Gestalt mehrerer hebräischen und phönizischen Consonanten diese vorstechende zwingende Lage nicht. Die Griechen, sagt der Vf., sonst so treue Schüler ihrer phönizischen Lehrer, schrieben Anfangs auch nur von der Rechten nach der Linken; versuchten nachher jedoch auch die zweyte Zeile von der Linken nach der Rechten zu schreiben, zu welcher rechts gerichteten Zeile sie die Buchstaben rechts drehten. Da jedoch im letzteren Falle ein doppeltes Alphabet ein das Gedächtniss des Schreibers belästigender Umstand war: so behielt man am Ende nur das Schreiben von der Linken nach der Rechten bey. Rec. setzt hinzu: die Griechen suchten auch im Alphabete, wie in mythologischen, symbolischen und anderen Gegenständen, sich national zu zeigen. — Fragm. 5. *Über das Alphabet der Hebräer und Griechen und dessen arithmetischen Gebrauch bey den letzteren.* — Der Vf. nimmt an, dass die Griechen *vor* Kadmus durch die Pelasger, welches phönizische Horden gewesen, die Buchstabenschrift in 16 Zeichen erhalten haben; dass sie aber durch einen anderen phönizischen späteren Zug, der in Kadmus (Orientale קַדְמֹן) verborgen liege, noch die anderen Buchstaben erhalten, die sie übrigens eigen benutzten, von Kadmus selbst aber besonders den *Zahlgebrauch* des Alphabets kennen gelernt hätten; daher die Abweichung vom hebräischen Zahlalphabete, weil sie ihr früheres unvollständiges Alphabet beybehielten, und neue Buchstaben aus den neuen phönizischen formten, um damit auch bis 900 zählen zu können. Jenen Kadmus, da Andere die Griechen aus ägyptisch Theben die Schriftzüge erhalten lassen, hält er für eine, von Josua vertriebene Schaar. Phönizier aber lässt er in ägyptisch Theben des Verkehrs wegen gewohnt haben, von da aber vertrieben sich nach Griechenland wenden. Rec. hätte sich gefreut, wenn der Vf. im Einzelnen die allmähliche Entstehung des Gebrauchs der Consonanten zu Zahlzeichen bey Phöniziern und Hebräern, auch bey den Griechen *historisch beweisend* aufzuklären vermocht hätte, wodurch dann für jene Hypothesen selbst Mehreres müsste erwachsen seyn! Ob dieses der citirte §. 7 der *Systema gramm.* leisten werde, muss dessen Erscheinung entscheiden. — Fragm. 6. *Über das hohe Alter der Namen der hebräischen (und griechischen) Buchstaben.* Der Vf. meint, dass die Namen so alt als die Gestalt der Buchstaben sey, deren Erfinder die Ägypter oder Phönizier gewesen. Die griechischen Buchstaben haben den orientalischen Benennungen noch ein *α* angehängt, das der Vf. jedoch nicht für orientalisch ansieht. Übrigens selbst den Ausdruck

γραμμα leitet er aus גרם, *Glied*, *Theil*, ab, dem griechisch α angehängt sey. S. 53 und 67. 70 behauptet der Vf., dafs die Hebräer und Phönizier שׂ, ס wie *sch* (da für ס die Griechen auch ξ gemacht), שׁ hingegen wie *s* ausgesprochen hätten; wodurch freylich den LXX. und dem Arabischen die hebräischen Wörter, die שׁ haben, ähnlicher lauten würden, als nach unserer bisherigen Aussprache des שׁ als *sch*. Diese bisherige Aussprache hatte jedoch Hieronymus schon. — Ferner versucht der Vf. die Entstehung der griechischen Buchstabengestalten aus den hebräischen nachzuweisen. — Eine etymologische Erklärung von dem Namen *Karthago* ist S. 43 (mit Berichtigungen S. VIII — XII) versucht, und besteht in Folgendem: die Stadt hiefs früher *Carthada* d. h. קֶרֶת חֲדָשָׁה, *Neu-Stadt* (in Beziehung auf Tyrus). Später, als sie im Glanze war, bekam sie den Namen *Carthago*, d. h. קֶרֶת גָּאָה, *urbs eminens*, *superba*. Analogie gäbe der Name *Jerusalem*, der früh יְרוּשָׁלֵם gelautet, später aber in den Majestätsdual יְרוּשָׁלַיִם erweitert sey, was so viel bedeute, als יְרוּשָׁלֵם גָּאָה, *das stolze*, *erhabene Jerusalem*. Rec. läfst jener Erklärung die Ehre des Scharfsinnes; er leitete bisher mit Cicero den Namen Carthago von der tyrischen Göttin Carthago ab. Die Ansicht von ירושלם verdient Beyfall, und die Dualgestalt ist in den späteren Büchern auch die gewöhnliche. — Fragm. 7. *Erklärung der Namen der phönizisch-hebräischen Buchstaben.* Auch die Lautbarkeit wird angegeben. Rec. will nur Einiges berühren, worin der Vf. etwas nicht sehr Gewöhnliches angiebt: auf die Kupfertafel in *Hug*: *von der Erfindung der Buchstabenschrift*, ist bey mehreren verwiesen. א, der *Stier*, der gleichsam auch hier die Heerde anführt; jedoch zieht der Vf. vor, dafs darum א der erste Buchstabe geworden, da der Ochse eine ägyptische Gottheit war. — Die frühere Pyramidalgestalt von ב scheine auf Pyramidalgestalten von Gebäuden und Katakomben zu deuten. — Vom ה. Am Ende der Wörter öfters wie *è* lautend, wie im Arabischen. Den Namen des ה erklärt er durch هُوَاءٌ, *halitus*, da er ein *Hauch* sey. Auch die *Figur* werde angedeutet, nähme man die andere Bedeutung des arabischen Wortes, *spatium vacuum*, zu Hülfe. (Gelegentlich sucht er den mathematisch-technischen Ausdruck *Sinus* durch das arabische Wort شُنُوص, *mutua conjunctio*, zu erklären, da einst *Kästner* den *Michaelis* um das arabische Wort vergebens gefragt hatte.) ח will der Vf. [illegible], *mehrere Linien*, übersetzen, wie auch die phönizische Figur aus solchen besteht. — ע vergleicht der Vf. mit صدى, welches *Nacht-Eule* bedeutet. In ק findet Hr. *Hezel* die Gestalt eines *Seehundes*, wofür er فُوقِي angiebt. — Beym ת, welches einst + gestaltet, denkt auch der Vf. an das in Ägypten symbolische Kreuzzeichen, wovon die griechischen Kirchenväter oft reden. Der Vf. meint, da das göttliche Zeichen א den Anfang des Alphabetes mache: so habe Theuth, der Erfinder der Buchstabenschrift, wohl nicht ohne Eitelkeit den ersten Buchstaben seines Namens zum Schlufsconsonanten des Alphabets angesetzt! — Fragm. 8. *Über das Alter der Ordnung der Buchstaben im hebräischen Alphabet.* Diese Buchstabenfolge ist sehr alt: bewiesen durch die alphabetischen Stücke im A. T.; dafs die Araber bey dem Gebrauche ihrer Buchstaben als Zahlen, und um die Wochentage — worin unser Sonnabend der erste ist — zu bilden, dieselbe Ordnung zeigen. Da der Vf. in Fragm. 5 behauptet, dafs vor Kadmus die *phönizischen Pelasger* nach Griechenland 16 Buchstaben gebracht, die er von α bis τ in gleicher Ordnung nachwiefs: so ist auch diefs als Beweis geltend gemacht. — Fragm. 9. *Über das Alter der hebräischen Finalbuchstaben.* — Am allerwenigsten haben Rec. die in diesem Fragm. gesuchten Beweise für ein mit den übrigen Consonanten gleiches angenommenes Alter der Finalbuchstaben befriedigt. Das Daseyn derselben lange *vor* den alexandrinischen Übersetzern ist durch nichts bewiesen, weder durch *geglaubte* ältere phönizische Denkmäler (und die jetzigen, wie die palmyrenischen enthalten sie nicht), noch etwa durch stillschweigend hypothesirte hebräische Handschriften. Wo giebt uns der Vf. auch den Beweis, dafs die den hebräischen Finalbuchstaben entsprechen sollenden griechischen Buchstaben zu *Kadmus* Zeit jenen *Zahlengebrauch* bestimmt gehabt haben? Also wir begnügen uns mit einiger Möglichkeit; die Gewifsheit hat der Vf. nicht geliefert. — Fragm. 10. *Hebräische Vocalzeichen. Ihr Alter und Ursprung nach der Meinung der neuern Philologen. Prüfung dieser Meinung.* Wenn gleich *Tychsen* zu Rostock das mit den Consonanten gleichzeitige Entstehen der Vocalzeichen wieder behauptet hatte: so glaubt der Vf. zwar, dafs sie spätern Ursprungs sind, sucht aber die gewöhnlichen Gründe um ihre Glaubwürdigkeit zu bringen, weil man 1) aus den Abweichungen der griechischen Übersetzer, des Syrers und Chaldäers, aus dem griechischen Transscripte des Origenes, aus den Werken des Hieronymus *zuviel* damit beweise, *dafs nämlich zu dieser Zeit die hebräischen Puncte noch gar nicht existirt hätten.* 2) Weil man drey Vocalzeichen für alt und ursprünglich erkläre, aus welchen die jetzigen erst entstanden wären, und 3) die Entstehung der jetzigen Puncte aus der *Tiberiadischen Schule* herleite, und in den Zeitraum vom 6ten bis zum 10ten Jahrhundert ansetze. Der Vf. setzt der ersten Behauptung entgegen, dafs der *Nicht*gebrauch einer punctirten Handschrift noch nicht die *Nicht*existenz der Puncte überhaupt beweise. Im Talmud hiefsen fünf Stellen, wie der verstorbene Tychsen gezeigt, *Vocal*zeichen. Auch sind mehr als drey ur-

ſprüngliche Vocale da in der Sprache; (welches man nicht leugnet, wenn man gleich, wie der Vf. thut, die ע״וֹ, ע״יִ, לֹ״ה nicht mit in der Ordnung von אָהַב, יָכֹל, קָטֵל, aufführte, da man י, ו, für ſanfte Conſonanten zu betrachten hat, nicht für reine Vocale; und wie der Vf. aus בִּין eine Form קָטִיל machen kann (S. 96.) ſieht Rec. nicht ein, wenn der Vf. nicht beweiſet, daſs בִּין für בָּיִין ſteht. Es ſcheint einigemal *Vocal in der Sprache* und Vocal*zeichen* in der Schrift verwechſelt zu ſeyn. Auch faſst Rec. des Vf. Vorſtellung von *Forma ſaegolata* nicht: denn Rec. verſtand bisher darunter nur eine Nominal-Form, die einſylbig erſcheint im Singular — *ſtatu conſtructo* mit ſuffixen etc., wo aber der *ſt. abſ.* einen kurzen Vokal erhielt, um nicht mehrere harte Conſonanten zu einem Vocal auszuſprechen; nie aber rechnete Rec. zu den Sägolatformen וַיִּבֶן, *aedificabat*). Des Vfs. jetzige Anſicht *über den Urſprung und die Entſtehungs-Art des hebräiſchen Vocalpunctſyſtems*, die er im *eilften Fragment* darlegt, iſt nun kurz dieſe: Urſprünglich hatte die hebräiſche, wie die phönizische Schrift keine *Vocalpuncte*, weil ſie als Sylbenſchrift ſolche nicht bedurfte. Moſe kannte dieſe Vocalzeichen noch nicht. Aber ſie iſt doch alt, nämlich aus dem babyloniſchen Exil; dieſs ſagt auch die jüdiſche Sage mit Esra. Die in einem ganz heterogenen Charakter gebildeten Vocalzeichen verrathen ſich aber ſelbſt durch ihre ärmliche Geſtalt, *als bloſse Winke für den mindergeübten Leſer*, wie er die Sylbenzeichen (Conſonanten) jedesmal auszuſprechen habe. *Dieſe* Nothhülfe ward aber zuerſt gefühlt *zu der Zeit, da die reine hebräiſche Sprache aufhörte, Mutterſprache der Juden zu ſeyn* d. i. *während, vorzüglich aber gegen das Ende des babyloniſchen Exils.*" So meint denn der Vf., jetzt am Ende des babyloniſchen Exils, wo die Nation angeblich chaldäiſch ſprach, habe man alle die *Vocalpuncte auf einmal erfunden*, um die richtige Ausſprache für das Leſen des hebräiſchen Textes zu erhalten. Seine Hypotheſe der Erfindung dieſer Zeichen iſt: die Mumienvocalzeichen ſind höchſtens nur etwas älter als Cyrus Zeit, und durch deren drey Vocalzeichen (Querſtrich, Punct, zwey Puncte neben einander) wurden jetzt die Hebräer, deren ſchon während der babyloniſchen Gefangenſchaft aus Paläſtina mehrere nach Ägypten geflohen waren, veranlaſst, ihre Vocal-Zeichen zu formen in gröſserer Anzahl, um alle ihre Selbſtlaute oder Vocale, auch der proſodiſchen Quantität nach, anzuzeigen. Allerdings iſt, dieſe äuſsere Bildungsprocedur nicht ſehen zu wollen, Rec. nicht ſkeptiſchen Auges genug. Er will einiges daraus mittheilen. Das dritte Punct in dem Sägol hält der Vf. für den Minderungspunct für das (ֶ); ſowie für das Chirek das zweyte, um Schwa daraus zu bilden. Das ( ) läſst der Vf. ein punctirtes י ſeyn, und ſich deſshalb in der Ausſprache von י nicht unterſcheiden. Und ſo ſetzt der Vf. den bisher angenommenen Satz, daſs die Hebräer Anfangs nur drey Vocalzeichen gehabt haben, *a, e, o*, folgendermaſsen um: „die Hebräer haben aus den *drey* Vocalpuncten der ägyptiſchen Schrift, als aus dem Embryo, ihr Punctſyſtem entwickelt." — Der Vf. ſucht der Schwierigkeit, daſs ſich die alten Überſetzer an dieſe, ſeit dem babyloniſchen Exil, nach ſeiner Vorſtellung, völlig vorhandenen hebräiſchen Vocalzeichen (weil Koſri im XII Jahrhundert den Namen Kibbutz nicht hat: ſo läſst er dieſen Namen ſpäter entſtehen) nicht gebunden haben, ſo zu entgehen: „Jene Erfindung war nicht ein Werk *öffentlicher Autorität*, nicht der *Synagoga magna*; ſie war nur für das Volk, und die Gelehrten ſchämten ſich, von dieſer Erfindung Gebrauch zu machen." Rec. fragt: ob wohl der Vf. dieſes gegen folgende Umſtände ferner behaupten werde: Wie konnte a) was der Vf. als üblich anführt, ein Laie in der Synagoge eine punctirte Rolle vorleſen, die keine Autorität gehabt hätte? Und b) unter den Arabern kümmert ſich das *Volk* nicht um die Vocale der Grammatik, nur die Fälle ſpricht es genau vocaliſirt, wo ein Arabismus Statt findet, wie كَانَ mit dem Accuſativ u. ſ. w. Und in wie vielen Händen des hebräiſchen *Volks* war denn die Bibel, daſs für dieſes jene, vom Vf. ſelbſt auf einer früheren Seite ſeines Buches als fremdartig ausgegebene Punctation zugeflickt werden muſste, da auch in ſpäteren Jahrhunderten immerfort die Vocale beſonders zum Texte nachgeſchrieben wurden? c) Sollte ſich ein Hieronymus in einer miſslichen Lage wegen der Vocalpuncte, über die er oft klagt, nicht jener Hülfe, *wenn ſie vorhanden geweſen wäre*, gern bedient haben, um ſeine Überſetzung richtig zu machen? Oder denkt ſich Hr. *H.* jene faſt babyloniſche Erfindung auch als eine ſo fehlerhafte Erfindung, daſs die alten Überſetzer bisweilen lieber auf gut Glück ſchlecht überſetzten, ſtatt derſelben ſich zu bedienen? Aber waren die Vocalpuncte auf einmal da, wie kann man glauben, daſs nun erſt nach anderthalb Jahrtauſenden das auf den inneren Charakter der Sprache gebaute kunſtvolle Punctationsſyſtem gefertigt worden? Und wenn die Erfindung ſo ſchlecht beſchaffen war, was gewinnen wir mit neuen Hypotheſen? Einer verſuchten Beſtätigung für eine jüdiſche Tradition, die gern alles Ihrige in die Schöpfungszeit aus ſchlechtem Stolze hineinzaubert, bedarf unſere Kritik nicht. Auch würden ſich die Syrer der nach Hn. *H.* aus den ägyptiſchen Puncten ausgebildeten hebräiſchen Vocalpuncte gewiſs bedient haben, wären ſie im 7ten chriſtlichen Jahrhundert in jetziger Zahl da geweſen, lieber bedient haben, als der griechiſchen Vocale; und nicht weniger die arabiſchen Coran-Grammatiker! Die verſchiedene Punctation mancher hebräiſcher Wörter läſst ſich auch beſſer in einer ſpäteren Zeit, als in der Zeit der lebenden Sprache erklären. Denn hätte man da ſchon eine Lesart für unächt befunden, man würde ſie bey dem heiligen Buche früh ausgeſchieden haben!

(Der Beſchluſs dieſer Recenſion folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Berlin, b. Schüppel: *Paläographische Fragmente über die Schrift der Hebräer und Griechen*, von *Wilh. Friedr. Hezel* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Fragm. 12. *Ist die jetzt gewöhnliche Aussprache der hebräischen Vocale (vorzüglich des ( ), ( ), ( ), ו und ( ) richtig? oder sprachen die alten Hebräer manche anders aus?*" — Der Vf. behauptet, dass wir folgende Vocalzeichen richtig auszusprechen pflegen. Nämlich ( ) ist, wie der Vf. mit vielen historischen Gründen beweist, oft ein *a*, das einem ins *o* hineingehenden Laute glich. Rec. nimmt nur Fälle aus, z. B. wenn ( ) für ( ) und *Dag. forte* steht, als בָּרֵךְ u. s. w., da die Juden doch wohl den reinen Vocal *a* in seiner Länge gehabt haben werden. — Das *Pathach* ist nicht bloss der kurze *a* Laut, sondern es wurde auch als der lange Vocal *a* gebraucht, und hatte in der *lebenden* Sprache, vorzüglich in einer *zusammengesetzten* (auf einen Consonanten ausgehenden) Sylbe, sehr oft den Laut *e*." Hier befriedigt der Vf. Rec. nicht so, dass er seine bisherige Meinung aufgeben könnte. Erstlich kann wohl von der *lebenden* Aussprache für die Bestimmung des Lautes Pathach nichts Beweisendes hergenommen werden: denn der Vf. selbst hielt ja die Puncte für eine Sache, die keine öffentliche Autorität hatte, und wir haben für das lange *a* und für das *e* nach unserer historischen Ansicht von den Vocalzeichen *andere Zeichen*; 2) wenn יָרֵךְ in יֶרֶךְ umgeändert wird: so ist das ein Beweis gegen den Vf.: denn warum *schrieb* man יֶרֶךְ, wenn יָרֵךְ *jereb lautete?* Wenn in der Nominalform מֶלֶךְ, im *stat. constr.* מֶלֶךְ geschrieben wird: so lautete das gewiss nicht *melk*: denn warum liess man nicht מֶלְךְ? Vielmehr ist hier nur der Fall, wie in Kalb, Kälber, wiewohl wir in einigen Gegenden eben so gut Kelb sprechen hören, als der Araber in seinem Worte كلب Kalb und Kelb spricht. 3) Beweisen die Fälle, wo Pathach vor einem Guttural, der ( ) hat, einem ( ) weicht, nicht, dass ( ) *e* lautete, sondern das Setzen des ( ) beweist umgekehrt, dass *a* ( ) hier nicht wohl laute, da der, auf der Aussprache des ( ) statt des ( ) vor ( ) beruhende, gefühlte Wohllaut das ( ) der Deutlichkeit wegen zu schreiben gebot. 4) Die abweichende Aussprache von *nominibus propriis* in den LXX und N. T. beweist nur, dass Letztere eine von den hebräischen Punctatoren abweichende Aussprache befolgten, also Μελχισεδεκ für מַלְכִּי צֶדֶק sprachen, wie Manche Kerl für Karl sagen. — „Das Chirek, glaubt der Vf., sey ein Mittellaut zwischen *e* und *i* gewesen, der bald mehr an das *i* grenzte, und daher bald wie *e*, bald wie *i* lautete, vorzüglich fast wie *e* in einer zusammen gesetzten Sylbe." Rec. bedauert, dass er auch hier, wie bey dem Pathach, vom Vf. abweichen muss; er glaubt, der Vf. sey auf seinen Gedanken gekommen von der von ihm bestrittenen Hypothese *Eines* in der Lebzeit der Sprache frühen Zeichens für die Classe der Vocale. Er hat auch hier vergessen, dass er die Vocalzeichen *zusammen auf einmal* entstehen liess (Fragment 11). Denn das Kesre der Araber bestimmt hier nichts, der Hebräer hat ja ( ) ( ) ( ) für *e*. 2) Wenn der Vf. sich auf die alten griechischen Übersetzer, Hieronymus und das N. T. beruft, dass sie auch *e* setzen, wo der hebräische Codex Chirek hat: so gilt hiergegen, was Rec. in ähnlichem Falle vorher bey *Pathach* einwendete. 3) Das syrische Rbôzo beweiset nur eine *Dialectmässig* abweichende Aussprache; und Niemand wird in *felici* und *felice* sagen, dass *i* und *e* ein und dasselbe sey in der Aussprache. 4) Eben dass אִמְרִי gesagt wird, und doch אֶמְרִי, beweiset, da nach dem Vf. alle Vocalzeichen sogar beym Leben der Sprache niedergeschrieben sind, dass Chirek und Sägol eben so verschieden sind, als *e* und *i* in: ich nehme, du nimmst. Und wer sagt hier, dass *nimmst* beweise, *i* sey bald *e* zu sprechen? — Noch erwähnt der Vf., dass er den Laut *ü* für althebräisch halte, ihn aber sowohl dem ו als ( ) gebe in gewissen Fällen, über die er jedoch keine feste Regeln aufzustellen vermöge. — Fragm. 13. *Diakritische Zeichen der Hebräer.* Der Vf. setzt diese Zeichen, da sie mit den Vocalpuncten, oder wenigstens bald nachher entstanden seyn werden, nach seiner Hypothese von der Entstehung der Vocalzeichen an. Übri-

gens glaubt Rec., dafs für das *Dagesch characteristicum* am frühesten das Zeichen erfunden worden, das Raphe aber eins der späteren sey. Fragm. 14. *Accente der Hebräer.* Den Ausdruck טְעָמִים übersetzt der Vf. durch *Vocalpuncte*, gleichsam *Sinnandeuter*; פִּסְקֵי טְעָמִים, aber durch *Sinnabtheiler*, von einer andern Bestimmung der Accente; נְגִינוֹת hingegen durch *Musikzeichen*, wegen ihrer anderen Bestimmung. Sie sollen also „Perioden (Verse) und Sätze abtheilen und Verbindung und Trennung der einzelnen Wörter, in Beziehung auf richtige Interpretation, andeuten, und zugleich, ja *hauptsächlich* als Musiknoten dienen, den hebräischen Text richtig darnach zu declamiren und gewissermafsen abzusingen". (Der Vf. vermuthet auch, dafs Mohammed die Sitte, den Koran abzusingen, den Juden nachgeahmt habe; wodurch allein, wäre dieses bewiesen, das Daseyn der jüdischen Accent*zeichen* vor Mohammed, wie Rec. meint, doch nicht *bewiesen* wäre.) Nach diesen Ansichten beurtheilt nun der Vf. die verschiedenen Ansichten derer, welche über hebräische Accente geschrieben haben. Er hält sie, seiner Ansicht von den Vocalen gemäfs (beide, Vocale und Accente, werden in den Handschriften auch mit gleicher fahler Dinte, selbiger Feder zu den vorher geschriebenen Consonanten hinzugefügt, und machen *Ein* gegenseitig eingreifendes Ganzes aus;), für gleichzeitig alt, also kurz nach dem babylonischen Exil entstanden. Auch die Accente wären bestimmt gewesen mit den Vocalzeichen *durch eine schriftliche* (symbolische) *Tradition die herkömmliche Art des mündlichen Vortrags der heiligen Bücher in den öffentlichen Synagogen für die Nachwelt aufzubewahren.* Und diefs that man kurz nach der Ankunft im heiligen Lande aus dem babylonischen Exil! Ja der Vf. glaubt, dafs wohl in dem Gesangliebenden Babel die Juden manches gesehen haben möchten, wodurch sie auf die neue Erfindung der Accentzeichen, dieser Musik- oder Cantillationszeichen, *vorbereitet* worden. Früher hätte man, bey der Erbärmlichkeit der davidischen Musik, Noten nicht durchaus nothwendig gehabt. —

Die angehängte Abführung einer Beschuldigung, dafs der Vf. mit Diplomen der theologischen Doctorwürde einen unedeln Handel selbst in Deutschland getrieben habe, überlassen wir denen zu beantworten, welche jener Beschuldigung Urheber seyn mögen.

G. E.

MEDICIN.

Meiningen, b. Haselmeier: *Anatomische Abbildung des menschlichen Körpers, durch erhaben gearbeitete keroplastische Figuren dargestellt und mit erklärender Beschreibung versehen. Bestimmt für grofse Herren, Kunstsammlungen, Naturalienkabinette, öffentliche Bibliotheken, Naturforscher, Ärzte, Wundärzte und solche, welche den innern Bau des menschlichen Körpers kennen lernen wollen.* Erste Abtheilung, erster Theil enthält die Muskeln nach Albin. Tab. 1—3. 1804. 21 S. — Erste Abtheil., zweyter Theil enthält die Muskeln nach Albin. Tab. 4—7. 1804. 22 S. 8. (6 Carolin.)

Herr *Benoit Couriger*, welcher mehrere Jahre auf der ehemaligen Königl. Maler- und Bildhauer-Akademie in Paris studirt und sich auch durch die Anstellung an einem anatomischen Theater daselbst viele Kenntnisse erworben hat, wurde von dem Unternehmer dieser keroplastischen Kunstwerke, Herrn *Haselmeier*, veranlafst, mehrere gute anatomische Abbildungen in Relief zu bringen. Hr. Dr. *Friedrich Klotz* aber versah diese Darstellungen mit den nöthigen Erklärungen. Die ganze Suite der Figuren, welche Hr. *Haselmeier* hat bearbeiten lassen, besteht aus 4 Abtheilungen, von welcher zu jeder Messe eine ausgegeben werden sollte. Die erste Abtheilung enthält die erste, zweyte und dritte Muskellage von der Vorderseite und Hinterseite und eine Ansicht der Muskeln im Profil. Die zweyte Abtheilung soll die Sinneswerkzeuge nach *Sömmerring*, *Zinn* und *Scarpa*, die dritte das Hirn, das Herz, die Arterien des Gesichts und die Venen des Arms nach *Vicq d'Azyr*, *Loder* und *Haller*; die vierte den physischen Ursprung des Menschen, vorstellen. Die letztere Abtheilung ist eigentlich schon vor drey Jahren herausgekommen und nur jetzt aufs Neue umgearbeitet worden. Von den übrigen haben wir nichts weiter gesehen, und vermuthen, dafs das Unternehmen in Stocken gerathen. Dasselbe verdient aber, so wie die Ausführung, Beyfall. Denn in Rücksicht der Deutlichkeit hat doch diese Darstellungsart viel vor den Abbildungen anatomischer Gegenstände, welche in Kupfer gestochen sind, voraus, vorzüglich für solche, welche keine Gelegenheit haben, sich durch Sectionen und Präparate Kenntnisse von dem innern Baue des menschlichen Körpers zu verschaffen. Am meisten würden daher diese keroplastischen Arbeiten für Schulen anwendbar seyn, da die Lehrer sich leicht in den Stand setzen können, die Figuren, nach der Fassungskraft ihrer Schüler zu erklären. Alsdann würde es aber auch nöthig seyn, dafs die Werkzeuge der Reproduction und Respiration auf solche Art ausgearbeitet würden und dafs der Preis des Ganzen nicht zu hoch stiege. Für Wachsfiguren, deren jede mit einem Rahm und besonderen Kästchen versehen ist, sind die angesetzten Preise zwar nicht zu hoch; allein die Ausgabe möchte doch die Kräfte der Schulanstalten übersteigen. Defshalb würde Rec. vorschlagen, die ausgearbeiteten Figuren lieber in Gips zu vervielfältigen, wo die Vervielfältigung weit leichter, mit weit weniger Kosten und gewifs mit eben so scharfen Umrissen geschehen kann. Die Darstellung der Muskeln nach den Albin'schen Abbildungen, mit deren Beurtheilung wir es eigentlich hier ausschliefsend zu thun haben, ist sehr gut gelungen, und es sind dem Rec. bey der genauesten Untersuchung nur einige Kleinigkeiten aufgefallen, welche einer Änderung zu bedürfen scheinen. Auf der

zweyten Tafel nämlich erscheint der Schlüsselbeinmuskel etwas zu lang und an seiner äusseren Extremität etwas zu dick, auch hätte die strahlenförmige Ausbreitung seiner Fibern deutlicher angegeben werden können. Auf der dritten Tafel ist der Schenkelknochen der rechten Seite doch etwas zu dick oder zu breit, und seine vordere Fläche zu wenig gewölbt. Auf der vierten, fünften und sechsten Tafel ist das Heiligenbein zu sehr eingebogen, oder zu gerade mit der Wirbelsäule fortlaufend, da doch die hintere Fläche desselben nothwendig etwas gewölbt erscheinen müsste.

C. T.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Vereinigte Feld-Pharmacopöe mit beygefügten Tabellen.* Von *Anselm Franz Strauss*, königl. Baierischem Lehrer der Chemie zu Aschaffenburg, vormaligem Ober-Hospital-Apotheker der Centralhospital-Verwaltung für Deutschland u. s. w. (Nebst gegenüber gedrucktem lateinischen Titel: *Pharmacopoeia castrensis conjuncta.* Additis tabulis. Ab *A. Fr. Strauss* etc.) 1815. XXIII u. 255 S. gr. 12. (1 Rthlr.)

Sowohl die Vorrede, als die beiden ersten Abschnitte des Buches selbst enthalten auf gegen einander über stehenden Seiten den deutschen und lateinischen Text; die Vorrede giebt von seiner Entstehung und Einrichtung Rechenschaft, vermöge welcher es zu einem — freylich nur für augenblickliches Bedürfniss berechneten, aber diesem sehr gut entsprechenden Handbuche für die den Feld- und Wund-Ärzten der verbündeten Mächte zu verschaffende leichtere Übersicht, und zugleich als Hülfsbuch für Civil- und Wund-Ärzte, so wie als Handbuch für die Landesapotheker bey Arzneylieferungen für die Militärlazarethe dienen sollte; daher es alle in den neuesten österreichischen, preussischen und russischen Feldpharmacopöen (diese, von *Wylie* 1808 herausgegebene, ist so reichhaltig, dass unser Vf. nicht, wie bey der österreichischen und preussischen, eine Ergänzung derselben nöthig fand) enthaltenen einfachen und zusammengesetzten Arzneymittel, so wie die eigentlichen Arzneyformeln; jeden Abschnitt in alphabetischer Ordnung enthält, wobey doch zugleich im nöthigen Falle auf die allgemeinen Pharmacopöen, die österreichische von 1812 und die preussische von 1813, Rücksicht genommen, auch aus der österreich. Pharmacopöe die specifische Schwere vieler flüssigen Präparate und die Tabelle über die Auflöslichkeit der Salze in destillirtem Wasser beygefügt worden. Am Ende der Vorrede befindet sich eine Erklärung der Arzney-Gewichte und Masse. Der erste Abschnitt enthält *eine Auswahl der einfachen Arzneyen*, der zweyte *Vorschriften der Zubereitungen und Zusammensetzungen*, nebst der schon bemerkten Tabelle u. s. w., und zwey andere, welche chemische Präparate als Reagentien zur Untersuchung der Arzneymittel, und eine Anzahl von zubereiteten und zusammengesetzten Arzneymitteln, mit Angabe ihrer Verunreinigungen und Verfälschungen, und der Prüfungsmittel zur Entdeckung derselben, enthalten. Der dritte Abschnitt liefert *Arzneyvorschriften zum Gebrauche der österreichischen, preussischen und russischen Feldhospitäler*, bloss lateinisch, jede Abtheilung besonders nach dem Alphabet: Die österreich. enthalten 56, die preuss. 75, die russ. 160, deren genauere Betrachtung hier nicht erwartet werden darf. — Einige Unrichtigkeiten im Lateinischen wird man leicht übersehen können.

Ks.

Cöln, b. Rommerskirchen: *Architectonischer Grundriss der medicinischen Disciplinen nebst Anleitung zu einem zweckmässigen Studium derselben.* Zu Vorlesungen entworfen von *Joh. Jacob Günther*, Dr. der Med. u. Chirurg. Königl. Preuss. Kreisphysicus, Herzogl. Nassauisch. Medicinalrathe u. s. w. 1819. IV und 163 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Leider findet sich in unseren Tagen auf den Universitäten eine Menge junger Leute, die das Studium der Arzneywissenschaft ohne alle zweckmässige Methode, häufig ohne die nothwendigsten Kenntnisse der alten Sprachen, betreiben, und in den halbjährigen Cursen den verschiedenartigsten ausser allem Zusammenhange zur gegenseitigen Aufhellung stehenden medicinischen Vorlesungen beywohnen, und auf diese Weise ein zerstückeltes Werk von Namen, Meinungen, Hypothesen, Recepten, Operationen, Methoden, Instrumenten, specifischen Arzeneymitteln u. s. w. sich eintrichtern, ohne den Inhalt, den Umfang, den Zusammenhang und Geist des Ganzen gefasst zu haben. Nachdem sie auf solche Weise die Arzneywissenschaft betrieben, eilen sie, ehe kaum drey Jahre verflossen sind, häufig mit dem Diplome eines *Doctoris medicinae* beschenkt, von den Universitäten hinweg, und brechen nun, unbesorgt um die Art oder Gattung einer Krankheit, nur nach ihrem Namen fragend, mit ihren Mitteln los, sobald man ihnen diesen Namen nennt. Das Studium auf den rechten Weg zu leiten, dazu hat Hr. *G.* sein Buch bestimmt, und er wird diesen Zweck erreichen; obgleich keinesweges hierdurch der treffliche Grundriss einer medicinischen Encyklopädie und Methodologie des Hn. *Conradi* für gleichen Behuf überflüssig gemacht und verdrängt wird. Hr. *G.* stellt in einem etwas grösseren Umfange den Plan des Hn. *C.*, so wie eine etwas veränderte Ordnung der Aufeinanderfolge der einzelnen Theile dar. Dann ist auch durch Hn. *G.* eine reichhaltigere Literatur für die einzelnen Disciplinen beygefügt. Nach einer Einleitung folgen zwölf Capitel. I. Über die vorbereitenden und Hülfs-Wissenschaften, das Studium der Medicin mit Nutzen zu betreiben. II. Wissenschaften von der Natur im Allgemeinen, ihren Gesetzen und Kräften. III. Wissenschaften von dem Menschen nach seiner physischen und psychischen Beschaffenheit. IV. Wissenschaften von den äusseren physischen Momenten zur Hervorbringung der Krankheiten, welche zugleich die Gegenstände zur Heilung derselben in ihrem rohen Zustande darbieten. V. Wissenschaften, Krankheiten zu erkennen und über

ihren Verlauf auszusprechen. VI. Wissenschaften, Krankheiten zu heilen (Iatrie). VII. Heilwissenschaft zur Kunst erhoben (Iatrotechnik). VIII. Wissenschaften, Krankheiten zuvor zu kommen, oder Gesundheitserhaltungskunde. IX. Wissenschaft zur Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit im Staate, in sofern dieses auf medicinischen Grundsätzen beruht. X. Wissenschaft von der Begründung der Medicin im Staate. XI. Wissenschaften von der Medicin in literarischer Hinsicht. XII. Materiale Philosophie und besonders Naturphilosophie. Dann folgt ein Anhang: das Studium der Thierarzneykunde, und endlich im zweyten Anhange das Studium und die Literatur der alten Ärzte betreffend. Über diess Letztere drückt sich Hr. *G.* sehr geistvoll aus, und wir wünschen, dass es Ärzte, die Anspruch auf rationelle Bildung machen, beherzigen mögen. Der ganze Ideengang verräth einen vielumfassenden geistreichen Gelehrten seines Faches.

H....d.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Stuttgart*, b. Metzler: *Kurze Beschreibung einiger seltener Wasserköpfe* von *D. C. Klein*, Königl. Würtembergischem Medicinalrathe und Ritter des Kaiserl. Russischen St. Vladimir Ordens u. s. w. 1819. 28 S. 4. nebst 2 Kupfertafeln. (16 gr.)

Der Vf. beschenkt uns hier mit der Beschreibung von 5 Wasserköpfen, wofür man ihm sehr Dank wissen muss, da sie gewiss zu den sehr seltenen gehören. Besonders merkwürdig ist der zuerst beschriebene. Man hat Beschreibungen von Wasserköpfen, welche einen sehr grossen Umfang hatten; so sah *Lechel* einen Kopf, welcher 17 Zoll, *Friend* 26, *Büttner* 30, *Wrisberg* 30½ Zoll im Umfange hielt. — Der vom Vf. beobachtete hatte eine Peripherie von 32 Zoll. Die Menge des enthaltenen Wassers wurde zuweilen unglaublich gross gefunden; so fand *Dixon* über 7 ℔, *Harsell* über 9 ℔, *Hildanus* 18, *Aurivillius* ebensoviel, *Büttner* 20, *Stegmann* 24 ℔. Die vom Vf. beobachtete Wassermenge betrug zwar nur 14½ ℔; indessen war das daran leidende Kind erst 16 Monat alt, während die Fälle, wo eine Wassersammlung von 18 — 24 ℔ beobachtet wurde, bey weit *älteren* Subjecten vorkamen. Der Vf. hat auf eine sehr interessante Weise die Masse dieses ungeheuern Kopfes mit denen eines gleichalten Kindes und eines erwachsenen vergleichend zusammengestellt. Merkwürdig war es, dass die harte Hirnhaut mit der äussern Beinhaut innig zusammenhing, und dass das Wasser bloss innerhalb des Gehirns enthalten war. Das Wasser selbst fand sich durchaus durchsichtig und klar; die vom Medicinalrathe Dr. *von Jäger*, dem die Schrift gewidmet ist, vorgenommene chemische Analyse desselben ist beygefügt. Die ausserordentliche Verdünnung der ohne Windungen, gleich einer Haut, ausgedehnten Rücken- und Merk-Substanz hatte Ähnlichkeit mit einem von *Aurivillius* beobachteten Falle, wo die Dicke auch kaum eine Linie, und mit einem Falle, den *Malacarne* erzählt, wo die Dicke nur etwas Weniges mehr betrug. Auch darin haben diese drey Fälle Ähnlichkeit, dass man die beiden Substanzen dennoch deutlich von einander unterscheiden konnte. In dem ersten Falle, den der Vf. erzählt, konnte man die Substanzen als zwey verschiedene Häute von einander trennen. Rec. wundert sich, dass der Vf., der das Wahrgenommene sorgfältig mit *Gall's* Meinungen vergleicht, auf *Meckel's* und *Tiedemann's* Ansichten der Entwickelung des Gehirns, und insbesondere auf *Meckel's* Ideen des Stehenbleibens auf einer niederen Stufe der Vegetation gar keine Rücksicht genommen hat; und zwar um so mehr, da die gedachten, auch von *Sömmerring* beobachteten, Verhältnisse auffallend für diese Entdeckungen sprechen. Der Vf. fand, wie einst *Willan*, die Monrosche Öffnung sehr erweitert, so dass also die Seitenventrikel eine einzige zusammenhängende Höhle bildete. Den niedergedrückten Zustand der streifigen Körper, der Sehhügel und der Vierhügel fanden auch Andere, z. B. *Büttner*, *Friend*. Ungewöhnlicher war die Erweiterung der dritten Hirnhöhle und die bis ums Doppelte vermehrte Ausdehnung des kleinen Gehirns. Sehr interessant ist die Beschreibung der Schädelknochen, des grossen Abstandes derselben von einander, und der unregelmässigen Knochenansätze innerhalb dieser Abstände. Sie verdient mit der trefflichen Zusammenstellung ähnlicher Fälle in *Meckel's* pathologischer Anatomie S. 280 u. f. des ersten Bandes verglichen zu werden. — Bey dem zweyten beschriebenen Falle betrug der Umkreis des Kopfes über 27 Zoll, die Menge des Wassers 7 ℔. Das Gehirn war ungleichmässig ausgedehnt, am meisten nach oben, wo die linke Gehirnhälfte nur 1 Linie dick war, wovon die graue Substanz zwey Drittel betrug. Die unteren Theile des Gehirns litten wenig oder gar nicht. — In dem dritten Falle mass der Umkreis des Kopfes 24 Zoll. Der vordere Theil des Gehirns war wiederum bis auf eine Linie verdünnt. Die graue Substanz konnte leicht von der weissen abgesondert werden, und diese war fleckig, wie die innere Haut des Magens. — Der Umfang des vierten beschriebenen Schädels betrug 19 Z. An hellem Wasser fanden sich etwa 3 Schoppen. In diesem Falle war wiederum das kleine Gehirn ausgedehnt. — Im fünften Schädel fanden sich gegen 7 ℔. wiederum ganz helles Wasser. Das Gehirn war überall noch 6 bis 9 Linien dick, und die Windungen waren daher nirgends verschwunden. Rec. muss bedauern, dass der Raum es nicht gestattet, noch Mehreres aus diesen Beschreibungen auszuheben, welche zusammen in einer deutlichen Reihenfolge das Bild der allmählichen, stets zunehmenden und endlich enorm werdenden Ausdehnung der sich in ihrem Inneren mit Serosität überfüllenden Gehirnmasse geben. In einem Falle begann das Wachsen des äusseren Schädelumfanges am dritten Tage nach der Geburt, in einem anderen Falle im dritten Monat nach derselben; bey einem dritten Kranken um einen Monat, bey den zwey übrigen um mehrere Monate später. Ob die erste Anhäufung von Wasser in den Hirnhöhlen bereits vor der Geburt ihren Anfang genommen habe, oder nicht, lässt sich aus den beschriebenen Fällen nicht mit Gewissheit entnehmen; doch lässt sich diess wohl, mit *Meckel*, nach der Wahrscheinlichkeit annehmen. Die zwey Kupfertafeln versinnlichen die äussere Gestalt des zuerst beschriebenen Wasserkopfes.

R—n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 0.

CHEMIE.

Wien, b. Gerold: *Handbuch der allgemeinen und technischen Chemie.* Von *P. T. Meissner.* Erster Band. System der Chemie. Beschreibung der chemikalischen Apparate. Tabellarische Übersicht der chemischen Zusammensetzungen. 1819. Mit 4 Kupfertafeln. XX u. 491 S.

Auch unter dem Titel: *Anfangsgründe des chemischen Theils der Naturwissenschaft* u. s. w. (4 Rthlr.)

Der Vf. dieses Handbuches, welcher dem chemischen und pharmaceutischen Publicum bereits durch verschiedene Abhandlungen rühmlich bekannt ist, übergiebt demselben jetzt ein Werk, welches das Ganze der Chemie umfassen soll. Über den Hauptzweck des Werkes bleibt Hr. *M.* jedoch noch, Rechenschaft abzulegen, schuldig, indem dem ersten Bande die Vorrede fehlt, und die Einleitung darüber nichts enthält. Dieser erste Band ist aber theils blofs als eine Einleitung, theils als eine allgemeine Übersicht der Mischungen zu betrachten, und es ist demnach schwierig, schon jetzt dieses noch unvollendete Werk vollkommen zu würdigen. Wir müssen uns demnach begnügen, blofs eine kritische Anzeige davon zu geben, und das Fernere bis zur Erscheinung der Fortsetzungen verschieben.

S. 1. *Einleitung.* Sie umfafst Definitionen, Zweck und Eintheilung der Chemie. Verunglückt ist jedoch die S. 4 und 5 gegebene Eintheilung der angewandten Chemie in a) *physische,* welche insbesondere fossilische, physiologische und meteorologische genannt werden soll; b) *medicinische* u. s. w. — S. 13. *Erster Abschn.* Er handelt von den Naturkräften. S. 51 ist der Begriff von Neutralität und Sättigung nicht deutlich genug gegeben, und der Unterschied zwischen beiden nicht in das gehörige Licht gesetzt worden. — S. 76. *Abschn.* 2. Von den chemischen Processen. Unbefriedigt läfst der von dem Vf. entwickelte Einflufs des Planetensystems auf chemische Verwandtschaft, sowie auch das Räsonnement über Eintheilung der Affinitäten. Dagegen sind des Vfs. Schemata zur Versinnlichung chemischer Actionen zweckmäfsig. Soll z. B. der Körper a b durch c zerlegt und a ausgeschieden werden: so dient folgende Formel:



u. s. w. Unrichtig ist aber das Beyspiel, welches die doppelte Wahlverwandtschaft erläutern soll, wo nämlich behauptet wird, dafs schwefelsaures Baryt nicht durch Ätzlauge, sondern nur durch kohlensaures Kali zerlegt werden könne. — S. 100. *Abschn.* 3. Von den einfachen chemischen Operationen und den mechanischen Verrichtungen. — S. 113. *Abschn.* 4. Von den chemikalischen Apparaten. Der Vf. beschreibt hier überhaupt ein vollkommen eingerichtetes Laboratorium mit allen Instrumenten und Apparaten, nebst Zeichnungen; nur einige feinere Werkzeuge, z. B. für die Lehre von Wärme und Licht, vermissen wir. Nach diesen Vorbereitungen geht Hr. *M.* nun über zum *fünften Abschnitte* (S. 175), welcher eine Übersicht der bekannten unzerlegten Stoffe und eine tabellarische Aufstellung ihrer Verbindungen enthält. Es möge hiebey dem Vf. immer zum Ruhme gereichen, dafs er zum Besten der Anfänger nicht nur die ältere Ansicht, sondern auch die neuere Lehre vergleichend behandelt; allein die Klage, dafs vor Erscheinung seines Lehrbuchs die ältere mit *Davy's* Ansicht nicht verglichen sey, ist sehr ungegründet. — Die chemischen Verbindungen werden hier nach dem Grade ihrer Zusammensetzung aufgeführt, so dafs die zusammengesetzteren Verbindungen immer später folgen. Die erste Stufe der Zusammensetzung nennt Hr. *M. Araeoïde.* Sie enthält die Verbindungen der Elemente mit Wärmestoff (*araeoticon*), und ist folglich ein Verzeichnifs der unzerlegten Stoffe, da wir keinen Körper absolut frey von Wärme kennen. Die in diesem Abschnitte überhaupt gegebenen Tabellen zerfallen in 9 Columnen, welche folgende Überschriften führen: a) Benennung der Bestandtheile; b) Benennung der Mischungen; c) Aggregatzustand; d) Farbe; e) specifisches Gewicht; f) Gröfse des Äquivalents; g) Bestandtheile; h) Namen der Entdecker und Zeit der Entdeckung. Solche tabellarische Übersichten der gesammten Chemie, wenn sie mit grofser Genauigkeit und Sachkenntnifs abgefafst sind, haben einen entschiedenen Werth, und ungeachtet verschiedene Chemiker hiemit längst den Anfang gemacht ha-

ben, fehlen sie doch noch in Beziehung auf das Ganze, so weit man dieses auszudehnen sich berechtigt hält, und Hr. *M.* hat somit eine Lücke auszufüllen gestrebt, welches den Chemikern sehr willkommen seyn dürfte. — Ungeachtet derselbe jenen Zweck im Ganzen nicht verfehlt hat, sind dennoch manche Berichtigungen für die Folge nothwendig, wovon wir bald einige Beyspiele anführen werden. Vielleicht wäre diese Rüge nicht statthaft, wenn Hr. *M.* mit diesen tabellarischen Übersichten das Buch geschlossen, und folglich die Stoffe und deren Verbindungen zuvor einzeln abgehandelt hätte. Auch wäre eine grösere, als die Octavform bequem gewesen, um die Columnen immer auf einer einzigen Seite zu haben. — Zu den Unrichtigkeiten dieser Tabelle gehören S. 186 und 187, dass Lithion eine Entdeckung *Davy's* sey; dass die Farbe des Boron's braun; Carboneum von *Lavoisier* entdeckt, und jetzt noch so sehr problematisch sey. Dagegen wird dem Diamant in der Folge ohne Gründe Sauerstoffgehalt ertheilt. Rücksichtlich der Tabelle, welche die Metalle enthält, wäre zu wünschen gewesen, dass Hr. *M.* etwas genauer zu Werke gegangen wäre, da zumal *John* in seinem Wörterbuche eine kritische Tabelle dieser Art mitgetheilt hat. Dass das Vestaium jetzt nicht mehr als eigenthümliches Metall betrachtet werden konne, ist dem Vf. damals wohl noch nicht bekannt gewesen. Dagegen hat sich das neue Metall im Zink vollkommen als ein eigenthümliches Metall bewährt; jedoch ist nicht *Stromeyer*, sondern Hr. *Herrmann* derjenige, welcher dasselbe zuerst dargestellt hat. S. 184. *Zweyte Stufe der Zusammensetzung.* Sie enthält die Verbindungen der Aeroïde unter sich, und bildet demnach nach des Vfs. Ansicht vierfache Verbindungen, d. i. aus Wärmestoff und zweyen elementarischen Substanzen. Den Anfang machen sogleich die Lichtverbindungen und die Verbindungen des elektrischen Fluidums; allein die Rubriken bleiben hier ganz unausgefüllt, obwohl doch wenigstens hypothetisch Verbindungen aufgenommen werden könnten. Dann folgen die Oxygenverbindungen, die Hydrogen-, die Azot-Verbindungen u. s. w. — Ungern stossen wir hier auf harte Benennungen, z. B. Antimonsäure, Zinnsäure, Mangansäure; da giebt es ferner auch Arsenikoxydul, Arsenikoxyd, worauf erst das weisse Oxyd und die Säure des Arseniks folgen. Ungerecht ist auch die Klage, dass man die Oxydationsgrade des Mangans nicht kenne. Selbst die S. 254 befindliche Regel, „dass die Verbindungen um so energischer sind, nach um so schärfer bestimmten Mischungsverhältnissen statt finden und in ihren Eigenschaften um so mehr von den Eigenschaften ihrer Bestandtheile abweichen, je verschiedener die physischen Eigenschaften dieser letztern sind," dürfte theils sehr einzuschränken seyn, theils zu mancherley Schwierigkeiten führen. Der Vf. hält z. B. die Schwefelverbindungen für viel unvollkommener, als die Sauerstoffverbindungen; aber sind nicht alle Oxygenverbindungen der edlen Metalle viel leichter zu trennen, als die Schwefel- und Phosphor Verbindungen? Gleicht das Arsenikoxydul nicht dem Metalle vielmehr, als das Rauschgelb oder das Realgas? hat man nicht manche Metalllegirungen und Phosphorverbindungen früher selbst für eigenthümliche Metalle gehalten, wegen der Schwierigkeit, sie zu zerlegen? Und was ist denn am Ende der Masstab für die ausgezeichnetsten Eigenschaften heterogener Stoffe? — S. 200. *Dritte Stufe der Zusammensetzungen.* Sie enthält die Verbindungen der auf der zweyten Stufe der Zusammensetzung stehenden Körper. Die Zahl derselben ist demnach ungemein gross, und es müssen, wie leicht einzusehen ist, die verschiedenartigsten Stoffe, selbst solche, deren Anzahl der Bestandtheile noch etwas dunkel ist, darin aufgezählet werden. Aus diesem Grunde hat diese Anordnungsweise eben dieselbe Unbequemlichkeit, welche die nach ähnlichen Principien angeordneten Handbücher darbieten. Auch findet man zuweilen sehr unstatthafte Benennungen; wer würde wohl z. B. argwöhnen, dass *Azot-Suboxyd-Hydrat* die atmosphärische Luft bezeichnen? Zu den Berichtigungen gehören unter andern S. 269, dass weder *Hermbstädt* noch *Vauquelin* die Entdecker der Chinasäure seyen; S. 269 dass *Lowitz* nicht zuerst die feste Essigsäure bereitet habe; dass die Feldahornsäure keine eigenthümliche Säure sey; dass *Bouillon Lagrange* nicht der Entdecker der noch problematischen Ingbersäure sey; S. 27. dass *Fischer* und *Gehlen* nicht die ersten Entdecker der Ameisensäure seyen. S. 273 wird die oxydirte Blausäure für hypothetisch gehalten; wogegen doch neuere Versuche sprechen. Dagegen fällt S. 271 die *Osmazome* weg. — S. 290. *Vierte Stufe der Zusammensetzung.* Diese Verbindungen resultiren aus der Vermischung der auf der dritten Stufe stehenden Zusammensetzungen, und bilden vorzüglich auch die Classe der Salze; jedoch machen wieder die wasserfreyen Salze, welche der vorhergehenden Classe einverleibt werden, zum Nachtheile des Systems, hievon eine Ausnahme. — S. 415 folgt des Vfs. *fünfte Stufe der Zusammensetzung*, oder die 32fachen Verbindungen, welche aus der Vermischung der Körper der 4ten Stufe entspringen. Es sind darin meistens Doppelsalze enthalten, aus deren Vereinigung wieder die (S. 440) *sechste Stufe der Zusammensetzung* mit 8 Bestandtheilen, oder die 64fache Zusammensetzung entspringt. — Sie geben durch Vermischung die *siebente Stufe der Zusammensetzung*, von welcher ein Beyspiel, namentlich das von *Wilson* aufgefundene Salz aus schwefelsaurem Natrum, salzsaurem Mangan, salzsaurem Bley und Wasser angeführt wird. — S. 442 folgt eine tabellarische Uebersicht jener einfachen Stoffe und Zusammensetzungen, welche nach der Ansicht *Davy's* andere Benennungen und andere Bestandtheile haben, als nach der älteren Ansicht. — S. 453 giebt der Vf. Verzeichnisse und Tabellen der in Wasser, Alkohol, Aether, Fetten und ätherischen Ölen auflöslichen Körper; der von dem Wasser und Alkohol absorbirbaren Gasarten; einiger Metalllegirungen; verschiedener Glasflüsse; und endlich eine Tabelle der von der Kohle absorbirbaren Gasarten. — *Im 6ten Abschnitte* betrachtet Hr. *M* die einzelnen Stoffe in allen ihren Verhältnissen und Beziehungen zu den übrigen Stoffen. — Dieser Band schliesset endlich mit einem

nützlichen Anhange S. 171—491, welcher 1) Vergleichungen der Grade der bekannteften gleichtheiligen Aräometer mit dem denfelben entfprechenden fpecififchen Gewicht; 2) Verwandfchaftstafeln; 3) Eintheilungen der bekannteften Gewichte verfchiedener Länder nach Milligrammen des neuen franzöfifchen Gewichtes, nach Cöllnifchen Richtpf., nach holländifchen Affen und nach Granen des Wiener Apothekergewichts; 5) Tabellen zur Vergleichung mehrerer auswärtigen Flüffigkeitsmafse mit dem Öfterreichifchen; 6) Tabellen zur Vergleichung mehrerer auswärtiger Getreidemafse mit dem Öfterreichifchen, und 7) Tabellen zur Vergleichung verfchiedener Längenmafse mit dem Öfterreichifchen enthält. — Druck und Papier empfehlen diefes auch mit guten Kupfertäfeln verfehene Handbuch.

J. A.

TECHNOLOGIE.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetfchke: *Der deutfche Gewerbsfreund.* Herausgegeben von *K. W. G. Kaftner.* Dritter Band. 1817. H. 1—6. S. 1—192. in 4. (3 Rthlr. 8 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. 1819. No. 20.]

Der fleifsige Vf. fetzt mit neuer Thätigkeit diefe unterhaltende, zur Aufmunterung der Induftrie, des Deutfchen Kunftfleifses und der Vervollkommnung der Gewerbe unternommene Zeitfchrift fort. Findet der Künftler darin auch nicht immer Anweifungen, von denen er unmittelbar Anwendung machen kann, um fich zu bereichern: fo werden doch die hier zur Sprache gebrachten Gegenftände in ihm Ideen erregen, welche, wenn er fein Fach mit Liebe betreibt, und nur einige wiffenfchaftliche Bildung befitzt, ihn dahin führen. Er lernt zugleich die neueften Entdeckungen des Auslandes kennen, und wird folglich in den Stand gefetzt, mit Letzterem Schritt zu halten, wo daffelbe ihn übertrifft. Als Beweife, dafs der Vf. feinen früheren Plan nicht aus den Augen gefetzt hat, führen wir hier nur folgende lefenswerthe Auffätze diefes Bandes an: H. 1 S. 3. Ein kurzer Auszug aus: „Darftellung des alten und neuen deutfchen Münzwefens, und Vorfchläge zu der Gründung einer dauerhaften Münzverfaffung in den deutfchen Bundesftaaten. Weimar, 1817." — S. 18 und 25. Die Luftpreffe und ihre Anwendung auf Gewerbe. — S. 21. Über Freyheit und Befchränkung des Handels; ein Auszug aus einer kleinen, zu Gotha erfchienenen Schrift. — S. 29. Zweckmäfsiger Gebrauch des Feuers beym Kochen. — H. 2. S. 40. *Lee's* neues Verfahren bey der Zubereitung des Flachfes, welches auch auf Hanf und andere fpinnbare Stoffe anwendbar ift. — S. 49. Bereitung des gebackenen Schinkens. — S. 57. Einrichtung der Frankfurtifchen Gefellfchaft zur Beförderung der nützlichen Künfte und ihrer Hülfswiffenfchaften. — S. 60. Gebrauch der Beeren des Nachtfchattens als Farbeftoff — H. 3. S. 65. Bereitung der Tücher ohne Gefpinnft und ohne Weben. — S. 81. Bemerkungen über den die Malerey nachahmenden Sammet des Hn. Gregoire zu Paris. — S. 89. Mittel, um die Züge der Infchrift alter und neuer fteinerner Monumente getreu abzubilden. — S. 92. Bemerkungen über Schaafzucht von Fr. *v. Ehrenfels.* — H. 4. S. 99. Preislifte verfchiedener Mafchinen, Behufs des Ackerbaues, des häuslichen Gebrauchs der Gasbeleuchtung, der Raspelmafchinen und verfchiedener Dampfmafchinen der Manufactur von Soho zu London. — S. 105. Die Kunft, Zeichnungen mit fchwarzer oder rother Kreide in Kupfer zu ftechen, und dadurch zu vervielfachen. — S. 106. Verfahren, wie das Eifen zu Penydarrak raffinirt wird. — S. 115. Beantwortung der Frage: Sind ftändifche Verfaffungen nothwendig? — S. 129. Deutfchland und die Deutfchen nach dem 30-jährigen Kriege. — S. 137. 145. 153. *Steinhäufer's* Verfuch eines Mafsfyftems. — S. 164. *Seguin's* Abhandlung über den Alaun und deffen Reinigung. — S. 168. 177. Bemerkungen über die Bereitung des Zinks in Schlefien. — S. 184. *Doebereiners* Bemerkungen über weinige Gahrung. — Einen grofsen Raum erfüllen wieder Notizen und Beantwortungen eingelaufener Fragen. Ungeachtet auch hier der Vf. feine grofse Belefenheit und vielfeitigen Kenntniffe an den Tag legt, und die Fragenden genügend belehret, fo ift doch zu wünfchen, dafs derfelbe manche Fragen nicht zu beftimmt beantworten möge, wo nämlich zu befürchten ift, dafs der Erfolg fich anders verhalte. So z. B. würden wir S. 30 u. a. O., wo von der Gasbeleuchtung die Rede ift, weder das reine Wafferftoffgas, noch das Schwefelwafferftoffgas zur Beleuchtung empfehlen: denn das erfte leuchtet äufserft fchwach, und das letzte ftinkt unerträglich, und bildet durch Verbrennen Schwefelfäure. — Die S. 30 empfohlenen Brodfurrogate find doch wohl nur in der gröfsten Noth zu empfehlen. — S. 40 möchten wir fragen, ob der Vf. die Reinigung des Alauns durch oxydirte Salzfäure wirklich durch Erfahrung bewährt gefunden habe: denn im entgegengefetzten Falle läfst fich die Anwendung derfelben im Grofsen bezweifeln. Eben fo ift es mit der Reinigung des Porzellanthons durch Schlämmen vom Eifen befchaffen. — Die S. 45 gegebene Bereitungsart eines elaftifchen Firnifs durch Kochen des Kopals im Papinianifchen Topfe mit Terpentinöl und nachherige Zumifchung des Mohnöls wird fchwerlich befriedigen. — Diefes wird auch mit dem gegoffenen Horn der Fall feyn S. 79, da das Horn durch Auflöfen in Ätzlauge entmifcht wird. — Eben fo wenig wird die thierifche Seife S. 112 durch Ausfetzen an die Luft von ihrem üblen Geruch befreyt. — Die S. 119 empfohlene Nomenclatur, z. B. Afche für Oxyd und Kohle für hydrogenirte Körper würde viel Wirrwarr verurfachen, ohne den geringften Nutzen zu bringen. — S. 120 ift die Meerfchaumprobe unficher, da nicht nur der unächte, fondern auch der ächte Meerfchaum von dem Silber gefärbt wird. — S. 140 können wir dem Vf. nicht beypflichten, wenn er das färbende Princip der Krebfe mit dem der Cochenille identifch hält: denn *Johns* Analyfe der Krebfe zeigt deutlich das Gegentheil. — Doch

diese Bemerkungen können das Verdienst des Vfs. nicht schwächen, und kaum ist es möglich, dass Ein Mensch Alles wisse, und tausend Fragen zugleich befriedige.

J. A.

ERFURT, b. Keyser: *Die Werkstätte des Färbens, Druckens und Bleichens*, oder Anleitung, Färbereyen, Druckereyen und Bleichen zweckmäsig anzulegen, und Beschreibung der zu diesen Anstalten nöthigen Gemächer, Plätze, Gefäfse, Werkzeuge (nicht Werkzeuche) und Geräthschaften. Von *Georg Wilhelm Hölterhoff*, vormaligem prakt. Schönfärber. 1818. XX u. 181 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Hr. *H.* hat sich, laut der Vorrede, durch Auffoderung zur Herausgabe dieser Schrift bewegen lassen, damit seine Erfahrungen und Ansichten über Anlage von Färberey und Druckerey auch im Auslande bekannt würden. Ungeachtet nun wohl selten Färbereyen von Grund auf gebaut und eingerichtet werden, und Anfänger selten das dazu erfoderliche Capital besitzen, sondern der Nachfolger in die Fufstapfen seines Vorgängers tritt, oder seine Anlagen, Localverhältnissen gemäfs, anzupassen genöthigt ist; ungeachtet das Wesentliche einer Färberey und Druckerey auch in jedem gründlichen Handbuche der Technologie und Färberey enthalten ist, und ungeachtet mancher Färber und Drucker seine Anlagen schwerlich mit denen des Hn. *H.* vertauschen möchte: so kann es immer seyn, dafs andere, besonders wenn sie ihre Kunst an Orten ausüben, die von wohleingerichteten Werkstätten entfernt sind, und wenn sie nicht Gelegenheit haben, mit neueren Vortheilen bekannt zu werden, hieraus wesentlichen Nutzen schöpfen. Ihnen ist demnach diese Anweisung zu empfehlen. Hr. *H.* handelt S. 50 von den Anlagen der Färbereyen mit allen dazu erfoderlichen Theilen und Utensilien, wobey er, wie überall, eine Werkstätte mittlerer Gröfse zu Grunde legt. — S. 90. Von der Einrichtung der Wollenfärberey. — S. 134. Von der Einrichtung einer Baumwollen- und Leinen-Färberey für Blau, Schwarz und andere Couleuren. — S. 175. Von der Einrichtung einer Türkischrothfärberey. — S. 188. Von der Einrichtung einer Seidenfärberey. — S. 212. Von der Einrichtung einer Leinwand- und Kattun-Druckerey. — S. 258. Von der Einrichtung einer Kasimir- und Zeug-Druckerey. — S. 266. Von der Rasenbleiche nach Elberfelder Art. — S. 278. Von der Dampfbleiche. — Wünschenswerth wäre es übrigens gewesen, dafs Hr. *H.* dieses Werk vor dem Drucke einem Technologen zur Durchsicht gegeben hätte: denn durch blofse Erfahrung, ohne wissenschaftliche Kenntnisse, kann eine Kunst nie zur Vollendung gelangen. Man bemerkt solche Mängel überall, wo das eigentlich Wissenschaftliche beginnt, besonders in dem weitschweifigen Abschnitte vom Wasser und Brunnen S. 5 — 50. Bald hält Hr. *H.* z. B. die Kohlensäure des Wassers für den wirksamen Stoff, und sucht diesen flüchtigen Geist durch die Art des Kochens zu zähmen; bald glaubt er, dafs ohne hartes Wasser keine Färberey existiren könne. Dergleichen Irrthümer können doch nur nachtheilige Folgen haben. — Die sogenannte Fixbleiche hätte billig ebenfalls beschrieben werden sollen.

J. A.

NÜRNBERG, b. Stein: *Die Kunst der Essig-Bereitung.* — Ein nützlicher Hausbedarf für Jedermann, in welchem nicht allein gelehrt wird, wie Essig aller Art auf leichte und wohlfeile Weise im Grofsen als Gewerbszweig und im Kleinen für jede Haushaltung zu bereiten, sondern auch wie dessen Güte und Verfälschung zu prüfen, für diejenigen, welche sich mit dem Handel dieser Waare beschäftigen. Von D. *C. W. Juch.* Nebst einer genauen Abbildung und Beschreibung des zur Essigbereitung anzuwendenden neuesten Dampfapparats. 1818. VIII u. 120 S. 8. (12 gr.)

Wenn auch diese Anweisung zur Essigfabrication keine neuen Entdeckungen liefert, welche sich entweder auf die Wissenschaft, oder auch auf die Kunst bezögen: so hat sie doch den Vorzug vor vielen ähnlichen Schriften dieser Art, dafs sie gründlich in das Detail der Essigbereitung eingeht, und einzig aus der Erfahrung schöpft. So ist z. B. die Fabrication des Beeressigs so allgemein bekannt, dafs jede Hausfrau denselben fabriciren kann; allein diesen Essig im Maximum und von der gröfsten Güte aus den rohen Materialien zu erlangen, setzt gröfsere Kenntnifs voraus. Es kömmt vorzüglich darauf an, das Malz zweckmäfsig und mit der gröfstmöglichsten Menge zuckeriger Materie versehen, zu bereiten, die Würze kunstmäfsig anzustellen, und die Gährung vollkommen zu leiten. Alles dieses wird hier, dem Empiriker fafslich, aus einander gesetzt. Aufserdem hat die Schrift noch den Vorzug, dafs sie die Dampfdarre und das Kochen mit Dämpfen nach Hn. *Dingler's* Methode, welche in dessen „Beschreibung derjenigen Apparate, welche zum Zwecke der Essigbereitung aus verschiedenen Stoffen nützlich und nothwendig sind, wenn die gewöhnlichen Vorrichtungen nicht angewendet werden sollen," beschrieben ist, kennen lehrt. Mancher Essigfabricant wird vielleicht auch im Besitze dieser Anweisung dadurch Geld ersparen, dafs er darin eine Menge kostbarer, sehr prunkvoll angekündigter Essigrecepte, welche dennoch gar keinen Werth haben, kennen lernt. Übrigens enthält diese Schrift nur die einfacheren, nicht aber die zusammengesetzten Essige. Auch vermissen wir manche gute Methode, z. B. die, aus Stärkezucker Essig zu bereiten, welche gewifs sehr praktisch ist. Oft bleibt eine ruhigere und weniger weitschweifige Sprache des Vfs. wünschenswerth. Aufserdem ist diese Schrift sehr empfehlungswerth für die Praktik.

J. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm und Enke: *Biblische Untersuchungen und Auslegungen mit und ohne Polemik*, von *Johann Arnold Kanne*. Erster Theil. 1819. 256 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. *K.* liefert uns hier sieben Abhandlungen. I. *Das hohe Alter der Altväter und die Jahrrechnung in der Sündfluthsgeschichte.* Das hat der Vf. wohl erwiesen, dass die Versuche, die Jahre der Altväter zu verkürzen, von solchen, die in den Erzählungen der Genesis übrigens reine Geschichte finden, nicht befriedigen. Bey der Jahrrechnung in der Sündfluthsgeschichte folgt er *Silberschlag*. Nur trifft dessen Rechnung nicht zu, „ohne die 29 Tage, von denen er sagt, dass sie zwischen dem Ausfluge der dritten Taube (die doch ausblieb, weil die Erde trocken war) und dem ersten Tage des 601 Jahres, da, wie es heisst, das Gewässer vertrocknet war, verflossen seyen. Nun gedenkt aber die Schrift einer solchen oder irgend einer anderen Zwischenzeit und einer in ihr vorgegangenen ferneren Veränderung mit keiner Sylbe, und würde doch gewiss diess eben so gut bezeichnet haben, wie sie alle Zeitmomente und die in ihnen vorgegangenen Veränderungen angegeben hat.“ Hr. *K.* weiss hier aber zu helfen. Die 29 Tage „sind nicht als die letzten des 600 Jahres, sondern gleich im Anfange der Fluth verflossen, und die Art, wie diess geschehen, ist die Ursache gewesen, dass sie nicht mit in Rechnung gekommen und von der Schrift verschwiegen worden sind. Nämlich die Erde hat sich vom Beginn der Fluth an 29 Tage lang nicht um ihre Axe gedreht. Das Wunder zu Josuas Zeit — Jos. X, 12 — ist schon einmal, und als ein noch grösseres Wunder dagewesen. Bewegte sich aber die Erde nicht um ihre Axe: so gab es, mochte es 29 Tage lang bloss Tag oder bloss Nacht seyn, kein Zeitmass für diese Tage; sie verflossen, konnten aber nicht gezählt werden; sie waren als Zeitpunct (Zeitraum) überhaupt, aber nicht als Tage dagewesen, und konnten unter den übrigen Momenten, nach welchen die Begebenheiten in der Sündfluthsgeschichte sich ereigneten, nicht mit angegeben werden.“ Den Beweis findet Hr. *K.* Gen. VIII, 22. „Saat und Ärnte, Kälte und Hitze, Sommer und Winter sind die 6 morgenländischen Jahreszeiten. Diese waren in ihrer gewöhnlichen Ordnung gestört worden. Wie hätte auch bey einer solchen Auflösung in den Elementen, bey solchem Regen und dem nachherigen Fluthen des Oceans auf der Oberfläche der Erde z. B. die Winterzeit ein eigentlicher Winter seyn können? .... Ist nun aber so weit die Stelle buchstäblich zu verstehen, warum sollen denn die letzten Worte in anderem Sinne genommen werden? Hiemit stimmt denn auch die Tradition amerikanischer Völker überein.“ Was der Vf. von diesen anführt, beweist, dass die Mexikaner die Überlieferungen von der Fluth und von der Sprachenverwirrung in einander gemengt haben. Entstellung und Zusatz ist es, dass die Taube nach der Fluth die Sprachen lehrt. Aber, setzt Hr. *K.* hinzu, „das Element dieses Zusatzes ist auch eine überlieferte, den Urvätern geoffenbarte Wahrheit. Nämlich die Sündfluth war das Gegenbild des Wasserbades der Wiedergeburt — der Taufe. Bey der Taufe des Herrn aber kam der Geist Gottes gleichsam als Taube herab, und so bedeutete auch älteren Auslegern die Taube in Noahs Arche den Geist. Drittens da der Geist über die Apostel ausgegossen wird, theilt er ihnen die Gabe der allgemeinen Sprache mit, und dass diess einst geschehen würde, war den Urvätern verheissen worden. Darum ist in der amerikanischen Überlieferung die Taube der Lehrer der Sprachen. Schon in der Schöpfungsgeschichte schwebt der Geist gleichsam als Taube über den Wassern, und auch diese Fluthen über der Erde als ein Wasserbad der Wiedergeburt, da die vom Satan zerstörte Welt in den 6 Schöpfungstagen von Neuem geboren werden soll.“ Noch findet es der Vf. „merkwürdig, dass das *deutsche* Wort *Taufe* im Arabischen und Syrischen als *tufan* die Sündfluth bedeute.“

II. *Bezeichnung der Weltgegenden.* Dass יָם *Meer*, besonders das mittelländische, und auch *Westen* bedeutet, rechnet *Gesenius* unter die Erscheinungen, die dafür sprechen, dass der hebräische Sprachgebrauch sich erst in Kanaan ausgebildet habe. Hr. *K.* sucht dagegen zu beweisen, dass יָם als Meer auch die Morgengegend bezeichnet habe. יוֹם muss wegen seines Pluralis eine Singularform יָם gehabt haben, von יוּם oder יוֹם, יָם als Meer, Plur. יַמִּים, muss von יָמַם kommen. Allein die Formen ע״ו und ע״ע sind häufig in einem und demselben Worte bey einander, haben in der Conjugation regelmässig Mehreres mit einander gemein, und Anderes entlehnen sie wechselseitig von einander. Zur Unterstützung jener Behauptung beruft sich Hr. *K.* auf die Analogie von בֹּקֶר, Morgen, da er

denn durch Vergleichungen mit dem Arabischen und Syrischen, und durch Verwechselungen von Buchstaben darzuthun sucht, dass von בקר = (?) בחר die Grundbedeutung *Meer*, die abgeleitete Morgen gewesen sey. Aber nicht bloss Morgen, sondern auch Süden und Norden hat קדם bedeutet, und zwar nicht nach dem Standpuncte des Sprechenden, sondern nach der Etymologie. Es ist schon anderswo das Willkührliche und Sprachwidrige in des Vfs. Vergleichungen und Ableitungen nachgewiesen worden. Es haben allerdings Verwechselungen ähnlich klingender Wörter manche Erscheinungen in den Sprachen hervorgebracht, und so mag auch mitunter ein hebräisches Wort mit כ, ק, ח oder ו, ס, ש, צ aus einem arabischen erläutert werden können, das einen anderen der ähnlich klingenden Buchstaben hat, als den, welcher sonst regelmässig einem jener hebräischen entspricht. Allein da muss doch auf andere Weise die Verwandtschaft oder Verwechselung der Wörter nachgewiesen werden. Dem Hn. *K.* aber gilt bey seinem Etymologisiren כ und ק und ח und ق und ح und خ und ض ohne Weiteres gleich, wo sich denn mit einigem Witze herausbringen lässt, was man will.

III. *Bemerkungen gegen Vaters Abhandlung über Moses und die Verfasser des Pentateuchs.* Exod. XVI, 33. 34 sey עֵדֻת ein heiliger Ort im Lager, an welchem, ehe es eine Stiftshütte gab, Gott sich den Israeliten dadurch bezeugte und offenbarte, dass er hier mit Moses eben so sprach, wie nachher in der Stiftshütte. Oder man könne עדת punctiren, und das Wort für eine zweyte Form von עֵדָה, Versammlung, nehmen. Dann hätte Aaron das Gomer mit Manna vor der Gemeinde niedergelegt, d. i. da, wo sie sich versammelte, opferte, Rath fragte, und wo Moses von Gott Befehle erhielt, also in dem früheren Versammlungszelte als einer Stätte Jehovahs, wo Etwas vor ihm niedergelegt heissen konnte. — Den Widerspruch, den man zwischen Num. IV und VIII gefunden hat, hebt Hr. *K.* durch die Annahme, dass die Leviten vom 30 Jahre an und darüber für das gegenwärtige Bedürfniss der Gemeinde ausgehoben werden sollten; aber für die Zukunft, da ihrer mehr seyn mussten, verordnete Gott, dass sie vom 25 Jahre an dienen sollten. — Jos. XIV, 15 sey לְפָנִים nicht vor Alters, sondern vorher, d. i. bevor Kaleb die Stadt eroberte: Chebron sey der älteste Name gewesen, und nun wieder, seit Abrahams Nachkommen die Stadt in Besitz hatten, üblich geworden. So sey auch Luz der ältere Name gewesen, den die Kanaaniten beybehielten, obgleich Jakob den Ort Bethel nannte.

IV. *Ezechiels Weissagung auf den Papst.* Es ist das 28 Capitel gemeint. Im Vordergrunde des prophetischen Gesichts stehe (Cap. XXVI und XXVII) das Schicksal von Tyrus; im Hintergrunde die damals noch entfernt liegende römische Hierarchie. Die Abhandlung schliesst sich an eine Stelle, die hier aus dem, wie Hr. *K.* nun uns berichtet, von *Fr. v. Meyer* bearbeiteten Werke *Lambert's* (s. Jen. A. L. Z. 1819. No. 204) wieder abgedruckt ist. Hr. *K.* weist dann nach, durch welche *tertia comparationis* der tyrische Fürst zum Vorbilde des Papstes werde. Diese liessen sich wohl finden, ohne dass dadurch die Auslegung des Hn. *K.* erwiesen wird. Merkwürdig ist ihm, dass die Juden, seit sie im Fluche waren, dasselbe wurden, was der Name des Volkes ausdrückte, das sie aus dem Besitze des gelobten Landes verjagt hatten. Wenn aber der Volksname כְּנַעֲנִי auch einen Kaufmann bedeutete: so hatte dieses ohne Zweifel seinen Grund in dem, wodurch das Volk den übrigen vornehmlich bekannt war, und die Bedeutung des Einmal vorkommenden כִּנְעָה ist zu wenig gewiss, als dass darauf Etwas gegründet werden könnte; mit כנז scheint es gar nicht verwandt zu seyn. Und dass קנה damit verwandt sey, ist eine ganz willkührliche Annahme. Selbst der Zusammenhang zwischen כְּנַעַן und כָּנַע ist nicht ausgemacht. — Auch das findet Hr. *K.* prophetisch durch den Namen Tyrus ausgedrückt, dass der römische Bischof seine usurpirte Gewalt auf die Nachfolge in das Bisthum Petri gründen würde, weil צר Fels bedeutet. So fern aber der römische Bischof im Emblem seines Siegels sich zum Menschenfischer hat machen wollen, wie diess Petrus und die anderen Apostel werden sollten, war Rom nicht Tyrus, sondern ihre Mutterstadt Sidon, weil dieser Name Fischer und Jäger bedeutet. Ferner Cheth von חתה, rauben und verfolgen, deutet an, wie die falsche Kirche rauben, Alles an sich reissen werde. צמרי aber, *laniger*, d. i. der mit Schaafpelzen bekleidet, aber inwendig ein reissender Wolf ist, und weil Namen mehrbedeutig sind: so kommt Zemari zugleich (?) von صمر, geizig seyn, صَمِر, stinkend, und bedeutet den von schmutzigem, stinkendem Geize Beseelten. גִּרְגָּשִׁי von جَرْجَس 1) schwarzer Koth, 2) eine Art kleiner Mücken; also der Unsaubere, der mit dem Schlamme irdischer Güter besudelt ist, und gleich Fliegen und Mücken vom und im Unrathe lebt. Weil aber das Leben im Mammon und die Krämerey der falschen Kirche wahrer Götzendienst ist: so hatte Kanaans Sohn diesen Namen nicht ohne Beziehung auf heidnische Abgötterey. Denn der heidnische Dienst hatte einen *Deus stercutius* und einen *Deus muscarius.* Zugleich auch bezeichnete *Girgasch*, sofern sein Name eine Mücke bedeutet, den Kaufmann, der, selbst Nichts könnend und producirend, gleich anderen Arten von Mücken und Fliegen, vom Blute und Schweisse der Arbeitenden lebt. Dann sehen wir die Weissagung dieses Namens, sofern er den Unflätigen ankündigte, äusserlich auch darin erfüllt, dass das von Girgasi abstammende Volk, als Gergesener, Heerden des Thieres halten, das sich im Kothe wälzt und dem Hebräer das unreinste war. Der See Genezareth hiess von ihnen der Schweinesee; der Name soll nämlich von חֲזִיר, arab. خنزير herkommen. Dieses *Quadriliterum* aber kommt von خَنِزَ, stinken. Verwandelt man

nun *ch* in *g*: so kommt man auf *ganas*, Plural. *genasim*, chald. *ginsin*, Schätze. Endlich, weil Niedrigkeit und Trachten nach dem Irdischen mit dem Hochmuthe gepaart sind: so heisst im Arabischen *chansuvan* Hochmuth. Stolz ist auch der Kaufmann und der Reiche, stolz war der herrschsüchtige römische Stuhl, und da Satan der hochmüthige und zugleich der mit unreiner Begierde nach dem Mammon beseelende Geist ist, der Arge aber vorzüglich in der Gestalt des Affen dargestellt wurde: so ist es gewiss nicht ohne Bedeutung, dass *chansuvan*, Schwein, auch den männlichen Affen bedeutet, und auch wieder ist der Unsaubere ein Kaufmann. In der indischen Sage nämlich verwandelt sich die böse Kali, im Namen die Schwarze bedeutend, in einen Affen, und geht zur See, Handel zu treiben. — Die feurigen Steine bey Ezechiel bedeuten die Gemeinde der Lebendigen. Denn die Gemeinde ist ein Haus Gottes (Bethel), ein salomonischer Tempel, und die Glieder derselben, Lebendige durch den Geist, sind die Steine, aus denen das Gotteshaus erbaut wird, also lebendige Steine; oder, weil der Geist das Leben in der Taufe mit Feuer mittheilt, feurige Steine. 1 Petr. II, 4. 5. — Eine Zugabe beschäftigt sich mit Jes. XVIII. XIX. XLV, in welchen Stellen der Vf. den Gegensatz der falschen Kirche zu der wahren in Ägyptern und Äthiopiern vorgebildet und angekündigt findet. Da צירים (XVIII, 2) Boten, aber auch Götzenbilder bedeute (die verschiedenen Wurzeln kümmern Hn. *K.* nicht): so sind abgöttisches Christenthum in der Welt verbreitende gemeint. Die schnellen Boten sind Lehrer des wahren Evangelii. גוי ממשך ist nach *Gesenius* und *Bertholdt* ein langgestrecktes, riesenartiges Volk. Im physischen Sinne können aber die Ägypter so nicht heissen; allein im moralischen Sinne passt dieses Prädicat auf sie und auf den unter ihnen mitverstandenen römischen Clerus. Denn die Wörter für hoch und gross bedeuten auch stolz; oder es kann auch ein ausgebreitetes Volk seyn. מורט deutet auf die Tonsur des römischen Clerus.

V. *Über die messianische Stelle Hiob XIX, 24 — 26.* Nur nachträgliche Bemerkungen zu dem, was Hr. *K.* in: *Christus im A. T.* gesagt hat, auf welches Buch er sich überhaupt sehr oft bezieht.

VI. *Steht Stephani Rede (Apostelg. VII. 16) in Widerspruch mit den zwey mosaischen Stellen Genes. XXIII. und XXXIII. 19?* Steph. kann, meint Hr. *K.*, hier nicht geirret haben, da er vor dem gelehrten Sanhedrin redete, wo ein grober Irrthum in der Geschichte des A. T. sogleich scharf gerüget seyn würde. Er erzählte nach einer damals bekannten Überlieferung, die der Vf. als eine Ergänzung der mosaischen Erzählung vorstellt.

VII. *Mystische Bedeutung der Edelsteine im Lande Havilah und der Namen von Hiobs Töchtern und Freunden.* Der Etymologie folgend, findet Hr. *K.* in Bdellion und Onyx das Höchste, Eigenthümlichste und das wahre Kleinod des Evangelii ausgedrückt. Es ist unter ihnen verstanden die köstliche Perle Matth. XIII. 45. 46. בְּרֹלַח ursprünglich בְּרַלְּאַח (von ברל trennen, und אַח) bedeutet Brudertrennung, und drückt somit den innersten Sinn des Christenthums aus. „In wem Christus lebendig wird, in dem macht er eine Trennung zwischen dem natürlichen und dem geistlichen Menschen, scheidet diesen von allem, was innerlich oder äusserlich zu jenem gehört, und nicht mehr als natürlichen Menschen sollen ihn z. B. die natürlichen Bande äusserer Verwandschaften binden, sondern als geistl. M. soll er sie durch den neuen Geist der himmlischen Liebe zu höhern allgemeinen Verhältnissen der Bruderverwandschaft werden lassen. Matth. X, 34 — 37. Und diesen Geist des Christenthums hatte schon Moses ausgesprochen. Deut. XXXIII, 9. 10." Aber auch بديل, ein religiöser gottgeweihter Mensch wird verglichen, dieses Wort aber nicht von بدل abgeleitet, sondern von بتل, wovon بتول eine heilige Jungfrau, die sich von der Welt abgesondert hat und ehelos lebt. Doch, noch nicht genug! بدل bedeutet auch betrübt seyn, Schmerzen leiden, und so wird durch בדלח auch angedeutet, dass jener geistliche Stand, auf dem der Mensch von allem, was seinem Selbst gehört, losgerissen wird, der des schmerzlichsten peinvollesten Kampfes sey. Aber daraus entsteht das Leben und die Gesundheit der neuen Geburt. Dem entsprechend heisst بدل auch verändern, d. i. umwandeln, von neuem gebären.

Doch genug von diesen gelehrten und frommen Spielereyen, durch welche so wenig der ächten Gelehrsamkeit als der ächten Frömmigkeit genützt werden dürfte!

Unter VIII finden sich Zusätze zu den vorhergehenden Aufsätzen.

J. C. F. D.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GÖRLITZ, b. Anton: *Summarien über biblische Geschichten alten Testaments in Verbindung mit den gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien* zur Benutzung für Prediger und Schullehrer, sowie zur häuslichen Erbauung von *J. G. Bornmann*, Pastor zu Prausnitz bey Goldberg. Erste Hälfte. 1818. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

So weitläufig auch der Titel ist: so muss doch, zumal da man sich unter Summarien ganz etwas Anderes denken könnte, bemerkt werden, dass man hier Auszüge aus Predigten über geschichtliche Texte des A. T. findet. Der Vf. wünscht dadurch beyzutragen, dass die Geschichte der Bibel fleissiger von der Kanzel herab behandelt werde, und Prediger dazu Materialien auf eine leichte Weise erhalten. Auch hofft er durch seine Bemühung Schullehrern das Katechisiren über Erzählungen des A. T. zu erleichtern, und Land-

Leuten ein nützliches und willkommenes Erbauungsbuch in die Hände zu geben. Gewiss ists, dass die biblische Geschichte die Grundlage alles christlichen Religionsunterrichts werden, dass man daran Alles, was Christen zur Erbauung dienen kann, knüpfen kann, dass alle religiösen Belehrungen und Erweckungen, wenn sie mit Geschichte in Verbindung gebracht werden, an Interesse und Wirksamkeit gewinnen, und dass daher gute Predigten und Katechisationen über die biblische Geschichte befördern, oder diese Geschichte selbst christlichen Lesern so erbaulich machen, als es der Vf. wünscht, ein verdienstliches Werk genannt werden muss. Man wird es aber leicht für sehr schwierig erkennen, Auszüge aus Predigten zu machen, die zugleich auch gern für die eigene Erbauung gelesen werden, da die ersteren eigentlich nur durch ihre Ausführung Erbaulichkeit erhalten sollen. Indess hat doch der Vf. diese seine Absicht glücklich erreicht. Er spricht in einem Tone, in welchem er für Christen jedes Standes belehrend und erwecklich werden kann. Dafür werden freylich gelehrte Prediger nicht eben seine Arbeit sehr nöthig haben, oder daraus etwas Neues lernen; aber da es vielen Geistlichen und noch mehr Schullehrern, an Kenntnissen fehlt, um auch nur die bekanntesten biblischen Geschichten richtig vorzutragen, und zur Erbauung anzuwenden: so ist unter ihnen die Zahl noch immer gross genug, denen der Vf. nützlich werden kann.

Der Vf. setzt die Geschichte, die er erbaulich machen will, mit der jedesmaligen evangelischen Perikope, oder z. B. am Neujahrstage, nach dem Zwecke des Festes in Verbindung. Das kann leicht sein Werk noch beliebter und nützlicher machen. Er sagt stets im Eingange das Nöthige über den evangelischen Text, und bemerkt dann die Ähnlichkeit des hier Vorkommenden mit der Erzählung, die ihn in der Predigt beschäftigt. Die Ähnlichkeit ist natürlich nicht immer gleich gross; doch das kann nicht schaden. Nur das will Rec. nicht gefallen, dass der Vf. öfter seine Nutzanwendungen eben so wohl aus dem Evangelio, als aus der alttestamentlichen Geschichte zieht. Uns dünkt, dass dadurch das Interesse zu sehr getheilt, und es kann kaum fehlen, dass dadurch ein zu ängstliches Aufsuchen von Ähnlichkeiten befördert wird. Besonders aber muss der Vf. darauf aufmerksam gemacht werden, dass er alle diese Predigten auf einerley Weise eingetheilt, im ersten Theile nämlich immer die Geschichte erzählt, und im zweyten erbauliche Anmerkungen darüber gemacht hat. Wie viel besser wäre es zuweilen gewesen, die Geschichte selbst zu theilen, und jeden einzelnen Theil pragmatisch zu erzählen, und so die Nutzanwendungen mit einzumischen, oder auch in die Nutzanwendungen die Geschichte bloss einzuweben! Auf jeden Fall hätte auf Abwechselung in der Vortragsart Bedacht genommen werden müssen. Dass die Nutzanwendungen selbst ganz nahe liegen, will Rec. eher loben, als tadeln: denn er liebt das Weithergesuchte nicht, und giebt dem Prediger gern seinen Beyfall, der sich nicht verdriessen lässt, auch das schon oft Gesagte noch immer wieder zu sagen, wenn er nur dem Alten neues Interesse zu geben weiss. Denn diess ist dem Zwecke der Kanzelredner gemässer, als das stete Aufsuchen neuer Sätze und neuer Gedankenverbindungen. Aber wenn gar zu oft Tiraden der Art vorkommen: „So war der Mann, so sind die Christen jetzt nicht": so ist der Ermüdung und dem Überdruss nicht genug vorgebeugt, und Rec. hält dafür, dass es besser sey, wenn in historischen Predigten lieber die Geschichte so erzählt wird, dass die Zuhörer solche Vergleichungen selbst anstellen, als dass sie weitläuftig sie zu machen hingewiesen werden; tadelnde pflegen besonders wenig zu wirken, da der, den der Tadel trifft, leicht denkt, das Gegenbild möge vielleicht auch zu sehr erhoben werden.

Dass die Geschichten in Verbindung mit den Evangelien des Tages gestellt werden, macht, dass sie nicht in chronologischer Ordnung haben erzählt werden können. Diess ist aber ein Übelstand, weil daraus leicht Verwirrung entsteht, und diesem Umstand ists wohl auch vornehmlich zuzuschreiben, dass zu wenig auf die Geschichte der Menschheit und Religion selbst, deren Erzählung doch eigentlich der Zweck des historischen Theils der Bibel, und welches offenbar die beachtenswürdigste Seite derselben ist, gar keine Rücksicht genommen wird. Vielleicht hebt der Vf. in der zweyten Hälfte dieser sogenannten Summarien, die noch zu erwarten ist, was dahin gehört, besonders aus, und wird dadurch diese leicht noch reichhaltiger und weniger einförmig, als die vorliegende, machen können.

Dfr.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Darstellung der Reformation Luthers, ihres Geistes und ihrer Wirkungen*, von *C. Villers*. Eine von dem Französischen National-Institut gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen nach der zweyten Ausgabe übersetzt von *N. P. Stampeel*. Nebst einer Vorrede von D. *Joh. Georg Rosenmüller*, vormaligem Superintendenten in Leipzig. Zweyte, nach der dritten Ausgabe des Originals berichtigte, verbesserte und ergänzte Auflage. 1819. LVI u. 240 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) Das Buch ist vortheilhaft bekannt, und verdient auch in dieser neuen Auflage neue Empfehlung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Kummer: *Neue Schauspiele von August von Kotzebue.* Zwanzigster Band. *Rudolph von Habsburg und König Ottocar von Böhmen.* 198 S. *Des Hasses und der Liebe Rache.* 188 S. 1815. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Ein und zwanzigster Band. *Der Vielwisser. Der Rothmantel. Der Capitän Belronde.* 186. 165 und 132 S. 1817. (2 Rthlr.) Zwey und zwanzigster Band. *Gisela.* 192 S. *Das Taschenbuch.* 104 S. *Der deutsche Mann und die vornehmen Leute.* 176 S. 1818. 8. (1 Rthlr. 22 gr.)

Rudolph von Habsburg ist die dialogisirte Geschichte des Streites zwischen Rudolph und Ottokar. Obgleich unter allen Schauspielschreibern wohl keiner die Theaterwirkung so gut verstand, als *K.*: so hat er denn doch wohl diesmal einen Missgriff gethan. Denn ohne die hinzugedichtete Liebschaft Albrechts, Rudolphs Sohnes, und der Agnes, Ottokars Tochter, würde das Stück vollends gar kein Interesse haben, und nichts weiter, als eine gereimte Historie seyn. Dass Rudolph gerade an den Mauern des Klosters der h. Klara, in das Agnes von ihrem Vater verwiesen worden, dem Ottokar eine Schlacht liefert, und verwundet erscheint; dass ihr Vater an der nämlichen Kirchhofsmauer des Klosters seinen Geist aufgiebt, um hier eine Versöhnungs- und Vermählungs-Scene herzuzaubern — gehört zu den theatralischen *Salti mortali*, die nur ein Hr. *v. K.* wagen durfte. Auch ist die Sprache oft äusserst gemein und unedel, und eben so die Bilder. Z. B. S. 17. Nur Burggraf Friedrich *klirrte mit den Sporren*: S. 18. Dass er den Feind gebührlich *nagt* und *plagt*. S. 39. Scharf ist des Purschen Zunge, scharf wie *Heckeln*. S. 41. Agnes: Zum erstenmal flog *Küchlein* aus dem Nest. S. 67. Agnes: Mir ist *ein Stein* vom Herzen gefallen. S. 114. Ottokar: Mein Sohn! Der Schrecken *kehrt das Herz mir um.* S. 128. Agnes: Ihr wollt — das Opferthier noch einmal *wimmern* hören — Nur *wimmern?* Staunt und zürnt nicht, wenn es *brüllt* (O weh!) S. 140 ist Agnes auf ihren Knieen dem Vater nach*gekrochen*. S. 169. Rudolph: Hab' ich doch nicht gebuhlt um diese Krone, sie ist im Schlafe mir aufs Haupt *geschneit (?!!!)* u. s. w. Mit dem Metrum nimmt es *v. K.* vollends nicht genau. Ein sehr grosser Theil der Reime ist gar nicht rhythmisirt. Bisweilen fallen aber diese poetischen Licenzen selbst ins Lächerliche und Niedrige. Z. B.

S. 35. Und Einem G'sandten ward vorgespiegelt.
S. 92. *Rudolph:* Mein Herz —
'Viel lieber wills dem Feind das Gut' andichten u. s. w.

Doch um Correctheit, um Lieferung von *Kunstwerken* war es ja dem Hn. *v. K.* überall nicht zu thun.

Des Hasses und der Liebe Rache. Ist ein Stück, worin zwar gegen alle Kunstregeln die scheusslichsten Ungeheuer und henkenswerthe Bösewichter, wie Truxillos und Giakomo, die Hauptrollen spielen, wo selbst das Hauptmotiv des Stücks, nämlich Don Pardos Rachgeist, nichts weniger als hinlänglich motivirt, noch dessen Charakter gehalten ist, wo die Unwahrscheinlichkeiten bis zur höchsten Absurdität gehäuft sind, in welchem aber der Dichter, der sein Publicum kannte, so viele Theatercoups, so viele Packmaschinen angebracht hat, dass es auf der Bühne die beliebte Packwirkung machen musste: denn vom *Denken* und *Fühlen* ist ja bey unseren heutigen Parterren fast gar nicht mehr die Rede.

Die in dem 21 Bande enthaltenen drey Stücke sind doch fast gar zu leer und nichtig — sey es nun, dass der Dichter *seines* Publicums so sehr versichert war, dass er ihm Alles, auch das Schlechteste, bieten zu können glaubte — oder dass ihm nach dem gemeinen Loose der Menschenkinder, mit zunehmendem Alter die goldene Ader gleichfalls versiegte, und er sich, wie man zu sagen pflegt, ausgeschrieben hatte — oder endlich, dass seine Gegner wirklich so ganz Unrecht nicht haben, wenn sie ihm bey aller seiner Fruchtbarkeit, doch den ächten Kern und Geist zum wahren ewiggültigen Dichter absprechen. Wir geben zwar gern zu, dass die leichteren Erzeugnisse des Soccus sich besser sehen als lesen; nur halten wir es für die Probe eines guten Stückes, dass es auch dem Leser gefällt. Diese 3 Stücke aber, meinen wir, könnten auch bey der besten Darstellung ein gebildetes Publicum unmöglich befriedigen. Das erste und letzte giebt der Vf. für Lustspiele, von Lust haben wir aber wieder dabey nicht das Geringste verspürt, und es möchte schwer halten, auch nur Einen Funken ächten schlagenden Witzes in allen den 3 Stücken aufzutreiben. Die Charaktere sind entweder nicht wahr (im poetischen Sinne des Wortes), oder was an ihnen wahr ist, ist so durchaus ordinär, dass es nicht der Mühe lohnt, davon zu sprechen. — *Der Vielwisser* — eine Art neuaufgelegter hyperborei-

fcher Efel — behandelt das Lieblingsthema der Gemeinheit, die der hausbackenen Verftändigkeit über das Wiffen den Vorrang giebt, und auf die Unglücklichen, die fich mit Kartoffel- und Rüben-Bau nicht abgeben, aus Herzensluft mit plumpen Fäuften zufchlägt. Freylich erfcheint das Wiffen im *Peregrinus* als Carricatur. Demungeachtet hat diefer Peregrinus noch den klügften Gedanken im ganzen Stück, wenn er auf den Vorwurf, dafs er mit feiner Weisheit doch keinen Hund aus dem Ofen locken könne, erwiedert: *Will* ich denn Hunde aus den Ofen locken? — wodurch er, unferes Erachtens, feinen höheren, obgleich verfehlten und in todten Collectaneenkram untergegangenen Beruf gegen die ledernen Gefellen, die ihn umgeben, hinlänglich rechtfertigt. Übrigens ift auch Er eine Puppe ohne eigentliches Leben, eine blofse Abftraction und willkührlich geftellte Aufgabe ohne Geftalt und Beftand. Leider find die übrigen Perfonagen wo möglich noch ungeniefsbarer. Ein Landjunker, der mit Pferden und Ochfen beffer umzugehen weifs, als mit den alten Claffikern, dabey den beften Herzmuskel von der Welt hat, und „unmenfchlich" verliebt, obgleich höchft tugendhaft und edel ift — ein ziemliches Gänschen von Fräulein — eine Gärtnerstochter, die ihrem Geliebten einige 40 Meilen nachläuft, und um fein fteinernes Herz zu erweichen, in Gefellfchaft einer miferabeln Comödiantenbande vor ihm die verlaffene Ariadne auf Naxos fpielt, wobey fie, übereus fein, um nicht erkannt zu werden, den Zufchauern den Rücken kehrt — ein paar abgefchmackte Käuze, die über eine Kleinigkeit fich die Hälfe brechen wollen, es aber doch nicht fo böfe meinen, und durch einen ziemlich plump erfonnenen Kniff wieder verföhnt werden — eine mäfsige Feuersbrunft, mehr Dampf als Flamme — eine Portion Edelmuth und Lebensretterey, ohne welche Hr. *v. K.* es nun einmal felten that — das ungefähr find die Ingredienzien, aus welchen das unfchmackhafte Gebäck befteht. — *Der Rothmantel* ift das bekannte Volksmährchen von *Mufäus*, nur dramatifch breit getreten. Hr. *v. K.* hat fichs hier befonders leicht und bequem gemacht, und feine Phantafie wenig in Unkoften gefetzt. Der gute *Mufäus* ift ganze Stellenweife abgefchrieben, und das einzige dem Hn. *v. K.* Eigenthümliche möchte die Verwandlung der Mutter Brigitte in eine Mutter Trude, und die nochmalige Erfcheinung des Gefpenftes am Ende des Stückes feyn. Das Ganze ift übrigens ohne Haltung, ohne Witz und Laune, ja fogar ohne jenes dramatifche Gefchick, welches doch unferem Dichter als eine Art fechfter Sinn foll angeboren gewefen feyn. — Das dritte und — glücklicherweife! — letzte Stück, *der Capitän Belronde*, nach Picard — eine wahre franzöfifche *Tisane* — läfst nur die Mühe bedauern, welche Hr. *v. K.* auf die Bearbeitung eines Stückes wandte, deffen Stoff eben fo dünn und wäfferig, als die Ausführung im höheren Grade kraft- und faftlos ift.

2r Band. *Gifela.* In diefem Stücke herrfcht etwas mehr Phantafie, ungeachtet es ebenfalls — zu *K's.* fchwächften Producten gehört. Gerade der Charakter des Haupthelden, Konrad des jüngeren, ift am wenigften gehalten. Das einzige Poetifche in dem Stücke ift Konrads des jüngeren Leidenfchaft für die Gattin feines Bruders, Gifela, und fein Kampf. Doch im 3 Act verfchwindet diefe Leidenfchaft, fowie der Ehrgeiz diefes Helden auf einmal, und der Reft, den Hr. *v. K.* mit einem Wahl- und Krönungs-Acte auszufüllen fuchte, ift fchaal, langweilend, und ohne allen Aufwand von Poefie.

Das Tafchenbuch, Drama in 3 Acten. Wer unfere jetzigen Parterre nicht kennt, bey denen oft aller dramatifche Sinn, alles Nachdenken, alles Gefühl, gefchweige Kunftgefühl erlofchen zu feyn fcheint, wird nimmermehr begreifen können, wie diefes erbärmliche Machwerk auf der Bühne Glück machen konnte, und doch foll es darauf Glück gemacht haben! — Hier wird ein Böfewicht, ein *Verbrecher*, als Triebfeder des ganzen Stückes im Baron Schwarzenthal aufgeführt, der nicht allein durch feine Gefinnungen, fondern durch feine Handlungen rechtlich die Galeere verdient, auf den Pranger, ins Zuchthaus, und nicht auf die Bühne gehört, und fchleicht als *Baron* ungeahndet von der Bühne! Ein Gouverneur, in eine Feftung eingefperrt, der doch wohl, wie jeder Bewohner eines vom Feinde befetzten Landes, fein Wort geben mufste, fich ruhig zu halten, und als ein *edler* Mann gefchildert wird — giebt den *Spion* ab! Gegen alle Begriffe von Ehre und Rechtlichkeit. Die ganze romanhafte Gefchichte mit dem Tafchenbuche ift eine überdiefs zum Theil ganz unverftändliche Tafchenfpielerey. Am beften ift noch die Frau Quirl gerathen.

Der deutfche Mann und die vornehmen Leute. Unftreitig eines der beften neueren Stücke des Vfs. Die Carricaturen und Übertreibungen, von denen es voll ift, laffen fich entfchuldigen: denn die Bühne will ja Fresco-Malereyen. Diefs abgerechnet ift es doch ein treues Sittengemälde, und die carrikirten Charaktere des Landraths u. f. w. gut gehalten. Abentheuerlich und romanhaft ift freylich die Ver- und Entwickelung, durch welche der Secretär Müller als ein Graf und franzöfifcher Oberfte erfcheint, die Gefchichte mit dem Ringe, den Philippine von diefem Oberften als freywilliger Jäger empfing u. f. w. — Doch *damit* wollen wir es nicht fo genau nehmen. Das Stück ift denn doch, was das Luftfpiel feyn foll, eine treue, lebendige Darftellung der Thorheiten der Zeit. Auch hier wird wieder in der Perfon des Baron Schreckhorn ein *Züchtling* aufgeführt, und zieht ruhig ab. Wir wiffen wohl, was wir von der *poetifchen Gerechtigkeit* zu halten haben; aber man ziehe doch nicht Schurken und gemeine Verbrecher, wie Israel Kaufmann, aus dem Zuchthaufe oder Feftungsbau auf die Bühne, fondern laffe fie dort, wo fie hingehoren.

J. — S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Rücker: *Die Laren.* Unterhaltungsfchrift in Monatsheften. Herausgegeben von M. *Frelli.* Januar bis April 1818. Jedes Heft 4 Bogen ftark. 8. (Der ganze Jahrgang 4 Rthlr.)

Ehedem waren es die beften Köpfe der Nation,

welche sich zur Herausgabe ästhetisch-unterhaltender Zeitschriften verbanden; und *Goethe* und *Schiller* schrieben die Horen. Jetzt sind es meist nur mittelmäſsige Köpfe, dunkele Namen, die auf diesem Wege ihre unreife oder schlechte Waare an den Mann zu bringen suchen. Der Erfolg ist denn auch danach, und wir sehen fast alljährlich Schriften der Art wie Pilze aufschieſsen und vergehen, ja manche erleben nicht einmal das Ende des Jahres. Den meisten fehlt es an bestimmtem Plan: sie möchten alle Welt befriedigen, und so wissen sie keine einzige Classe von Lesern recht zu fassen und auf die Dauer zu interessiren, und gehen eben in der vagen Allgemeinheit ihres Strebens unter. Fern sey es von uns, den *Laren* ein so ungünstiges Prognosticon zu stellen! Wir finden vielmehr manches Gute darin, und es ist besonders zu loben, daſs der Herausgeber durch die jedem Hefte angehängte *Chronik von Berlin* seinem Unternehmen ein gewisses örtliches Interesse zu gewinnen sucht, einen festen Boden und Ansatzpunct, wo manches Gemeinsame verständig und freymüthig besprochen wird. Dennoch trifft der oben den meisten der jetzigen auf Unterhaltung berechneten Zeitschriften gemachte Vorwurf des Mangels an Plan und bestimmter Haltung auch die vorliegende. Die *Einleitung* von der Hand des *Verlegers* ist nicht ohne Salz. Der Vf. beklagt auf eine komische Weise, daſs zum Behuf von Büchertiteln beynah das ganze Thier und Pflanzen-Reich geplündert sey, und bringt sodann für künftige Schriften mehrere nicht unwitzige Firma's in Vorschlag, z. B. *Krebse* für eine Zeitschrift der fortschreitenden Begründung deutscher Freyheit und ständischer Verfassung; *Scorpione* für Preisschriften über den Nutzen der groſsen stehenden Heere, des Lotto und anderer dergl. weisen Staatseinrichtungen; *Opal* für ein Werk gegen ständische Verfassung, Aufhebung eines privilegirten Gerichtsstandes, zur Vertheidigung der Patrimonialgerichte und der rechtmäſsigen Unrechtmäſsigkeit der Ungleichheit vor dem Gesetz; *Klingstein* oder auch *Meerschaum* für eine Sammlung gewisser Proclamationen u. s. w. — Unter den Erzählungen ist zwar nichts ganz Vorzügliches, doch das Meiste für den Zweck einer leichten angenehmen Unterhaltung nicht übel berechnet. Die *Aufhebung des Klosters Altsiedel* u. s. w. von *Rücker*, und das *Bruchstück aus dem Leben des Malers Martin* vom *Herausgeber* verrathen noch am meisten Gemüth, und sind, zumal die erste Erzählung, nicht ohne Wahrheit und Würde vorgetragen. Unter den Gedichten macht *Welttreiben* von *Tenelli* einigen Anspruch auf Eigenthümlichkeit, das Übrige von *Burdach* u. A. ist fast ohne Ausnahme versificirte Prosa. Die *Charakteristik Napoleons* ist etwas flach gerathen. Unter dem Titel: *Sonderlinge* und *Miscellen* wird manches Interessante geboten. Merkwürdig ist ein Edict Friedrich Wilhelms I. vom J. 1739 gegen sogenannte unnütze Querulanten, die man ohne Weiteres aufhangen soll und einen Hund daneben! (Ob das Edict auch gegen ganze Völker in Masse anwendbar, wird nicht angegeben.) Eine Cabinetsordre Friedrichs II, die Absetzung eines bey der Accise angestellten Franzosen betreffend (S. 238) beweist, daſs man dem groſsen König Unrecht thut, wenn man ihm blinde Bewunderung der Franzosen Schuld giebt. „Es ist (heiſst es in erwähnter Cabinetsordre) lauter solch Schurkenzeug die Franzosen, das kann man wegjagen, wenn man will, und wenn man das thut: so verliert man nichts an ihnen." Der Vorschlag des bekannten *Julius von Voſs*, zur Vermehrung der Staatseinkünfte alljährlich einen Fasttag zu halten, und Alles, was an diesem Tage verzehrt worden wäre, an die Staatscasse abzuliefern (S. 100) — diese sinnreiche Plusmacherey auf Kosten des Volks, dem es ohnehin an Fasttagen gar nicht fehlt, wird von der Finanzspeculation des schwarzen Königs von Congo doch bey Weitem übertroffen (S. 222), der zuweilen absichtlich im starken Winde spatzierengeht, und wenn ihm der Wind die Mütze vom Kopfe wirft, den Unterthanen der Gegend, woher der Wind kommt, zur Strafe eine Abgabe auflegt. Die aus dem deutschen Beobachter des Hn. *Benzenberg* S. 99 angeführte Behauptung: „daſs der Adel *ein besonderes Volk* sey, welches durch Eroberung sich zum herrschenden gemacht habe," wird keinen befremden, der mit den Bewohnern der Freundschaftsinseln des Glaubens ist: „daſs bloſs die Häuptlinge des Volkes unsterbliche Seelen haben, die gemeine Classe aber bloſs aus körperlichen Stoffen bestehe." (S. 225). Auch wird derselbe die Vertheidigung der Leibeigenschaft in eben diesem *Benzenbergischen* Beobachter (S. 174) ganz in der Ordnung finden. — Die Warnung des Hn. *v. Kotzebue* an eine (uns übrigens unbekannte) Schriftstellerin: „nicht ferner über Ruſsland zu spaſsen, da es ihr sonst an Leinwand fehlen möchte, um *Wundfäden* für sich daraus zu zupfen" — wird nicht so ernstlich gemeint seyn, als der Herausgeber will. — In der *Chronik von Berlin* übergehen wir die Anzeigen von Theater, Concerten und Hoffesten, die, noch so kunstmäſsig angeordnet, nachdem sie in neueren Zeiten alles Volksmäſsige verloren haben, oft nur auf eitlen Prunk und leere Ostentation hinauslaufen. Bey der Darstellung der Jungfrau von Orleans auf der Berliner Bühne wird angeführt, daſs die neuen Costumes dem Zeitalter Karls VII möglichst treu — *nachgeschneidert* worden. Augenzeugen versichern dagegen, daſs die einfachere Grazie der früheren Costumes den höheren Kunstsinn unendlich mehr befriedigt habe, als diese tausend bunten Lappen und Flittern, in denen sich die ernste *Schiller*'sche Muse nicht sonderlich gefallen soll. Die Kunstwahrheit ist eine andere als die gemeine, und nie darf jene dieser aufgeopfert werden. Ein mehr als örtliches Interesse haben die Bemerkungen über den Bericht des königl. Armendirectoriums zu Berlin, die Verwaltung der Armenfonds betreffend (S. 236 f.). Dem Vorschlag, die Administration dieser Fonds der städtischen Commune zu übertragen, müssen wir unseren vollen Beyfall zollen. Mit Vergnügen wird bemerkt, wie man in Deutschland allgemach von der Sucht des Allregierens von Oben zurückkommt, und dem Bürger jene Theilnahme an seinen Angelegenheiten wieder einräumt, die allein den wahren Patriotismus zu be-

gründen vermag; und die erleuchtete bayerische Regierung begann das grosse Werk der Regeneration ihres Staates höchst zweckmäſsig mit der Wiederherstellung des Gemeindewesens. Aus der Wurzel einer guten Gemeindeverfassung kann allein eine lebendig gedeihende Staatsverfassung erwachsen; ohne jene wird diese ewig nur leere Form, todter Buchstabe bleiben. Die Vormundschaft des Staates — Oberaufsicht bleibe immer! — über den Beutel der Gemeinden wird immer kostspieliger seyn, als die Selbstverwaltung des Bürgers. Nicht zu gedenken, dass es jener Vormundschaft, bey allem guten Willen und der bewährtesten Rechtlichkeit, doch nie in dem Grade gelingen wird, sich des öffentlichen Vertrauens ganz zu versichern, welches der Bürger dem Bürger schenkt. — Was der Vf. über Luxus, Wucher und Gewerbefreyheit mit besonderer Beziehung auf Berlin sagt, scheint uns etwas flach gegriffen. Zugegeben, dass, sowie der Vf. sagt, der Begriff des Luxus bloss relativ ist, dürfen wir es wohl mit diesem Namen belegen, wenn Schneider und Schuster um Louisd'ors Billard spielen, und (wie neulich in öffentlichen Blättern angeführt wurde) Bierbrauer ihren Weibern Shawls für 8 — 900 Rthlr. kaufen? Wer solche Thatsachen, und überhaupt das Treiben der gemeineren Classe in Berlin kennt, die bey gänzlicher Zerrüttung ihres Hauswesens, ohne die geringste Vorsorge für die Zukunft, den Erwerb der Woche jeden Sonn- und Feyer-Tag an Belustigungsorten vergeudet, wird dem Vf. schwerlich beystimmen, dass in der Königsstadt an der Spree noch zu wenig Luxus herrsche, wenn es gleich wahr seyn mag, dass der Reichthum im Ganzen sich dort in den Händen von Familien befindet, die keinen Luxus und nichts als Zusammenhäufen des Mammons kennen. Eben so wenig, als über den genannten Punct, sind wir der Meinung des Vfs., wenn er sich gegen den Gebrauch mancher, nach seiner Ansicht mystischer Lieder in den Kirchen Berlins erklärt. Unter mehreren Proben aus solchen Gesängen, die nach ihm „irdische und unedle Bilder" enthalten sollen, findet sich folgender Vers:

O wie bist du doch so günstig
  Allen Sündern dieser Welt!
Ja wie liebest du so brünstig,
  Was der Erdkreis in sich hält!
Herr, du trägest aus Erbarmen
Bös' und Gut' in deinen Armen.

Dergleichen findet unser überaufgeklärter Vf. nun anstössig. Wir beneiden ihn keinesweges um seinen höchst sublimirten Gott, auf welchen Vorstellungen, wie die in dem obigen Verse ausgedrückten, als „irdisch" und „unedel" nicht passen. Ein solcher Gott ist überhaupt so erstaunlich edel und überirdisch, dass Gottesdienst und Kirche gar nicht für ihn da ist. Bemerkt aber der Vf. nicht wenigstens, wie einseitig und ungerecht es sey, seine individuelle Ansicht zum Gesetz und Canon für eine ganze Gemeinde erheben zu wollen?

mn.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Goldene Äpfel in silbernen Schaalen*, oder *Wahrheiten in schöner Form.* Herausgegeben von *Johann Martin Gehrig.* 1818. 220 S. 8. (18 gr.)

Der Vf., der, nach der Vorrede, sich in Ingolstadt im Würzburgischen aufhält, mag ein recht gemüthlicher und nach seiner Art lebenslustiger Mann seyn; die Schriftsteller-Laufbahn hätte er nicht betreten sollen. Er läſst hier, was ihm aus seiner Lectüre von unseren besseren und mittleren Autoren gefiel, zusammendrucken, und ordnet es nach Tagen, ohne Princip und Idee!

Das Verdienst eines solchen Compilators spricht sich von selbst aus; die Äpfel sind bey Weitem nicht alle golden und die Schaale nicht silbern. Das Ganze ist eine sehr überflüssige und misslungene Buchhändler-Speculation; zumal wir dergleichen mit weit mehr Sinn gewählter Chrestomathieen und Anthologieen schon in grosser Menge besitzen.

F. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Gotha*, b. Becker: *Franz Adolph Sachse, der Blinde, der nun zum Anschauen des Lichts gelangt ist.* Ein Nachtrag zu seiner Lebensgeschichte, von *Hermann Gottfried Demme.* 1819. 124 S. 8. (8 gr.)

Sachse, dessen von ihm selbst beschriebenes Leben 1801 herauskam, und mit verdienter Theilnahme gelesen wurde, bewies auf dem dunkelen und rauhen Pfade seines Lebens einen ächt christlichen Sinn, und erkannte das Leiden als Bildungsmittel seines Geistes und Herzens. Hr. D. giebt hier zuerst einen kurzen Auszug aus Sachsens Lebensgeschichte, und erzählt dann, wie derselbe nach Erscheinung jenes Buches in Gera freyer lebte und wirkte, ja noch glücklicher Gatte und Vater ward. Er starb als Wittwer am 21 Oct. 1818. Die Stadt Gera verdankt ihm eine Stiftung für Blinde. Hr. *D.* hat seiner einfachen, aber Theilnahme erregenden Erzählung manche Äusserungen seines Freundes eingewebt, die von des Letzteren gesundem Urtheil eben so sehr, als von seiner Bescheidenheit, Rechtschaffenheit und Frömmigkeit zeugen. Auch die Rede, welche Hr. *D.* bey Sachsens ehelicher Verbindung hielt, ist mit eingerückt.

J. C. F. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1820.

JURISPRUDENZ.

ALTONA, b. Hammerich: *Juristisches Magazin* von *Albrecht Schweppe*, Professor zu Kiel. Ersten Bandes erstes Heft. 1818. 155 S. 8. (14 gr.)

In dem ersten Aufsatze: *Vorwort an die Leser dieses Magazins* sagt der Vf. ehrlich: „zu ganz erschöpfenden Untersuchungen und Ausführungen einzelner Materien gehe ihm nicht selten Ausdauer und Geduld ab, besonders in sofern dazu eine Vergleichung alles dessen nöthig sey, was schon von Anderen Gutes und Schlechtes über die Sache gesagt worden." — Rec. glaubt, dass damit Alles angegeben ist, was ein Magazin charakterisiren muss, dessen Provision sich Hr. *S.* selbst gänzlich vorbehalten. Ausser sehr wenigem Brauchbaren finden sich hier fast nur höchst flüchtig hingeworfene Bemerkungen über einige höchst oberflächlich untersuchte Rechtsgegenstände in einer aller Präcision ermangelnden Sprache vorgetragen. Nach jenem Geständnisse würde Rec. sich auch gern begnügen, die Existenz der Schrift blos anzuzeigen, und deren Inhalt kurz anzugeben. Da aber der Vf., wie er sich ausdrückt, „bey sich eine beträchtliche Reihe von Abhandlungen voraussiehet, und manche von diesen weiteren Ausführungen der in seinen Vorlesungen vorkommenden kürzeren Andeutungen seyen, und einigermassen die Stelle eines Commentars darüber vertreten, und mit der Zeit ein gewisses Ganze ausmachen sollen": so wird es erfoderlich, bey der Anzeige des Inhalts vorliegenden Heftes wenigstens hin und wieder in das Besondere zu gehen, und daraus die Belege zu unserem allerdings nicht vortheilhaften Urtheile darüber aufzustellen.

I. *Vorwort an die Leser.* Vorzüglich will der Vf. Gegenstände des römischen Rechts in diesem Magazine bearbeiten, doch sollen die anderen Fächer der Jurisprudenz keinesweges ausgeschlossen seyn. Recensionen bleiben aber ausgeschlossen; dagegen wird die Rubrik *Miscellen* dem Vf. Gelegenheit geben, seine Meinung „über einzelne Äusserungen anderer, besonders neuerer Schriftsteller" auszusprechen.

II. *Über Personenrecht, Sachenrecht und Foderung; — actio in rem und in personam; — jus in rem und in personam.* — Der Vf. versteht unter den Ausdrücken *jus personarum* und *jus quod pertinet ad res* nicht die sich auf die Persönlichkeitsrechte und auf die Rechte an äusseren Gegenständen beziehenden Theile der *Rechtslehre;* sondern die Rechte der Persönlichkeit und die Rechte an Sachen selbst. Es hätte wohl einer kleinen Rechtfertigung dieser Terminologie bedurft, welche sich hier auf eine Weise angewandt findet, dass man fast meinen sollte, sie sey längst hergebracht. Römisch ist sie gewiss nicht. *Theophilus* übersetzt *jus personarum* ἡ τῶν προσώπων διδασκαλία. Nachahmer möchte Hr. *S.* auch wohl schwerlich finden. — Zu den Charakterzügen des *Sachenrechts* (dinglichen Rechts) wird unter anderen Folgendes gezählt: „Das Sachenrecht giebt, so lange das Verhältniss der Person zur Sache noch factisch besteht, einen Schutz im Besitze gegen Jeden. Ist es aufgehoben, und es ist dieses durch eine Rechtsverletzung von Seiten eines Anderen bewirkt: so entsteht nun immer eine Foderung, und es kann dann aus dieser eine Klage gegen den Thäter auf Zurückgabe und Schadensersatz erheben werden. Aber auch abgesehen von dem durch eine Verletzung herbeygeführten Übergange in das Gebiet der Foderung, kennt das römische Recht aus dem Sachenrechte an und für sich eine Klage auf Wiedererlangung gegen jeden nachfolgenden Besitzer; doch so, dass es in dieser Hinsicht *stärkere* und *schwächere* Sachenrechte giebt." Wiewohl nun zu einiger Erläuterung der hier wörtlich abgeschriebenen Stelle gleich vorläufig bemerkt werden muss, dass Hr. *S.* auch den *Besitz* und die *Detention* mit zu seinen Sachenrechten zählt, glaubt Rec. doch, dass eine bedeutende Dunkelheit darin übrig bleiben wird. — Was über die eigentliche Bedeutung der Kunstausdrücke *actio in rem* und *in personam* ausgeführt worden, bringt zu keinem weiteren Resultate, als dass man, ungeachtet des vielen in den letzten Decennien darüber Geschriebenen, damit nicht im Reinen sey. Der Vf. macht auch nichts reiner. Vielleicht hätten ihm die für Interpretation der römischen Juristen gewiss höchst wichtigen Bemerkungen *Hugo's* über die bey den Neueren gewöhnlichen Versetzungen der zu demselben Kunstworte gehörigen einzelnen Ausdrücke dazu einige Hülfe geboten. Wenigstens glaubt Rec., seit er diese Bemerkungen gelesen hat, und nicht mehr, wie der Vf., *actio in rem*, sondern *in rem actio* spricht, namentlich im Actionenrechte der Römer um Vieles deutlicher zu sehen.

III. *Einiges über den Besitz.* Diese Abhandlung soll einer Reihe anderer zur Einleitung dienen, in denen der Vf. Untersuchungen über den Besitz anzustellen gedenkt, um den durch *Savigny's* Werk „erst möglich

gewordenen Abschlufs aller Unterfuchungen" über diese Materie noch möglicher zu machen. Man hätte nach dem Lobe, welches er *Savigny* giebt, wohl erwarten können, er werde mit Zugrundelegung des von diesem Gelehrten festgestellten Begriffes in seinen neuen Unterfuchungen vorschreiten. Inzwischen kommt man bald von diesem Wahne zurück. „Es ist bekannt, fagt Hr. *S.*, und hier nur des Nachfolgenden wegen zu erinnern, dafs man den Befitz im weitesten Sinne als den Genufs irgend eines Vortheils (!) nehmen kann, wo er denn jedem Rechte entsprechend ist, felbst einer Foderung, wenn man z. B. von dem Befitze der Alimente (!) redet. Eben fo ausgemacht ist es, dafs das römische Recht den Befitz in einer viel engeren Beziehung auffafst, als Verhältnifs einer Perfon zur Sache, nach welchem fich diefe in der Gewalt der Perfon befindet, wo er denn nur noch dem Sachenrecht, nicht mehr der Foderung, auch nicht mehr dem *Status* und den Familienverhältnissen entfpricht; und wenn gleichwohl von einer *libertatis* und *fervitutis possessio* die Rede ist, damit kein Befitz, fondern blofs (? — Alfo z. B. auch im *Tit. Cod. de longi temporis praescriptione, quae pro libertate et non adversus libertatem opponitur?)* das Beklagten-Verhältnifs angedeutet ist." — Weiter unten nennt der Vf. den Befitz *ein Institut.* — Nun beweist er in dem Abschnitte A. *Eigenschaft des Befitzes als eines Sachenrechts*, dafs der Befitz ein dingliches Recht (nach feiner Terminologie ein *Sachenrecht)* fey. „Dafs man fich den Befitz als Recht denken könne, fagt er, hat keinen Zweifel (allerdings wenn man in feinen Begriff willkührlich Merkmale aufnimmt, die fich nicht darin befinden). Denn obgleich er nicht immer aus einer gefetzlichen Erwerbung abfliefst (!), und oft mehr einen Zustand der Gewalt als des Rechts abgiebt: fo ist er doch mit rechtlichen Folgen ausgestattet, und jeder Zustand mit rechtlichen Folgen ist ein Recht (?), wenn gleich nur ein beschränktes. Ist nun aber der Befitz ein Recht: fo ist er ohne Zweifel ein Sachenrecht: denn er ist kein Zustand der Perfon, auch keine Foderung, fondern ein Verhältnifs der Perfon zur Sache, nach welchem jene auf die Sache einzuwirken im Stande ist, und, fo lange der Befitz dauert, auch das Recht dazu hat (?), was ja gerade den Charakter des Sachenrechts ausmacht" (? Diefen Charakter des Sachenrechts hätte der Vf. denn in der vorigen Abhandlung überfehen!). Q. E. D. Welche überraschende Folgerung aus der ersten Prämiffe, „dafs man fich den Befitz als ein Recht denken könne"! Welche streng logische Gedankenreihe! Welche Präcifion des Ausdrucks! Sehr confequent erklärt der Vf. nun auch, wie bereits oben bemerkt, die blofse Detention für ein dingliches Recht, gesteht aber, dafs die römischen Ausdrücke *jus in re* oder *jus rei* auf den Befitz nicht angewandt werden können. Mit gleicher Confequenz müfste der Vf. auch annehmen, dafs der Zustand der Integrität des menschlichen Körpers, deren willkührliche Verletzung durch einen Anderen gleichfalls mit rechtlichen Folgen ausgestattet ist, ein dingliches Recht fey. — Einer Widerlegung wird das Räfonnement des Vfs. nicht bedürfen. Der *reine* Befitz ist nur Gegenstand eines Rechts, nicht felbst ein Recht, gefchweige denn ein dingliches. Was wird am Ende noch aus dem Begriffe von Recht, wenn der Befitzer, *als folcher*, ein Recht haben foll, auf die von ihm befeffene Sache einzuwirken? Hat der Dieb etwa diefes *Recht* in Beziehung auf die *res furtiva?* Dafs die Gefetze einen Befitz gegen Eigenmacht gefchützt wiffen wollen, verleiht dem *blofsen* Befitzer noch kein *Recht* zu irgend einem Gebrauche der Sache, fondern giebt ihm nur Schutz in dem Zustande, der es ihm *factifch* möglich macht, auf die Sache einzuwirken. — B. *Stellung des Befitzes im Rechtssysteme.* — Hier weist der Vf. nun dem Befitze feinen bestimmten Platz unter den dinglichen Rechten an. Er foll „das Sachenrecht eröffnen," welches fo viel heifsen foll, als in der Reihe der dinglichen Rechte voranstehen. Die Detention müfste doch wohl noch vor dem Befitze vorhergehen, um das *fchwache Sachenrecht zu eröffnen!* Oder vergifst der Vf. diefes neue Sachenrecht fchon wieder? — Nicht fehr fcharffinnig ist die Art, wie er gegen die Stellung der Lehre vom Befitze in das Obligationenrecht oder zu der Lehre von der Erfitzung argumentirt: „Nun ist es allerdings wahr, dafs der Befitz Bedingung der Ufucapion und der Interdicte ist; allein das Eigenthum ist ebenfalls Bedingung der *actio furti* (fo?), und dennoch nimmt daffelbe einen felbftständigen Platz in Anfpruch." — Nach Hn. *S.* foll Alles darauf ankommen, ob der Befitz der Ufucapion und der Interdicte wegen, oder umgekehrt diefe „zum Besten des Befitzes" Statt finden. Sollte es denn kein Drittes geben? Rec. glaubt, die Ufucapion fey fo wenig zum Besten des Befitzes, als diefer zum Besten jenes da. Wenn aber einmal eins des anderen wegen da feyn foll: fo kann man doch eher das Letztere annehmen, da der Befitz ja mit zu den *Factis* gehört, durch welche Ufucapion hervorgebracht wird, und die Ufucapion doch nicht erst den Befitz erzeugt. Hr. *S.* ist anderer Meinung. Er fagt mit musterhafter Bestimmtheit des Ausdrucks: der Befitz fey dasjenige *Institut*, deffen wegen Interdicte und Ufucapion da feyen. — C. *Folgen des Befitzes.* Der Vf. unterfcheidet hier unter denjenigen Folgen, welche dem Befitze mit noch anderen Verhältniffen gemein find, und denen, welche ihm ausfchliefslich angehören. Zu den ersteren zählt er „das Recht, den Befitz durch Eigenmacht zu vertheidigen, das Recht, der Verklagte zu werden und deffen Vortheile zu geniefsen, das Recht, wegen einer Gegenfoderung zu retiniren;" zu den letzteren, aufser den poffefforifchen Interdicten und der Ufucapion, noch das Recht, „die Früchte der Sache zu erwerben, wegen Befchädigungen nach Analogie der *actio l. Aquil. actio in factum* anzustellen, wegen Entwendungen mit der *actio furti* zu klagen, die abhanden gekommene Sache mit der *actio Publiciana* gegen Jeden zu verfolgen, welcher nicht der wahre Eigenthümer ist," auch den Eigenthumserwerb durch Occupation und Tradition. Diefes wird wohl hinreichen, die Ideen des Vfs. über den Befitz zu charakterifiren. Rec. begreift nicht, wie der Vf. zu Anfang feiner Abhandlung fagen könne, die Lehre vom Befitze fey durch *Savigny's „unübertreffliches Meisterwerk"* viel weiter gefördert, als es vor deffen Erfcheinung jemals gehofft werden können

— ein Lob, welches Rec. in *dieser* Form nicht unterschreiben möchte —! Für den Vf. scheint *Savigny* gar nicht geschrieben zu haben. Wenigstens hat er sich dessen Ideen eben so wenig, als die reine, bestimmte Sprache seines Werkes angeeignet. Überall findet man in diesem klare und gediegene Gedanken, wogegen Hr. *S.* den eben gereinigten Boden wieder mit Unkraut zu besäen anfängt.

IV. *Über den Grund und Umfang der dem Conductor gebührenden Remission des Pachtgeldes wegen misslungener Nutzung.* — Richtig hält Hr. *S.* es für inconsequent, wenn die römischen Juristen dem Verpächter einen Schaden mit tragen lassen, der die von dem Pächter erzielten Früchte trifft, indem sie jenem den Nachlass des Pachtgeldes oder eines Theils desselben zur Pflicht machen. Man hätte daher erwarten sollen, der Vf. werde diese Remissionspflicht strenge in den Grenzen halten, in denen von ihr bey den Pandecten-Schriftstellern die Rede ist, und es habe ihm nicht zweifelhaft scheinen dürfen, ob Verluste an dem Pachthaushalte die Foderung einer Remission für den Pächter begründen. Er musste diese Frage geradezu verneinen, da sich für eine bejahende Antwort im *Corpus juris* keine Rechtfertigung findet. — Doch trägt er kein Bedenken, dem Pächter einen Anspruch auf Remission für den Fall zuzusprechen, wenn er „wegen Verlusts am Vieh und Ackergeräth oder wegen beständiger Fuhren und zu leistender Handdienste nicht zur Bestellung des Ackers kommen konnte." Er glaubt, selbst das römische Recht würde hier die Remission wohl nicht verworfen haben. Rec. ist anderer Meinung. Ganz falsch ist es aber, wenn der Vf. behauptet, die Praxis lasse wegen Verlusts am Haushalts-Inventario Remission eintreten. Er nennt dieses, ohne sich weiter darüber zu erklären, die „*ökonomisch - cameralistische Ansicht.*" Allerdings ist es wahr, dass häufig, und besonders von Domänen-Cammern, wegen Verlustes am Haushalts - Inventar und wegen sonstiger Impedimente, welche dem Pächter an der Cultur des Bodens oder an der Einscheuerung gehindert haben, Remission gegeben wird. Allein solche Remissionen beruhen entweder auf speciellen Verabredungen oder Observanzen, oder auf besonderer Vergünstigung, etwa weil der Verpächter wünschen muss, sich solide Pächter zu conserviren, oder weil — wie bey Cammern — die Pächter Unterthanen sind, denen durch die Pachtung geholfen werden soll. Im Wege Rechtens können aber solche Remissionen aus allgemeinen Gründen selbst nach der Praxis nicht begehrt werden. — Der Vf. wendet sich nun zu der Frage: Ob auch wegen der Unglücksfälle, welche bereits percipirte Früchte betroffen, Remission begehrt werden könne. Gegen die richtige und allein mit Consequenz durchführbare Meinung von *Cujas* bringt er da einige höchst seichte Bedenklichkeiten vor, gesteht ihr aber am Ende viele innere Wahrscheinlichkeit zu. In der *L.* 15 §. 2 *D. Locati* welche man der Cujazischen Meinung entgegen setzen könnte, erklärt er die Worte *si vinum coacuerit* von dem Falle, da der Wein aus Ursachen sauer geworden, die schon in der Beschaffenheit der Trauben am Weinstock ihren Grund haben. Inzwischen ist die von ihm verworfene Cujazische Erklärung nicht nur durch die deutliche Stelle aus *Cato de R. R. c.* 147, sondern noch durch mehrere andern, die sich in *Gesners Lexicon rusticum* f. v. *vinum* ausgezogen finden, völlig begründet. — Die Bestimmung des Remissions-Quanti ist allerdings nicht ohne alle Schwierigkeit. Inzwischen möchten die Meinungen darüber, welche der Vf. widerlegt, noch wohl in keines Juristen Kopf gekommen seyn. Sein Resultat ist, der Betrag der wirklich eingenommenen Früchte werde zu Gelde gerechnet, und was hienach an Revenüen bezogen worden, noch an der Pachtsumme bezahlt; das übrige aber erlassen. Dieses ist durchaus falsch! *Ulpian* sagt: *consequitur mercedis exonerationem* p r o r a t a, und die Praxis lässt die Remission am Pachtgelde eben in dem Verhältnisse eintreten, in welchem das Quantum des Ausfalles zu dem Ertrage einer gewöhnlichen Ärndte stehet. — Zuletzt findet es der Vf. unbedenklich, die Remissions-Grundsätze ausser der Länderey-Pachtung auch auf alle anderen Arten von Pachtungen anzuwenden: worin ihm Rec. nicht beypflichten kann, weil die Stellen des *Corpus juris* dazu nicht berechtigen, und eine Gleichheit des Grundes nicht vorhanden ist. Die Worte in *L.* 15 §. 4 *Locati. Hoc idem et in vectigalis damno respondit* reden nicht von einem Zolle, sondern von einem *agro vectigali publico in perpetuum conducto*, wovon sie auch die Glosse versteht.

V. *Über das Verhältniss des Locator und Conductor in Rücksicht der von diesem erlittenen Kriegsschäden.* — Auch in diesem Aufsatze findet sich keine einzige aufklärende neue Idee; dagegen viel Falsches und Verdunkelndes. Rec. will sich hier aber die Nachweisungen ersparen, um bey der folgenden Abhandlung desto mehr in das Besondere gehen zu dürfen.

VI. *Von dem privilegirten Pfandrechte wegen des Creditum zum Besten einer Sache.* — In keinem andern Aufsatze des Magazins tritt H. *S.* mit mehr Selbstgenügsamkeit auf, als in diesem. Er will hier einen, seiner Meinung nach, bisher bey allen Juristen gefundenen Irrthum bestreiten. Dieser Irrthum soll darin bestehen, dass sie das Privilegium des Pfandes wegen eines *Crediti* zum Besten einer Sache auf wenige Fälle beschränken, indem es, nach ihrer falschen Ansicht, nur bey Grundstücken und bey Schiffen zur Anwendung kommen, oder eine Anleihe zum Ankaufe oder zur Erwerbung voraussetzen solle; da doch, wie der Vf. bewiesen zu haben vermeint, sobald sich die Bedingungen, nämlich ein *Creditum* (im weitesten Sinne dieses Worts) zum Besten irgend einer Sache, wirkliche *Verwendung* für dieselbe und *Daseyn eines Pfandrechtes* daran, vollständig bey einander befinden, das Privilegium jedesmal eine gesetzliche Zugabe zu dem Pfande sey. Bey der Ausführung dieser These fehlt der Vf. aber gleich darin, dass er verschiedene Obligationen unter einen Begriff zu bringen sucht, welcher sie zusammen gar nicht umfasst. Die Foderung desjenigen, der Geld zum Ankaufe oder zur Her-

vorbringung einer Sache hergegeben, und denjenigen, der diese selbst hervorgebracht, erbauet, oder verkauft hat, ist von der Foderung eines *ad conservandam rem* hergeschossenen Capitals und von der Foderung für die Conservation der Sache sehr verschieden. Man kann gar nicht sagen, dass bey jenen erstern Foderungen etwas „zum Besten der Sache des Debitors verwandt worden." Diese war ja vorher entweder gar nicht, oder doch nicht in dem Vermögen des Debitors vorhanden. Sie hat erst durch Hülfe des Creditors zu existiren, oder doch im Eigenthume des Schuldners zu seyn angefangen. Der Grund des Privilegii bey dem *credito in conservandam rem*, nämlich das „*creditoris pecunia salvam factam esse totius pignoris causam*" tritt also bey dem *credito ad fabricandam, aedificandam, emendamve rem* nicht ein. Von jenem sind in *L.* 5. 6 *D. qui pot. in pign.* die Bedingungen im Allgemeinen, unter denen das Privilegium eintreten soll, bestimmt angegeben, und die einzelnen dabey aufgeführten Fälle sind sichtlich nur Beyspiele. Unbedenklich ist es, auch ausser diesen Beyspielen, noch in andern Fällen, in denen die Bedingungen des Privilegii gleichermassen eintreten, letzteres Statt finden zu lassen. Wo dagegen eine allgemeine Regel so nicht ausgesprochen ist, sondern die Privilegien nur für einzelne Fälle in den Gesetzen aufgestellt werden; da kann man durchaus keine Extension des Vorzugsrechts auf andere, den privilegirten nicht völlig gleiche Fälle gestatten, ohne gegen feststehende Interpretations-Regeln anzustossen. — Das in *L.* 5. 6 *cit.* enthaltene Vorzugsrecht setzt übrigens deutlich ein *creditum* d. h. hier offenbar ein *mutuum* voraus, und eine Foderung, die nicht aus einem Darlehn herrührt — wenn sie auch sonst etwa privilegirt ist — hat *dieses* Privilegium nicht. Daher gehört auch das *naulum* nicht dahin. Jene Pandekten-Stelle führt es nicht als ein *creditum in conservationem rei* auf, sondern sagt nur, dass die Foderung des *nauli* sonst schon privilegirt sey, daher denn derjenige, *qui credidit, ut naulum solvatur*, wirklich *ad conservandam rem* geliehen habe, und des damit verbundenen Privilegs geniesse; natürlich, weil die Auslösung der *mercium* von dem Anspruche des dieselben retinirenden *nauta* erfoderlich war, um die *merces* zur freyen Disposition des Kaufmanns zu bringen. Eben so hat die Foderung für sonstigen Transport nicht *jenes* Pfandrecht *cum jure praelationis*, sondern derjenige, der den Transport besorgt und die Sache noch in Händen hat, darf sie nur bis zu seiner Befriedigung *retiniren*. Der *Creditor* aber, mit dessen Darlehn die Waaren von ihm durch Zahlung der Frachtgelder ausgelöset worden, hat ein Vorzugsrecht vor älteren Pfandgläubigern („*nam et hic* — d. i. der neue Creditor, mit dessen Gelde die Auslösung geschehen — *potentior erit*"). — Der Vf. hält es für völlig gleichgültig, ob der Creditor, welcher in Beziehung auf eine hergestellte, oder gekaufte, oder hervorgebrachte Sache eine Foderung hat, dem Eigenthümer derselben Geld zur Herstellung, zum Ankaufe, oder zum Hervorbringen *geliehen*, oder vielmehr selbst die Reparatur *beschafft*, das Haus *verkauft*, oder dasselbe *erbaut*, und nun noch Arbeitslohn, oder Kaufgeld, oder Baukosten *zu fodern* hat. Allein das ist durchaus nicht gleichgültig. In den letzterwähnten Fällen liegt nämlich der Foderung ein auch für den Creditor vortheilhaftes Geschäft zum Grunde, welches er zu seinem eigenen Besten übernommen hat, oder eingegangen ist, und wobey er vielleicht noch mehr verdient, als die Zinsen des ihm schuldigen Capitals binnen der Creditzeit betragen; wogegen derjenige, der ein Capital herleiht, sofern er sich nicht Zinsen bedungen, auch nicht den geringsten Vortheil von dem Geschäfte geniesst, das ihm seine Foderung an den Eigenthümer der Sache gegeben, zu deren Besten oder zu deren Anschaffung sein Geld verwendet worden. Um den Betrag des *geliehenen* Capitals ist die Activmasse des Schuldners immer grösser geworden, als vor dem Darlehn, und der Zustand früherer Creditoren ist dadurch *gebessert*. Das ist aber in den anderen Fällen nicht immer, ja vielleicht gar nicht also. — Völlig unrichtig und durch gar keine passende Analogie gerechtfertigt ist es, wenn der Vf. das Creditum zum Urbarmachen, zum Düngen, zum Bemergeln u. s. w., ferner den Vorschuss von Pachtgeldern, wenn dafür ein Pfand constituirt worden, als privilegirt betrachtet. Ein *creditum ad rem conservandam* in dem Sinne der *l.* 5 und 6 *cit.* kann hier ja unmöglich angenommen werden. Glaubt der Vf. aber etwa, dass die singulären Rechte des Darlehns *ad emendam rem*, oder *ad fabricandam navem*, oder *ad aedificandam domum* hier angewandt werden können? Stände dieser Anwendung, selbst abgesehen davon, dass solche singuläre Anordnungen schwerlich extensiv erklärt werden dürfen, nicht klar entgegen, dass es doch ganz etwas Anderes ist, den Boden zu Erzielung der Früchte tauglicher zu machen, gewissermassen das Instrument zur Bewerkstelligung einer Sache zu verbessern, als die Früchte, die Sache selbst zu bereiten oder hervorzubringen. Über das Object, an welchem in jenen Fällen (des Darlehns zum Düngen, zum Bemergeln u. s. w.) das Pfandrecht constituirt werden müsste, um des Privilegii theilhaftig zu werden (ob an den Früchten? Oder am Boden?) darüber hat sich der Vf. nicht ausgelassen. Schwerlich hat er auch nur daran gedacht.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

DRUCKFEHLER.

In der Recension von *Geisenhayner* Norddeutschem Unterhaltungsblatt No. 17 S. 130 Z. 1 von unten st. *dort* l. *in W.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

JURISPRUDENZ.

ALTONA, b. Hammerich: *Juristisches Magazin* von *Albrecht Schweppe* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nicht ohne Erstaunen sieht Rec. aus dem Aufsatze, dass der Vf. als Facultist in Kiel seine durchaus irrige Theorie bereits in zwey von ihm abgefassten Erkenntnissen hat ins Leben treten lassen, „indem er dem Verpächter mit seinem Pfandrechte an den Früchten den Platz unter den privilegirten Gläubigern angewiesen hat,“ weil der Verpächter, welcher dem Pächter gegen ein Pachtgeld die Früchte der Sache überlasse, in sofern das Pachtgeld „rückständig“ sey, als Creditor zum Nutzen (diesen Kunstausdruck hat der Vf. gewählt) angesehen werden müsse. Hr. *S.* ist so sehr von seiner Ansicht bezaubert, dass er am Ende der Abhandlung noch sagt: „Was hier über den Umfang des *privilegium pignoris* ausgeführt worden„ mache wohl auf eine grosse Evidenz Anspruch; eine grössere, als mit welcher man gewöhnlich neue Theorieen darzulegen im Stande sey;“ während Rec. auch noch nicht einmal einen Scheingrund erblickt, der jene Ansicht rechtfertigen könnte. Dass vor allen Dingen die Foderung des Verpächters nichts Ähnliches mit der Foderung dessen habe, *cujus pecunia salvam fecit totius pignoris causam*, wie es die Pandektenstelle bedingend voraussetzt, bedarf keiner Nachweisung. Die Foderung dessen aber, *cujus pecunia res pignorata fuerit comparata*, aus *l. 7 l. 21 §. 1 D. l. 7 Cod. q. pot. in pign.* ist eben so verschieden von der *Obligatio* des Verpächters, der ja nicht die Früchte *verkauft*, sondern nur die Erlaubniss, einen Boden zu cultiviren und diejenigen Früchte, welche der Pächter selbst darauf erzielt, oder die natürlichen Früchte, sofern dergleichen entstehen und das Abärnten lohnen, zu percipiren, gegen eine Geldvergütung überlassen hat. Das *creditum* zur Hervorbringung einer vorher nicht existirenden Sache endlich (aus *Nov. 97 c. 3*) gestattet eben so wenig die Ausdehnung, welche des Vfs. Theorie voraussetzt, weil das Gesetz ganz allein von Fällen redet, da der Creditor seine *Gelder* hergegeben, mit denen die *Kosten* des Ankaufs, der Reparatur oder der Hervorbringung *bestritten worden* (ὁπότε τις οἰκείοις χρήμασι κατασκευάσειε ναῦν ἢ ὠνῆσαι,

ἢ κατασκευασθῆναι, ἢ .... οἰκίαν τυχὸν οἰκοδομηθῆναι). Auch lässt sich ja nicht einmal sagen, dass das *Rückständigseyn* der Pachtgelder den Pächter in den Stand setze, Früchte hervorzubringen. — Rec. kann daher nicht umhin, die vom Vf. in jenen beiden Facultäts-Entscheidungen gemachte Anwendung der ihm so evident scheinenden Theorie für höchst übereilt zu halten, und zweifelt, dass das gegebene Beyspiel Nachahmer finden werde. Jene Anwendung ist aber um so viel mehr zu tadeln, als die alte Lehre, welche dem Verpächter mit seinem legalen Pfandrechte kein weiteres *jus potius* zugesteht, als ihm etwa dem Alter nach gebührt, so überall und von jeher unbestritten gegolten hat, dass, wäre sie auch irrig, es eines Actes der Gesetzgebung bedürfte, sie abzuändern. Möchte der Vf. doch in der Folge die Schlussworte seines Aufsatzes beherzigen, wo er sagt, „Er halte es für eine Unbesonnenheit, nach eben erst erfundenen, unreifen, nach einigen Jahren von Jedermann, selbst den Erfinder nicht ausgenommenen, der Vergessenheit übergebenen Theorieen — vielleicht hat Hr. *S.* seine neue Lehre auch schon wieder vergessen — Habe und Gut der Parteyen zu verkaufen!!“ Rec. ist weit davon entfernt, zu meinen, dass man nur immer blind einer unvernünftigen Praxis folgen müsse; aber er glaubt mit *Möser*, dass eine auf blosses Räsonnement gestützte Entscheidung, welcher die Autorität anderer vernünftiger Juristen ganz gebricht, das Recht der Willkühr preisgebe; und dass eine seit mehreren hundert Jahren allgemein ohne Widerspruch angenommene Rechtsansicht, welche bisher allen Entscheidungen in den dazu geeigneten Fällen zum Grunde gelegt worden, trotz eines dagegen sprechenden Buchstabens, die Kraft eines Gesetzes habe, mithin nicht durch blosse Theorie verdrängt oder aufgehoben werden dürfe.

VII. *Über den Grundbegriff der Tutel und Curatel.* Der Vf. billigt die Ansicht, dass der Grundbegriff der Tutel in eine der Familiengewalt des Vaters und des Ehemannes ähnliche Gewalt des Tutors zu setzen sey, welche den Pflegling seiner Selbstständigkeit beraube, und ihn mit dem Tutor nur zu einem rechtlichen Subjecte mache; der Grundbegriff von *Cura* aber allein in eine durch den Fall der Hülfsbedürftigkeit herbeygeführte gewöhnliche Procuratur, als Bürgerpflicht unter öffentlicher Autorität. Er sucht hienächst alle Verschiedenheiten der *Cura* und der *Tutela* aus jenen Grundbegriffen zu erklären, welches ihm auch ziemlich gelingt.

C

Nur hä... ...te der Vf. diese Unterschiede blofs so in Erwägung ziehen sollen, wie sie sich in den Gesetzen und in den Schriften der römischen Juristen wirklich ausgedrückt befinden, und nicht nach selbsterfundener Ansicht, wie z. B. *sub num. 2*, wo der Umstand, dafs die *Tutel* nur bey Unmündigen und bey Frauenzimmern, die *Cura* aber bey anderen Personen Statt findet, so erklärt wird, dafs die Tutel nur durch die höheren Grade der Unvollständigkeit herbeygeführt werde, weil einer *potestas* nur der höchste Grad der Unvollständigkeit unterwerfen könne. Das ist sehr wenig befriedigend. Denn was ist — ohne positive Bestimmung — der höchste Grad von Unvollständigkeit zu nennen? Warum sollen Frauenzimmer unvollständiger seyn, als Furiose? — Bey n. 5 und 6 ist die Schwierigkeit, welche *l.* 21 §. 2 *D. de Excusationibus* und *l.* 15 *D. de testam. tutela* machen, nicht völlig beseitigt. — Auch die Schwierigkeit, welche die bereits in den *XII tabb.* angeordnete Curatel über Wahnsinnige und Verschwender mit sich führt, indem dieselbe sowohl nach des Autors *ad Herennium* als nach Ciceros Zeugnisse in dem Gesetze als eine *potestas* bezeichnet gewesen, kann der Vf. damit nicht wegräumen, dafs er sagt, es zwinge uns nichts, schon für die ältesten Zeiten die Vormundschaft über Wahnsinnige und Verschwender von der Tutel zu unterscheiden. Denn dafs zu Ulpians Zeit und später jenes Institut noch immer als *eine* auf den 12 Tafeln beruhende *Cura* aufgeführt wird, zeigt wohl deutlich, dafs von jeher ein Unterschied zwischen ihr und der *Tutela* Statt gefunden habe.

VIII. *Von der Curatel über Pupillen.* — Neue Aufschlüsse zu geben beabsichtigt der Vf. hier nicht. Er stellt die Bedingungen und Folgen der Curatel über Pupillen blofs zusammen, weil der Materie gewöhnlich nur beyläufig gedacht werde. — Dafs unter den Fällen, in denen ein Curator neben einem Tutor, wegen dessen Verhinderung bey einzelnen Gegenständen, eintritt, auch der Fall der *l.* 21 §. 2 *D. de Excus.* angeführt wird, ist ein Schreibfehler. — Von dem eigentlichen Wesen der *auctoritas* scheint dem Vf. nur ein dunkler Begriff beyzuwohnen. Wenigstens leiten einzelne Bemerkungen darüber in diesem und dem vorigen Auffatze zu solchem Argwohne.

IX. *Römische Berechnung des Anfanges und des Schlusses eines Zeitraumes.* — Weniger eine neue Untersuchung, als eine Zusammenstellung der Resultate früherer Untersuchungen Anderer. Die Angaben des Hn. Prof. *Erb* in dessen Auffatze über den *annus civilis* der Usucapion werden fafslich für diejenigen, denen jener Auffatz etwa noch dunkel seyn möchte, mitgetheilt. Richtig ist der Gesichtspunct dahin angegeben, dafs bey einem Zeitraume der Regel nach keine für denjenigen, der den Ablauf des Termins wünschen mufs, noch günstigere Berechnung, als die Civil-Computation (d. i. die Rechnung bis zum Anfange des Tages, in welchen der Anfangsmoment des Zeitraums fällt), zur Anwendung komme; jedoch für die Fälle, wo es für Jemand auf die Erreichung eines Zeitpunctes ankommt, der für ihn einen Gewinn mit sich führt, ohne einem Anderen etwas an seinem Rechte zu entziehen, schon der dem Anfange der Natural-Computation vorausgehende ganze Calendertag als der letzte angesehen, und auf *diesen* das *ultimus dies coeptus pro completo habetur* angewandt werde; welche dem Erwerbenden besonders günstige Zeitberechnung bey der Usucapion nicht gilt, weil der Erwerb bey ihr nicht ohne den gleichmäfsigen Verlust eines Anderen möglich ist. Diese Theorie vereinigt den Vorzug des inneren Zusammenhanges so sehr mit dem Resultate aller hier einschlagenden Stellen der Alten, dafs die Acten über jene Zeitberechnung vorläufig als geschlossen betrachtet werden dürfen.

X. *Miscellen.* — A. *Consolidare, consolidatio.* — Bemerkungen, welche durchaus zu nichts führen. Es mag eine Minute im mündlichen Lehrvortrage damit verschwatzt werden! Aber so Dürftiges drucken zu lassen!! — B. *Active Bedeutung des Wortes Obligatio.* Der Vf. will hier daran erinnern, dafs die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *Obligatio* die *passive* sey. Man sollte kaum glauben, dafs das möglich sey! Die Analogie des Wortes *Servitus*, welche der Vf. zu Hülfe nimmt, ist völlig unpafslich, weil das Zeitwort *servire* keine wirkliche Handlung, sondern einen Zustand bezeichnet, weil die Endung *tus* eine andere Bedeutung hat, als die Endung *tio*, besonders aber weil *Servitus* gar nicht einmal von *servire* hergeleitet werden darf, sondern von *servus*, wie *juventus* von *juvenis*, *senectus* von *senex*. — C. *Tertio quoque die.* Der Vf., welcher übrigens der von *Thibaut* wieder belebten *Azonischen* Erklärung jener Worte beystimmt, dafs nämlich darin nicht etwa eine dreytägige peremtorische Frist zum Auflesen der hinübergefallenen Früchte vom Boden des Nachbaren ausgedrückt werden soll, und dafs *quoque* hier nicht die Conjunction, sondern der Ablativ von *Quisque* sey, geht noch einen Schritt weiter, und erklärt, wie schon vor ihm *Klüpfel* (in seiner Schrift: *Über einzelne Theile des bürgerlichen Rechts.* Stuttg. 1817), nun das *tertio quoque die* mit Bezugnahme auf *l.* 1 §. 22 *D. de aq. cottid.* durch *alternis diebus.* Was er darüber sagt, ist allerdings treffend. Allein leider ist so wenig von *Thibaut* genugsam, als von Hn. *S.* überall auf die Basiliken Rücksicht genommen, die doch zu deutlich zeigen, wie man das *tertio quoque die* zu K. Basilius Zeit in der Praxis wirklich verstanden, wie man den Rechtssatz angewandt habe. Diese Usual-Interpretation macht alle doctrinelle Erklärung, die doch auch auf nicht völliger Gewifsheit beruht, und vor der bisherigen nur das Gewöhnlichere des Sprachgebrauchs, keinesweges aber eine gröfsere Vernunftmäfsigkeit des damit herausgebrachten Sinnes voraus hat, überflüssig. Auffallend ist es Rec. gewesen, dafs sowohl *Klüpfel*, als nach ihm Hr. *S.* dem *Thibaut*'schen Fehler folgen, und die Conjunction *quoque* ein *Adverbium* nennen. — D. *Leistet der Schenker Eviction?* (Nämlich wenn ein *genus* geschenkt, und zur Erfüllung der dadurch übernommenen Verbindlichkeit eine fremde Sache abgeliefert worden), bejahend beantwortet und völlig befriedigend nachgewiesen, gegen *Thibaut.* — E. *Ist das privilegirte oder das öffent-*

liche Pfandrecht das stärkere? — Ganz unrichtig wird für Letzteres entschieden, weil Kaiser Leo in *l.* 11 *C. qui pot. in pign.*, von dem Grundsatze ausgehend, dass eine Privaturkunde nur gegen den Schuldner, nicht aber gegen einen Dritten beweise, festgesetzt habe, es solle ein auf Privaturkunde beruhendes Pfandrecht nur wider den Schuldner, nicht aber auch wider einen anderen Gläubiger geltend gemacht werden. Daraus folgert nun der Vf., ein auch noch so sehr privilegirter Privat-Pfandgläubiger könne gegen den *öffentlichen* nie den Beweis des Pfandrechts liefern, und meint, damit sey der Vorzug des öffentlichen Pfandrechts von selbst entschieden. Aber K. Leo erklärt ja nicht die Öffentlichkeit der Verpfändungsurkunde für das einzige Mittel, die Existenz eines Pfandrechts gegen einen Dritten zu beweisen; sondern er will nur, dass das auf einer öffentlichen Urkunde beruhende Pfandrecht — weil es *d'une date certaine* ist — als das *ältere* angesehen werden soll. Damit ist aber gar nicht ausgeschlossen, dass ein der Existenz nach überhaupt bewiesenes Pfandrecht, wenn es privilegirt ist, den alten Vorzug vor dem nicht privilegirten früheren behaupte, mag dasselbe auf einer öffentlichen oder auf einer Privat-Urkunde beruhen. Was die Gründe, welche der Vf. für seine Ansicht aufführt, also beweisen, ist bloss, dass ein der Existenz nach auf eine gegen dritte Personen genügende Art nicht darzuthuendes Pfandrecht dem öffentlichen Pfandrechte nachstehe, — natürlich weil es dann nicht immer ein Vorzugsrecht vor anderen bloss chirographarischen Gläubigern mit sich führt. — Übrigens wäre Rec. höchst begierig, ein von Hn. *S.* nach den in diesem Magazine aufgestellten Grundsätzen abgefasstes Erkenntniss über die Classification der Gläubiger in einem viele Arten von Pfandrecht bietenden Concurse zu sehen! Die Einrichtung desselben müsste dem Reiche Gottes sehr ähnlich seyn, wo die Ersten die Letzten, und umgekehrt die Letzten die Ersten werden. — F. *Hat der Emphyteute einen Anspruch auf den Schatz?* — Bejahend beantwortet aus sehr schwachen Gründen! Weil der Emphyteut die Nutzungsrechte habe, soll ihm auch der Schatz gehören. Aber gehört denn der Schatz zu den Nutzungen? Ist der *Thesaurus* nicht überall, soweit er nicht dem Finder als solchem zufällt, bloss als eine Accession des Eigenthums und seine Erwerbung durch *dieses* bedingt in den Gesetzen dargestellt; wie noch namentlich in der vom Vf. gar nicht berücksichtigten *l.* 63 §. 4 *Dig. A. R. D.* sehr deutlich ausgedrückt ist? Die klaren Worte in *l.* 7 §. 12. *Soluto matrim.: ... nec in fructum cedere; non magis quam si thesaurus fuerit inventus. In fructum enim non computabitur; sed pars ejus dimidia restituetur quasi in alieno inventa* zeigen gleichfalls, dass der Grund, weshalb der Ehemann den *thesaurus* auf dem *fundo dotali* nicht erwirbt, keinesweges, wie der Vf. meint, in der Zeitlichkeit seines Rechts, sondern darin liegt, dass er nicht Eigenthümer ist, der Schatz aber zu den Nutzungen nicht gehöre. — G. *Begründet die Erbeinsetzung unehlich geborener Personen die Querel der Geschwister?* Die Gründe für die bejahende Antwort, welche man *hier* findet, sind weder neu noch zureichend. — Die völlig corrupte und auch durch *J. Godefroi* nicht befriedigend erklärte *l.* 5 *C. Th. de inoff. test.* lässt sich nicht einmal dazu anführen, um zu beweisen, dass die Einsetzung eines *libertus*, im Allgemeinen und ohne Rücksicht auf das Individuum, die Querel begründet habe. Um so viel weniger bietet eben diese Stelle eine analogische Anwendung auf die Erbeinsetzung unehelich geborener Kinder dar.

Ein zweytes Heft dieses juristischen Magazins ist Rec. noch nicht bekannt geworden.

F — n.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Kurze Beschreibung der Vögel Liv- und Esthlands* von Dr. *Bernhard Meyer*, Fürstl. Isenburgischem Hofrathe u. s. w. Mit einer Kupfertafel. 1815. XIV und 292 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese kurze Beschreibung der Vögel Liv- und Esthlands ist eine weitere Ausführung eines Namenverzeichnisses der in jenen Ländern vorkommenden Vögel, die dem Vf. von dem bereits verstorbenen Prof. *Gottfried Albert Germann* in Dorpat, zugeschickt wurde. Bey der Bearbeitung dieses Werks legte der Herausgeber die Lathamsche Methode zum Grunde, jedoch mit einigen von ihm nöthig erachteten Veränderungen. Die Gattung *Lanius*, die der Vf. sonst zu den Raubvögeln zählte, stellt er hier an die Spitze der Gattung: *Coraces*. Die verschiedenen Meinungen der berühmtesten Ornithologen über diese Gattung beweisen, wie viele Schwierigkeiten es oft macht, jedes Thier auf eine schickliche Stelle zu bringen. Rec. ist der Meinung, dass die natürlichen Erscheinungen in den Sitten und der Lebensweise der Thiere überhaupt, und der Vögel insbesondere, noch zu wenig für die systematische Bestimmung derselben benutzt worden sind. Rec. rechnet hieher bey den Vögeln besonders den Gesang und den Flug. Dürfte dieses für die Lanien entscheiden: so würde sie Rec. mit *Kramer*, *Dumeril* und *Illiger* unter die Sangvögel stellen. Der Flug der Lanien hat gar nichts gemein mit dem der Raubvögel und der Raben, noch viel weniger mit dem der Spechte; am meisten stimmt dieser mit dem Fluge der Sangvögel überein. Rec. hat öfters die verschiedenen in seiner Gegend lebenden Lanien im Stillen beobachtet, und sich an ihrem Gesange ergötzt, sie sind in dieser Hinsicht wirkliche Sangvögel. Die Gattung *Loxia* ist von dem Vf. mit Recht als solche ganz ausgestrichen, und mit der Gattung *Fringilla* vereinigt worden. Aus *Ampelis Garrulus* hat der Vf. eine eigene Gattung: *Bombyciphora* gebildet; es ist ein wahrer Gewinn für das System, wenn Alles, was in die Fugen und Spalten einer Gattung sich ohne Zwang nicht schicken will, in einer besonderen Gattung aufgestellt wird; diess ist bey *Ampelis* der Fall. Auf der anderen Seite sollen aber die Gattungen nicht ohne Noth vervielfältigt werden;

diesem Grundsatze scheint auch der Vf. zu folgen, indem er den *Turdus arundinaceus* unter die Sylvien stellt, wohin er mit Recht gehört. Die Gründe, warum die Wachtel in eine eigene Gattung aufgestellt und von *Perdix* getrennt wird, hätten doch bestimmter angedeutet werden sollen. Sollte übrigens der Grundsatz, den der Vf. hier aufstellt, wohl ganz richtig seyn, dass die Gattungskenntzeichen, die bey ausgestopften Vögeln (wie die Zunge z. B.) wegfallen, zu einem vollkommen zweckmässigen Systeme nicht tauglich sind? — Es scheint doch, als müssten die Gattungskenntzeichen an dem lebenden Thiere aufgesucht werden; die Sitten, der Gang, der Flug, die Stimme, die bey der Bestimmung eines Vogels sehr in Anspruch genommen werden müssen, gehören zu dem Leben desselben. Bey *Corvus frugilegus* (Saatrabe) wäre die Bemerkung neu, dass die federlose abgeschabte Haut um die Schnabelwurzel, wodurch sich dieser Vogel auszeichnet, nur durch das häufige Bohren mit dem Schnabel nach Nahrungsmitteln in der Erde entstehe, wodurch die Federn an diesem Theile abgerieben werden, und dass die Jungen im ersten halben Jahre keine federlose Haut um den Schnabel haben. Rec. muss diesen Umstand bezweifeln; bey einer jungen Saatkrähe fand er diese federlose Stelle an der Schnabelwurzel eben so, wie bey den alten; auch ist es ohnediess nicht wahrscheinlich, dass der Vogel mit seinem Schnabel so tief in der Erde bohre. — Es scheint doch wohl ganz ausgemacht zu seyn, dass der *Cuculus rufus* von dem gemeinen *Cuculus canorus* als Art gar nicht unterschieden sey; er sollte also nicht mehr, wie auch hier geschieht, als eine besondere Art aufgestellt werden; der *Cuculus rufus* ist sicher nichts anderes, als der junge Vogel von dem *Cuculus canorus*. Rec. sah einst von dem Neste einer *Sylvia arundinacea* das Weibchen von dem *Cuculus canorus* hinwegfliegen, er fand das eben gelegte Ey desselben darin, die vier Eyer der *Sylvia arundin.* lagen unter dem Neste; das Ey des Kukuks wurde glücklich ausgebrütet, der junge Vogel wuchs heran, und wurde zur Zeit, da er eben ausfliegen wollte, genau beobachtet, und mit Exemplaren von dem sogenannten *Cuculus rufus* verglichen; das Farbenkleid war ganz dasselbe. Nach dieser Erfahrung ist es wohl ausser allem Zweifel, dass der als Art aufgestellte *Cuculus rufus* nichts anderes ist, als der junge Vogel von dem *Cuculus canorus*. Rec. hat diese Erfahrung darum hier etwas ausführlicher mitgetheilt, um einen kleinen Beytrag zur Beylegung dieses ornithologischen Streites zu liefern. Bey dem *Cinclus aquaticus*, der endlich mit vollem Rechte als eigene Gattung aufgestellt ist, hätte doch nur mit einem Worte angedeutet werden sollen, dass er, obgleich ohne Schwimmhaut, ein geschickter Taucher ist, was ihn vor allen Vögeln so merkwürdig auszeichnet. Warum hat es dem Vf. nicht gefallen, hinter den Rubriken: Aufenthalt, Nahrung, Fortpflanzung, noch eine vierte: *Sitten*, folgen zu lassen? Die Kenntniss der thierischen Sitten gehört unstreitig mit zu den anziehendsten Seiten der Zoologie; und diese Rubrik, in wenigen bezeichnenden Worten ausgefüllt, würde selbst einer bloss systematischen Beschreibung der Vögel sehr zur Zierde gereichen, ohne die Tafeln des Systems zu entstellen. Von einem so fleissigen Beobachter, wie es der Vf. ist, würde auch hier gewiss sehr viel geleistet werden. Übrigens gehört diese Beschreibung zu den vorzüglichsten in ihrer Art, obgleich die hier beschriebenen Vögel schon oft in anderen Werken beschrieben sind. Ein *vollständiges* Register beschliesst das Werk.

+ el +

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. *Hildburghausen*, in der Kesselringischen Hofbuchhandlung: Βατραχομυομαχία Ὁμηρική. Für Anfänger mit Zurechtweisungen und einem Wortregister versehen. 1820. 59 S. 8. (4 gr.)

Der schon durch einige andere Schriften vortheilhaft bekannte Herausgeber, Hr. Prof. *Klein* in Hildburghausen, fand räthlich, denjenigen Gymnasiasten, welche mit den Anfangsgründen der griechischen Sprache schon ziemlich bekannt sind, und den 1 und 2 Cursus des *Jacobs*. Elementarbuchs lesen, in der bekannten Batrachomyomachie noch ein Buch in die Hände zu geben, dessen Lectüre sie auf das bessere grammatische Verständniss der homerischen Gesänge vorbereiten könnte. Er hat desshalb unter dem, nach der *Wolfischen* Recension gedruckten Texte die abweichenden Formen und unregelmässigen Zeitwörter angegeben, und dem Ganzen ein vollständiges Wortregister beygefügt, bey dessen Gebrauch der Schüler jedes andere Wörterbuch entbehren kann. Wir sind in den Principien nicht ganz einverstanden mit dem Herausgeber. Wir glauben nämlich, dass es, aus mehreren Ursachen, deren Entwickelung hier zu weit führen würde, besser sey, mit den Schülern einzelne leichtere und anziehende Abschnitte aus den Homerischen Gesängen, als dieses Alexandrinische Product, zu lesen; dass es mehr nütze, die Schüler frühzeitig wegen der Formen und Bedeutungen der Wörter an den Gebrauch guter Grammatiken und Wörterbücher zu gewöhnen, als ihnen das, was sie suchen sollen, ungesucht vorzulegen. Wer jedoch, in Ansehung dieser Methode, unsere Ansicht weniger, als die des Hn. Prof. *Klein*, billigt, der wird hier ein Schulbüchlein finden, das dem Zwecke, welchen der fleissige Herausgeber beabsichtigte, allerdings entspricht. Auch der scharfe und fehlerfreye Druck des Griechischen verdient Empfehlung.

P. I.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

Ueberſicht der Literatur der Dänen ſeit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

[S. die *Erg. Bl.* 1819. No. 43—45. und No. 72—74.]

Medicin und Chirurgie.

Was *Nyerup* in ſeiner *Beſchreibung von Kopenhagen* (Kopenh. 1800. Cap. 8 S. 289 ff., wo Kopenhagen als Univerſitätsſtadt und Hauptſitz der Wiſſenſchaften in Dänemark geſchildert iſt) ausdrücklich wünſcht, und worauf *Calliſen* in ſeinen *Phyſiſch-mediciniſchen Betrachtungen über Kopenhagen* (Kopenh. 1809 Th. 2 Cap. 11 S. 441 ff. in der Beſchreibung des Medicinalweſens der dän. Reſidenz) als auf ein noch unbefriedigtes Bedürfniſs der gegenwärtigen Zeit ſo unverkennbar hindeutet, nämlich: die gänzliche Vereinigung der *mediciniſchen* und *chirurgiſchen Disciplinen*, ſo, daſs ſie nicht ferner, wie zeither, in einer unnatürlichen Trennung von einander als für ſich beſtehende Wiſſenſchaften, ſondern nur als verſchiedene Zweige einer und eben derſelben Wiſſenſchaft, und zwar der *Heilwiſſenſchaft*, erſcheinen: das iſt für Dänemark in ſo fern immer noch ein bloſs frommer Wunſch, als ſich neben der, der Univerſität angehörigen, *mediciniſchen Facultät* auch noch eine *chirurgiſche Akademie*, folglich, wie *Calliſen* a. a. O. S. 472 ſagt, „ein Paar wiſſenſchaftliche Lehranſtalten, eine mediciniſch-chirurgiſche und eine chirurgiſch-mediciniſche" befindet, obgleich die wahre Grenze zwiſchen beiden unbeſtimmbar iſt. Inzwiſchen iſt doch zur Wiederanknüpfung dieſes von Menſchen zerriſſenen, von Gott und der Natur der Sache aber zu Einem untheilbaren Ganzen zuſammengefügten, Bandes ſchon ein bedeutender Schritt geſchehen, dadurch, daſs beide Lehranſtalten durch das königliche Reſcript vom 13. May 1803 einerley Aufſicht und Leitung, nämlich der des *däniſchen Geſundheitscollegiums*, als des oberſten Medicinalcollegiums für beide Königreiche, unterworfen wurden; und *Calliſen*, der unverdroſſene Vertheidiger der bisher verkannten Würde und gekränkten Rechte der Chirurgie, erlebte in einem ſchon ziemlich hohen Alter (von 64 Jahren) die Genugthuung, daſs die ernannten Mitglieder des Geſundheitskollegiums bey der erſten Organiſation deſſelben ihn zum Dekan für 1804 wählten, ſo, daſs ihm, wie er ſich ſelbſt darüber ausdrückt, die Freude ward: „zum erſten Male die Medicin und die Chirurgie im Vaterlande als Freundinnen in einer gemeinſchaftlichen Verſammlung vereinigt zu ſehn, um mit gleicher Kraft und gleich unverdroſſenen Willen zum Nutzen des Staats und zum Flore der Arzneykunſt zu wirken." Es bedarf kaum der Erwähnung, daſs dieſe Vereinigung, ſo, wie ſolche der mediciniſchen Praxis und der Aufklärung über zweifelhafte, das Medicinal- und Chirurgie-Weſen betreffende, Fragen erleichternd und beförderlich iſt (nach *Calliſen* wurden von dem, aus 7 Prof. der Medicin, 8 Chirurgen, 2 Pharmaceutikern und 1 Sekretair beſtehenden, dän. Geſundheitscollegium in den 5 erſten Jahren ſeiner Stiftung nahe an 2000 Sachen behandelt und zwar in aller *Eintracht* und *Ordnung*), dieſelbe auch für den Flor der Heilkunde und die mediciniſch-chirurgiſche Literatur ermunternd und gedeihlich ſeyn muſste. Rec. wird die wichtigſten, dem bezeichneten Zeitraum angehörigen Schriften kurz anführen, und nur einige wenige mit den nöthigen Bemerkungen begleiten. Die *Inauguraldiſſertationen*, deren ſeit 1801 bis 1820 etwa 20 erſchienen, werden billig übergangen, da ſie ſämmtlich in lateiniſcher Sprache verfaſst und folglich, in ſofern ſie einen höhern, als bloſs ephemeren Werth haben, z. B. die von *J. D. Herhold*, *M. Skjelderup*, *N. B. Sörenſen*, *B. Fargel*, *L. Hallager*, *G. Rahlff*, *J. V. Neergaard* u. A. in Deutſchland längſt bekannt ſind; daſſelbe gilt von einigen, von medic. Profeſſoren erſchienenen, *Programmen*, z. B. von *J. S. Saxtorph de juſto tempore et modo placentam ſolvendi* (Hafn. 1801.), *M. Skjelderup Hiſt. Anatomiae in Univ. Hafn.* (1811), *J. D. Herhold Nonnulla ex Hiſt. Medicinae* (1812 f.); wie auch von der 1805 gedruckten *Pharmacopoea Danica regia auctoritate a collegio ſanitatis Hafn. ſcripta*, und der 1813 herausgegebenen *Pharmac. militaris.* Die beiden Schriften: *de indole Pharmacopaearum* (1810. 4), und *Pharmacologie*, 1. B. (Kopenh. 1810. 8) ſind mit ſo vieler Sorgfalt ausgearbeitet, daſs man auch um ihret-, beſonders der nun unvollendet bleibenden letzten Schrift willen, den frühen Tod ihres Vfs., des 1818 verſtorbenen Prof. *O. H. Mynſters*, bedauern muſs. *J. Chr. W. Wendt* machte ſich durch ſeine *Unterſuchung der bisher gebräuchlichen Arten, verwundete Krieger zu transportiren* (Kopenh. 1808. 8) und durch ſeine *Anweiſung*

zum Receptschreiben für militäre subalterne Chirurgen (Kopenh. 1811.), als einen selbstdenkenden Gelehrten bekannt, der die Unentbehrlichkeit medicinischer Kenntnisse für einen tüchtigen Chirurg sowohl, als die Nothwendigkeit chirurgischer Geschicklichkeit für einen brauchbaren Arzt, in ein helles Licht zu setzen weiss. Verschiedene, die veränderlichen Preise der Apothekerwaaren betreffende Schriften z. B. von *Herhold*, *Meyer*, *Land*, u. s. w. hatten ihre Hauptveranlassung in dem schwankenden dänischen Geldwesen, besonders während der J. 1810—1815.; auch gab das Gesundheitscollegium seit 1807 einige populäre Anweisungen zur zweckmässigsten Behandlung venerischer Kranken, todtgeborner Kinder, schwieriger Entbindungen u. s. w. heraus. — Übrigens waren, wie sich ein vaterländischer Schriftsteller (*J. Kr. Höst*) ausdrückt, die drey ausgezeichnetesten Priester der Hygäa, welche in Dänemark das 18te Jahrhundert überlebten, und noch im Anfange des 19ten eine zeitlang fortwirkten, *Math. Saxtorph*, *Heinrich Callisen* und *Joh. Cl. Tode*; nur der Mittelste von diesen lebt als 80jähriger Greis, noch jetzt. Von dem *Ersten* gehören nur folgende Schriften hieher: *Auszüge aus der Geburtswissenschaft* z. Gebr. f. Wehemütter; die 3te, von *Tode* besorgte, Übersetzung ins Deutsche erschien 1801. Eine noch spätere, mit 6 Kupfern versehene Ausgabe besorgte *Saxtorphs* Sohn, *Joh. Sylvester*, im J. 1804. Desselben Vfs. *Osteologie*, die um eben diese Zeit herauskam, ist zum Nachtheile der Wissenschaft unvollendet geblieben. Noch gab der seitdem auch schon verstorbene *P. Scheel* im J. 1803. *M. Saxtorphs gesammelte Schriften geburtshülflichen und physiologischen Inhalts* in deutscher Sprache heraus. Auch des berühmten *Callisens* vorzüglichste Schriften gehören noch dem 18ten Jahrh. an; neuer ist die Rede, womit er bey Niederlegung seines Lehramtes seine Vorlesungen beschloss, Kopenh. 1805. Des Vfs. oben angeführte *physisch - medicin. Betrachtungen über Kopenhagen, erster* Th. 1807., *zweyter* Th. 1809. gr. 8. hätten, wenn auch nur auszugsweise, gewiss eben so wohl eine deutsche Übersetzung verdient, als so viele andere frühere Schriften von ihm. Dem Rec. ist es bekannt, dass ein Verleger im Holsteinischen den Verlag einer solchen abgekürzten Übersetzung allein wegen der Misslichkeit des Buchhandels in den Kriegszeiten 1807. ff. ablehnte; aber diese Zeiten sind Gottlob! vorüber, und noch ist es nicht zu spät, den Geist und Kern dieser Schrift auf deutschen Boden zu verpflanzen. „Meine Lage, sagt der verdienstvolle Mann in der Vorr. z. 1. Th. S. IV. V., „als öffentlicher Lehrer und praktischer Arzt, hat mir während meines viel- (fast 60-) jährigen Aufenthaltes in der Residenz die beste Gelegenheit gegeben, mich mit dem physisch-medicinischen Zustande von Dänemark, und besonders der Hauptstadt, bekannt zu machen. Wo meine eigene Erfahrung und Kenntniss nicht ausreichte, da sparete ich keine Mühe, mir meiner Freunde Anleitung und Belehrung zu erbitten, und zugleich die wenigen Schriften zu benutzen, welche wir über die phys. - medicinische Beschaffenheit der dänischen Staaten besitzen." Es wird nicht unzweckmässig seyn, von diesem classischen Werke hier wenigstens einen Abriss seines Hauptinhaltes mitzutheilen. Der 1te Theil enthält (auf 650 S.), nebst einer Einleitung, Betrachtungen über die allgemeine Lage der Stadt Kopenhagen, über ihre Grösse, Strassen, Gebäude, Wälle, Thore, Vorstädte, Erleuchtung, nächst Umgebungen; über ihre Volksmenge, die Ursachen von ihrer Zu- und Abnahme, Tabellen darüber von 1796—1806.; über das Clima der Stadt, die Reinlichkeit, die zufälligen vom Clima unabhängigen Ursachen des Verderbens der Luft; über die Wasser der Stadt, die frischen Landseen in ihrer Nähe, die Anstalten zu ihrer Erhaltung, ihren jetzigen Verfall, die hölzernen Hauptrinnen, welche das Wasser in die Pumpbrunnen der Stadt führen; über die Nahrungsmittel der Stadt, nebst dazu gehörigen Listen; über den Körperbau, Charakter, die Lebensart, Kleidung, die Moden, Sitten, Vergnügungen der Kopenhagener. Im 2ten (692 S. starken) Theile erhält man Betrachtungen über die öffentlichen Anstalten in der Hauptstadt zum Schutz für Leben und Gesundheit ihrer Einwohner, über die gewöhnlichste physische Erziehung der Kinder, Leibesübungen, das Kopenhagener gymnastische Institut (älter als alle Turnanstalten in Deutschland und doch — von Niemand beargwohnt, beunruhigt, gestört, vielmehr von dem Staate begünstigt und auf alle Weise unterstützt!), über die Entwickelung der Seelenkräfte, die gelehrten-, Real-, Militair-, Volks- und Armenschulen, die Taubstummenanstalt, die Institute zur Erziehung und Belehrung der Mädchen, über die Maler- Bildhauer- und Bau-Akademie, die öffentlichen Buchsammlungen, die kopenhagener Universität; über die Fürsorge für die Armee in den sämmtlichen Hospitälern, die Judenarmenpflege, die Behandlung und Pflege der Gefangenen in den sämmtlichen Gefangenhäusern der Stadt; über das Medicinalwesen, die medicinische Facultät, die chirurgische Akademie, das Geburtsstift, die Veterinairschule, den botanischen Garten, die Apotheken, die königl. medicinische Gesellschaft, das dänische Gesundheitscollegium; über die herrschenden Krankheiten in Kopenhagen, die Krankenpflege in allen öffentlichen Krankenhäusern, die Mortalität in der Residenz, nebst Listen über den Unterschied zwischen den Geburten und Sterbfällen in einer Reihe von 60 Jahren u. s. w. Aus Einer dieser Listen ergiebt es sich, dass die Zahl der an den Blattern (*Kopper*) Verstorbenen, welche z. B. noch im J. 1798 sich auf 646 belief, nach Einführung der Vaccina, wogegen der Vf. Anfangs sehr bedenklich war, die er aber nachher mit Eifer und Wärme beförderte, in den 7 Jahren von 1802 bis 1808 zusammengenommen nicht völlig 150 betrug. — In der ganzen Schrift erkennt man den welterfahrnen Arzt, der mit der genauesten Lokalkenntniss von Kopenhagen die tiefste Einsicht in die Wissenschaft seines Faches, und mit dieser die gerechteste Achtung gegen die Natur und ihre bewundernswürdige Kraft verbindet. Mit Recht wird das Werk, welches der ehrwürdige Veteran, gleichsam als ein heiliges Vermächtniss an die Einwohner der Residenz und an alle seine Mitbürger" der Presse übergab, unter die schätzbarsten Erzeugnisse der ganzen dänischen Literatur gezählt.

Die letzte in diesem Zeitraume erschienene Schrift des Vfs. ist die vierte, vermehrte und verbesserte Auflage seines in *Wien* und in *Petersburg* desselben Beyfalls, wie in *Kopenhagen*, geniessenden Werks: *Systema Chirurgiae hodiernae*, welche 1815—1817. herauskam. — Die äusserst geschäftige Feder des (1806. verstorbenen) Prof. *Tode* lieferte im 19ten Jahrh., ausser einigen Übersetzungen aus dem Deutschen, z. B. *Struve* über die Gesundheit der Schwangern, 1801. *Kilian* Diätetik für Tabacksraucher, 1803. *Beckers* Rath für Mädchen und Frauen, 1804. nur noch eine Abhandlung *Om Snue og Hoste til hver Mands Brug* (über Schnupfen und Husten für jedermann) Kopenh. 1804. 8, worin nicht weniger, als 25 verschiedene Arten des Hustens und 3 Arten des Schnupfens aufgezählt und beschrieben werden. Die empfohlnen Mittel dagegen sind mehr aus dem Reiche der Natur, als der Kunst, entlehnt. Die *dänische Sammlung von Todes* Schriften, wovon der 1ste Band 1793 und der 8te, oder letzte, 1805 erschien, enthält 2 Theile poëtische, 4 Th. prosaische und 2 Supplementbände vermischte Schriften. — Dass Dänemark zu den ersten Ländern gehört, wo die *Kuhpokenimpfung* Beyfall und Eingang fand, ist bekannt; schon 1800, und also kaum 2 Jahre später, als Dr. *Jenner* in England, machte der (1811 verstorbene) Prof. *Fr. Chr. Winslöw* den ersten glücklichen Versuch mit der Vaccine in Kopenhagen. Die Geschichte des Fortgangs und der allmählichen Verbreitung derselben durch ganz Dänemark und Norwegen bis nach Island, Gröhland u. s. w. ist von *Rafn*, *Viborg*, *Jacobi*, *Herhold* u. a. in mehreren dänischen, auch deutschen, periodischen Blättern beschrieben. *Joh. Petersen* gab eine eigene Abhandlung: *om Koekopperne* (über die Kuhblattern) heraus, die bis 1806 drey Auflagen erlebte. Auch *Neergaard* theilte *Beobachtungen über eine Kuhpokenepidemie* in Fyhnen im *nordischen Archive*, und früher *Bemerkungen über eine den Kuhpoken ähnliche Krankheit* in der *Bibl. f. Physik* mit. — Von andern, die Vorkehrung gegen ansteckende u. a. Krankheiten betreffenden Schriften verdienen folgende angeführt zu werden: Dr. *Mangors Landapotheke z. Nutzen f. den dänischen und norwegischen Landmann*; Kopenh. 1803. 3te Auflage. Dr. *Faust's Gesundheitskatechismus, mit einer Zugabe von den Kuhblattern.* 1803. 2te Auflage. *Frankenau* übersetzte *Vogels diätetisches Lexikon* mit Anmerkungen, 1800. und *Schregers kosmetisches Taschenbuch* für Damen 1813. ins Dänische. Die Frage: „*ob Kopenhagen in einem hohen Grad von venerischen Krankheiten angesteckt — und ob eine Bordelleinrichtung, wie die preussische, das beste Vorkehrungsmittel dagegen sey,*“ veranlasste zwischen dem 1811 verstorbenen Dr. *Scheel* und dem Prof. *Gasiberg* einen kleinen Schriftenwechsel, wobey besonders der Erste, der die Erfahrung als einsichtsvoller Stadtphysikus auf seiner Seite hatte, den Gegenstand in ein helles Licht setzte. Ihre Schriften erschienen 1806—1810. Selbst der Assessor *Baerens*, obgleich kein Arzt von Profession, behandelte zu eben dieser Zeit in einigen Schriften, z. B. *über den Gebrauch der Säuren in syphilitischen Krankheiten* diesen Gegenstand mit vieler Gründlichkeit. *Frankenaus öffentliche Gesundheitspolizey* Kopenh. 1802. ist durch *Frenzels* deutsche Übersetzung auch im Auslande bekannt geworden. Gleiche Auszeichnung verdient des Vfs. Werk: *über die Pest, ihre Kennzeichen, Entdeckung und die Mittel dagegen*, Kopenh. 1804. — *J. W. Hornemann* machte sich besonders um die Bekanntwerdung des kopenhagener *botanischen Gartens*, nach dessen älterer und neuerer Einrichtung, durch kleinere Abhandlungen und grössere Schriften verdient. Jene sind in der dänischen *Athene* B. 1. u. s. w. abgedruckt und in unserer *A. L. Z.* (Erg. Bl. 1817. No. 57 u. s. w.) angezeigt worden; diese kennt das gelehrte Publicum aus dem Antheile, welchen der Vf. an dem grossen Werke: *Flora danica* hat, und zwar Volum. VIII, et IX. contin. Fasciculos XXII—XXVII. Hafniae 1806—1818. Fol.; ferner aus seiner *Enumeratio plantarum horti botanici Hafniensis*; ibid. 1807. 8. mit drey Supplementen, 1809. und besonders aus s. *Hortus regius botanicus Hafniensis.* Tom. 1. ibid. 1813. Tom. 2 1815. und dem *Supplemente*, Hafn. 1818. (S. *J. A. L. Z.* 1816. No. 229.) Von desselben Vfs. *Versuch einer dänischen ökonomischen Pflanzenlehre* in dän. Sprache erschien 1806. eine 2te, mit der Lehre von den *norwegischen und holsteinischen Pflanzen* vermehrte Auflage, und eine 3te Auflage 1818. 8. Die Proff. *Schumacher* und *Herholdt* gaben gemeinschaftlich heraus: *Die officiellen Heilmittel des Pflanzenreiches, welche in den dänischen Staaten wild wachsen oder doch angebaut werden können* u. s. w. Kopenh. 1808. 4. In diesem, nach den verschiedenen Jahreszeiten, worin sie wachsen, geordneten Verzeichnisse werden nicht weniger, als 151 Heilmittel aus dem Pflanzenreiche aufgeführt, von denen 92 Arten wild und 59 Arten durch Kunst in Dänemark vorkommen; und die gleichwohl grösstentheils vom Harz, aus Thüringen u. s. w. nach Dänemark verschrieben werden. Man lobt an dem kleinen Werke die Vollständigkeit, vermisst aber ungern ein alphabetischer und systematisches Register zur erleichterten Brauchbarkeit desselben. Diesen Vorzug gab *J. C. V. Wendt* seiner sehr schätzbaren Schrift: *Anweisung, die in Dänemark und Norwegen theils wildwachsenden, theils durch Kunst anzubauenden medicinischen Pflanzen und Pflanzentheile einzusammeln, zu trocknen und zu bewahren*, Kopenh. 1810. dadurch, dass er dieselbe mit mehreren Registern versahe, unter welchen 5 die verschiedenen triviellen dänischen, norwegenschen, isländischen, färöischen und lappländischen Namen der Pflanzen, eines die dänischen systematischen Namen, 1. die lateinischen systematischen Namen, 1. die pharmaceutischen und lateinischen systematischen Benennungen, 1. lateinisches die verschiedenen Rinden, Wurzeln, Blätter, welche in der Schrift behandelt sind, und endlich 1. die officinellen Pflanzen oder Pflanzentheile, geordnet nach den Monaten, worin sie gesammelt werden müssen, angiebt. Eine 2te verbesserte Auflage dieses Werkes, welcher dem Fleisse und der bota-

nischen Einsichten des Vfs. alle Ehre macht, erschien 1812. Auch in den *Schriften der medicinischen Gesellschaft* zu Kopenhagen enthält *Volumen V* einige lateinische Abhandlungen über einzelne Heilmittel aus dem Pflanzenreiche von ihm. *Hornemann* theilte in der *neuen Bibliothek für die Physik* Bemerkungen über weniger bekannte officielle Pflanzen des Vaterlandes mit; B. 9 Heft 1. — Welche grosse Verdienste sich *Erich Viborg* um die *Thierarzneykunde* erworben hat, seit er Vorsteher und erster Lehrer der kopenh. *Veterinärschule* wurde (1801): das ist aus dem von *P. Scheel*, *Pfaff* und *Rudolphi* herausgegebenen *nordischen* und *neuem* nord. *Archive für Natur- und Arzneywissenschaft* (1799 — 1807), aus *Viborgs Schriften der Veterinärgesellschaft* (Kopenh. 1808 — 1815 Th. 1 u. 2), und aus mehreren in deutscher Sprache erschienenen Schriften bekannt. Seine, gemeinschaftlich mit (dem 1800 verstorbenen) *P. Chr. Abildgaard*, verfasste *Anleitung zu einer verbesserten Schaafzucht* wurde 1806 von *Rezius* aus dem Dänischen ins Schwedische übersetzt, und erschien, mit Anmerkungen vermehrt, zu Stockholm 1806. Andere Schriften in diesem Fache von demselben Vf. sind: *Anweisung*, *verschiedene Thierblatterkrankheiten zu erkennen und zu behandeln.* Kopenh. 1801. *Anleitung zur Behandlung des Schweines*, *als eines Hausthiers.* Das. 1804. *Analyse des travaux de la societé veterinaire de Copenhague*, 1 rapport, à Copenh. 1808 Fol. 2 rapport, 1814 gr. 4. Die im J. 1814 in Schleswig und Holstein ausgebrochene Viehseuche veranlasste 2 Schriften von *Viborg*, und in den Jahren 1808 — 1815 gab derselbe eine Sammlung der *Schriften der Veterinärgesellschaft* in 8. heraus, wo sich in dem 2 Th. eine Abhandlung von ihm *über das Pferdefleisch*, *als Nahrungsmittel betrachtet*, befindet, die auch besonders abgedruckt ist. Kopenh. 1809. Die Herausgabe der *Veterinärbeobachtungen von den J.* 1808 — 1811. besorgte gleichfalls *Viborg*, Kopenh. 1815. Desselben Vfs. *Sammlung von Abhandlungen für Thierärzte und Ökonomen* wurde bis zum 5 B. Kopenh. 1807. fortgesetzt und damit beschlossen. — Über die Einrichtung einiger *Hospitäler* in Kopenhagen hat ein Franzose, der sich eine Zeitlang zu Kopenh. aufhielt, *Demangeon*, eine lesenswerthe Abhandlung geschrieben: *Tableau historique d'un triple Etablissement* (das *allgemeine*, das *Seekrankenhospital* und das *Haus für Verwundete*) *renni en un seul hospice à Copenhague*: gedr. zu Paris im J. XI. (1804.). Auch die Anstalt für *Blinde* und die für *Taubstumme* haben Anlass zu mehreren Schriften gegeben. Prof. *Castberg*, erster Lehrer und Vorsteher des 1806 errichteten königl. *Taubstummeninstitutes*, gab seit 1808 an den jährlichen Stiftungsfesttagen Programme heraus, worinne sich von ihm, ausser einer Beschreibung der ganzen Organisation der Anstalt und ihres Zweckes, bis zum J. 1817 noch folgende Abhandlungen befinden: Lebensbeschreibung des Abtes *de l'Epée*, mit einer Übersicht der Geschichte des Taubstummenunterrichtes in chronologischer Ordnung; über die Natur der Taubstummheit; über die Zeichen- und Geberdensprache, mit Rücksicht auf deren Gebrauch für Taubstumme; Bemerkungen über die Krankheiten, denen Taubstumme besonders ausgesetzt sind, 1817. Der Vf., der sich durch seinen dreyjährigen (v. 1805 — 1805) Aufenthalt im Auslande, besonders zu *Wien*, ausgebreitete und gründliche Kenntnisse über das Eigenthümliche und die Behandlung der Taubstummen erworben hat, giebt hievon allenthalben die befriedigendsten Proben. Andere Abhandlungen von ihm, z. B. Versuch einer Theorie über die Absonderungen der Feuchtigkeiten (*Vaedskernes*) im menschlichen Körper; Fragen über den Nutzen des Galvanismus; die medicinische Literatur vom Anfange des 19 Jahrhunderts; merkwürdige Beobachtungen über den Zustand der Taubstummen u. s. w. befinden sich in der *Bibliothek für Physik* zerstreut. Seine *Vorschläge zur Medicinalpolicey während der Epidemien* erschienen besonders, Kopenh. 1809. *Pfingstens*, dieses Vaters und trefflichen Lehrers der Taumstummen, dessen Institut zu *Kiel* noch älter ist, als das *Castbergsche* zu Kopenhagen, *Versuche des Galvanismus an Taubstummen* kennt man aus dem *Nordischen Archive*, B. 4. St. 1. Über die *Perioden in der Geschichte des Taubstummenunterrichtes* lieferte *R. Nyerup* eine Abhandlung in den Schriften der *skandinavischen Literaturgesellschaft*, 1806. Die *Anstalt für Blinde* ist mehr wie eine Privat- als wie öffentliche Anstalt zu betrachten und die einzige ihr gewidmete Schrift: *Journal zum Besten für Blinde*, Kopenh. 1811 — 1812 enthält in den beiden Heften, welche bisher erschienen sind, von *Brorson*, *Klingenberg*, *Michelsen* und *Nissen* verschiedene die Blinde und ihre Behandlung betreffende Aufsätze, unter welchen besonders des Prof. *Klingenbergs* Abhandlung lehrreiche Bemerkungen über die Beschaffenheit der Augen der Blinden, über die Entwickelung ihres Gefühlsinnes, über ihr Misstrauen, ihren Sinn für die Tonkunst u. s. w. enthält. Die mit dem Anfange des 19 Jahrhunderts neu organisirte und festgegründete *Anstalt zur Verhütung des Ertrinkens* und zur Rettung solcher, die sich in Wassersgefahr befinden, verdankt, wenn auch nicht ihren ersten Ursprung, so doch ihre jetzige zweckmässige Einrichtung einer Schrift von *Herhold* und *Rafn*: *Versuch einer historischen Übersicht der Rettungsanstalten für im Wasser Verunglückte*; worin die Vff. zugleich einen Unterricht von den besten Mitteln, durch welche die Scheintodten wieder ins Leben gebracht werden können, ertheilen. Die *neue Bibliothek für Physik* enthält im 5 B. von denselben Vff. einen historischen Bericht von der Entstehung und ersten Wirksamkeit der Rettungsgesellschaft, woraus man sieht, dass mit dem geringen Kostenaufwand von etwas über 4 Rthlr für jeden Verunglückten von 85 Personen, welche in den 5 ersten Jahren der Gesellschaft in die Tiefe gerathen waren, nicht weniger, als 69 zum Leben gebracht wurden, und kaum 16 nicht zu retten waren. *Viborgs Pathologische Bemerkungen über ertrunkene Thiere mit Hinsicht auf die Behandlung ertrunkener Menschen* hat Dr. *Scheel* ins Deutsche übersetzt, mit eigenen Zusätzen versehen, im 1. B. des *N. nordischen Archivs* abdrucken lassen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

Übersicht der Literatur der Dänen seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von wichtigeren, die medicinischen und chirurgischen Wissenschaften fördernden Werken dürfen wir hier nur kurz reden; da diese mehr vielleicht, als die Werke der Gelehrten in jeder anderen Facultät in Dänemark, theils durch Übersetzungen, theils durch ausführliche Anzeigen und Auszüge in deutschen Journalen im Auslande hinlänglich bekannt sind. Des Etatsraths *J. D. Brandis Pathologie* erschien zuerst Kopenh. 1808, und in einer 2ten Aufl. Kopenh. 1815. Desselben Vfs. Abhandlung *über die Dithmarsische Seuche* steht in der *dän. Biblioth. für Ärzte* B. 4 No. 1 — 26. Seine *Observationes de morbo in Holsatiae nonnullis regionibus grassante contagioso ex genere leprae*, welche der Vf. in der Versammlung der *kön. medicin. Gesellschaft* im Nov. 1810 vorlas, scheinen noch nicht gedruckt zu seyn. — *Matth. Saxtorphs* Osteologie ist oben schon angezeigt worden. Des Vfs. Sohn, *Johannes Sylvester Saxtorph*, Prof. der Chirurgie und seit 1805 auch der Medicin auf der Kopenhagener Hochschule, machte sich bisher nur durch eine Abhandlung *über eine besonders schwierige Geburt*, durch *Beobachtungen über die Nachtheile der nach der Geburt zurückgelassenen Nachgeburt*, und durch seine *Briefe über die Medicinalanstalten in Paris*, welche sich sämmtlich in *Scheels nordischem Archive für Natur- und Arzney-Wissenschaft*, Kopenh. 1801 und Frankf. a. d. O. 1807 befinden, vortheilhaft bekannt. — Der für seine Wissenschaft und deren Praxis viel zu früh (im 38 Lebensjahre) verewigte *Paul Scheel* gab, ausser den schon angeführten Schriften, *die Transfusion des Blutes und Einsprützung der Arzneyen in die Adern*, Kopenh. 1802. 1803. B. 1 u. 2, heraus, machte sich durch viele Übersetzungen medicinischer Schriften aus dem Dänischen, Italiänischen und Englischen ins Deutsche verdient, und schrieb eine Menge schätzbarer Abhandlungen, die sich in periodischen Schriften befinden; z. B. in der dän. Biblioth. für Ärzte: *über eine in Indien übliche Art, die narkotische Wirkung des Opiums zu verbessern*; in *C. G. Rafns* N. Biblioth. für Physik, Medicin und Ökonomie (Kopenh. 1801 — 1807. 9 B.): *Wie läſst sich Seewasser und verdorbenes frisches Wasser auf den Schiffen trinkbar machen?* (B. 6); *Beschreibung eines Apparates zur Decomposition des Wassers durch die Voltaische Batterie* (B. 1 S. 109 f.); *Physiologische Versuche* (B. 3 S. 409 f.); *Beschreibung einer neuen Krummzange und eines Perforatoriums mit einer Scheide* (B. 4 S. 303 f.); *Über Schlangengift als Mittel gegen Wasserscheu* (B. 4 S. 411 f.); *Entwurf einer medicinischen Polizeyanstalt in Betreff des Trinkwassers* (B. 5 S. 345 f.); *Beschreibung von zwey, in der anatomischen Sammlung der Geburtsstiftung befindlichen Zwillingscyclopen* (B. 9 S. 56 f.); *Über die Behandlung der Wöchnerinnen und neugeborenen Kinder auf Island* (B. 9 S. 83 ff.). Von desselben Vfs. erst mit *Pfaff* in Kiel, dann mit *Rudolphi* in Greifswald herausgegebenem nordischem Archive ist schon die Rede gewesen. Früher übersetzte er, mit *C. F. Degen*, mehrere in sein Fach einschlagende dänische Abhandlungen aus der N. Sammlung der Schriften der *königl. dän. Societät der Wissenschaften* ins Deutsche. Unter den Italiänern fand *G. Baldwin* und *Palloni*, und unter den Engländern *Crumpe* und *Brown* an *Scheel* einen Übersetzer. Auch in den *Schriften der skandinavischen Literaturgesellschaft* befindet sich von ihm: *Über einige nothwendige Voranstalten gegen ansteckende Krankheiten* (Kopenh. 1806. B. 1); und in *Kiöbenhavns Skilderie: Anmerkungen zur Todtenliste von Kopenh.* 1808. — Die von dem jetzigen Prof. der Medicin zu Christiania, *Michel Skjelderup*, vor dessen Abgange nach Norwegen (1813) herausgegebenen Schriften sind: *Diss. inauguralis sistens vim frigoris incitantem, Hafniae*, 1803. Daſs die Kälte zu den Reizmitteln gehöre: diese für den Arzt und Naturforscher gleich wichtige Wahrheit hat der Vf. in dieser Schrift gründlich bewiesen, und durch unwiderlegliche Erfahrungen dargethan. *Anatomischphysiologische Vorlesungen.* Th. 1. Kopenh. 1807. Th. 2. Ebendas. 1809. Man rühmt besonders an diesem Werke dessen groſse Brauchbarkeit für den philosophischen Anthropologen, weſshalb der einsichtsvolle *Treschow* in seiner *Psycholgie* den physiologischen Theil der Anthropologie ganz überging, und sich nur auf *Skjelderups* Vorlesungen berief. Der Schwede *L. Tidén* verpflanzte dieses dänische Product durch eine Übersatzung (Skara, 1815. 2 B. 8.) auf schwedischen Boden. Des Vfs. *Historia studii anatomici in Univers. Hafniensi*, Hafn. 1811, wurde von *Engelstoft* ins Dänische übersetzt. Für periodische Schrif-

ten lieferte der Vf. in der Biblioth. für Ärzte: *Betrachtungen über den Unterschied zwischen der vegetativen und animalen Reizbarkeit in therapeutisch-diätetischer Hinsicht* (B. 2 S. 1 f.). In den Schriften der skandinav. Literaturgesellsch.: *Physiologische Betrachtungen über das absorbirende System aus diätetischem Gesichtspuncte* (1809. S. 84 f.). *Physiologische Betrachtungen über den Greisentod* (1812. S. 98 — 130). (Kurz, aber ungemein lehrreich und für den dem Tode Zuwankenden sehr beruhigend!) *Betrachtungen über die innerlich reizenden Potenzen mit Rücksicht auf das physische und intellectuelle Wohlbefinden des Menschen* (1813. S. 387 ff.). (Die neue norwegische Hochschule gewann an diesem Arzte, der ein geborener Normann ist, eine ihrer schönsten Zierden.) Des Dr. *Christian Friedrich Schumacher*, vormaligen Hofchirurgs und Professors an der chirurgischen Akademie zu Kopenhagen, *Lehrbuch der Anatomie*, Erster Th., welcher die *Knochenlehre* enthält, Kopenh. 1807, wird, nach *Matth. Saxtorphs* Osteologie, für die *erste* Schrift gehalten, worin der Versuch, die lateinischen und griechischen Kunstwörter, an denen die Anatomie, als Wissenschaft betrachtet, so reich ist, ins Dänische zu übertragen, gelungen ist. Nach einer Einleitung, worin das Äussere, oder die Oberfläche des menschlichen Körpers beschrieben wird, handelt der Vf. von der Knochenhaut, dem Marke und der Reproduction der Knochen. Mit *Blumenbach* nimmt Hr. *Sch. fünf* Hauptverschiedenheiten der Menschenkopfsbildung an, die *Kaukasische*, *Mongolische*, *Amerikanische*, *Äthiopische* und *Malaiische*. Die besondere Beschreibung der Knochen geschieht in folgender Ordnung: 1) von der Lage (*situs generalis*) des Knochens; 2) von dessen Figur; 3) von seiner Eintheilung; 4) seiner Substanz, Wesen; 5) seiner Stellung (*situs specialis*); 6) seinem Nutzen; und 7) seiner Beschaffenheit beym Neugebornen, der weiteren Entwickelung desselben durch die verschiedenen Lebensperioden bis zur endlichen Erreichung seiner vollkommenen Bildung. Ein Sachkenner, der vorhin genannte Prof. *Skjelderup*, urtheilt über diese Schrift, dass sie von ihres Vfs. genauer Kenntniss älterer und neuerer Werke in seinem Fache und dem Fleisse, womit sie benutzt sind, nicht nur zeuge, sondern auch allenthalben Proben von seinen eigenen, während einer längeren Jahrenreihe angestellten anatomischen Untersuchungen enthalte. Durch die letzten habe sich Hr. *Sch.* vor seiner Vorgänger Fehler bewahrt, und Entdeckungen gemacht, die dieses ausführliche Werk vortheilhaft auszeichnen, und die wenigstens der Kunstverständige zu schätzen wissen werde. Von desselben Vfs. *officinellen Heilmitteln aus dem Pflanzenreiche* u. s. w. ist oben gehandelt worden; und seiner in die *Naturwissenschaft* einschlagenden Schriften wird nachher gedacht werden. Unter den der Heilkunde gewidmeten *periodischen* Schriften berühren wir hier nur solche, welche in *dänischer* Sprache herauskamen; indem die deutschverfassten (von *Pfaff*, *Scheel* und *Rudolphi* und von *Joh. Cl. Tode*) als bekannt vorausgesetzt werden. Zu jenen gehört die *Bibliothek fo Lueger*, von welcher in den J. 1809 — 1815 vier Band. erschienen, und die seit 1814 den Titel *Nyt Bibl.* u. s. w. (Neue Biblioth. für Ärzte) erhielt. Sie ist eigentlich nur eine Fortsetzung, oder vielmehr die Stellvertreterin der schon 1794 begonnenen *Physikalsk, oekonomisk, og medicochirurgisk Bibliothek*, die unter verschiedenen Titeln erst von *Mynster*, dann von *Rafn*, zuletzt von *Diesen*, von *Herholdt*, *Viborg* und *Oersted* in 28 Bänden herausgegeben wurde, und mit dem J. 1807 aufhörte. In ihrem neuesten Gewande waren *Galdbrand*, *Viborg*, *Herholdt*, *Scheel* und *Skjelderup* ihre Herausgeber, und sie enthält unter den Aufschriften: Originale Abhandlungen, Auszüge aus fremden Schriften, literarische Nachrichten, Recensionen in- und ausländischer wichtiger Werke, Nachrichten von öffentlichen Anstalten, das Medicinalwesen betreffend, Sterbefälle, Beförderungen, Verzeichnisse von neuen medicinisch-chirurgischen Schriften u. s. w. fast Alles, was dem Arzte, der mit seiner Zeit fortschreiten will, in seinem Fache zu wissen nöthig ist. Die von *J. Chr. Jacobsen*, Oberarzt und Regimentschirurg, der durch seine *Commentatio de Hydrophobia* im J. 1807 den von der Universität ausgesetzten Preis gewann, angefangenen *Annalen für die Verehrer der Arzneywissenschafft*, Odense, 1811, wurden nicht fortgesetzt; auch desselben Vfs. *Ejr*, oder *Sammlung medicinischer und verwandter Abhandlungen*, Odense, 1817, besteht bis jetzt nur aus einem Hefte. Die von *Tode* angefangene *Gesundheits- und Unterhaltungs-Zeitung* ist bis 1809 von Dr. *Frankenau* fortgesetzt worden, und besteht aus 8 Bänden. — Um die *Geschichte der Arzneywissenschaft im Norden* machte sich, ausser einigen Vff., welche gelegenheitlich, z. B. *Callisen* in seinen oben angezeigten *phys. medic. Betracht. über Kopenh.* Beyträge zu derselben lieferten, besonders Dr. *G. L. Baden* durch eine kleine, aber inhaltreiche Schrift: *Verfassung der Arzneywissenschaft in der Urzeit und im Mittelalter bey den Normännern, besonders den Dänen*, eine historische Untersuchung; Kopenh. 1801, verdient. Nach einigen vorausgeschickten Bemerkungen über den Mangel an theoretischer Wissenschaftlichkeit bey den nordischen Altfordern, der jedoch durch Erfahrung und praktische Kenntnisse gewissermassen ersetzt wurde, wird von S. 22 an die einfache und der Gesundheit meist zuträgliche Diät der Alten beschrieben, und gezeigt, dass ihnen die Wundheilkunst (welcher sich erst das Frauenzimmer, nach Einführung des Christenthums aber die Geistlichen widmeten) mehr als alle innere Arzneykunst galt. Von den gewöhnlichsten Krankheiten in den ältesten Zeiten wird S. 50 f. gehandelt, und sowohl die Heilmittel, als die Pflege der Kranken in der Urzeit und im Mittelalter beschrieben. Eine Übersicht der wissenschaftlichen Verfassung der Heilkunst bis zu Christians I Zeit macht den Beschluss, welcher noch einige Nachrichten von den Ärzten in Dänemark bis zur Zeit der Reformation angehängt sind. Der Vf., der seinen Beruf zu historischen Untersuchungen schon durch viele grössere und kleinere Schriften bewiesen hat, lässt es auch in dieser Schrift nicht an interessanten Bemerkungen fehlen, die, wenn sie auch zum Theil als Abschweifungen von seinem eigentlichen Ziele anzusehen sind, doch nicht ungern

werden gelesen werden. So wird z. B. in der 32 Anm. als Probe, wie nachsichtig man in älteren Zeiten gegen das Laster der Trunkenheit war, erzählt, dafs ein Alumnus, der sich zu den Klosterübungen im berauschten Zustande einstellte, weit glimpflicher bestraft wurde, als ein anderer, der einen Schnitzer gegen die Grammatik machte; und dafs ein Priester, der für überwiesene Trunkenheit mit Geldbufse durchkam, wegen eines Formalitätsfehlers bey der Administration des h. Abendmahls dem geistlichen Stande entsagen mufste. — Dr. *Galls* Aufenthalt in Kopenhagen im J. 1802 und seine daselbst gehaltenen Vorlesungen über die Organe des Gehirns veranlafsten mehrere Gelehrte zu Abhandlungen für und wider seine neue Lehre; z. B. *Herholdt*, *Bornemann*, *Heiberg*, *Winther*, *Björn* u. A., die in den J. 1803 — 1810 herauskamen, und meistentheils in den gröfseren Sammlungen gelehrter Gesellschaften, der *Societät der Wissenschaften*, der *skandinav. Literaturgesellsch.* u. s. w. sich befinden. *Galls* Lehre hatte zu Kopenhagen, wie anderwärts, das Schicksal, dafs sie Anfangs angestaunt, dann geprüft, und zuletzt — vergessen wurde. Nur wenige mögen seyn, die aus der neuen Schädel- und Gehirnorgan-Lehre den Nutzen geschöpft haben, den dieselbe, mit kaltem Blute erwogen und gegen Übertreibungen geschützt, unstreitig gewähren könnte.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Auch von diesen beiden Zweigen Eines und ebendesselben wissenschaftlichen Stammes ist die hinsichtlich der Medicin und Chirurgie beygebrachte Behauptung geltend: was Gott und die gesunde Vernunft zusammengefügt hat, das soll der Mensch und dessen scrupulöse Spitzfindigkeit nicht trennen. Welcher tüchtige Physiker kann auf Naturgeschichte Verzicht leisten? Und welcher vorurtheilsfreye Naturhistoriker kann von der Physik keine Kenntnifs nehmen? Wir fassen in dieser übersichtlichen Anzeige beide Disciplinen der Naturwissenschaft zusammen, werden jedoch am rechten Orte besonders darauf aufmerksam machen, was für die Eine und für die Andere von den Dänen in dem bestimmten Zeitraume Ausgezeichnetes ist geleistet worden. Über den Zustand der Naturwissenschaft im Allgemeinen drückt sich ein vaterländischer Gelehrter (Hr. Prof. *J. Møller*) folgendermafsen aus: „Eine glänzende Periode für dieselbe durfte man sich im Anfange des 19 Jahrhunderts versprechen, sowohl von dem Eifer, womit sie am Schlusse des 18 Jahrhunderts cultivirt wurde, als von dem Interesse, welches so manche neue Entdeckungen in ihrem Gebiete über ganz Europa ihr verschafft hatten. Auch sahe die Naturgeschichte ihre drey Reiche zwischen drey würdige Universitätslehrer (die Botanik nach *Vahls* Tode an *Hornemann*; die Zoologie nach *Rathkens* Abgang nach Christiania an *J. Reinhard*; die Mineralogie an *G. Wad*) vertheilt; mit ihnen wetteiferten *Rafn*, *Wiborg*, *Oersted*, *Hauch* u. A. ehrenvoll. Fremde Reisende erweckten bey anderen Beschämung und Neugier, indem sie ganz Europa verkündeten, welche Menge unbekannter Naturschätze bey uns, zumal in Norwegen, sich fänden. Einheimische Gelehrte fuhren fort, Reisen durch die Provinzen des Zwillingsreichs (Dänemark und Norwegen, ehe die Trennung geschah) vorzunehmen, und sie dann zu beschreiben. Doch andere Phänomene befriedigten nicht in demselben Grade die Verehrer dieser Wissenschaften, besonders der Naturlehre. Noch immer klagten diese darüber, dafs es ihnen an hinlänglicher äufserer Ermunterung fehle; dafs z. B. für die Naturwissenschaften von der Universität keine Preisaufgaben bekannt gemacht würden (diesem Mangel wurde jedoch im J. 1814 dadurch abgeholfen, dafs durch die Freygebigkeit eines Privatmannes, des Grafen *J. G. Molthe*, die Universität in den Stand gesetzt wurde, jährlich einen *naturhistorischen Preis* auszusetzen; womit dem früheren Verdienste dieses Gönners der Wissenschaften, indem er 1810 der Universität sein kostbares *naturhistorisches Museum*, nebst den Mitteln zu einer jährlichen Vermehrung desselben und zum Drucke eines Katalogs darüber, verehrte, die Krone aufgesetzt wurde); „dafs für die heutiges Tages so sehr erweiterte Physik in Vereinigung mit der Chemie nur Ein Lehrstuhl bey der Universität sey, da ihrer doch vorhin zwey errichtet waren u. s. w. Soviel ist gewifs, schliefst Hr. *Möller*, und die Literatur beweist es, dafs diese Fächer noch nicht so viele Bearbeiter haben, als — ich will nicht sagen, ihr hoher wissenschaftlicher Werth, sondern nur — ihr staatsbürgerlicher Nutzen zu erheischen scheint." (S. *Histor. Kalender*, fünfte Aarg. S. 24. 25.) Dagegen hatte sich die Naturwissenschaft anderer Ermunterungen zu erfreuen; im pädagogischen Seminarium wurde, unter des Prof. *Wads* Aufsicht, eine physische Classe errichtet, und in den Kathedralschulen zu Kopenhagen, Christiania und Odense wurde der Unterricht in der Naturgeschichte eingeführt; auf königl. Kosten wurde das grofse Werk *Flora danica* fortgesetzt und *Hornemanns Hortus regius hafniensis* (f. oben unter der Rubrik: *Medicin*) gedruckt; auch kaufte und bestimmte zum öffentlichen Gebrauche der König mehrere schätzbare Privatsammlungen, z. B. *Abildgaards* Sammlung von Eingeweidewürmern, *Vahls* Herbarium und andere Naturaliensammlungen, *Lunds* Insectensammlung u. s. w.

Dafs *Norwegen*, wie vorhin gesagt, den Schauplatz zu manchen bisher unbekannt gebliebenen Naturproducten darbiete, dafs ist dem deutschen Publicum aus *von Buchs* und *Hausmanns* Reisebeschreibungen bekannt; aber auch inländische Gelehrte, z. B. *Hornemann*, *Flor* u. A. haben in ihren, auswärts weniger bekannten Schriften darauf aufmerksam gemacht. *Hornemann* liefs in der *Phys. Biblioth.* einige *Beyträge und Bemerkungen zur dänischen Naturgeschichte* (B. 1 S. 144 f.), und: *Briefe von seiner Reise* (B. 16. 17 und 18) abdrucken; auch theilte er in den Schriften der *skandinav. Literaturgesellsch.* v. 1807 B. 7 S. 389 ff. seine Bemerkungen *auf einer durch Norwegen gemachten Reise* mit, und in *Olaffens Ökonomischen Annalen* (Kopenh. 1797 — 1817, zusammen 15 Bände) befinden sich von ihm Bemerkungen *über die Ursachen, warum unsere inländischen officinellen Pflanzen nicht*

so allgemein benutzt werden: als es zu erwarten und zu wünschen wäre? (f. B. 11 S. 118 ff.) *M. Richard Flor*, welcher seit 1817 die Stelle eines Lectors bey dem botanischen Garten der neuen norwegenschen Hochschule bekleidet, benutzte die Gelegenheit, die sich ihm als Oberlehrer an der Kathedralschule zu Christiania zur Herausgabe von Schulprogrammen darbot, dazu, dass er erst auf den Werth des naturhistorischen Studiums im Allgemeinen und dann auf den Gewinn der Naturwissenschaften insbesondere aufmerksam machte. So erschienen nach und nach von ihm folgende Schriften: *Einige Zweifel und Einwendungen gegen das Studium der Naturgeschichte und dessen Anwendung als Lehrgegenstand in den Schulen.* Christiania, 1805. 4. *Nutzen der Naturwissenschaft im Missjahre 1808 zu Norwegen.* Christiania, 1810. 4. *Beyträge zur Kenntniss der Fortschritte, welche die Naturwissenschaften in Norwegen gemacht haben.* Das. 1813. 4. (In zwey Abschnitten handelt der Vf. 1) von dem, was die Naturwissenschaft in Norwegen von den ältesten Zeiten her war, und 2) von den grossen Fortschritten, welche sie vom J. 1587 an bis in die neuesten Zeiten machte. Der letzte Abschnitt ist, wie man denken kann, ausführlicher und befriedigender, als der erste. Ein Recensent in *dansk Litteratur-Tidende* for 1815 tadelt es mit Recht an dem Vf., dass er auf eine mehr panegyrische Art beschrieben habe, was für die Naturwissenschaft geschehen sey, als mit Kritik das Versäumte dargestellt, dass er mehr den guten Willen bey den Bearbeitern der Naturwissenschaft gerühmt, als den Fleiss und Verstand, die Kenntnisse und das Glück, womit sie wirkten, untersucht habe. Auch werden ihm manche Missgriffe und Mängel in seiner übrigens schätzbaren Schrift nachgewiesen, und der Wunsch geäussert, dass er sich entweder an eine chronologische Ordnung strenger gebunden, oder seine Materie nach den drey Naturreichen abgetheilt, und jedes derselben chronologisch behandelt haben möchte.) *Verzeichniss über die norwegenschen Fossilien.* Christ. 1815. 4. *Systematische Charakteristik über die in den Umgebungen von Christiania wachsenden phanerogamen Pflanzen.* Ebendas. 1817. (Unter den hier angeführten 525 blüthetragenden Pflanzen befinden sich nur 48, welche nicht in einem Umkreise von 4 Meilen bey Kopenhagen auch gefunden werden, und kaum 28, die man nicht in Dänemark antrifft. Dagegen liefert die Umgebung von Kopenhagen fast zweymal so viele phanerogame Pflanzen, als die Gegend von Christiania nach des Vfs. Angabe, woraus der Recensent dieser Schrift in *dansk Lit. Tid.* f. 1818 S. 62 f. den Schluss zieht, dass diese *Flora Christian.* nur unvollständig sey, auf einem allzueng abgesteckten Umkreis sich einschränke, und daher in einer ausführlichen Schrift, wozu Hr. *Flor* in der Vorrede Hoffnung macht, der Berichtigung und einer grösseren Vollständigkeit bedürfe.) Ausser diesen Gelegenheitsschriften hat man von demselben Vf. noch einige ökonomische Abhandlungen, z. B. *über Futtermittel*, Christiania, 1808; *über das Kochen des Salzes aus Seewasser und aus Tang;* Ebendas. 1809; *über den Tabaksbau*, 1810. 8. u. s. w. Von der *naturwissenschaftlichen Classe*, welche durch die patriotischen Bemühungen der *Gesellschaft zur Beforderung des Wohls von Norwegen* errichtet worden, die aber bisher vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit nur auf die Mineralogie richtete, verspricht man sich, seit Stiftung der norwegenschen Hochschule, eine desto fruchtbarere Wirksamkeit zum Gedeihen der Naturwissenschaften, je weniger es ihr jetzt bey so manchen tüchtigen akademischen Lehrern an der erfoderlichen Anleitung und Mitwirkung fehlen kann. Nach der Aufhebung des Bergwerkswissenschaftlichen Seminars zu Kongsberg und der Einverleibung des berühmtesten seiner Lehrer, *J. Esmarch*, in die Universität, an welche auch der ganze dem Seminar gehörende Apparat gefallen ist, bleibt Christiania ohnehin fast der einzige Ort in Norwegen, wo für den Flor und die Cultur der Naturwissenschaft etwas Wesentliches geschehen kann.

Von dem eben genannten *Jens Esmarch* (seit 1814 Prof. der Bergwissenschaft zu Christiania) hat man, ausser der in Deutschland bekannten *Beschreibung seiner mineralogischen Reise durch Ungarn*, noch folgende Abhandlungen in dänischen Zeitschriften: im *skandinavischen Museum* Geognostische Beleuchtung der kongsbergischen Erzgebirge (B. 1 H. 2 S. 125 ff.); im *topographischen Journale*, Mineralogisch-geognostische Untersuchungen (B. 26 S. 191 f.); in den *topogr. statistischen Sammlungen* Bemerkungen auf einer Reise in das Goustagebirge in Obertellemark (Th. 1 B. 2 S. 175 f.), und ein Bruder des Vfs., der Justizrath *L. Esmarch*, gab historische Nachrichten von dem Sandfluge in Nordjüttland, Kopenh. 1817, heraus.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, in der Maurer'schen Buchhandl.: *Praktische Anleitung zur Kenntniss und Beurtheilung der wichtigsten Operationen in der Bierbrauerey und Brantweinbrennerey mit besonderer Berücksichtigung der Kartoffel-Brantweinbrennerey.* Auf Befehl der höheren Verwaltungsbehörden ausgearbeitet von *Johann Friedrich Born*, königl. Fabriken-Commissarius. Zweyte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 6 erläuternden Kupfertafeln. 1820. VIII u. 117 S. 8. (12 gr.) Eine brauchbare und empfehlungswerthe Schrift.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

Übersicht der Literatur der Dänen seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Um die *Physik* besonders erwarb sich der auch im Auslande durch mehrere, in deutscher Sprache erschienene Werke, z. B. *Ideen zu einer neuen Architektonik der Naturmetaphysik*, Berl. 1802., *Materialien zu einer Chemie des 19. Jahrh.* Regensb. 1803. *Ansicht der chemischen Naturgesetze*, Berl. 1812. längst bekannte *Hans Christian Oersted*, Prof. zu Kopenhagen, noch durch folgende dänische Schriften bleibende Verdienste: *Erste Gründe der Naturmetaphysik* (Kopenh. 1799.); *Die Wissenschaft von den allgemeinen Gesetzen der Natur* (Kopenh. 1809). Nur der 1 Th. ist hievon erschienen, und die Bestimmung des Buches geht zunächst auf des Vfs. Zuhörer, dann aber auch auf Leser, die von der N. W. schon die nöthigen Vorkenntnisse besitzen. *Erste Einleitung in die allgemeine Naturlehre*, Einladungsschrift. Kopenh. 1811. Mit Scharfsinn und Popularität handelt der Vf. von dem Geiste, der Bedeutung und dem Zwecke der Naturwissenschaft, von ihrer Eintheilung, der Eintheilung und Methodik der allgemeinen Naturlehre, den Hauptpuncten in ihrer Geschichte: worauf zuletzt noch eine sorgfältige Anweisung zum Studium der Naturlehre folgt. Der Vf. verspricht in der Vorr. mehrere Theile der N. L. auf dieselbe Weise in einzelnen Abhandlungen zu bearbeiten. Von dess. Vfs. Reformationsprogramm: *Tentamen nomenclaturae chemicae omnibus linguis scandinavicogermanicis communis*: Hafniae 1814. liefert *Schweigger* in seinem *neuen Journale für Chemie und Physik* B. 12. H. 2. eine unter Aufsicht des Vfs. gefertigte deutsche Übersetzung, wovon Dr. *Buchner* und *Schweigger* selbst Anlass zu 2 Abhandlungen verwandten Inhalts nehmen. Dr. *B.* räumt des Vfs. Vorschlägen bekanntlich ein, dass sie auf guten Grundsätzen beruhen, und dass seine Nomenclatur wegen ihrer Kürze, Bestimmtheit und Bildsamkeit zu chemischen Kunstausdrücken sich eigne, verhehlt es sich aber gleichwohl nicht, dass sie dem deutschen Ohre fremd klinge und daher weder dem Gelehrten denselben Vortheil bringe, wie die gebräuchliche Nomenclatur, noch für den Nichtgelehrten verständlich genug sey. *Schw.* glaubt dagegen, dass mehrere Vorschläge *Oersteds* ohne Bedenken angenommen werden könnten, dass das Fremdklingende nur vorübergehend sey, und dass des Vfs. Einladung an alle Chemiker zur Mittheilung ihrer Bemerkungen über diesen Gegenstand Beherzigung verdiene. Auch in *Trommsdorffs* Journ. der Pharmacie steht eine Übersetzung dieses Programms, woran aber *Oerst.* selbst keinen Antheil hat. Von demselben Vf. verdienen noch einzelne, in dänischen periodischen Schriften eingerückte Abhandlungen bemerkt zu werden. In der *Bibl. für Physik, Ökonomie und Medicin*: Briefe über die Chemie. (B. 14. 16 und 17); Über mineralische Wasser in Paris (B. 17 S. 233 f.). In der *neuen Bibl. für Phys.* u. s. w. Über die galvanische Electricität (B. 1 S. 91 ff.); Kritik der sogenannten Eudiometrie mit Rücksicht auf die Heilkunst (B. 8 S. 52 f.); Versuche, veranlasst durch einige Stellen in *Winterls* Schriften (B. 9 S. 229 f.); Über die Art, wie die Electricität sich fortpflanzt (B. 9 S. 268 f.); Betrachtung der neuen *Ritterschen* Pendulversuche (B. 9 S. 329 f.). In den *Schr. der Skandinav. Lit. Gesellschaft*: Über die Übereinstimmung zwischen den electrischen Figuren und den organischen Formen (Kopenh. 1805. B. 1 S. 1. ff.); Neue Untersuchung der Frage: was ist Chemie? (B. 2 S. 240. ff.); Versuch einer neuen Theorie über die Selbstentzündung (S. 487. ff.); Betrachtungen über die Geschichte der Chemie (B. 2 S. 1. ff.); Über den Grund zu dem Vergnügen, welches die Töne verursachen; ein Gespräch (Kopenh. 1808. B. 1 S. 1—67; Die Vorlesungen, welche der Vf. in mehreren Fortsetzungen vor der königl. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen hält und deren Gegenstand eine *Untersuchung über die ersten Gründe von aller chemischen Wirkung* ist, sind, so viel Rec. weiss, bisher eben so wenig im Drucke erschienen, wie die vor der königl. medicinischen Gesellschaft daselbst gehaltenen Vorlesungen desselben, welche eine *kurze Übersicht des Einflusses der neueren Entdeckungen auf die chemische Theorie* enthalten. Dass man *Oersteds* wissenschaftliche Verdienste auch ausserhalb Dänemark zu würdigen weiss, zeigt unter anderen auch die Auszeichnung, die ihm im J. 1811 die Grossherzogliche mineralogische Gesellschaft zu Jena dadurch erwies, dass sie ihn zu ihrem Ehrenmitgliede erwählte; sowie die von dem Prof. *Marcel de Serres* zu Montpellier unter dem Titel: *Considerations*

sur l'identité des forces electriques et chemiques, Paris, 1813, herausgegebene Übersetzung seiner *Ansicht der chemischen Naturgesetze, durch die neueren Entdeckungen gewonnen*, Berlin, 1812. 8. — *Friedrich Saxtorphs Elektricitätslehre, gegründet auf Erfahrung und Versuche, und verglichen mit den bekanntesten Hypothesen*, Th. 1. Kopenh. 1802. Th. 2. Das. 1803. 8. veranlasste bey allem Guten, welches sie in Hinsicht ihrer Popularität, ihrer Deutlichkeit in der Anweisung zur Verfertigung von Instrumenten, ihrer Brauchbarkeit für Dilettanten und Anfänger enthält, und das auch von dem Recensenten der Schrift in *kiöbenhavnsk laerde Efterretninger*, 1805. No. 26. 27, dem eben genannten Prof. *Oersted*, anerkannt wurde, gleichwohl zwischen diesem und dem Vf. einen kleinen Federkampf, weil *Oerstedt* die wissenschaftliche Form und Behandlung getadelt hatte, in welchem jedoch der Vf., wie zu erwarten war, den Kürzern zog. Man hat von diesem *Saxtorph* (der 1808 starb) noch: *über die beste Einrichtung einer Elektrisirmaschine* in *Rafns* Physischer Bibliothek (B. 12 S. 201 ff.). Ein Bruder von ihm, *Jacob Saxtorph*, jetzt Rector der gelehrten Schule zu Odense, der sich vorher durch Übersetzung einiger in die Naturlehre einschlagender Schriften, und durch seinen eigenen *Versuch eines Lehrbuchs der Naturlehre beym ersten systematischen Schulunterrichte* (Kopenh. 1799) vortheilhaft bekannt gemacht hatte, gab 1804 eine *Abhandlung über den Galvanism*, und 1807 eine kurze *Anleitung zur Kenntniss der Elektricität für die Jugend und für Laien, erläutert durch Versuche mit einer dazu eingerichteten Elektrisirmaschine*, mit 1 Kupf., heraus, deren Vollständigkeit, Deutlichkeit und grosse Brauchbarkeit für Dilettanten in der Elektricitätslehre von dem Recensenten der Schrift in *kbh. l. efterr.* 1808. No. 10, Hn. Prof. *Mynster*, gerühmt wird. — Der Normann *Chr. E. Willberg Schultze*, der sich schon früher durch einige in die Naturlehre einschlagende Schriften einen Namen erworben hatte, wie ihn nur wenige seines Standes (er ist Schullehrer zu Kragerö in Norwegen) haben, gab 1803 *Physicalische Grübeleyen* heraus, welche, nach des Vfs. Angabe, *„die Philosophie der ersten Dinge, aus Vernunftschlüssen und Erfahrungssätzen"* enthalten sollen; Rec. kann ihm aber nichts anderes einräumen, als dass seine 432 Seiten starke Schrift ein Gemisch von Bemerkungen über allerley physische und besonders metaphysische Gegenstände enthält, die allerdings einen selbstdenkenden Kopf, aber auch eine geringe Bekanntschaft mit den Werken neuerer Physiker und Metaphysiker verrathen. — Von des Oberhofmarschalls *Adam Wilhelm von Hauchs Anfangsgründen der Naturlehre* kann hier nur die neue, durchgehends verbesserte Auflage, Kopenh. 1804. 8. angeführt werden, da die frühere Ausgabe von *Tode* und *Tobiesen* längst ins Deutsche übersetzt und nach dieser Übersetzung auch in deutschen kritischen Blättern (s. A. L. Z. 1796 und 1797) nach ihren Mängeln und ihren Vorzügen gewürdigt worden ist. Auch mehrere Abhandlungen des verdienstvollen Vfs. sind in *Scheels*, *Degens* und *Rafns* physik. Abhandlungen deutsch abgedruckt. Andere, z. B. Beschreibung der sogenannten brennenden Harmonika; Versuch einer richtigen Theorie der Anwendung der Halfterstange u. s. w. befinden sich in den Schriften der *köngl. Soc. der Wissenschaften*. Im *skandinav. Museum* theilte der Vf. eine *Übersicht der Naturlehre* mit (B. 1 H. 2 S. 12 ff.), wie auch eine Abhandlung *von dem Nutzen einer populären Hydrologie*, 1803. *Sören Christian Salling*, Prediger zu Vonsild und Dalbye im A. Hadersleben, machte sich erst durch Übersetzungen von Schriften von *Trommsdorf*, *W. Henry*, *Newton*, und dann durch folgende, mit verdientem Beyfalle aufgenommene eigene Arbeiten bekannt: *Anleitung, mineralische Wasser und mineralische Körper im Allgemeinen zu untersuchen*; Odense, 1807. *Lehrbuch der Naturwissenschaft, ein Leitfaden zur Betrachtung der Naturbegebenheiten*, Odense, 1804 und 1806. Auch in *Rafns physical. Biblioth.* und in der *dänischen Handelszeitung* befinden sich kleine Abhandlungen von ihm, die von eigener und meist richtiger Ansicht zeugen. Die von dem Director einer Privatunterrichtsanstalt zu Kopenhagen, *Hans Christian Hammeleff*, herausgegebenen *Ideen physiognomischen, physikalischen und beiden verwandten Inhalts*, Kopenh. 1809, beweisen viel Sinn und Eifer für die Physiognomik und Belesenheit in den Schriften der neueren Physiognomen, sind aber übrigens *nur Ideen*, welche der Sache, für welche sich der Vf. erklärt, keinen Vorschub thun, und die Physiognomik, als Wissenschaft betrachtet, nicht fester begründen, als sie durch *Lavaters* u. A. Versuche begründet worden ist. Noch verdient des (1808 verstorbenen) *Carl Gottlob Rafns Physiologische Untersuchung über die Lebenskräfte in der organischen Natur, mit besonderer Rücksicht auf das vegetative Leben*, Kopenh. 1808. 4. bemerkt zu werden. Die Abhandlung zeichnet sich, nach des Prof. *Skjelderups* Urtheil, durch Kürze, Deutlichkeit und Bestimmtheit vortheilhaft aus. „Der Saame, welchen der Vf. Pflanzeney nennt, entwickelt sich an der Pflanze, zeigt also hier offenbar ein Leben, aber kein individuelles: denn er wächst als ein Theil des Mutterleibes. Nach völliger Entwickelung löst er sich von der Pflanze und fällt ab. Jetzt lebt er ein vollständiges Leben, aber ein Leben ohne sinnliche Lebensäusserungen. Also fragt sichs: worin besteht denn das Leben desselben? Jeder weiss, dass der reife Saame unter den nothwendigen Bedingungen zu offenbarer Lebensäusserung bestimmt werden kann, zum Wachsen und zum Keimen." Wenn aber das Vermögen zu keimen, fährt der Vf. fort, kein Leben voraussetzt: so liesse sichs nicht erklären, wie der Saame durch einen hohen Grad von Wärme oder Kälte, in Wasserstoffgas, durch Beraubung der Luft u. s. f. getödtet werden kann? Der Vf. schreibt also den Saamenarten und dem gereiften Ey ein wirkliches Leben zu, „ein Leben, wie er sagt, welches allein durch Incitabilität besteht, in sofern diese sich den chemischen Affinitäten widersetzt, und durch welche es im Kampfe gegen die äussere Natur seine organische Individualität vertheidigt." (S. *kiöb. laerde Efterr.* 1808. S. 274 ff.) Die Abhandlung, welche allenthalben den Selbstdenker verräth, ist aus der Schriftensammlung der *kongl. dän. Gesellsch. der*

Wissenschaften abgedruckt, von welcher der Vf. auch die Schriften der physischen Classe in deutscher Sprache, Kopenh. und Leipz., 1801 — 1803, herausgab. Einzelne hieher gehörige Abhandlungen, welche sich in dänischen periodischen Schriften zerstreut befinden, und nicht schon durch Übersetzungen in deutschen Zeitschriften bekannt sind, sind: *A. W. Hauch* über die Gewitter, welche in einigen Gegenden von Norwegen im Winter Statt finden. (In den Schriften der *kön. dän. Soc. der Wissensch.* B. 1.) Über die Luftelektricität (*skandinav. Museum.* B. 2). *H. F. W. Abrahamson* über Laute beym Nordlicht (Schriften der *skandinav. Lit. Gesellsch.* 1808. B. 1). *O. H. Mynster* Grundzüge der Elektricitätslehre und des Magnetismus (Das. 1806. B. 2). Mikroelektrometrische Untersuchungen (*Gesellsch. der Wissensch.* B. 5). *Th. Bugge* Versuch über den Zusammenhang von einigen festen Körpern (Das. B. 2). Über den Orkan am 3 Nov. 1801 (*Skand. Mus.* 1802. H. 2). *L. Manthey* Chemische Untersuchungen (N. *Bibl. f. Phys.* B. 4 und 7). *P. Löwenorn* über die glückliche Anwendung von *Bowels* Ventilator oder Rauchhut auf Feuerthürmen (Das. B. 3 H. 4). Etatsr. *Müller* Versuch mit einzelnen zusammengesetzten Erd- und Stein-Arten mit Rücksicht auf ihre Glasartigkeit und Anwendbarkeit zum Kupferschmelzen (Schriften der *Gesellsch. der Wissensch.* B. 2). *Erich Viborgs* Bericht über einige mit Tangrauch angestellte Versuche zum Beweise, wie schädlich dieser Rauch für die Fischerey und Vegetation sey (Das. B. 3. Kopenh. 1804). Diese und einige andere Abhandlungen ähnlichen oder verwandten Inhalts von demselben Vf. befinden sich in der in deutscher Sprache herausgekommenen Sammlung von *Abhandlungen für Thierärzte und Ökonomen.* B. 4. Kopenh. 1805. Gegen die aus den angestellten Versuchen hergeleiteten Resultate, welche die Schädlichkeit des Tangrauches für die Fischerey beweisen sollen, hat der Prof. *Rathke* sehr erhebliche Zweifel erhoben, und es besonders mit *J. Sinclairs* (in der *Statistical account of Schotland*) angeführtem Beyspiele, nach welchem in Schottland bey einer Masse von 50,000 Centner Tangasche kein schädlicher Einfluss des Tangrauches auf die Atmosphäre verspürt wurde, dargethan, dass die Resultate des Vfs. auf nicht ganz richtigen Beobachtungen beruhen müssen. Die Sache machte in Dänemark grosses Aufsehen: aber Norwegen hat sein ihm unentbehrliches Tangbrennen behalten.

Auch die *Naturgeschichte* ist in Dänemark von tüchtigen Männern bearbeitet worden. Der Prof. *Martin Vahl* (gest. 1804) beschloss in diesem Zeitraume sein 1796 angefangenes Werk: *Eclogae americanae; seu descriptiones plantarum, praesertim Americae meridionalis nondum cognitarum*, mit dem 3ten Fascic. Hafn. 1807. gr. Fol. Seine *Enumeratio plantarum vel ab aliis, vel ab ipso, observatarum etc.* Ibid. 1804. 1805 ist in deutschen Zeitschriften (s. Jen. A. L. Z. 1807. Nov.) längst gewürdigt worden. Sein Antheil sowohl an der *Flora danica*, von welcher ihm Heft 16 — 21 gehört (Hafn. 1805), als an der *Zoologia danica*, und zwar derem 4ten Bande, ist bekannt. Besonders bereicherte er die *Schriften der naturhistorischen Gesellschaft* mit Beyträgen, z. B. Beobachtungen auf einer Reise durch Norwegen (B. 2. H. 1 ff.); Anmerkungen zu *Rohrs* Pflanzengeschlechtern (B. 3 H. 2); Beschreibung zweyer neuer Pflanzen, einer *Tradescantia* und einer *Rudbekia* (Das. S. 25 f.); Beschreibung eines neuen Seeschwammes; Beschreibung des Fisches *Holocentrus lentiginosus* (B. 3 H. 1); Beschreibung einer neuen Fischart *Caecula*; Bemerkungen über einige Vögel; drey neue Arten von Fledermäusen; Beschreibung der *Pipra herbata*, der *Polynenas*, *Stellaria grönlandica*; Beschreibung einiger kryptogamischer Pflanzen auf St. Croix u. s. w. (B. 3. 4. 5 und 6.) — *J. W. Hornemanns*, den botanischen Garten zu Kopenhagen und Dänemarks vollständige *Flora* betreffende Schriften sind oben schon angeführt worden. Hier werde nur noch bemerkt, dass das in seiner *Enumeratio plantar. etc.* mitgetheilte Verzeichniss gegen 7000 Pflanzenarten enthält, von denen mehrere, bisher ganz unbekannt oder auch zweifelhaft gewesene, mit grosser Genauigkeit beschrieben werden. Die ruhmvolle Anzeige, welche in *dansk Lit. Tid.* f. 1814 S. 129 ff. von des Vfs. *Hortus reg. botan. hafniens. in usum tironum et Botanophilorum etc.* steht, schliesst mit dem gerechten Wunsche, „dass dieses mit Fleiss und Genauigkeit ausgearbeitete Werk nicht nur von den jungen Ärzten und Chirurgen, deren Pflicht es ist, sich botanische Kenntnisse zu erwerben, benutzt werden möge, sondern dass sich auch studirende Forstmänner, welche in dem königl. botanischen Garten und bey den darin angestellten Männern Gelegenheit haben, sich Kenntnisse zu verschaffen, die sie anderwärts vergeblich suchen, desselben fleissig bedienen mögen." — Was andere Naturforscher in diesem Zeitraume geleistet haben, ein *J. Chr. Fabricius* in seiner *Systema Eleutheratorum* (Kilon. 1801), und ein *Chr. Fr. Schumacher* in seiner *Enumeratio plantarum Siellands. septentr. et orientalis* (Hafn. 1801. 1813) ist dem ausländischen gelehrten Publicum bekannt (s. Jen. A. L. Z. 1807. No. 225, und A. L. Z. 1807. Jan. S. 193; auch Leipz. L. Z. 1803. S. 406 f.) *Kielsen* gab 1804 von diesem Werke eine dänische Übersetzung heraus. Noch schrieb *Schumacher Versuch eines Verzeichnisses der in den dänischen und norwegenschen Staaten sich findenden einfachen Mineralien*, Kopenh. 1801. 4., und: *Essai d'un nouveau systeme des habitations des vers testacés*, a Copenhague, 1818. 4.; und in den *Schriften der naturhistor. Gesellsch.* zu Kopenhagen liest man von ihm folgende kleine dänische Abhandlungen: Drey kurze Abhandlungen (B. 3 H. 1 S. 1 f.) über das Geschlecht *Paullinia Linn.* (B. 3 H. 2 S. 115 f.); das chrystalltragende Haarzeolith (H. 2 S. 133 f.); Beschreibung einiger Mineralien v. *Geyser* (B. 4 H. 2 S. 188 f.) u. s. w. Der 1804 verstorbene Conf. Rath *Esaias Fleischer* vollendete in dieser Zeit sein 1780 angefangenes Werk: *Vers. einer Naturgeschichte*, in 10 Theilen, mit dem 26 Bande, Kopenh. 1801. Oft ist dieses Werk angegriffen worden; viele und bedeutende Mängel sind ihm nachgewiesen worden; aber dennoch wird es für ein im Ganzen genommen vortreffliches Repertorium erklärt, das in der vaterländischen Literatur seines Gleichen nicht habe. Der Rec. des 10ten Theils, welcher in 4 Bänden die Ge-

schichte des Menschen enthält, Dr. *Odin Wolf*, urtheilt in *kiöb. laerd. Efterr.* f. 1804 No. 28 f. über das Ganze: „Das *Fleischer*'sche Werk erhält besonders dadurch classischen Werth, dass der Vf. seine Gewährsmänner für jede Thatsache, jede Meinung, welche er vorträgt, genau angiebt, sowohl da, wo er Anderen folgt, als da, wo er selbst urtheilt. Von Theologie und frommen Betrachtungen kommt in der Schrift, als Naturgeschichte betrachtet, zu Vieles vor; doch gewinnt sie eben dadurch bey gelehrten Geistlichen vielleicht an Interesse; auch fehlt es ihm hierin nicht an Vorgängern, z. B. *Derhams* Physicotheologie, *Lessers* Insectotheologie u. s. w. Noch ein anderes sehr ausführliches Werk, dessen Vorläufer schon 1776 im Drucke erschien, wurde in diesem Zeitraume beendiget, nämlich: *Otto Friedrich Müllers Zoologia danica, seu animalium Daniae et Norwegiae rariorum et minus notorum descriptio et historia Vol. quartum. Descripserunt et tabulas dederunt P. C. Abildgaard, M. Vahl, J. S. Holten, J. Rathke.* Havniae 1806. Continens Tab. CXXI — CLX. „Alle Zoologen Europas, sagt *Hornemann* bey Gelegenheit der Anzeige dieses letzten, unter *Müllers* Namen erschienenen Bandes in *laerd. Efterr.* f. 1808 S. 82, sind einig über *Müllers* seltene Verdienste als Naturforscher; viele Schriften verkündigen seinen Ruhm; und doch — während man es zur Ehre Dänemarks erkennt, dass seine Erinnerung ewig in der Dankbarkeit derer blühet, welche aus seinen Schriften sowohl von den Bewohnern des Oceans, als des Wassertropfens, sich Kenntniss verschaffen — ist das Denkmal, welches sein unbekanntes Grab decket, unter Staub und Moos verborgen, und zeugt nur zu wahr von dem Leichtsinn, womit seine Landsleute" (*Müller* war aber doch der *Sohn* eines Deutschen) „ihrer seltenen grossen Männer vergessen. Dieses Werk, obgleich nicht die vorzüglichste Arbeit *M's.*, „hat sich dennoch in der zoologischen Literatur zu einem ausgezeichnet hohen Rang erhoben" u. s. w. Die 40 Platten, welche dieser 4. B. enthält, sind, wie die früheren, theils von *M's.* Bruder, dem Kupferstecher *C. F. Müller*, theils von *Friedrich*, mit grossem Fleisse gestochen; und die Illuminirung, Druck und Papier entspricht dem Übrigen. Der Herausgeber dieses 4. Bs., Prof. *Rathke*, hat es bewiesen, dass er die mühsamsten Arbeiten nicht scheut, wenn der Gewinn der Wissenschaften und die wichtige Würdigung der Verdienste solche erfodert, auch hat er nicht, gleich manchen andern Schriftstellern, *Müllers* Ausspruch vergessen: „Die Anerkennung der Verdienste Anderer ist der erste Schritt, um selbst einiges Verdienst zu haben." Es ist zu bedauern, dass eben dieser *J. Rathke*, der seit 1813 die Stelle eines Professors der Zoologie auf seiner vaterländischen Universität zu Christiania bekleidet, und der sich schon durch die Herausgabe von *Ascanii Icones rerum naturalium, Fascic. quintus.* Hafn. 1805. einen Namen als fleissiger Naturforscher erwarb, die Auffoderung zu einer Fortsetzung von *Müllers* classischem Werke bisher unbefolgt gelassen hat. Die übrigen, äusserst zahlreichen naturhistorischen Schriften von *O. Fr. Müller*, der als Conf. Rath zu Kopenhagen 1804, in einem Alter von 54 Jahren, nachdem er schon 12 Jahre privatisirt hatte, starb, gehören sämmtlich in einen frühern Zeitraum, als dass ihrer hier erwähnt werden konnte; man findet aber ein genaues Verzeichniss derselben in dem so eben erschienenen 2ten Bande von *Almendeligt Litteraturlexicon for Dänmark, Norge og Island; ved R. Nyerup og J. E. Kraft*, Kopenh. 1820. gr. 4. S. 409 — 411. Von dem Prof. *J. Rathke* befinden sich in verschiedenen periodischen Schriften folgende Abhandlungen: Beschreibung der höckerichten Flussschildkröte, in d. Schriften der *N. Norwegischen Liter. Gesellschaft* (B. 1. S. 55. u. s. w.). Beobachtungen, betreffend die Geschichte der Eingeweidewürmer; in den Schr. der *Naturhistorischen Gesellschaft* (B. 3. H. 1. S. 65. f.); Entomologische Beobachtungen (Das. S. 191. f.); Über die Naturgeschichte der dem Saamenkorn schädlichen Insecten (Das. S. 152. 1. H. 2.); Beobachtungen über die ältere Landhaushaltung und den Handel in Norwegen, in den Schriften der *Skandinav. Liter. Gesellschaft* (B 2 1807. S. 360. f.). Über das Brantweinbrennen auf dem Lande in Norwegen, in *der Bibliothek für Physik* (B. 16. S. 105. f.); Über die Mittel, stehendes Wasser im gesunden Zustande zu erhalten, in der *Bibliothek für Ärzte* (B. 3. S. 1. ff.). — Der Oberlehrer und Inspector einer lateinischen Schule zu Kopenhagen *Fr. Chr. Kielsen* machte sich, ausser durch Übersetzung einiger naturhistorischer Schriften von *Funke, Batsch* und *Schumacher*, noch durch folgende, meist zum Jugendunterrichte bestimmte Schriften nützlich: *Versuch eines Lehrbuches der Naturgeschichte zum Gebrauche für Schulen*, in 3 Th., Kopenh. 1802 — 1804. 2te Aufl. 1812 — 1815. Der Gebrauch dieses Lehrbuchs setzt einen geübten Lehrer und bey den Kindern gute Vorkenntnisse zum Voraus. *Merkwürdige Anekdoten von Thieren, ein Beytrag zur Thierseelenlehre*, Odense, 1805. Die bekannte Schrift von *Lars Smith: Versuch eines vollständigen Lehrgebäudes von der Natur und Bestimmung der Thiere* u. s., wovon Prof. *Rahbek* eine neue Ausgabe (Kopenh. 1800) besorgte, scheint hiebey benutzt zu seyn. *Lehrbuch der Naturgeschichte für Anfänger*, Kopenh. 1807. 2te Aufl. 1812, ist seiner Bestimmung gemäss populärer, als obiges Lehrbuch. *Der kleine Naturfreund*, nach dem Englischen, 3 Theile, Kopenh. 1808 — macht einen Theil der von dem Vf. und von *Höst* gemeinschaftlich herausgegebenen *Taschenencyklopädie für Kinder*, Kopenh. 1809, aus. Auch setzte *Kielsen Rafns Naturgeschichte für Jedermann* nach des Vfs. Tode bis zum 2ten Bande, worin die Vögel beschrieben werden, fort; Kopenh. 1808. *Der Stubengärtner* — ist nur eine Übersetzung aus dem Deutschen. Kopenh. 1810.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

Übersicht der Literatur der Dänen seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von dem Etatsrath *Gregers Wad*, dessen wichtigere naturhistorische Werke noch dem 18 Jahrhundert angehören, erschienen 1801—1803 *Cuviers Anfangsgründe der Thiergeschichte*, aus dem Französischen ins Dänische, Kopenh. 1803, ein Werk, welches, wegen der eigenen Beobachtungen des Vfs. und dessen vertrauter Bekanntschaft mit der inneren Organisation der Thiere, grossen Werth hat. In die Schriftensammlung der *skandinav. Literaturgesellsch.* lieferte *Wad*: Über die Wichtigkeit des Studiums der Geschichte der wirbellosen Thiere (1803. B. 2 S. 61 f.); über der Neueren Eintheilung der wirbellosen Thiere und der Schleimthiere überhaupt (1805. B. 1 S. 513 f.); über einige isländische Mineralien (1806. B. 1 S. 456 f.); über Küchensalz und Steinkohlen, mit Rücksicht auf das Bedürfniss des Vaterlandes (1807. B. 2 S. 421 f.); In der *Biblioth. für Physik*: Beschreibung des Fossils Cimotit (B. 7 S. 125 f.); *Cuviers* Abhandl. über die Versteinerung der Säugthiere, übers. (B. 15 S. 191 ff.); über die versuchte Verbrennung der Diamanten in Paris (B. 17 S. 98 f.); über in Frankreich gefundene versteinerte Tapiere (S. 178 f.); über ein neues Bleyerz (Das. S. 380 ff.). Durch des Buchhändlers *A. Fr. Just* zu Viborg *Naturgeschichte der Thiere*, mit 107 Holzschnitten, Viborg, 1802. 2te Aufl. Das. 1805, haben eben so, wie durch desselben Vfs. *naturhistorische Tabellen*, Vib. 1801. Fol., die Wissenschaften wenig gewonnen, ob ihnen gleich ihre Brauchbarkeit für Dilettanten eingeräumt werden muss. *Bruun-Neergaards* mit *Dolomieu* gemachte *Reise durch die Alpengebirge* kam zuerst französisch, dann von *P. H. Mönster* in einer dänischen Übersetzung heraus, Kopenh. 1802, und ist, gleich den *Briefen des Vfs. aus Schweden*, (s. Biblioth. f. Phys. B. 6 u. 7), dem grössten Theile nach mineralogischen Inhalts. Des Dr. *B. P. Kofods* Betrachtungen *über die Heuschrecken im allgemeinen und insbesondere die durch sie verursachten Verwünschungen* Kopenh. 1802. sind mehr mit Rücksicht auf die Bibellehre, als auf die Naturlehre angestellt. Auch *Odin Wolfs nützliche und unterhaltende Lectüre in den Naturwissenschaften*, wovon der 5te Th. (Kopenh. 1813) die Liebe und Zärtlichkeit der Thiere beschreibt, hat weniger die Belehrung, als die Unterhaltung, zum Zwecke. *V. A. Obdrups Descriptio plantar. officin. in Saelandia nascentium*, Hafn. 1802; dessen *Anfangsgründe in der Botanik*, Kopenh. 1803 und *naturhistorische Beschreibung der Sommervögel in der Gegend von Kopenhagen*. Das. 1807 — haben, wegen ihres geringen inneren Gehaltes, ihren 1810. verstorbenen Vf. nicht lange überlebt. — *Jens Wilken Hornemanns Versuch einer dänisch-ökonomischen Pflanzenlehre* erschien in mehreren Auflagen, wovon die neueste die von 1818. ist; schon die 2. von 1806. erhielt durch die neuhinzugekommene Beschreibung der norwegenschen und holsteinischen Pflanzen eine beträchtliche Verbesserung. — Die von den Gebrüdern *Abraham* und *Salomo Soldin* herausgegebene *dänische Flora*, Kopenh. 1807. 4. Hefte in 4. hat auch den Titel: *Botanisches Bilderbuch für die Jugend, oder Abbildung dänischer Pflanzen*, und enthält eine den Kindern gewiss recht willkommene Sammlung der gewöhnlichsten Feldblumen, welche in den Umgebungen von Kopenhagen wild wachsen. — Mehr für das Bedürfniss des Kaufmanns, als des Naturhistorikers berechnet, und für Jenen belehrend, ist des *Svend Brun Juuls*, der 1815 als Polizeymeister zu Helsingör gestorben ist, *Naturhistorisches, ökonomisches und technologisches Handels- und Waaren-Lexikon*, welches auch den Titel führt: *Akademie für Kaufleute, oder encyklopädisches Kaufmannslexikon*, und in 3 Bänden, Kopenh. 1807 — 1810 gedruckt wurde. — Unter den hieher gehörigen Übersetzungen bemerkt Rec.: *F. Hansens* Übersetzung der bekannten *Naturgeschichte für Kinder* von *Raff*; 4te in vielen Puncten berichtigte Auflage, Kopenh. 1811. *L. Hansens Vernünftige Betrachtungen über Gegenstände der Natur und Kunst*; aus dem Deutschen. 1 — 3 Deel. Fridericia, 1801 — 1803. *Funkes Naturgeschichte und Technologie*. 3 Bände. Übers. Kopenh. 1801 f. *Christs Gartenkunst*, übers. v. *Möller*. Kopenh. 1802 f. *Bechsteins Handbuch für Vogelfreunde*, abgekürzt und übers. von *Hornemann*. Kopenh. 1802. — Zu den zerstreuten Abhandlungen gehört: *A. Gamborgs Vorschlag zur Verbesserung des Gesanges der Vögel in unseren Waldungen. Skand. Mus.* B. 1 St. 1. *P. C. Abildgaards* Über norwegische Titanerze und eine neue Steinart von Grönland. *Schrif-*

ten der kön. Soc. der Wissensch. B. 1. *O. Fabricius* Genaue Beschreibung der Geräthschaften beym Seehundsfang der Grönländer. Das. B. 5. — Des Forstinspectors *Schaeffers* Bemerkungen über die Witterung und deren Wirkung auf die Baumvegetation bey Hirschholm. N. *Biblioth. f. Phys.* B. 4 H. 3. *L. Spenglers* Beschreibung des zweyschaaligten Conchyliengeschlechts Maktra. *Schriften der Naturgesellsch.* B. 5 H. 2. *M. Stephensens* Bericht über die wichtigsten Hausthiere der Isländer. *Schriften der Veterinärgesellsch.* B. 1. *L. Mantheys* Über das Bornholmsche Cement. *Skand. Mus.* B. 1. — Zum Schlusse macht Rec. noch auf eine kürzlich erschienene, kleine, aber wichtige Schrift aufmerksam, welche den Titel hat: *Bericht über eine Untersuchung des Mineralreiches auf der Insel Bornholm, auf königl. Befehl angestellt im J.* 1818 von dem Prof. *H. C. Oersted* und dem Justizrath *L. Esmarch*; mit 2 Charten. Kopenh. 1819. Ausser den benannten Commissärs nahm noch der auf der Insel wohnende Stud. *Forchhammer* Theil an der Untersuchung. Die Insel wurde überall und in verschiedenen Richtungen durchreist, auch alle Angaben, womit ihnen die Insulaner entgegen kamen, benutzt. Das Resultat der Untersuchung war: „*Bornholm* ist eine Urbergsmasse mit anhängendem Übergangsgebirge, von einer ungeheuren Kohlenflötzformation, wovon nur ein geringer Theil zu Land streicht, rings umgeben. Was die Steinkohlenflötzen betrifft: so giebt eine Zehnfussflötze gegen 7 Millionen Tonnen Kohlen u. s. w. Die bereits angebrochenen Flötzen geben die Feuerung zum Branntweinbrennen, Brauen, Salzsieden, Dampfmaschinen; würde man tiefer eindringen: so würden weit bessere Kohlen, vielleicht so gut, als die besten englischen Steinkohlen zu Tage gefördert werden. — Was den Eisenstein betrifft, der von guter Art ist: so beweisen die von der Commission angestellten chemischen Untersuchungen, dass der Kohleneisenstein in den Feuerofen mit 52 PCt. kommt. Auch findet man auf Bornholm einen Bley- und einen Kupfer-Gang, die näher untersucht zu werden verdienen. Von Thonarten hat die Insel eine grosse Menge, und sie setzt viele Pottmacherwaaren nach Kopenhagen ab; dass sie nicht besser sind, liegt theils an der Unkunde der Arbeiter, theils und besonders an dem Eigennutz der Kaufleute. Der Engländer *Davenport* errichtete hier eine Fajancefabrik, der es aber an Unterstützung fehlte. — Eine grosse Lage Braunkohle, welche auf der Insel ist, könnte zu Vitriol gebraucht werden; und der viele Seetang, welcher auf die Küste fällt, und dessen Asche Glaubersalz enthält, könnte zu Pottasche benutzt werden. Da man aus Glaubersalz und Kieselerde Glas verfertigen kann: so würde eine Glashütte mit Vortheil angelegt werden können. Zum Eisenschmelzen und allen übrigen Fabricationen leisten die Bornholmschen Steinkohlen die besten Dienste" u. s. w. (S. *Nyeste Skilderie af Kjöbenhavn*; af *S. Soldin.* 1819. No. 1419 ff. Vgl. auch *Rawerts* und *Garliebs Bornholm beskreven paa en Reise* 1815. Kopenh. 1819. 8.)

Unp.

(Die Fortsetzung und Schluss folgt nächstens.)

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Herbig in Commiss.: *Über die natürlichen Grundsätze des Staatsvereins.* Schreiben eines Ausländers an einen gefeyerten preussischen Patrioten am Tage des Friedensfestes 1820. 40 S. 8. (4 gr.)

In dieser kleinen Schrift, deren Vf., nach sicheren Nachrichten, der grossbritannische Generalconsul *Gibsone* in Danzig ist, theilt uns ein selbstdenkender Mann von unbefangenem Geiste und regem Gefühl für bürgerliches Wohl über den Staatsverein und dessen naturgemässe Verfassung seine originellen Ansichten mit. Er geht zuvörderst von dem Satze aus, „dass man sich nothwendig nach den Naturgesetzen richten müsse, wodurch Menschen und Staaten schon so weit ausgebildet worden sind, und, aller Hindernisse und Beschränkungen ungeachtet, sich noch immer weiter ausbilden, wenn eine Verfassung auf diejenigen Grundsätze basirt werden soll, wonach die in einem Staate vereinigte menschliche Gesellschaft von Gottes- und Rechtswegen regiert werden müsste, und wodurch ihr Bestehen und Gedeihen gesichert werden würde." Diesen Satz begründet er durch folgende Behauptungen: „Der Mensch wird durch das Wirken unsichtbarer, vom Schöpfer ausgehender Kräfte erschaffen und ausgebildet. Es ist in alle Menschen von Gott ein Trieb zur Entwickelung ihrer Kräfte gepflanzt. Dieser Trieb lebt ewig fort im Menschengeschlechte, befördert immerwährend die Ausbildung desselben, und veranlasst die Menschen zum eigenen Besten Vereine unter sich zu bilden, und solche allmählich zu vervollkommnen. Er wirkt aber in jedem Menschen nach Massgabe der Fähigkeiten desselben; daher haben, durch Umstände begünstigt, einzelne Menschen sich über die Anderen erhoben; daher haben sich Staaten gebildet, in gewisser Art derjenigen Organisation zuwider, nach welcher der natürliche Trieb in allen Kräften hinstrebt. Der Geist solcher Organisation ändert sich aber, so wie neue Geschlechter auf die Weltbühne treten, indess der Trieb in den Menschen überhaupt, zur Vernichtung aller Hindernisse, unabänderlich fortwirkt, und gerade durch Hindernisse mehr aufgeregt wird. Geistige Kräfte erschaffen Menschen und Staaten, und bilden sie aus nach dem Fortgange ihrer Entwickelung; daher müssen am Ende — wie lange es auch dauern möge — die Staaten nothwendig eine Organisation erhalten, die in Übereinstimmung mit dem Entwickelungsprincip der sie belebenden Kräfte ist. Nur solche Organisation des Staats kann also feste Dauer haben, die auf Befriedigung der Bedürfnisse des Entwickelungstriebes in den Menschen, die den Staat bilden, basirt ist; — die von diesem göttlichen Triebe ausgeht, und von ihm formirt wird; — zu deren Befestigung der Impuls aus allen Mitgliedern des Staats mächtig hinstrebt! — nach der das Oberhaupt des Staats in dem Sinne des allgemeinen Bedürfnisses — also zum allgemeinen Wohl nach dem allgemeinen Willen — handelt, alle moralische Kraft des Staates sich in ihm concentrirt, und von ihm, durch Einheit

vermehrt, ausgeht, und der Staat selbst wie ein mächtiger Körper mit zahllosen Gliedern, von Einem Geiste beseelt erscheint. Wollen die Souveräne wirkliche Stellvertreter Gottes auf Erden seyn, menschliche Bilder seiner Macht, Weisheit und Güte darstellen: so handeln sie auch in seinem Sinne, der durch das Wirken des Entwickelungstriebes im Menschengeschlechte ausgedrückt ist, regieren nach dessen Grundsätzen, und befestigen diese in einer übereinstimmenden Verfassung." Nachdem der Vf. diese von ihm sogenannte Philosophie der Schöpfung ausführlich erörtert, und aus ihr die einzig feste Grundlage des Staatsvereins scharfsinnig entwickelt hat: so zieht er daraus wichtige Resultate für das öffentliche Volksleben. Rec. kann sich nicht enthalten, aus dieser geistreichen Schrift folgende beherzigungswerthe Stellen anzuführen. „Das Volk will selbst sein Wirken regeln, da es alle Lasten des Staats trägt. Es will sich nicht mehr beschränken lassen, als gerade zum Wohl des Ganzen erfoderlich ist, da diess ein Bedürfniss des Triebes zur Ausbildung ist. Eben daher verlangt es die freye Mittheilung aller Gedanken und Erfahrungen, ohne welche die ihm von Gott ertheilte Bestimmung gehemmt wird. Es will sich selbst richten, um desto besser gegen Unrecht sich zu sichern; um den Geist der von ihm ausgehenden Gesetze lebendig zu erhalten, und sie auf alle vorkommenden Fälle desto besser anzupassen; um durch eine natürliche, lebendige, öffentliche Gerechtigkeitspflege den Sinn für Rechtlichkeit — eine grosse Stütze des Staats — auszubreiten. Es will nur nach einem aus ihm selbst hervorgehenden Impulse, oder in Übereinstimmung damit handeln, und sich nicht als Maschine brauchen lassen, die von Aussen bewegt wird. Es will durch eine gehörige, sich selbst verbessernde Verfassung, eine grosse praktische Bildungsanstalt für den Menschen und Bürger errichten, — ein öffentliches Leben, einen öffentlichen Sinn, eine öffentliche Meinung bilden, um die Gedanken und Handlungen Aller zum gemeinschaftlichen Wohl zu lenken. Es will seine Staatsdiener verantwortlich halten, um gewisser zu seyn, dass sie ihre Pflicht erfüllen. Es will aber das Oberhaupt für unfehlbar betrachten, damit selbiges in der Meinung heilig, in der Person unantastbar sey, im Vertrauen, das Oberhaupt werde als Stellvertreter Gottes nur im guten, nie im bösen Sinne handeln. —" „Eine erbliche monarchische Regierung, gehörig organisirt und mit einem solchen Zusatze von Republicanismus, als die Mitwirkung des Kopfes und Herzens der Nation sichert, wird bis jetzt für die beste Form gehalten, da sie zugleich Bestand, Wohlfahrt und stets zunehmende Vervollkommnung gewährt, nachdem das Gefühl des Bedürfnisses die Nation dahin impulsirt. Wenn auch Missbräuche in eine monarchische Regierungsform sich eher einschleichen, und fester kleben, als in eine republicanische so fasst auch das Gute fester Wurzel, und es ist dem Menschengeschlechte nützlicher, die zunehmende Ausbildung des Staates mittelst eines langsamen Processes zu consolidiren, als durch einen schnellern Gang die Erhaltung schon erlangter Vortheile zu gefährden. Und sicher sitzt ein Souverän fester auf dem Throne, der durch eine freye Verfassung im Herzen seiner Unterthanen herrscht, selbst ehrenvoller, als Einer, welcher bloss der Herkunft oder der Willkühr seine Krone verdankt. Der Souverän hat weit weniger gegen Gott und Menschen zu verantworten, wenn sein Volk sich selbst regiert, als wenn er die Verpflichtung hat, für Alles selbst zu sorgen. — Ein Volk muss weit besser regiert werden, wenn seine vorzüglichsten Köpfe alle ihre Ideen dazu in freyer Concurrenz beytragen, als wenn nur durch Beamte regiert wird, vom Souverän allein abhängig, einseitig, ohne den Sporn der Concurrenz, ohne Controlle, wenigstens ohne die der Nation, der Öffentlichkeit. — Eine Regierung kostet weniger, wenn sie theils durch unbezahlte Mitglieder der Nation, als wenn sie durch lauter besoldete Beamte geführt wird. — Ein freyes Volk vermag — zumal in kritischen Fällen — weit kräftiger, freysinniger, grossartiger zu handeln, als ein unter Willkühr lebendes, weil der eigene Antrieb, das eigene Interesse, stärker wirkt, als der fremde Antrieb, das fremde Interesse. Das Wirken der Kräfte im Menschen ist weit umfassender, weit productiver im freyen, als im beschränkten Zustande; der Staat nimmt mehr zu an Bevölkerung, Reichthum, moralischer Kraft, moralischem Werthe. Ein moralisch gut organisirtes Volk ist schwer zu überwinden, weil alle Mitglieder für das eigene Interesse kämpfen, und eines jeden Menschen Brust eine Festung bildet; hingegen wo die moralische Übereinstimmung, der innere Impuls fehlt, selbst grosse Staaten wie Sandkugeln zusammenstürzen. Der Mangel dieses moralischen Kittes, dieser Seele bey Bonapartes Gegnern erhob ihn über sie, wie deren Vernachlässigung seinerseits ihm Verderben zuzog. Diess merkwürdige Beyspiel aus der Geschichte liegt uns am nächsten; es ist aber nur Eins von Tausenden. In der moralischen Kraft, nicht in der physischen Grösse, liegt die Macht; sie rührt vom Geiste, nicht vom Körper her." — „Es ist in der That weit leichter zu regieren, als gewöhnlich geglaubt wird, wenn man recht regieren will: denn man darf nur durch den Trieb im Menschen zur geistigen Entwickelung, mittelst eines gehörigen Organs vom Volke, wirken, nur Gott im Menschen regieren lassen, — man führe nur den öffentlichen Willen, durch ein richtiges Organ des Volks ausgedrückt, gehörig aus, sichere sich das Vertrauen, das Herz der Nation, und das Übrige geht mehrentheils von selbst, indem das sich entwickelnde Bedürfniss stets die Tendenz hat, die Mittel zur Befriedigung hervorzubringen und geltend zu machen, und die materielle Gestaltung des Staats nach dem ihn belebenden Geist sich richtet." — „Im Künsteln, durch die unnatürliche Organisation des Staates theils veranlasst, liegt der Grund zu vielem Übel." — „Das Wirken des Entwickelungstriebes bringt im menschlichen Geiste mannichfaltige Ideen hervor, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Sind diese irrig: so schwinden sie wieder, bey der zunehmenden Aufklärung; — sind sie aber richtig: so erhalten sie durch selbige immer mehr Befestigung. Die Führer des öffentlichen Wohls können viel thun, Ideen zu berichtigen und

überhaupt zu leiten, — eine öffentliche Meinung zu bilden, und dieses ist auch ihre Pflicht; allein man sollte hierin durch Vernunft, nicht durch Gewalt wirken, weil man sonst manche Widersetzlichkeit, manchen bösen Willen, gegen sich unnöthig aufbringen könnte, anstatt dass, wenn Ideen im Staate der freyen Prüfung überlassen werden, sie unter einander sich reiben, sich läutern, und die richtige bey dem denkenden Theile des Volks die Oberhand behält." — „Man gestattet dem Menschen die freye Mittheilung der Ideen in allen Fällen des bürgerlichen Lebens, in den Künsten und Wissenschaften, und befördert sogar die Intelligenz, als Bedürfniss der erfoderlichen Ausbildung. Ist denn diess weniger anwendbar auf die staatsbürgerlichen Verhältnisse des Menschen? — Ist irgend etwas auf Erden dem Menschen nützlicher, als seine politische Existenz zu verbessern, von der seine moralische Veredlung im hohen Grade abhängt? — Und die sollte ihm nicht gestattet werden? — Das ist, wahrlich! widersprechend und barbarisch zugleich! — Monopole, Gewerb- und Zunft-Zwang werden, als verderblich, aufgehoben, — und in Staatsangelegenheiten werden deren Grundsätze beybehalten!" — „Was aber auch, mit oder ohne Absicht, geschehen möge, die Entwickelung des Geistes im Menschen zu hemmen: es wird, nach allen Erfahrungen seines Wirkens zu urtheilen, nichts fruchten. Schon ist die Sonne der Aufklärung aus der Nacht politischer Finsterniss, in der Majestät der Gottheit aufgegangen, Licht und Leben umher verbreitend."

Hört ihn! hört ihn! ihr Männer am Staatsruder! Wen solche Lehren nicht überzeugen, der ist für die Wahrheit verloren.

z. B. u.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Heidelberg: De constituta pecunia praesertim cum quis suo nomine constituat*, comment. inauguralis. Scripsit *Maximilianus Reinganum*, J. U. D. 1819. 74 S. 8.

Diese Schrift zeichnet sich zwar nicht durch Neuheit der Ideen, wohl aber durch eine recht fimige Übersicht, klare, vollständige und fleissige Darstellung ihres Gegenstandes, so wie durch eine fliessende und angenehme Sprache aus. Die Einleitung giebt eine Übersicht der Literatur. Dann folgt: Erste Abtheilung — Geschichte, Zweyte Abtheilung — „*Dogmatica expositio.*" In der ersten zeigt der Vf., wie aus dem Institut der Argentarien, namentlich aus der bey ihnen üblichen Übernahme fremder Schulden (*Receptum*) die *actio receptitia civilis* entstanden sey, die wahrscheinlich dem Prätor zum Vorbilde diente, als er die *constitutae pecuniae actio* zu einem allgemein geltenden Rechtsmittel erhob. Dieses war aber dennoch von jener *civilis actio* verschieden, bis Justinian diese mit jener verschmolzen hat. In dem dogmatischen Theile erörtert Hr. R. die verschiedenen bey dieser Lehre vorkommenden Fragen und Streitigkeiten, wobey er sich nur nicht über längst verschollene Meinungen mit solcher Weitläuftigkeit hätte aussprechen sollen, wie z. B. die, „das *constitutum* sey ein *geminatum pactum* und erhalte aus dieser Verdoppelung seine ganze Kraft: denn obgleich er davon selbst sagt: „*ridiculus et vix, qui reiiciatur, dignus videtur esse error eorum, qui etc.*: so widmet er der Widerlegung dennoch einen ganzen §n. — Bey der Frage: welche Obligationen können durch Constituiren bekräftigt werden? unterscheidet der Vf. sehr gut zwischen ganz vollen Obligationen, solchen die durch *exceptio Praetoria* und wieder solchen, die durch *exceptio civilis* entkräftet werden, und zwar bey den letztern wieder je nachdem sie durch die *exceptio* ganz zernichtet (*inanes*), oder nur so weit zernichtet werden, dass noch eine *naturalis Obligatio* zurückbleibt. — Der Schluss erörtert und bejaht mit Recht die Frage nach der heutigen Gültigkeit des *constituti*. Möge sich der Vf. nicht von der literarischen Thätigkeit zurückziehen, und es einmal versuchen, durch eigene Forschungen der Wissenschaft nützlich zu werden!

n....Z

Vermischte Schriften. *Frankfurt am M.* b. Andreä: *Vom Wissen und Glauben oder der Erkenntniss und dem Wandel.* Ein Fragment von dem Verfasser der Bruchstücke. 1819. 62 S. 8. (6 gr.)

„Seitdem", so beginnt diese Schrift, „*la Metterie*" (*de la Mettrie*), *Diderot*, *Voltaire* und Consorten in Frankreich, sowie vor ihnen *Spinoza*, nach ihnen *Kant*, *Fichte* und Consorten in Deutschland, die Welt *zu bereden gesucht*, *es gebe keinen Gott*, mithin auch keine geoffenbarte Religion; wovon der Mensch wisse, das habe sich eben so" (wie?) „in ihm erzeugt, hat die Geschichte der Philosophie viel Ähnlichkeit mit der Geschichte des verlornen Sohnes, der auch Alles *sich* zu verdanken haben wollte" u. s. w. — Du sollst nicht falsch Zeugniss reden wider deinen Nächsten! Wo hat denn z. B. *Kant* das gethan, was ihm Schuld gegeben wird?

Dass der Verstand aus sich keine Wahrheit schaffen könne, sondern den Stoff zu seinen Urtheilen durch ein anderes Organ erhalten müsse; dass der Verstand Gottes Daseyn nicht erweisen, ihn nicht erreichen könne, sondern dazu ein von dem Verstande und dessen Schlüssen verschiedener Glaube nöthig sey, sind Behauptungen, die *Kant* gründlich darzuthun gesucht hat, und die unser Vf. sehr ungründlich vorträgt. Dass dieser Glaube mit dem Willen und Gewissen zusammenhängt, ist auch *Kant's* Lehre gemäss. Aber bey unserem Vf. sieht man nicht klar, wie er sich diesen Zusammenhang vorstelle, und woran man nach ihm den wahren von dem falschen Glauben, eine wahre Offenbarung von einer falschen unterscheiden soll. Zuweilen scheint es, als wenn Gehorsam gegen das Gewissen und Richtung des Willens auf das Gute den rechten Glauben herbey führe, dann aber wieder, als könne jener Gehorsam und diese Richtung nur erst aus dem Glauben kommen.

Mehr Licht hat wenigstens durch dieses Büchlein das Verhältniss des Wissens und des Glaubens, und die Lehre von der Offenbarung nicht bekommen.

J. C. F. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Breslau, in Commiss. b. Korn: *Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtsspiele und Schwänke des Mittelalters*, herausgegeben von Dr. *Johann Gustav Büsching*. Zweytes Stück. 1814. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Heft enthält im Ganzen noch bedeutendere und besser bearbeitete Stücke, als das erste, in den Erg. Bl. 1815. No. 58. 59 von uns angezeigte. Den Anfang macht wieder eine altenglische Ballade:

XI. *Robin Hood und Guy von Gisborn*, aus *Percy's* Sammlung übersetzt von *Fouqué*. Ebenfalls, wie die ersten drey Balladen (No. 1), eine kecke Wildschützen-Sage. Robin Hood, der so herrlich in *Shakespeares George Green* auftritt, erlegt hier einen anderen Wildschützen, Guy von Gisborn, nachdem er ihn im Bogenschiessen überwunden, nämlich eine zum Ziele gesteckte Gerte mit dem Pfeile gespalten hat, welche Probe auch Cloudesly bestand, bevor er den Apfel von seines Sohnes Haupte schoss. Als Nachtrag zu den mannichfaltigen Erzählungen von dieser letzten Schützenprobe ist noch anzuführen, dass die *Olafs Tryggvasonar-Saga* diese That zwar nicht vom Palnatoki, dagegen von diesem norwegischen Könige Olaf (um 1100) selber erzählt, wie er einen Normann in Trantheim (Drontheim) Namens Eindrid zum Christen bekehrt, dadurch, dass er ihn in mancherley Kampfspielen überwindet, und unter anderen auch einem geliebten schönen Knaben Eindrids mit dem Bogen das Ziel vom Haupte schiesst: was Eindrid, von der weinenden Mutter und Schwester abgehalten, nicht nachthut. (Th. II Cap. 75 S. 265.) Robin Hoods Geschichte, von welcher *Percy* noch eine andere alte, es scheint längere Romanze von 8 Theilen gedenkt, die schon zwey Mal gedruckt worden, fällt um 1200. Wundersam ist die Rosshaut mit Schweif und Mähne, welche Guy trägt und Robin ihm abnimmt.

XII. *Altitalisches Mährchen.* Aus Straparola vom Herausgeber übersetzt: zwar minder italisirend, als das vorige (No. II), aber hie und da doch noch nicht frey und deutsch genug. Der Inhalt, wie Skarpafiko, von 3 Betrügern mystificirt, ein gekauftes Maulthier für einen Esel halten muss und weggiebt, dagegen aber jene 3 Gesellen mit einer Ziege be ügt, und als sie sich rächen wollen, sie so bethört, dass sie ihre Weiber tödten, und sich von ihm ins Wasser werfen lassen, ist ächt mährchenhaft und uralt; wie die in der Anmerkung nachgewiesenen älteren und neueren Darstellungen einzelner Theile desselben bekunden. Wir haben nur noch hinzuzufügen, dass die List, wie Skarpafiko, als er im Sacke steckt, um ersäuft zu werden, einen Anderen durch das Mährchen, dass er mit Gewalt heirathen solle, beschwatzt, für ihn in den Sack zu kriechen, auch von *Bertoldo*, dem italiänischen *Morolf*, erzählt wird, und noch eine beliebte Scene auf dem italiänischen Theater ist. Vgl. die Einleitung zu dem *Morolf* in *v. d. Hagens* und *Büschings* Sammlung deutscher Ged. des Mittelalters. B. 1. S. XIX.

XIII. *Altdänische Ballade: Sivard und Brynild*, durch *v. d. Hagen* aus den höchst seltenen *Elshovs Viser* (d. i. Liebeslieder, Romanzen, 1651 gedruckt), unter welchen diess das einzige in unseren deutschen Fabelkreis einschlagende Stück ist. Die Erzählung, wie Sivard (Sigurd, Siegfried) Brynilden (Brynhild; Brunhild) auf ihrem Zauberberge durch kühnen Ritt gewinnt, sie aber seinem Stallbruder Nielus (d. i. Gunnar, Gunther der Kiflunge, Nibelunge) überläfst, und nach dem Zanke der Brynild mit Signidd (d. i. Chriemhild) über den verhängnissvollen Ring, auf Brynidds Verlangen ihn tödtet, ist der nordischen Darstellung näher, als der deutschen; was auch bey derselben Fabel in der Wilkina-Saga (Cap. 148) Statt findet: eine Andeutung, dass diese im Nibelungenliede gar nicht recht klar dargestellte Dichtung von Siegfrieds und Brunhilds früheren Abentheuern im Norden durchaus ursprünglicher ist. Ein eigenthümlicher Hauptzug des dänischen Liedes ist, dass Nielus aus Reue, seinen Stallbruder erschlagen zu haben, sich selber sammt Brynilden umbringt. So umfasst aber dieses Lied, um sich als Romanze abzuschliessen, mit Gunthers Tod gewissermassen zugleich wieder die ganze grosse Dichtung, die freylich in der nordischen Darstellung noch darüber hinausgeht. Die 4 letzten Stanzen enthalten eine Betrachtung, dass ein Weib an dem ganzen Unheil schuld gewesen, und Warnung vor Weibeslist. — Von dem Brunhildensteine auf dem Feldberge in Hessen ist in *Gernings* Lehrgedichte: Die Heilquellen am Taunus (Leipz. 1814. 4.) eine Abbildung zu sehen. Das Gedicht selbst S. 47 und die Anmerkungen dazu geben an, dass der Stein in der Nacht Flammen wehe, und der Büssungsort Brunhilds (es scheint die fränkische Königin gemeint, vgl. die Recension der Idunna in den Erg. Bl. zur J. A. L. 1816. No. 24 u. 25) sey, deren Gestalt noch

darin sichtbar (?). Auf dem Gipfel hat man, bey Anlage eines Telegraphen daselbst, altes Gemäuer entdeckt.

XIV. *Die Edda-Lieder von den Nibelungen*, übersetzt und erklärt durch *v. d. Hagen*, sind seitdem vermehrt und verbessert besonders erschienen, so dass wir auf eine anderweitige Beurtheilung derselben verweisen.

XV. Auszug eines altfranzösischen Werkes über den *heiligen Gral*, vom Herausgeber, *Fr. Schlegel* zugeeignet, der uns zuerst auf eine genügende Weise mit den altfranzösischen Romanen dieses Kreises bekannt machte. Dem Auszuge geht eine geschichtliche Einleitung voran. Beide verbessern den dürftigen und oberflächlichen Auszug, sowie die verworrenen Nachrichten von diesem wichtigen, 1516 gedruckten Buche in der *Bibliotheque des Romans* und bey Anderen, die davon reden. *Robert de Borron* nennt sich selbst darin mehrmalen als Vf. dieser französischen Prosa. Hier beginnt aber schon die Verwirrung: die *Bibl. des Rom.* hat den Robert ganz übersehen, und sagt, das Buch sey von Gauthier Map, einem Engländer, auf Befehl seines Herrn, König Heinrichs, ins Französische übersetzt worden; welcher letzte Heinrich III, König von England seyn müsse, der 1373 gesterben. *Roquefort* aber (*Gloss. Rom.*) nennt den Robert als Vf. des Buches von Gral, und führt unter *Bouron* eine Handschrift desselben, sowie des Romans von Merlin an. Und diess Letzte stimmt mit der *Bibl. des Rom.*, die dem *Robert de Borron* die auch gedruckte Prosa vom Merlin beygelegt, welche wir eben durch *Fr. Schlegel* näher kennen. Weiter aber *Montfaucon*, im Handschriften-Verzeichnisse, und nach ihm *Warton* schreiben auch den Lanzelot (offenbar nicht das Gedicht, sondern die Prosa) diesem Robert zu, dagegen *Roquefort* dem obigen Gautier Map, der ihn auf Befehl König Heinrichs II von England übersetzt habe, obgleich andere auch den Robert für den Vf. hielten. Die *Bibl. des Rom.*, welche den Auszug des Lanzelot nach einer Handschrift (des Marq. *Paulmy*: vgl. *Melanges tirées d'une grande bibl.*) giebt, sagt, Gautier Moab nenne sich darin als Vf. *Warton* redet in den Zusätzen auch von dem Lanzelot als des Gautier Map. Eben so berichtet *Göze* (Merkwürdigkeiten der Dresdner Bibl. I. 164), dass Gaultier Map in dem grossen cyklischen Werke von Artus und der Tafelrunde sich als Vf. und einen Geschichtschreiber, und in der Vorrede zum letzten Theile einen Diener K. Heinrichs nenne. Der zweyte und letzte Band dieses schon 1488 zu Rouen und Paris gedruckten Buches besteht aber aus 3 Theilen: 1) dem Lanzelot, 2) dem heiligen Gral, und 3) Arturs Tode. Die *Bibl. des R.*, welche eine in demselben Jahre, aber zu Paris gedruckte Ausgabe in 3 Bänden vor sich hatte, schweigt ganz von diesem Gaultier, und vermuthet nur, dass Arnodian von Köln, der als Geschichtsschreiber dieser Helden aufgeführt werde, und selbst als Ritter bey allen Kämpfen gegenwärtig gewesen, um sie besser zu beschreiben, und nach der endlichen grossen Niederlage der Ritter von der Tafelrunde sich mit Lanzelot in die Einsamkeit solle begeben haben, wohl der Urheber dieses Werkes seyn möchte. Diess lassen wir nun dahin gestellt. Wenn aber, wie zu vermuthen, beide Ausgaben überein stimmen: so hat die *Bibl. des Rom.* wieder nur den Gaultier Map übersehen. Dieser hier so oft genannte Gaultier Map aber ist nun ganz gewiss kein Anderer, als der durch sein *Mihi est propositum* allbekannte *Gualterus Mapes* (auch *Mapus, Mapaeus, Mapezius*), welcher Capellan des englischen Königs Heinrichs II (st. 1189) und auch dessen Sohnes Johann war. Der König Heinrich, den Gaultier Map seinen Herrn nennt, ist also auch kein Anderer, als dieser, wie schon *Roquefort* beym Lanzelot annahm, und nicht Heinrich III, wie die *Bibl. d. R.* beym Gral wollte. Ein *französischer* König *Heinrich* kommt vom 11 — 16 Jahrhundert nicht vor. Walther Mapes, der in Rom gewesen, viele satirische Gedichte gegen die Klerisey schrieb, 1197 Archidiakonus zu Oxford geworden, und noch unter König Johann, seinem Mäcen, um 1210 geblüht haben soll (nach *Bulaeus*, *de scriptt. Angl.* p. 253), bearbeitete etwa ein solches altbrittisches Werk, wie Walther, ebenfalls Archidiak. zu Oxford, früher (vor 1146) dem *Galfrid von Monmouth* zu seiner bekannten *historia Britonum* gab. Diese Bearbeitung war aber vermuthlich poetisch, und die Prosa von Lanzelot, die nun *Montfaucon* und *Warton* wohl nicht ohne Grund dem *Robert de Borron* beylegen, erst eine Auflösung davon. Wenn *Warton* diesen Letzten um 1200 setzt: so hatte er vielleicht den Walther im Sinne, dem er hinterher den Lanzelot zuschreibt. Denn Robert ist ohne Zweifel später. Das Alter der Handschriften bey *Roquefort* ist nicht bestimmt, obgleich höher als der Druck von 1516. Die Übersetzung von Roberts Werk in englische Reime durch *Henry Lonclich Skynnes*, bey *Warton*, ist wohl aus dem 15 — 16 Jahrhundert. Auch erklärt sich nun, dass in der *Bibl. d. R.* bey dem Buche von Gral Robert ganz übersehen, dagegen Walther genannt worden, vielleicht aus der Angabe bey dem cyklischen Werke von der Tafelrunde, und dem Lanzelot, welcher (wie bey dem ähnlichen Werke unseres *Ulrich Fürterer*) das Hauptstück und der Schlussstein desselben ist. Vielleicht ist auch das zweyte Buch Roberts vom Gral ganz einerley mit dem Theile des zweyten Bandes jenes grossen Werkes, der eben so überschrieben ist, und ebenfalls die letzten Unternehmungen der Ritter der Tafelrunde um den Gral erzählt, und darauf noch Arturs Tod. Dieses zweyte Buch vom Grale wird darum auch ganz passend das *letzte* von der Tafelrunde genannt, sowie das erste Buch, die Urgeschichte des Grales, auch das *erste* Buch der Tafelrunde, deren Ursprung und Ziel der Gral ist: und des Herausgebers Erklärung von *le premier livre* durch: *das vornehmste* und *vorzüglichste* Buch ist ganz unstatthaft, und müsste dem gemäss *le dernier* das schlechteste heissen. In dem Übergange zwischen beiden Büchern sagt der Vf. auch, dass man von den übrigen dazwischen liegenden Geschichten die Bücher vom Merlin, Lanzelot, Tristan u. A. von der Tafelrunde lesen möge. — Ob es in Frankreich irgend eine poetische Bearbeitung dieses besonderen Romans vom Grale gegeben, ist ungewiss: doch scheint das, laut der *Bibl. d. R.*, von Barbazan ausgezogene Gedicht, das mit Christus be-

ginnt, eine ſolche zu ſeyn. Darin ſind wir aber mit dem Herausg. einig, daſs die von der *Bibl. d. R.* und *Warton*, nach *Fauchet*, dem *Chriſtian von Troyes* beygelegte, nichts anderes als deſſen *Parcival* iſt. Die von *Fauchet* angeführte Stelle, worin Chriſtian ſein Gedicht ſelbſt *li contes del Gral* nennt, gehört ſchon nach den *Extraits de quelques poesies du 12 — 14 siècle* (Lauſanne, 1759, 8., vermuthlich von *Sinner*) p. 29, zu deſſen Parcival, alſo nicht zum Zwain, wie der Herausg. S. 313 vermuthet, von welchem p. 57 eine *Berner* Handſchrift in No. 354 aus dem 12 Jahrhundert angeführt wird. Die poetiſche Stelle bey *Roquefort*, mit der Unterſchrift *Graal*, worin überdieſs Parcival vorkömmt, gehört alſo gewiſs auch dazu. *Roquefort* führt auch unter *Chriſt. v. Tr.* nur den Parcival und kein Gedicht vom Gral an. Nach den *Extraits* p. 29 ſteht in einer anderen Berner Handſchrift No. 113 ein proſaiſches Bruchſtück des Romans von der Eroberung des H. Graals aus dem 12 Jahrhundert. Vielleicht hat dieſes Bruchſtück mit Roberts Werke Zuſammenhang, wenn auch nur in der gemeinſamen Urſchrift. Daſs dieſe *lateiniſch* geweſen, ſagt Robert ſelbſt mehrmals im erſten Buche, und es iſt auch wohl zu glauben, da wir in der romantiſchen Poeſie ſo häufig auf lateiniſche Quellen zurückgewieſen werden. Dieſs beſtätigt auch, nach der *Bibl. d. R.*, der Prolog zum proſaiſchen Roman *Meliadus*, Vater des *Triſtan*, als deſſen erſten Theil er zu betrachten iſt, und ſagt, daſs der erſte Vf. (den der *Chevalier du Clergé*, Vf. eines ganz anderen Meliadus, benannt der Kreuzritter, *Rusticien de Pise* oder *Puise* nennt, und der ſich auch für den Vf. eines *Brut d'Angleterre* ausgiebt, den *Maitre Eustache* 1155 in Reimen ſchrieb) ihn auf Befehl K. Heinrichs von England aus dem *Lateiniſchen* ins Franzöſiſche überſetzt, und aus dem *Laint-Greal* gezogen; und dieſer Letzte ſey erſt von *Messire Luce du Jau* lateiniſch geſchrieben, welcher auch den Triſtan angefangen, der von *Gasse le Blond*, Vf. des Lanzelot (und Verwandten K. Heinrichs von England) fortgeſetzt, und von zweyen Rittern, *Robert* und *Elie de Borron*, die er ſeine Waffengefährten nennt, vollendet worden. Hier haben wir alſo (wenn die Angabe richtig iſt) den Vf. der lateiniſchen Urſchrift vom Gral; Luce du Jau, welcher offenbar der engliſche Ritter Lucas von Gua, Gat oder Gaſt, Nachbar (?) von Salisbury, iſt, der durch *Montfaucon*, *Warton* und *Treſſan*, und die Urſchrift des alten Druckes (von 1489) ſelbſt als Vf. der franzöſiſchen Proſa vom Triſtan angegeben wird. *Treſſan*, der vor ſeinem Auszuge des Triſtan in der *Bibl. d. R.* bloſs dieſen Luce de Gua, nach dem *prologue du premier Volume* (das iſt wohl des Meliadus, der auf dem Titel ſo genannt wird, in Beziehung auf den Triſtan) als Vf. angiebt, ſchlieſst daraus, er müſſe unter K. Heinrich I von England um 1120 gelebt haben, da man aus anderen Werken wiſſe, daſs Luce ein Verwandter und Zeitgenoſſe deſſelben geweſen: er verwechſelt hier aber wohl Luce de Gua mit Gaſſe le Blond. Daſſelbe wiederholt er vor dem beſonderen Abdruck ſeines Auszuges vom Triſtan, beginnt aber noch damit, daſs zuerſt Ruſticien de Puiſe, um 1110 — 20, den Triſtan und den Lanzelot (wohl wieder eine Verſchmelzung des Gaſſe mit dem Gua) in lateiniſcher Proſa geſchrieben, und aus dem Gral gezogen, und bald darauf Luce de Gua den Triſtan ins Franzöſiſche überſetzt habe: alſo gerade das Umgekehrte von der obigen Angabe, wonach Ruſticien den Meliadus aus dem Lateiniſchen überſetzte und aus dem Grale zog, welchen Luce da Jau lateiniſch ſchrieb. Im Meliadus kommt aber nichts vom Grale vor, ſondern erſt im Triſtan, der überhaupt viel weiter ausholt: dieſer müſste alſo als zweyter Theil mit gemeint, und ebenfalls ein Werk des Ruſticien ſeyn. Dagegen ſoll aber Luce auch den Triſtan angefangen haben, und ihm legen Handſchriften (bey *Montfaucon*) und Drucke eben dieſe *franzöſiſche* Proſa vom Triſtan bey. In dem Meliadus ſoll ſich Ruſticien auch noch Vf. des Romans *Brut d'Angleterre* nennen, und die *Bibl. d. Rom.* vermuthet, dieſs ſey nur eine proſaiſche Bearbeitung der poetiſchen des *Maitre Euſtache* (oder *Wiſtace*, nach *Galfrieds hiſt. Briton.*) um 1155. In dem Auszuge von Meliadus wird (p. 41) auch eine Stelle daraus angeführt, die ſich wegen mehrerer anderer Abentheuer auf das Buch *du Brut* bezieht. Von den Fortſetzern des Triſtan erhellt aber ſonſt nichts. Gaſſe le Blond könnte Wace, Capellan Heinrichs II von England und Fortſetzer des Brut durch die Geſchichte der Normänniſchen Herzoge ſeyn. Er ſoll auch den Lanzelot verfaſst haben, der oben dem Gauthier Map beygelegt wurde. Elias de Borron iſt ſonſt ganz unbekannt, dagegen Robert de Borron ohne Zweifel eben der franzöſiſche Überſetzer vom Gral. Wenn die *Bibl. d. R.* bey dieſem Buche, aus der Angabe in den Prologen zum Meliadus und Triſtan, daſs dieſe aus dem Grale gezogen und aus dem Lateiniſchen überſetzt worden, entnimmt, daſs der Gral nach Chriſtians von Troyes (angeblichem) Gedichte im 13 — 14 Jahrhunderte in lateiniſche Proſa gebracht worden: ſo hängt dieſs mit der obigen Verwirrung zuſammen, daſs nun Gauthier Map (und nicht Robert de Borron) ihn im 14 Jahrhunderte ins Franzöſiſche überſetzt habe. So viel iſt aber, bey allen dieſen verwickelten und noch Aufklärung bedürfenden Nachrichten, wohl gewiſs, daſs die weite Ausholung und Verflechtung jenes Triſtan mit der Geſchichte des Grals, wodurch er ſich inſonderheit von anderen Bearbeitungen deſſelben unterſcheidet, aus der gemeinſamen Quelle des Buchs vom Gral herrührt, mit welchem er übereinſtimmt, ſowie dieſes auf ihn verweiſt. Die Einleitung dieſes Buches vom Gral ſagt nur, daſs dem Vf. im J. 717 am Charfreytage im Schlafe Chriſtus erſchienen, und ein von ihm ſelber mit wunderbaren Zügen geſchriebenes Buch gegeben, und ihn gemahnt, die Geſchichte des Grals zu ſchreiben. Der Vf. habe darin die Geſchichte ſeines Stammes, des Grals und der heiligen Einſiedler gefunden, es aber am Weihnachtstage vermiſst: worauf ihm eine Stimme den Weg gezeigt, wo er es wiederfinden würde (faſt wie Brandanus, im Krieg zu Wartburg); er zieht durch allegoriſch benannte Gegenden, bis er bey einem beſeſſenen Einſiedler das Buch findet, dem er damit den Teufel austreibt, worauf ihm Chriſtus wieder erſcheint, und ihm zu ſchreiben befiehlt; was er auch 15 Tage

nach Ostern beginnt. Der Herausgeber hat sehr gut den fast unverzeihlichen Irrthum der *Bibl. d. R.*, nach welcher der Vf. sich selbst Bl. 36 *Desrain* nennen solle, dadurch berichtigt, dass *de srain* ein altfranzösisches Wort ist, und dort, wie überall, der Letzte (*dernier*) bedeutet. Von diesem ältesten Vf wissen wir also auch nicht mehr, als dass er aus dem Stamme der ersten Pfleger des Grals ist, die aus dem gelobten Lande nach Britannien kamen, unter denen *Einlach* aber aus Meaux in Brie stammt. Der Inhalt des ersten Buches ist kürzlich dieser: Joseph von Arimathia, der Christi Leichnam ins Grab legte, sammelte in der Schüssel, woraus das Abendmahl gehalten war, das Blut der Wunden; und diese ist nun der heilige wunderthätige *Gral*, wodurch Joseph heidnische Fürsten in Palästina bekehrte, und mit ihnen und seiner Familie endlich nach Britannien zog, wo er die Tafelrunde stiftete. Dieser Inhalt, sowie insonderheit die Namen und Inschriften, die im Buche selbst aus dem *Chaldäischen* erklärt werden, deuten auf morgenländischen Ursprung der ältesten Legende. Hiezu gehört auch die bedeutende Einführung des Schwertes Salomons (S. 411), das in der 1001 Nacht eine so wichtige Rolle spielt. Die Darstellung und Ausführung aber entspricht, in dieser französischen Bearbeitung wenigstens, keineswegs der hohen Erwartung, die der Eingang davon erregt, und ist höchst weitschweifig, wiederholend, verworren und seltsam allegorisirend. Der Herausgeber hat also sehr wohl gethan, nur einen Auszug zu geben. Dieser ist mit grosser Sorgfalt und Liebe gemacht; er hat das rechte Mass, und in den Anmerkungen sind noch alle kleineren bedeutenden Nebenzüge und Stellen der Urschrift mitgetheilt. Nur bey der Anmerkung von der sich drehenden Insel (S. 423) bemerken wir, dass die Masse *Diamanten* im Grunde der See, welche die Drehung dieser, besonders aus Eisentheilen gebildeten Insel bewirkt, gewiss ein Missverständniss von *d'dymant*, Magnet, ist, sowie *adamas* ursprünglich Eisen, Stahl, später erst *Diamant* bedeutete.

XVI. *Bruchstück einer Übersetzung des Titurel, versucht von dem Herausgeber.* In der *Bibl. des Rom.* 1775. Nov. p. 31 wird eine poetische Handschrift angeführt, welche den Saint-Graal, Lancelot du Lac und Perceval, jeden von etwa 20000 Versen, enthält, und der Abbé Langlet berichtigt, der in seiner *Bibl. d. R.* diese Handschriften bloss für einen Perceval ausgegeben. Diess scheint nun *Christians von Troyes* Werk zu seyn, von dem wir wissen, dass er, ausser dem Perceval, auch den Lanzelot anfing, den sein Schüler *Godefroy de Ligni* oder *Lagny* vollendete, und woraus *Fauchet* einige Verse anführt. Dass dieser Perceval der von Christian ist, erhellt daher, dass daraus (ebendas. p. 84) eine Erzählung: *le chevalier à l'epée* (der Stoff zu *Bürgers* bekannter Ballade von der Hundetreue; auch im Französischen Prosa-Tristan, vgl. Buch der Liebe Vorr. S. 29) mitgetheilt wird, die *Fauchet* dem Christian beylegt. So findet sich diese Erzählung auch in einer Berner Handschrift No. 354 vermuthlich des 12 Jahrhunderts bey dem Perceval Christians, obgleich *Sinner*, der ebenfalls einen Auszug davon giebt (*Extraits*, p. 13. 56) eine Stelle daraus anführt, welche ausdrücklich sagt, dass sie nicht von Christian herrühre, der von König Artus erzählen solle. Demnach scheint der Perceval, dem die Erzählung in beiden Handschriften sich anfügt, in beiden auch Christians Werk: und es ist nun doch wahrscheinlich, dass er auch ein dazu gehöriges Gedicht vom Grale verfasst habe. Zwar giebt es noch ein anderes altfranzösisches Gedicht vom Percival, das dem *Raoul de Beauvais*, um 1257 (vgl. *Galland*, in den *Mem. de l'acad. des inscript.* T. 1) beygelegt wird; und *Sinner* (*Extraits*, p. 79) erwähnt ein solches in einer anderen Berner Handschrift No. 113, das anders als Christians Percival anfange: doch setzt er die Handschrift schon ins 12 Jahrhundert. Aus einer dieser beiden Berner Handschriften, die *Bongars* besessen, scheinen die Stellen, die der etwas jüngere Goldast, in den *Paraenetic. vet.* aus einem anonymen Parcival anführt. Nach dem Auszuge der französischen Prosa vom Parcival wird in der Vorrede zu dieser gesagt, dass Philipp Graf von Flandern dem Vf. befohlen, die Thaten dieses Helden nach den alten Chroniken zu beschreiben, und diess mit Recht auf Christians Gedicht, und nicht auf diese Prosa bezogen (ein ganz ähnlicher Fall ist bey der deutschen Prosa vom Tristan), wie *Fauchet* in einer handschriftlichen Anmerkung, diese Stelle anführend, thut, um seine Behauptung zu bestätigen, dass dieser und anderer Romane, als *Lanzelot*, *Tristan*, *Giron der Adliche*, ursprünglich in Prosa geschrieben, ehe sie gereimt worden. Philipp von Elsass, Graf von Flandern, starb, nach der *Bibl. d. R.* beym Auszuge vom Gral, 1191, und die Nachricht daselbst, dass Christian auf dessen Befehl den Gral gedichtet habe, schreibt sich wohl aus diesem Prosa-Parcival her. Bey derselben wird noch bemerkt, dass Christian ihn nach den Chroniken gereimt habe, welche vermuthlich Map und andere Engländer lateinisch geschrieben. Dieser Map ist doch wohl kein Anderer, als der oft genannte Gaultier Map; und wenn die obige Vermuthung richtig ist, dass er Eine Person mit *Gualterus Mapes*: so könnte er schwerlich Christians Quelle seyn. Der Vf. der Prosa von Parcival nennt sich *Menessier* und *Orateur principal de Jeanne, Comtesse de Flandre*, und ist vermuthlich viel älter, als der Druck derselben von 1530 (Paris, par Jean Longis, kl. Fol. in Spalten). Eine Ausgabe von 1559 wird in den *Melanges*, Vol. XII p. 379 erwähnt. Eine ältere scheint die in dem Verzeichniss einer zu Volkmarsdorf bey Leipzig 1810 versteigerten Büchersammlung befindliche No. 1692. *Hist. de Parceval. Incunable*, in 4.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Breslau, in Commiss. b. Korn: *Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtsspiele und Schwänke des Mittelalters*, herausgegeben von Dr. *Johann Gustav Büsching* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die *Bibl. des Rom.* und danach die *Melanges* geben an, dass Menessier Raouls Gedicht bearbeitet habe: aber die Nachricht in der Vorrede spricht deutlich für Christian, und wir haben hier eine Auflösung seines Gedichtes, dessen Verse und Reime in den ausgezogenen Stellen noch deutlich zu erkennen sind. Wir können also daraus einigermassen auf das Verhältniss desselben zu *Kyot* und *Eschenbach* schliessen. Bekanntlich schilt Eschenbach am Ende seines Parcival auf Christian von Troyes, dass er der Mähre Unrecht gethan, und Kyot der Provenzale desshalb wohl zürnen möge. Eschenbach folgte also dem Kyot, auf den er sich auch in dem, innig mit Parcival verflochtenen Titurel bezieht. Dieser Kyot (Guyot, Guy, Guido) ist aber noch sehr im Dunkeln. *Barbazan* (*l'Ordène de chevalerie.* Paris, 1759. 8. p. 100. 184) gedenkt einer *Bible Guyot*, von *Guyot de Provins*, ein satirisches Gedicht, und führt einige Kuplets daraus an. *Sinner* (*Extraits*, p. 13) sagt dagegen, dass *Hugues de Bercy*, Geistlicher zu Augny, Vf. der *Bible Guiot* gewesen, und führt (p. 65) den *Guiot de Provins* unter den Dichtern einer alten lyrischen Sammlung, No. 389 der Handschriften zu Bern, zusammen mit *Hugues des Bresy*, *Chretien de Troyes* u. A. auf. Dieser *Guyot de Provins* ist nun wohl Kyot der Provenzale, obgleich seine grossen Romane, die Eschenbach vor sich hatte, noch nicht wieder aufgefunden sind. Sie beweisen aber, dass die alte südfranzösische oder provenzalische Poesie, welche sonst, im Gegensatz der hauptsächlich von den Normannen ausgegangenen nordfranzösischen Romane und *contes* überwiegend lyrisch ist, mehr als die 4 allein bis jetzt bekannten Romane (nach *le Grand*) hatte. In Eschenbachs grossen Gedichten sind sie aber noch vorhanden, und obgleich dieser gewaltige Meister ohne Zweifel seinen eigenen Tiefsinn und ganzes innerstes Gemüth hineindichtete: so war ihm der Stoff doch wohl durch Kyot gegeben. Vergleichen wir diesen nun mit Christian, bey Menessier: so finden wir in Ansehung der ritterlichen Abentheuer Percivals grosse Übereinstimmung, so dass beide hierin sehr nahe verwandt sind; in Ansehung des Grals aber ist grosse Abweichung. Und obgleich der Auszug in der *Bibl. d. R.* hierüber sehr ungenügend ist: so verweist er doch auf den von dem besonderen Roman vom Gral, und aus allen angeführten Zügen, besonders dem Ende, lässt sich abnehmen, dass Christians Parcival ganz mit demselben, sowie mit dem Lanzelot und der *table ronde*, übereinstimme. Die unterscheidenden Grundzüge sind aber folgende. Die frühere, in den Ursprung des Christenthums zurückgehende Geschichte des Grals (des wundervollen Gefässes des heil. Abendmahls Christi) wird bey Eschenbach nur kurz angedeutet, und unsichtbar schwebt er seinen ritterlichen Verkündigern vor, bis er sich auf Montsalvez (Berg des Heils, in Spanien) offenbart, und das zu seiner Pflege auserwählte edle Geschlecht stiftet hier den geistlichen Ritterorden der *Templer*, und wird durch ihn beseligt. Als aber die Welt im Westen zu sündig wird, kehrt der Gral heim nach Osten ins Land der unsträflichen Urchristen, nahe am Paradiese, und sein Pfleger Parcivel heisst nun, wie alle seine Nachfolger, Priester und König Johann. Der Gral ist der unsichtbare Träger des Ganzen, Mittelpunct, Anfang und Ende. Der Percival, den Eschenbach früher dichtete, ist nur als eine ritterliche Episode zu dem umfassenden Titurel oder Pflegern des Grals anzusehen, in welchem Eschenbach erst jenes Gedicht recht begründete, und den wundervollen Dom hinausführte. Durch Parcivals frühere Abentheuer besonders kömmt die *Massenie* (Orden) des Grals, aus dessen königlichem Geschlecht seine Mutter stammte, mit Artus und der Tafelrunde in Berührung: diese erscheint hier aber im weltlichen Gegensatze zu jener und durchaus untergeordnet. Ganz anders ist es in den normännischen Gedichten: da bringt Joseph den Gral, dessen frühere mit Wundern und Allegorieen überladene Geschichte bey dem besonderen Buche davon berührt ist, wirklich nach England, und stiftet für ihn die Tafelrunde, die Merlin erneuert. Diese aber ist gar nicht von jenem religiösen Geiste durchdrungen: der Gral ist hier nicht das offenbarte, stets gegenwärtige Myster, sondern nur eine vorübergehende, wunderbare, hauptsächlich Speise und Trank gewährende Erscheinung; seine Aufsuchung durch die Ritter der Tafelrunde ist

nicht viel anders, wie die seltsamen Abentheuer und Auflösungen von Bezauberungen, die in den Romanen dieses Kreises so herkömmlich sind (z. B. im Ivain, Migolais, Lenzelot); und nachdem der Gral endlich durch Galat, Boort und Parcival wiedergefunden ist, kehrt er zwar auch nach Palästina zurück, verschwindet hier aber unter den Heiden, und Parcival stirbt dann als Einsiedler: oder, wie Manessiers Parcival erzählt, nachdem Parcival den Gral errungen hat, begiebt er sich damit in eine Einsiedeley, und nach seinem Tode verschwindet der Gral. Es ist offenbar, dass Kyots Gedicht dem morgenländischen Ursprunge viel näher steht, sowie es die herrlichste Vereinigung der südlichen, vorherrschend lyrischen und religiösen Dichtung mit der normännischen Ritterfabel darstellt: dagegen in den Romanen von der Tafelrunde spätere Übertragung, Aneignung, Wiederholung und Verwirrung sehr sichtbar ist. *Ulrich Fürterer*, der alle diese Gedichte zu einem grossen cyklischen Gedichte verarbeitete, ist daher in seltsame Widersprüche gerathen. Anfangs folgt er den Romanen von *Brut d'Angleterre*, Merlin und dem Gral; dann Eschenbachs Parcival und Titurel (es scheint nach einer Bearbeitung *Albrechts von Scharfenberg*), und dem Lohengrin; und endlich wieder dem Buche vom Gral und dem französischen Prosa-Lanzelot. Doch hat Fürterer noch einen eigenen Zusatz, dass nach Parcivals Erhöhung zum Gral auch Artus und seine Massanay dazu berufen worden, und nach Mont-Salvaz gezogen (bey Hofstäter Th. 2 S. 130); er fügt aber hinzu, dass er keine weitere Kunde davon habe. Es ist diess also wohl nur ein Übergang zu dem Lohengrin (und Krieg auf Wartburg), wonach Artus und seine Helden mit Parcival und den Seinen bey dem Grale sind. Wenigstens scheint es fremdartig zu Eschenbachs Gedicht, zumal mit dem Beysatz, dass Artus mit seinen Rittern noch in einem Berge lebe, worüber auf St. Brandanus (einen Irrländer und früheren Dante) verwiesen wird. Diess erinnert an Galfrieds Erzählung, dass Artus schwer verwundet nach der Insel Avallon (der Berg Avallon in Melusina?) gebracht worden, wohin auch Merlin sich zuletzt begeben, sowie an die Sagen vom Venusberg, von Karls d. Gr. Leben in einem Tyrolerberge, und Friedrich Rothbarts im Kiffhäuser (beides noch Volkssage). — Eschenbachs Gedicht bleibt hier demnach immer das Hauptwerk, wie es Putarich schon genannt hat: „das Haupt ab teutschen püechen," und der Herausgeber verdient allen Dank, dass er uns auf so mannichfaltige Weise damit bekannt macht. Diessmal ist es der erste Versuch einer Erneuung von Eschenbachs Titurel, und dazu eine einladende Stelle ausgewählt: die Liebe *Tschionatulantros* und *Sigunen*, welche ein Haupttheil des Gedichtes und die eigentliche Aventüre desselben ist, dabey aber doch (wie alle hier vorkommenden Liebesgeschichten, anders als die in den Romanen der Tafelrunde) in der höheren göttlichen Minne sich verklärt. Das grosse Klaglied der Sigune über den todten Geliebten ist die Krone dieser ewigen Liebe, die sich hier schon in dem Minnegespräch der Kinder, voll naiver Zartheit und tiefer Ahnung, ankündigt. — Eine kurze Einleitung zu dem Inhalte wäre wohl nicht überflüssig gewesen. Die Übersetzung wird der Vf. gewiss selbst nicht als Probe einer solchen vollständigen Bearbeitung ausstellen, da das alte Werk dafür nicht nur viel zu weitschichtig und ungleich an Trefflichkeit, sondern auch diese Art der Erneuung nicht dazu geeignet ist. Sie ist beides, zu alt und zu neu, indem sie zu einer vollen Verständlichkeit hinstrebt, die sie doch auf diesem Wege nicht erreichen kann. Rec. hat sich immer mehr überzeugt, dass, ausser einer vollen freyen Umdichtung, nur eine so wenig als möglich ändernde, und lieber mehr erklärende Bearbeitung anzurathen ist: zumal im Titurel, bey der kühnen, ja fast gewaltsamen Behandlung der Sprache. Diese hat indem hier zum Grunde liegenden Text, dem seltenen alten Drucke von 1477 viel Schwierigkeiten, und so gut dieser im Ganzen ist, so bleibt die Vergleichung der Handschrift sehr zu wünschen, welche seitdem dem Übersetzer auch zu Theil geworden ist. Einige Berichtigungen mögen hier Platz finden. Str. 10 l. der Treuen f. der treuen. Str. 11 *Treuheit* f. *Trübheit*. Str. 13 ist: sich *glaubet* unrichtig für das alte: sich *geloubet*, d. h. sich enthält. Str. 26 *dir erfinden*, in der Urschrift; *dich verfünden*, *versündigen*. Ebendas. steht *fremde* für *elende*, nicht verständlicher und gegen den Reim. Str. 30 l. *Stäte* (Stetigkeit) f. *Stärke*. Str. 51 l. *ein Mann* f. *gar wohl*. Str. 36 *Weil* f. *Wenn* (in der Urschrift *wan*). Str. 37 l. Wunder *mehre* f. Wunder*mähre*. Str. 38 *Kappel* hat keinen Sinn. Str. 39 sind *Armen*, *Reichen*, *Alten* und *Kinden* nicht Substantiva, sondern gute alte Verba, die wir jetzt umschreiben: arm, reich, alt, jung machen. Str. 41 ist das Punct hinter *Woche* unrichtig. Str. 45 l. *Eh* f. *Denn*. *Umgarnet* ersetzt nicht das alte *erarnt*, erworben. Die verschämte Auslassung in Str. 58 war wohl ohne Noth. In dem reimlosen Verse jeder Strophe ist der regelmässig weibliche Ausgang nicht genug beachtet.

XVII. *Fritz Dölla mit seiner gewünschten Geige, Fastnachtsspiel, nach Jacob Ayrer*. Dieser Zeitgenoss des *Hans Sachs* zeichnet sich vor demselben aus durch mehr wirklich dramatischen Geist und Mannichfaltigkeit der Form, Einmischung von Liedern und wirkliche Singspiele; die Einwirkung der englischen Schauspiele ist bey ihm vortheilhaft sichtbar, und lässt bedauern, dass unser Schauspiel auf diesem ihm gemässesten Wege nicht weiter gegangen ist. Der Inhalt dieses Fastnachtsspiels (aus Ayrers seltenem *opus theatricum*) ist ein alter mährchenhafter Schwank, von welchem Rec. auch eine Erzählung im Hans Sachsischen Vers durch einen sonst noch unbekannten Dichter *Dietrich Albrecht* kennt (gedr. 1599 zu Erfurt, 8.). Die Übersetzung in Prosa liest sich recht gut, und die alten Reime sind wenig zu hören, doch ist noch zu viel Rhythmus und Verswendung in der Sprache geblieben.

XVIII. *Erzählungen nach Hans Sachs*: 1) der Ritter mit dem getreuen Hund; 2) König Artus mit der Ehebrecher Brücke: beide in den alten Reimen, mit wenigen Änderungen, und durch ihren Inhalt anziehend. Die erste ist aus den 7 weisen Meistern, und die zweyte kömmt auch im Titurel vor, wo sie als Keuschheitsprobe an Artushofe (gleich dem Mantel und

Hern) recht den Gegensatz desselben zu der Masseney des Grales darstellt. Möge bald die Fortsetzung dieser so vielfach anregenden Sammlung erscheinen.

v. d. H.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Turmalin und Lazerta.* Eine Reliquie des 17 Jahrhunderts 1680 — 1682, von *Benedicte Naubert.* 1820. 1 Theil. 192 S. 2 Theil. 144 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

2) Ebendaselbst: *Petrark und Laura.* Historischer Roman von der Gräfin *von Genlis.* Nach dem Französischen bearbeitet von *Th. Hell.* 1820. 356 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Zwey Romane von Frauen, beide dadurch ähnlich, dass sie auf historischer Grundlage beruhen, aber sonst in Allem überaus verschieden.

No. 1 hat von der Geschichte nur so viel geliehen, um den Gestalten bestimmtere Form zu geben, das Übrige, die Ereignisse selbst, sind rein erfunden; die Verwickelung ist sinnig und die Maschinerie gut gewählt und benutzt: das heimliche Gericht in Venedig, der fürstlichen Kaufmannshäuser *Fugger* und *Welsen* Geschichte, Südamerikas prachtvolle Gefilde und Lima's entsetzlicher Fall bilden ein pikantes Ganzes, dem eine zauberkundige Schwarze nicht fehlt, da überdem der eigentliche Held der Geschichte *Julius* durch Wasser und Feuer zum Heil der beglückten Liebe gelangt, es auch allen übrigen Guten am Schlusse gut geht: so lässt sich mit Bestimmtheit erwarten, dass dieser Gabe der schon von uns geschiedenen Vfn. das Wohlwollen nicht entstehen werde, welches man ihren früheren Schriften geschenkt.

Dass durch solche Dichtungen die wahre Kunst wenig gefördert werde, ist unnöthig zu bemerken; da aber einmal der Geschmack der Zeit eine Masse ähnlicher Productionen zur momentanen Befriedigung des Bedürfnisses ästhetischer Unterhaltung erheischt: so müssen wir es mit Dank erkennen, wenn wie hier diesem Bedürfnisse einfach, rein und anspruchslos genügt wird. Die sichere Haltung in der angemessenen Sphäre, die sittliche Würde und Anspruchslosigkeit aller Schriften der verewigten Vfn. sichern ihnen eine Theilnahme, die über die Befriedigung der Lesesucht des Tages hinausreicht.

No. 2. Geist und Art der Romane der Gräfin *Genlis* sind schon bekannt; die Zwitternatur des *historischen Romans* rächt sich aber hier mehr als anderwärts: denn welche poetische Ansicht auch Petrarcas Liebeleben gewähren mag, für jenes Stiefkind der Poesie scheint es keinen bildsamen Stoff zu liefern. Eine Masse erfreulicher und rührender Ereignisse, deren historische Begründung erwähnt wird, macht noch keinen Roman. Der vorliegende wird daher schwerlich in Deutschland grosses Glück machen: denn für mindergebildete Leser, denen es anderwärts besser, wenigstens interessanter geboten wird, hat er zu wenig Anziehendes; die gebildeteren aber können fast alles Erzählte ja unendlich schöner in Petrarcas Gedichten und Briefen selbst lesen.

Die deutsche Bearbeitung ist so, wie es sich von dem als gewandten Übersetzter längst bekannten *Th. Hell* erwarten lässt.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Fürst Rüdger und die Seinen.* Geschichte der Vorzeit von *Friedrich Gleich.* 1820. 221 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Rittersinn und Frauenliebe in Erzählungen und Sagen* von Dr. *Fr. Rud. Hermann.* 1820. 280 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Dichter des Zauberrings hat eine Strasse gebahnt, auf der gar Viele berufen und unberufen fortwandeln; dass durch die wiedererweckten Sagen, den Glanz des nordischen Heldenthums und ritterlichen Frauendienstes ein neues poetisches Leben in unsere, an der flachen Alltäglichkeit kränkelnde Romanenliteratur gekommen, wer will es leugnen? Aber diese herrlichen Elemente erfodern eine feste bildende Hand, wenn sie sich nicht zur verzerrten, widerlich aufgeputzten Reminiscenz an *Cramer*'sche Ritterromane gestalten sollen. Diess ist denn bey den beiden Büchern, die wir hieranzeigen, nicht der Fall, obwohl sie Manches zu wünschen übrig lassen.

Der Vf. von No. 1 hat sich bereits in Erzählungen verschiedener Form versucht, am meisten aber dem eben bezeichneten Kreise gewidmet, ohne bisher etwas Ausgezeichnetes darin geleistet zu haben. Im vorliegenden Buche bewährt er unzweydeutig Erfindungsgabe, wenn man auch bisweilen einer *Fouqué*'schen Gestalt, wie z. B. *Wittehold* (eine Art *Kleinmeister*) begegnet, aber auf die Darstellung muss er noch grosse Aufmerksamkeit wenden: denn sie ist nur theilweise dem Gegenstande angemessen, und erinnert einige Mal an den schleppenden und doch verrenkten Stil, welchen einige neuere Poeten, die sich aufs Mittelalter gelegt, für alterthümlich zu halten scheinen.

Der Vf. von No. 2 scheint die schönen Reste alter Poesie, denen man sich jetzt wieder zugewendet, recht gut zu kennen, die Mehrzahl seiner Erzählungen ist offenbar danach bearbeitet. Von den fünf in diesem Bändchen enthaltenen: *Crescentia*, *die Geisterfrau*, *Herzog Swatopluk*, *die königliche Lilienmaid*, *Tristan und Isalde*, sind wohl einige in der Erfindung nicht ganz befriedigend, wie Swatopluk und die Geisterfrau, aber die schöne Geschichte des Tristan, bey welcher dem Vf. wohl nichts gehört, als die ungemein passende einfach rührende Darstellung, lässt jede Ausstellung, die man sonst machen möchte, vergessen. In der Bearbeitung des Stoffes ist dieser Vf. dem des ersterwähnten Buches unbezweifelt überlegen, er besitzt eine gewinnende Einfachheit, ohne der Kraft zu ermangeln, nur einmal lässt er S. 99 Thora's Geist sprechen wie einen süsslichen Romanenschreiber.

Mg.

Berlin, b. Reimer: *Die Serapions-Brüder.* Gesammelte Erzählungen und Mährchen. Herausge-

geben von *E. T. A. Hofmann*. 1819. 1 Band. 604 S. 2 Band. 614 S. 8. (5 Rthlr.)

Der Vf. bietet seine in Almanachen und Zeitschriften zerstreuten Erzählungen hier gesammelt dem Publicum an, aber er weicht auch hiebey von den Poeten des Tages ab, die ihre Almanachsgeschichten noch vor Ablauf des Jahres ohne weitere Zukost der geduldigen Lesewelt nochmals auftischen. Das Gewebe, was die einzelnen Darstellungen zu einem Ganzen verbindet, ist, obwohl oft schon benutzt, unter seiner Hand selbst zu einer schönen Erzählung von fast dramatischer Natur, voll des anmuthigsten Humors und mit reichem Farbenglanze ausgestattet, geworden, und das Fundament des Baues, die Geschichte des Einsiedlers Serapion, eine der schönsten Poesieen des Buches, würdig, dass von ihr das Wort Serapiontisch als Massstab für die Würdigkeit der einzelnen Dichtungen entnommen wird.

Die Erzählungen und Mährchen selbst kennt und liebt das Publicum; *Krespel, die Fermate, die Bergwerke zu Falun, Nussknacker und Mausekönig, der Kampf der Sänger, die Automate, Doge und Dogaresse, Meister Martin der Küfner, das fremde Kind*, sind in den beiden Bänden enthalten; einige davon waren Rec. neu, ohne dass er angeben könnte, ob sie hier wirklich zum ersten Mal gedruckt sind; dazwischen liegen noch einige längere Gespräche über Magnetismus, über die Kunst, besonders die Musik, voll Sinn und Bedeutung; wem's nur um *Geschichten* zu thun ist, mag sie überschlagen.

Überflüssig wäre es, hier weitläuftig über *Hofmanns* herrliches Talent, seine reiche Erfindung, treffliche Darstellung, über seinen Humor und seine Tiefe zu sprechen; nur einige Worte über die einzelnen Erzählungen. Die Anordnung ihrer Reihefolge und das einleitende Gespräch ist immer so, dass man fühlt, jede einzelne müsse nun eben da stehen, wo sie steht, und dadurch wird uns Krespel, die Fermate, das Fragment, der Artushof, Meister Martin, sowie die sinnigen Mährchen vom Nussknacker und dem fremden Kinde um so werther. Wollen wir gegen die übrigen, die uns minder gefesselt haben, etwas bemerken: so hat es der Vf. gewöhnlich selbst schon gesagt, dass z. B. die Geschichte des versunkenen Bergmanns in Falun (an welcher sich einige Versmacher schwer versündigt) in *Schubert's Ansichten* u. s. w. einfacher und schöner erzählt sey; so auch bey den Automaten, wo übrigens die treffende Erwähnung von *Goethe's* nussbraunem Mädchen jede Bemerkung aus dem Felde schlägt.

Hofmann hat bereits Nachahmer gefunden, aber wie es damit überhaupt eine bedenkliche Sache ist: so wird sie für Jeden noch bedenklicher, der nicht die Fülle des poetischen Geistes des Urbildes hat; da entstehen dann verzerrte magnetische und Spuk Geschichten, schmecken nach *Hofmannischen* Tropfen, aber der Geist fehlt ihnen; — rechnet doch diese Verirrungen untergeordneter Talente dem Dichtergeiste nicht zu, der mit sicherer Gewalt in dem wunderbaren Reiche der Visionen waltet, der sicher vor unwürdiger Ve irrung gewiss selbst über Productionen zürnt oder lächelt, die zum Scandal der Kunst aus seinem Apparate, aber ohne den belebenden Hauch seiner Poesie zusammengeleimt werden!

Wem die Erzählungen unseres Dichters zu poetisch sind und das Phantastische ein Greuel, dem empfehlen wir folgenden Roman:

Berlin, b. Enslin: *Liebe und Ehe*. Ein Roman von *Franz Horn*. 1820. 309 S. 8. (1 Rthlr 12 gr.)

Hier gehts, wie es sich für ein psychologisches Gemälde eignet und gebührt, hübsch natürlich zu und bürgerlich, und den nöthigen Theil Poesie liefert der als Classiker längst anerkannte *William Shakespeare*. Zwey Männchen, die etwas eitel und flach sind, aber sich gern reden hören, bilden nebst einer jungen, überflüssig eiteln Person, welche formlos an uns vorübergeht, ohne dass wir wissen woher oder wohin? die Hauptpersonen der Geschichte; edlere Gestalten, der verständige Schwiegervater, die fromm bescheidene Gattin des einen Männleins, und ein junger Freund, alle drey überschwenglich lieb und gut, stehen daneben als Repräsentanten des Guten neben menschlicher Erbärmlichkeit. Das gesammte Personal hat der Vf. schon oft bey uns eingeführt, und da man bey so genauer Bekanntschaft nach den ersten Seiten schon mit Bestimmtheit voraussagen kann, was sich damit begeben wird: so können uns auch ihre Begebnisse wenig anregen.

So viel von der Geschichte; die Idee, die ihr zum Grunde liegt, ist uns gewiss heilig, und wir möchten sie um Alles in der Welt eben so wenig antasten, als die gewiss edle Absicht des Vfs.; aber es ist nur billig zu verlangen, dass, wenn — wie es wohl gut ist — solche Ansichten uns bildlich vorgestellt werden, diess auf befriedigendere Weise geschehe, als in dieser „lieben Geschichte."

Mg.

Magdeburg, b. Rubach: *Rosenlaunen* von *Carl Nicolai*. 1819. 270 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. muss, bey der Unzahl von grösseren und kleineren Romanen, womit wir von Messe zu Messe überschwemmt werden, um einen Titel sehr verlegen gewesen seyn, und hat einen gewählt, der gerade zu den in dieser Sammlung enthaltenen Erzählungen nicht passt: denn sie haben weder die Farbe, noch den Duft der *Rosen*. Die erste, *Gideon*, ist zwar romanhaft und abentheuerlich genug; aber das ists auch Alles; Alles hängt mit losen Fäden zusammen. Die zweyte, *das Osterwasser und das Osterfeuer*, soll die Idee versinnlichen: dass man nur Einmal, oder nie lieben soll. Camillus, der sich in seiner ersten Jugend auf einer Reise in eine Försterstochter verliebt hat, deren Bild ihm geblieben ist, trifft sie nach Jahren in dem nämlichen Hause, mit den nämlichen Umgebungen wieder, und erkennt sich, den Vater der Geliebten und sie selbst nicht mehr!! bis ihm auf einmal S. 210 *die Binde von den Augen fällt*. Den Rest kann sich jeder Romanleser hinzudenken. Die dritte: *Der Polterabend und seine Folgen*, soll scherzhaft seyn, ist aber nur gemein. Erfindung und Sprache heben sich nirgend über das Mittelmässige.

R. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hamburg, b. Schniebes: *Sammlung geistlicher Lieder zur Erheiterung und Beruhigung unter den Übeln und Leiden des Lebens* von *Nicolaus Joachim Guilliam Evers*, Archidiakonus an der Jacobi-Kirche zu Hamburg. *Erster Theil.* Gründe der Erheiterung und Beruhigung aus einzelnen Lehren, Foderungen und Verheissungen der Religion und insbesondere des Christenthums. 1817. XX und 483 S. *Zweyter Theil.* Anwendung der religiösen und insbesondere christlichen Erheiterungs- und Beruhigungs-Gründe auf einzelne, besonders bestimmte Übel und Leiden dieses Lebens. 429 S. *Dritter Theil.* I. Anwendung der religiösen und insbesondere christlichen Erheiterungs- und Beruhigungs-Gründe in Beziehung auf die Zeit. II. Später aufgefundene und später herausgekommene, in diese Sammlung gehörige Lieder. III Anhang von solchen hieher gehörigen Liedern, welche sich auch im Hamburgischen Gesangbuche befinden. 1818. XVI u. 512 S. 8. (4 Rthlr.)

Der Herausgeber suchte dieser Sammlung, deren nächste Bestimmung der Titel angiebt, eine solche Vollständigkeit zu geben, dass sie zugleich zum Repertorium dienen könnte, welches nicht nur unter Leiden und Übeln aller Art, auch solchen, die nicht füglich eigentliche Leiden zu nennen sind, Erheiterung und Beruhigung darböte, sondern auch den Herausgebern neuer Gesangbücher den ganzen Vorrath dessen vor Augen legte, was die deutsche Literatur dem Geschmack und der Bildung unserer Zeit Angemessenes in dieser Hinsicht besitzt. Im Grunde erstreckt sich die Sammlung über fast alle Religionswahrheiten und sittliche Verhältnisse, aber nur sofern die Lieder des Trostes und der Aufrichtung gedenken, welche daraus hervorgehen oder durch sie nöthig werden, oder sofern der Weg angezeigt wird, auf welchem man sich selbst der Erheiterung und Beruhigung fähig und würdig macht. Wer gegen die Anordnung, welche in einer Übersicht des Inhalts jedes Theils vor Augen liegt, Eines oder das Andere zu erinnern haben möchte, wird, bey richtiger Überlegung dessen, was Hr. *E.* darüber sagt, finden, dass dieser doch nach guten Gründen verfuhr. Dass die aufgenommenen Lieder von verschiedenem Geiste, Ton und Werthe sind, war nicht zu vermeiden, und ist im Grunde zweckmässig. Nur freylich würden wir gegen Lieder, die sich zu einem gröberen Eudämonismus hinneigen, etwas strenger gewesen seyn. Und warum unter dem der Bildung unserer Zeit Angemessenen auch Lieder stehen, die nur gereimte Prosa sind, oder nur Erinnerungen aus besseren Liedern enthalten, sehen wir nicht ein. Doch mag sich freylich auch an ihnen Mancher erbauen. Dass alle Lieder Gebete (der Form nach) seyn, hält Hr. *E.* für eine unstatthafte Foderung; „auch Belehrung, sagt er, welche wohl in ein Gebet übergehen, aber nicht allein als Gebet sich darstellen kann, ist dem Leidenden, wie Jedem, den man erbauen will, nöthig." Allerdings; daraus folgt aber nicht, dass das *Lied* lehren müsse, wenn es gleich, als Selbstbetrachtung, Selbstermunterung u. s. w. belehrend seyn kann. „Möchte man nur, fährt Hr. *E.* fort, in diesen belehrenden Liedern den poetischen Werth weniger vermissen, als es leider gewöhnlich der Fall ist." Sollte das aber nicht eben daher kommen, dass das Ausgehen auf Belehrung dem lyrischen Charakter des Liedes widerspricht? Ist ja selbst das eigentliche Lehrgedicht nur sofern poetisch, als der Dichter nicht im Ernste den Lehrer machen will, sondern mit der Phantasie die Wahrheit ergreift und für sie einzunehmen weiss. „Befremdender ist freylich dieser Mangel in den Liedern, welche für specielle Fälle verfertigt sind, und welche doch nothwendig einen Haupttheil meiner Sammlung ausmachen mussten. Was man am mehresten in solchen Liedern sucht und zu suchen berechtigt ist: Wärme und Innigkeit des Gefühles, das vermisst man in denselben nicht selten." Ohne Zweifel, weil sie für die speciellen Fälle *verfertigt* sind, in welche sich wohl der wahre Dichter versetzen kann, aber nicht Jeder, dem es seine eigenen Gefühle angemessen und erbaulich auszusprechen gelingt. Das ist denn auch die Ursache, warum der zweyte Haupttheil dieser Sammlung, bey aller darauf verwandten Mühe, bey aller seiner Vollständigkeit, und bey dem wirklich reichen und in keiner anderen Sammlung dieser Art in dem Grade sich findenden Schatze guter Lieder, doch so Vieles zu wünschen selbst dem Sammler übrig liess.

Dass dieser sich Änderungen in den Liedern erlaubte, mag immer noch von Manchen gemissbilligt werden. Uns dünkt gegründet, was Hr. *E.* darüber sagt. „Wer Lieder sammelt, um seine Leser mit den unterschiedenen Dichtern selbst bekannt zu machen, um sie unter einander zu vergleichen, und den eigenthümlichen

Werth eines jeden zu beurtheilen, der darf freylich Nichts ändern, sondern muss jedes Gedicht so wiedergeben, wie es aus der Feder seines Verfassers geflossen ist; wer aber durch eine solche Sammlung die Erbauung befördern will, für den ist es Pflicht, auch durch eine zweckmäfsige Verbesserung der Lieder dieselbe zu erhöhen; und er verdient nur dann getadelt zu werden, wenn seine Veränderungen unnöthig und wirklich keine Verbesserungen sind." Hierüber wird nun freylich in einzelnen Fällen das Urtheil verschieden ausfallen, und auch Rec. ist von der Nothwendigkeit dieser und jener hier gemachten Änderung nicht überzeugt; aber im Ganzen verdient auch in dieser Hinsicht des Hn. E. Arbeit das Lob der Zweckmäfsigkeit. Er hat überall die vor ihm gemachten Verbesserungen benutzt, aber auch selbst nicht nur manchen falschen oder halbwahren Gedanken in einen richtigeren, manchen zweydeutigen oder unedlen Ausdruck in einen bestimmteren oder würdigeren verwandelt, sondern auch manche Tautologie, manche unnütze Wiederholung, manche Übertreibung, ingleichen manchen Hiatus, manche Härte, manchen fehlerhaften Reim, manchen Sprachfehler weggeschafft. Indess blieb dem Herausgeber bey einer etwanigen neuen Auflage oder denen, welche diese Sammlung bey der Besorgung oder Verbesserung von Gesangbüchern benutzen werden, noch hin und wieder Etwas nachzubessern übrig. So kommt gleich in dem 1 Verse des 1 Liedes ein hartes *müfst*" *sie* vor, und im 8 Verse des 2 Liedes: wenn dein Blick ihm nicht den Himmel *wief'* st. wiese; im 16 L. *würd' nie.* In No. 87 reimen *Erd'* und *Beschwerd'*. In No 205 heifst es: dieser *Erd' der* Geist entwallt; und *Wöll'n* mich Schmerzen wild ergreifen — wo die Verbesserung sehr nahe lag: will der Schmerz mich w. e. No. 69: Gott ist die *Lieb'*, wenn u. s. w. In No. 49 hätte der Ausdruck: Gott, den unser Jammer *kranket* — wohl mit einem anderen vertauscht werden sollen; und in No. 90 will uns die *Allmachtskraft* nicht gefallen. Ebendaselbst heifst es: *Bleibt Rechtthun dir die erste Pflicht*; aber das Rechtthun besteht ja in der Beobachtung der Pflichten. Das alte Lied. O dafs ich tausend Zungen hätte u. s. w. — fängt hier so an: O dafs ich *rein're Lippen* hätte, und einen *preisgeübtern* Mund! — eine Veränderung, die uns nicht gelungen scheint. Falsch ist es, wenn in No. 110 steht: Wache, dafs dir Niemand diesen Wahlspruch *raubt* st. raube. No. 141: *wofür* sollt' ich erschrecken? st. wovor. Aus manchen Liedern sind dogmatische Vorstellungen weggeschafft, die doch in anderen beybehalten sind.

Hr. E hat jedem Liede den Namen des Verfassers, wenn er ihn wufste, untergesetzt. Da aber aus manchem Liede ein ganz neues geworden ist, das oft nur einen oder etliche Gedanken von jenem enthält: so kann der Vf. eines solchen alten Liedes in der That nicht für den Vf. des neuen gelten. Kann z B. das Lied No. 27: *Keinen hat Gott verlassen* — als *Kessler's* Arbeit angesehen werden, aus dessen so anfangendem Liede (was man in *Porst's* Gesangbuche No. 50, findet) kaum drey Zeilen beybehalten sind? In solchen Fällen hätte, so weit es geschehen konnte, der Umarbeiter mit angegeben werden sollen. Zwey oder drey Mal ist es wirklich geschehen, z. B. bey 278, wo *Tersteegen* (*Stolz*) steht.

Als Verfasser des Liedes: *Es lebt ein Gott, der Menschen liebt* — wird *Lavater* angegeben; es ist aber, so viel wir wissen, von *Stamford.* Das schöne Lied No. 81: *Blicke von der Erd' empor* — ist von *J. F. Schink*; No. 497: *Wohl dem, der gottesfürchtig lebt* — ursprünglich von *Ch. von Stöcken.* Von No. 619: *Ruhig ist des Todes Schlummer* — ist *Amalie Spangenberg*, geborene *Wehrs*, Verfasserin. No. 855: *Hilf mir, Gott, der Krankheit Plagen* — ist von *Diterich* nach *Senf von Pilsach.* Von 577: *Wenn ich ein gut Gewissen habe* — ist nach anderen Angaben *Chr. Fel. Weifse* Verfasser.

Der dritte Theil enthält aufser dem, was der Titel anzeigt, Register und eine kurze Literatur der dem Vf. bekannten Liederdichter, die ursprünglich nicht in seinem Plane lag, aber von Mehreren gewünscht wurde. Auch ist eine grofse Anzahl von Berichtigungen und Verbesserungen beygefügt worden.

Hr. E. hat blofs gute, noch jetzt zur Erbauung dienende Lieder wählen wollen, und, seinem Zwecke gemäfs, ausgemerzt oder abgeändert, was der Erbauung heutiges Tages nicht förderlich gehalten werden kann. Lauter Vortreffliches zu finden, wird man nicht erwarten; wir haben aber kein Lied angetroffen, das seines Platzes unwürdig wäre. Des Herausgebers Abänderungen sind oft sehr zweckmäfsig; zuweilen aber dünken sie uns wenigstens keine Verbesserungen.

Das Lied: Du, der allen seinen Kindern u. s. w. No. 1354 ist von *C. F. Neander*, und heifst ursprünglich: Der du alle deine Werke u. s. w. (Berl. Gesangb. No. 148). No. 1355: Ein neuer Morgen (ursprünglich der frohe M.) weckt mich u. s. w. ist von *Lavater.*

Das literarische Verzeichnifs der Liederdichter ist ein wenig mager, und enthält manche Lücken und Unrichtigkeiten. *Fr. E. Ditmar* ist Advocat und Procurator zu Rostock, und hat den Titel Legationsrath. *Kosegarten* hat unseres Wissens nie den Titel Landoberkirchenrath gehabt. *Lowen* (nicht *Löwe*) war zuletzt angestellt und starb in Rostock. *G. F. Nöldeke* war schon, als seine neueren Gedichte herauskamen, Superintendent in Clötze. *J. H. Nolting* war zu Schwarzenberg geboren. In dem Artikel *Pfeffel* kann sich das *daselbst* auf Nichts beziehen. *Schink* lebt in Berlin. Sollte nicht von ihm auch das *F. L. Schröder'n* beygelegte Lied seyn? — Vieles Andere übergehen wir, da es bekanntere Hülfsmittel nachweisen.

C. F.

Berlin, b. Rücker: *Sammlung kurzer metrischer Gebete, welche beym Anfange geistlicher Amtsreden von Predigern benutzt werden können* — von *Albrecht Ludewig Richter*, Schulinspector des zweyten Schulkreises in der Superintendur Pritzwalk und Prediger zu Techow und im Stifte Heiligengrabe. 1819. XVI u. 220 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Mit Recht lobt der Herausgeber vorliegender Sammlung die Sitte, geistliche Amtsreden abwechfelnd mit

metrischen Gebeten anzufangen, und es ist als ein verdienstliches Unternehmen anzusehen, wenn eine zweckmäfsige Sammlung zu diesem Gebrauche veranstaltet wird. Die gegenwärtige erstreckt sich über die christliche Glaubens- und Sitten-Lehre, enthält viele passende und kraftvolle Gebete, worunter Rec. auch die vom Herausgeber selbst verfertigten zählt, und kann manchem Prediger, der nur sein Gemeinde-Gesangbuch besitzt, gute Dienste thun. Aber in manchen Capiteln vermifst Rec. Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit. Auch hätte der Herausgeber bey den aufgenommenen fremden Arbeiten eine sorgfältigere Auswahl treffen, und nicht so bekannte, in allen neuen Gesangbüchern stehende Verse aufnehmen sollen, als da sind: O Gott, lafs deine Güt' und Liebe — Dir Gott, dir will ich fröhlich singen — Hier sind wir, Jesu! zu erfüllen.

7. 4. 5.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Berlin*, b. Dieterici: *Predigten*, von *Johann Otto Leopold Schulz*, Professor am Berlinisch-Cölnischen Gymnasium. 1818. 44 S. 8. (6 gr.)

Die Predigten, wie die Vorrede des Vfs., verdienen mit besonderem Fleifse gelesen zu werden. In dieser spricht er nicht nur sein lebhaftes Verlangen nach einem Predigtamte, sondern auch seine Gedanken über dieses Amt selbst, und zuletzt auch noch über das Schulamt, das er jetzt bekleidet, und welches er in Ansehung des gemeinschaftlichen Zweckes mit jenem für Eins ansicht, auf eine sehr würdige Weise aus.

Die Predigten selbst sind, nach unseren Ansichten und Gefühlen, so, wie sie seyn sollen, gedanken- und gehaltvoll, gemeinverständlich und fafslich, natürlich und ungezwungen, wie sie der nüchterne Verstand, das erwärmte und bewegte Herz, nicht wie sie die Phantasie und Kunst eingiebt. Es sind ihrer drey. Die erste, am Sonntage nach dem dritten Jubelfeste der Reformation gehalten, handelt *von dem Wesen einer wahrhaft christlichen Einigkeit*, über Philipp. 2, 1 — 4. Sie ist eine Einigkeit im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung. Diefs sind die drey Grundsätze, auf denen sie ruht. Der Grundsatz des Glaubens ist dem Vf. der, dafs nur die heilige Schrift Erkenntnifsquelle und Grund des christlichen Glaubens sey. Diefs ist aber wohl nicht im Gegensatze der Vernunft gesagt, welche die erste und letzte Quelle aller Religion, und also auch der christlichen, in moralischer, nicht historischer Hinsicht ist; und auch von dieser Quelle, als Prüferin und Auslegerin der Bibel, und Beurtheilerin ihrer Aussprüche, ob sie moralisch, und also wahr und göttlich sind oder nicht, keinesweges ausgeschlossen werden kann. Die Bibel, im Gegensatze der Vernunft die einzige Religionsquelle zu nennen, ist Hochverrath an der Vernunft, diesem Bilde der Gottheit. Es war ja auch schon Religion in der Welt, ehe die Bibel noch existirte, und es ist auch da Religion, wo man die Bibel nicht kennt, oder nicht angenommen hat. Auch können wir dem Vf. nicht beystimmen, wenn er sagt, dafs die Bibel klar und verständlich genug zu dem einfältigen Herzen spreche. Das ist nicht allgemein, sondern nur in Hinsicht gewisser einleuchtender moralischer Stellen wahr. Die einfältigen Herzen verstehen die Bibel nicht, oder nicht gehörig, weil es ihnen an Einsichten und Kenntnissen fehlt. Und auch die Verständigen, wenn sie nicht besonders unterrichtet sind, verstehen sie nicht recht; ja selbst die Verständigsten unterscheiden sich in ihren Meinungen und Bibelansichten und Erklärungen gar sehr von einander. Nur in den allgemeinen Vernunftlehren und Grundsätzen der Religion von Gott, Vorsehung, Tugend, Vergeltung, und den daraus entspringenden Pflichten und Hoffnungen ist eine Übereinstimmung möglich, wenn anders bey diesen Lehren das Wesentliche von dem Aufserwesentlichen, und die besonderen Ansichten einzelner Menschen oder Gesellschaften von der allgemeinen Ansicht getrennt werden. Den Glauben an die Versöhnungslehre erwarten wir hier bey der Glaubensvereinigung am allerwenigsten, welche gerade eine von denjenigen Lehren ist, die eine Glaubenstrennung unter den Christen hervorgebracht hat und noch hervorbringt. Denn jede Partey glaubt, Gott auf ihre eigene Weise versöhnen zu müssen. Daher so viele Theorieen von Versöhnungslehren unter Juden, Heiden und Christen, und unter katholischen, protestantischen und anderen Christen.

Die zweyte Predigt am Sonntage vor dem neuen Jahre über den 15 Vers des 7 Cap. des Predigerbuchs Salomo, handelt *von dem Sinne, in welchem der Mensch sein ganzes Schicksal als eine Fugung von Gott hinnimmt.* Diese Predigt empfiehlt sich besonders durch lichtvollen, herzlichen und zugleich beredten Vortrag. — Auch die dritte Predigt über Luc. 18, 9 — 14 über des Pharisäers und Zöllners Gebet ist schön. Übrigens sind diese Predigten den Zeitumständen vollkommen angemessen, und, was jetzt so selten, und doch so nöthig und nützlich ist, ganz biblisch, und mit passenden biblischen Stellen überall durchwebt. — Wir halten daher den Vf. einer baldigen Beförderung höchst würdig, die er seiner seltenen Bescheidenheit halber doppelt verdient.

Q.

Kiel, in der akademischen Buchhandl.: *Das Göttliche in der Vergebung. Was dem Priester obliege.* Zwey *Predigten* von *Claus Harms*, Archidiakonus an der St. Nicolaikirche in Kiel. 1817. 37 S. gr. 8. (6 gr.)

Die erste dieser Predigten hielt Hr. *H.* als Wahlpredigt in Kiel. Er liefs sie früher nicht drucken, um nicht seine Competenten zu beleidigen, und sich selbst beleidigenden Urtheilen dadurch blofs zu stellen. Jetzt sie zu geben, hielt er sich durch Nachrichten von ihrer Wirksamkeit verpflichtet. Sie weifst in der Vergebung nach „eine göttliche Hoheit, eine göttliche Seligkeit," und „eine göttliche Barmherzigkeit." Die „göttliche Hoheit" besteht darin, dafs sich die Vergebung „über das sinnliche Gefühl und über des Verstandes Urtheil erhebt." Hier ruft er aus: „Hüte sich ein Jeder vor dem Verstande. Er mischt sich in alle Dinge; aber er schickt sich nicht in alle Dinge." Und doch beten wir schon nach den alten Agenden um „rechten Verstand," als eine Gabe des „heiligen Geistes." — „Eben darum, fährt Hr. *H.* fort, weil die Vergebung so herrlich, so göttlich ist, und ihr Lob nimmer ausbleibt, könnte sich Jemand entschliefsen, der Vergebung äufsere Zeichen auszustellen, Freundschaft auf den Lippen zu haben, die Schalkheit aber und die Bosheit zu behalten in seinem Herzen und sich heimlich zu freuen einer solchen Klugheit. Sollte nicht manchmal diefs gottlose Spiel getrieben werden? Nach der allgemeinen Klage geschieht es gewifs und oft. Allein davon ist die wahre Vergebung so weit entfernt, dafs sie mit dem Verstande gar nichts zu schaffen hat." Ist denn der Verstand nur bey gottlosem Spiele thätig? Es soll gesagt werden: die Vergebung sey so weit von *dieser* Weltklugheit entfernt, dafs sie nicht einmal überhaupt mit dem Verstandesurtheil etwas zu thun habe. Aber ist dieser Sinn dem Zuhörer und Leser sogleich klar? Es heifst weiter: „Du machst den Feind nur dreister, wenn du ihm nicht deinen Zorn zu erkennen giebst, sagt der Verstand; das Herz spricht:

Er soll sogar an meiner *Liebe* nicht zweifeln. Du bestärkst ihn in seiner Bosheit wider dich und reichst mit deiner Gutthat ihm Waffen, sagt der Verstand; das vergebende Herz spricht: Schlägt er denn: so schlägt er mehr sich selbst als mich. Du verführst ihn zu neuen Sünden durch die unzeitige Vergebung: *der* Rede entsetzt sich das Herz und seufzet: *Vielleicht!* doch wiese ich ihm nicht meinen freundlichen Sinn, dann wär ich seiner neuen Sünden *gewiss* theilhaft, darum, ich wähle den sichereren Weg, und vergebe ihm." Aber erkennt man denn ohne Verstand diesen sichereren Weg? Und hatte Hr. *H.* nicht im Eingange gesagt: „Freylich, wenn Vergeben nichts Anderes hiesse, als den Beleidiger gewähren lassen, schweigen zu jedwedem Unrecht, sich oder den Nächsten, was zum wenigsten einerley ist, hingeben allem Muthwillen und Frevel des Schlechten, und die Balken zu Splittern machen: wenn das Vergeben hiesse, wer möchte dann rathen dazu? Wer nicht lieber allen Irrenden oder Feigen, ja allen Christen den Rath ertheilen: Wollet doch nicht sanftmüthiger seyn, als Christus selbst war!? Kennt ihr denn nicht seinen Freymuth, seinen Eifer wider das Schlechte, beides in Wort und That? Nur bewahrt neben dem Wort und der That, welche wider die Sache gerichtet sind, das liebevolle Herz gegen die Menschen selbst! Findet nicht Splitter, wo keine sind! Wo Splitter sind, machet sie nicht zu Balken!" u. s. w. Ist denn hier nichts von dem, was der Vf. unter dem Namen Verstandesurtheil begreift, und mit dem die Vergebung nichts zu schaffen haben soll? „Auf seinem Gebiet, heisst es im zweyten Theile wieder, hat der Verstand alle Mal Recht, und macht sein kaltes Urtheil wahr, so dass, wer vergiebt, war leicht und gern vergiebt, sich desto mehrere Feindschaften zuzieht und grösseres Ungemach bereitet dadurch." Doch wohl nur eigentlich, wo die Vergebung Schwäche ist, und eine solche, als der Vf. vorhin selbst verwarf? — Der Verstand im engeren Sinne, der bloss berechnende Verstand reicht nicht aus, und darf nicht entscheiden, wo von Tugend und Religion die Rede ist, aber darf man das dem Verstande überhaupt entgelten lassen, ohne den auch kein Vernunftgebrauch Statt hat? Und ist es rathsam, den Verstand verächtlich zu behandeln, da nach dem Sprachgebrauche des Lebens, der Kirche und der Bibel das Vermögen, das Göttliche zu vernehmen, unter diesem Worte mit gemeint wird? Besonders, wenn der Erfolg des Vortrages nicht eine höhere Kraft im Menschen dem Verstande entgegensetzt, wodurch auf den beschränkteren Sinn, in dem man dieses Wort nimmt, hingewiesen wird? — In des Vfs. Gedanken ist wohl kein Widerspruch, aber die Darstellung in dieser Predigt ist nicht frey davon.

Die andere Predigt, des Vfs. Antrittspredigt, in den Druck zu geben, dazu sind, wie er sagt, missbilligende Urtheile über sie von Personen, die sie vielleicht nicht selbst hörten, die nähere Veranlassung. Worauf sich diese Urtheile bezogen, davon sagt Hr. *H.* Nichts. Zum Texte wählte er Mal. 11, 7. Bewahrung der Lehre vor der Vergessenheit und vor dem Verderbnisse, Mittheilung der Religion an bestimmten Tagen und bey vorkommender Gelegenheit, und Darstellung eines höheren Lebens durch Sittenreinheit und himmlischen Sinn, sind, was dem Priester obliegt. — Hr. *H.* ist sehr unzufrieden damit, dass man die protestantischen Geistlichen nicht mehr Priester nennen will. Prediger, Geistliche, Seelsorger, Beichtväter, meint er, können nur die seyn, die Priester sind. „Keine Kirche ohne Priester! Ich meine, die letzten zwanzig Jahre haben an dem Beweis dieses Satzes gearbeitet, und sind beynahe fertig damit geworden. Von einer anderen Seite habe ich den Beweis zu führen gesucht in dieser Stunde." Indessen finden wir doch durchaus Nichts in der Schilderung des Vfs., was an der Benennung: Priester, haftete, und was mit ihr aufgegeben werden müsste, Nichts, was diejenigen widerlegt, die, aus bekannten Gründen, gegen sie sich erklärt haben.

Wenn wir auch des Vfs. Vorstellungsart nicht immer zu der unserigen machen können, und in seinem Vortrage Manches finden, das uns nicht ganz zusagt: so erkennen wir doch besonders die zweyte Predigt für eine vorzügliche Arbeit. Vielleicht verdient keiner unserer Kanzelredner vornehmlich von Landpredigern mehr studirt zu werden, als *Claus Harms*.

D.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Ulm*, b. Wohler: *Luthers Verdienste um Musik und Poesie*. Eine Skizze von *Justin Heinrich Knecht*. 1817. 32 S. gr. 8. (4 gr.)

Wie hoch Luther die Tonkunst geachtet habe, wird hier aus seinen bekannten Äusserungen dargethan. Dann beweist der Vf., dass Luther auch in dieser Kunst Original war, dass er die alten Tonarten genau kannte und mit feinem Urtheile anwandte, dass er Kenntniss der Harmonie hatte und Motetten setzte, und dass er die Laute spielte. Die Lieder, an welchen Luther Antheil hatte, theilt Hr. *K.* in 4 Classen: solche, die er nach Text und Noten aus dem Alterthume nahm, ohne bedeutend daran zu ändern; solche, die durch Verbesserung und andere Wendungen einen Schein von Neuheit erhielten; solche, über die man nicht einig ist, ob sie Originale oder Copieen seyn; und endlich entschiedene Original-Lieder und Melodieen. Über viele einzelne macht er Bemerkungen, wie sie von einem so einsichtsvollen Künstler zu erwarten sind, ob wir gleich gern gesehen hätten, dass er hin und wieder noch ein wenig tiefer eingegangen wäre. Zuletzt wird gezeigt, dass Luthers Hauptabsicht bey seinen musicalischen Beschäftigungen war, die Kirchenmusik ihrem Zwecke gemäss zu verbessern. Mögen die guten Wünsche, mit welchen der Vf. seine Schrift beschliesst, überall beachtet werden!

J. C. F. D.

Merseburg, b. Klein: *Vernunft oder Offenbarung? Welcher soll ich glauben?* Worte eines Unbefangenen an Unbefangene. 1819. 46 S. 8. geheftet. (6 gr.)

Der Vf. bestreitet die Behauptung einer unmittelbaren Offenbarung in dem gewöhnlichen Sinne mit Gründen, in denen wir nichts Neues gefunden haben. Indessen da man in unseren Zeiten gewohnt ist, sich die Entscheidung über manche wichtige Dinge dadurch leicht zu machen, dass man oft und gründlich ausgeführte Zweifel und Einwendungen entweder als nicht vorhanden ansieht, oder als Erzeugnisse eines verwerflichen Sinnes verschreyt: so mag es auch nicht unnütz seyn, von der anderen Seite zu wiederholen, was noch nicht für widerlegt gelten kann. Indessen hätte der Vf. hin und wieder wohl ein wenig tiefer eingehen, und auf manche neuere Versuche, den Streit auszugleichen oder zu umgehen, mehr Rücksicht nehmen mögen.

J. C. F. D.

Dortmund, b. d. Vf.: *Lebenskunst*. Zur täglichen Morgenbetrachtung. Von *Johannes Rappe*. 15 S. 12.

Der Vf. hat, wie recht ist, keine von der Moral abgesonderte Lebensart im Sinne. Seine Andeutungen mögen, wenn sie täglich erwogen werden, Manchem recht nützlich seyn, und irre geführt wird durch ihn Keiner. Einige Lücken sollen wohl dazu dienen, dass Jeder sie nach seinen Bedürfnissen und Verhältnissen ausfülle.

J. C. F. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers*, herausgegeben von Dr. *Heinrich Gottlieb Tzschirner*, ord. Prof. der Theol., Pastor an der Thomaskirche und Superintendent der Leipz. Diöces. Siebenter Band. Zweytes Stück. 1819. VI u. 187 S gr. 8. (18 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. 1820. No. 1.]

Dieses zweyte Stück des siebenten Bandes enthält nur *eine* Abhandlung, aber eine desto willkommnere, nämlich: *Die Lehre des Apostels Paulus vom Glauben und von der Tugend in ihrer Verbindung, wie sie in dem Briefe an die Römer dargestellt ist.* Zur Berichtigung irriger Vorstellungen von dieser Lehre erläutert von D. *Johann Georg Rosenmüller*. Ein lieberes Geschenk konnte der verdiente Herausgeber den Lesern der Memorabilien nicht geben, als dieses *opusculum posthumum* des vortrefflichen D. *Rosenmüller*. In der Einleitung beschreibt der sel. Vf. die grosse Wichtigkeit dieses Briefes an die Römer, seinen Einfluss auf die Bildung des protestantischen Lehrbegriffs, da auch dieser Brief dem Melanchthon die Veranlassung zu seinen *locis communibus rerum theologicarum* gab, und zeigt, wie Paulus etwas ganz Anderes lehre, als Augustin, den *Rosenmüller* doch einen „äusserst schlechten Schriftausleger" nennt, und welchem Augustin gleichwohl die beiden grossen Reformatoren folgen, in der Meinung, dem (missverstandenen) Apostel zu folgen. Da Rec. glaubt, vielen Lesern dieser Zeitung einen Dienst zu erzeigen: so theilen wir den Hauptinhalt der Abhandlung mit. I. *Von der Beschaffenheit und von der Quelle der Gott wohlgefälligen Tugend überhaupt.* Cap. 1 — 5. Der Zweck des Apostels bey der Abfassung dieses Briefes sey, den Vorzug des Evangelii vor aller natürlichen und mosaischen Religion zu zeigen, da weder das Gesetz der Natur, noch das Gesetz Mosis den Menschen Liebe und Kraft zum Guten ertheile. Die Hauptstelle hiezu ist Röm. 1, 16. 17, wo δικαιοσυνη richtig erklärt wird durch *virtus, probitas, qua Deo probamur.* Was hier ferner über Versöhnung, über die *Lehrart* vom Opfertode Christi gesagt wird, ist zwar nicht neu, doch gründlich und höchst klar. II. *Die Erinnerung an den Tod Jesu soll uns ermuntern, die Sünde zu meiden, und der Tugend eifrig nachzustreben*, Cap. 6, 1 — 11, wo des Apostels Gedanken mit den Worten des Vfs. und im bündigen Zusammenhange dargestellt werden. III. *Die Schändlichkeit des Lasters und das damit verbundene Elend; die Ehrwürdigkeit der Tugend und die damit verbundene Glückseligkeit.* Cap. 6, 12 — 23. Deutlicher kann es gar nicht gemacht werden, dass Paulus nichts weniger als den Werth der Tugend herabgesetzt habe, als durch Entwickelung dieser Paulinischen Gedanken. IV. *Durch blosse Gesetze wird der Mensch nicht gebessert.* So, spricht der Vf., sollte die Stelle Cap. 7, 7 — 25 überschrieben seyn. Dieser Abschnitt verdient es vorzüglich, von Exegeten und Predigern beherzigt zu werden, sowie die Erinnerungen gegen *Koppe*. (S. 66 ist ein auffallender Druckfehler, wo es heisst: die sinnlichen Triebe werden nur alsdann sündlich, wenn man sie durch Vernunft beherrscht, wo „nicht" ausgelassen ist.) V. *Würde und Glückseligkeit wahrer Christen.* Cap. 8, 1 — 17. Bey Vers 11 ist schwer einzusehen, wie hier mit einem Male die Auferweckung des Leibes von den Todten herkomme. Im Cap. 6 lehret vielmehr der Apostel, dass die Christen mit Christo gestorben, dass die μελη, die in dem vorchristlichen Zustande ὁπλα της ἀδικιας waren, nun ὁπλα της δικαιοσυνης geworden, dass die Christen νεκροι τῃ ἁμαρτιᾳ und ζωντες τῳ Θεῳ, und mit Christo also zu einem neuen, besseren und glückseligeren Leben erstanden sind. Eher gehörte die Leibesauferstehung in VI. *Dass die Glückseligkeit rechtschaffener Christen zwar hier auf Erden noch unvollkommen, ihnen aber eine vollkommnere und ewig dauernde Seligkeit nach diesem Leben ganz gewiss aufbehalten sey*, Cap. 8, 18 — 30. VII. *Heroischer Muth der Christen*, Cap. 8, 31 — 39. Rec. findet hier mehr die aus der Betrachtung der göttlichen Gnade entsprungene Begeisterung, und zwar die Begeisterung des Gefühls, des Vorsatzes und der That. Der Abschn. VIII giebt den Zweck und Inhalt der Cap. 9. 10. 11 an, nämlich Widerlegung der Vorurtheile der Juden, denen, als dem vermeinten Volke Gottes von der Geburt und des Stammbaums wegen, die brüderliche Vereinigung mit den Heiden, als ehemaligen Götzendienern, anstössig war, und Vermittelung des Friedens zwischen beiden. Darum haben diese Capitel für uns, die wir nicht in einer solchen Lage uns befinden, nur *historischen* Werth. — Jeder siehet hieraus, wie durch die eUbersicht und die Darlegung des Hauptinhaltes des Brie-

fes an die Römer das Verständnifs deffelben erleichtert, und die vermeinte Discrepanz mit dem Jacobus gehoben werde.

Die praktifchen Beyträge und Predigten find gröfstentheils vom Herausgeber. Die Predigt bey der Jubelfeyer der fünfzigjährigen Regierung Sr. Majeftät des Königs von Sachfen über Prov. XX, 28, und insbefondere die Predigt am 10 nach Trinitatis, gehören unter die mufterhaften homiletifchen Arbeiten. Die Demofthenifche Beredfamkeit des Vfs. erhebt fich hier zu der Pracht der Ciceronifchen. Hier werden die religiöfen Ideen als Gefühle vom Gemüthe wiedergeboren; hier herrfcht Ordnung ohne Zwang, männliche Wohlredenheit ohne gefuchte Ziererey. Wie ganz anders bey fonft geprießenen geiftlichen Rednern des Tages, wo die Gedanken als freye Phantafieen wie regellos auftreten, wo der Alltäglichkeit der Gedanken durch gekünftelten, gefchraubten, oft unnatürlichen Ausdruck nachgeholfen werden, und wo Ziererey und Bizarrerie für Originalität gelten foll! Die *Abendmahlsrede* von *Tzfchirner* hat Rec. erbauet und erhoben, und fie verdient in dergleichen liturgifchen Sammlungen einen ausgezeichneten Platz. Auch die Todtenfeyer am letzten Abende des Jahres hat ihren Werth. Doch tritt Rec. ganz der Erinnerung des Herausgebers bey, dafs der Vf. die räfonnirende Anzeige der Todten anders einrichten müffe. Bey *allen* Todten kann eine folche Anzeige kein erweckendes Intereffe haben, fondern nur bey folchen, die durch Sinn, That oder Schickfal fich auszeichneten. Welches Intereffe mag der Prediger folchen Todtenanzeigen geben, von denen er weiter nichts zu fagen hat, als dafs er geboren ward, vegetirte, ein Weib nahm und ftarb?

Cm.

Hannover, in der Hahn'fchen Hofbuchhandl.: *Tabellarifche Erklärung des Hannöverfchen Landes-Katechismus*, als katechetifches Hülfsmittel zunächft für Schullehrer, nebft einer kurzen Anleitung zum Katechifiren als Zugabe, von *H. J. Schnehage*, Paftor zu Weften. 1818. VIII u. 422 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf., vormals Infpector des königl. Seminarii zu Hannover, wurde von mehreren feiner ehemaligen Schüler aufgefodert, feine über den Hannöverfchen Landeskatechismus ausgearbeiteten Hefte dem Drucke zu übergeben. Indeffen konnte er fich, obgleich feine Dictate abfchriftlich als Leitfaden felbft von folchen Schullehrern benutzt wurden, die er nicht unter feine Schüler gezählt hatte, nicht dazu entfchliefsen, theils, weil ihm neben dem von Hn. Superintendenten *Trefurt* angekündigten Commentar, von welchem fchon einige Hefte herausgekommen waren, jedes andere Hülfsmittel zur Erklärung des Katechismus überflüffig fchien, theils weil er die Unvollkommenheit feiner Arbeit immer lebhafter fühlte. Da er inzwifchen erfuhr, dafs Hr. *Trefurt* die Fortfetzung feines Werkes aufgegeben habe, fo überwand er alle Bedenklichkeiten, und übergab feine Erklärung, obwohl in einer fehr veränderten Geftalt, dem Drucke. Die tabellarifche Form fchien ihm erfoderlich, weil fehr viel darauf ankomme, von dem zu erklärenden Penfum erft eine richtige Difpofition zu haben. — In den Vorwurf, der dem Vf. von einem Freunde gemacht worden ift, dafs er dem Schullehrer zu fehr vorgearbeitet habe, können wir nicht einftimmen; wir beforgen vielmehr, dafs der unwiffende und träge Schullehrer fein Buch noch immer nicht werde zu gebrauchen wiffen. Dem fleifsigen und geübten hingegen empfiehlt es fich als ein fehr brauchbares Hülfsmittel. Nur fcheint es uns, als wären, was der Vf. in der angehängten Zugabe felbft tadelt, die Begriffe zu fehr zerfplittert, und die Grenzen zwifchen Religion und Theologie nicht forgfältig genug gehalten worden. — Selbft von Seiten der verftändigen Rationaliften wird man es übrigens dem Vf. nicht zum Verbrechen anrechnen, dafs er dem kirchlichen Lehrbegriffe im Ganzen treu geblieben ift; jedoch räumt er der Vernunft zu viele Rechte ein, als dafs er es nicht mit hyperorthodoxen Eiferern verdorben haben follte.

Wichtiger als die Schrift felbft finden wir die Zugabe, welche eine kurze Anleitung zum Katechifiren enthält. So kurz fie ift: fo ziehen wir fie doch manchem bändereichen Werke vor. — Nach einigen vorläufigen Bemerkungen, worin gezeigt wird, dafs der Schullehrer als Gehülfe des Predigers ächte, wahre Aufklärung befördern foll, dafs vorzüglich Religiofität fein eigenes Herz erfüllen, und er fich nicht in unfruchtbare Nebenunterfuchungen verlieren, und auf das wohlthätige Auswendiglernen kleiner Sätze, biblifcher Kernfprücke und kräftiger Liederverfe mehr halten müffe, als gewöhnlich gefchieht, werden die allgemeinen Grundfätze der Katechetik auf eine fafsliche Art vorgetragen, und durch ein paffendes Beyfpiel erläutert. Hier wird auch der Eintheilung der Katechifationen in analytifche und fynthetifche gedacht, wobey der Vf. bemerkt, dafs er fich auf die analytifchen befchränken werde. Hierauf folgen befondere Vorfchriften für Katechifationen, worin von der Vorbereitung auf diefelben, und von den Fragen kurz, aber zweckmäfsig gehandelt wird. Dann redet der Vf. von der Zufammenftellung des ganzen Unterrichts, von den Hülfsmitteln der Belebung des religiöfen Gefühls, und endlich auch von der Vertheilung des Unterrichts unter die Kinder verfchiedener Claffen. — Vorzüglich auch um diefer Zugabe willen wünfchen wir dem Buche unter Predigern und Schullehrern viele Lefer.

—†—m—†—

Wien, b. Gerold: *Chriftus und Mofes. Für und gegen die Juden.* Von *Anton Fidelis Namiesky*, erzbifchöfl. Confiftorialrath, emerit. Dechan. und Pfarrer zu Aspersdorf. 1817. VIII u. 118 S. 8. (10 gr.)

Des Vfs. Zweck ift, wie er fich ausdrückt, „Allen begreiflich zu machen, dafs, gleichwie die Patriarchen und Propheten, und befonders Mofes bezeugt, dafs Chriftus — der Meffias — der wahre Sohn Gottes ift,

das Nämliche nachmals die Apostel bezeuget haben, und noch heut zu Tage die ganze katholische Kirche bezeuget, und bis zum Ende der Welt bezeugen wird." Wie nach dem Sündenfalle schon deutlich von Christus geweissaget sey, und nachher die Weissagungen noch deutlicher geworden, wie Moses nicht nur den Messias vorher verkündigt, sondern auch wie in seiner Person, so in seinen Thaten und Anordnungen Christum vorgebildet und sich als einen treuen Diener Jesu bezeiget habe, wie die ganze Geschichte Christi vorausgesagt sey, aber auch alles vom Messias Vorausgesagte schon erfüllt, und also keiner mehr zu erwarten sey, wie Alles, was mit Christus geschah und was er that und sprach, selbst seine Ergebung in den Willen Gottes und sein Tod, klar beweise, dass er wahrer Gott sey — das wird dem Vf. so leicht darzuthun, dass man kaum seinen Augen traut. Gefreut haben wir uns aber, dass die Dogmatik des Vfs., die wir nicht verdauen können, den sittlichen Zweck des Christenthums und die sittliche Würde Jesu ihm nicht aus den Augen rückt.

J. C. F. D.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Aarau, b. Sauerländer: *Das Goldmacher-Dorf.* Eine anmuthige und wahrhafte Geschichte vom aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten. 1817. 210 S. 8. (14 gr.)

Ein ächtes Volksbuch muss nach Rec. Meinung entweder in gemüthlicher Einfalt zum Herzen sprechen, daher religiösen Inhalts und so viel möglich in dem Tone des ersten und einzigsten aller Volksbücher, der Bibel, gehalten seyn, welchen unsere Vorfahren, aus leicht begreiflichen Gründen, so besonders zu treffen wussten; oder es muss als eigentliche Poesie Ritter und Drachen, Zwerge und Riesen, Unholde und Feen, Kämpfen und Siegen, Lieben und Hoffen, Leid und Lust, kurz das Leben in der mannichfachsten Gestaltung schaffen, und dem einfachen Menschen nach dem mühsamen Tagewerk und dem endlosen Kampfe mit des Lebens Mühen und Lasten, sowie Jenes Trost und Erhebung in dem, was unvergänglich und höherer Natur ist, also dieses Ergötzen und freudige Augenblicke in den phantastischen Bildern einer fernen Wunderwelt gewähren; beide aber werden darin zusammentreffen, dass sie einen anderen Sinn in dem Menschen anregen, als den des steten Sinnens und Sorgens, Eilens und Rennens nach zeitlichem Gut. — Wer daher ein Volksbuch zu schreiben sich unterwindet (denn wir halten ein solches Vornehmen nicht für etwas Geringes), der muss im höchsten Grad religiös christlich oder ein geborener Dichter seyn. Je weniger man Religion und Poesie als Elemente anerkennt, woraus Volksbücher hervorgehen sollen: desto grösser wird die Zahl misslungener und selbst solcher Volksbücher seyn, vor deren Verbreitung man eben so sehr zu warnen Ursache hat, als vor jenen, welche in angeblichen Wunderheilmitteln, Traumdeutungen und apokalyptischen Erklärungen den heillosesten Aberglauben verbreiten; da diese meistens das Gegengift in sich tragen in der Täuschung, die bald genug zu Tage kommt.

Das vorliegende Volksbuch ist weder dem Grund des Christenthums (denn wie es mit diesem darin gehalten ist, wird Rec. alsbald zeigen), noch dem der Poesie (denn ausserdem, dass Ort und Personen erfunden sind, ist nichts Poetisches darin, — man müsste denn den Umstand, dass die Goldenthaler, die bey Oswalds Ankunft in ihr Dorf keine Fruchtbäume besassen, in ein paar Jahren ganze Körbe voll des feinsten Obstes zu Markte bringen konnten, für eine Efflorescenz der Phantasie halten!), sondern einzig und allein dem Zeitgeiste entsprossen, und zwar wie er in seiner gemeinsten Art leibt und lebt, nur in einem etwas appetitlicherem Gewande, als er sich sonst in der löblichen Bauerscene darzustellen pflegt. Das endlose Treiben und Drängen nach möglichst grossem Erwerb, das unaufhörliche Sinnen darauf, wo noch etwas erspart, errungen; gemehrt werden könne, als ersten und letzten Lebenszweck, als höchste Potenz der menschlichen Entwickelung, als würdigste Bestimmung des Sterblichen anzupreisen, und in dem Leben und Seyn der Goldenthaler zur Ermunterung vorzuspiegeln, ist der Endzweck dieses Büchleins. Es wird sicher sein Glück machen, und unter allen denen, welche den sogenannten praktischen Verstand als vornehmste Geisteskraft des Menschen herausheben, und die Vollendung unseres Geschlechts in die möglichste Ausbildung jenes Verstandes setzen, viele Lobpreiser finden. Wie Manches durch den Gegensatz treffender bezeichnet wird, als durch alle Worte: so möchte Rec. das „Goldmacherdorf" polarisch gegenüber stehend nennen jenen pietistischen Volksschriften, die bloss von Wunderhülfe und Gebetserhörung sprechen, obwohl diese nie, *wie jenes*, zerstörend auf den inneren Menschen wirken. Wenn Oswald, der Held der Geschichte, die Bewohner seines Dorfes träge, unordentlich, verschwenderisch, verschuldet, ohne Credit, dürftig findet, und dieses Alles durch die Habsucht einiger Gemeindevorsteher, die als Wirthe die Liederlichkeit der Gemeindegenossen um ihres eigenen Gewinns willen fördern; wenn er dann den Entschluss fasst, zu helfen, seine Mitbürger zu einem haushälterischen, arbeitsamen, dem Gewinn auf allen Wegen und durch alle Mittel nachstrebenden Volk umzuschaffen; wenn er dazu selbst den Aberglauben (hier kommt die Aufklärung in Gefahr!) von 52 Hausvätern benutzt, welche die Kunst Gold zu machen lernen möchten, und ihnen solches verspricht nach einer Prüfungszeit von sieben Jahren und sieben Wochen, innerhalb deren sie in keine Wirthshäuser, aber zur Kirche gehen mussten, nicht spielen, fluchen, sich berauschen durften, dann das Versprechen damit löst dass er nach Verlauf dieser Zeit jeden der 52 insbesondere ersucht, er möchte ihm zu einer bestimmten Stunde 500 Gulden, wo möglich in Gold, bringen, die jeder durch seinen vermehrten Erwerb entweder selbst besass oder bey dem erhöhten Credit des Dorfes leicht borgen konnte, und dann bey dem unerwarteten Zusammentreffen und dem allgemeinen Erstaunen Aller, so viel Geld beysammen zu sehen, Oswald die Lösung seines

Versprechens, sie Gold machen zu lehren, auf diese Weise ausspricht, und indem er ihnen sagt: „So habt ihr Gold machen gelernt, wie Ehrenmänner Gold machen sollen," so mag da viel Brauchbares über Verkehr und Gewerb angebracht, auch manches Wort zu seiner Zeit gesprochen seyn über Unfläterey in den Dörfern, über Druck und Habsucht reicher — und oftmals durch höheren Schutz zu vielen Gewaltthätigkeiten berechtigter — Gemeindevorsteher, über Streitsucht und so manches Andere, wozu man die lebenden Belege unschwer finden könnte; aber Rec. muss doch seinen Tadel wiederholen und dadurch begründen: dass, da in dem Buche das gesammte Dorfleben in allen Beziehungen, Verhältnissen und Berührungen dargestellt ist, die Begierde nach Erwerb (die doch fürwahr heut zu Tage keines Spornes bedarf) als erster und letzter Gegenstand alles Bemühens hervorgehoben, diesem Alles untergeordnet wird, andere Vorzüge der Menschen nur beyläufig, und bloss in sofern sie jenem förderlich sind, erscheinen, und endlich das Christenthum, welches das eigentliche Lebensprincip des Volkes ist, für dessen Bewahrung, Festigung, Zurückführung Jeder, der es mit dem Volke wohl meint, und für dasselbe zu schreiben sich berufen glaubt, wirken soll, ganz mit Stillschweigen übergangen wird, als wäre es nicht in der Welt, oder doch entbehrlich. Man sollte meinen, wo man das öffentliche Handeln und das häusliche Leben einer, weder in China noch in Indien, sondern in deutschen Landen befindlichen — mithin christlichen — Gemeinde während voller sieben Jahre in ihrem ganzen Umfange aufführt, ihre Erhebung aus misslicher in bessere Lage darlegt, wo man *vom* Volk *fürs* Volk schreibt, müsste nothwendigerweise auch die Bibel einmal zum Vorschein kommen; aber nein! Diese ist mit keiner Sylbe erwähnt. Oswald ist in seiner Gemeinde Alles in Allem; Verbesserer jedwedes Zustandes, Rathgeber, Vorsteher, Feldmesser, Schulmeister u. s. w. Da kommt nun Cap. 8 ein rührendes Schulexamen vor. Nachdem die Schulkinder ein Morgengebet *brevi manu* abgethan haben, gehts ans Lesen, Schreiben und Rechnen; dass die moderne Schule zu Goldenthal die Kinder mit dem Auswendiglernen des Katechismus sollte befleckt haben, wird doch Niemand erwarten, der die Menschheit in ihrem Voranstreben nicht hindern, oder das leuchtende Licht der Aufklärung nicht auslöschen möchte! Man lernt in der Schule zu Goldenthal „künstliche Figuren von geraden und krummen Linien," auch Blumen zeichnen, erzählen, dass man erfrorene Leute nicht in die warme Stube bringen müsse, und anderes Schönes, Nutzliches, Praktisches mehr, — Religionsunterricht aber scheint bey unseren Goldmachern nicht nothwendig gewesen zu seyn. Solcher Bücher bedürfen wir, wenn es besser gehen soll! — Als bey der grossen Änderung in dem Leben und Wesen jener 52 Hausväter, die zum Goldmacherbund gehörten, Jedermann sich wunderte, und der Eine diesen, der Andere jenen Grund muthmasste, „rechnete der Herr Pfarrer nach, und fand, dass die Änderung so vieler Menschen angefangen hatte seit dem Sonntag, da er eine sehr lange Predigt über die christliche Wiedergeburt durch den Glauben gehalten hatte. Er meinte damit habe er Alles ausgerichtet, und sagte es auch." Wir wollen nicht mit dem Vf. über sein Glaubensbekenntniss und *seine* Ansichten des Christenthums rechten, aber das wusste er doch, dass diese hier so hämisch angefochtene Lehre ein wesentlicher Theil der Glaubenslehren desselbigen sey, die gewiss einen tieferen Grund hat, als er nur zu ahnen im Stande ist. Rec. fragt nun nicht — war es edel, war es bieder, war es brav — nur: war es klug in einem Büchlein, das fürs Volk geschrieben seyn soll, einen Glaubenspunct, der ins Innerste des Christenthums eingreift und das Heiligste des Menschen berührt, so besudelt dem Spotte preis zu geben? Hätte der Vf. es gewagt, irgend einen Artikel der Verfassung seines Landes, der ihm nach seiner subjectiven Ansicht nicht gefallen hätte, in einer Schrift fürs Volk zu verunglimpfen? Es mag seyn, dass die Hoffnung und die Begierde, Gold machen zu lernen, bey manchen Menschen eben die Wirkung hervorbringen kann, welche bey dem Christen der Glaube hervorbringt: ist aber desswegen jene edler, des Menschen würdiger, lobenswerther, als dieser? Und darf dieser auf eine so tückische Weise (zumal wenn man die Verbindung betrachtet, in welche der Pfarrer mit seiner gutmüthigen Meinung gestellt ist) angetastet werden? Überhaupt ist auch die Gegeneinanderhaltung des alten Pfarrers („der wusste unsereins herzunehmen, wenn er von der Hölle und ewigen Pein anfing und von Busse und Glauben," sagten die alten Bauern) gegen den neuen und modernen Pfarrer so hämisch, dass man dem Vf. von Obrigkeitswegen verbieten sollte, Volksbücher zu schreiben, und so abgedroschen, dass man dieselbe in gewissen Theaterstücken zum Ekel gehört hat.

F. H.

NEUE AUFLAGEN.

Erlangen, b. Palm und Enke: *Kurzer Unterricht in der christlichen Sittenlehre in gereimten Fragen und Antworten, mit beygefügten Bibelsprüchen und Sprichwörtern für die Jugend in Volksschulen.* Herausgegeben von D. J. P. Pöhlmann. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. 1820. 112 S. 8. (8 gr.) S. die Rec. Jahrg. 1815. No. 52.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1820.

GESCHICHTE.

Bern, b. Haller: *Conrad Justingers Berner-Chronik, von Anfang der Stadt Bern bis in das Jahr* 1421. Herausgegeben von *E. Stierlin*, Helfer am Münster, und *J. R. Wyss*, Professor der Philosophie in Bern, Mitgliedern der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft. 1819. XVI u. 404 S. 8. mit 4 Holzschnitten.

Die Beurtheilung eines alten, nun aber zum erstenmal durch den Druck vervielfältigten Geschichtswerkes kann zwey Gesichtspuncte ins Auge fassen: zuerst eine Schätzung des Werkes selbst, sodann die Würdigung dessen, was durch den Herausgeber zum besseren Verständniss desselben gethan worden ist. Rec. hebt, wie billig, mit dem ersten an. — Justinger, Stadtschreiber der Stadt Bern († 1426), schrieb die älteste umfassendere Chronik des zu Kraft und Bedeutsamkeit emporgewachsenen Freystaates, und ist von allen nachfolgenden Annalisten und Geschichtschreibern fleissig benutzt, oft selbst ausgeschrieben worden. Man kann kaum begreifen, wie der sonst so umsichtige *Haller* (Bibl. der Schweiz. Gesch. IV, 612) so geringschätzig über ihn urtheilen konnte, wenn man nicht hievon Etwas auf Rechnung seines Zeitalters schieben will, dem in seiner eitlen Ziererey die schlichte, schmucklose Einfalt der Vergangenheit nicht behagen mochte; indess ist derselbe zu eben jener Zeit von *Müllern* durch öfteres Citiren hinreichend gerechtfertigt worden. Wenn er sich auch hie und da in ausländischen Geschichten einige Unrichtigkeiten zu Schulden kommen lässt, wie z. B. den Parachronismus S. 65. 67, oder über die Ursachen der Zerstörung des Tempelherrnordens, oder Übertreibungen in Zahlen (die 100,000 Mann des Herzogs von Österreich, Coucy's 80,000 Reiter, 185. 207. 269): so ist solches mehr der Zeit beyzumessen, die genauere Erkundigungen oft unmöglich machte, als ein Mangel, der auf des Vfs. Rechnung gesetzt werden darf (vgl. Anmerk. S. 6). Andere Nachrichten aber, über welche man erst durch neuere Forschungen zur Gewissheit gekommen ist, waren eben damals allgemein geglaubte und verbreitete Sagen, wie die Vergiftung Kaiser Heinrichs VII. oder das nunmehr widerlegte Mährchen von Vergiftung der Kinder Bertholds V, welcher zwar bey Justinger zuerst vorkommt, aber wegen des daran geknüpften, für Bern so schmeichelhaften Ausspruches (S. 13) um so lieber mag geglaubt worden seyn. Genauer und umsichtiger ist er in der einheimischen Geschichte, zu deren Beleg er gar häufig archivalische Nachrichten und „die Brief, die hinter der Stadt liegend" oder „in den Gewölben zu Bern" sich finden, anführt (S. 34); als ein Schriftsteller, der nicht bloss aus Liebhaberey, sondern auf Befehl seiner Regierung (378), wie damals jede Stadt ihre öffentliche Chronik (vgl. S. 153) besass, die denkwürdigen Thaten der Vergangenheit und der Zeitgenossen beschrieben, desswegen zu allen diplomatischen Quellen Zugang hatte, und neben diesen auch fremde Urkunden (77) anderer Städte, Chroniken (18. 30. 153), „was er in Geschrift und glaublichen Büchern funden hat," auch was er von alten Leuten vernahm (S. 15) benutzte, doch „was er nit luter funden hat" (S. 62) dahin gestellt seyn liess, oder nur als Sage der Alten berührt, wenn es mit Erfahrung und einem offenen Sinn (S. 39) nicht vereinbar war. Darum nahm er auch beynahe nur einheimische Ereignisse auf: denn sein Buch sollte nur für seine Landsleute geschrieben, für sie ein Spiegel seyn, „umb dass man (S. 3) von den ergangenen Sachen dester bas wisse zu handlen, sie syend zu Heil oder Unheil ergangen; die gegenwärtigen und künftigen Ding dester fürer zu betrachten und sich darnach zu richten; wann viel grosser Sachen und Striten, so men in diesem Buch geschrieben findet, verwarloset sind, damit man von Unordnung und Ungehorsame wegen darnieder gelegen ist und Schand und Schaden empfangen hat, als hernach statt."

Durch einen Zeitraum von 269 Jahren (39 Jahre vor Erbauung der Stadt Bern anhebend, bis zum Jahr 1421, als einem in den Jahrbüchern dieser Stadt zu jener Zeit wenigstens besonders denkwürdigen Zeitabschnitt, weil darin der Grund zu einem neuen Bau von St. Vinzenzen Münster gelegt worden) giebt uns Justinger ein getreues Bild der alten Zeit in Freud und Leid, in Schimpf und Ernst, in keckem Angriff und muthigem Ausharren, in mannhafter That und frommen Sinn, vor Allem aber davon, wie Bern durch tapferen Muth gegen Feindesmacht und durch weisen Rath im inneren Haushalt sich allmählich solche Bedeutsamkeit erworben. Er selbst aber erscheint als ein Mann, der sichs zur Pflicht macht, seine Zeitgenossen bey jedem Anlass an zwey Dinge zu erinnern, wodurch gemeine Wesen sieghaft, glücklich und blühend erhalten werden: an Frömmigkeit und Ordnung bey Kriegszügen

und Feldschlachten. Darum er nie unterläfst, zu zeigen, wie durch Unordnung unter dem Kriegshaufen Schaden erwachse (S. 46. 157. 224. 227), bey guter Ordnung hingegen, wenn man sich (S. 51) „nach der Wisen Rat richte und nach gemeinem Willen handle," Ehre, Glück und Heil erwachsen möge, so dafs er auf jenes Ereignifs an der Scholshalde (S. 45) immer wieder zurückkömmt, und seinen Lesern zu Gemüth zu führen beflissen ist, wie Siege einzig durch Ordnung und Gottesfurcht erstritten werden (S. 93. 115. 271) „Sie waren, sagt er von den Siegern bey Laupen, ganz einhell und einnandern gehorsam; darumb ihnen all ihr Sachen wohl zu Handen giengen, also dafs ein gemein Spruchwort im ganzen Lande ward: Gott ist zu Bern Bürger worden; wer mag wider Gott kriegen? Daran alle frommen Berner gedenken und defs niemer ewiglich vergessen sullent." (129 375.) Auch wird durch ihn die Kriegstugend der Wachsamkeit eingeschärft (243); gezeigt, wie es sich bestrafe, „wenn man den Feind nicht beze" (374), und wie Hoffarth (ὕβρις), nirgends guten Erfolges (267), alle Sachen verderbe. Um zur Verehrung Gottes und „seiner lieben Heiligen," und zu Achtung des Rechts und der Frömmigkeit zu ermuntern, will er seinen Zeitgenossen an den Beyspielen der Vergangenheit lebendig und überzeugend vorhalten, dafs die Rettung aus allen grofsen Nöthen Gotteswerk, eine Belohnung des Vertrauens auf *Ihn* seye (90), im Gegensatz der verderbenbringenden Gottesverachtung (S. 111. 118. 120. 129). Aber seine Frömmigkeit ist im Sinne der Zeit (die guten Alten wufsten nichts von einem lautereren und vollkommneren Christenthume aufser der Kirche!), tief bewegt über die verderbliche Spaltung, die vor der Kirchenversammlung zu Constanz die christliche Kirche bedrängte; Feind alles dessen, was von dieser durch eigenes Meinen sich ausgeschieden; darum ihm die Verbrennung von Ketzern, oder die Stiftung einer Messe (129), oder die Aufnahme eines neuen Ordens, als „Gottes Gnade" (S. 44) eben so wichtig ist, als ein gebrochenes Schlofs, eine gewonnene Feldschlacht, ein eingegangener Bund. Nebendem spricht uns an: der unverdorbene Sinn für Recht (121. 182), Unheil wünschend allen denen, die des Unrechts sich annehmen (188); der Unwille über Mieth und Bestechung (145. 160); der Eifer wider die Schandthaten der Fürsten („die Mörder und ander böse Lüt strafen solltent, die sind selber Mörder" 381. 70), und das feste Vertrauen auf die Gottesvergeltung für Alles, Gutes und Böses (71. 221), vornehmlich das Gabennehmen (155). Urtheile über Zeitereignisse (77); der Rath, wie Städte zusammenhalten sollen, da Untried zwischen ihnen nur von der Herrschaft erwachse (28. 53, vgl. das Urtheil über Freyburg S. 97); die Warnung, nie Jemand in den Rath zu setzen, der „unrecht und unehrlich tät" (71); die freymüthige Bemerkung, wie „öftern die Kayser den Reichsstädten das Ihr abnehmen, dann in Kriegen ihnen behülflich seyen" (S. 25) lehren uns den Mann von freyem Blick und richtiger Einsicht, der hochbegeistert vom Ruhme seines Berns (25), das würdiger als keine Stadt den Kaiser (289) und späterhin den heiligen Vater (330) in seinen Mauern bewirthet, im Gefühl von dessen Ehre (125) den Geist, durch welchen das freye gemeine Wesen glücklich und hochgeachtet bleiben könnte, durch seine Schrift regsam zu erhalten beflissen ist.

Noch erscheint die Verfassung, wie sie aus der Natur eines gemeinen Wesens hervorgeht; die ganze Gemeine versammelte sich, um die obersten Behörden zu setzen und über Steuern zu verfügen; die unbefleckte Ehre des Rathes ward so hoch geachtet, dafs Johannes von Bubenberg sammt Anderen, weil von ihnen die Rede ging, sie nähmen Mieth, „von der Stadt geschlagen" (verbannt) wurden (145). Wo der Rath nicht selbst seine Ehre wahren wollte, that es die Versammlung der Bürger (S 158); zu den höchsten Staatswürden führte Muth. Verstand und treue Sorge um des Freystaates Wohlfahrt: „Meister" Peter Krattinger ward Heimlicher und der Venner (*Gonfaloniere*) Rietburg war ein Pfister (Löber). Mit dem Oberland bestand kein völliges Unterthanen-Verhältnifs; ein Kriegszug ward mit demselben berathen (S. 355). Manches geschah aber auch gewaltsam (S. 195. 205), und der Geschichtschreiber ermangelt nicht zu zeigen, wie begangenem Unrecht jederzeit die gerechte Strafe folge (S. 124. 210). Die Bevölkerung war zahlreicher, als wahrscheinlich heut zu Tage; wie auch in anderen Städten zu jener Zeit (von Freyburg S. 126); beständiger Zuflufs von Aufsen ersetzte den Abgang, welchen Krieg und Krankheiten verursachten; darum schon im J. 1350, ein Jahr nach der grofsen Pest, an welcher täglich 60 Personen starben, wieder ansehnliche Schaaren dem Panner zu Feldzügen folgen konnten (142. 285). Die Heerfahrten hiefsen, wie bey den alten französischen Königen, *Reisen*, wovon Reisige; die Reiterey *Rofsvolk*, wogegen wir nur noch Fufsvolk brauchen; die gröfseren Kriegswaffen waren *Böche*, *Neckerlin-Slager* (Rec. hält diese beiden Worte weder mit *Müllern* für musikalische Instrumente, noch mit anderen Schriftstellern für eine besondere Art von Soldaten), *Blide*, *Bolen* (wovon noch Bellwerk), *Tumler*, im Jahr 1388 *Büchsen*. Ein 17tägiger Kriegszug ward für langwierig gehalten; 1365 zog der erste gröfsere Kriegshaufen (1500 Mann) „alle in *einem* Kleid" (Uniform) aus; der erste Sold scheint in dem Feldzug zur Eroberung des Aargaues gegeben worden zu seyn. — Zu den Künsten der alten Schädigungspolitik gehörte, falsche Münzen wider eine Stadt zu schlagen (90); in Freyburg ertönte, wenn eine Fehde bevorstand, die Glocke (etwa wie zu Florenz die *Martinella*?). Den reichen Weinbau (S. 243), die frühe Zeitigung der Trauben um Bern im J. 1420, da wo jetzt weithin alle Weinpflanzungen verdrängt sind, werden sich diejenigen merken, welche eine zunehmende Erkältung der Erde und der Atmosphäre beweisen zu können meinen. Den Freund alter Sagen verweisen wir auf die drey S. 19, von denen eine früher in den Alpenrosen mit Geschick poetisch bearbeitet worden ist.

Nicht minder ergiebig als für den Geschichtsforscher dürfte die Ausbeute seyn für den Sprachkenner, und eine reiche Nachlese für ein oberdeutsches Glossar oder schweizerisches Idiotikon darbieten. Wir finden

hier die weicheren Formen der oberdeutschen Mundart und die ursprüngliche Bedeutung manches Wortes, wie *Stift*, Wappen (Zeichen — *insigne*); *Muth* (Sinn *animus*, daher zumuthen, an Einen muthen, S. 112); *Wortzeichen* (wofür wir jetzt fälschlich: Wahrzeichen); *Hochzeit* (nicht blofs festliche Zeit, fondern eigentlich *festum duplex majus*); ein *Lamparter* (Geldausleiher, wovon noch im Französischen *Lombard*); im Sinn des englischen *where* wird *war* gebraucht. Noch jetzt kommen in der schweizerischen Landessprache vor: *Merit* für Markt; *Brochet; unkommlich; Theding; verschleissen* für verzerren; *unterstehen*, für etwas wagen; *auf Jemand kommen*, für Jemand Glauben beymessen; *lösen; usnütschen; Tscheppelin*, als jungfräulicher Kranz der Bauermädchen (f. *Stalder* Idiotikon); Bern eigen ist: *einisi, reichen*, im Sinne des italiänischen *recare*; veraltert sind: *russen; Wighus; Rech* (ein Engpafs), *Ausbaum* u. a. m.

Die Herausgeber haben diese Chronik aus dem unter der Handschriftensammlung der grossen Bibliothek zu Bern befindlichen, als dem der Obrigkeit selbst übergebenen und von ihr aufbehaltenen Exemplar abdrucken lassen. Es schien Original, am getreuesten und glaubwürdigsten. Dafs viele Handschriften oft um einige Worte kürzer, andere mit Zusätzen vermehrt sind, läfst sich leicht erklären: Jeder schrieb sein Exemplar für sich, um die alte Geschichte seiner Vaterstadt zu kennen; dieser kürzte ab, was zu weitläuftig schien, Jener fügte bey, was er anderwärts etwa vernommen oder gelesen; so entstand Mannichfaltigkeit da, wo nicht diplomatische Genauigkeit galt; war ja dieser — so wenig wie anderen Chroniken eine Beschwörung bey Christo, dem ewigen Weltrichter, beygefügt, dafs man sie doch sorgfältig abschreibe und vergleiche, wie solches Hieronymus seiner Übersetzung der Jahrbücher des heiligen Eusebius vorsetzte. Die Manier, in der die Chronik herausgegeben worden ist, verdient allen Beyfall; einerseits waren die Hn. *Stierlin* und *Wyss* beflissen, den Text möglichst getreu, ohne Verbesserungen (die oftmals doch nur zu Verschlimmerungen werden), Einschiebsel oder Weglassungen zu geben; andererseits bemühten sie sich mit „Rücksicht (S. X) auf ungelehrte Leser, denen zumal die alte Rechtschreibung allzu fremd seyn dürfte, nicht blofs die Puncte, die Zeichen des Absetzens, welche in den Handschriften äusserst mangelhaft sind, mit möglichster Zweckmäfsigkeit anzubringen; sondern auch von der alten Schreibweise so weit abzuweichen, als zu nöthiger Verständlichkeit wesentlich schien.“ Wo *Berichtigungen* nothwendig waren, sind sie angebracht; Erläuterungen werden nur sparsam gegeben: das Meiste bezieht sich auf Erklärung veralteter oder unverständlicher Worte. Indefs einige allgemeine, zumal für schweizerische Leser, verständliche Ausdrücke, wie *Zinstag, firtg, Regli, überschwenglig* u. f. w. unnöthig erklärt sind, werden andere, wie *Behalter* (Erlöser), *erwunden, Gehellung, schattenhalb, Prüsche* (die Brensch bey Strafsburg, — S. 185) übergangen; einigen fehlt eine erschöpfende Erklärung wie: S. 2 *Ortfrümer*, nicht blofs Ortsbefestiger, sondern gleichsam neuer Erbauer (*ordfruma* bey *Scherz* „*quasi principium principii*,“ und noch lebt in der gemeinen Volkssprache das Wort *anfrümen*, bestellen, wofür *Stalder* die falsche Form *anfremden* setzt); *gerechfertigt* (S. 37) ist mehr als vor Gericht gezogen, eben das, was im alten Criminalistenstil *justificirt*; *endlich* ist nicht ein Beywort der Leute, sondern das Adverbium *eilends*, wie es Luther Luc. I, 39 gebraucht hat; *Einunger* (S. 64, 287) Leute, also genannt, weil sie Geldbussen schuldig waren, aber nicht um des „einmüthigen Volksschlusses“ willen, der ihnen dieselben auferlegte, sondern weil diese Bufsen die Versöhnung, *Vereinigung* mit dem Geschädigten begründen sollte; *gelerte Eyde* sind vorgeschriebene Eyde; den Grafen von *Hachberg* hält Rec. für den Grafen von Hachenberg — Hochberg wird meist Markgraf genannt; *Watsäcke* sind Weidsäcke; das *Heflin* S. 224 ist nicht *Häftlin*, sondern — klar — ein kleiner Hafen; *Allarm* kommt wahrscheinlich von dem italiänischen Waffenruf: *all' Arme*: *Rumor* ist nicht Aufstand, nur Lärm, *Seel'geräth* heifst noch jetzt in der katholischen Kirche Alles, was dem Sterbenden durch dieselbe gespendet wird; die *Ringen* S. 373 sind vielleicht die leichten Truppen; die *Hedelrofs* S. 377 möchte man nach dem *Hobelwagen* eines deutsch-lateinischen Wörterbuchs vom Jahr 1482 (f. *Heumanni opuscula*) für einen Druckfehler erklären.

Dem durch schönen Druck, gutes Papier und wohlfeilen Preis ausgezeichneten Werke sind vier grössere Holzschnitte beygefügt; „sie sind (S. XIII) gänzlich nach den farbigen Zeichnungen der Urschrift entworfen, nur mit der geringen Veränderung, dafs die zu steifen, mageren Umrisse des Originals von Hn. *Löhrer* etwas runder und gelenkiger dargestellt sind. Aus vielleicht hundert Bildern, die zur Kenntnifs des alten Kostums, der alten Haus- und Kriegs-Geräthschaften sehr gute Dienste leisten, hat man einige der best componirten ausgewählt, um dem ursprünglichen Texte wenigstens Etwas von seinem ursprünglichen Schmucke zu lassen.“

Dem Versprechen, dafs bey guter Aufnahme Justingers auch dereinst Wagner, Tschachtlan, Schilling, (vor Allen aber der freymüthige) Valerius Anshelm konnten nachgeliefert werden, mufs jeder Geschichtsfreund baldige und gewisse Erfüllung wünschen.

P. T.

SCHÖNE KÜNSTE.

CASSEL, b. Krieger: *Gedichte von Ernst Friedrich Georg Otto von der Malsburg.* 1817. 346 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Eine umständliche zergliedernde Beurtheilung dieser sehr ansehnlichen Sammlung von Poesieen würde den Raum dieser Blätter überschreiten. Wir müssen uns also auf einige einzelne Andeutungen und deren Beurkundung beschränken.

Hr. *v. M.* scheint zwar zu der neueren Dichterschule, doch in einem gemäfsigteren Sinne zu gehören: denn er treibt das wilde, mystische, phantastische

Wesen, den Schwulst und Bombast doch nicht bis zum gänzlichen Unsinn, und ähnelt ihm nur in der Süsslichkeit, der Empfindeley, dem Wortgeklingel, der Incorrectheit der Bilder und Gleichnisse, dann der Sprachverderbung. Und das Alles ist um so bedauerlicher, als es ihm weder an Talent, noch an Phantasie fehlt, und er in der elegischen Gattung vorzüglich Glück machen könnte. Nur einige Belege: S. 5 und 6: *Erleuchtung*, schliesst so:

> So leuchten dann die Lichter vor den Leuten,
> Viel Blinde stehn vor ihrem Heiligthume,
> Das Heiligthum besteht und — *wie* sie's deuten,
> Es *deutet sich zu seinem eignen Ruhme.*

Wo ist da Sinn? S. 19 Die *See*.

> Wohl dir, *du liebst! inbrünstiglicher* Liebe
> Tragst du in dir des blauen Himmels Raum!! u. s. w.

S. 21:

> Hinauf würd' ich die stillen Wasser jagen,
> Dass *trunkne Felsen weinten* in mein Weh!!!

S. 34. *Sommer-Nacht*:

> Und — wie das Blumenbeet so raucht,
> Ist doch, als *ob es in mich haucht;*
> Du wirst zermalmt!
> Es qualmt! Es qualmt! (!!!)

In dem nämlichen Gedichte S. 35 „*blitzt das laute Tosen, der helle Blitz, aus zweyen Äugelein*," und „*sprüht* dem Dichter in das Herz hinein," so dass er wünscht: „er möchte *selbst* der Blitz und Qualm und Sturm und wildes Meer seyn" (!!!).

Die Worte und Wortfügungen: *Rosensüss* S. 43; S. 68: *nachtgesprossne* Zähren; daselbst: *schnellerstrahlter Schein, sinnignährend;* S. 71: *das Haar in Strahlen fächelnd*; S. 77: *Freudenlichterbronnen*; daselbst: *Mayenliche* Klänge; S. 82: *mondlich*; daselbst: *mild geisterlich*; S. 90: *umufernd*; S. 91: *Umbrüstung*; S. 95: *erschwillt*; S. 96: *sternumflimmte* Bahn u. s. w. mag der Vf. bey der deutschen Sprache verantworten. Aber was soll man zu einem Liebeswunsche wie S. 85 sagen.

> Flög ich in grüner Fluth,
> Ein silbern Fischlein, fein,
> Und hauchte sonn'ge Gluth
> Im wonn'gem Wasser ein —

Kommt man denn da nicht in Versuchung, mit dem Vf. selbst S. 49 selbst, nicht ironisch, auszurufen:

> Sie leben gar nicht auf der Welt,
> Und wollen immer fliegen,
> Und wenn sie sich's recht fürgestellt,
> So sind es lauter Lügen u. s. w.

Unter die gehaltvollen Stücke gehört S. 58 *der schönste Schmuck*. Auch ist die Trauerscene: *die Mutter* S. 311 trefflich angelegt, und die interessante Situation glücklich durchgeführt.

Möchte Hr. *v. M.* doch eine Schule, welche uns in die Barbarey zurückzustürzen droht, verlassen, der Wahrheit, der Natur huldigen, die Alten studiren und sich überzeugen, dass *Correctheit* die Bedingung der Vollendung, sowie diese der Kunst ist!

F. S.

BERLIN, b. Rücker: *Die Abentheuer des Grafen von Heyden*. Roman von *M. Tennelli*. 1819. 205 S. 8. (18 gr.)

Abentheuerlich ist dieser Roman genug; an den gewöhnlichen Roman-Ingredienzien: Mord, Verwechselungs- und Entdeckungs-Scenen kein Mangel; wobey ein italiänischer Bösewicht die Hauptrolle spielt. Nachdem der Vf. Alles wunderbar verschlungen, und eben so wieder gelöst und seine Liebenden glücklich zusammengeführt hat, lässt er sie S. 205 bey einer *Lustpartie* in einem Teiche ertrinken! Eine Auflösung, die ihm selbst die gewöhnlichsten Romanen-Leser und Leserinnen schwerlich verdanken werden. Die Sprache ist die gewöhnliche Romanensprache. Z. B. S. 190: „Wie vom *Donner* getroffen, stand er leblos; dann aber *packte* ihn Verzweiflung mit den *riesigen* Fäusten, und *schüttelte* ihn *grässlich zum Leben auf!*"

R. S.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Elberfeld*, b. Büschler: *Der Mensch im rohen Natur-Zustande*. Von *G. H. C. Lippold*. 1818. 192 S. 8. (16 gr.)

Das goldene Zeitalter wurde längst als ein Geschöpf der Phantasie der Dichter erkannt. „Aber in neueren Zeiten, sagt der Vf., stellten Romanendichter und Gelehrte, ja selbst berühmte Philosophen, ein anderes Ideal ihrer Phantasie in dem *unverdorbenen Naturmenschen* auf. Verleitet durch einige Züge von wirklicher Unschuld und Unverdorbenheit einiger Menschen im Zustande der Natur fanden sie in jedem Wilden (?) noch jetzt eine ursprüngliche Vortrefflichkeit und Einfachheit, eine Reinheit der Sitten und in jeder Hinsicht eine Würde, die ihrer Meinung nach den wilden Erdensohn weit über seinen Bruder im cultivirten Zustande setzte." Diese Schrift soll nun darthun, dass der rohe Naturmensch unmenschlich, und sein Stand nicht über den Zustand gebildeter Völker zu erheben sey. Zu diesem Zwecke giebt der Vf. zuerst eine Darstellung mancher merkwürdiger Auftritte zwischen den Wilden und europäischen Reisenden; dann handelt er, nach den Nachrichten der Alten und den Berichten neuerer Reisebeschreiber, ausführlich vom Menschenopfer und von der Menschenfresserey. Wenn nun auch nicht immer genug Rücksicht genommen ist auf das, was Europäer gethan haben, die Wilden zu reizen, und wenn sich dem Vf. auch einwerfen lässt, dass der Zustand der Wilden, als ein entarteter, nicht kann als Naturzustand angesehen werden: so wird das hier gelieferte Schaudergemälde doch einem Jeden zur Belehrung und Warnung dienen können, der sich versucht fühlt, die Übel, welche aus der Bildung entstehen, zur Verschreyung dieser zu benutzen.

J. C. F. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Synodal-Schriften.

[Vgl. J. A. L. Z. 1819. No. 216.]

GLOGAU, in der neuen Günter'schen Buchhandl.: *Freymüthige Gedanken über Zweck und Einrichtung der Synoden in der protestantischen Kirche des preussischen Staats* von Dr. *L. Köhler*, Pastor zu Glogau. 1817. 88 S. 8. (8 gr.)

In der preussischen Landeskirche erwartet man, wie bekannt, jetzt viel Heil und neues kirchliches Leben von Einführung einer Synodalverfassung. Auch ist schon eine Synodalordnung publicirt, und nach derselben die erste Synode fast allgemein gehalten worden. Schon vorher haben sich mehrere Schriftsteller über die daraus zu erwartenden Vortheile und über die Art, wie Synoden sich bilden und thätig beweisen müssten, erklärt, und auch Hr. Pred. *Köhler* thut diess in der vorliegenden Schrift.

Er spricht hier von dem Zwecke der Synoden, den Gegenständen, womit sie sich zu beschäftigen haben, vom Verhältniss des Staates zu ihnen, von den Gliedern, welche sie bilden sollen, von der Verbindung der Special-Synoden unter einander, von den erfoderlichen Kosten, woher sie genommen werden sollen, vom Orte und von der Zeit der Versammlung, von der Einrichtung, die sie erhalten, und der Art, wie die Geschäfte darin verhandelt werden sollen, und die Gedanken des Vfs. wird man mehrentheils richtig finden; auch stimmen sie mehrentheils mit dem überein, was bald nachher die Synodal Ordnung vorläufig schon festgesetzt hat.

Rec. hält nicht für nöthig, etwas Weiteres aus dieser Schrift auszuziehen, oder Mehreres zur Beurtheilung derselben hinzuzufügen, zumal, da von derselben schon eine zweyte Auflage erschienen, sie also bekannt genug geworden ist, und die ihr gebührende Werthschätzung gefunden hat. Aber Etwas über die Synodalverfassung selbst, wie sie hier vorgeschlagen worden, und über die Vortheile, die man davon erwartet, zu sagen, wird bey dieser Veranlassung nicht am unrechten Orte seyn.

Vor Allem sollte man wohl fragen, was dabey Neues und Eigenes seyn soll. Eine Zahl von Geistlichen unter einem Superintendenten verbunden machte immer schon eine Synode aus. Sie pflegte sich auch jährlich ein oder einige Mal zu versammeln. Diess war gut, und wo es ausser Gewohnheit gekommen war, konnte es wieder eingeführt, über das, was in diesen Versammlungen zweckmässig geschehen sollte, konnten zweckdienliche Vorschriften gegeben werden. Neu und nützlich könnte hier Manches seyn, und ist Vieles in dem vom Vf. Vorgeschlagenen und höheren Orts Verordneten. Denn bisher hatten diese Zusammenkünfte wenig Vortheil gebracht. Neu wäre es aber auch gewesen und auch wohl vortheilhaft, was auch der Vf. erwähnt, aber nicht gut gefunden ist, wenn man Deputirte der Gemeinden zu diesen Versammlungen zugezogen hätte; und würde man es haben tadeln können, was der Vf. nicht wünscht, wenn sie freyer geworden wären, so dass sie ihre Vorsteher hätten selbst wählen können, und diese ihr Amt nur auf bestimmte Zeiten gehabt hätten? Neu wäre es gewesen, wenn nun Deputirte aus solchen Special-Synoden alle drey oder vier Jahre zu einer General-Synodus hätten zusammenberufen werden sollen, und dadurch in der Kirche entweder die gesetzgebende Macht, erhalten hätten, oder auch nur das Recht, dass die gesetzgebende Macht nichts ohne ihre Zustimmung verordnen und dass der Staat ihre bloss kirchlichen Einrichtungen, sofern demselben daraus kein Nachtheil erwachsen kann, sanctioniren müsste. Von einer solchen Einrichtung ist aber noch wenig oder nichts getroffen, oder auch nur vom Vf. vorgeschlagen worden. Nach der Synodalordnung sollen die Superintendenten die natürlichen Präsidenten der Synoden seyn; sie sollen auch unter einem vom Staat zu ernennenden General-Superintendenten die Provincial-Synodus bilden, und wenn diese gehalten, und was für ein Recht und Ansehn dieselbe haben soll, darüber ist noch nichts beschlossen.

Was daher aus den Synoden für Vortheil entstehen soll, lässt sich noch gar nicht bestimmen.

Allerdings enthalten die Vorschläge des Vfs. und die Vorschriften der Synodalordnung Manches, dessen Ausführung von Nutzen seyn wird; aber werden die Versammlungen der Synodalen bloss darum gehalten, weil sie befohlen, oder auch, weil sie angenehm und nicht unnützlich sind: so wird die Liebe dazu doch mit der Zeit erkalten. Sie müssen *nothwendig* werden, etwa weil dadurch erst gewissen Gesetzen Kraft gegeben, oder darin nöthige Vorbereitungen für die General-Synodus getroffen werden; dass sie nothwendig waren, muss sich in den Erfolgen zeigen; sonst geschieht mit ihnen bald, was

mit den früheren vorgeschriebenen Zusammenkünften der Geistlichen der verschiedenen Synoden geschehen ist: sie gehen nach und nach ein, oder werden nur gehalten, weil es befohlen ist.

Wenn Freyheit darin herrscht, wird man sie liebgewinnen; ist der Superintendent der natürliche und beständige Vorsitzer derselben: so wird bald Alles darin auch allein oder hauptsächlich nach ihm gehen, und Viele werden bald einsehen, dass es ja ziemlich vergeblich war, dass sie die Reise zu dieser Zusammenkunft machten.

Soll überhaupt nicht eine grössere Freyheit der Kirche durch die Synodalverfassung begründet werden: so weiss man kaum, wozu sie dienen soll. Man will ein neues Leben der Kirche; aber wird dieses entstehen oder dauern ohne mehrere Freyheit?

Übrigens aber, was man auch verordnen oder einrichten mag, immer bleibt zweyerley nach des Rec. Meinung wohl zu erwägen. Das Eine, die Synoden dienen trefflich, Einen Geist, den nämlich, der der herrschende der Zeit ist, sehr lange trotz der ändernden Zeit zu erhalten; das hat die Geschichte bisher gezeigt; aber ob sie auch einen neuen Geist, wie ihn etwa Wenige haben, allgemein machen können, das wissen wir aus der Geschichte noch nicht. Es fragt sich daher vornehmlich, ob man Ursache hat, zu wünschen, dass der Geist der Geistlichen im Preussischen so bleibe, wie er ist, oder ob man erwarten kann, was nach dem bisherigen Laufe der Dinge nicht zu erwarten ist. Das Andere, das hier, wie so oft, bedacht werden sollte, ist das Bekannte, dass jede Verfassung gut ist, die gut verwaltet wird, und dass daher durch Besserung an der Verfassung wenig bewirkt wird, wenn nicht die Menschen gebessert werden. Sind unsere Consistorien oder Kirchen- und Schulen-Commissionen, sind unsere Superintendenten, wie sie seyn sollen; werden die Prediger gut vorbereitet, gewissenhaft geprüft, unter einer weisen und ernsten Aufsicht gehalten, gehörig geachtet und belohnt; thun sie dann selbst ihre Pflicht mit Weisheit, Kraft und Liebe (und das kann bey allen Verfassungen geschehen und nicht geschehen): so wird die Kirche immer herrlicheres Leben bekommen, und immer besser ihren Zweck erreichen. Nur bewahre der Himmel sie vor aller Hierarchie, werde sie auch durch Synoden geübt, vor allen Zwangsgesetzen zur Beförderung auch nur der äusseren Religiosität, und vor allem äusseren Pomp!

Dfr.

Frankfurt a. d. O., in der Hoffmann'schen Buchhandl.: *Denkschriften der ersten Provincial-Synode des Regierungsbezirks Frankfurt an der Oder.* Den sämmtlichen Mitgliedern dieser Synode mit Achtung und Liebe gewidmet von *Muzel* und *Brescius*, königl. preuss. Consistorialräthen und Mitgliedern der königl. Regierung zu Frankfurt. 1819. XXII u. 84 S. gr. 8 (12 gr.)

Einstimmig ist die Versicherung, wie in den abgehaltenen Kreis- und Provincial-Synoden eine religiöse Erhebung, eine freudige Zuversicht auf die gute Sache, ein so innig brüderlicher Sinn geherrscht, wodurch alle Erwartung übertroffen worden, so dass, wenn auch die Versuche, der Kirche eine freyere Verfassung zu geben, erfolglos bleiben sollten, schon diese innigere Verbrüderung der Geistlichen unter einander ein unschätzbarer Gewinn bleiben müsste. In Liebe und Religion vereinigt und in einer heiligen Gemeinschaft erblicken gerade die Geistlichen sich am seltensten; warum sollen es nicht heilige und selige Tage seyn, wenn sie durch und um der Religion willen versammelt im heiligen Mahle sich vorbereiten zur rein evangelischen Berathung der Sache Christi und der religiösen Menschheit! Der Denkschriften bey Gelegenheit der Frankfurter Provincial-Synode sind nur zwey, von den beiden auf dem Titel genannten Vfn. Statt einer Vorrede stellt Hr. Generalsuperint. *Brescius* Ansichten und Grundsätze auf, welche die Provincial-Synode bey den wichtigsten Gegenständen ihrer Berathung geleitet haben, und zwar über Kirche, deren Zusammenhang mit dem Staate, über Synoden, ob sie eine Repräsentation der evangelischen Kirche seyen oder nicht, und über Union. Rec. hat in den Ansichten weder etwas Neues, noch scharf Begrenztes und Bestimmtes gefunden; vielmehr neigt der Vf. zu der bestehenden Kirchenverfassung hin, wenn man das bestehende Verhältniss Verfassung nennen will. Gewundert hat sich Rec., dass der Vf. die protestantische Kirche erklärt für die Gemeinschaft der Verehrer Gottes und Christi, die sich öffentlich zu dem Glauben an die freye Gnade Gottes in Christo bekennen. Dass hier der Gegensatz gegen die römische Kirche hervorgehoben wird, ist klar. Allein um zu widerstehen, muss man selbstständig da stehen, um zu widersprechen, muss man behaupten und einen Grund der Behauptung haben. Unsere Kirche aber ist protestantisch, weil sie evangelisch ist, und eben darum nach ihrem Princip, dass allein die heilige Schrift die höchste und einzige Regel des christlichen Glaubens sey, gegen Alles ankämpft, was sich der heiligen Schrift gleich oder über sie setzen will. Rec. kann es nicht für wohlgethan erklären, dass eine Kirche, die doch Ansprüche auf Universalität macht, auf ein Dogma gegründet werde, und nicht auf ein Princip. Mit Recht ist der Vf. für die Vereinigung des Staates und der Kirche um ihres gemeinschaftlichen Zweckes willen. Die Einerleyheit des Zweckes hat aber in und für die Kirche eine andere Bedeutung, andere Gründe und andere Gestalt, da die Principien der Kirche die höchsten sind, und ihr nur ein Reich Gottes auf Erden vor Augen schwebt. Aus der Gemeinschaft des Zweckes aber folgt nicht, dass die kirchlichen Angelegenheiten allein und ausschliesslich vom Staate verwaltet werden, so wenig als dass die Medicinalangelegenheiten von Juristen besorgt werden sollen. Die Einheit des Staates und der Kirche ist idealisch, in der Wirklichkeit herrscht Duplicität, die aber eben durch die ideale Einheit verhindert wird, in eine Opposition sich zu verwandeln, eben so, wie das äussere und innere Leben des Menschen nur zwey Factoren des einen und vollständigen Lebens sind.

Die erste Denkschrift von Hn. D. *Muzel* enthält eine kurze Darstellung und Würdigung des Eigenthümlichen

der evangelischen Kirche, wo der Vf. mit Recht keinen Unterschied zwischen Lutheranern und Reformirten macht. Der Vf. meint, obgleich die Evangelischen keine menschliche Autorität in Glaubenssachen anerkennen, so könne man doch alle menschliche Autorität in der Kirche, z. B. bey Kirchenordnungen, nicht entbehren; und dann könne ja auch gefodert werden, was an und für sich vernünftig sey. Was den letzten Punct anlangt: so will die Gemeinde Christi weder eine monarchische noch aristokratische gebietende Autorität, sondern sich mit den Verständigen berathen, *consilia conferre*, wie die erste Kirche sagt, und dann das Beste gemeinschaftlich beschliessen, und einen vernünftigeren Weg scheint es nicht zu geben. Beym Glauben dessen, was vernünftig ist, hat der Vf. nur das Materiale, das Geglaubte im Auge. Allein wenn das Geglaubte auch wahr und gut ist, aber nur auf Autorität angenommen werden soll: so ist der befohlene Glaube kein wahres und ächtes Glauben mehr; und wenn die Sache an und für sich vernünftig ist, bedarf es keiner äusseren gebietenden Autorität, und es heisst da, wie dort die Sichemiten zu dem Weibe sprachen: wir glauben nicht um deiner Rede willen, sondern wir haben ihn selber gehört. Was nun das Eigenthümliche der evangelischen Kirche anlangt und das, was sie von anderen scheidet: so fodert dieses der Vf. nur von den Lehrern, erläſst es aber den Anderen, und erkennt sie als Mitglieder der Kirche an. Da muſs man eber auf die Einigkeit des Glaubens verzichten, und nicht mehr mit Luther singen: die ganze Christenheit lebt in einem Sinn gar eben. Wenn der Vf. der katholischen Kirche eine Lobrede hält wegen ihrer *äuſseren* Religion und Gesetzlichkeit, z. B. in die Kirche gehen, den Prediger und sein Amt ehren u. s. w.: so vermiſst Rec. hier das ächt Evangelische, wo die äuſsere Religion (ein sehr unbequemes Wort!) allein aus der inneren, aus Glaube und Liebe hervorgehen soll, wie die Traube aus dem Innern des Weinstocks, wie die Feige aus der inneren Beschaffenheit des Feigenbaums. Zuletzt zeigt der Vf., daſs Lehrer, welche das Eigenthümliche des protestantischen Lehrbegriffs, den Glauben als Fundament, festhalten, eben dadurch wahre Besserung, Tugend und Gottseligkeit befördern. Der Vf. scheint sich nicht im Mittelpuncte der Sache bey Abfassung dieser Schrift befunden zu haben; darum hämmert und zimmert er nur an einigen äuſseren Seiten, und sein Vortrag ist kein organisches Ganzes aus Einem Stücke. Mehr zog dem Rec. an die zweyte Denkschrift von Hn. *Brescius:* Welcher Lehrbegriff soll in der protestantischen Kirche gelten? Der Vf. entscheidet für die Augsburgische Confession, die auch von der Schweizerischen Kirche angenommen werde, und den Gegensatz gegen die katholische Kirche scharf ausspreche. Mit Recht erklärt sich der Vf. gegen die, welche die protestantische Kirche allein auf die h. Schrift verpflichten wollen, da es sich ja eben darum handelt, in welchem Sinne dieſs geschehe, und alle Parteyen sich auf die h. Schrift berufen. Rec. hat schon einmal gesagt was seyn und stehen will, muſs widerstehen, und das beliebte Amalgamiren, das an der Tagesordnung ist, scheint Rec. etwas höchst Gefährliches. Was Hr. *Brescius* bey dieser Gelegenheit über die symbolische Darstellung der unanschaubaren religiösen Wahrheiten sagt, die für jeden Begriff zu groſs und überschwenglich sind, und wie eben die alte Form, in welcher Jeder seinen unaussprechlichen Glauben anschaut, ehrwürdig sey, wie man auch hier Christum nachahmen müsse, der in die Begriffsformen seiner Zeit seine göttlichen Ideen hineinlegte: ist so vortrefflich und schön vorgetragen, daſs es Rec. einem Jeden empfiehlt.

Cm.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Tübingen, b. Osiander: *Andachtsbuch für gebildete junge Christen vor, bey und nach ihrer Confirmation*, theils aus den Reinhard'schen Predigten gesammelt, theils neu verfaſst von *Carl Friedrich Dietzsch*, Stadtpfarrer in Öhringen. 1820. VIII u. 311 S. 8. Nebst einem Titelkupfer (die Confirmation vorstellend). (20 gr.)

Es ist ein glücklicher Gedanke, ein Andachtsbuch, das ausschliessend für Confirmanden, besonders für gebildete bestimmt ist, in specieller Beziehung auf das, was sie vor, bey und nach ihrer Confirmation zu erwägen haben, herauszugeben. Es sind 32 Betrachtungen im vorliegenden Buche für Confirmanden geliefert worden, 14 aus den sämmtlichen *Reinhard*'schen Predigten, 18 vom Vf. selbst. Rec. verkennt die Mühe nicht, welche die Zusammensetzung jener 14 Reden aus den verschiedensten *Reinhard*'schen Predigten verursachte, zweifelt aber sehr, ob die Sprache, welche *Reinhard* vor erwachsenen und hochgebildeten Zuhörern führte, für Kinder von 12 bis 14 Jahren ganz verständlich und rührend sey, mögen sie auch Kinder der gebildetsten Ältern seyn. Noch mehr stören die steifen und scholastischen Übergänge in den *Reinhard*'schen Predigten, welche Hr. *Dietzsch* beybehalten und in seinen eigenen hier gelieferten Arbeiten nachgeahmt hat, den rührenden Effect, z. B. der Ausdruck: in Hinsicht des Ersten, oder des Zweyten u. s. w. Indeſs wäre es doch unbillig, hier nicht auf den Ernst, auf die Gediegenheit, auf die Kraft der christlichen Vorstellungen aufmerksam zu machen, welche aus *Reinhards* Predigten für Confirmanden hier geliefert und von Ältern und Lehrern in die Sprache der Unmündigen ihnen leicht übersetzt werden können. Das Verzeichniſs der Betrachtungen wird die Richtigkeit dieses Urtheils am besten erweisen: „Dankbare Erinnerung an die in der Kindheit genossenen Wohlthaten. — Die Grenzlinie (?), welche bey der Trennung von der Kinderwelt zu beobachten ist. — Ernsthafter Rückblick auf die Aufnahme in den Schooſs (!) der Gemeinde Jesu. — Was die Religion Confirmanden seyn müsse, wenn sie als würdige Bekenner derselben sich beweisen wollen. — Die Hauptwahrheiten des Christenthums. — Daſs es jungen Christen mit dem Bekenntnisse ihres Glaubens ein wahrer Ernst seyn müsse. — Letztes Wort eines Lehrers an seine Confirmanden, beym Schlusse des

ihnen ertheilten Religionsunterrichtes. — Fromme Gefühle und Entschliessungen am Morgen des Confirmationstages. — Der Waise an seinem Confirmationstage. — Die gefassten Vorsätze, Abendbetrachtung am Confirmationstage. — Selbstprüfung vor der Communion. — Die erste Abendmahlsfeyer, in zwey Betrachtungen. — Wie wird der Jüngling, wie die Jungfrau ihren Weg unsträflich gehen? — Wie sehr junge Christen Ursache haben, bey ihrem Eintritte in die Welt die Vorschriften des Christenthums zu segnen. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Die sinnlichen Ergötzlichkeiten. — Warnung vor Missbrauch des Körpers. — Verwahrung gegen Unkeuschheit. — Die jugendliche Freyheit — Die Freunde. — Der gefährliche Umgang. — Gottes Allgegenwart. — Das Lesen der heiligen Schrift. — Die frommen Übungen. — Die Wichtigkeit des Gebets. — Die Selbstbeherrschung. — Ernste Ansicht des Lebens. — Die Flüchtigkeit der Zeit. — Beherzigung des Gedankens, dass man auch in der Jugend sterben könne. — Die Wahl des Berufs. — Abschied vom älterlichen Hause." — Die Materien sind offenbar gut gewählt, aber noch bey Weitem nicht vollständig.

P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Synodal-Predigten. 1) *Zeitz*, b. Webel: *Das Lob des Predigtamtes.* Eine Synodalpredigt, den 17 Aug. 1818 in der Stadtkirche zu Weissenfels gehalten von *Gottfr. Aug. Lobeck*, Pfarrer in Grunau. 1818. 19 S. gr. 8. (2 gr.)

2) *Leipzig*, b. Barth: *Von der ausgezeichneten Wirksamkeit des Predigtamts.* Eine Synodalpredigt in der Kirche zu Bitterfeld gehalten von M. *C. F. A. Werner*, Pfarrer zu Capelle. 1818. 16 S. gr. 8. (2 gr.)

No. 1. Hr. *L.* hat durch diese Arbeit das Vertrauen, welches die Synodalen durch seine Wahl zu ihrem Prediger in ihn setzten, vollkommen gerechtfertigt, und aufs Neue den Ruhm bewährt, welchen er sich durch seine früher herausgegebenen Predigten erworben hat. Das Ganze ist gleichsam aus Einem Gusse. Die Gedanken folgen sich in ihrer natürlichen Ordnung; Licht und Wärme durchdringen sich gegenseitig; die Sprache ist edel und der Würde des Gegenstandes angemessen. Eine besondere Auszeichnung verdienen die meisterhaften Übergänge. Der Vf. weist auch nicht einmal leise auf die Gegner des Predigtamtes hin, um sie zu widerlegen, sondern spricht mit Überzeugung und Kraft aus, was dieses Amt dem, der es führt, seyn könne und solle, gewiss dass er auch Überzeugung in den Uneingenommenen bewirke, und die Zweifel dann von selbst schwinden. Die Vorzüge des Predigtamtes, welche er darstellt, sind die Würde, die Gewalt, die Gemeinnützigkeit und der Lohn desselben. Nur eine Stelle will Rec. aus dem zweyten Theile ausheben S. 12: „Ja, du heiliges Amt der Lehrer, gross und wunderbar ist deine Gewalt! Du herrschest nicht über den *äusseren*, sondern den *inneren* Menschen. Indem du seinen Verstand überzeugest, sein Herz rührest und seine edelsten Gefühle in Bewegung setzest, zwingst du ihn, deinen Aussprüchen zu gehorchen. Auch uns, die wir uns dem Dienste Jesu und seiner Kirche gewidmet haben, auch uns ist sie verliehen, diese grosse, diese wunderbare Gewalt: denn auch wir sind gestellt an die heilige Stätte; auch wir haben den Befehl erhalten: *rufe getrost und schone nicht;* auch uns ist gegeben das Wort der Wahrheit, das nicht fragt nach dem Ansehn der Person und nach der Stände Unterschied, das starke, freye, lebendige, kräftige Wort, das schärfer ist als ein zweyschneidig Schwert, das tief in die Seele dringt, und Mark und Bein erschüttert, und schlafende Gewissen erweckt, und mit Grauen erfüllt den Sünder auf des Lasters Bahn. Mit diesem Worte können wir getrost ziehen in den heiligsten der Kämpfe, in den Kampf für Gott; mit diesem Worte sind wir stets unseres Sieges gewiss; mit diesem Worte werden wir ausrichten, was Bann und Inquisition, und alle Waffen einer gemissbrauchten Kirchengewalt nie auszurichten vermochten; mit diesem Worte werden wir zu Knechten machen die Freyen, nicht dass sie uns dienen, sondern dir, dem lebendigen Gotte, dessen Werk wir treiben, und durch den allein wir Alles vermögen." Eins nur muss Rec. tadeln, dass in dem Eingange des Vfs. Bescheidenheit die Amtsbrüder, zu denen er sprach, zu hoch stellt.

No. 2. Beynahe denselben Gedanken führt auch Hr. *W.* aus; er liegt dem Synodalprediger zu nahe. Die Wirksamkeit des Predigtamtes zeichnet sich nach Hn. *W.* aus durch I. die Umstände, die sie veranlassen, a) Ort, b) Zeit, c) Bedürfnisse, die durch sie befriedigt werden sollen; II. die Mittel, die sie befördern, a) Kenntnisse, b) Kräfte, c) Vorbereitungen; III. den Segen, der sie begleitet, und a) fast unsichtbar, b) aber darum doch nicht zweifelhaft, und c) sogar unabsehbar in seinen Folgen ist. Das Ganze ist mit lobenswerther Sorgfalt bearbeitet; es würde aber unstreitig an Kraft gewonnen haben, wenn die Wirksamkeit des Predigtamtes nicht bloss von Seiten des öffentlichen Vortrages, sondern der wenigstens diesem gleich stehenden Seelsorge wäre betrachtet worden, die körperlichen Anstrengungen des Predigers nicht so stark hervorgehoben wären, und die kurzen, abgeschnittenen Sätze nicht zu häufig und anhaltend sich folgten. Man lese selbst: „Wohl werden (S. 15) die Gemüther durch unsere Rede ergriffen und erschüttert, und unsere Worte dringen tief in weiche Herzen. Es fliessen Thränen. Geständnisse lösen sich. Entschlüsse reifen schnell zu schönen Thaten. Ist das der Segen deiner Wirksamkeit? Siehe, mein Bruder, was *bleibt?* Siehe ob es draussen auch anders und besser wird. Zwar manches Gute gedeihet dort, und manches Böse wird gehemmt in seinem Lauf. Und dazu, glaubst du, hat unser Eifer im Vermahnen und im Lehren noch aus der Ferne gewirkt. Ich glaube es mit dir. Ich glaube" u. s. w. In einzelne Behauptungen kann Rec. nicht eingehen; allein wie konnte Hr. *W.* billigend die Behauptung aufstellen: „Und es scheint (S. 10) auch allgemein angenommen zu seyn, dass Kenntnisse die glänzendste Zier des Predigers sind und die schönste Auszeichnung seiner Wirksamkeit." Steht die sittliche Würde nach?

8 + 2.

Vermischte Schriften. *Halberstadt*, b. Vogler: *Mein Ideal. Poetische Epistel an Friedrich*, allen gebildeten Söhnen des Vaterlandes, zumal Confirmanden, gewidmet von D. *Fr. G. Nagel*, Rector zu Hornburg. 1819. 47 S. 8. (5 gr.)

Der Vf. sagt über den Werth der Tugend Wahres, und schildert manche Erweisungen derselben in einer edeln Sprache und in meistens wohlklingenden Versen; aber ein anschauliches Bild des Ganzen stellt er uns nicht hin; lebendige Phantasie, dichterische Begeisterung, den eigentlichen Zauber der Poesie vermissen wir.

J. C. F. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

JURISPRUDENZ.

Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung: *Sammlung der Verordnungen und Ausschreiben, welche für sämmtliche Provinzen des Hannöverschen Staates, jedoch was den Calenbergischen, Lüneburgischen und Bremen- und Verdenschen Theil betrifft, seit dem Schlusse der in demselben vorhandenen Gesetzsammlungen bis zur Zeit der feindlichen Usurpation ergangen sind.* Mit Genehmigung des königl. Cabinets-Ministerii herausgegeben von *Ernst Spangenberg*, Dr. b. Rechte u. königl. Grossbrit. Hannöverschem Hof- u. Canzley-Rathe in der Justiz-Canzley zu Zelle. — *Zweyter Theil*, die Jahre 1760 bis 1779 enthaltend. 1820. VI und 746 S. 4. (Pränumerationspr. 3 Rthlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1820. No. 43.]

Hr. *Sp.* läfst die einzelnen Theile seiner verdienstvollen Sammlung rasch auf einander folgen. Dafs die fernere Fortsetzung nicht ins Stocken gerathen werde, versichert die Vorrede dieses zweyten Theiles, mit der Bemerkung, dafs die Kosten gröfstentheils durch höhere Unterstützung gedeckt seyen.

Über den Plan jenes Werkes haben wir uns bereits in No. 43 der diefsjährigen Jen. A. L. Z. geäufsert *). Die dort gemachten Erinnerungen haben Hn. *Sp.* zu verschiedenen Bemerkungen in der Vorrede zum zweyten Theile seiner Sammlung veranlafst. Rec. glaubt sie vor allen Dingen hier mittheilen zu müssen.

1) Auf den Wunsch, „dafs die, in den *einzelnen früheren Corporibus* fehlenden Verordnungen im Supplementbande nachgeliefert werden möchten," wird erwiedert, „*dafs diefs stets die Absicht gewesen sey.*" Diesem zufolge würde also der vierte Theil *nicht blofs* die Verordnungen von 1800 bis 1811 und die Lauenburgschen Verordnungen bis 1740 enthalten (wie die Vorrede zum ersten Theile nur versprach), sondern *auch* die älteren Verordnungen für die Lüneburgschen, Calenbergschen und Bremen- und Verdenschen Provinzen, welche in den, für diese Landestheile publicirten officiellen Sammlungen fehlen. — Nur will Hr. *Sp.* sich blofs auf diejenigen dieser Verfügungen beschränken, *welche wirklich noch Gültigkeit* haben, die *temporären* aber mit Stillschweigen übergehen, da er nur den *praktischen* Gesichtspunct vor Augen habe. Hiegegen läfst sich denn freylich nichts erinnern, als: dafs von dem *praktischen* Gesichtspunct ausgegangen, auch *ein grofser Theil* der Verfügungen, welche Hr. *Sp.* in den bereits erschienenen beiden Bänden, ihrem Gegenstande nach anzeigte, *füglich gleichfalls hätte wegbleiben können* (z. B. alle Verfügungen wegen Fürbitten hinsichtlich der Schwangerschaft der Königin, und wegen Absingung eines *te deum* rücksichtlich der glücklichen Entbindung der Landesmutter; Verordnungen wegen temporärer Kornsperre, verbotenen Branntweinbrennens u. s. w.). Dafs Hr. *Sp.* dennoch den Gegenstand jener temporären Verfügungen summarisch angab, geschah, nach der Vorrede zum ersten Theile (S. IX u. X) defshalb, „*um der Vollständigkeit des Werkes keinen Eintrag zu thun.*" Von *diesem Gesichtspuncte* ausgehend, mochte also Hr. *Sp.* doch wohl, um *consequent* zu bleiben, auch die gedachten *älteren temporären Verordnungen* summarisch im Supplementbande anzuzeigen haben.

Sodann 2) hatte Rec. den Wunsch geäufsert: „dafs in dem, vor dem ersten Bande befindlichen chronologischen Verzeichnisse der, in den älteren *Corporibus constitutionum* enthaltenen Verfügungen, wohl hätte bemerklich gemacht werden können, welche dieser Verordnungen auch im Lauenburgischen und dem Lande Hadeln Gültigkeit hätten, sowie auch, dafs dort die, in den älteren Sammlungen fehlenden Verfügungen anzugeben gewesen wären." Hiegegen bemerkt Hr. *Sp.*: „Das Erste hätte defshalb nicht geschehen können, weil in dem Supplementbande die früheren Lauenburgschen und Hadelnschen Verordnungen besonders enthalten seyen, und gleichsam ein für sich bestehendes, mit einem besonderen Titelblatte ausserdem zu begleitendes *Corpus constitutionum* bilden sollten, welches Jeder, den blofs die Lauenburgschen oder Hadelnschen Verordnungen interessirten, statt des Lüneburgischen, Calenbergischen oder Bremen- und Verdenschen *Corporis constitutionum*, der Sammlung des Hn. *Sp.* als ersten Band vorsetzen könne, um ebenfalls für seine Provinz ein vollständiges *Corpus constitutionum* vom Anfang an

*) Es haben sich in jene Recension nachstehende Fehler eingeschlichen: In der Titelanzeige mufs statt 8vo gesetzt werden 4to. S. 338 Z. 4 des Textes v. o. statt *Schültz* lies *Schultz*. Z. 8 ebendas. st. *Kielman sfegge* l. *Kielmannsegge*. Stück. 44 S. 348 Z. 16 v u. mufs es heifsen: „No. 697" ist nicht durch die Verordnung vom 21 July 1752 aufgehoben," und S. 352 Z. 6 v. u. in der Recension ist das „*übrigens*" zu streichen.

bis 1811 zu erhalten, ohne dafs er nöthig habe, sich die übrigen *Corpora constitutionum*, die sich nicht auf seine Provinz bezögen, anzuschaffen. Die in den älteren *Corporibus constitutionum* fehlenden temporären Verordnungen hätten aber, wegen Festhaltung des praktischen Zweckes in dem vor dem ersten Bande befindlichen chronologischen Verzeichnisse nicht angegeben werden können. Wodurch denn der Vorwurf entfernt werde, als verspreche der Titel ein Mehreres, als die Sammlung des Hn. *Sp.* enthalte." Gegen diese letzte Äufserung muss Rec. erinnern, dafs jener Vorwurf augenscheinlich nicht sowohl gegen das Auslassen *temporärer* Verordnungen, als vielmehr dagegen gerichtet war, dafs Hr. *Sp.* zufolge des Titels seines Werkes eine Sammlung der Verordnungen und Ausschreiben *verspricht*, welche für *sämmtliche* Provinzen des Hannöverschen Staates ergangen sind, während er gleichwohl, nach dem in der Vorrede zum ersten Theile angegebenen Plane, alle Verfügungen und Ausschreiben *weggelassen* hat, welche das Hildesheimische, Ostfriesland, Osnabrück, Bentheim und die sonstigen, vorher unter Preussischer oder Hessischer Hoheit befindlich gewesener Erwerbungen betreffen.

Hr. *Sp.* sagt ferner 3), es sey vom Rec. gewünscht worden: „dafs die in der Vorrede des ersten Bandes S. XII gegebenen Regeln über den Gebrauch der Sammlung *detaillirter* angegeben seyen. Diefs hätte jedoch nicht füglich geschehen können, weil hiezu tiefliegende, aus der Verfassung einer jeden Provinz zu schöpfende historische Hülfsmittel zu Rathe zu ziehen seyen, welche selten ein allgemeines Resultat gäben. Häufig sey die Anwendung einer Verordnung in einer gegebenen Provinz wegen Ansprüche der Landschaften streitig, und dgl. mehr. Hr. *Sp.* hätte sich daher begnügen müssen, nur Grundzüge im Allgemeinen anzugeben; und dieses um so mehr, weil bey jeder praktisch noch gültigen Verordnung, und besonders da, wo es zweifelhaft hätte seyn können, nach vorgängig eingezogener Erkundigung, gesagt sey, für welche Landestheile sie Gültigkeit habe oder nicht. Wenn hiebey Irrthümer eingeflossen seyen: so liege dieses mehr in der Natur der Sache, und in dem oben angedeuteten Verhältnisse, als in Hn. *Sp's.* Sorgfalt, und könne solches eine, auf historischem Wege zu begründende Berichtigung nicht ausschliessen." Rec. kann nicht anders, als Hn. *Sp. darin* Recht geben, dafs es nicht möglich sey, andere als allgemeine Regeln über die Gültigkeit der einzelnen Verordnungen in den verschiedenen Provinzen aufzustellen; allein gerade die, von Hn. *Sp.* aufgestellten *allgemeinen* Regeln sind es auch nur, welche Rec. für nicht durchgängig praktisch richtig erklärte, und muss er aus den, in der Recension enthaltenen Gründen auch noch jetzt dafür halten, dafs sich *keine anderen allgemeinen Regeln* aufstellen lassen, als diejenigen, welche in gedachter Recension bemerkt sind. Dafs dort keinesweges *detaillirtere* Regeln gefodert wurden, zeigt wiederum der Augenschein.

Endlich 4) bemerkt Hr. *Sp.*: „Es sey vom Rec. gerügt worden, dafs mehrere Verfügungen übersehen seyen, und Rec. habe eine Liste derselben geliefert, die Rec. jedoch selbst noch nicht für vollständig ausgebe. Absolute Vollständigkeit in Betreff der temporären Verfügungen, die gröfstentheils handschriftlich abgelassen wären, und die durch Hinzufügung der, an einzelne Behörden erlassenen Rescripte, welche hie und da in den Registraturen liegen möchten, leicht um das Doppelte vermehrt werden könnten, sey vielleicht nie zu erlangen; dafs aber nur solche übersehen worden seyen, ergebe nicht allein die Ansicht jener Liste, sondern auch die Beschaffenheit der vom Hn. *Sp.* benutzten Quellen. *Praktisch-wichtige und noch gültige Verordnungen könnten schwerlich übersehen seyn, da Hn. Sp's. Arbeit gebaut sey:* A. *Für das Fürstenthum Lüneburg* auf das, S. V der Vorrede zum ersten Theile gedachte Project eines Supplementsbandes, welches unter Zuziehung der Landschaft redigirt worden, und den Titel führe: „„Verzeichnifs der zum neuen Abdruck in Vorschlag zu bringenden, noch geschlossenem *Corpore constitutionum* gröfstentheils emanirten Landesverordnungen und öffentlichen Verfügungen."" (M. S.) B. *Für das Herzogthum Bremen und Verden* auf das, ebendaselbst erwähnte Project eines Supplementbandes, unter dem Titel: „Anderweites, nach den Bemerkungen der Stände umgearbeitetes und bis auf jetzt fortgesetztes Verzeichnifs derjenigen Verordnungen, welche der neuen Auflage der Polizey-Verordnung einzuverleiben sind."" (M. S.) C. *„Für das Herzogthum Lauenburg* auf die ebendaselbst erwähnte, von dem verewigten Landdrosten Grafen von Kielmannsegge redigirte, aber ungedruckt gebliebene Sammlung. D. *Für das Land Hadeln*: auf die, äufserst vollständige und einzige, bey dem Obergerichte zu Otterndorf befindliche, handschriftliche, von Sprekelnsche „„Sammlung der Hadelnschen Landesordnungen und Nachrichten."" E. *Für das Fürstenthum Calenberg, und noch im Allgemeinen für alle Provinzen:* auf die, den Collegiis, namentlich dem Oberappellationsgerichte officiell zugesandten und in Sammlungen vereinigten Verordnungen und Ausschreiben: sowie auf zahlreiche, in Hn. *Sp's.* Besitze befindliche Privatsammlungen, und gedruckte Hülfsmittel. *Es sey daher kaum denkbar, dafs irgend eine, noch jetzt geltende Verordnung oder Verfügung übersehen seyn könnte.*"

Rec. gesteht, dafs sein Ergänzungsverzeichnifs beynahe lauter temporäre Verordnungen enthalte; allein Hr. *Sp.* irrt, wenn er meint, dafs jene, von ihm nicht angegebenen Verfügungen, sowie überhaupt die temporären Verordnungen, gröfstentheils nur *handschriftlich* erlassen seyen: denn Rec. besitzt die Mehrzahl derselben *gedruckt*. Dafs sie, nach dem Plane des Hn. *Sp.*, mit aufzunehmen gewesen wären, ergiebt eine Ansicht des Werkes des Hn. *Sp.*. — Übrigens befinden sich unter den, von Hn. *Sp.* nicht bemerkten Verordnungen, allerdings mehrere *praktisch wichtige und noch gültige.* Rec. glaubt dahin folgende Nummern seines, bey Ankündigung des ersten Bandes mitgetheilten Verzeichnisses rechnen zu dürfen: No. 15 b; No. 65 b; No. 129 c; No. 130 b; No. 248 b; No. 254 b; No. 264 b (findet sich jedoch, wie Rec. erst jetzt bemerkte, als im Jahre 1740 erlassen, im ersten Theile der *Sp'schen* Sammlung,

unter No. 58 abgedruckt); No. 520 b; No. 524 b; No. 594 c; No. 551 b; No. 406 b; No. 727 b; No. 787 b; No. 864 b; No. 976 b; No. 1127 b; No. 1232 b; No. 1236 b; No. 1249 b; No. 1262 b; No. 1381 b; No. 1511 b.

Unter den, ihm *später* zu Händen gekommenen, von Hn. *Sp.* im ersten Theile seines Werkes und von Rec. in dem Ergänzungsverzeichnisse No. 43 und 44 der Jen. A. L. Z. nicht angeführten Verordnungen finden sich gleichfalls verschiedene *praktisch wichtige und noch gültige* (welche Rec. in dem unten zu liefernden zweyten Ergänzungsverzeichnisse durch Cursiv Schrift herausheben wird), und dass dergleichen ebenfalls im vorliegenden *zweyten Theile* fehlen, davon hat Rec. sich bey dessen Durchsicht überzeugt (diese sollen ebenfalls unten durch Cursiv-Schrift herausgehoben werden). Freylich gehört die Mehrzahl jener Verfügungen zu denjenigen, welche nur für den königl. *Dänischen* Theil des Herzogthums *Lauenburg* Interesse haben; allein dass Hr. *Sp.* auch den Dank der Bewohner dieses Landestheils sich erwerben wolle, zeigen nicht bloss die bis jetzt erschienenen beiden Theile seiner Sammlung (worin lediglich das *Dänische* Lauenburg betreffende Verfügungen ihrem Gegenstande nach gleichfalls angegeben sind), sondern es erhellt auch aus seinen Bemerkungen in der Vorrede zum zweyten Theile, rücksichtlich des Supplementbandes, der für diejenigen bestimmt ist, welche nur die Lauenburgschen und Hadelnschen Verordnungen interessiren. Wenn jene, von Hn *Sp.* nicht bemerkten Verfügungen in den benutzten Hülfsmitteln fehlen: so giebt diess einen Beweis, dass bey allem, von deren Verfassern angewandten Fleisse sich dennoch ähnliche Lücken eingeschlichen haben, wie sich in den früheren officiellen Sammlungen finden, und so wird denn jeder Billigdenkende um so weniger dem Hn. *Sp.* desshalb Vorwürfe machen können, besonders da derselbe alles ihm Mögliche gethan hat, um seiner Sammlung diejenige Vollständigkeit zu geben, welche in den Kräften eines Privatmannes stehen.

Ehe nun Rec. diejenigen fehlenden Verfügungen anzeigt, welche *nach dem Plane des Vfs.* im zweyten Theile aufzunehmen gewesen wären, kann er nicht umhin, vorher noch das oben versprochene zweyte Ergänzungsverzeichniss ihm erst jetzt bekannt gewordener, im ersten Theile der *Sp*'schen Sammlung mit Stillschweigen übergangener Verordnungen mitzutheilen, und wird er sich hiebey der, in der ersten Recension angedeuteten Bezeichnungsart bedienen. Diese fehlenden Verfügungen sind folgende;

1740. No. 54 b ** *Gemeiner Bescheid des Lauenburgschen Hofgerichts d. d. Ratzeburg d. 9 May 1740 die Einbringung der Schriften betreffend.*

1741. No. 129 d ** *Gemeiner Bescheid des Lauenburgschen Hofgerichts d. d. Ratzeburg d. 15 May 1741, dass post conclusionem in causa, oder nach der Acten-Inrotulirung, keine, merita causae enthaltende Schriften sub poena angenommen werden sollen* (gleichlautend mit No. 27 des ersten Theiles der *Sp*'schen Sammlung). No. 129 e *Dgl. vom selbigen Tage, dass in leuterationis instantia das Transmissionsgesuch nicht anders, als wenn er per schedulam separatam bey der Justification übergeben wird, Statt haben oder angenommen werden sollen* (gleichlautend mit No. 106 des ersten Theiles). No. 129 f *Dergl. vom selbigen Tage, dass die Schriften gehörig zu rubriciren.* No. 129 g *Dergl. vom selbigen Tage, dass die Procuratoren die Sachen nicht aufhalten, sondern in jeder Diät was ihnen auferlegt ist, besorgen, und fleissig contumaciren sollen.* No. 171 b * *Landesherrliche Posttaxe vom 22 Sept. 1741.* No. 179 b * *Landesherrliche Verordnung vom 21 Oct. 1741, wegen Verlegung der Busstage im Lauenburgschen.* No. 185 b ** *Lauenburgscher Hofgerichts gemeiner Bescheid vom 15 Nov. 1741, dass die einkommenden Schriften deutlich und leserlich auf ganzen Bogen zu schreiben, auch die Rubrik so zu setzen, dass sie mit der einwendigen Schrift gleich stehe* (gleichlautend mit No. 146). No. 185 c ** *Dergl. vom selbigen Tage, dass die Artikel und Fragestücke, worüber Zeugen abzuhören, wohl einzurichten und zu separiren* (gleichlautend mit No. 147). No. 185 d ** *Dergl. dergl., dass die zur Publicirung der Urthel angesetzten Termine nicht zu frustriren und was zu thun, wenn beide Theile in selbigen nicht erscheinen; auch dass die etwa zwischen den Parteyen geschlossene Vergleiche dem Gerichte bey Zeiten kund zu machen* (gleichlautend mit No. 158). No. 185 e ** *Dgl. dgl., dass die Advocaten und Procuratoren, ehe sie die, ihnen zu führen aufgetragenen Sachen übernehmen, dieselben wohl prüfen sollen, ob sie auch in Rechten bestehen können* (gleichlautend mit No. 153). No. 185 f ** *Dgl. dgl., dass die Advocaten und Procuratoren in den beiden ersten Sätzen Alles beybringen sollen, was zur Behauptung ihrer Nothdurft dienlich, und ob und in wie weit im letzten Satze nova vorzubringen erlaubt* (gleichlautend mit No. 157). No. 185 g ** *Dgl. dgl., dass die Specificationen der zuerkannten Gerichtskosten in gewisse Classen abzutheilen* (gleichlautend mit No. 160). No. 185 h ** *Dgl. dgl., dass die Procuratoren und Advocaten ihren Parteyen die Güte nicht abrathen, noch sie zum Processe verleiten sollen.* No. 185 i ** *Dgl. dgl., dass die Procuratoren bey mündlichen Verhören gehörig informiret und sonst völlig instruiret erscheinen sollen* (gleichlautend mit No. 156). No. 185 k ** *Dgl. dgl., dass die Procuratoren die, ihnen zukommenden Bescheide und andere Verfügungen ohne Weigerung annehmen und besorgen sollen* (gleichlautend mit No. 154). No. 185 l ** *Dgl. dgl., dass die Procuratoren noch vor Ausstellung der Acten ad referendum ihre Vollmachten einbringen, und wenn sie in verschiedenen Sachen einer Partey bedienet, bey jeglicher Sache eine signirte Abschrift solcher Vollmacht legen sollen* (gleichlautend mit No. 155). No. 185 m ** *Dgl. dgl., dass in den einkommenden Schriften der, etwa schon vorhandenen anteactorum allemal gedacht werden solle* (gleichlautend mit No. 159). No. 185 n ** *Dgl. dgl., dass alle unnöthige und muthwillige Leuterungen nicht zu gestatten, sondern ernstlich zu bestrafen* (gleichlautend mit No. 162). No. 187 b ** *Ratzeburger Regierungs gemeiner Bescheid*

vom 20 *Nov.* 1741, *dass die Processschriften einfach einzureichen.*

1742. No. 237 b** *Gemeiner Bescheid des Hofgerichts zu Ratzeburg vom 12 Nov. 1742, dass die Parteyen, deren Procuratoren und Advocaten sich in ihren münd- und schriftlichen Vorträgen aller anzüglichen Schreibart, Schmäh- und Anzapfungen, Retorsionen, auch unerlaubten Syndicirens bey Vermeidung schwerer Strafe gänzlich enthalten sollen.*

1745. No. 547 b* Verordn. d. d. Hannover d. 22 Jan. 1745, die Erhöhung der Brannteweinsteuer, imgleichen den Impost auf Caffee, Thee und Fischbein betreffend. (Lüneburgisch.) No. 350 b* Regierungs-Ausschreiben vom 26 Febr. 1745, dass die Lüneburgschen Geistlichen auf dem Lande der Biersteuer unterworfen. No. 374 c *Königliches Declarations-Edict d. d. Hannover d. 15 Jul. 1745, in Betreff der Verordnung vom 23 Dec. 1733 wegen Beytrages der Eingepfarrten jedes Ortes im Calenbergischen zu den Bau- und Reparatur-Kosten bey den geistlichen und Schul-Gebäuden. (Pufendorff Obs. jur. univ. T. III Obs. 184.)*

1751. No. 733 b *Verordnung vom 5 Jan. 1751, wodurch den königl. Ämtern zur Pflicht gemacht wird, die Obergerichte in zweifelhaften Fällen durch Erstattung von Berichten nebst Beylegung der Acten und Protocolle in den Stand zu setzen, zu ermäfsigen, ob die angebrachten Beschwerden vor solche gehören oder nicht.* (*v. Bülow* und *Hagemann* prakt. Erört. Th. I S. 79 not. *a*.)

1752. No. 865 b *Cammer-Ausschreiben vom 18 Dec. 1752, wegen der Hölzungen in den Celleschen Amtsvoigteyen.*

Was den vorliegenden zweyten Theil der Sammlung des Hn. *Sp.* anbetrifft (welcher 1367 Nummern enthält): so hat Rec. dabey nachstehende Verfügungen vermisst, oder unrichtig angegeben gefunden.

1760. No. 17 b* Regierungs-Ausschreiben vom 22 Febr. 1760, wegen der Schutzjuden in den Grafschaften Hoya und Diepholz. No. 41 b* Regierungs-Ausschreiben d. d. Ratzeburg den 20 May 1760, wodurch die früheren Verordnungen gegen die ausgetretenen Trainknechte geschärft und noch mehr ausgedehnt werden. No. 43 b* Regierungs-Ausschreiben d. d. Ratzeburg d. 27 May 1760 wegen der fremden Deserteure und Aufsuchung der Vagabonden. No. 63 b* Regierungsbekanntmachung d. d. Ratzeburg den 18 Jul. 1760, dass kein unbekannter Reisender ohne gültigen Pass durch das Herzogthum Lauenburg solle gelassen werden. No. 63 c* Regierungs-Ausschreiben an alle Behörden d. d. Ratzeburg den 19 Jul. 1760 gleichen Inhaltes.

1761. No. 126 b* Regierungs-Ausschreiben d. d. Ratzeburg d. 25 März 1761, wie es mit der Bewirthschaftung der Höfe und der Unterstützung der zurückgelassenen Frauen und Kinder der ausgehobenen Recruten zu halten. No. 151 b* Regierungs-Ausschreiben d. d. Ratzeburg d. 8 Aug. 1761, gegen das Erpressen der Fuhren und Pferde.

1762. No. 177 b Regierungs-Verordnung d. d. Ratzeburg d. 5 Jan. 1762, wegen Verrufung der Dänischen 2 Schillingsstücke vom J. 1761. No. 187 b* Regierungs-Ausschreiben d. d. Ratzeburg d. 6 Febr. 1762, wie es mit der Unterstützung der Frauen und Kinder der ausgehobenen Recruten zu halten. No 204 b *Consistorial-Ausschreiben d. d. Ratzeburg d. 28 Jun. 1762, an sämmtliche Prediger auf dem Lande wegen Haltung der Sommerschulen.* No. 227 b†† *Resolution des Celleschen Ob. App. Ger. vom 4 Nov. 1762, dass die von demselben bewilligten Dispensationen und Concessionen, hinsichtlich des Aufgebotes u. s. w. salvis juribus stolae ertheilet würden* (von *Bülow* über die Verf. des Celleschen Ob. App. Ger. Th. 2 S. 278 not. 19). No. 247 b* Regierungs-Verordnung d. d. Ratzeburg d. 25 Dec. 1762, gleichen Inhaltes wie No. 247 a.

1763. No. 266 muss es statt „3 Jan. 1755 und 22 Dec. 1755" heissen: 3 Jan. 1757 und 22 Dec. 1758. No. 288* Kriegscanzley-Ausschreiben vom 13 Jun. 1763, wegen Einlieferung der Quittungen über die Brod- und Fourage-Lieferungen für die Truppen. No. 294 b Regierungs-Verordnung d. d. Ratzeburg d. 1 Jul. 1763; gleichen Inhaltes wie No. 291. No. 302 *Regierungs-Ausschreiben d. d. Ratzeburg den 13 Aug. 1763, wegen Beobachtung des Reglements vom 27 May 1735 über die Service und Einquartirungsfreyheit der Posthäuser.* No. 325 ist nicht vom 23 Nov. 1763, sondern vom 22 Nov. 1763.

1764. No. 365 ist nicht vom 1 Jul. 1764, sondern vom 1 Jun. 1764. No. 387 b* Regierungs-Verordnung vom 19 Oct. 1764, wegen der zu beschaffenden Festungsarbeiten zu Hameln.

1765. No. 430 b* Regierungs-Verordnung d. d. Ratzeburg den 15 Jun. 1765, wegen der Hornviehseuche. No. 430 c* Regierungs-Verordnung d. d. Ratzeburg den 18 Jun. 1765, wegen des verbotenen Branntweinbrennens von einländischem Korne. No. 436 b* Consistorial-Ausschreiben d. d. Hannover den 30 Jun. 1765, wegen Anstellung von Fürbitten wegen Schwangerschaft der Königin.

1767. No. 543 renovirte Verordnung vom 8 Jan. 1754. No. 544 b** *Hofgerichts gemeiner Bescheid d. d. Ratzeburg den 14 Febr. 1767, wegen der Zeit, wenn die Processschriften beym Hofgerichte einzureichen sind.* No. 573 b* Consistorial-Ausschreiben d. d. Hannover vom 24 Sept. 1767, wegen Anstellung von Fürbitten wegen der Schwangerschaft der Königin. No. 596 ist nicht vom Jahre 1797, sondern vom Jahre 1767.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

JURISPRUDENZ.

Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung: *Sammlung der Verordnungen und Ausschreiben, welche für sämmtliche Provinzen des Hannöverschen Staates u. s. w. ergangen sind.* — Herausgegeben von *Ernst Spangenberg* u. s. w. II Theil.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

1768. No. 606 ist nicht vom Jahre 1765, sondern vom Jahre 1768. No. 609 b * Regierungspatent vom 27 Febr. 1768 wegen Bestrafung der im Fürstenthume Lüneburg vorfallenden Impost - Defraudationen hinsichtlich des Kaufgarnes. No. 629 b †† *Regierungs - Verordnung d. d. Ratzeburg den 12 Jul. 1768, wegen der Diebereyen der Lauenburgschen Schiffsknechte.* No. 636 ist vom 13 Sept. 1768. No. 654. Bey dieser Verordnung hätten die derselben beygefügte „*Instruction für den von den Kaufleuten zu bestellenden Aufseher,*" ingleichen die „*Modelle der Päffe, welche den reisenden Handelsleuten zu ertheilen,*" mit abgedruckt werden sollen, da die Verordnung sich darauf bezieht. Auch hätte das Hannöverisch gebliebene Amt Neuhaus mit in der Liste der Versiegelungsorte aufgeführt werden müssen, da die Verordnung dasselbe ausdrücklich nennt.

1769. No. 658 handelt nicht von Stempelung der Futter - *Maassen*, sondern von Stempelung der Futter-*Messer.* No. 684 ist vom 13 May 1769, nicht 1760. No. 692 b *Resolution vom 18 Jun. 1769, dass bey grösseren Verbrechen dasjenige Hadelnsche Untergericht, in dessen Gerichtssprengel dieselben begangen worden, die Bestätigung des Corporis delicti, die Inhaftirung des Beschuldigten und was sonst zur Generaluntersuchung gehört, zu besorgen habe, nach deren Beendigung die Sache an das Criminalgericht gehöre* (allegirt bey *v. Bülow* und *Hagemann* prakt. Erört. Th. 2 S. 55 not. *g*). No. 697 b** *Regierungs - Rescript d. d. Ratzeburg den 8 Aug. 1769, dass den Lauenburgschen Kaufleuten das Haufiren auf dem rechten Elbufer gestattet sey.*

1770. No. 743 a muss der * wegfallen. No. 743 b *Postscr. zu No. 743 a, wegen verschiedener, die Haltung des Gottesdienstes betreffender Puncte* (steht in der, beym Celleschen Ob. App. Ger. befindlichen, vom Hn. Sp. seiner Angabe nach benutzten Sammlung Lauenburgischer Verordnungen hinter No. 38). No. 750 b * *Regierungs - Verordnung* d. d. Ratzeburg den 10 Jun. 1770, die Hornviehseuche betreffend. No. 772 b †† *Regierungs - Verordnung vom 30 Jun. 1770 (ad. mand. spec.) dass die, in das Göttingensche Wollmagazin abgelieferte Wolle, von ihrem Verkäufer oder einem sonstigen Gläubiger des Tuchmachers so wenig ex hypotheca generali vel speciali, als aus irgend einem anderen Grunde solle in Anspruch können genommen werden, und dass das Göttingensche Wollmagazin dieselben Rechte geniessen solle, welche den Leihhäusern im Lande zustanden.*

1771. No. 822 b * Regierungs - Ausschreiben an alle Obrigkeiten auf dem Lande und in den kleinen Städten der Fürstenthümer Calenberg und Göttingen vom 25 März 1771, wegen Verabfolgung von Saatkorn an die Landleute zur Bestellung des Sommerfeldes. No. 822 c †† *Stadt Lauenburgsche Schul - Ordnung d. d. Ratzeburg den 23 März 1771.* No. 824 b * Verordnung (*ad mand. spec.*) d. d. Hannover den 22 Apr. 1771, das denen Unterthanen im Herzogthum Lauenburg vorzustreckende Saatkorn betreffend. No. 834 b * Regierungs-Verordnung d. d. Ratzeburg den 11 May 1771, wegen Verbot des Branntweinbrennens im Lande und der Ausfuhr des inländischen Branntweins. No. 838 b * Regierungs-Ausschreiben d. d. Ratzeburg den 27 Jul. 1771; gleichen Inhaltes wie No. 838 a. Bey No. 878 wäre zu bemerken gewesen, dass diese Verordnung bloss das Bremen- und Verdensche betreffe.

1772. No. 935 b * Consistorial - Ausschreiben d. d. Hannover den 5 Aug. 1772, wegen eines Dankgebetes in Betreff des Aufhörens der Viehseuche. No. 957 gilt nicht im Lauenburgschen, sondern dort hat die *Lauenburgsche Regierung* am 26 Jan. 1773 ein völlig gleichlautendes Rescript erlassen.

1773. No. 960 ** *Regierungs - Rescript d. d. Ratzeburg den 26 Jan. 1773, wegen der Hausdieberey* (gleichlautend mit No. 957). No. 977 muss statt des am Ende der Verordnung befindlichen Datums (29 März 1773) gesetzt werden: 9 März 1773. No. 979 b *Regierungs - Verordnung vom 10 März 1773, wegen des, in der Amtsvoigtey Essel zu entrichtenden Schlacht - und Schleusen - Geldes* No. 980 ist nicht vom 5 Apr. 1773, sondern vom 12 März 1773. No. 990 ist nicht vom 26 May 1773, sondern vom 28 May 1773. No. 995 b *Cammer - Ausschreiben vom 13 Jul. 1773, wegen der Neben-Anlage Rechnungen.*

1774. No. 1030 b * Intimation d. d. Hannover den 8

Jun. 1774, wegen geschehener Aufrufung des mit dem Herzogthume Braunschweig geschlossenen Deserteur-Cartels.

1775. No. 1059 † *Landesherrliche Verordnung vom 17 Jan. 1775, wider das Verspielen von Sachen* (s. Verordnung vom 17 Apr. 1801). No. 1097 b** *Regierungsrescript d. d. Ratzeburg den 15 Aug. 1775, wegen der Westphälischen Packenträger, zur Erläuterung der Hausirverordnung vom 6 Dec. 1768.* No. 1116** *Regierungsverordnung d. d. Ratzeburg den 4 Nov. 1775, wodurch die Mecklenburg-Schwerinschen 1 Schillingsstücke von 1774 und 1775 verrufen werden.* No. 1120 b* Deserteur-Cartel vom 30 Nov. 1775 mit Schaumburg-Lippe auf fernere 10 Jahre. No. 1128 b** *Regierungsrescript d. d Ratzeburg den 19 Dec. 1775, zur Erläuterung der Hausirverordnung vom 6 Dec. 1768.*

1776. No. 1133 b†† *Resolution des Celleschen Ob. App. Ger. vom 16 Jan. 1776, dass die dortigen Ob. App. Ger. Procuratoren für die Dispensationen vom Aufgebote und die Concessionen zu stillen Beerdigungen Gebühren bezahlen sollen, ob sie gleich sonst von Fiscigebühren frey seyn* (*v. Bülow* über die Verf. des Celleschen Ob. App Ger. Th. 2 S. 278 not. 18). No. 1155 b Regierungs Ausschreiben d. d. Ratzeburg den 16 März 1776, dass die im J. 1754 mit Mecklenburg-Strelitz verabredete Abzugsfreyheit wieder aufgehoben sey, und wie es in Zukunft in vorkommenden Fällen zu halten. No. 1179 b* Regierungs Resolution vom 15 Jul. 1776, wie es beym Lüneburgschen Niedergerichte in Betreff der Accisedefrauden zu halten wenn dasselbe mit dem Accise-Commissär rücksichtlich des Straferkenntnisses anderer Meinung ist. (*v. Bülow* und *Hagemann* prakt. Erört. Th. 3 S. 57 not. *w*) No. 1195 * Regierungs Ausschreiben vom 7 Nov. 1776, dass der Communionwein vom Imposte frey sey. (Lüneburgisch.)

1777. No. 1205 b *Regierungsverordnung d. d. Ratzeburg den 17 Jan. 1777, wegen Einführung einer Retorsionssteuer, welche alle Mecklenburg-Schwerinsche Kauf- und Handels Leute, Krämer, Künstler, Handwerker, Pferde- und Vieh-Händler zu bezahlen haben.* No. 1206 b†† *Conclusum pleni des Celleschen Ob. App. Ger. vom 31 Jan. 1771, wegen der Form, welche bey Annahme eines testamenti reciproci durch den, vom Ob. App. Ger. deputirten Rath zu beobachten ist* (*v. Bülow* über die Verf. des Celleschen Ob. App. Ger. Th. 2 S. 597 not 9). No. 1211 b *Regierungs-Ausschreiben d. d. Ratzeburg den 8 März 1777, wodurch die Beobachtung der Verordnung vom 15 Apr. 1705 gegen die ungetreuen Rechnungsbedienten eingeschärft wird.* No. 1229 b†† *Bekanntmachung der Lauenburgschen Regierung vom 24 Jun. 1777, in Betreff der Vortheile, welche den neuen Anbauern in Lauenburg bewilligt werden sollen.* (Hannov. Anz. 1777. No. 53.) No. 1253 b†† *Landesherrliches Rescript vom 13 Nov. 1777 an das Cellesche Ober-Appellations Gericht, wegen der Probe-Relationen bey diesem Gerichte* (*v. Bülow* über die Verf. des Celleschen Ob. App. Ger. Th. 2 S. 425 und 427 not. 45).

1778. No. 1274 a* ist vom 9 März, nicht vom 8 März 1778. No. 1274 b* Regierungs-Ausschreiben vom 13 März 1778, an alle Obrigkeiten im Fürstenthum Lüneburg wegen der Länge des Garnhaspels (s. Verordnung vom 24 Jun. 1779 und vom 30 März und 7 Sept. 1787). No. 1286 b†† *Resolution des Celleschen Ob. App. Ger. vom 16 May 1778, dass den Dienstboten der Gerichtspersonen keine Befreyung vom öffentlichen Aufgebote zu gestatten sey* (*v. Bülow* über die Verf. des Celleschen Ob App. Ger. Th. 2 S. 277 not. 18). No. 1287 * Regierungs Ausschreiben vom 26 May 1778 (*ad mand.*), wegen Erhebung des *tripli* der Contribution im Fürstenthume Lüneburg während 6 Jahren. No. 1292 b* Verordnung vom 12 Jun. 1778, wegen Untersuchung des Gesundheitszustandes der Pensionär-Invaliden. No. 1293 b** Regierungsverordnung d. d Ratzeburg den 15 Jun 1778 wegen gewaltsamer Werbungen (gleichlautend mit No. 1289). No. 1311 b *Regierungs-Ausschreiben vom 8 Oct. 1778 an sämmtliche Ämter in der Grafschaft Hoya, wodurch die Verordnung vom 22 Sept. 1778 wegen der Hebammen* (No. 1309) *mitgetheilt, und hinsichtlich der Beobachtung gedachter Verordnung Verschiedenes bestimmt wird;* nebst *Postscr. von demselben Tage über die Anstellung der Hebammen.*

1779. No. 1323 b* Consistorial Ausschreiben d. d. Hannover den 13 Jan. 1779. wegen öffentlicher Fürbitten hinsichtlich der Schwangerschaft der Königin. No. 1339 b* Consistorial-Ausschreiben vom 3 März 1779, wegen Absingung des *Te deum's* hinsichtlich der glücklichen Entbindung der Königin. Bey No. 1342 hätte auch auf die Verordnung vom 7 Sept. 1787 verwiesen werden sollen. No. 1360 b* Regierungsverordnung vom 20 Dec. 1779, wodurch bis Ende Decembers 1789 die, durch die Verordnung vom 18 Jan. / 15 Febr. 1770 gemachte Einrichtung verlängert wird, dass statt des Magazinkornes eine bestimmte Geldsumme bezahlt werde.

Möchte doch bey den folgenden Bänden mehr Sorgfalt auf Vermeidung von Druckfehlern in den Jahreszahlen, und auf Beobachtung der chronologischen Ordnung gewendet werden! So hätten z. B. No. 5 bis 8 *vor* No. 1 gehört, u. s. w.

v. D.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) HADAMAR u. KOBLENZ, in der neuen Gelehrten-Buchhandl.: *Ursachen, welche den katholischen Candidaten von der Annahme des geistlichen Standes abhalten, nebst allgemeinen Vorschlägen, diese Ursachen zu entfernen.* Von einem katholischen Weltgeistlichen. 1817. 112 S. 8. (12 gr.)

2) ULM, in der Ebnerschen Buchhandl.: *Über das bekannte Gutachten der theologischen Facultät zu Landshut,* betitelt: *Freymüthige Darstellung der Ursachen des Mangels an katholischen Geistlichen.* Unterzeichnet von den Directoren und Professoren *Schneider, Röder, Sailer, Mall* und *Zimmer.* Von *Karl Jais,* vordem Pfarrprediger an der Frauenkir-

che zu München, jetzt Pfarrer zu Entingen bey Pforzheim. 1818. 88 S. 8. (8 gr.)

3) Passau, b. Ambrosi: *Auch ein Wort über den Priester-Mangel in Baiern.* Von *Michael Waldhauser*, Rector und Professor des königl. Gymnasiums zu Passau. 1818. 47 S. 8. (4 gr.)

Der immer stärker sich äussernde und weiter sich verbreitende Abscheu gegen den Priesterstand von Seiten der studirenden Jugend in den meisten katholischen Ländern, und vorzüglich in dem Königreiche Baiern, ist ein Übel, das, wenn die Quellen desselben nicht sorgfältig aufgesucht, freymüthig entdeckt, und redlich, zweckmäfsig und kräftig verstopft werden, zum grossen Nachtheil der christlichen Religion, und nicht bloss der katholischen Staaten in Deutschland, sondern auch des ganzen deutschen Vaterlandes ausschlagen muss. Denn aus dem natürlichen und nothwendigen Gange der Dinge, und der in den meisten katholischen Staaten Deutschlands gegenwärtig Statt habenden Umstände lässt sich mit der grössten Gewissheit voraussehen, dass, wenn diesem Übel nicht bald mit Weisheit und Nachdruck entgegen gearbeitet wird, sich in der Folge nur die verworfensten, an Geist und Herz am meisten vernachlässigten und verdorbenen Jünglinge für den geistlichen Stand einzig in der Absicht anbieten werden, um hier versorgt werden zu können, indem sie sich selbst unfähig fühlen, in irgend einem anderen Stand ihr Unterkommen zu finden. Dadurch wird die Religion Jesu immer mehr entstellt, ihrer heilsamen, durch so viele Jahrhunderte erprobten Wirksamkeit beraubt, einem verheerenden, alle gesellschaftlichen Bande zerreissenden, und die Grundfesten des Staates zertrümmernden Sittenverderbnisse weichen müssen. Die so wichtige Sache, von der hier die Rede ist, verdient also nicht nur von den katholischen, sondern auch von protestantischen Fürsten, und von jedem Patrioten auf das Ernstlichste beherzigt zu werden. Hier gilt es das gemeinschaftliche Wohl des Vaterlandes, das grösstentheils von der zweckmässigen Handhabung, Beförderung und Lehre des praktischen Christenthums abhängt, welches, obgleich in verschiedene Kirchen getrennt, dennoch seine göttliche Kraft in jeder Partey, wo würdige Religionslehrer angestellt wurden, immer bewiesen hat, und beweisen wird, so lange der Lehrstand so beschaffen ist, dass er seiner hohen Bestimmung entspricht.

In der Schrift No. 1 sind sowohl die Ursachen des Priestermangels, als auch die Mittel, demselben abzuhelfen, und würdige Religionslehrer zu erhalten, mit einer Vollständigkeit, Bestimmtheit, Freymüthigkeit und Bescheidenheit dargestellt, dass weiter nichts mehr zu wünschen übrig zu bleiben scheint, als dass die wohlthätigen Absichten und Vorschläge des Vfs. von denen ausgeführt und bewerkstelligt werden, welche die Macht in Händen haben. Die Schrift verdient daher nicht nur von den höheren und gebildeteren Ständen der Katholiken, sondern auch von den Protestanten besonders von solchen Personen, welche zur Hebung des genannten Übels kräftiger und unmittelbarer wirken können, gelesen, von allen Seiten geprüft, und mit Beherzigung berücksichtigt zu werden. Denn nebstdem, dass der Gegenstand ein gemeinschaftliches Interesse hat, so werden auch viele, die Scheu junger Leute gegen den geistlichen Stand aufregende Ursachen freymüthig aufgedeckt, welche nicht bloss in katholischen, sondern auch in protestantischen Ländern zum Theile Statt haben. Dahin gehört vorzüglich die grösstentheils zu geringe Besoldung der Geistlichen, die fähige, durch Geist und Herz, durch mannichfaltige und fruchtbare Kenntnisse ausgezeichnete, und auf verschiedene andere einträglichere Stellen mit Recht Anspruch machende Jünglinge auf keine Weise anlocken kann, sondern sie vielmehr von der Ergreifung eines so ärmlichen, oft mit den dringendsten Bedürfnissen kämpfenden Standes abschrecken muss. Dazu kommt noch in unseren Tagen der Umstand, dass die Geistlichen, eingeschränkt auf einen Wirkungskreis, wo sie ausser ihren ohnehin höchst kärglichen Einkünften nichts auf anderen Wegen, wie die übrigen Staatsbürger, denen grösstentheils eine Menge Erwerbungsmittel zu Gebote stehen, erwerben können, und dennoch alle Lasten des Staates tragen, alle Abgaben, gleich den Übrigen, die in ganz anderen Verhältnissen leben, entrichten sollen. Das Schlimmste aber ist noch die Herabwürdigung des geistlichen Standes, insofern derselbe allen, auch den niedrigsten Civilbehörden unterworfen wird. Der Religionslehrer soll, seiner Bestimmung nach, unter die gebildetesten Menschen gehören. Wie können hoffnungsvolle Jünglinge, denen nicht bloss einträgliche, sondern auch mit Glanz umgebene Ämter offen stehen, einen anziehenden Reiz für einen Stand fühlen, der in Rücksicht auf bürgerlichen Rang bis zum niedrigsten Pöbel herabgewürdigt wird?

Was Rec. an dieser Schrift auszusetzen hat, betrifft theils Stellen, worin Verstösse gegen die Sprache vorkommen, theils solche, deren Inhalt und ausgesprochener Sinn nicht zu billigen ist. Folgende Ausdrücke und Wortfügungen sind offenbar dem richtigen Sprachgebrauche zuwider: *veruntauglichen* (S. 1), die Verstellung *anthun* (S. 9), vernachlässigtes Widmen des *geistlichen Standes* (S. 32), die erniedrigende Behandlungsart *der weltlichen Regierungen*, statt *von Seiten* der weltlichen Regierungen (S. 32), *verdeutlicher* Sinn (S. 51), der Student sey durch eigene *Kleiderpracht*, statt *Kleiderform*, ausgezeichnet (S. 96) u. s. w. In Rücksicht auf Inhalt sind vorzüglich folgende Stellen zu tadeln. S. 59 spricht der Vf. vom Cölibat, und, statt denselben, in sofern er durch blosse Herrschsucht des Papstes zum allgemeinen Gesetze für den geistlichen Stand, der Vernunft und dem Christenthume zuwider, gemacht worden ist, als die tiefste Herabwürdigung der Geistlichen, als den unvertilgbaren Schandflecken der katholischen Kirche, als die Grundursache des Abscheues studirender Jünglinge gegen den geistlichen Stand, besonders in unseren Tagen, wo der Wahn von vorgeblicher Engelreinigkeit allgemein verschwunden ist, zu behandeln, und mit edlem Unwillen zu verwerfen, wird derselbe vielmehr mit Mönchsschwärmerey empfohlen. „Der Cölibat des Christen überhaupt und des Priesters insbesondere, ist als Idee die erhabenste, welche die christliche (römische) Kirche ihren Gläubigen aufstellt,

als Tugendmittel eines der vollkommensten (die bodenlose und schändlichste Pfütze aller Laster), welches die katholische Kirche ihren Gläubigen empfiehlt, und ihren Geistlichen zu beobachten gebietet. Der evangelische Rath, nicht zu heirathen, deutet auf das wichtigste Gesetz der christlichen Religion, der Liebe Gottes, wodurch wir uns von aller Creatur ausscheiden, und nur in Gott, der hochsten und heiligsten Liebe, den Vereinigungspunct aller unserer Wünsche und unsere einzige Glückseligkeit finden. Der Priester steht wie ein lichtstrahlender Engel (oft wie ein Irrwisch, aus faulem Sumpfe emporgestiegen) am Altar! — Als Tugendmittel deutet der Cölibat auf eine höchste Vollendung im Sittengesetz, und obgleich desswegen eines der schwierigsten in Hinsicht des wirklichen Gebrauchs, ist es eines der vollkommensten in Hinsicht der gemachten Anwendung." Rec., der seit einer langen Reihe von Jahren Gelegenheit hatte, die katholischen Geistlichen in allen ihren Verhältnissen, und in ihren geheimsten Schlupfwinkeln, in welche sie das Cölibatsgesetz treibt, zu beobachten, weiss, dass das Cölibatsgesetz der geheime Krebsschaden dieses Standes ist, der nun nach dem einmal herrschenden, aus der ewigen Vernunft hervorgegangenen, und durch keine Macht zu vertilgenden Zeitgeist, öffentlich ausbrechen, und den Stand, der Muster aller übrigen seyn sollte, als Scheusal darstellen wird. Statt dieses höchst verderbliche, vernunftwidrige und tyrannische Gesetz zu vertheidigen, sollten vielmehr alle besserdenkenden Religionslehrer der katholischen Kirche mit vereinigten Kräften auf die ewige Vertilgung desselben hinarbeiten. S. 93 spricht der Vf. von Kirchenstrafen, und empfiehlt unter anderen auch die Excommunication, und *die dahin einschlagenden Folgen.* Gegen die Excommunication an und für sich läfst sich nichts mit Vernunft einwenden. Denn jede Gesellschaft muss das Recht haben, ein Mitglied, das den zur Erhaltung derselben nothwendigen Gesetzen nicht gehorchen will, auszuschliessen. Aber die Folgen dieser Ausschliessung dürfen nicht über den Zweck und die Befugniss einer bestimmten Gesellschaft hinausgehen. Wer kann nun die Folgen billigen, welche die Herrschsucht der Päpste mit der Excommunication verbunden hat? S. 103 wird der Satz, dass der Geistliche kein Beamter des Staates sey, vertheidigt. Ist das wirklich der Fall: so beklagt sich der Vf. ganz mit Unrecht, dass der geistliche Stand von einigen Regierungen bis zum Pöbel herabgewürdigt werde. Die Regierungen handeln, nach dem aufgestellten Satze, ganz consequent. Der Geistliche muss entweder als Staatsbeamter angesehen werden, oder er verliert sich nothwendig unter dem gemeinen Haufen der Staatsbürger, und kann daher auf keine ausgezeichnete, nur auf bürgerlichem Rang beruhende Behandlungsart Anspruch machen. Nach der Idee eines, auf Vernunft gegründeten Staatsrechts ist der Geistliche nothwendig als ein ausgezeichneter Staatsbeamter zu betrachten. Jeder Staat muss, wenn er sich erhalten will, sich zur Kirche bilden. Staatsgesetze sollten sie auch mit physischer Allmacht bewaffnet seyn, sind, wenn ihnen nicht das Gewissen das Gepräge der Unverletzlichkeit aufdrückt, nur morsche Stützen, die von selbst zusammenfallen, und den Untergang eines auf blossen Schrecken gegründeten Staates nach sich ziehen. Es ist der gefährlichste Dünkel unserer Zeit, dass man glaubt, dass der Staat bloss durch militärischen *Despotismus* unerschütterlich fest begründet werden könne. Jeder Staat, der nicht zugleich Kirche ist, und nicht immer strebt, diesen höchsten Staatszweck durch die schicklichsten und zweckmässigsten Mittel zu behaupten, nährt, auch bey der schönsten Blüthe physischer Macht, den verderbenden Wurm in sich selbst. Daher muss es zwey Hauptgattungen von Beamten geben, nämlich solche, welche, mit physischen Waffen ausgerüstet, für die äussere Beobachtung der Gesetze wachen, und solche, die auf die blosse Freyheit des Geistes gestützt, durch Belehrung auf das Gewissen wirken, und eine Gesinnung hervorzubringen streben, welche, über alle Schrecken der Gesetze erhaben, die Pflichten eines guten Staatsbürgers mit Freyheit erfüllt. Unter die letzte, hochst ehrwürdige Classe von Staatsbeamten gehören die Geistlichen. So tief der Vf. die Geistlichen herabwürdigt, in sofern er ihnen den Rang eines Staatsbeamten abspricht, so hoch sucht er auf der anderen Seite, sich selbst widersprechend, in Rücksicht auf Geistesbildung dieselben zu erheben. „Von jeher, heisst es S. 167, ruhte der Geist der Lehre, der Wissenschaft auf dem geistlichen Stande auf eine vorzügliche Weise, und noch heute darf man behaupten, dass dieser Stand unter allen anderen wissenschaftlichen und gelehrten Mitständen *am meisten hervorleuchte,* und *die Bearbeitung der Wissenschaft,* trotz den Unbilden der Zeit und der Herabwürdigung des Standes, *auf und in ihm wesentlich beruhe.*"

In der Schrift No. 2 wird vorzüglich der Beweis, dass das Cölibatsgesetz in unseren Tagen die Hauptursache der Scheu gegen den geistlichen Stand sey, geführt, und zugleich die Nichtigkeit und Verderblichkeit desselben aus der Vernunft, aus der heil. Schrift und aus der Kirchengeschichte vortrefflich bewiesen, und folglich der Mangel, der in der Schrift No. 1 Statt hat, reichlich ersetzt.

Die Schrift No. 3 verräth einen sehr geistvollen, mit Philosophie und tiefer Menschenkenntniss ausgerüsteten Vf., der sichs hauptsächlich zum Geschäft macht, ein in unseren Tagen in katholischen Ländern ziemlich allgemeines Vorurtheil zu bekämpfen. Dieses besteht in folgendem falschen Schlusssatze: „Ehedem hatte man keinen Abgang an Priestern; jetzt hat man bedeutenden Mangel an denselben; also muss es wieder werden, wie es war." Der Vf. zeigt, dass der ganz veränderte, durch keine Macht zu verscheuchende Zeitgeist diesen Mangel herbeygeführt habe, und dass daher, wenn nicht solche Anstalten, die demselben angemessen sind, getroffen werden, die alte Ordnung der Dinge, wenn sie auch wieder vollkommen hergestellt würde, dennoch jenes Übel nicht hemmen und vertilgen könne.

Ms.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

THEOLOGIE.

BAMBERG u. WÜRZBURG, in der Göbhardtischen Buchhandlung: *Geschichtliche Darstellung der Verrichtung der Taufe von Christus bis auf unsere Zeiten* mit beständiger Rücksicht auf Deutschland und besonders auf Franken. Von Dr. *Friedrich Brenner*. 1818. XXVIII u. 320 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Absicht des Vfs. ist, eine geschichtliche Darstellung der Art, wie die in der katholischen Kirche üblichen Sacramente von den ältesten Zeiten des Christenthums an bis auf unsere Tage in den verschiedenen Particularkirchen ausgespendet wurden, dem Publicum mitzutheilen, und zwar so, dass die Geschichte der Ausspendung jedes Sacraments, einzeln und für sich bestehend, ein besonderes Buch ausmachen, und daher auch einen eigenen Titel haben wird. Das Ganze wird, nach der Versicherung des Vfs., in sieben oder acht Bändchen von ungleicher Grösse erscheinen. Nach dieser Einrichtung steht es einem Jeden, den diese Art von Geschichte anzieht, frey, sich entweder das ganze Werk, oder auch nur einzelne Theile, die für ihn besonders interessant sind, anzuschaffen. Wenn die folgenden Bände mit eben dem Fleisse, dem kritischen Blicke, der lichtvollen Ordnung, wodurch sich der gegenwärtige auszeichnet, bearbeitet seyn werden: so wird sich der Vf. nicht bloss um das katholische Publicum höchst verdient machen, sondern auch auf den Beyfall und Dank jedes Geschichtsforschers in einem vorzüglichen Grade rechnen können. Auch für protestantische Theologen, denen die Geschichte des Christenthums in Beziehung auf die heiligen Gebräuche, die man Sacramente nennt, am Herzen liegt, wird ein solches Werk nicht gleichgültig seyn können. Es wird kein aufgeklärter Katholik in Zweifel stehen, dass die katholische Liturgie grosser Verbesserungen bedürfe, wenn die öffentliche Gottesverehrung, den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechend, den so tief gesunkenen moralischen und religiösen Sinn aufs Neue wecken, und dem Christenthume die praktische Liebe und Verehrung, die ihm, so lange, als sich die Vernunft nicht selbst verkennt, gebührt, und die zur Äusserung seiner göttlichen Kraft nothwendig ist, in den Herzen der Katholiken wieder verschaffen soll. Schon die geschichtliche Darstellung der Verrichtung der Taufe, so wie sie in diesem Bande, als in verschiedenen Zeiten Statt habend, aus einander gesetzt ist, zeigt offenbar, wie unnatürlich und sinnlos eine Menge Ceremonieen in dem römischen Ritual, das nun Norm für alle Kirchensprengel ist, zusammengezwängt ist. Man wollte vereinigen, was in der alten Kirche getrennt, und nur in der Trennung, und unter ganz anderen Umständen einen fruchtbaren, Herz und Geist ansprechenden Sinn hatte. Da nun die Nothwendigkeit einer solchen Verbesserung jetzt im katholischen Deutschlande häufig zur Sprache kommt, und von Personen höheren Ranges beabsichtigt zu werden scheint: so kann ein Werk von der Art, wie es der Vf. unternehmen und ausführen will, und dessen Vortrefflichkeit schon der erste Band verbürgt, als das zweckmässigste Mittel zur Erreichung jenes gemeinnützigen Zweckes angesehen werden. Es liegen in den älteren Liturgieen der verschiedenen christlichen Kirchen viele vortreffliche Mythen und Symbole zerstreut, die, dem jetzigen Zeitgeiste angepasst, mit vielem Nutzen eingeführt werden könnten.

Aber nicht nur für jeden Verehrer des Christenthums, sondern auch für jeden Freund der Geschichte muss ein solches Werk höchst willkommen seyn. Denn es kann bey einer so genauen, durchgreifenden und bis in die kleinsten Umstände eingehenden Untersuchung und Darstellung liturgischer Gebräuche von der Entstehung des Christenthums an bis auf die neuesten Zeiten, so, wie dieselbe der Vf. aufstellt, nicht fehlen, dass so Manches in Beziehung auf die herrschende Denk- und Sinnes-Art älterer Zeiten, auf Sitten, Gebräuche, Vorurtheile ans Licht gezogen wird, was zur richtigen Beurtheilung der wichtigsten Begebenheiten den entscheidendsten Aufschluss giebt. Denn da die Liturgie bis auf den Papst Paul V, der erst im J. 1614 das römische Ritual allgemein einführte, frey war, und von der religiösen Ansicht der, sich nach den Bedürfnissen ihrer Zeit richtenden Bischöfe abhing: so ist es ganz natürlich, dass sich durch die in jedem Zeitalter herrschende Liturgie auch zugleich der Zeitgeist ausspricht. Endlich ist es in unseren Tagen, da man über alle noch stehenden Trümmer des positiven Christenthums grossentheils nicht nur von Seiten der Philosophen und der gebildeten Weltmänner, sondern auch selbst der Theologen mit Gleichgültigkeit, oder gar mit Verachtung und Spott hinwegsieht, doch auch für jeden Verehrer des Christenthums, der, gestützt auf die deutlichsten, durch keine Schikane einer beliebten Exegese wegzu-

fenheit, auf Jahreszeit und Witterung, im Hause getauft, so dass nun jede Stube zur Kirche und jede Schüssel zum Baptisterium geworden ist. Um diesem Missbrauche durch ein glänzendes und nachahmungswürdiges Beyspiel entgegen zu wirken, liess der Kronprinz von Baiern seine 1816 geborene Tochter Theodolinde öffentlich und mit grossem Gepränge in der Domkirche zu Würzburg taufen, wie der Vf. S. 305 berichtet. Es ist sehr zu wünschen, dass der Vf. dieses in jeder Rücksicht nützliche Werk fortsetze und vollende.

Ms.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) München, b. Lindauer: *Sieben Predigten an den Fastensonntagen und am heiligen Ostertage*, gehalten von *G. Angelicus Fischer*, Dr. der Theol. und Pfarrer in Niederviehbach. 1819. 144 S. 8. (8 gr.)

2) Bamberg, b. Kunz: *Predigten für die heilige Charwoche*, vorgetragen im Jahr 1819 in der katholischen Pfarrkirche z. U. L. F. in Nürnberg von *Fürst Alexander von Hohenlohe*, geistl. Rathe des Bisthums Bamberg. 1819. 56 S. 8. (7 gr.)

Die Predigten No. 1 empfehlen sich durch eine populäre und doch edle Sprache, durch, dem Geiste des Christenthums grösstentheils entsprechende Grundsätze, und durch eine fruchtbare Anwendung derselben auf die verschiedenen Zustände und Verhältnisse des Lebens. Doch stösst man hie und da auf sehr merkliche Flecken, die leicht hätten vermieden werden können. Der Vf. weiss nicht genug die Phantasie zu bezähmen, und stattet daher mit den Bildern derselben manche Thatsachen der evangelischen Geschichte aus, z. B. S. 41, wo es heisst: „Als sie das Stadtthor verlassen hatten, führte sie der Weg an den Weingärten vorüber, *welche von dem Silberglanz des Mondes halb beleuchtet waren*, da sagte Jesus zu seinen Jüngern: Ich bin der rechte Weinstock" u. s. w. Johannes, der die so herzliche, und von den erhabensten Wahrheiten so erfüllte Abschiedsrede Jesu, aus welcher diese Stelle genommen ist, erzählt, sagt ausdrücklich, dass Jesus erst nach Vollendung derselben und des herrlichen Gebetes, das Cap. XVII vorkommt, mit seinen Jüngern hinaus, nämlich aus dem Speisesaale und der Stadt gegangen, und, bey dem Bache Kedron angekommen, über denselben gesetzt habe, um sich in den benachbarten Garten zu verfügen. S. 80 sagt der Vf.: „Pilatus wollte zwar reden, allein er wurde überschrieen, und seine Worte konnte Niemand vernehmen." Von dieser Behauptung kommt doch kein Wort in den Evangelisten vor. S. 109 führt der Vf. die Ausrufung Jesu an: *Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du mich verlassen?* und dann setzt er hinzu: „Und sehet, in dem nämlichen Augenblicke zerstreuen sich die Finsternisse, und die Sonnenstrahlen glänzen hervor zum freundlichen Zeichen, dass Gott ihn erhöre." Das Bild ist schön, aber kommt es in den Evangelisten vor? S. 98 spricht der Vf. von der Versöhnlichkeit gegen Feinde, und sagt: „Wer nicht seinen Feinden verzeihen kann, mit dem will ich nicht unter einem Dache wohnen." Diese Stelle ist nicht rein moralisch nach Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums. Denn die Versöhnlichkeit bezieht sich nicht bloss auf Menschen, die uns Böses zugefügt haben, sondern auf alle Sünder überhaupt. Man soll daher jedem Hasse gegen sie widerstehen, und sich vorzüglich hüten, denselben durch Handlungen ans Licht treten zu lassen. Es ist daher widersprechend, zu eben der Zeit, als man von der Liebe der Feinde spricht, gegen die Menschen, die nicht verzeihen wollen, einen so starken Abscheu erkennen zu geben, wie hier geschieht. Einigemale kommen offenbare Verstösse gegen die Geschichte vor. So wird S. 49 gesagt, dass Petrus, Jacobus und Johannes für die Lehre Jesu den Märtyrertod erlitten haben. Es ist ja aus der Kirchengeschichte bekannt, und auch in der Bibel begründet, dass Johannes keines gewaltsamen Todes gestorben sey. Noch weit grösser und auffallender aber ist der Verstoss, der S. 86 vorkommt, wo der Vf. sagt, Pilatus habe Jesum zum Tode verdammt, um sich als einen ergebenen Diener und Freund des Kaisers *Augustus* zu zeigen. Dass aber dieses kein Fehler des Setzers sey, davon ist der Beweis, dass dieselbe Behauptung auf der folgenden Seite noch einmal vorkommt. Endlich war Rec. sehr missfällig die roh anthropomorphistische Erklärung des Versöhnungstodes Jesu. „Niedrig und im verworfensten Zustande erscheint das ganze Menschengeschlecht, sagt der Vf. S. 105, wenn wir denken, dass Menschen, aus Staub gebildet, jemals wagen konnten, Gottes unendliche Majestät so zu beleidigen, dass die ewige Gerechtigkeit eine solche Genugthuung foderte, und nur durch das Leiden des Gottmenschen versöhnt werden konnte." Und S. 6: „Gottes ewige Gerechtigkeit fodert Genugthuung für die Sünde, sie mag von unseren ersten Stammältern auf uns gekommen, oder von uns persönlich vollbracht seyn." In der letzten Stelle kommt noch nebst einer falschen Genugthuungslehre, wenn von dem Verhältniss des Sünders zu Gott die Rede ist, auch ein ganz falscher Begriff von dem Erbübel vor. Sünde ist die *allerpersönlichste* Schuld, die auf keine Weise angeerbt, und von dem wirklichen Sünder auf seine Nachkommen übertragen werden kann. Das Erbübel kann also durchaus nicht bestehen in der Zurechnung und Übertragung der von den Stammältern eingegangenen Schuld auf ihre Nachkommen, sondern nur in einer dadurch bewirkten grösseren Anlage zur Sünde, die in dem Übergewichte der Sinnlichkeit gegen die Vernunft ihren Grund hat. Nur dieses Übergewicht, welches nothwendig aus der ersten Sünde entstand, kann angeerbt werden, und nur, in wiefern der Mensch demselben nachgebend, das ehrenvolleste Joch der Vernunftherrschaft abwirft, ahmt er die Sünde der ersten Stammältern nach, eignet sich mit Freyheit dieselbe an, und macht sich zum wirklichen Sünder. Die Bibelstelle, wodurch der Vf. seine Behauptung von der wirklichen Erbsünde beweisen will, ist gerade derselben entgegen. *Jedem wird er nach seinen Werken vergelten.* Röm. II, 5. Was den Versöhnungstod Jesu betrifft: so darf

derselbe durchaus nicht so erklärt werden, als wenn Gott ohne denselben dem Sünder nicht hätte verzeihen können, sondern weil der Sünder, sobald das böse Gewissen in ihm erwacht, aus Mangel der Gewissheit von der göttlichen Begnadigung sich nie würde bessern können. Der Versöhnungstod Jesu ist also nicht nothwendig *für Gott*, sondern nur *für den Sünder*, um ihn, unter der Bedingung eines ernstlichen Strebens nach Besserung, in Ansehung der göttlichen Begnadigung vollkommen zu beruhigen, und dadurch das *absolute* Hinderniss der moralischen Vervollkommnung aus dem Wege zu räumen. Das ist auch die Grundidee, welche das Evangelium wirklich aufstellt.

Die Predigten No. 2 greifen zwar nicht so mannichfaltig in die Verhältnisse des Lebens ein, wie die von No. 1, aber sie zeichnen sich vor denselben aus durch richtige Grundsätze, durch sorgfältige Umsicht und Prüfung alles dessen, was gesagt und behauptet wird, und durch eine herzliche, vom Geiste des Christenthums beseelte Sprache. So ist z. B. die Versöhnungslehre auf eine, ganz der Vernunft und dem Evangelium gemässe Art, vorgetragen. Es gereicht dem Vf. zur grossen Ehre, dass er zu einer Zeit, da Jünglinge von dem gemeinsten Stande sich scheuen, Religionslehrer zu werden, theils wegen des Cölibatgesetzes, theils wegen der Herabwürdigung, welche der geistliche Stand auch in verschiedenen katholischen Ländern erlitten hat, derselbe, aus fürstlichem Geblüte entsprossen, sich jenem Stande mit allem Eifer geweiht hat, und ausgerüstet mit den dazu nöthigen Kenntnissen, sich allen Functionen desselben unterzieht. Rec. fand in diesen Predigten nicht die geringste Spur von den intoleranten Gesinnungen, welche dem Vf. im verflossenen Jahre zugeschrieben wurden. Wenn die Grossen und die ersten Stände ein Beyspiel der praktischen Verehrung in Rücksicht auf Tugend, Religion und Christenthum geben werden: so wird dem reissenden Strome des Sittenverderbnisses, das sich in unseren Tagen zeigt, und das eine Folge nicht der errungenen Gewissensfreyheit, sondern der Zügellosigkeit in der Denk und Sinnes-Art ist, bald mächtig entgegen gearbeitet werden.

Ms.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Leipzig*, b. Barth: *Beweis der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion für Jedermann, nebst fünf Paragraphen aus dem Kirchenrechte der gesunden Vernunft.* Der evangelisch-christlichen Kirche und ihren Machthabern, besonders im deutschen Vaterlande, gewidmet von *Georg Jakob Ludwig Reuss*, Pfarrer zu Crofdorf bey Giessen. 1819. 77 S. 8. (8 gr.)

Dass die christliche Religion dem menschlichen Geschlechte durch ausserordentliche Veranstaltung Gottes mitgetheilt sey, ist, nach dem Vf., aus einem vierfachen Grunde zu glauben: 1) Die Einführung der christlichen Religion ist ein Wunder der göttlichen Weltregierung, auch wenn sich kein eigentliches Wunder im gewöhnlichen Sinne dabey ereignet hätte; 2) die von den Evangelisten erzählten Wunder im engeren Sinne sind höchst glaubwürdig; 3) verdient unter diesen Umständen das eigene, auf seine Verbindung mit Gott und die Göttlichkeit seines Unterrichts sich beziehende Zeugniss Jesu Glauben; 4) bemächtigt sich des wahren Christen ein so lebendiges Gefühl der Hoheit und Göttlichkeit unserer Religion und ihres Stifters, dass ein weiterer Beweis dabey nicht mehr von Nöthen ist. Unter 1 weist der Vf. auf die durch das Christenthum bewirkten Veränderungen und darauf hin, dass es nach der Geschichte offenbar bestimmt ist zum Bildungs- und Besserungs-Mittel der Menschheit. Wen kann es nun — so macht er den Übergang zum zweyten Beweisgrunde — befremden, dass für ein so ausserordentliches Werk auch ausserordentliche Dinge geschehen seyen? Hier wird zuvörderst von der Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte gehandelt, wobey aber die Ächtheit der Evangelien, als unveränderter Werke derer, von welchen sie benannt werden, ohne Beweis vorausgesetzt wird. Auch kommen einzelne Schlüsse vor, welche die Probe nicht halten. Dahin gehört, dass die Jünger bey einer öfter bewiesenen Neigung zum Unglauben dennoch die Wahrheit der Wunder nicht bezweifelt haben. Der Unglaube bewies sich nur in Absicht solcher Dinge, die mit ihren früh eingesogenen Nationalbegriffen und Vorurtheilen stritten. Dass der Beweis aus den Wundern bey dem Vf. von den Schwierigkeiten, die ihn sonst drücken, befreyt erscheine, können wir überhaupt nicht finden. — In der ganzen Abhandlung, die sich sehr gut lesen lässt, hat der Vf. viele Stellen Anderer, namentlich *Döderleins* und *Reinhards*, benutzt und wörtlich aufgenommen. Die Lehre von der Hoheit und göttlichen Würde der christlichen Religion ist übrigens dem Vf. die Hauptunterscheidungslehre des Christenthums, dabey aber die einzige positive Lehre desselben, dieses jedoch seinem eigentlichen Inhalte nach keine andere als die Religion der gesunden Vernunft.

Die angehängten fünf Paragraphen sind wirklich aus dem Kirchenrechte der *gesunden* Vernunft. Sie enthalten eben darum nichts Unerhörtes, verdienen aber gelesen zu werden.

J. C. F. D.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Mittler: *Morgengabe. Ein Geschenk für Bräute und Gattinnen* von — ck — 1819. 63 S. 12. (10 gr.)

Dieses Büchlein enthält 25 Stücke in Versen mit den Überschriften: Tugend, Liebe, Treue, Religion, Unschuld, Vertrauen, Beständigkeit, Geduld, Ergebung, Hoffnung, Häuslichkeit, Sanftmuth, Wirthlichkeit, Herzlichkeit, Einigkeit, Fröhlichkeit, Arbeitsamkeit, Geistesbildung, Genügsamkeit, Entbehrung, Nächstenliebe, Freundschaft, Genuss — in welchen gute Grundsätze, Lehren, Betrachtungen und Entschliessungen ausgesprochen werden. Der Ausdruck ist im Ganzen edel, aber obgleich einige Stücke einen Anflug vom Poetischen haben: so sind sie doch eben so wenig Poesie, als die Beobachtungen des Vfs. tief gehen. Sprachwidrig heisst es S. 45: Gefallen finden an *die nichtige* Art; S. 15: Nimm uns *im* Arm; S. 56: *Nehme* du Theil; S. 48: Von dir, als *ihren* Bürger; es müsste überdiess *von ihrer Bürgerin* heissen, da von einer Frau die Rede ist; S. 55: *Breche* du.

J. C. F. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1820.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Bremen, b. Heyse: *Erhebung und Ermunterung für Christen in Predigten*, gehalten im Dom zu Bremen von *Adolph George Kottmeier*, Dompastor. 1819. XVIII u. 640 S. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wenn sonst Autoren sich so gern mit falschen Hoffnungen schmeicheln: so ist kein Zweifel, dass der Vf. obiger Predigten keine ungegründete Erwartung von seiner Arbeit hegt. Kein Leser wird dieses Buch ohne Erbauung aus der Hand legen. Zwar zeichnen sich diese Predigten weder durch auffallende Hauptsätze, noch durch rednerischen Schwung, noch durch irgend eine gewisse Originalität aus, aber sie behandeln die heiligen Wahrheiten in einer so warmen herzlichen Sprache, dass sie ihren Zweck nicht verfehlen können. Recht interessant ist uns besonders die 15te dieser Predigten gewesen, die das Thema führt: Ermunterung zum rastlosen Guteswirken auf Erden (der Zusatz: auf Erden, wäre besser weggeblieben, da er sich von selbst versteht), und unter eigenen besonderen Umständen gehalten worden ist. Auf Befehl des damaligen Herzogs von Rovigo ward auch der Vf. wegen des sogenannten bösen, d. h. nicht napoleonischen Geistes, der in seinen Predigten herrsche, exilirt, und von seiner Gemeinde, wie von Frau und Kindern entfernt, nachdem er als Mann und Religionslehrer das Versprechen zu geben verweigert hatte, keine Trostpredigten mehr zu halten. Man denke, unter Napoleon sollte alles Volk so überschwenglich glücklich seyn, dass es keines Trostes mehr bedürfe! So weit ging die Anmassung! Fast eilf Monate musste er im Exil schmachten, das ihm wegen der Trennung von seiner Familie, wegen seiner Unthätigkeit und wegen der Ungewissheit seines Schicksals dreyfach qualvoll seyn musste. Schade, dass der würdige Mann die näheren Umstände seiner Verbannung nicht ausführlicher angiebt. Endlich durfte er, nachdem von allen Seiten Fürbitten für ihn eingelegt waren, am 5 Februar 1813 nur unter der Bedingung zurückkehren, dass er nicht nur unter der strengsten Aufsicht der geheimen Polizey stehen, sondern dass auch zwey der angesehensten Männer der Domgemeinde zu Bremen auf eine für sie sehr gefährliche Art sich für seine Predigten verbürgen mussten. In dieser Lage sollte er nun zum erstenmale wieder predigen, und zwar am zweyten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung über die Epistel Röm. 12, 6 — 16. Die Bürgen fanden, dass schon die Verlesung dieser Epistel verfänglich seyn und sie mit dem Vf. in Gefahr bringen werde. Wir glauben, sie thaten daran unrecht: denn einmal ist doch wahrhaftig in dieser Epistel nichts Verfängliches zu finden, und dann lag ja gar keine Schuld auf ihrer Seite, wenn gerade diese Epistel die Reihe traf. Genug, sie machten darauf den Präfecten aufmerksam, der im Geist ergrimmte, und mit vielen ausgestossenen Schmähreden gegen die Geistlichen, welche am hartnäckigsten Napoleons Absichten sich widersetzen sollten, ihm alles Predigen so lange untersagte, bis er andere Instructionen von Paris eingeholt haben würde. Diess drohte neue und grössere Gefahr. Doch umsonst. Kurz darauf erhielt er die Erlaubniss, eine Wochenpredigt zu halten, worauf das Publicum nicht vorbereitet, und also kein *Rassemblement du peuple*, wie man es nannte, zu befürchten wäre. Dabey wurde aber die Drohung hinzugefügt: die geringste Erwähnung seines Exils werde ihm unausbleibliches Verderben zuziehen. Wenn man nun überlegt, in welcher Lage der Vf. diese Predigt ausarbeiten und halten musste, und wie der eben erst der Gemeinde und der Familie zurückgegebene Mann sich bedroht sahe, wegen eines einzigen gemissdeuteten Wortes aufs Neue dem Unglück überliefert zu werden: so muss man ihm alle Achtung in eben dem Grade zollen, in welchem er die schwierige Aufgabe mit Verstand und ohne der Würde des Amtes etwas zu vergeben gelöst hat.

Im Ganzen sind es 32 Predigten, die hier geliefert werden, an deren Disposition und Ausführung der kundige Leser freylich hie und da Etwas aussetzen könnte. So wird in der ersten Predigt über den Satz: Die Welt vergeht mit ihrer Lust, so disponirt: 1) die irdischen Menschen vergehen; 2) ihre irdische Lust; 3) ihre irdischen Werke. Nun wenn die irdischen Menschen vergehen: so versteht es sich von der irdischen Lust von selbst. Übrigens wollte auch gewiss der schöne Text vielmehr ausdrücken, als den trivialen Gedanken von der Sterblichkeit des Menschen. Oft wird auch Etwas bewiesen, was des Beweises gar nicht bedarf, z. B. in der zweyten Predigt wird die unaufhaltsame schnelle Flucht der Zeit den ganzen langen ersten Theil hindurch bewiesen, woran gewiss kein Mensch noch gezweifelt hat. Besser, wenn der Vf. diess vorausgesetzt, und desto länger bey den Folgerungen daraus verweilt hätte. Dabey noch eine Bemerkung! Hat es etwa der

Vf. unter der Franzosenregierung dadurch versehen, dass er zuweilen nicht gerade Politisches, aber doch merkwürdige politische Namen einmischt? So wird zuweilen von den edlen Thuffen, den unmenschlichen Tiberiussen S. 9 gesprochen. Ja im Eingange der ersten Predigt heisst es: „Auch jener Fürst des Verderbens, dessen eigene kaiserliche Herrlichkeit längst untergegangen ist, bekannte dieses einst, ohne zu bedenken, wie bald das Wort sich an ihm selbst erfüllen könne. Als er vor zehn Jahren dort in die Gruft sich führen liess, in welcher einer der grössten Erdenkönige, in welcher Friedrichs Asche ruht, da rief er an dessen Sarge stehend aus: So verschwindet die Herrlichkeit der Erde!" Ob diess wohl auf die heilige Stätte gehört? Auch ist es wohl nicht zu billigen, Stellen aus Dichtern, ausser geistliche, anzuführen, zumal wenn sie einen ganz gewöhnlichen Gedanken aussagen, wie S. 29: „Ins Leben eingeschifft, sagt schön und wahr ein ausländischer Dichter (*Young* wird in der Note genannt), fahren wir auf der Fluth der Zeit allmählich sanft herab (bey Manchen geht es auch ziemlich unsanft), aber ohne auf die Zeit Achtung zu geben." Am meisten werden die dritte Predigt: die Reise durchs Erdenleben, die zwölfte: Gottes Odem in dem irdischen Menschen, und die 31ste gefallen: wie aus der Thränensaat eine herrliche Freudenernte hervorblühe. Doch ist in dieser letzten der Begriff des Säens und des mit Thränen Säens nicht genug hervorgehoben.

—R—

1) Prag, b. Calve: *Katholisches Andachtsbuch für die Gebildeten unter dem weiblichen Geschlecht*, verfasst von *J. J. Natter*, des Ritterordens der Kreuzherrn mit dem rothen Stern Commandeur, fürstlich-erzbischöflichem Consistorialrathe und landesfürstlichem Pfarrer an der k. k. Karlskirche in Wien. Einzig rechtmässige Originalauflage. 1819. VIII u. 184 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Nürnberg, b. Riegel und Wiessner: *Frankenthal oder Vierzehn Heiligen*. Ein Taschen- und Andachts-Buch für dahin Reisende mit Charte und Ansichten. 1819. 49 S. 8. (12 gr.)

3) Ebendaselbst: *Frankenthal oder Vierzehn Heiligen*. Für Freunde der Natur und Kunst. Mit 4 Kupfern von Geissler und Duttenhofer. 1819. 8 S. 8. (9 gr.)

Der schon durch mehrere, das rein praktische Christenthum befördernde Schriften unter den katholischen Theologen rühmlich ausgezeichnete Vf. hat sich durch das Erbauungs- und Andachts-Buch von No. 1 ein neues Verdienst erworben. Es gehört unter die vorzüglichsten dieser Art, die im katholischen Deutschland erschienen sind. Da in der katholischen Kirche die Erbauung und Andacht bey der Messe und vielen anderen feyerlichen Ceremonieen nicht von dem Religionslehrer selbst angeregt und unterhalten wird, sondern einem Jeden, der die für die öffentliche Gottesverehrung bestimmten Versammlungen besucht, frey gestellt ist: so sind gute Erbauungs- und Andachts-Bücher für die Katholiken ein weit dringenderes Bedürfniss, als für die Protestanten, wo der Prediger grösstentheils das Organ für die Andachtsübungen der versammelten Gemeinde ist. Dass aber dergleichen Andachtsbücher für das männliche und weibliche Geschlecht nicht durchaus einerley seyn können, liegt in der Natur der Sache. Es muss ferner ein Unterschied gemacht werden zwischen den gebildeten und gemeinen Personen beiderley Geschlechts. Dieses Andachtsbuch ist für den gebildeten Theil des weiblichen Geschlechts bestimmt. Und in dieser Rücksicht ist es durchaus musterhaft, sowohl was den Inhalt, als was die Form betrifft. Es zerfällt in vier Hauptabschnitte, nämlich in tägliche Andachtsübungen, denen die Gebete bey der christlichen Busse und Communion beygefügt sind, 2) in die Andachtsübungen auf die vorzüglichsten Festtage des Herrn, 3) in die auf die vorzüglichsten Festtage der Jungfrau Maria, 4) in die bey besonderen Verhältnissen und Umständen des Lebens. Unter diese vier Rubriken hat der Vf. Alles gebracht, was das weibliche Herz zur Andacht stimmen kann. Was die Form betrifft: so ist dieses Andachtsbuch in einer zwar einfachen und kindlichen, aber zugleich edlen und rührenden Sprache geschrieben. Ferner nahm der Vf. vorzüglich Rücksicht auf die Veredlung des Herzens, doch so, dass die wichtigsten Wahrheiten, an welchen alle Würde und Beseligung des Menschen hängt, und nach welchen sich das Herz richten muss, um nicht auf die Abwege der Schwärmerey und eines vernunftwidrigen Mysticismus zu gerathen, dem Geiste immer auf eine lichtvolle Art vorgehalten werden. Es ist daher Alles ausgeschlossen, was nur den Verstand in Anspruch nimmt, ohne das Herz zu erwärmen, was nur das Nachdenken beschäftigt, ohne die Gesinnungen zu veredeln, und für das Leben auf eine heilsame Art fruchtbar zu machen. Endlich sind die Glaubenslehren der katholischen Kirche in dem ehrwürdigsten, von aller Intoleranz entfernten Sinne dargestellt. Was jedoch Rec. an diesem Andachtsbuche mit Recht aussetzen zu können glaubt, ist der sehr sparsame Gebrauch, den der Vf. von den Aussprüchen der heiligen Schrift gemacht hat. Denn dergleichen Stellen, zur rechten Zeit angebracht, haben für Gemüther, welche von dem Glauben des Wortes Gottes im eigentlichsten Sinne beseelt sind (und für solche wollte doch der Vf. schreiben) eine unaussprechliche Kraft. Und wie viele, auf die vorzüglichsten Verhältnisse des Menschen sich beziehende Stellen kommen in dem alten und neuen Testamente vor, die selbst in ästhetischer Rücksicht Herz und Geist ergreifen, und in eine himmlische Stimmung versetzen! Auch fehlt es nicht an Stellen, die vorzüglich für das weibliche Herz anziehend sind, und die daher hätten ausgehoben werden sollen. In Rücksicht auf die Sprache kommen einige Unrichtigkeiten vor, z. B. Göttliches Vorbild *meines Erlösers*, statt: *mein Erlöser*, du göttliches Vorbild; ferner *hülfe*, *helfe*, *vergebe*. Dem Buche dient zur besonderen Zierde ein vortrefflicher

Kupferstich, die heilige Familie nach Raphael vorstellend.

Das gerade Gegentheil von No. 1 ist die Schrift von No. 2. Sie kündigt sich zwar sehr prahlerisch in der Vorrede an: „Es wird hier, heifst es, dem Publicum ein Werk über *Frankenthal* geliefert, welches sowohl in *historischer*, *religiöser* und (!) *statistischer* Hinsicht für dahin Reisende interessant seyn wird. — Dadurch wird vieles Dunkele in der älteren Historie erläutert, und giebt vielleicht manchem Historiker Veranlassung, noch mehr Licht zu verbreiten." Welches ist denn die historische Merkwürdigkeit, die hier ins Licht gesetzt wird, und die den Forschungsgeist grosser Historiker noch ferner in Anspruch nimmt? Es ist die abgeschmackteste Fratze von Legende in Ansehung der Erscheinung von vierzehn Heiligen, wodurch 1445 ein Schafer, mit Namen Hermann, begnadigt worden seyn soll, und die alle Spuren der Lüge und des Betrugs an sich trägt. Und worin besteht das, was dem Statistiker interessant seyn soll? Dafs Frankenthal dem ehemaligen Kloster Banz gegenüber liege, dafs der Main durch diese Gegend fliesse, und dafs Staffelstein und Lichtenfels von Vierzehn-Heiligen aus erblickt werden können. Und endlich das Religiöse? Dieses ist verunstaltet durch das elendeste Machwerk eines Gebetbuches, das je Rec. zu Gesicht gekommen ist.

No. 3 gehört mit zu No. 2, und enthält nichts weiter, als vier Kupferstiche, deren erster Frankenthal, Staffelstein und Banz, der zweyte die Kirche zu Frankenthal von Aussen, der dritte dieselbe von Innen, der vierte endlich einen allgemeinen Abrifs des Inneren der Kirche, des geistlichen Wohnhauses, des Bauernhofes, des Wirthshauses, und Jägerhauses darstellt. Diesen Kupferstichen sind einige Erklärungen beygefügt.

Ms.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

TÜBINGEN, b. Laupp: *Christliche Blätter aus Tübingen. Ein Familienblatt für Christensinn und Christenfreuden und zur Förderung des grossen Werks der Missionen und der Bibelverbreitung, für christliches Volk und christliche Schulen.* Herausgegeben von Dr. *J. F. Bahnmaier*, Prof. der Theol. in Tübingen. 1819. Jan. bis August. Jeder Monatsheft 32 S. 8. (21 gr.)

Von einiger Unbeholfenheit oder Nachlässigkeit zeugt das: *Blätter ... ein Familienblatt* — auf dem Titel dieser an die Stelle der *Cäcilia* getretenen Monatsschrift, welche jener an Ton und Werth ziemlich gleich ist. Unter den Gedichten sowohl als den prosaischen Aufsätzen sind manche, die sich vortheilhaft auszeichnen, und gewifs wird das Unternehmen zur Erweckung der Andacht und frommen Sinnes das Seinige beytragen. Eine stehende Rubrik machen die Nachrichten von Bibelgesellschaften, Missionen und anderen evangelischen Anstalten, die vielleicht etwas zu ausführlich sind. Die Namen der Verfasser der einzelnen Aufsätze sollen, „wo es thunlich ist, am Ende des Jahres angegeben werden."

Erfreulich ist die Art, wie das Predigerinstitut zu Tübingen an der Schweizerischen Reformationsfeyer Theil nahm. Wenn aber Hr. *Klaiber* in seiner Rede behauptet, dafs sich aus den Heilungen Kranker und Gebrechlicher durch ein Wort und aus den Todtenerweckungen *die grosse Umwälzung allein erklären lasse*, welche das Christenthum bewirkt hat: so scheint uns dieses eine zu dreiste Behauptung. — Eine Abendbetrachtung am Gründonnerstage (im Märzstücke) schildert das Seelenleiden Jesu in Gethsemane. Der Vf. meint, es könne nur dann einigermafsen erklärt werden, wenn man annehme, „die Schaale des gerechten Zornes Gottes über unsere Verkehrtheit und Versunkenheit" sey „ausgegossen" gewesen in diesen Kelch, den Jesus hier trank." Wir wollen zugeben, dafs das einer vernünftigen Erklärung fähig sey; werden aber gewöhnliche Leser diese sogleich finden? Werden sie nicht in Ansichten bestärkt, die im Grunde so wenig christlich als vernünftig sind? — Der Aufsatz: *Warum werden so viele Christen irre an manchen unserer Erziehungsanstalten?* (im May) enthält recht viel Beherzigungswerthes; ob aber christlicher Sinn erfodere, den Begriff des Christlichen so ausschliessend gewissen Ansichten zuzugestehen, und die, welchen sie nicht einleuchten, für Nichtchristen zu erklären? Rec. scheint es nicht so.

Im July ist besonders zweckmäfsig der Aufsatz: *Ob die Eitelkeit eine nothwendige Eigenschaft der Töchter sey?* Wenn gleich einige der Einwendungen der Schwester des Pfarrers nicht ganz ihrem Charakter angemessen scheinen. — *Die Bitten des Unser Vater für unsere Zeit* im Aug. enthalten fast Nichts, was sich besonders auf unsere Zeit bezoge. Die Aufschrift veranlafste uns zu der Frage, woher es doch kommen möge, dafs der Geist des U. V. von so wenigen derer, die dasselbe erklären und umschreiben, gefafst zu werden scheint. Sind die sogenannten Bitten desselben wirklich als lauter eigentliche Bitten anzusehen? Nicht, wenigstens gröfstentheils, mehr als Entschlüsse, die man vor Gott fafst? Als Grundsätze, die das Leben leiten sollen? Als Ausdruck der christlichen Gesinnung und des christlichen Strebens? Einige sind von dem Vf. wirklich dieser Ansicht gemäfs ausgedrückt. — Recht praktisch und voll gesunden Urtheils ist das *Etwas für Menschen, welche von Menschen Unrecht leiden.* — *Ein Zuhörer* bemerkt *nach Anhörung einer Predigt*: Je mehr er den Versöhnungsplan Jesu nicht nur als Wohlthat für sich und die sündhafte Welt, sondern auch als den stärksten Beweis seiner Menschenliebe und seiner göttlichen und menschlichen Grösse ansehe, desto mehr mangle ihm Etwas, wenn in Schilderungen der gesammten Gröfse Jesu dessen Versöhnungsplan übergangen oder in ein zweydeutiges Dunkel gestellt werde; ihn wandle dann ein Mitleiden gegen den Verfasser und Prediger an, der des hohen Genusses ermangle, und gegen die Zuhörer, die er verkürze. Er wünscht sich dann Ananias Kraft, um

dem lieben Bruder Saulus die Schuppen von dem Auge zu streifen, und dieses für das liebliche herrliche Licht zu öffnen. — Klagen dieser Art helfen Nichts; es giebt kein Mittel zu helfen, als klare gründliche Darstellung dessen, was man für Wahrheit hält, und Widerlegung der dagegen gemachten Einwendungen. Wer diesen Weg nicht betreten kann, der sollte sich des öffentlichen Klagens und Bemitleidens enthalten, wodurch er in Gefahr ist, ein nachtheiliges Licht auf Männer zu werfen, die vielleicht sorgfältiger nach Wahrheit gestrebt haben, als der über sie richtet.

J. C. F. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1) *Dortmund*, b. Wundermann: *Zwey Fragen über den Nutzen und die Nothwendigkeit der Mannsklöster, besonders der Mendikantenklöster im Allgemeinen, und insbesondere in Rücksicht des Fürstenthums Münster*, veranlasst durch die vom Herrn Dom-Capitular und General-Vicarius, Freyherrn *Clemens von Droste*, bey Gelegenheit der protestantischen Jubelfeyer herausgegebene Schrift: *Über die Religionsfreyheit der Katholiken*, und beantwortet von einem katholischen Pfarrgeistlichen im ehemaligen Münsterlande. 1818. 64 S. 8. (10 gr.)

2) *Hadamar*, in der neuen gelehrten Buchhandlung: *Freymüthige Beleuchtung eines in den Nummern 65, 66 und 67 der rheinischen Blätter 1818 enthaltenen Schreibens über katholisch-kirchliche Angelegenheiten.* Zum Vortheil einer dürftigen Familie. 1818. 47 S. 8. (6 gr.)

Die zwey Fragen, die in No. 1 beantwortet werden, sind folgende: 1) *War die Aufhebung der Mannsklöster, vorzüglich der Mendicantenklöster, der katholischen Religion nachtheilig oder vortheilhaft?* 2) *War besonders die Aufhebung der Mannsklöster im ehemaligen Fürstenthume Münster dem dortigen katholischen Cultus zum Nachtheil?* Da in verschiedenen katholischen Ländern, wo die Klöster entweder ganz, oder grösstentheils aufgehoben worden sind, die Wiederherstellung eines Theils derselben, und besonders einiger Mendicantenklöster (weil diese, durch Betteln sich selbst unterhaltend, der landesherrlichen Casse nichts kosten) nicht bloss vom katholischen Pöbel gewünscht, sondern auch von angesehenen, durch Kenntnisse und Eifer für die Religion ausgezeichneten Männern mit Nachdruck betrieben wird: so ist eine strenge und unparteyische Prüfung über den Nutzen und die Nothwendigkeit der Mannsklöster, angestellt von einem Manne, der den Charakter des Mönchsthums an und für sich, und dann den Einfluss desselben auf das Publicum genau kennt, und seine Gedanken darüber in einem ruhigen, von aller Parteysucht und Leidenschaftlichkeit entfernten Tone bekannt macht, von hoher Wichtigkeit, und verdient von Allen, die wirksamer in die öffentlichen Angelegenheiten eingreifen können, und vorzüglich von Fürsten, denen bey dem einreissenden Sittenverderbniss das Wohl ihres Volks, und die Beförderung der zweckmässigsten Mittel, wodurch die göttliche Kraft der Religion Jesu wieder belebt, und zu der wohlthätigsten Äusserung gebracht werden kann, am Herzen liegt, auf das Ernstlichste in Überlegung genommen zu werden. Rec., der von Jugend auf Gelegenheit hatte, den Mönchsgeist an und für sich, und zugleich auch in seinen Wirkungen auf das Publicum zu beobachten, und der sich selbst ein angelegentliches Geschäft daraus machte, denselben in alle seine noch so geheimen Schlupfwinkel zu verfolgen, und nach allen seinen Verhältnissen sowohl nach Innen, als nach Aussen immer genauer kennen zu lernen, kann aufrichtig versichern, dass der Vf. dieser Schrift die oben aufgestellten Fragen eben so unparteyisch als gründlich beantwortet habe. Die Gründe, aus welchen er beweist, dass die Klöster überhaupt, und daher sowohl diejenigen, welche einen reichen Stiftungsfonds hatten, als die, welche sich durch Betteln unterhalten mussten, in Beziehung auf unsere Zeitbedürfnisse, und auf die Form, die sie schlechthin behaupten wollten, für Staat und Religion theils unnütz, theils in manchen Rücksichten schädlich und verderblich waren, sind durchaus nicht zu widerlegen. Was der Vf. insbesondere von den ehemaligen Klöstern im Münsterlande spricht, passt auch auf alle Klöster in anderen Ländern. Es ist freylich sehr zu bedauern, dass die reichlich dotirten Klöster unbedingt aufgehoben, und ihre Güter verschlungen worden sind. Denn es ist gar nicht zu leugnen, dass sie, bey einer, unseren Zeitbedürfnissen durchaus angemessenen Einrichtung die wohlthätigsten Institute für Staat und Kirche nicht bloss in katholischen, sondern auch in protestantischen Ländern hätten werden können. Sollten daher dennoch einige Klöster wieder hergestellt werden: so dürften es durchaus keine Mendicantenklöster, sondern es müssten solche seyn, die so reichlich dotirt würden, dass sie von ihren Einkünften nicht nur anständig leben könnten, und durchaus nicht Ursache hätten, aus Mangel an Unterhalt den Aberglauben aller Art zu befördern, sondern dass sie auch noch im Stande wären, sich die literarischen Subsidien anzuschaffen, wodurch sie dem Staat und der Religion möglichst nützlich werden könnten. Vor Allem aber müssten sie eine, dem Zeitbedürfniss in aller Rücksicht angemessene Form bekommen.

Der Vf. von No. 2 tritt nicht bloss als Vertheidiger der Klöster überhaupt, sondern auch des Priestercölibats und des lateinischen Ritus mit Gründen auf, die bloss aus der Rüstkammer der faulen Mönchssophistik genommen sind. Doch diese Gegenstände sind auch von der Art, dass es selbst dem grössten Scharfsinne und der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit nicht gelingen kann, sie zu vertheidigen, da sie offenbar wider die Vernunft und den Geist des reinen Christenthums sind. Nur was der Vf. von den Priesterseminarien sagt, verdient von Allen, welche auf das allgemeine Wohl einen wirksameren Einfluss haben, beherzigt zu werden. Wenn der Stand der Religionslehrer dem erhabenen Ziele, das demselben vorgesteckt ist, entsprechen soll: so sind die geistlichen Seminarien nicht nur höchst nützlich, sondern auch nothwendig.

Ms.

Kinderschriften. *Neustadt a. d. O.*, b. Wagner: *Lieder und Erzählungen, zum Geschenk für gute Mädchen.* Mit 24 ausgemalten Kupfern. 1817. 44 S. 16. (16 gr.)

Jede Kupfertafel hat eine Überschrift, z. B. die erste: Die Ährenleserin; die zweyte: Die Bleicherin; die dritte: Die Christbescherung, und so bis zum Z. Zu jedem Kupfer gehört ein kleines Gedicht, oder eine kleine Erzählung, welche auf das Kupfer eine Beziehung hat. Die Gedichte sind mittelmässig, die ausgemalten Kupfer aber ganz schlecht.

K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, in Commiss. b. Nicolovius: *Neue Ansichten mehrerer metaphysischen, moralischen und religiösen Systeme und Lehren, als der Prüfung unterworfene Vorschläge zur Berichtigung des Wahren und Falschen in jenen Systemen und Lehren*, von *Gottlob Immanuel Lindner.* 1817. XVI u. 758 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Soll auch das Wahre berichtigt werden? wird man durch den Titel veranlasst zu fragen. Der Vf. hat sich hier im Ausdrucke vergriffen, welches vor Allem auf dem Titel hätte vermieden werden sollen.

Ein Greis, der glaubt, „wenigstens treffende viel versprechende Winke gegeben zu haben, die einzig richtigen Gesichtspuncte zu finden, die Vernunftwahrheiten in einem sie deutlich und ganz enthüllenden Lichte zu erblicken, und so recht zu schätzen, und die gordischen Knoten zu lösen, welche den Zusammenhang ihrer mäandrischen Fäden verborgen in sich schliessen," und „noch fester glaubt, diese Winke können von Anderen zu noch glücklicheren Erfolgen benutzt werden," — wünscht, durch das prüfende Urtheil competenter Richter über die Wahrheit seines Glaubens belehrt zu werden. „Nur fremdes Urtheil, setzt er hinzu, ist der Spiegel, der mir meine wahre Gestalt zur sicheren Beurtheilung vorweist, wenn mir gleich immer dabey das Recht bleibt, die Beschaffenheit des Spiegels zu untersuchen." Doch konnte er sich „nie entschliessen," seine Überzeugung so, wie sie ist, „dem ganzen grossen, an Unmündigen am Geiste und Unbeschnittenen am Herzen so reichen Haufen des Lesepublicums zu übergeben." Er bittet daher und beschwört Jeden, den er „selbst oder durch vermittelnde Freunde zum Richter" seiner Schrift wählt, „bey der Heiligkeit der Liebe des Nächsten, sie als einen an ihn persönlich erlassenen Brief zu behandeln, sie als ein eleusinisches Geheimniss dem blos neugierigen Blicke des Ungeweihten zu entziehen, und sein belehrendes Urtheil dem Vf. allein durch Vermittelung eben der Freunde zukommen zu lassen, denen er die Austheilung und den Empfang der Antworten zur Übersendung an ihn übertragen." Wenn die gefundenen Wahrheiten in der Klarheit darzustellen sind, „dass sie, durch keine Kunst der Sophistik, durch keine Missverständnisse mehr verdunkelt, zur Wahrheit für Alle werden können, dass die Wohlthätigkeit ihrer Verbreitung und ihres Überganges in die niedre Volksmenge vorausgesehen werden kann," will es Hr. *L.* „der Weisheit erleuchteter und Menschenwohl liebender Regierungen überlassen, die Mittel und die Art und Weise zu wählen, durch welche diese Verbreitung und dieser Übergang sicher, ohne Nachtheil der Sittlichkeit des Volks, vielmehr zum Gewinn derselben, vollbracht werden kann."

Indess ist dieses Buch dem Rec. von der Direction unserer Lit. Zeit. zugesandt. Ob der Vf. ein Urtheil in derselben gewünscht, oder ob er, wie es scheint, späterhin sein Werk doch dem Buchhandel überlassen habe, kann Rec. nicht mit Gewissheit sagen; er wird aber suchen, seine Meinung so mitzutheilen, dass er es in jeder Hinsicht verantworten könne.

Der Vf. würde sehr wohl gethan haben, wenn er, was leicht möglich war, sein Werk wenigstens bis auf die Hälfte eingeschmolzen hätte. Leichterer Ausdruck war wohl nicht in seiner Gewalt.

Die Polemik wider *Kant*, die oft wiederkehrt, scheint uns nicht sehr glücklich. *Kants a priori* nennt der Vf. ein wesenloses Hirngespinnst. Und doch stellt er S. 67 als Vernunftprincip den Satz auf: „Alles Gewirkte setzt, nach dem Gesetze der absoluten Nothwendigkeit, sein Wirkendes voraus." Wie dieser Satz hier ausgedrückt wird, ist er freylich eine blosse Tautologie, und veranlasst zu der Frage: Wie kommen wir dazu, Etwas als ein Gewirktes zu setzen? Wir wollen aber nur fragen: Wie kommt Hr. *L.* zu der Annahme eines Gesetzes der absoluten Nothwendigkeit, wenn es kein *a priori* im *Kantischen* Sinne giebt? Er scheint seinem Landsmanne die Annahme gewisser vor der Erfahrung vorhergehender oder doch von der Erfahrung unabhängiger, fertiger Erkenntnisse zuzuschreiben. Es kann aber einem Rec. eben so wenig zugemuthet werden, zu wiederholen, was längst und oft gesagt ist, als den Wirrwarr zu entwickeln, in welchen der Vf. bey seinen Einwendungen wider etliche Behauptungen *Kants* in der Lehre von synthetischen und analytischen Urtheilen gerathen ist. Hätte Hr. *L.* den Unterschied des *mit* der Erfahrung und des *aus* der Erfahrung, welchen er bespötteln, ein wenig genauer ins Auge gefasst, so würde er vermuthlich Manches in einem anderen Lichte gesehen haben.

Nach dem Vf. kennen wir aus Erfahrung zwey Arten wirkender Kraft: Empfindung und Bewusstseyn; jene bey Allem, was Körper ist (das magnetische Eisen

empfindet den verschiedenen Eindruck seiner Pole eben so gut, wie der Sehsinn den verschiedenen Eindruck des Lichts); dieses bey Allem, was Geist ist, und seine Wirkung ist Denken und Wollen mit allen seinen Resultaten. Das Bewufstseyn nimmt den verschiedenen Eindruck auf die Sinne in sich auf, empfindet also gleichfalls; aber diese Empfindung bleibt nicht blofse Empfindung, sondern mit ihrer Aufnahme in die Bewufstseynsempfindung beginnt das Denken. Empfinden und Denken steht in einem simultanen Bande der Reciprocität; nimmt das Eine ab: so nimmt auch das Andere ab; kehrt Eines zurück, so auch das Andere. Die heterogenen Daseynsrealitäten von Geist und Körper vereinigen sich, und vermöge dieser Homogenitätseinheit ihres Wesens können sie auf einander wirken, und durch ihre Vereinigung heterogene Resultate erzeugen, die jedes für sich nicht erzeugen könnte.

Rec. scheint es unrichtig, das Denken u. s. w. als Wirkung des Bewufstseyns anzusehen; im Bewufstseyn kommen Empfinden, Denken, Wollen u. s. w. vor. Übersetzt man indefs nur des Vfs. Behauptungen in die Sprache anderer Philosophen: so wird man finden, dafs er wenig hier vorgetragen hat, was nicht längst erkannt wäre. Wenn er nun aber weiter behauptet, dafs die Verschiedenheit zwischen Menschen und Thieren nicht aus der wesentlichen Verschiedenheit des geistigen Daseyns oder des Geistes im Thier und im Menschen entspringe, sondern ihren Grund allein in der Verschiedenheit des einfachen Empfindungssinnes des Körpers haben müsse: so sehen wir nicht ein, wie das bewiesen werden könne. Denn die Voraussetzung, bey beiden sey der Geist ein und dasselbe einfach materiell gebliebene Daseyn, ist selbst unerwiesen und unerweislich.

Der Vf. nimmt eine aufserfinnliche Welt an, in welcher durchaus keine Empfindung Statt hat. Diese würde, sagt er, „ewig ein leeres Blau für den Menschen bleiben, wenn er nicht den Vorrath seiner schon im Sinn erzeugten Begriffe, und überhaupt den ganzen gesammelten Schatz aller im Worte versinnlichten Begriffe, die sein Gedächtnifs treu bewahrt und auf den Ruf seines Willens wieder darreicht, in sie mitnehmen, und aus ihnen auf Daseynsrealitäten auch in ihr, nach gleichen Regeln des Verstandes, schliefsen könnte." Aber was berechtigt ihn, so zu schliefsen? Ihm ist die Körperwelt an sich, wie sie uns erscheint, nur erscheint sie uns noch nicht ganz, weil unser Sinn noch nicht scharf genug ist, und die aufserfinnliche Welt ist ihm in der That nur eine feinere Körperwelt. Man höre ihn selbst!

„Alles, was ist, lebt. (Dem Vf. so viel, als: hat eine Art von Bewegung, leidet Veränderungen.) Alles Daseyn hat nur Ein homogenes Wesen, nämlich Leben. Diese Einheit des Wesens ist das höchste, allgemeinste, unveränderlichste Grundgesetz des ewigen und gewordenen Daseyns. Ohne sie wäre kein Daseyn möglich; zwey wesentlich distincte, sich wesentlich entgegengesetzte Daseynsrealitäten können sich unmöglich vereinigen, und doch entsteht alles Werden, alle Schöpfung allein aus Vereinigung mehrerer Daseynsrealitäten, wodurch eine neue, mannichfaltig veränderte und mannichfaltig wirkende Daseynsrealität erzeugt wird. Bey dieser Weseneinheit kann aber alles Daseyn nicht anders als triadisch gedacht werden, nämlich als Leben, als Daseynsrealität, als Wirkung, oder als Leben, in seiner Daseynsrealität wirkend." — Die Materialität des körperlichen Daseyns könnte nicht Statt haben, „wenn sie nicht schon in dem in seiner Einheit einfachen Daseyn vorhanden wäre. Dieses in seiner Einheit einfach materielle Urdaseyn schliefst allen Begriff des Werdens aus, oder Nichts müfste die unsubstantielle Ursache des substantiellen Daseyns seyn. Je mehr das gewordene Daseyn sich der Einheit des Einfachen nähert, desto mehr wird es der Sphäre der Empfindung unseres Sinnes entrückt, und verliert sich endlich in das gänzlich Aufserfinnliche. Das Gasreich der gewordenen Natur ist bis jetzt die äufserste Grenze dieser Sphäre unseres Sinnes. Wer kann aber sagen, wie unendlich viele Gradationen es noch von da bis zur absoluten Einheit des Einfachen giebt? Da nun aber der Begriff dieser Einheit des einfachen Urdaseyns, als der substantiellen Ursache alles Gewordenen und alles Werdens, den Begriff des Werdens aus Nichts, den Begriff der Zeit, des Raumes und der Zahl nicht zuläfst: so mufs sich dieses Unendliche der Gradation nothwendig in die Einheit eines unendlichen, ewigen, einfachen Urdaseyns, als der substantiellen Ursache alles Formaldaseyns, verlieren. Universelle Einheit des Wesens ist es, welche jenen gordischen Knoten der Spiritualität und Materialität löst, und durch sie verschwinden glücklich die Scylle des Materialismus und die Charybdis des Idealismus."

Rec. gesteht, dafs ihm dieses nicht einleuchtet. Es bleibt nach des Vfs. System eben so unbegreiflich, als nach jedem anderen, wie das Absolut-Einfache zum Ausgedehnten werden, oder als Ausgedehntes erscheinen könne. Als ein Versuch, die Welt der Erscheinungen aufzufassen, kann seine Darstellung gelten, aber zu dem An sich führt sie nicht, und es ist durch Nichts erwiesen, dafs das Übersinnliche nur dem Grade nach von dem Sinnlichen verschieden sey, vielmehr bleiben die bekannten Schwierigkeiten, in die wir uns verwickeln, wenn wir die Sinnenwelt als an sich bestehend, wie sie uns erscheint, annehmen, gänzlich unaufgelöst.

Ein Grundirrthum, aus welchem viele Irrthümer hervorgehen, ist dem Vf. die Annahme eines daseyenden Nichts, das von dem blofsen Nichtseyn verschieden sey. Wider diese Vorstellung streitet er lange. Rec. kommt diese Bestreitung überflüssig vor: denn wer behauptet das Bestrittene?

Als einen sechsten Sinn nimmt Hr. *L.* den Sprachsinn an, dessen Werkzeug das ganze System der Luftröhren sey, und in ihm, als die Hauptpartie, der Kehlkopf, aus dessen Empfindung der Geist einen Begriffswortlaut bilde. Dieser Sprachsinn sey vielleicht der wichtigste, der edelste von allen, „die Geburtswiege, die Mutter (*matrix*) der Vernunft des Menschen, die geheime Werkstätte der Assimilationsverwandlung der körperlichen Empfindung in den Sinnbegriff des Verstandes unseres Geistes, das für die Denkkraft des Gei-

ftes, was das Gehirn für fein Bewufstwerden der Empfindung ift. Aus diefer Concentration der Empfindung mehrerer Organe in dieies Organ, das in einer befonderen näheren Verwandtfchaft, der Art feiner Empfindung nach, mit dem inneren Bewufstfeynsfinn des Geiftes zu ftehen fcheine, gehe vielleicht der univerfelle mimifche Inftinct des Menfchen hervor," den *Dalberg* den Inftinct der Verähnlichung nennt. Auch einen Secretionsfinn, einen Affimilationsfinn u. a. m. ift Hr. *L.* geneigt anzunehmen. Sollte er bey diefen Annahmen wirklich den Begriff eines Sinnes genau im Auge behalten haben?

Die Grundlage, auf welche er baut, können wir nicht für ficher halten. Dennoch kommt in dem Buche viel Gutes vor, welches aber nicht an dem Eigenthümlichen feines Syftems hängt, vielmehr von Anderen beffer begründet fcheint. Das ift z. B. gleich bey des Vfs. Lehre von Gott der Fall. Da überdiefs Alles auf Nothwendigkeit hinauszulaufen fcheint: fo zeigen fich einige Schwierigkeiten, den Punct der menfchlichen Freyheit betreffend, welche nicht befriedigend gelöft werden, obgleich der Vf. allerdings behauptet, der Geift könne für fich allein allein aus fich felbft in einen frey gewählten Caufalzufammenhang fich verfetzen, einen ihm eigenen Caufalzufammenhang erzeugen, diefen jedem anderen Caufalzufammenhang entgegenfetzen, und deffen Wirkungen auf fich, wenn nicht aufheben, doch durch den feinigen gleichfam neutralifiren oder modificiren.

Als zum Irrthume führende Vorftellungen von der Schöpfung beftreitet der Vf. die Vorftellung von der Schöpfung als einen einzelnen gefchloffenen Act, der anfing und aufhörte, und die Vorftellung von der Möglichkeit verfchiedener Welten, von denen Gott die befte wählte. Dafs diefe Vorftellungen fehr menfchlich find und bey weiterer Ausführung auf Widerfinnigkeiten führen, ift doch von den befferen Philofophen längft anerkannt. Wenn nun hier gefagt wird, Schöpfung, Erhaltung, Vorfehung fey von Seiten Gottes nur Ein ewiger Act, mit der ganzen Folgenkette feiner Wirkungen: fo ift diefs zwar richtig, fofern dadurch alle menfchliche Befchränkung aufgehoben wird; nur ift dadurch nichts mehr gefagt, als fchon anerkannt ift, und wenn wir meinen, in jenem Satze ein pofitives Merkmal ausgefprochen zu haben: fo werden wir beym weiteren Verfolgen des Gedankens auf eben fo grofse Widerfinnigkeiten gerathen, als die find, zu denen die getadelten Vorftellungen führen. Da wird aus dem ewigen Acte ein immer fortdauernder. Denn fobald wir ein bejahendes Merkmal des Ewigen zu denken verfuchen: fo können wir die Vorftellung der Zeit nicht abwehren. Und wenn der Vf. fagt: „Gott ruft dem, was nicht ift, dafs es ift, aus fich felbft, aus dem, was ewig in ihm ift": fo ift das um nichts verftändlicher und begreiflicher, als: Er ruft es aus Nichts hervor. Und die Vorftellung von der Welt „als einer ewigen, unendlichen, zufammenhängenden, formalen Dafeynsmodification Gottes in, aus und durch fich felbft, bey welcher, durch die untrennliche Coexiftenz des allgegenwärtigen Geiftes oder Schöpferwillens Gottes, die Lebenseinheit des Wefens bey Allem unverändert bleibt, und alles Werden einer Wefendualität unmöglich ift," hat eben fo viel Schwieriges und Unverftändliches, und führt auf eben fo viele Widerfprüche, als die von einem aufserweltlichen Dafeyn Gottes, wenn anders mit jener die Vorftellung von einem Bewufstfeyn und Willen Gottes verbunden feyn foll; und wenn die Schöpfung der Geifter dargeftellt wird als Vereinigung des einfach materiellen Dafeyns Gottes mit felbftftändig gewordenem, concretmateriellem Dafeyn: fo belehrt uns diefe Vorftellung nicht mehr, als jede andere.

Übrigens giebt der Vf. felbft feine Anficht der Schöpfung nur „als hypothetifche Wahrfcheinlichkeit, die fich allein auf eine, von finnlich erkannten Wahrheiten abgeleitete Vernunftanalogie gründet. Das pofitive Wie der Schöpfung, fetzt er hinzu, bleibt für den Menfchen diefes Lebens, gleich dem pofitiven Wie des göttlichen Schöpferdafeyns an fich, ein dem Vernunftglauben zwar zufprechendes, aber ewig unerforfchliches Geheimnifs." Wir glauben, dafs von Wahrfcheinlichkeit hier eigentlich die Rede nicht feyn könne; allein als fymbolifche Vorftellung des pofitiv Unerkennbaren kann jene Anficht wohl gelten, und hat eben fo vielen Werth, als irgend eine.

Der Vf. wirft die Frage auf: Was ift Wahrheit? Aber zu einem beftimmten Begriffe hilft er uns nicht. Er fpricht von einer „Wahrheit der Natur," da doch das, was diejenigen unter Wahrheit verftehen, die fich am beftimmteften ausdrücken, nur in einem Verftande, im Urtheile Statt haben kann. Die Evidenz der Mathematik beruht ihm auf dem Sehen. Die Widerlegung des Idealiften wird ihm fehr leicht. Der Neger nennt fchön, was der Europäer häfslich findet. Kämen nun beide Urtheile aus dem Verftande Eines Menfchen: fo widerfpräche fich diefer Verftand offenbar in fich felbft, welches unmöglich ift! — Wenn wir über aufserfinnliche Gegenftände zur „allgemeinen Wahrheit, gleich der objectiven Wahrheit der Natur," kommen follen: fo „mufs der innere Sinn des Bewufstfeyns unferes Geiftes mit dem einfachmateriellen Dafeyn Gottes zu einer folchen Verbindung der unmittelbaren Gegenwart mit Gott gelangen, als diejenige ift, in welche unfer jetziger körperlicher äufserer Empfindungsfinn mit den Gegenftänden im Raume aufser uns tritt." Das gefchieht, wenn durch den Tod das „körperliche Formaldafeyn" des Menfchen „in feine verfchiedenen einfachen Concretionen" aufgelöft, und „der dadurch befreyte Menfchgewordene Urftoff durch die ewig allgegenwärtige Wirkung des Geiftes Gottes für fich allein das coexiftentielle Medium des bis zur Vernunft entwickelten Geiftes des Menfchen wird." Dann öffnet fich dem inneren Sinne des Bewufstfeyns „das Innere der Natur felbft." Diefes Bewufstfeynsleben „ift kein Erkennen aus Erfahrung von fremden Eindrücken her, fondern ein factifches Wiffen in und aus fich felbft, weil es durch diefes Medium fich aller feiner Kräfte nach ihrem Urfprunge und der Einheit ihres Wefens und ihres Dafeyns nach bewufst wird. Wir erkennen nicht mehr durch vorangehendes (?) Urtheil Wahrheit, fondern denken Wahrheit als ein factifches Wiffen und aus uns

selbst." Dass die Erkenntnisskraft unseres Geistes „auch ohne gegenwärtige Einwirkung der Empfindung aus eigenem Vorschub wirken" könne, zeigen „thatsächlich die Träume, die Nachtwandler und einige ganz ausserordentliche Beyspiele von Ahnungen. Der Vf. führt unter anderen einige merkwürdige an, die er aus dem Munde des Abts Jerusalem gehört haben will.

Was der Vf. von den Ursachen der Verschiedenheit der menschlichen Erkenntniss und von der Offenbarung sagt, ist sehr richtig. Auch von der Vorsehung, der Entwickelung des menschlichen Geistes viel Gutes. Die Unzulänglichkeit einiger Versuche, das Übel und Böse in der Welt zu erklären, wird recht gut gezeigt. Nach dem Vf. erzeugt die Quelle des Bösen, die Beschränkung des Geschöpfes, nur ein Zeitböses, welches sich selbst aufhebt und vernichtet, indem es durch seine Wirkungen im Menschen diesen ewig gut und glückselig, und zwar so gut und glückselig macht, als er ohne dieses Zeitböse nie werden konnte. Durch mehrmalige Umänderung seines Zustandes wird er dahin gelangen, dass ihm ein Medium zu Theil wird, das ihm den Zutritt in den Rath der Gottheit öffnet. Diess ist die Erlösung des Menschen von allem Bösen, das ihn bey seiner jetzigen Art zu seyn so schwer drückt. Nur bey dieser Erlösung findet eine Versöhnung des Schöpfers mit ihm selber, als der Quelle alles wesentlichen Guten, Statt, und sie nur leistet der Gerechtigkeit Gottes die Genugthuung, die nicht der Mensch Gott, sondern Gott sich selbst zur Genugthuung des Menschen leistet. Bey der *Ausführung* dieser Ansicht hätte nur mehrseitige Rücksicht auf die Einwendungen genommen werden sollen, zu welchen die Lehre von der Freyheit und Moralität Anlass giebt. Denn wie Hr. *L.* die Sache vorstellt, scheint aller sittliche Unterschied aufgehoben zu werden. Strafgerechtigkeit spricht er Gott ganz ab, worin er allerdings consequent denkt, ob sich gleich der Begriff derselben philosophisch wohl rechtfertigen lässt. Sonst werden hier von der Religion sehr würdige Begriffe aufgestellt, und auch von dem Christenthum redet der Vf. mit grosser Hochachtung, wiewohl er keine Offenbarung in dem hergebrachten Sinn annimmt, und selbst Jesu Lehre nicht ganz frey von Vorstellungen findet, die noch einer genaueren Bestimmung und Berichtigung bedürfen, ja von einer Schwärmerey Jesu spricht. „Aber diese, setzt er hinzu, wählte die Weisheit Gottes als ein Mittel, der Wahrheit der Menschwerdung seines Sohnes (worunter der Vf. die Vereinigung des Urelementaren des Daseyns Gottes mit einem menschlichen Körper versteht) durch eine recht anschauliche Versinnlichung mehr Einfluss und Nachdruck unter solchen Menschen zu verschaffen, die ihrem morgenländischen Nationalcharakter und ihrer geringen Cultur des Verstandes und der Vernunft gemäss, die mehreste Empfänglichkeit dafür hatten, bloss um sie dadurch zum Wohl und zum Segen mehrerer Völker nur erst in grösseren Umlauf zu setzen. Ward sie dadurch gleich sehr verunstaltet und gleichsam problematisch: so fand die Vernunft des Menschen dadurch doch auch desto mehr Veranlassung und Aufruf, ihre göttliche Kraft an ihr zu üben." Denn es ist „Grundgesetz der allgemeinen Politik der ewigen Vorsehung in Betreff aller Wahrheit des Menschen, dass der Mensch sie selbst suchen und erkennen, Selbstschöpfer seiner Wahrheit seyn soll." Hätte Hr. *L.* nicht Alles aus dem Gesichtspuncte seines Systems und der Symbolik desselben betrachtet: so möchte er über Jesum wohl in einigen Stücken anders geurtheilt haben. Was er von Fehltritten Jesu sagt, ist ganz unerwiesen, und was S. 623 als Einwendung gegen die Auferstehung Jesu gelten zu sollen scheint, kann nur die in Verlegenheit setzen, welche ihm nach der Auferstehung einen verklärten Leib beylegen. Seine Ansicht der Bibel und der Wunder ist im Ganzen nicht neu; es wäre aber doch der Mühe werth, wenn einer unserer neuen Supernaturalisten seine Kräfte an einer *gründlichen* Widerlegung derselben versuchte. In die Lehre vom Abendmahle trägt der Vf. wohl eben so Vieles willkührlich aus seinem Systeme, als von jeher Andere aus den ihrigen hineingetragen haben, und in dem Abschnitte von dem allein selig machenden Glauben ist den Aposteln Einiges mit Unrecht zugeschrieben. Der Abschnitt über den Cultus gehört unter die besseren, obgleich der Vf. auch hier wieder zu grosses Gewicht auf seine Art, die Wahrheiten zu fassen und zu bezeichnen, legt. Auch der Vorschlag, die Missionsanstalten betreffend, möchte wohl gehört zu werden verdienen. Wie viel man aber auch wider das System des Vfs. und einzelne Urtheile desselben mit Recht einwenden kann, achtungswerth ist der sittliche und religiöse Sinn, der sich in in dem Buche ausspricht.

Angehängt ist das vortreffliche, musterhafte Schreiben des Kaisers Alexander an den Gouverneur von Cherson in Beziehung auf die von der Geistlichkeit der griechischen Kirche gedrückten Duchoborzen.

J. C. F. D.

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. M., b. Jäger: *Allgemeiner, besonders Frankfurter Handlungs-Briefsteller in vielen brieflich und vollständig zum Theil auch auf die Handelsgeschäfte von Frankfurt a. M. besonders berechneten Geschäfts-Darstellungen mit den vorzüglichsten auf Comptoiren vorkommenden Gold-, Silber-, Wechsel-, Cours- und Staatspapieren-Berechnung, wie auch des dermaligen Londner-Courses, nach der Bankzahlung in Goldbarren, Parere über Wechsel-Vorfälle, Vollmachten, Darstellung über den dermaligen Zustand der englischen Bank u. ä. a., nebst einer Terminologie zur Erläuterung der in der Handlung gebräuchlichen Wörter und Benennungen, auch einer französischen und englischen zum Übersetzen in beiden Sprachen geeigneten Phraseologie.* Auch unter dem Titel: *Allgemeines Comtoir-Handbuch.* Zweyter Theil, oder *Anleitung zum kaufmännischen Briefwechsel.* Zweyte, nach dem gegenwärtigen Gang der Handlung erweiterte, verbesserte und vermehrte Auflage von *Joh. Ernst Liebhold.* 1820. XII u. 48 u. 148 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

PHILOLOGIE.

Leipzig u. Merseburg, in Kleins liter., geogr. Kunst- und Commissions Comptoir: *Deutsch-lateinisches Lexikon*, aus den römischen Classikern zusammengetragen, und nach den besten neueren Hülfsmitteln bearbeitet von *Friedr. Carl Kraft*, drittem Lehrer an der Domschule zu Naumburg und der Grofsherzogl. S. Weim. latein. Gesellschaft in Jena Ehrenmitglied. *Erster Theil. A — Jod.* 1820. XVI u. 1042 S. gr. 8. (Pränumerationspreis für beide Theile 4 Rthlr. 8 gr.)

Nach den uns bekannt gewordenen Ankündigungen dieses neuen Wörterbuchs erwarteten wir darin die Angabe der Quellen. Beym ersten Einblick in dasselbe fanden wir nur die Namen der Schriftsteller ohne Angabe der Schriftstellen, welche zur Gewährleistung nach unserer Meinung nicht fehlen dürfen. S. VIII der Vorrede fanden wir Verdacht erregt gegen *Hederich*, dessen Arbeit wir in Hinsicht der Latinität den Anderen gern vorziehen. S. IX fanden wir das Geständnifs, dafs Hr. *K.* nicht alle Schriftsteller selbst durchgelesen, wie doch der Titel erwarten liefs, und neuere Lateinschreiber aus Mangel an Zeit gar nicht benutzt habe, da doch Männer wie *Bembus*, *Sadoletus*, *Victorius*, *Anton. Augustinus*, *Majoragius*, *Muretus*, *Manutius*, *Lambinus*, *Corradus*, *Perpinianus*, *Vavassor*, *Grävius*, *Gesner*, *Ruhnken*, *Reiz*, *Ernesti*, *Wolf*, *Eichstädt*, *Hermann* u. A. wohl um Rath gefragt, und besonders da, wo die Alten uns verlassen, als Gewährsmänner angeführt zu werden verdienen. Dagegen stiefs uns die Nachricht auf, der Vf. habe *Schellers* gröfseres latein. Wörterbuch durchgenommen, eine allerdings lobenswerthe Arbeit, doch aber immer nur Gebrauch einer fremden Brille, wogegen das eigene Studium und die vielfache Lesung der alten Classiker Vieles in anderer Gestalt erscheinen läfst. Wir haben manche, besonders ergiebige Schriften Cicero's, wie die *Officia*, die Tusculanen und Verrin. Reden 5 bis 6 Mal zu sehr verschiedenen Zeiten durchgelesen, und auch zuletzt immer noch viel Ausbeute gefunden. Nicht erwähnt fanden wir die deutsch geschriebenen Commentarien, deren Verfasser sich vorzüglich adäquater Übersetzungen einzelner Ausdrücke befleifsigen müssen, welche um so mehr Werth haben, je mehr ihre Urheber zugleich als Kenner der Latinität bekannt sind, wie *Bremi*, *Schelle*, *Heindorf*, *Vofs* u. A.; eben so wenig auch den Gebrauch von Übersetzungen, welche jetzt schon müssen in Rücksicht gezogen werden, da deutsche Schriftsteller vom ersten Range oder doch von grofsem Werthe, wie *Garve*, *Klopstock*, *Wieland*, *Herder*, *Vofs*, *Wolf*, *Kindervater*, *Sack*, *Morgenstern*, *von Knebel*, *von Woltmann*, *Meisner*, *Bredow* u. A. sich unter den Übersetzern befinden.

Das Alles erregte in uns kein günstiges Vorurtheil, und wir gingen mit einiger Beklommenheit zur näheren Einsicht in das Werk. Doch haben wir zu unserer Freude es anders gefunden, als wir befürchteten, wenn gleich die eben genannten Gründe zu manchen Besorgnissen nicht ganz ohne Einflufs in dem Werke selbst geblieben seyn dürften. Nach genauerer Prüfung sind wir der Wahrheit und dem Fleifse des Vfs. das Zeugnifs schuldig, dafs dieses Wörterbuch sowohl um seines Umfangs willen an deutschen Wörtern und deren Bedeutungen, als auch wegen des Reichthums an Phraseologie und wegen Güte der Latinität, vor allen bisherigen Werken dieser Art den Preis verdient. Die S. V bis VII aufgestellten Wörter und die genauere Vergleichung der Artikel *abhängen*, *Abnahme*, *Abneigung*, *abschneiden*, *Absicht*, *Abwenden*, *Acht*, *achten* u. m. werden davon Jeden sogleich überzeugen. Dem Aussteller dieses Zeugnisses wird aber auch der würdige Vf. gewifs gern erlauben, auf manches Einzelne hinzuweisen, wo noch zu berichtigen, zu ergänzen und nachzutragen ist. Alles können wir freylich hier nicht mittheilen: denn wir haben Vorrath für ein ziemliches Buch: aber doch den Anfang von dem Buchstaben *A* wollen wir genauer durchnehmen, und dann noch einiges Einzelne ausheben. Alles, was wir geradezu aufstellen, fehlt bey Hn. *K.* in den aufgeführten Artikeln.

Aas, Schimpfw., *cadaver abjectum.* Cic. Pison. 33, 82. — *Änderung*, *varietas.* Cic. Catil. 3, 6, 13. — *Abbild*, *exemplum.* Liv. 26, 41, extr. — *Abbilden*, *figurare.* Vell. 1, 11, 3. — *Abbrechen*, *eine Brücke*, *disturbare.* Auct. ad Herenn. 1, 21; *disjicere*, wir haben vergessen wo; *theilweise*, *recidere.* *Bremi* zu Nep. 1, 3, 4; *in der Rede*, *insistere.* Cic. Or. 66, 221. — *Abbreviatur*, *sigla*, *siglum.* — *Abbringen*, *auctoritate sua frangere aliquem.* Cic. Tusc. 1, 21, 49; *ab incepto trahere.* Sall. Catil. 7. — *Abbürsten*, *herinacei cute vestes expoliuntur.* Plin. H. N. 8, 37, 56. — *Abdringen*, *eripere.* Cic. Verr. 2, 1, 33, 75. — *Abdruck*, *signatarum rerum vestigia*, ein Abdruck

von Gegenständen; *capita impressa in caera.* Poggius Opp. 319; *abdrucken, libros emendate descriptos edere*, Reiz in *praefat. Mangelsd. lexic.* p. 1; *wieder, repetere, Ruhnk. praef. Scheller. lexic.* 5, 8. — *Abend, des Lebens, extremum tempus aetatis.* Cic. Tusc. 5, 19, 56. — *Abenddämmerung, in, mit der, cum primum advesperasceret.* — *Aber* = *nun aber*, in einer langen Kette von Schlüssen, *igitur.* Tusc. 1, 25, 53. Mit dem Ausdrucke des Unwillens bey Einwendungen, *at. Heins.* zu Ovid. Her. 12, 1. — *Abergläubisch, superstitionibus obnoxius.* Liv. 1, 31, 6. — *Abfall, einen dazu bringen, machen dass einer abfällt, abalienare.* Nep. 21, 22; *abfallen, in societate non manere.* Nep. 9, 2, 2. — *Abfärben*, fehlt die Bedeutung der Mittheilung der Farbe. — *Abfeuern, ignem admovere machinae. Nannius* in Gruter. lamp. T. 1 p. 1259. — *Abfindung, decisio, pactio, ad paciscendum.* Cic. Verr. 2, 3, 14, 37. — *Abführen, ea res longius ab incepto trahit.* Sall. Cat. 7; *Geld in die Casse, in aerarium referre.* Verr. 2. 3, 35, 81. — *Abgang, profectio.* Ad Att. 1, 18; *excessus Hannibalis ex Italia.* Vell. 1, 15, 1; *decessio.* Verr. 2, 2, 77, 188; durch *decedens* bey Cic. Verr. 2, 1, 20, 52; *proficiscens.* Nep. 25, 4, 3, *Cibi exitus.* Plin. H. N. 11, 54, 40. — *Abgeben*, sich mit e. S., *occupatum esse in re.* Tusc. 5, 26, 73; *Operam addicere rei. Wolf* verm. Schriften S. 127. — *Abgebrochen, Thucydides in orationibus nimis concisus. Ernesti.* opp. or. 161. — *Abgehen*, von f. Meinung u. f. w., *declinare a proposito, deflectere sententiam.* Cic. or. 40, 137; *recedere ab artificio suo.* Tusc. 1, 10, 20. — *Abgehen.* Da fehlt bey *abesse* und *deesse* unter No. 4 die Construction: *abesse* mit *a*, *deesse* mit dem Dat. — *Abgesagter Feind, infestius inimicus.* — *Abgeschiedenheit, umbratilis vita.* Tusc. 2, 11, 27. — *Abgeschmackt, vesanus poeta.* Hor. Epist. 2, 3, 455. — *Abhangen, in es. potestate esse.* Tusc. 5, 40, 117; *ne id fieret — sua potestas erat.* Divin. in Caecil. 10, 32; *Tibi id in manu est* Ter. Hecyr.; *Hoc a voluntate nostra proficiscitur.* Offic. 1, 32, 115; *positum esse in re.* ad Attic. 1, 7; *Cui viro ex se ipso apta sunt omnia.* Tusc. 5, 12, 36; *Hoc mihi non est integrum.* Cic. fam. 5, 12, 18; *abhangig, vom Willen, voluntarius.* Tusc. 4, 31, 65; *von unseren Vorstellungen, opinabilis.* Tusc. 4, 35, 76. — *Abhärmen, sich, dolore tabescere.* ad Attic. 2, 21; *afflictatione tabescere*, nach Tusc. 4, 8, 18, und 4, 17, 37. — *Abhärten, obduruisse.* Tusc. 3, 28, 01; *duritiae se dare.* Nep. 7, 11, 4; *laboribus erudire.* Tusc. 2, 14, 34; *firmare.* Tusc. 2, 15, 36; *abgehärtet, patiens.* Verr. 2, 5, 10, 27; *Abhärtung, duritia.* Nep. 7, 11, 4; *patientia.* 17, 7, 4. — *Abhalten, von etwas, summovere a.* Rosc. Amer. 25, 70; *revocare a.* Muret. Opp. T. 1 p. 186; *detinere a.* Sall. Cat. 4; *deterrere.* Tusc. 1, 38, 91. — *Abhandeln, absolvere dere.* Sall. Cat. 4; *Abhandlung, commentarium consolatus mei.* ad Att. 1, 19. — *Abhelfen, providere ac consulere.* Verr. 1, 15, 45; *succurrere rei.* 1, 1, 2, — *Abhörung der Zeugen, reservare qd. ad testes.* Rosc. Am 29, 82. — *Abkommen, aberrare a re.* Tusc. 5, 23, 66; *recedere a re.* 5, 27, 76;

Exeundi Roma potestas non fuit. ad Att. 1, 3. — *Abkühlen, sich, defervescere.* Tusc. 4, 37, 78. — *Ablassen, despondere.* ad Att. 1, 10. — *Ablegen, opinionem radicitus excutere.* Tusc. 3, 26, 63; *von Pflanzen, propagare.* Cato, 32; *immittere.* Varr. de R. R. 1, 31, 3; *Ableger*, besonders vom Weine, *propago.* Cat. maj. 15, 5. — *Ablehnen, repudiare.* ad Att. 2, 19; *preces es. deprimere.* Nep. 25, 22, 1. — *Ableiten, multiplices vocum significationes a nativa — ducere. Ruhnk. praef. Scheller. lex.* 4, 7; vgl. Tusc. 3, 9, 20; *in der Philosophie, repetere.* Offic. 1, 16, 50. — *Ablösung*, aus der Provinz, *decessio.* Cic. Quint. frat. 1, 1. — *Abmachen*, fehlt die Bedeutung *ausmachen, festsetzen, dicere.* Nep. 25, 2, 4. — *Abmessen, perpendere qd. re.* Verr. 2, 3, 92, 214; *dimensa atque descripta.* Cat. maj. 17, 59. — *Abnahme, des Mondes, deminutio luminis.* Tusc. 1, 28, 68; *bey Bauten* (fehlt ganz), *serta tecta erigenda.* Verr. 2, 1, 49, 128; *halten, serta tecta erigere, de sertis tectis cognoscere et judicare.* 2, 1, 50, 130; wahrscheinlich auch *serta tecta spectare; abnehmen*, Ehrenzeichen im Kriege, *detrahere.* Tusc. 4, 22, 49; den Bart, *ponere.* Hor. Epist. 2, 3, 297; = *schliessen, conjectura assequi.* Verr. 2. 3, 86, 200; *scire.* 1, 18, 42. — *Abneigung, offensio.* Tusc. 4, 10, 23; *aliena voluntas.* 5, 37, 106; *haben, declinare a.* Tusc. 4, 6, 13; *aspernari.* 2, 13, 30; *fugere qd.* 4, 6, 12. — *Abnöthigen, eripere.* Verr. 2, 1, 33, 75. — *Abpflücken, delibare.* Cic. pr. Sextio 56, 119. — *Abrede*, seyn in, *nihil pugno.* Tusc. 1, 21, 49; *non recusare, quin.* Muret. epist. 1, 77. — *Abreise*, vor deiner, *antequam proficiscare.* ad Att. 2, 4; *bey deiner, tu — proficiscens.* ad Q. fr. 1, 1. — *Abrichten, fingere equum.* Hor. Epist. 1, 2, 64. — *Abriss*, machen von etwas, *exprimere imaginem rei.* Nep. 15, 1, 3; *einen kurzen*, welches ganz fehlt, sowie *in einen bringen, breviter exponere de re.* ad Herenn. 1, 17; *breve veluti florum corpusculum facere.* Justin. praef.; vielleicht auch durch *compendium.* — *Abschicken*, bey Privatangelegenheiten *allegare*, bey öffentlichen *legare.* Überhaupt ist auf Synonymik wenig Rücksicht genommen. Ein grosser Mangel. — *Abschliessen, interiore cognitione rerum non absolvitur docentis officium. Wolf* verm. Schriften 152; *Abschluss, foedus faciundum.* Verr. 2, 5, 20, 51. — *Abschneiden, resecare nimia.* Tusc. 4, 26, 57; *die Hoffnung, auferre.* Verr. 2, 1, 7, 20; *Abschnitt*, in der Rede, *oratio.* Tusc. 4, 10, 23; *in Versen, incisio.* Diomed. b. Putsch. p. 496, wo auch *caesura* steht, wofür der Vf. nur *Voss.* anführt. — *Abschreiben, exempla transferre.* Ascon. ad Verr. 2, 1, 38, 98; *einen, furari a qo.* ad Att. 2, 1; *das, in exscribendo.* Verr. 2, 2, 77, 189; *Abschreiber, scriptor librarius.* Hor. Epist. 2, 3, 354; *Abschrift, explicate descriptionem imaginemque tabularum.* Verr. 2, 2, 77, 191; *apographum scholiorum. Schaefer.* praef. Apollon. Rhod. — *Abschütteln, das, excussus vitae.* Tusc. 1, 12, 27. — *Abschweifen, aberrare.* Tusc. 5, 23, 66; *deflectere.* 5, 28, 30. *Absegeln, proficisci.* Verr. 2, 1, 34, 86. — *Absehen*, von etwas, *discedere a.* ad Att. 1, 17, 12; *relinquere qd.* Tusc. 1, 27, 67; *omittere; die Gelegenheit, ulciscendi*

tempus observare. Tusc. 4, 9, 21; *an den Augen, nutum alicuius intueri diligenter.* Tusc. 5, 21, 61; *observare.* 4, 31, 67; *auf* oder *abgesehen haben, spectare qd.* Parad. 12, 5; *petere.* Nep. 23, 12, 5. — *Absicht, instituta ratio.* Cic. Or. 48, 162; *rationes.* ad Att. 1, 1; *voluntates nobilium.* ibid.; *id, quod petivit.* Nep. 17, 1, 4; *quae conor.* Tusc. 5, 14, 42; *haben, in animo esse.* Tac. Germ. 3; *cogitare.* Rosc. Amer. 19, 53; *velle.* Tusc. 1, 21, 49; *agere.* Or. 51, 175; *si — ea res ad cogitationes tuas pertineret.* ad Att. 1, 6; *feindselige, contra rempublicam sentire.* Verr. 2, 2, 46, 113; *in der Absicht, eo, ut.* Verr. 2, 5, 31, 82; *idcirco.* Rosc. Am. 47, 137; *ita, ut.* Lael. 5, 19; blofs *ut.* Rosc. Am. 16, 47; *eo, quo.* ib. 18, 51; *in guter A., bono animo.* Nep. 17, 6, 2; *absichtlich, numerus quaesitus.* Or. 65, 219; *ratione.* Tusc. 4, 38, 83; *nicht,* aufser den Gegentheilen von dem bey *absichtlich* Angegebenen, *per imprudentiam.* ad Att. 56, 89; *imprudenter.* Vell. 1, 2, 1. — *Absonderung. secretio.* Tusc. 1, 29, 71. — *Abspannung, remissio.* Tusc. 2, 23, 54. — *Absprechen,* fehlt die Bedeutung *bestimmt urtheilen, affirmare,* von Sokrates. Tusc. 1, 42, 99. — *Abspringen.* Da hätte für *resilire* kein Dichter angeführt werden dürfen. Auch Cic. fagt: *ab hoc crimen resilit.* Rosc. Amer. 29, 79; *declinare a proposito, deflectere sententiam.* Or. 40, 137. — *Abstammung* = Abkömmling, *propagines virorum clarorum.* Nep. 25, 18, 2. — *Abstecher, diverticulum.* Liv. 9, 17; *machen, divertere.* ad Att. 10, 18; *machen wollen, diverticula captare. Wyttenb.* — *Abstecken, describere.* Cat. mai. 17, 5; *terminare.* Tusc. 1, 3, 5. — *Absteigequartier, commorandi deversorium.* Cat. mai. 23, 10. — *Abstofsen, repellere* (und zu unterfcheiden von dem angegebenen *depellere*). Tusc. 1, 17, 40. — *Abstrahiren, cogitationem abducere a.* Tusc. 1, 16, 38; *sevocare mentem a sensibus.* ibid. — *Abstumpfen, hebetare atque indurare qm. ad qd. Ern.* opp. or. 23; *languorem afferre.* Offic. 3, 1, 1. — *Abtheilen, spina partiundi.* Tusc. 4, 5, 9. — *Abthun,* beendigen: *profligata jam haec et paene ad exitum adducta quaestio est.* Tusc. 5, 6, 15; *breviter praecidam.* Cat. maj. 16, 57. — *Abtragen, montes coaequare.* Sall. Cat. 20. *Abtreten, concedere.* Rosc. Am. 49, 144; *Abtritt,* öffentlicher, *forica.* Juven. 3, 38. — *Abwägen, verborum pondera examinare.* Or. 8, 26. — *Abwälzen, dejicere de.* Tusc. 1, 18, 15. — *Abwechselnd,* Schriftfteller, *Horatius varius. Ern.* opp. or. 158; *Abwechselung, vicissitudines dierum atque noctium.* Tusc. 1, 28, 68; *der Jahreszeiten, vicissitudines anniversariae.* Nat. Deor. 2, 38. — *Abwehren, defendere.* Cic. Muraen. 5; *propulsare.* Verr. 2, 1, 31, 78. — *Abweichen, discedere a re.* Tusc. 5, 13, 38; *differre a quo. in re. Ruhnk.* Umbr. 32; *discrepare.* Verr. 2, 2, 52, 129. — *Abweisen, defendere crimen.* Verr. , 3, 91, 213. — *Abwenden, flectere fata.* Cic. Catil. 3, 8, 19; *injuriam defendere.* Rosc. Am. 1, 1; *propulsare.* Offic. 1, 7, 23; *contagia regerere; fascinationes repercutere.* Plin. H. N. 28, 4, 7; *durch Ausspeyen, despuere morbos comitiales.* ibid. — *Abtragen, permagnam dicit ex illa re pecuniam confici posse.* Verr. 2 1, 52, 138; *lucrum et quaestum afferre. Wolf* verm. Schriften 157; *Abwerfung, excussus vitae.* Tusc. 1, 12, 27. — *Abziehen, torquere a.* Hor. epist. 2, 1, 127; *von einer Summe, removere.* Hor. epist. 2, 3, 327; *demere.* Verr. 2, 3, 33, 77; *den Geist, sevocare animum a.* Tusc. 1, 31, 75; *animum abducere a.* ibid.; *sevocare mentem et cogitationem abducere a.* 1, 16, 38; *animum traducere a re ad.* 5, 5, 14. — *Abzug, excessus.* Vell. 1, 15, 1; *nach A., detrahens, si detraxissent.* Tusc. 3, 18, 41 und 42. — *Abzwingen, cogere qm. confiteri.* Tusc. 2, 19, 45. — *Accompagnement, Lydis remixto carmine tibiis canere qm.* Hor. 4, 15, 30. — *Achsel,* auf die leichte nehmen, *negligens esse coepit.* Rosc. Am. 21, 59. — *Acht,* in A. nehmen, *cautius uti valitudine. Ern.* Opp. or. 300; *sich, animum advertere, ne.* Lael. 26, 99; *providere, ne.* Nep. 19, 2, 4; *videre, ne.* 15, 10, 2; *in die A. erklären, proscriptionem facere in qm.* Rosc. Am. 53, 153; *exsulem judicare qm.* Nep. 23, 7, 7; *in proscriptorum numerum referre.* 25, 12, 4; *achten, adspicere qm.* Nep. 12, 4, 1; *hoch, observare qm.* Verr. 2, 2, 73, 181; *colere; nicht achten, repudiare.* Cic. Catil. 4, 11, 23; *pro nihilo ducere.* Verr. 2, 2, 16, 40; *negligere.* ad fam. 14, 4, 3; *non recusare dolorem.* Tusc. 5, 5, 13; *contemnere.* Nep. 25, 21, 1; *Achtung, dignitas; in A. stehen, cum dignitate vivere.* Nep. 2, 8, 2; *Achtung hegen,* welches ganz fehlt, *vereri, revereri; Einer, der mit Achtung behandelt,* welches ganz fehlt, *perhonorificus in qm.; mit A. behandeln, honorifice tractare.* ad Att. 14, 13. — *Ackerbau, ager colendus.* Cat. maj. 17, 6; *arare.* Verr. 2, 3, 5, 11; *ratio arandi.* ib. 98, 227; *fruges.* Tusc. 1, 25, 62; *Ackergeräthe, instrumenta agrorum.* Verr. 2, 3, 97, 226; *Ackerland, jugera sationis.* 2, 3, 15, 38; *arationes.* 98, 228. Auch *agri* kommt fo vor. — *Acten, codex.* Verr. 2, 1, 61, 157; *öffentliche, litterae publicae.* Verr. 2, 4, 63, 140; *tabulae publicae.* 2, 1, 42, 104; *Actenstücke, codex.* Verr. 2, 2, 42, 104. — *Addiren, addere.* Offic. 1, 18, 59. — *Adressiren* (nicht *addr.*), *litteras superinscribere. Antiquar.* b. Politian. epist. 9, 11; *epistolas Amstelodamum dirigere. Ruhnk.* ad Dorvill. p. 2. — *Adel,* neuer, *novitas.* Sall. Jug. 85; *ingenuitas animi.* ad Att. 1, 17, 11. — *Ader,* zur A. laffen, *missus est sanguis invidiae.* 1, 16, 25. — *Admiral, dux praefectusque classis.* Verr. 2, 5, 34, 89; *imperator.* 35, 91; *Admiralschiff, navis imperatoria.* Plin. H. N. 19, 1, 5; *ducis navis.* Nep. 23, 11, 2; wenn der Admiral ein König ift, *navis regia.* Nach Curt. 4, 3, 11. — *Aecht, epistolarum genus certissimum.* ad fam. 2, 4; *nativa chrysocolla.* Plin. H. N. 33, 26. — Doch wir brechen ab, indem wir glauben, das, was wir hier nach alphabetifcher Aufeinanderfolge aufgeftellt haben, werde hinreichen, zu zeigen, welch ein grofser Unterfchied es fey, ob man bey folchen Werken aus anderen Wörterbüchern, oder mit Fleifs und Sorgfalt aus den Alten felbft fchöpft.

In Rückficht auf die Wörterzahl hat Hr. *K.* ebenfalls feine Vorgänger zu übertreffen gefucht. Nach S. V der Vorr. enthält blofs diefer erfte Theil über 2000 *Wörter* (nicht *Worte*), welche bey *Scheller* und *Bauer* fehlen. Dennoch haben wir noch manches Wort vermifst. Wir wollen hier nur anführen, was in den Be-

reich des vorhin Aufgestellten fällt. — *Abbekommen*, eins, *accipere in os*. Lucil. b. Cic. Tusc. 4, 21, 48. — *Abfasser*, *perscriptor*. Verr. 2, 2, 72, 168. — *Abgeschnitten*, *intermortuae conciones*. Cic. Mil. 5 cf. Ascon. — *Abheimisch* s. ausländisch. — *Abkürzer*, nüchterner, *compendiarius ieiunator*. *Reiz.* Leipz. gel. Tageb. 1790. S. 10. — *Ablegen*, das, *propagatio vitium*, *immissio*. Cat. maj. 15, 53. — *Ableiern*, welches *Bauer* hat, *querelam decantare*. *Wolf* verm. Schr. 120. — *Abnehmend*, *proni anni*. Hor. epist. 2, 3. 60; *anni cadentes*. — *Abneigen*, welches *Scheller* und *Bauer* haben. — *Abohrfeigen*. — *Abpariren*, *declinare*. Or. 68, 228. — *Abräthig seyn*, ausser dem, was unter Abrathen steht, *avocare a*. Nep. 15, 5. 3. *Abschätzen*, *Abschätzung*, *aestimare*, *aestimatio*. Verr. 2, 3, 92 u. 93. — *Abschreckende*, das, *nihil metus in cultu*. Tac. Agric. 44. — *Abschweifung*, *degressus a proposito*. Quinctil. 10, 1, 49; *degressio a proposita oratione*. De clar. orat. 85, 291; *declinatio*. Cic. Part. 15; *machen* s. abschweifen. — Unter *absehen* fehlt *abgesehen von*, *separata etiam utilitate*. Tusc. 4, 15. 34. Eben so könnte man sagen, *utilitate relicta*, *omissa*, *neglecta*. — *Abspringend*, *desultorium discendi genus*. *Wolf* verm. Schr. 128. — *Abstammling*, welches *Bauer* hat. — *Abstracto, in*, *cogitatione*. Tusc. 4, 11, 24. — *Abwäger*, *libripens*. Plin. H. N. 33, 3. — *Abwarten wollen*, *si id exspectas*, *longum est*. ad Att. 1, 20. — *Abweichend*, was *Bauer* hat, *variantes lectiones*. *Ruhnk.* Umbrat. 32; *variae lectiones*, *varietas lectionis*. — Unter *abziehen* fehlt die 9te Bedeutung *hernehmen*, z. B. *sein Ideal*, *specimen naturae capere ex*. Tusc. 1, 14, 32. — *Accisedefraudation*, *sarta ea*, *quae sine portorio Syracusis erant exportata*. Verr. 2, 2, 70, 171; vgl. 72, 176; *res exportatae sine portorio*. 74, 182. Dem gemäss könnte man dann auch sagen *rerum*, *mercium exportatio sine portorio facta*. — *Accisegefälle*, *vectigalia*; *Accisewesen*, *vectigalia publica regere*. *Wolf* verm. Schr. 154. — *Ackervertheilungssache*, *ratio agraria*. ad Att. — *Adelsfeind*, *optimatum potentiae inimicus*, *optimatum inimicus*. Nach Nep. 7, 5, 3; *Adelsfeindschaft*; *Adelsfreund*, *optimatum fautor*. Nep. a. a. O.; *Adelsfreundschaft*; *Adelsherrschaft*, *optimatum potentia*. Nach Nep. ib. — *Advocatengeschäft*, *advocationis munus*. *Poggius* opp. 342. In demselben Verhältniss könnten wir das ganze Werk nach den beiden hier verfolgten Rücksichten vermehren.

Noch ein dritter Gesichtspunct ist: *Wie steht es um die Latinität?* Wir wollen auch darüber in dem abgesteckten Umfange eine nähere Prüfung anstellen, zugleich aber auch einige Vergleichungen und andere Bemerkungen einflechten, so weit dazu Gelegenheit sich bietet. — *à*, z. B. *das Pfund à 4 Thaler*, kann nicht *quatuor* heissen: hier ist durchaus die Distributivzahl erfoderlich. — *Aalfang*, Ort des, *excipula*, *in qua sqq.* Nicht jeder Ort des Aalfanges ist eine *excipula*, wie schon die Stelle des Plin. H. N. 9, 21, 38 lehrt. — *Aasgrube*, *locus*, *quo sqq.* Durch *locus* geht der Begriff der Grube verloren, dessen Beybehaltung hier gewiss der Latinität nicht entgegen ist. — *Abackern*, *carpere arando*, ohne Schriftsteller. Es ist uns zwar nicht vorgekommen, aber gewiss analogisch richtig, jedoch nur in der Dichtersprache, wie aus *Drakenb.* Beyspielen zu Sil. Ital. 2, 458 erhellt. In Prosa würden wir sagen *arando minuere*, *demere*. — *Abbeissen*, *Scheller*, *Bauer* und *Hederich* liefern noch mehr ächte Ausdrücke; *sich vor Lachen die Zunge abbeissen wollen*, *risum tenere non posse*. Wo aber ist da das eigentliche Bild der Rede geblieben? Ein Römer hätte gewiss nichts getadelt, wenn er gehört: *ita risum tenuit*, *ut linguam paene demorderet*. Bilder wie dieses, wie Hund und Katze leben, Gras wachsen hören und ähnliche, darf man, dünkt uns, falls nicht eben so stark bildlich bezeichnende Redensarten schon da sind, geradezu übersetzen; es ist ein Zufall, dass dieses oder jenes Volk sich dieses Bildes nicht bedient: das Verständniss ist mit Sicherheit vorauszusetzen. — *Abbinden*. Weder das angegebene *ligando secernere*, noch *Schellers ligando separare* will uns gefallen. Nach Plin. H. N. 20, 12 extr. würden wir z. B. sagen *verrucas ligando* (*ligamento*, *ligamine*, *ligamenti* oder *ligaminis ope*) *tollere*; *verrucas*, *ut tollantur*, *ligare* (*ligamento constringere*). — *Abendandacht*. Wenn Andacht durch *preces* gegeben werden kann, wie nach Cic. Verr. 2, 4, 45, 94 nicht zu bezweifeln ist: so halten wir alles hier Angegebene ausser *preces vespertinae* für unlateinisch. — *Abfahren*, zu Wasser. Es werden mehrere Ausdrücke angegeben, und dann noch auf *absegeln* verwiesen. Ähnliches kommt oft vor. So stehen unter *abbrechen*, eine Brücke, 7 Redensarten: nur 2 davon wieder unter *abtragen* ohne Verweisung auf *abbrechen*. Unter *abstrahiren* kommt *von etwas absehen* (es aufgeben) vor. Unter *absehen* aber fehlt diese Bedeutung ganz. Eine Verweisung ist weder hier noch dort. Das Beste wäre wohl, entweder jedes Mal Alles ohne Verweisung anzugeben, oder ausser der eigentlichen Stelle gar nichts mit Verweisung. — *Abfinden*, Gläubiger, *solvere*, *absolvere creditores*. Sen. ep. 87 sagt *solvere creditoribus*, und anders kann es auch nicht seyn; *einen Prinzen*, *dare principi sqq.*, wo, wie nachher unter Abfindung, *princeps* für unser Prinz gesetzt wird. Aber *princeps* so schlechthin für unser *Prinz* zu nehmen, scheint gegen die Latinität zu seyn. Zur Zeit der Republik hiess *princeps* ein angesehener Staatsmann. Wie nachher *princeps senatus* auf den Imperator, *princeps juventutis* auf seinen beabsichtigten Nachfolger überging, sind bekannte Sachen. Vgl. *Lipsius* elect. 2, 1. Sonst heisst ein Prinz *regis filius*. Curt. 5, 3; eine Prinzessin *regia virgo*. Tusc. 5, 20, 58. — Unter *Abgang* wird *Post* durch *cursus publicus* gegeben. Das scheint unmöglich, und uns ist keine Analogie dafür bekannt. Zu vergleichen wäre *Scheffer* de re veh. 2, 18, welchen wir nicht bey der Hand haben. — *Abglanz*. Es fehlt die Bedeutung *Glanz*, *splendor*. — *Abgrund*, Einen in den A. verwünschen. Auch hier würden wir das Bild nicht verloren gehen lassen. — *Abhängen* ist von *abhangen* gar nicht unterschieden, da doch beide heut zu Tage nicht mehr zu vermischen sind.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

PHILOLOGIE.

Leipzig u. Merseburg, in Kleins liter., geogr. Kunst- und Commissions-Comptoir: *Deutsch-lateinisches Lexikon*, aus den römischen Classikern zusammengetragen, und nach den besten neueren Hülfsmitteln bearbeitet von *Friedr. Carl Kraft* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Abhärten. Darunter ist auch *abgehärtet*. Und so Ähnliches oft. Nicht selten aber stehen die Participia an ihrer eigenen alphabetischen Stelle, z. B. *abgelebt*, *abgelegen*, *abgemattet*, *abgemergelt* u. a. Bisweilen aber fehlen sie an beiden Orten, wie *abnehmend*, *abgesehen* u. a. — *Abhelfen, occurrere.* Das aber dürfte schwerlich unser *abhelfen* seyn: es ist unser *zuvor — entgegenkommen.* — *Abhobeln. Dedolare* heisst eigentlich mit der Zimmeraxt behauen. S. *Scheller* in seiner Vorrede zur dritten Auflage S. XXXIII, und dabey Minut. Felix 23, 9. Die ächten Ausdrücke *runcinare* und *deruncinare*, welche *Hederich*, *Scheller* und *Bauer* haben, fehlen. — *Abnahme*, in A. kommen. Das *Bauer*'sche *labi*, *exhauriri* fehlt. Für manche Fälle würden wir noch beyfügen *probari desinere.* — *Abschweifen*, *digredi.* Es kann nur *degredi* heissen. — *Absicht*, in der, *hoc consilio*, *hoc animo sqq.* Hier musste Rücksicht genommen werden auf den Unterschied zwischen *hoc* und *eo consilio.* Es ist schon oben bemerkt worden, dass die Synonymik viel zu wenig beachtet worden. Eben so ist unter *abwenden* der Unterschied zwischen *deprecari* und den übrigen Ausdrücken nicht angedeutet. — Unter *Achtung* steht: *zuweilen honor:* aber es ist sehr oft der Fall. *Honore tractare*, bald nachher, scheint uns nicht gut. *Honorifice tractare* kommt oft vor. Eben so wenig billigen wir *dignitate.* — *Ackerland, terra ad culturam idonea.* Wir haben oben die ächt lateinischen Ausdrücke angegeben. Wozu da eine solche neue Umschreibung? — *Acten*, Processacten, *litterae forenses.* Das kommt gewiss bey keinem Alten vor. Cicero sagt in den Verrin. Reden, wo doch die vorkommenden Acten wirklich *Processacten* waren, immer *litterae*, *litterae (tabulae) publicae*, je nachdem sie von Privat- oder öffentlichen Personen herrührten, wiewohl *litterae* allein auch von öffentlichen Acten gesagt wird. — *Actenstück, monumentum publicarum litterarum, tabularum.* Was soll hier *monumentum?* Ganz so, wie wir, haben die Römer die Sache gar nicht gehabt. Ausser dem oben angegebenen *codex* würden auch alle die anderen Ausdrücke für *Acten* zu gebrauchen seyn. — *Addiren, plures numeros in unam summam colligere.* Das ist eine Definition, nicht der adäquate Ausdruck, den wir oben mitgetheilt haben. Dasselbe gilt von der *Addition, plurium, diversorum numerorum in unam summam collectio.* Wer *additio* nicht brauchen will, wofür freylich kein Beleg da ist, der wird sich durch *addere, addendi, -o, -um, addens, addentes* immer gut ausdrücken können. — In Beziehung auf diese hier verfolgte dritte Rücksicht scheint dieses Werk den an dasselbe zu machenden Foderungen am wenigsten zu entsprechen. Die Ausdrücke sind da, wo die Alten uns verlassen, oft unglücklich gebildet; bisweilen ist das Alte dem Vf. unbekannt geblieben; bisweilen ist das Alte nicht ganz richtig aufgefasst; die Synonymik ist zu wenig berücksichtigt; die Vorgänger sind nicht immer fleissig genug benutzt; manche Artikel sind nicht am rechten Orte aufgestellt, und es fehlt dabey ein festes, gleichmässiges Verfahren; die Phraseologie ist nur immer kurz, infinitivisch angegeben, nicht in ganzen Stellen der Schriftsteller. Auch glauben wir bemerkt zu haben, dass die besseren Werke über die lateinischen Partikeln nicht gehörig benutzt worden. Dass die Umlaute nicht als einfache, sondern als doppelte Laute behandelt sind, können wir auch nicht billigen, einmal, weil es an sich unrichtig ist, und heut zu Tage jede gute Elementarschule das Gegentheil lehrt, sodann, weil dadurch stammverwandte Wörter oft gar zu weit aus einander fallen.

Besonders müssen in einem Werke dieser Art diejenigen Artikel mit vorzüglichem Fleisse behandelt werden, bey denen die fremde Sprache der Sache nicht sehr Kundigen arm zu seyn scheint, obgleich sie den gehörigen Vorrath, vielleicht gar grossen Reichthum besitzt, und diesen wohl gar mit auffallender Eigenthümlichkeit in Anwendung setzt. Wir haben schon oben unter *Absicht* eine Probe davon gegeben. Gern hätten wir noch mehr Ähnliches mitgetheilt. Der Raum aber gestattet nur wenig. Man kann auch im Lateinischen gut ausdrücken, was Mancher nicht glaubt. Wir geben auch hier nur das, was bey Hn. *K.* fehlt.

Allgemein, Omnes, qui ubique sunt, consentiunt. Tusc. 1, 15, 35; *omnes uno ore consentiunt.* Lael. 25, 1; *superius nomen*, Tusc. 4, 12, 28; *vulgi voluntas.*

Nep. 10, 10, 2; *das Allgemeine* (fehlt ganz), *Latius disceptare licet de genere, quam de parte.* Or. 14; *im Allgemeinen, communiter.* Offic. 2, 10, 56; *de communi hominum memoria loquor.* Tusc. 1, 24, 59; *allgemeinverständlich, popularis ac perspicua oratio.* Ruhnk. umbrat. 26, 27. — *Anordnung, in rebus statuendis.* Q. frat. 1, 1, 6; *in omnibus rebus, quas statuas.* Q. frat. 1, 1, 10; *ordo dividendi.* Ernest. opp. or. 159; *ratio digerendorum vocabulorum.* Reiz praef. Mangelsd. lexic. 5; *treffen, ordinem adhibere.* ibid. 6; *praecipere.* Nep. 2, 6, 5; *Chersoneso constituta.* 1, 2, 4. — *Absicht, cognoscendo judicare.* Ern. opp. or. 344; *in rem praesentem venire.* Ern. clav. Cic. *Petitorum haec est adhuc informata cogitatio.* ad Att. 1, 1; *a consiliis meis ratio tua non abhorret.* 1, 20; *erat eodem, quo Alcibiades, sensu.* Nep. 7, 5, 3; *opinio.* Div. Caecil. 19, 61; *verschiedene, andere, dissentio.* ad Att. 1, 19; *haben, sentire, dissentire.* — *Anziehen, ergötzen* (fehlt ganz), *delectatione allicere lectorem.* Tusc. 1, 3, 6; *delectare.* Or. 21, 69; *delectare — ducere.* Verr. 2, 2, 58, 143; *poeta pectus mulcet.* Hor. epist. 2, 1, 212; *novitate audientium animos tenere.* *Muret.* or. 23; *veritatis specie movere.* Tusc. 5, 29, 82; *allectare.* Cat. maj. 16, 57. — *Ausdruck, animorum sensus exprimendi.* Or. 55, 185; *expressi cultus.* Hor. epist. 2, 1, 248; *facundia.* 2, 3, 41; *forma dicendi.* Quinctil. 9, 1, 14; *loquendi forma.* Ern. opp. or. 28; *loquendi formula.* Ruhnk. Umbrat. 19; *sine re nulla vis verbi.* Or. 22, 72; *nomen.* Tusc. 2, 20, 46; *quemadmodum dicam, non laboro.* 2, 3, 7; *indiciis monstrare recentibus abdita rerum.* Hor. 2, 3, 49; *figura,* wenns in der Construction liegt. Quinctil. 9, 1, 4 und Serv. Aen. 11, 280; *ausdrücken, mella pressis favis cogere.* Virg. Georg. 4, 140; *dici non potest sqq.* Tusc. 5, 4, 10; *vix verbis exsequi possum* ad fam. 11, 27; *appellare.* Tusc. 1, 7, 14; *aperire.* 4, 24, 53; *verbis demonstrare — significare, declarare.* de orat. 3, 13, 49; *eloqui.* Tusc. 1, 3, 6; *explanare.* Or. Tusc. 3, 18, 38; *versibus persequi* Cat. maj. 6, 2; *notare verbis latinis.* Tusc. 5, 5, 10; *sich darüber, quorum talis est oratio.* Tusc. 4, 19, 43; *Plato saepe hanc orationem usurpat.* 5, 12, 34; *besser, quod melioribus verbis Metrodorus sqq.* 5, 9, 27; *ausdrücklich, id quidem dicit omnino.* 5, 9, 24. — *Idee, cogitata species.* Or. 3, 9; *deorum opinio.* Tusc. 1, 13, 30; *rerum formae.* Or. 3, 10; *sententiae.* Tusc. 2, 27, 51; *exemplar.* Sen. ep. 65 und 58; *intelligentia impressa.* Top. 5; *communis notio.* Tusc. 4, 24, 53; *meine, id quod volumus.* Or. 6, 22; *haben, sich machen, deos esse natura opinamur.* Tusc. 1, 16, 36; *cogitatione complecti qd.* Or. 1, 1; *cogitatione et mente complecti, cogitare.* 1, 2, 8; *eine zu grosse, gute, nimis bene sentire de re.* Ern. opp. or. 157; *in der Idee existiren, fingi.* Lael. 5, 18, und öfters in den ersten Capp. des Orator. *Vorrath von Ideen, quanta mens sit.* Tusc. 1, 24, 59; *ideenreich* (fehlt), *abundans sententiis.* Tusc. 1, 26, 64. *Ideal.* Hieher gehören die Ausdrücke für Idee. Außerdem *specimen humanitas.* Tusc. 5. 19, 55; *oratoris simulacrum.* Or. 7, 22; *exemplum.* Quinctil. 10, 2, 11; *verwerfen, summum optimi exponere.* Or. 11, 36; *wo hernehmen, abstrahiren, specimen capere ex.* Tusc. 1, 14, 32; *haben, ipsius in mente insidebat species pulcritudinis.* Or. 2, 9; *nach einem Ideal arbeiten, ad speciei similitudinem artem (manum) dirigere.* ibid.; *scribere ad effigiem justi imperii.* Q. frat. 1, 1, 8.

Zu besonderer Empfehlung dieses Werkes gereichen noch Druck, Papier, billiger Preis und Vermeidung der Druckfehler, zwey seltene Eigenschaften dieser Zeit.

— t —

PHILOSOPHIE.

ALTONA, b. Hammerich: *Die alte Frage: Was ist die Wahrheit? bey den erneuerten Streitigkeiten über die göttliche Offenbarung und die menschliche Vernunft, in nähere Erwägung gezogen,* von *Karl Leonhard Reinhold,* königl. dän. Etatsrath, ord. Prof. zu Kiel, und des Dannebrog-Ordens Ritter. 1820. XVI u. 167 S. 8. (18 gr.)

Es ist, nach dem Vf., ein Grundirrthum der bisherigen Logik, der auf die ganze Philosophie einen äusserst nachtheiligen Einfluss hat: dass die Wahrheit in der Übereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstande, des Vorstellens und des Seyns, bestehe. Es muss, behauptet er, eine von dem Vorstellen unabhängige, dem Seyn eigenthümliche Wahrheit geben: und nur diese kann das an sich wahre Seyn und die Wahrheit in dem wahren philosophischen Sinne dieses Wortes seyn und heissen. Nur durch die Übereinstimmung mit diesem wahren Seyn wird eine Erkenntniss wahr. Die Vorstellung, in welcher sich das an sich wahre Seyn ohne ein zwischen dasselbe und das Selbst des Menschen eintretendes Vermittelnde, folglich unmittelbar, vergegenwärtigt, und wobey das dieses Seyn gewahrwerdende Selbst sich lediglich passiv, und nur das sich ihm vergegenwärtigende an sich wahre Seyn sich activ verhält, sonach die Wahrheit sich dem Selbste vorstellt, ist das Wahrheitsgefühl; es ist untrüglich, und das einzige ursprünglich und rein Untrügliche im Menschen, wesshalb es auch der Vf. das Gewissen nennt.

Rec. kann sich nicht überzeugen, dass die bisherige Philosophie die Beschuldigungen des Vfs. verdiene; er ist vielmehr der Meinung, dass namentlich *Spinoza's* (hier S. 144 f. mitgetheilte) Erörterung des Wahrheitsbegriffes der Hauptsache nach ganz richtig sey. Nur daran ist nicht immer gehörig erinnert worden, dass die Wahrheit nicht im Begriffe, sondern im Urtheile liege. Sie bezieht sich immer auf ein Seyn; nennt man aber das Seyn ein *wahres* Seyn: so will man dadurch nur sagen, dass ein wirkliches Seyn Statt habe, nicht Schein für Seyn gehalten werde. Sonst ist ein wahres Seyn nichts mehr als ein Seyn.

Das Seyn besteht, nach dem Vf., in drey von einander untrennbaren Charakteren: dem veränderlichen Seyn, den Erscheinungen der Dinge; dem unveränderlichen Seyn am Veränderlichen, dem Wesen der Dinge; dem an sich unveränderlichen Seyn, dem Urwesen.

Die wechsellos-unterordnende Ordnung, in welcher unter dem Urwesen, und durch dasselbe, das Wesen der Dinge besteht, und die Erscheinungen wechseln, ist die unterscheidende Vereinigung der Charaktere des Seyns an sich, in welcher die Übereinstimmung dieser Charaktere, als die Wahrheit des an sich wahren Seyns besteht, und in welcher jeder der zu unterscheidenden Charaktere des Seyns seine ihm eigenthümliche Wahrheit hat, das Urwesen über dem Wesen und den Erscheinungen der Dinge — das Urwahre, das Wesen der Dinge mit dem ihm untergeordneten Wechsel der Erscheinungen, unter dem Urwesen — das Wahre als solches durch das Urwahre ist. Jene unterscheidende Vereinigung aber ist als die unterordnende Ordnung die wahre Form des an sich wahren Seyns, und, als diese Form, das dem Urwesen eigenthümliche Denken. Der Vf. gesteht zwar, dass sie weder im gemeinen Sprachgebrauche, noch in irgend einer der mancherley besonderen Schulsprachen, weder *ein* Denken, noch viel weniger *das* Denken heisse; aber, sagt er, sie kann darum nichts desto weniger, und muss nicht etwa nur *ein* Denken, sondern auch vorzugsweise *das* Denken seyn und heissen, weil sie dasjenige ist, was durch das vorstellende Denken und denkende Vorstellen, wenn dieses ein Denken nicht etwa nur heissen, sondern auch wirklich seyn soll, vorausgesetzt werden muss; sie ist dasjenige Denken, welchem das menschliche seine Wahrheit verdanken muss, welches aber keinesweges auch seine Wahrheit dem menschlichen verdanken kann. Als das unterordnend Ordnende ist das Urwesen das Denkende, und als das denkende Urwesen ist es das unterordnend Ordnende, und ist und heisst dasselbe Gott in der Wahrheit, der wahre Gott. Es ist eben so gewiss, dass Gott denkt, als dass Gott das Urwahre und das Urwahre Gott ist; und er ist das Urwahre, weil seinem Denken aller Dinge Wesen und Werden, in wiefern dieses weder in dem durch unsere Selbstigkeit verdunkelten Wahrheitsgefühle, noch in dem, durch Sprachverwirrung verworrenen, discursiven Vorstellen im falschen Wahrheitsbegriffe entstellt wird, folglich in wiefern es das an sich wahre Wesen und Werden ist, seine Wahrheit zu verdanken hat. Auch nimmt aller Dinge Wesen und Werden in sofern an dem göttlichen Denken Antheil. Der Mensch aber hat das Eigene, dass in ihm, für ihn und durch ihn das Denken vorgestellt wird, das vorgestelltwerdende Denken und das denkende Vorstellen ist das Eigenthümlichste des Menschen. Im Wahrheitsgefühle wird das göttliche Denken in seiner Anwendung (*implicite*) dem menschlichen Selbste vergegenwärtigt. Aber weder das Wahrheitsgefühl noch auch das göttliche Denken, welches sich in demselben durch die Wahrheit zu geniessen giebt, ist das menschliche Denken. Dieses ist das, durch das ins menschliche Lebensgefühl eintretende Wahrheitsgefühl, und durch die Wortsprache, als durch das eigenthümliche Vorstellungsmittel der unterscheidenden Vereinigung, bedingte discursive Vorstellen.

Rec. kann nicht finden, dass durch die scharfsinnigen Erörterungen des Vfs. etwas bis dahin Unerkanntes zu Tage gefördert, und die Philosophie einen Schritt weiter geführt sey.

Alle Wahrheit bezieht sich auf ein Seyn, und nur wo und wiefern ein Seyn gegeben ist, kann von Wahrheit des Denkens, Erkennens, Wissens die Rede seyn. Dem Menschen werden als seyend (im Bewusstseyn) eigentlich nur gegeben das Ich, die Gesetze, an welche dieses Ich gebunden ist, und die wechselnden Bestimmungen des Bewusstseyns. Aber die Gesetze des Ichs leiten dahin, nöthigen, ausser und über dem Bewusstseyn Etwas voraus zu setzen, und als seyend zu denken. Hierauf beruht der Unterschied des Glaubens und des Wissens. Dass alle Dinge, was sie sind und werden, durch das Urseyn, durch Gott, sind und werden, ist eine Annahme, die Manche als Erkenntniss, Wissen geltend machen wollen. Andere Glauben nennen, ungeachtet sie erkennen und wissen, warum sie glauben. Rec. kann sich durchaus keinen Begriff davon machen, wie Gott oder ein göttliches Wirken, *als* solches, im Bewusstseyn vorkommen und erkannt werden könne; aber sein auf philosophischen Gründen beruhender Glaube nimmt an, dass, wie alles Seyn und Werden, so auch das dem Menschen gegebene, namentlich die Gesetze des Ich, von Gott kommen, und zur Wahrheit führen. Die Frage: was ist (für den Menschen) Wahrheit? kann also nur durch eine genaue Betrachtung der im Bewusstseyn vorkommenden Gesetze des Ich beantwortet werden; und so dürften sich die von dem Vf. S. 146 f. angeführten Erklärungen *Bouterweck's*, *Gerlach's* und *Krug's* hinlänglich rechtfertigen lassen. Wenn aber Hr. *R.* sagt, das göttliche Denken gebe sich in dem Wahrheitsgefühle durch die Wahrheit zu geniessen, ist das nicht in der That nur ein anderer Ausdruck für den, bald als dogmatische Behauptung vorkommenden, bald in dem Sinne des bescheidenen Glaubens genommenen Gedanken, dass die Gesetze unseres Denkens und Erkennes mit der von Gott abhängenden Natur der Dinge übereinstimmen?

Die Einleitung dieser Schrift mit der dazu gehörigen Anmerkung S. 141 ff. beschäftigt sich unnöthigerweile lange damit, darzuthun, wie allgemein der von dem Vf. verworfene Begriff von der Wahrheit sey, worauf denn im 1 Abschnitte die allgemeingehende Namenerklärung der Wahrheit und Gewissheit beurtheilt, und zu einer anderen hingeleitet wird. Der 2 Abschn. handelt von dem Gefühle und von der Anschauung der Wahrheit; der 3 Abschn. von dem Begriffe der Wahrheit; der 4 Abschn. von der Idee der Wahrheit; der 5 Abschn. von dem Denken, welches die Form der Wahrheit an sich ist, und von dem menschlichen Denken, als Vernunft und Verstand. (Das discursive Vorstellungsvermögen, der Verstand in weiterer Bedeutung, als bedingt durch das über dem Selbst- und Sinnen-Gefühle stehende klare Wahrheitsgefühl, ist und heisst die wahre Vernunft; das discursive Vorstellungsvermögen als bedingt durch das unter dem Wahrheitsgefühl stehende Selbst- und Sinnen-Gefühle ist der wahre Verstand in engerer Bedeutung.) Der 6 Abschn. handelt von der Wortsprache, als wesentlicher Bedingung des menschlichen Denkens; der 7 Abschn. von dem Glauben des

Gewissens, und dem philosophischen Wissen; der 8 Abschn. von dem Begreiflichen und Offenbaren, und dem Unbegreiflichen und Geheimen an dem Religionsglauben für die Religionswissenschaft. Hier sucht der Vf. den wissenschaftlich deutlichen Begriff von Gott aus seinem wissenschaftlich deutlichen Begriffe von der Wahrheit an sich herzuleiten. Das von dem an sich wahren Seyn ungetrennte und damit unvermengte Denken ist, als das allein an sich wahre Denken; die eigentliche Grundeigenschaft Gottes. Aber wie in dem wirklich auch deutlich gewordenen Begriffe der Wahrheit an sich und durch denselben, diese Wahrheit nur im Allgemeinen und nur das Allgemeine derselben begriffen wird und begreiflich ist: so kann auch in dem Begriffe des an sich Göttlichen, und Natürlichen, und des Unterschiedes und Zusammenhanges beider, dieses ebenfalls im Allgemeinen und nur das Allgemeine desselben begriffen werden und begreiflich seyn. Im Besonderen und Einzelnen ist die Wahrheit und das Göttliche und Natürliche unbegreiflich. Durch jede angebliche Religionswissenschaft, welche die unterscheidende Vereinigung des Allgemeinen, und als solche für das Wissen Begreiflichen, — und des Besonderen, und als solchen in der Wahrheit an sich schlechthin Unbegreiflichen des Göttlichen noch nicht schlechthin ausgesprochen hat, sondern mit dem Scheine von beiden, im trennenden Unterscheiden und mischenden Vereinigen des Begreiflichen und des Unbegreiflichen behaftet und befangen ist, wird der Religionsglauben unvermeidlich missverstanden und gemissdeutet. Ob aber auf dem von dem Vf. eingeschlagenen Wege dem Missverstande und den Missdeutungen besser begegnet werde, muss die Zeit lehren. Rec. bedauert nur, dass manche dieser Zeit heilsame, und von dem Eigenthümlichen der Philosophie des Vfs. unabhängige, hier gesagte Wahrheiten in der Verbindung, wie sie hier vorkommen, und in der, oft durch allzu ängstliches Ringen nach Deutlichkeit zurückstossenden Einkleidung, von denen nicht werden verstanden werden, welchen ihre Beherzigung am meisten zu wünschen wäre.

Bey einem Meister im Analysiren und Unterscheiden der Begriffe fällt es auf, den Unterschied zwischen dem Beywort, das als solches steht, und dem zum Hauptwort gewordenen nicht beachtet zu finden. Das menschliche Denken ist verschieden von dem *göttlichen* (nämlich Denken), heisst etwas Anderes, als: Das menschliche Denken ist verschieden von dem Göttlichen (d. i. Allem, was göttlich ist). Hr. R. schreibt immer auf die letztere Weise. — S. 98 heisst es: „Das Gewissen erwacht keinesweges, ohne dass nicht mit ihm auch die Thätigkeit des Selbstes erwachte." Ist das *nicht* hier nicht fehlerhaft?

HIKL.

Leipzig, b. Kummer: *Topik, oder Erfindungswissenschaft*, aufs Neue erläutert und in ihrer vielfachen Anwendung auf die Bildung des menschlichen Geistes und auf den mündlichen Vortrag gezeigt von *Christian August Lebrecht Kästner*, Pastor zu Doberschütz und Streln, ehemals zu Behlitz bey Eilenburg im Herzogthum Sachsen. 1816. VI u. 194 S. (14 gr.)

Der Vf. (der sich durch seine Schriften über die Mnemonik und durch seine französischen Sprachlehren bekannt gemacht hat) hatte bereits in einer früheren Abhandlung (*Tzschirners* Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers, II Band 2 Stück) den Werth der Topik für den Prediger nachgewiesen, und er benutzte die ihm nach den Kriegsunruhen gewordene Musse zur Ausarbeitung eines neuen Lehrbuchs für diese Wissenschaft. Mit Fleiss und Einsicht hat er Alles zusammengetragen, was seit Aristoteles und Quintilian über die Kunst, seine Gedanken auf eine lichtvolle und überzeugende Weise schriftlich oder mündlich darzulegen, Begriffe zu spalten, Ideen zu erweitern, und neue Gedankenreihen zu erfinden, gesagt worden ist; selbst die *regula Chytraea*, die *ars Lulliana*, die Analogik des Jesuiten *Pomey* und die scholastischen *legales topicae seu dialecticae* hat er nicht unbenutzt gelassen. Die Einleitung enthält einige Notizen über den Werth und die Geschichte der Topik, die der Vf. in einer besonderen Schrift zu erweitern und zu einer vollständigen Geschichte dieser Wissenschaft zu verarbeiten verspricht. Der *erste* Theil enthält in 50 §§. die Theorie, der *zweyte* in 55 §§. die Praxis der Topik, der Anhang eine Apologie der Wissenschaft. Wie dieselbe hier erscheint, ist sie gar dürftig und trocken, und wird mit allen ihren Beschwörungsformeln keinen Geist wecken und beleben. Als scholastische Kunststücke und gelegentliche Übungen des Scharfsinns mögen sie ihren Werth haben; aber wissenschaftlich betrachtet, haben sie wenig Gehalt und Leben. Eine gesunde Logik wird das Denkvermögen weit gründlicher und vollständiger entwickeln und üben.

R. d. e. K.

NEUE AUFLAGEN.

Erlangen, in der Palmschen Verlagshandl.: *Lehrbuch der Physiologie*, abgefasst von *D. Friedrich Hildebrandt*, der Physik und Chemie ordentlichen öffentl. Lehrer auf der königl. baier. Friedrichs-Alexanders-Universität zu Erlangen. Fünfte verbesserte, mit des Verfassers Leben und letzter Krankheit vermehrte Ausgabe. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von D. *Karl Hohnbaum*, H. S. Hildburghaus. Hofrathe und Leibmedicus u. s. w. 1817. XVI u. 558 S. 8. (2 Rthlr. 21 gr.) Die Brauchbarkeit dieses Werkes ist schon bey den ersten Auflagen anerkannt, und durch den jetzigen Herausgeber noch um vieles vermehrt worden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1820.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Komödien von Aristophanes*, übersetzt von *F. G. Welcker.* Erster Theil. *Die Wolken.* 1810. 256 S. Zweyter Theil. *Die Frösche.* 1812. VI u. 272 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Zufälligkeiten haben die Anzeige dieser mit Einsicht begonnenen, aber wie es scheint mit dem zweyten Bande in Stocken gerathenen Arbeit von Jahr zu Jahr verzögert. Obgleich darüber beynah ein Jahrzehend verflossen ist: so glauben wir doch keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn wir noch jetzt das Verdienstvolle und Mangelhafte dieses Werkes zur Sprache bringen. Ein erster Versuch, den *ganzen* Aristophanes in einer neueren Sprache wiederzugeben, ist an sich ein so bedeutendes Unternehmen, dass Jahrbücher des gesammten deutschen Schriftwesens nicht durchaus darüber schweigen dürfen; überdiess hat der gegenwärtige Lebenskraft genug, um auch jetzt noch als ein neues und frisches Buch gelten zu können.

Von der *Welcker*'schen Übersetzung der *Wolken* wollen wir hier nicht reden: keineswegs als wollten wir dadurch das Urtheil des Unwerths über sie fällen: aber sie trägt, mit der der *Frösche* verglichen, alle die nothwendigen Spuren minder geübter Kraft und geringerer Fertigkeit an sich; ausserdem würden wir die Vergleichung mit einer Nebenbuhlerin nicht umgehen können, deren beurtheilend zu gedenken, wir uns aus mehreren Gründen scheuen. Endlich wird es uns dadurch möglich, über einzelne Stellen der *Frösche* ausführlicher zu sprechen.

Dass des Übersetzers Streben vor Allem auf *treues* Wiedergeben seines Dichters gerichtet war, liess sich bey dem damaligen Standpuncte der deutschen Übersetzungsliteratur nicht anders erwarten. Bey Aristophanes ist es schwer zu sagen, ob Treue in der Form oder im Geiste schwieriger zu erreichen sey.

Für den metrischen Theil konnten, als Hr. *Welcker* übersetzte, die neueren Forschungen von *Hermann* und *Reisigs* scharfsinnige Beyträge noch nicht benutzt werden. So trägt unstreitig die Zeit einen Theil der Schuld, wenn wir diese Seite der Arbeit als ihre schwächste ansprechen.

Richtig ist zwar V. 372 — 381 als monostrophischer Satz beybehalten, wo *Bothe* Strophe und Gegenstrophe zu erzwingen suchte; eben so richtig die schlechte *Brunck*'sche Versabtheilung verworfen; aber auch an der *Welcker*'schen ist in Hinsicht auf Kritik und Metrik noch Manches auszustellen: V. 375 σκώπτων statt ἐπισκώπτων, der Ravenn. Handschrift, V. 379 der Artikel getilgt, und μολπάζων in μέλπων geändert, endlich V. 381 nach χώραν eingeschaltet, wodurch der unschätzbare Trumpf: κἂν Θωρυκίων μὴ βούληται, in eine Parenthese kommt, lässt sich eben so wenig billigen, als die angenommene Brechung von φωνῇ oder der anapästische Dimeter:

λειμώνων, ἐγκρούων, σκώπτων.

Ohne weitere Abschweifung vom Ravennatischen Text, als dass wir zu dem anerkannten Glossem τῶν καθ' Ἅιδου noch das nächstfolgende Wort λειμώνων ziehen, theilen wir so ab:

χωρεῖ δὲ νῦν πᾶς ἀνδρείως
εἰς τοὺς εὐανθεῖς κόλπους,
ἐγκρούων κἀπισκώπτων
καὶ παίζων καὶ χλευάζων·
ἠρίστηται δ' ἐξαρκούντως·
ἀλλ' ἔμβα, χὤπως αἴρεις
τὴν Σώτειραν γενναίως
τῇ φωνῇ μολπάζων, ἣ
τὴν χώραν σώζειν φήσ' ἐς
τὰς ὥρας, κἂν
Θωρυκίων μὴ βούληται.

Gleich darauf ist V. 384 — 93 was *Brunck* unbegreiflich übersah, mit Recht als antistrophisch angenommen; aber der folgende längere Theil des Chorgesangs 394 — 458 bewegt sich auch bey Hn. *W.* noch viel zu regellos, da sich doch ohne die geringste Gewaltthätigkeit Alles in ein schön geordnetes System bringen liess.

Er beginnt mit einer Strophe des Koryphäus, 394 — 397, die ihre Gegenstrophe 440 — 443 findet: es muss zwar V. 394 γε ausgeworfen werden, aber diese Partikel ist hier auch ganz müssig, und fehlt überdiess im Ravenn. und Borg. Codex. Es folgen drey sich gegenseitig vollkommen entsprechende jambische Strophen, 398 — 413, jede von acht Choreuten gesungen; *Brunck* hat hier besonders schlecht abgetheilt, ja er übersah, dass die Strophen alle mit demselben Vers schliessen, welches mehrfache Irrungen erzeugte. Diess ist Hn. *W.* nicht entgangen: er lässt indess den Refrain jedesmal vom ganzen Chor singen, welches vielleicht das Wahre ist: hier muss allerdings wieder mit dem Cod. Rav. V. 405 τὸν getilgt werden, wie auch von *Reisig*

conj. p. 183 bemerkt ist: καὶ τὸ ῥάκος vertheidigt Hr. *W.* mit Recht gegen *Ahlwardt*. Nach zweyzeiliger Unterbrechung durch die Sceniker hebt V. 416 eine neue Reihe von acht gleichen jambischen Strophen an, bis V. 439. Eine vom Dionysos, eine von ihm und Xanthias, die übrigen von je einer Choreuten gesungen. Offenbar verdorben ist hier V. 417, aber eben so gewiss richtig *Porsons* Änderung, ὅστις ἐστὶ Ἀναφλύστιος, Sebinos ist *der rechte* Anaphlystier, wenn auch nicht dem Demos, so doch dem ἀναφλᾶν nach; darum fodert der Sinn den Artikel nicht weniger, als der Vers. Wenn aber Hr. *W.* glaubt, auch in Ἀναφλύστιος könne Aristophanes sich die Freyheit nehmen, die erste Sylbe *lang* zu brauchen, wie er dasselbe in ἀναλίσκοντα, ἀνάλωι und ἱέρακα gewagt habe: so irrt er; welcher griechische Dichter hat je in diesen Wörtern das bezeichnete Alpha *kurz* gebraucht? In der Behandlung der letzten Strophe hat er unstreitig recht gethan, die Worte καὶ τὰ στρώματα auszumerzen. Nach 443 stimmt der Chorführer dann einen Zwischengesang von 4 Zeilen an, und der ganze Chor schliesst mit einer Strophe und Gegenstrophe, 448 — 453. 454 — 459, wo *Brunck* einen Halbchor bringt; der Cod. Rav. hat auch hier V. 458 durch Weglassung des τε jedes metrische Bedenken gehoben.

Ebenso müssen wir die *Welcker*'sche Ansicht von V. 534 — 548 und 590 — 604 durchaus bestreiten, wiewohl sie an *Genelli* einen nicht minder achtbaren Beystimmenden gefunden hat. Hier soll nämlich jeder der beiden Absätze aus einer Strophe und ihrer Gegenstrophe bestehen, so dass sich vier ganz gleiche Strophen bildeten. Aber um diess zu erreichen, ist eine Unzahl ganz unbeglaubigter Änderungen nothwendig, obgleich weder der Sinn dergleichen fodert, noch ein Schwanken in den Handschriften dazu berechtigt. Und was wird dabey gewonnen? Rec. ist überzeugt, dass beide Stellen allerdings in genauer metrischer Verbindung stehen, aber nicht als vier gleiche Strophen, sondern als Strophe und Gegenstrophe, und zwar so, dass der Chor seine Stelle behält, was aber in der Strophe dem Dionysos gehört, in der Gegenstrophe vom Xanthias gesungen wird. Um diess zu bewerkstelligen, müssen wir den Anfang der Gegenstrophe so absetzen und lesen:

νῦν σὺ δ' ἔχεις ὅτ' ἐπειδὴ
τὴν στολὴν εἴληφας, ἥνπερ εἶχες ἐξ ἀρχῆς, πάλιν —

und das ist abermals die Lesart des Rav. und Borg. Cod. Alles Übrige ist dann in schönster Ordnung, da V. 545 κυνῶ schon von *Brunck* hergestellt ist. Ein nicht unbedeutendes äusseres Zeugniss für die Richtigkeit dieser Annahme geben die sich entsprechenden Stichwörter V. 536 und 592, 539 und 595, 541 und 597. Dass aber in der Strophe die Worte V. 541:

Ξανθίας μὲν, δοῦλος ὢν, ἐν στρώμασιν Μιλησίοις,

sowie V. 546 und 547, als Ein Vers zu schreiben sind, und dass diess auf die Gegenstrophe gleichfalls anzuwenden ist, versteht sich von selbst; an der ersten dieser beiden Stellen findet sich jedoch in der Gegenstrophe schon die richtige Abtheilung in den Ausgaben.

Was dagegen die Behandlung der nicht lyrischen Versmaasse, sowohl der jambischen als der anapästischen, anlangt: so ist nicht zu leugnen, dass Hr. *W.* in diesen sehr viel geleistet hat, und dass er denjenigen, die die Nachbildung dieser Rhythmen in deutscher Zunge durch die That als möglich erwiesen haben, dankbar beygezählt werden muss. Vor Allem gelang es ihm, die Kraft und den Nachdruck der Aristophanischen Verse wiederzugeben; wenn wir die Leichtigkeit, Gewandtheit und zierliche Beweglichkeit derselben öfter vermissen: so trägt allerdings der eigenthümliche Charakter unserer Sprache einen Theil der Schuld. Doch glauben wir, dass bey wiederholter Überarbeitung einem Manne, wie unserem Übersetzer, auch von dieser Seite etwas Vollkommneres zu leisten möglich gewesen seyn würde.

Dieses steht in sehr genauem Zusammenhang mit der gesammten Haltung des Ausdrucks im deutschen Aristophanes. Wo es darauf ankam, diesem Gewicht und Grossartigkeit, Ernst und Strenge, selbst Erhabenheit zu geben, da finden wir uns oft befriedigt, fast nie getäuscht, und darum scheint uns auch der dichterische Wettkampf zwischen Aeschylus und Euripides ganz besonders gut gerathen zu seyn. Eben so erfreut oft in einzelnen Scherzen und Witzschlägen der geistreiche Wetteifer des Nachdichtenden mit der Urschrift. Wo es aber leichtes Fortgleiten des Dialogs und unerschöpfliche Spasshaftigkeit ohne Anstrengung und ohne Nachlassen gilt — das Letztere in allen den Scenen, in denen Xanthias sich vernehmlich macht — da ist das Gefühl, eine vergebens nachstrebende Übersetzung zu lesen, oft mächtig in uns geworden.

Unabhängig von diesem Getadelten oder doch nur bedingungsweis Gerühmten ist der eigentlich erklärende und auslegende Theil der Arbeit, der ihr unserer Meinung nach auch dann noch Werth und Bedeutung erhalten muss, wenn die Übersetzung als solche durch fernere Bestrebungen hochbegabter Männer verdunkelt seyn wird. Das grosse Verdienst, das Hr. *W.* sich auf diesem Wege erworben hat, zeigt sich theils in der durchgängigen Richtigkeit und Lebendigkeit der Übertragung, theils in der Reichhaltigkeit der zu dieser gehörigen Erläuterungen, S. 111 — 192. Hier trägt Alles das Gepräge so gründlicher Einsicht, dass wir es für Pflicht halten, über einige der wenigen Stellen, in denen wir noch anderer Meinung sind, unsere Zweifel vorzutragen; wir wählen besonders einige solche Stellen aus, in denen durch unsere Ansicht zugleich die urkundlich sichere Lesart vertheidigt wird.

Gleich vorn V. 24 ist in der Übersetzung der Conjunctiv ausgedrückt, den *Brunck* in den Text brachte, weil die Optative

ἵνα μὴ ταλαιπωροῖτο, μηδ' ἄχθος φέροι,

ihm bey seiner Abhängigkeit von *Dawes* nach dem dreyfachen Praesens βαδίζω, πονῶ, ὀχῶ, ganz unerträglich schienen. Aber dies Tempus schliesst ja hier offenbar einen früher dagewesenen Willen des Dionysos ein, aus dem sein gegenwärtiges Thun fliesst, der aber selbst bereits in der Vergangenheit ist. Er spricht also die Absicht aus, die er damals hatte, als er den Xanthias beym Aufsitzen reiten liess, dass dieser sich nicht abmühen und keine Bürde tragen *sollte*. Xanthias er-

kennt diese Fürsorge seines Herrn nicht: dann da er zwar auf dem Esel reitet, lächerlicherweise aber das ganze Gepäck auf seine Schultern geladen hat: so behauptet er, nichts desto weniger selbst zu tragen. Dionysos, um ihn ganz in Widersprüchen zu verstricken, fragt deshalb:

οὔκουν τὸ βάρος τοῦθ', ὃ σὺ φέρεις, ὦνος φέρει;

wo aber die neueren Ausgaben, den Artikel vermissend, ὄνος schreiben, wie allerdings auch der Scholiast wollte, und danach übersetzt Hr. *W.* richtig:

Trägt denn die Last da, die du trägst, der Esel nicht?

Aber wir halten es für viel Aristophanischer, mit der Ravennaschen u. a. Handschriften den Artikel wegzulassen. Schon bey der allgemeinen Beweisführung wäre der abstracte Ausdruck der passendere: denn nicht davon ist die Rede, ob die Bürde von diesem oder jenem Esel, sondern ob sie überall von einem Esel oder von einem Menschen getragen werde: dann aber behält Dionysios nun noch den Spass für die Zuhörer und für sich, den Xanthias in aller Stille nebenbey für einen Esel zu erklären, da er allerdings der unmittelbar Tragende ist; ja es fehlt wenig, dass er den Xanthias nicht zur Bejahung der verfänglichen Frage bringt.

In dem folgenden Gespräch zwischen Dionysos und Herakles, das vortreffliche Literarnotizen über das damalige Bühnenwesen enthält, sind V. 51 die Worte: κᾆτ' ἔγωγ' ἐξηγρόμην, mit *Brunck* dem Herakles gelassen. Aber mehrere der besten Handschriften, die Ravenn. an der Spitze, geben sie dem Xanthias: unstreitig mit Recht. Der dumm und täppisch spasshaft gehaltene Herakles merkt hier noch nichts von Dionysos Aufschneidereyen, auch würde dieser Jenem auf eine so spitze Einrede geantwortet haben. Xanthias aber, der seines Herrn Thaten besser kennt, und nichts Lieberes hat, als hinter seinem Rücken Schalksstreiche zu treiben, s. V. 745 f., ist mit Absicht ganz aus dem Gespräche der beiden Götter gelassen; er befindet sich am Rande des Logeion, und führt von da aus seine eigenen pantomimischen Gespräche mit dem Publicum, die bey der letzten argen Gasconade seines Herrn, von demselben ungehört in die Worte: κᾆτ' ἔγωγ' ἐξηγρόμην, übergehen. V. 78 verstehen wir die Worte: ἀπολαβὼν αὐτὸν μόνον nicht wie der Übersetzer:

Den ich nun allein gekriegt,

sondern, *nachdem ich ihn allein beyseit genommen,* gleichsam zum peinlichen Verhör, um auszumitteln, ob Jophon auch ohne den Sophokles dichten könne. Auch V. 116 glauben wir nicht mit Hn. *W.* zu dem Xanthias, sondern wie alles Übrige zum Dionysos gesprochen, von dem allein Herakles Notiz nimmt, so dass Jener sich noch unmittelbar vorher beklagte, ganz aus der Acht gelassen zu werden. Irren wir nicht: so ward Hr. *W.* durch den Schluss der Worte: τολμήσεις γὰρ ἰέναι καὶ σύ γε; zu seiner Annahme bewogen. Aber das καὶ nöthigt noch keinesweges, zu einer Vergleichung zwischen Dionysos und Xanthias zu [illegible], die wohl beide gleich heldenhaft aussahen; vielmehr vergleicht Herakles den Dionysos mit sich selbst. Ehe er den Weg zum Hades angiebt, fragt er noch einmal: willst du denn wirklich gehen? Diese Frage schliesst er aber bedenklich mit dem καὶ σύ γε, worin der Abstich zwischen Herakles ungefuger Hünenkraft und des ihn nachäffenden Dionysos weibischer Schwäche treffend genug, und dabey mit aller dem Enaksliede eigenen Gutmüthigkeit hervorgehoben ist. Nun passt auch Dionysos Antwort:

μηδὲν ἔτι πρὸς ταῦτα.

Er will von keinen Abmahnungen mehr hören, nur vom geradesten Wege in die Unterwelt. Wie konnte er aber so sprechen, wenn die vorausgehende Frage an den Xanthias gerichtet war? Und wie konnte der sonst immer so maulfertige Xanthias die Antwort gerade diessmal schuldig bleiben, wenn Herakles ihn jener Frage gewürdigt hätte?

Modern gedacht und dadurch verfehlt scheint uns V. 651 die Übersetzung von ἄνθρωπος ἱερός. Xanthias fühlt die Hiebe des Aeakos so wenig, dass er an ganz andere Dinge dabey zu denken versichert, wenn des Herakles Fest bey den Diomeern begangen werde. Darauf lässt Hr. *W.* den Aeakos verwundert ausrufen: *ein frommer Mensch!* Vielmehr: *ein Teufelskerl!* der die Hiebe immer noch nicht fühlen will, als wäre er hiebfest; wir würden sonst auch ὅσιος, nicht ἱερός erwartet haben.

Viel bestritten ist die Auslegung von V. 694. Aristophanes straft seine Landsleute, dass sie vor der Arginusenschlacht Sclaven zur Theilnahme am Kampf aufriefen, und Freyheit und Athenisches Bürgerrecht dafür verhiessen; er sagt, es sey schändlich, wenn Menschen, die Eine Seeschlacht mitgemacht hätten, nun gleich *Platäer* und aus Knechten Herren werden sollten. Wie sind hier die Platäer zu verstehen? So viel scheint ausgemacht, dass sie etwas sehr Ehrenvolles bezeichnen sollen, und darum können wir nicht mit Hn. *W.* in diesem Worte einen Spott über den neuen Adel der damals freygegebenen Knechte anerkennen. Vielmehr glauben wir, dass die Platäer hier in Bezug auf die alte Perserschlacht bey Platää für ausgezeichnet tapfere Männer überhaupt stehen, wie die Μαραθωνομάχαι, Acharn. 181, und wie umgekehrt in den Fröschen selbst, 204, der ἀσαλαμίνιος für einen schlechten Seehelden gesetzt ist. Dann ist der Sinn der: wer Einmal mit zur See gefochten hat, ist darum noch kein Held, der aus einem Knecht ein Herr zu werden verdiente, welches dem Inhalt der Parabase vollkommen entspricht.

Doch wir lassen diese einzelnen Ausstellungen, um noch Einiges über den Anfang des Froschgesanges, V. 210, zu bemerken, der seit *Ruhnken* mehrere vorzügliche Männer, *Spalding*, *Kanngiesser*, *Hermann*, *Genelli*, *Böckh* beschäftigt hat.

Darüber sind wir mit *Genelli* gegen Hn. *W.* ganz einverstanden, dass die Frösche in der Orchestra sichtbar waren, und dort ihren Tanz zum Ergötzen der Athener leibhaftig aufführten. Da unseres Dichters *Vögel* und *Wespen* nothwendig sichtbar gewesen seyn müssen: so sahen wir schon darum gar nicht ein, warum sich nicht auch die *Frösche* zeigen sollten. Hätten sie aber, was des Übersetzers zweyte Meinung ist, von Zeit zu Zeit ihre Köpfe hervorgestreckt: so würde das wohl

mechanische Schwierigkeiten gehabt haben, die in gar keinem Verhältnifs zu dem dadurch bewirkten Effect ftanden. Das Einfachfte und dabey das Ergötzlichfte war unftreitig, fie fo auftreten zu laffen, wie ungefähr *Genelli*, Theater zu Athen, S. 276, meint, wahrfcheinlich mit den wohlbekannten Gefichtslarven lebender Dithyrambendichter, auf deren wäfferige Poefie fich der muthwillige Humor diefes Zwifchenfpiels hauptfächlich gerichtet zu haben fcheint. Wer weifs, aus welches beliebten Meifters Gefängen der bunte Schwulft entnommen war, in dem die Fröfche fich hier gütlich thun? Von welchem dithyrambifchen Getriller die Melodie dem βρεκεκὲξ κοὰξ κοάξ untergelegt war? Wir find feft überzeugt, dafs darin, wenigftens im Allgemeinen, wie weiter hinten V. 1286 im τὸ φλαττοθρατ, und Plut. 290 im θρεττανελό, und Acharn. 1227 im τήνελλα, die fpielende Manier diefer Kunftverderber verfpottet wird, welches von der fchlagendften Wirkung feyn mufste, wenn bekannte dithyrambifche Weifen, ganz oder theilweis zum Grunde lagen.

Hiedurch gewinnen auch die vielbefprochenen Worte, V. 215: βοὰν φθεγξώμεθα, ἣν ἀμφὶ Νυσήϊον Διὸς Διόνυσον ἐν λίμναισιν ἰαχήσαμεν, eine ganz neue Beziehung. Schon *Kanngiefser*, Kom. Bühne S. 277 f., hatte fehr gut dargethan, dafs *Ruhnken* die Chytren mit Unrecht zu einem Theil der Lenäen mache, dafs fie vielmehr zu den *Anthefterien* gehörten, welches Urtheil durch *Böckh*, Abhandlungen der Berl. Akad. der Wiffenfch. 1816—17, hiftor. philolog. Claffe, S. 47 f. vollkommen begründet ift. Als gleichfalls ausgemacht können wir es annehmen, dafs an den Anthefterien keine Schaufpiele gegeben wurden, f. *Böckh*, S. 97. Da nun aber doch das Feft des älteften und ehrwürdigften Dionyfos, des Nyfeïfchen, dem die Anthefterien heilig waren, nicht ohne Sang und Klang vorübergehen konnte, auch Ariftophanes feine Fröfche gleich darauf eines κραιπαλόκωμος λαῶν ὄχλος an den Chytren gedenken läfst, dem fie damals ihr Lied entgegengefungen zu haben verfichern: fo liegt wohl nichts näher, als die Aufführung dithyrambifcher Chöre anzunehmen, wozu auch die ξύναυλος βοά gut genug ftimmt. Ohne alfo *Böckhs* Auslegung ganz zurückzuweifen, nach der die frommen Thiere von ihren Gefängen an den Anthefterien darum mitfprechen, weil fich allerdings im Monat Anthefterion die Fröfche in den Sümpfen hören liefsen, im Lenäon, d. i. im Gamelion, unferem Januar, aber noch nicht: fo fuchen wir doch die wahre Spitze diefer Stelle darin, dafs die Fröfche fich hier als die Dithyrambendichter zu erkennen geben, die an den letzten Anthefterien dort gefungen hatten, und fpafshaft genug verfichern, ihr jetziges Brekekex fey eben der damals angeftimmte Feyergefang, wobey übrigens das Spiel mit dem Doppelfinn in ἐν λίμναισι daffelbe bleibt. Zu der äfthetifch-kritifchen Richtung aber, die fich in diefem Luftfpiel bis zu Ende kund giebt, gehörte fichs, dafs neben der Komödie und Tragödie auch der Dithyrambos das Recht empfing, das ihm die Fröfche und Dionyfos nun um die Wette und im vollften Mafse, mit dem keckften Muthwillen angedeihen laffen.

Wir bemerken nur noch, dafs Hr. *W.* an feine Erläuterungen Anmerkungen für Lefer des Originals, S. 193 — 210 angereiht hat, die meiftens Rechtfertigungen der befolgten Lesarten enthalten. Auffallend war uns S. 215 die Behauptung, dafs die Endfylbe der erften Perfon des Aor. 1. act. indic. bey den *verbis liquidis lang* fey: ein Irrthum, deffen Veranlaffung wir nicht zu entdecken vermögen.

Den Befchlufs macht eine Abhandlung *über die Frösche*, die das Verhältnifs diefes Luftfpiels zur alten Volksfage und feine Beziehungen auf die Zeit, in der Ariftophanes es dichtete, mit gediegenem Urtheil und tiefem Eindringen in den wahren Geift des Alterthums darftellt, welches wir auch von einer dem erften Bande angehängten Abhandlung *über die Wolken* zu rühmen haben.

Überhaupt bewährt unfer Überfetzer fo viel felten vereinigte Gaben für das fchwierige Gefchäft des nachdichtenden Wiederbelebens, dafs wir es auch jetzt noch als Gewinn für unfere Literatur betrachten würden, wenn er gelegentlich den abgeriffenen Faden wieder anknüpfte. Aufser der Benutzung deffen, was die letzten Jahre Neues für das Verftändnifs des Ariftophanes geliefert haben, würden wir dann befonders forgfamere Feile im Einzelnen und ftrengere Confequenz in der profodifchen Behandlung unferer Mutterfprache wünfchen.

W. F. B.

NEUE AUFLAGEN.

Wien, b. Gerold: D. *Leopold Anton Gölis*, k. k. Sanitätsrathe u. f. w., *praktifche Abhandlungen über die vorzüglicheren Krankheiten des kindlichen Alters.* Erfter Band. *Von der hitzigen Gehirnhöhlen-Wafferfucht.* Zweyte vermehrte Auflage. Mit beygefügter Gefchichte des Kinder-Kranken-Inftitutes und Überfichtstabelle von den in diefem Inftitute vorgekommenen Krankheitsformen und Zahl der kranken Kinder. 1820. XII u. 512 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Leipzig, b. Vogel: *Handbuch zur Erklärung des Neuen Teftaments für Ungelehrte.* Erfter Theil. Dritte Abtheilung. Auch unter dem Titel: *Der Evangelift Johannes erklärt für Ungelehrte.* Vom Verfaffer des exegetifchen Handbuches des Neuen Teftaments. Zweyte von Neuem bearbeitete Ausgabe. 1813. 551 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Nürnberg, b. Stein: *Über die Staats-Ausgaben und Auflagen.* Ein philofophifch ftatiftifcher Verfuch von *Adam Weishaupt.* Mit Gegenbemerkungen von D. *Konrad Frohn*, öffentl. ordentl. Lehrer d. Staatswirthfchaft. Neue unveränderte Auflage. 1820. 158 S. 8.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

1) Breslau, b. Max: *Der Nibelungen Noth* zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit den Lesarten aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *Friedrich Heinrich von der Hagen*, ord. Prof. an der Univ. zu Breslau. Dritte berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte Auflage. 1820. LXIV u. 659 S. u. 2 Blätter Verbesserungen. gr. 8. (5 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Der Nibelungen Lied*, in der Ursprache mit den Lesarten aller Handschriften und Erläuterungen der Sprache, Sage und Geschichte herausgegeben durch u. s. w. Erster Band.

2) Ebendaselbst: *Der Nibelungen Lied* zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit Vergleichung aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *F. H. v. d. Hagen.* Dritte u. s. w. Auflage. 1820. LXII S. Einleitung, 1 — 286 Text, 287 — 431 Wörterbuch, 2 Bl. Verbesserungen. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Wir säumen nicht, unsere Leser mit Hn. *von der Hagens* neuen Ausgaben des Nibelungenliedes bekannt zu machen, damit wir seinen thätigen Eifer vor Allem, und den zahlreichen Gönnern, die durch Gewährung der Hülfsmittel ihn unterstützt haben, möglichst bald einen Theil unseres aufrichtigen Dankes abtragen. Wollten nur recht viele Freunde altdeutscher Dichtung und Sprache ihre Dankbarkeit so beweisen, dass sie durch die bequeme Einrichtung beider Ausgaben zu eifrigem und wahrhaft fleissigem Studium der dichterischen Werke deutscher Vorzeit sich endlich aufregen liessen! Bis jetzt dient noch zum unerfreulichen Beweise, wie wenig man von der Nothwendigkeit gründlicher Bemühung allgemein überzeugt sey, der leider allzuhäufige Gebrauch der *Zeunischen* Ausgabe. Hoffentlich wird dieses durchaus schlechte und unbrauchbare Machwerk der rohesten anmassendsten Unwissenheit durch Hn. *v. d. H's.* kleinere Ausgabe (No. 2) nun bald gänzlich verdrängt seyn. Ausser einer gründlichen und ausführlichen Abhandlung über die Geschichte des Liedes, über die Handschriften und ihr Verhältniss, endlich über die Einrichtung der neuen Ausgabe, erhalten die Leser hier zunächst einen fast durchaus urkundlichen Text, lesbar und verständlich bis auf wenige Stellen, in der Schreibweise einer sehr guten Handschrift, die in einigen Puncten mit Sprachkenntniss noch geregelt ist: ein Glossarium erläutert die alterthümlichen Wörter, und giebt vorläufige Aufklärung über Sage und Erdkunde. Die Worterklärungen sind auf ganz unkundige Leser berechnet, und, was wir nicht billigen, auch für flüchtige hinreichend und allzu bequem; doch auch nicht ohne unterrichtende Andeutungen für die, welche tiefere Belehrung über das Sprachliche suchen, oder schon grammatische Kenntnisse mitbringen. Die grössere Ausgabe ist mit der anderen vollkommen gleichlautend: nur gewährt sie dem Kenner noch die wichtige Vergleichung der Lesarten unter dem Text. Der zweyte Band — er erscheint *sofort*, heisst es S. LXIV (der grossen Ausg., LXII in der kleinen), mit den Worten der zweyten Ausgabe — wird enthalten 1) die Klage aus der St. Galler Handschrift, mit Lesarten, 2) Abhandlungen über Rechtschreibung und Sprachlehre, 3) Untersuchungen der Sage, Geschichte, Erdkunde u. s. w. in den Nibelungen.

Mehr haben wir dem grossen Publicum über Hn. *v. d. H's.* Arbeit nicht zu sagen: mögen wir nicht umsonst gewiesen haben an diese neu eröffnete reinere Quelle gründlicher Belehrung! Wir nehmen also hiemit von den meisten unserer Leser nun Abschied. Denn die Ausstellungen, die wir an Hn. *v. d. H's.* Werke zu machen haben, könnten gar leicht Unkundigen ein Beweis erscheinen, wie wenig das Studium mittelhochdeutscher Sprache noch vorgerückt sey, ja vielleicht gar wie kleinliche Tadelsucht. Hat doch selbst Hr. *v. d. H.* dem Rec. die Lust, „sogleich allen am Zeuge zu flicken," eben so hart als ungerecht vorgeworfen. Wie viel mehr werden Andere, denen an der Sache nichts oder wenig liegt, da Persönlichkeit finden, wo nichts als Eifer für Wahrheit ohne Rücksichten und Schonung sich frey ausspricht! Rec. wird sich zuweilen auf seine Beurtheilung der zweyten Ausgabe (in dieser A. L. Z. 1817. No. 132 — 135) beziehen, ohne doch eben Alles in derselben, was er diessmal nicht wiederholt, für unrichtig zu erklären. Zwar sind nicht wenige seiner früheren Bemerkungen in der neuen Ausgabe getreulich benutzt: andere ebenfalls wohl überlegte und nicht minder begründete verschmähet Hr. *v. d. H.*, der den Rec. auch sonst, statt seine Ansichten zu prüfen, lieber eines vorschnellen leichtfertigen Zutappens und Einschneidens ohne Weiteres vorweg beschuldigt hat. Diesen

hochfahrenden Ton denkt Rec. nicht zu erwiedern, ſondern er wird überall, ſo weit es in der Kürze geſchehen kann, und, wo der Setzer nichts verſieht, deutlich genug die nächſten Gründe ſeiner Behauptungen anführen.

Zuvörderſt wünſchen wir künftig vom Titel einige mindeſtens unbeſtimmte Ausdrücke entfernt zu ſehen, durch die der Leſer zu verkehrten Anſichten von Einrichtung des Werkes verführt werden kann. Nämlich was Hr. *v. d. H.* unter der *älteſten Geſtalt* des N. L. verſtehe, erklärt er erſt S. LXIII. Er giebt uns S. XLIV zu, die zweyte (Münchiſche) Hohenemſer Handſchrift, und nicht die von St. Gallen, der er doch folgt, ſtamme zunächſt aus der älteſten Urkunde, deren Text freylich kaum mehr genau herzuſtellen iſt. Der Ausdruck ſollte mithin ſchon auf dem Titel ſorgfältiger beſchränkt ſeyn. Ferner wird die St. Galler Handſchrift die *Urſchrift* genannt: die Wortfügung aber erlaubt nicht, dieſs ſo zu verſtehn, wie es Hr. *v. d. H.* meint, die St. Galler Handſchrift ſey anzuſehen als die Urſchrift *ſeiner Ausgabe*. Daſs er aber nur dieſs ſagen wolle, zeigt ſich S. LII, wo er mit Recht behauptet, alle Handſchriften, die St. Galliſche nicht ausgenommen, ſeyen nur *Abſchriften*. Dort meint er zwar, die erſte von Hohenems (die Lasbergiſche) ſey wohl die Urſchrift der Umarbeitung, die ſie bekanntlich enthält; uns ſcheint es, einige Stellen, wie 760. 8232 — 36, beweiſen das Gegentheil. Die Lesarten *aller Handſchriften*, die Hr. *v. d. H* auf dem Titel verheiſst, liefert die gröſsere Ausgabe noch nicht. Denn abgerechnet, daſs unter den dreyzehn Hn. *v. d. H.* bekannt gewordenen kaum fünf der verglichenen können vollſtändige genannt werden, und daſs der Herausgeber von einem Bruchſtück erſt während des Druckes Nachricht erhielt (S. XXXVII), iſt *Hundeshagens* vollſtändige Handſchrift nur Z. 521 — 6 0 gebraucht, das von *Leichtlen* aufgefundene Bruchſtück aber gar nicht. Natürlich gereicht das Hn. *v. d. H.* durchaus nicht zum Vorwurf: wir nehmen ſicher mit Recht an, daſs er ſich vergebens um dieſe Hülfsmittel bemühet hat. Hingegen wird auf den Hnn. *Hundeshagen* und *Leichtlen*, wo ſie nicht genügend ſich rechtfertigen, der ewige Schimpf ruhen, ſich der Unterſtützung eines vaterländiſchen Werkes aus Eitelkeit oder Geheimniſskrämerey entzogen zu haben. Daſs ſie ſelbſt ihre Handſchriften beſſer benutzen werden, als Hr. *v. d. H.*, traut ihnen ja Niemand zu. Endlich durfte der Herausg. nicht auf dem Titel des Werkes ein *Wörterbuch* verſprechen. Rec. fand ſelbſt ſeine Erwartung unangenehm getäuſcht, als er ſah, daſs das Gegebene nicht ein vollſtändiges Wörterbuch, ein Verzeichniſs aller Wörter und Redensarten, ſondern nur ein *Gloſſarium* war.

Die lehrreiche Einleitung über die Geſchichte des Liedes (S. V — XXXI) giebt ausführlichen Beſcheid von dem Zuſammenhange der Gedichte aus dem Sagenkreiſe der Nibelungen. Man folgt Hn. *v. d. H.* überall gern, da er ſich auf dem Standpuncte hiſtoriſcher Unterſuchung hält, und von den *Kanniſchen* Träumen ſeiner Schrift über die Nibelungen hier keine Spur iſt. Dem Gedicht von der Klage, meint der Vf. (S. XI ff.), liege ein älteres Gedicht in kurzen Reimpaaren zum Grunde, den ganzen Inhalt der Nibelungen umfaſſend, ſo umgearbeitet, wie der alte Karl von dem Stricker. Dieſes umgearbeitete Werk habe dienen ſollen als Fortſetzung *unſerer* Nibelungen: Quelle des älteren umfaſſenderen ſey Konrads, des Schreibers, Erzählung geweſen, in der ſchon, und zwar zuerſt, Biſchof Pilgrim vorgekommen ſey, aber natürlich noch nicht als Zeitgenoſſe der Nibelungen. Bey dieſer allerdings ſcharfſinnigen, aber durchaus unbegründeten Vermuthung bleibt unerklärt, warum *unſere* Klage nichts von Seifrieds früheren Begebenheiten weiſs, und woher ſo mancher *volksmäſsige Ausdruck* ſtammt, den ſie mit den Nibelungen gemein hat. Das *Sagenmäſsige*, welches Hr. *v. d. H.* S. XIV aus Volksliedern in die Klage kommen läſst, meinen wir nicht: dieſs wird doch Konrads lateiniſchem Werke auch nicht gefehlt haben. Auch finden wir dergleichen wirklich faſt nichts in den Begebenheiten der Klage ſelbſt, ſondern nur in den erwähnten Umſtänden aus früherer Zeit vieles *der Sage gemäſs*, und einzelne beſtimmte Ausdrücke herübergenommen, nicht etwa, wie im Biterolf, bey bequemer Gelegenheit nachgeahmt. Daſs Pilgrim erſt aus der Klage in *unſere* Nibelungen gekommen ſey (S. XXI), wollen wir gern zugeben: aber die Annahme, daſs auch die ausführlichere Bezeichnung der Örtlichkeiten an der Donau den Volksliedern von den Nibelungen nicht ſchon eigenthümlich geweſen, ſetzt eine Abhängigkeit unſerer Nibelungen von jener vermutheten alten Klage voraus, die nicht leicht zu erweiſen iſt. Ob die Klage vor unſeren Handſchriften ein oder mehrere Male umgearbeitet ſey, auch wohl bey ihrer Aufnahme in die Nibelungenhandſchriften von Neuem verbeſſert, wie es allerdings noch ſpäter in der Quelle der St. Galler Handſchrift und endlich in der erſten von Hohenems geſchehen iſt, — dagegen wiſſen wir ſo wenig zu ſagen, als wir es für erweislich halten: nur ſcheint aus den ehemals von uns aufgeſtellten Beweiſen dieſs klar zu ſeyn, daſs die Klage, wie auch verändert, doch in der gegenwärtigen Geſtalt noch ſich zeige als nicht für unſere Nibelungen gedichtet. Deſshalb nahmen wir eine erſte verlorene Sammlung von Nibelungenliedern an, die nach einer kürzeren Einleitung nur den zweyten Theil unſeres Gedichts, oft in anderer Darſtellung, aber zugleich den Inhalt der Klage enthielt, und deren Ordner, um ſie dem ungläubigen Zeitalter zu empfehlen, ſich am Schluſs etwa auf Konrads lateiniſche Geſchichtserzählung berief, aus der er die Volkslieder mochte hie und da, beſonders am Ende, vervollſtändigt haben. Daſs ſich nun ein Geiſtlicher entſchloſs, den vermuthlich wenig ausführlichen und nicht im Geſange lebenden Schluſs jener Sammlung, in Nachahmung anderer Gedichte der deutſchen Sage, in kurzen Verſen weiter auszuarbeiten, iſt gar nicht verwunderlich. Wie viel aber ihm ſelbſt, und was ſeiner Quelle angehöre, wird nicht leicht geſagt werden. Oft genug führt er zwar den älteren Dichter an: haben wir aber, was Hr. *v. d. H* meint, und wir weder behaupten noch leugnen, eine umgearbeitete Klage vor uns: ſo kann damit immer der erſte Dichter *der Klage* gemeint

seyn. Dieser Zweifel ist der nicht zu verachtende Gewinn, den wir aus Hn. *v. d. H's.* in ihrer weiteren Ausführung unstatthafter Vermuthung ziehn. Was er S. XIII bemerkt, widerlegt nicht unsere Meinung, sondern eine andere, deren Urheber uns nicht bekannt ist. „Die Annahme, sagt er, dass der *letzte* Dichter der Klage ein älteres Nibelungenlied in Liedesweise vor sich gehabt, und daraus seine Abweichungen herrühren, ist schwierig, weil die *ältere* Klage nicht wohl ein besonderes Gedicht seyn konnte, so wenig als der alleinige Inhalt von Pilgerims Werk." Von diesem Gegner lässt sich der Vf. seine alte Nibelungen-Erzählung in kurzen Versen und die neuere Klage ohne Umstände zugeben: erst bey dem umgearbeiteten und verkürzten Gedichte soll eine Liedersammlung zu Rathe gezogen seyn, deren Fortsetzung es eben nun bilden sollte. Wir leugnen aber die Verkürzung (d. h. das Weglassen der früheren Begebenheiten, die in der Nibelungen Noth stehen), und setzen, falls man doch eine oder mehrere Bearbeitungen der Klage annimmt, schon die erste Ausgabe später als die älteste Liedersammlung. Der andere Einwand trifft zwar unsere Ansicht auch: „als Fortsetzung eines solchen älteren Nibelungenliedes (soll heissen: wäre die Klage Fortsetzung eines älteren N. L.: so) hätte sich dieses doch wohl mit einer der vielen Handschriften der Klage erhalten müssen." Allein der Grund ist überhaupt nur schwach: wer sagt uns, dass die Urschrift der Klage, oder auch nur jemals eine Abschrift, wenn es dergleichen vor der zweyten oder dritten Nibelungensammlung gegeben hat, der älteren Liedersammlung unmittelbar beygefügt ward, der das Gedicht eigentlich nicht einmal als Fortsetzung diente, weil ja nur der letzte Abschnitt ausführlicher darin abgehandelt war?

Über die Entstehung des N. L. selbst äussert sich Hr. *v. d. H.* jetzt bey Weitem anders, als sonst. Nach S. XXIX „verleugnet es nicht seinen Ursprung aus älteren und anderweitigen (und seinen Zusammenhang mit anderweitigen?) Volksliedern." Dabey werden die Andeutungen anderer Sagen erwähnt, Dunkelheiten, Widersprüche, neues Anheben „wie in einzelnen Liedern" u. dgl. Hätte nur der Vf. weniger das Bekannte wiederholt, als bisher Übersehenes angemerkt! „Aber die Zusammenfügung des Ganzen, heisst es nun (S. XXX), erscheint doch weit anders, als etwa die in jenen wirklich noch rhapsodischen — Eddaliedern, oder wie in der ähnlichen, nur noch weniger zusammenhängenden Gruppe der altdänischen Lieder dieses Kreises." Warum vergleichen wir die Nibelungen nicht lieber mit dem hörnenen Seifried und dem Rosengartenliede, welche der Vf. (S XVI. XX) als zusammengefügt anerkennt, oder mit Alphart? Da würde sich der Ähnlichkeit mehr finden, wenn gleich unser N. L. allerdings weit sorgfältiger und künstlicher angeordnet ist, in einer Zeit, wo die Sprache noch reiner war, die Lieder zahlreicher und minder verderbt, die Kunst des Erzählens eben recht aufgeblüht und noch unverwildert. Kein Wunder daher, dass unser Vf. noch immer in dem Gedichte „das göttliche Gemüth eines einigen unergründlichen Dichters erkennt (S XXVII). Wir geben das willig zu, wenn man mit diesem Dichter das *Volk* meint, dessen unergründlicher Geist sich freylich in dem Ganzen, wie fast überall in den geringsten Theilen des Werkes, abbildet. Soll es aber (S. XXVIII) ein ritterlicher Sänger, und zwar ein Dichter, nicht bloss ein Sammler, Ordner, Bearbeiter gewesen seyn: nun so zeige man uns doch aus dem Anfange des XIII Jahrhunderts einen Ritter, oder, aus welcher Zeit man will, einen Dichter, der alte Sagen völlig im Sinne des Volks in sich aufzunehmen, der sie, selbstständig schaffend, zu einem langen Gedicht, aber wiederum volksmässig, auszuführen vermochte. Man zeige uns anderswo, bey solcher Vortrefflichkeit, diesen nur allzu fühlbaren Wechsel des Tons, die augenscheinlichen Widersprüche, die Lücken der Erzählung in wichtigen Puncten, ja in dem Umstande, der *alles* Übrige bedingt. — Seifrieds und Brünhildens früherer Begegnung. Alles diess aber erklärt sich, nimmt man einen Ordner an, der, selbst aus dem Volke hervorgegangen und in ihm lebend, mit einer reichen Anzahl von Liedern bekannt, das Zerstreute vereinigte, ordnete, mit Achtung und Scheu vor dem alterthümlichen Gesange — die selbst bey dem Hohenemsischen Umarbeiter noch sichtbar ist — nur Unwesentliches veränderte durch unschuldigen Schmuck und Beschreibungen, durch Verheimlichung des Wunderbaren oder Unglaublichen, dem ekler gewordenen Zeitalter die halb unwillig geliebten alten Gesänge wieder empfahl. Uns ist es schlechterdings unbegreiflich, wie Hr. *v. d. H.* seine beiden Sätze, von dem Ursprunge der Nibelungen aus Volksliedern, und von jenem einzigen Dichter, über dessen Verfahren er sich doch endlich erkläre, so verträglich neben einander stehen heisst. Uns scheint sogar die ganz verschiedene Behandlung und Verknüpfung der Lieder in der ersten und in der zweyten Hälfte unwidersprechlich zu beweisen, dass der Ordner eigentlich zweye gewesen sind, die wir an einem anderen Ort (Auswahl a. d. Hochd. D. des 13 Jahrh. S. XVII), in Beziehung auf die älteste verlorene Sammlung, den zweyten und dritten genannt haben. Dort ist auch, zu weiterer Bestätigung, die Verschiedenheit der Reimgebräuche im ersten und zweyten Theile des Gedichts nachgewiesen; und Rec. erlaubt sich, jenen Bemerkungen hier, zum Theil berichtigend, noch Einiges beyzufügen. Einmal hat auch der dritte Sammler (im ersten Theil) sich einen falschen Reim nach der Art des zweyten erlaubt, 1697 *mêr: her.* Einer aus dem zweyten Theil ist übersehen, 9287 *in: gesin.* Die verkürzten Dative sind in beiden Hälften nicht ganz selten: in der ersten, ausser dem dort angeführten, noch mehrere Male *lant*, 136, *lip*, 3516 *wip*, 4402 *tôt* (1651. 5930 *dem fluot* nur in der St. Galler Handschr.); in der zweyten *lant* (aber, ausser 5767 (?), nur in dem Falle, wenn *der Hiunen lant* u. dgl. behandelt wird wie *Hiunenlant*: denn in solchen Zusammensetzungen ist die Verkürzung des Dativs überall erlaubt: 6175 ist die Interpunction unrichtig), 5999 *wip*, 6720 *lip*: 8165 und 9493 könnte man für *ez* schreiben *es*, und die Unregelmässigkeit wäre beseitigt. Eine unrichtige Form im Reime bemerken wir noch aus dem ersten Theil 1478. 2572 *klein* für *kleine*: denn *hart* für *herte* bey dem zweyten Ordner 8155 hat schon

bessere Gewährsmänner für sich. Was der zweyten Handschrift von Hohenems nicht gehört, wird hier natürlich übergangen. Eine Menge einzelner Wörter und Redensarten, die nur einem der beiden Ordner geläufig sind, wird man bey geringer Aufmerksamkeit gar leicht selbst herausfinden. Nach Hn. *v. d. H's.* Bemerkung (S. LIV und 554) ist die spätere Umarbeitung in der Hohenemser Handschrift älter als 1232. Der dritte Ordner aber arbeitete ohne Zweifel erst nach Wolframs Parcival, der später als 1195, in welchem Jahr Heinrich von Veldeke frühestens gestorben seyn kann, aber vor Wirents Wigalois (um 1212 nach Benecke) und vor Landgraf Hermanns Tode (1215) vollendet ward. Aus dem Parcival nur konnte unser Ordner sein *Zazamank* (1462) nehmen, worüber der Herausgeber S. XLVI allzu zweifelhaft spricht; und vermuthlich kamen eben daher manche französische Wörter, die weder Heinrich von Veldeke noch Hartmann von Aue gebraucht hatte. Diese Zeitbestimmung aber macht es sehr wahrscheinlich, dass beiden Ordnern erst die genauere Einrichtung der Reime gehört. Denn im Volksgesange war damals schwerlich schon der kaum erst aufgekommene strenge Reim an die Stelle der Assonanz getreten. Wagte doch um dieselbe Zeit, oder vielleicht noch späterhin, der Umarbeiter von Wernhers Maria so manchen höchst ungenauen Reim und oft blosse Assonanz. Dennoch aber verrathen sich unsere Ordner überall noch als Volksdichter, die den Gebrauch der höfischen nicht als unverbrüchliches Gesetz befolgten, in den Participien auf *ôt* und manchen anderen Formen, auch in ein einzelnen Wörtern, von denen wir nur *magedîn* anführen, dessen sich alle kunstmäsigen Dichter sorgfältig enthalten. Wir finden es nirgend bey Hartmann, Wolfram, Wirnt, Walther und Gottfried, wohl aber in der Eneit, häufig in Maria und Morolf, in allen Theilen des Heldenbuchs und Gudrun, wie in dem späteren Wigamur, bey dem alten Kürnberg, M. S. 1, 392, einmal bey dem nicht selten bäurischen Tannhäuser, M. S. 2, 602, zweymal in Flora 5566. 6764, einmal im Trojanischen Kriege 24195, in einer späteren Erzählung bey Müller 3, XXII, 135.

Um Hn. *v. d. H's.* Ansicht ja nicht zu entstellen, heben wir noch eine Äusserung hervor, durch die vielleicht Anderen seine Vorstellung vom Ursprunge des N. L. deutlicher wird: Rec. verhüllt sie Alles nur in tieferes Dunkel. S. XX lesen wir: „Alle diese Lieder und Sagen, insonderheit die Niflunga-Saga durch ihre grosse Übereinstimmung, deuten aber auch auf ein älteres oberdeutsches Nibelungenlied, etwa in der Form, welche das jetzige mit dem Siegfriedsliede, den beiden Rosengartenliedern und anderen gemein hat, und etwa auch in deren kürzerer volksmäsiger Darstellung." Diess schon ist uns nicht klar, wie die Niflunga-Saga auf etwas Anderes, als die mit Erzählung gemischten einzelnen Lieder hindeute, die sie ausdrücklich erwähnt. Eben so wenig finden wir jene Andeutung in den übrigen Liedern und Sagen. „Ein solches kürzeres Nibelungenlied, fährt Hr. *v. d. H.* fort, welches, wie die Eddaischen und Dänischen, und selbst noch unser Siegfrieds- und Rosengarten-Lied, aus einigen, vorher einzelnen Liedern verbunden seyn mochte, obwohl diese höher hinauf selber aus einem Ganzen entsprungen waren, — konnte die nächste Grundlage unseres Nibelungenliedes seyn." Also, dieses kürzere Lied wäre die Grundlage; einzelne ausgeführtere Erzählungen, so scheint es nach dem vorher Angeführten, hätte man eingeschaltet: der einzige Dichter aber soll, bey aller Anhänglichkeit an seine Quellen, doch immer noch seinen, des Einzelnen, „eigenthümlichen Geist zeigen;" in allen, auch den kleinsten Theilen des Werkes soll sich des Einen Gemüth in seiner ganzen Fülle offenbaren. Das geht doch rein über alle Grenzen eines menschlichen Dichtungsvermögens hinaus. Und wie ist es dem Vf. gelungen, die Spuren des kürzeren, dem Ganzen zum Grunde liegenden Gedichts aufzufinden? Oder, sind diese Spuren verschwunden, womit rechtfertigt er seine Annahme? Die Annahme, sagen wir, eines kürzeren, aber Alles umfassenden Liedes, *das dem unserigen zur Grundlage gedient habe.* Denn dass es dergleichen Lieder gegeben hat, die aber von unseren Ordnern *nicht* gebraucht worden sind, wer will das leugnen? Man wird sogar zugeben müssen, dass diese umfassenderen Lieder, je näher dem Ursprung der Sage, desto treuer ihrem Inhalt gewesen sind, und sie sowohl, als die von beschränkterem Umfang, auch in der Darstellung nicht selten besser, als die in unseren Nibelungen. Ist doch die Sage von der Nibelungen Mordanschlag auf Seifrieden später noch, so wie sie uns im hörnenen Seifried überliefert wird, bey Weitem lebhafter und schöner gesungen, als in der Nibelungen Noth. Allein ob zu einer Zeit und in einer Gegend, wo so viel einzelne Lieder bekannt waren, die alle oder fast alle Theile der Sage, abgesondert, ausführlich erzählten, auch noch ältere, das Ganze umfassende Gesänge im Gedächtniss blieben und etwas galten, — darüber lässt sich wenigstens streiten. Ihr nothwendig häufiger Widerspruch gegen die Erzählungen einzelner Begebenheiten stellte sie leicht, bey den Liederkundigsten eben, in Schatten. Und so hat es schon an sich wenig Wahrscheinlichkeit, dass unsere Ordner ein Gedicht, das die ganze Sage begriff, zum Grunde gelegt haben. Die Anordnung der Lieder konnte ja, bey dem reichen Vorrath, der ihnen zu Gebote stand, keine Schwierigkeit machen; wenn man auch nicht annehmen will, dass der Zusammenhang des Ganzen schon damals aus mündlichen Erzählungen ohne Gesang bekannt war; wenn man auch für Oberdeutschland die im Norden übliche Art, Gesang mit Erzählung zu verbinden, nicht für erweislich hält.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Stuttgardt, b. Löflund: *Neues A B C-, Syllabier- und Lese-Buch nach Weisse, Funke und Löhr.* Von *M. (Magenau).* Zweyte Ausgabe. Mit 25 schönen Kupfern. 1820. 28 u. 72 S. 8. (20 gr.) S. d. Rec. Jahrg. 1807. No. 35 u. Jahrg. 1818. No. 182.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

1) BRESLAU, b. Max: *Der Nibelungen Noth* zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit den Lesarten aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *Friedrich Heinrich von der Hagen* u. s. w. 3 Aufl.

2) Ebendaselbst: *Der Nibelungen Lied* zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit Vergleichung aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *F. H. v. d. Hagen* u. s. w. 3 Aufl.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Aus den bisherigen Betrachtungen folgt die Aufgabe von selbst, welche die philologische Kritik an den Nibelungen zu lösen hat. Ihr Ziel muss nothwendig das seyn, die Arbeit des dritten Ordners in ursprünglicher Reinheit wiederum herzustellen. Allein die Schicksale der Lieder, bevor sie zu diesem Ordner gelangten, machen das Geschäft des Kritikers schwierig. Es ist nicht genug, wenn er, in feiner und sorgfältiger Beobachtung, alle, auch die geringsten Eigenthümlichkeiten jenes Ordners sich bekannt und geläufig gemacht hat. Denn wir finden schon, dass er ein früheres Werk, die zweyte Sammlung, ohne durchgehende Veränderung aufnahm; dass beide Ordner die Volkslieder, welche sie sammelten, dem Inhalte nach fast ganz bestehn liessen, auch in der Form nicht auf die strengste Regelmässigkeit der Kunstpoesie ausgingen, und also gewiss Vieles, was sie in eigenen Werken nie gebraucht hätten, aus Liedern verschiedener Dichter ohne Abänderung in ihren Sammlungen duldeten. Noch mehr hindert den Kritiker die Beschaffenheit der erhaltenen Handschriften, über deren Verhältniss Hr. *v. d. H.* nun sorgfältigere Untersuchungen angestellt hat, deren Erfolg er S. XXXII — LIV angiebt. Die zweyte Handschrift von Hohenems (jetzt EM. genannt), welche dem ursprünglichen Text am nächsten steht, reicht schwerlich hin zur Wiederherstellung desselben. Scheuet man den Versuch, zu dem wir doch rathen möchten: so wird die Angabe beschränkt auf Erneuung eines schon überarbeiteten Textes, der allen übrigen Handschriften zum Grunde liegt: der St. Gallischen (G) auf der einen Seite, in der er nicht oft scheint *absichtlich* verändert zu seyn; auf der anderen, der Handschrift von München (M), der Wienischen (W), und der ersten aus Hohenems (EL), welche alle, durch mehrfache Bearbeitung, sich von ihrem Urtext weit entfernen, aber in sehr verschiedenem Grade. Die Bruchstücke anderer Handschriften schliessen sich, nach des Herausg. Untersuchungen, alle gar nicht an EM, auch nicht zunächst an G, sondern sie stimmen theils mit M, ein Paar auch mit W. Das Verhältniss der Handschriften M und W unter einander, wie gegen EL, bleibt noch genauer zu erforschen, den Lesarten nach mehr, als, worauf Hr. *v. d. H.* zu viel giebt, in Ansehung der Strophenzahl. Dann werden, bey einer neuen Ausgabe des Gedichts, die kritischen Regeln genauer können aufgestellt werden, als wir es bey Anzeige der vorigen Ausgabe vermochten. Für die meisten Fälle indess werden schon unsere Regeln hinreichen, und die Grundsätze, auf denen sie ruhn, dürften wohl keinen Widerspruch finden. Auch Hr. *v. d. H.* hat nichts dagegen gesagt: warum verschweigt er, ob ihn Zweifel an der Richtigkeit, oder das Schwierige der Ausführung abschreckte? Ungewissheit und Irrthum werden auch bey unserer Verfahrungsart nicht ganz fehlen: dennoch käme man so dem ursprünglichen Texte ohne Vergleich näher, als Hr. *v. d. H.*, der auch in dieser Ausgabe, deren Einrichtung er S. LIV — LXIII beschreibt, die St. Galler Handschrift beynahe wörtlich und buchstäblich wiedergegeben hat. Vermuthungen schliesst auch seine Weise vom Texte nicht aus, und zum Theil recht bedeutende, wie Z. 9315 *rêwunde*, eine, wie uns dünkt, vortreffliche und nicht zu bezweifelnde Verbesserung.

Wir enthalten uns jeder Vergleichung der früheren Ausgaben Hn. *v. d. H's.* mit der gegenwärtigen, die an Treue und Zuverlässigkeit so hoch über jenen steht, dass jede Erinnerung an dieselben für den Herausg. nur schmerzlich seyn könnte. Um aber mit Einem Worte den Werth und die Brauchbarkeit des neuen *Textes* für den *Kenner* zu bezeichnen, setzen wir ihn dem *Müllerischen* Abdrucke des Parcivals gleich — nicht dem der Nibelungen, weil Hn. *v. d. H's.* Handschrift vorzüglicher ist — und rechnen dem Herausg. als überwiegendes Verdienst nur die vermiedenen Druckfehler an, und die Verbesserung einiger Versehen des St. Gallischen Schreibers. Die Feststellung der Orthographie macht Unkundigen zwar das Lesen etwas leichter: doch ist sie nicht so durchgreifend, dass sie dem Gelehrten

genügt. Die Interpunction, so willkommen sie dem Anfänger seyn muss, ist für den Geübteren von geringem Werth, zumal in einem so leichten Gedicht, und bey ihrer Ungenauigkeit: denn in der Regel vertritt das Comma die Stelle aller anderen Zeichen.

Eine Stelle der Einleitung (S. LV) gab uns Anfangs eine etwas vortheilhaftere Meinung von dem kritischen Verdienst dieser Ausgabe. „Alle einzeln und als Eigenheiten stehenden Abweichungen aller Handschriften, fielen auch den Lesarten anheim; *selbst aus G*, doch nur wenig bedeutende." Danach erwartet man nur höchst selten eine Lesart unter dem Text zu finden mit dem Zeichen A, wodurch Hr. *v. d. H.* ausdrückt, alle Handschriften, außer der von St. Gallen, stimmen in einer doch nicht aufgenommenen Lesart überein. Man trifft aber dieses Zeichen fast auf jeder Seite mehrere Male an, auch wo der St. Gallischen Lesart innerer Werth nicht den Vorrang vor der anderen einstimmiger Aussage giebt.

Sind doch sogar offenbare Schreibfehler aus G, die auf keine Art zu vertheidigen stehn, in den Text aufgenommen, wie 2345 *frou* im Dativ, 9464 *triuwen* im Accus., 8983 *helme* im Accus. Sing., 6328 *niemene* im Accus., 7210 *manek wîk*, da doch der Accus. des Adjectivums das Kennzeichen erfodert, 213 der Genitiv bey *freischen*, 368 *wundern* mit dem Nominativ der Sache statt des Genitivs, 271. 1234. 1831. 4739 (alle Mal gegen *Müllers* Abdruck, ohne Anzeige). 4000 (gegen A) *diu* für *die*, 345. 804. 5997. 6048 *dô* für *dâ* und umgekehrt, 6416 *da nâch* für *dar nâch*, 2808 *ze werlde* für *zer*, 7446 *märe* f. *mére*, 4956 *ellenhaft*, 2759 *aller hende* f. *hande*, die Präpositionen *mite* 4911 und *ûze* 8054 für *mit* und *ûz*, 2628 sogar der Schreibfehler *ûz* sammt der nachfolgenden Berichtigung *zuo*.

Auch manche Formen und Schreibungen, die G allein oder mit wenigen Handschriften des 15 Jahrh. gemein hat, mussten den gewöhnlicheren Platz machen. Vor Allem ganz fehlerhafte, wie die Präterita *honde*, *gonde*, *begonde* (dabey Widerspruch in den Angaben bey 1640 und 1675), und *erkrommen* 51, die ungenaue Schreibung *verge* statt *verie*, und *bûhurdiren* für — *ieren*, die grundlosen Dehnungen *geruozen* f. *grüzen* und *Siverit*, das ungut seines Tieftones beraubte *mettene* 5012 für *mettîne* (*mettîn* im Reim, M. S. 2, 185 b), die Niederdeutschen Formen *schef*, *Gelfrâde* und *ahzêntem* 5513, das Substantiv *willekom* oder *willekome* (s. Troj. Kr. 5631. g. *Schmiede*, 218) anstatt des Adjectivums gebraucht 2221. 5795. 9564. *Alle wâr* 4437 und *en hande* 3959 sind in G vielleicht blosse Schreibfehler: doch steht *hande* für *hende* auch 7505, wider den allgemeinen Gebrauch, und im Reim nur bey Dichtern, wie denen von Maria (5572 l. *sînen handen*), 4331, Wigamur 5946, Gudrun 1902. 2298. 2700. 5736. 6740, Biterolf 5080. 9012. 10039. 10145. *ſô zehande* Biter 3143. 9697. 12509. *behande* 13094. *Want* für *wan* ist nicht zu vertheidigen 1659. 3948. 3950. 8631, obgleich die Verwechselung sich auch anderswo findet. *Stiuben* für *stieben* lässt man sich ein einzelnes Mal 2390 wohl gefallen, da man solche alterthümliche Formen noch hie und dort antrifft, wie *triugen*, *liugen*, *biuten*, *fliuhen*, ja sogar *klûben*, Titur. XVI, 20. Maria 3582. Hingegen *geruowen*, *zerbluoven*, *truoven*, oder die richtigeren Formen mit *ûw* oder *iuw*, aus G in die Nibelungen aufzunehmen, ist gewiss gegen die Mundart unserer Ordner, da alle übrigen Handschriften die Formen auf *ouwen* vorziehen. Ferner hat G., und Hr. *v. d. H.* mit ihr, öfter, als sonst die besten Handschriften jener Zeit, und zumal die der Nibelungen, jene ungenaue Declination der Beywörter, *diu minneklîchiu kint*, *diu schöniu meit*, *der diu daz edel*, *der übel*, *dem künem*, *mir armem*, *ir guote ritter*. Am wenigsten ist aber zu geben auf die unsorgfältige Aussprache des *n* in *umbetwungen*, *ummuoze* und dgl. Wörtern, die Hr. *v. d. H.* sehr gewissenhaft nachschreibt. Auch *re* für die Präposition *er* ist in anderen Handschriften selten, und nichts als unvollkommene Bezeichnung der Aussprache. Es findet sich nämlich allein nach unbetonten Sylben, *er revant*, *wir rebeiten*, *niemen rewerben* (237, in diesem Beyspiel ganz fehlerhaft, nach dem Einschnitt des Verses), um zu bezeichnen, dass die tonlose Sylbe schwebend betont, und das folgende *e* in *er* stumm werde, *er 'rvant*, *wir 'rbeiten*, *niemen 'rwerben*. Durchaus fehlerhaft sind die Präterita *satzet* 8803. 9125. 9428, *lôsete* 2021. 2581, *fuogete* 7431. 9143, *betruobete*, *beswârete* 7747, von denen das letzte nur zu vertheidigen wäre, wenn *beswâren* sonst in den Nibelungen vorkäme. Die Grammatik erfodert die umgelauteten *setzete*, *lœsete*, *füegete*, *betrüebete*, *beswærete*, oder die verkürzten mit dem Rückumlaut, welche in jenen Stellen das Versmass verlangt, *sazte*, *lôste*, *fuogte*, *betruobte*, *beswârte*.

Die eigenthümlichen Lesarten aus G anzuführen, die ohne Grund dem einstimmigen Texte der übrigen vorgezogen sind, kann nicht die Aufgabe einer blossen Recension seyn. Wir begnügen uns, einige anzumerken, die zugleich wider den Vers sind. Der Dativus *dem fluot* ist schon erwähnt: nicht besser sind die rührenden (reichen) Reime *von dan: dan* 5985. Ferner 77 ist *vil* ein müssiges Einschiebsel des Schreibers, wie auch sonst häufig, und nicht selten zum Verderben des Versmasses, 1775. 1861. 2351. 2539. 2675. 5013. 6099. 8012; *die [lieben] triutinne mîn* 2175 desgleichen. 2437 *in becken von golde rôt*, ein Schreibfehler, der älter zu seyn scheint als G (denn schon in EL ist gebessert *goldes rôt*): die richtige Ordnung der Wörter gewährt EM. 4096 *Vil sêr erschrakte do Sigemunt*: nur diese Lesart, vom Herausg. zusammengesetzt, ist wenig rhythmisch, alle handschriftlichen erträglich, auch die von G. 4677 lese man *Als* für *Alsam*, 4756 *künen* mit A für *herlîchem*, 5148 *mîn ende* mit A. 5267 l. *mit ougen mîn* für *mit mînen ougen*. 5370 verderbt die Schreibung *Waldchen*, welche nur G hat, das Versmass. 5472 *[Her] Rüedgêr und sîne friunde*. 5532 l. *Gelebten bî Kriemhild sît manigen frôlîchen tak*, 5617 *si was im sô sîn lip* 5748 *Man gab in herberge* genügt *schône herberge* überlädt den Vers mit einer Hebung; *schôn* aber ist fehlerhaft. 5870 *Ine wil, daz ir iemen* — ist schwerlich deutsch; *niht* füllt auch den Vers besser. 6395 l. *z' eime schafte*, 7152 *nîdet*, 8079 *ditze ist ein grimmiu nôt*, nicht *grimmigiu*.

8458 ist *unde* zu tilgen. In manchen Stellen wird durch die St. Gallische Lesart das Versmafs zwar nicht garade vernichtet, aber sie ist doch eben für den Rhythmus die unbequemste, wie 679. 2034. 2582. 6097. Anderswo ist sie kaum sprachrichtig, wenigstens gegen den häufigeren Gebrauch: so 2232. 2889. 5172.

Dagegen weicht Hr. *v. d. H.* auch wieder von seiner Urschrift ab, ohne dafs man den Grund vermuthen kann, den nirgend eine Anmerkung andeutet. 428 haben G. EL. M. *der künik Gunthêr:* warum wählt der Herausg. aus EM (und W?) *der herre Gunthêr?* Warum 2165 *brüder*, da G und EM das richtigere *bruoder* lieferten? 5007 schwanken die Handschriften zwischen *schaden* und *schande:* nur EM hat den sprachwidrigen Accusativus *schanden*, und auf diesen fällt Hn. *v. d. H's.* Wahl. 6456 ist die Fügung *wider Gelfrâte* untadellich; s. z. B. Klage 1619 (nach Hn. *v. d. H's.* Ausgabe), Zw. 5391. 6314. Parc. 19601: warum giebt also der Herausg. den Accusativ gegen EL und G? Eben so unbegreiflich ist das Verfahren 9443, wo im Text der Schreibfehler aus EL steht: *Swaz ich fröuden hête, d i e lit von iu erslagen,* mit der Anmerkung: *„frevnde h. div ligit v. EM. friunde h. di sint v. G.* (ist dran gebessert). *hatte* [*von* fehlt] *M.*" Danach ist die ächte Lesart *fröude — diu lît.*

Dennoch würden Leser, die gemäfsigte Ansprüche machen, sich schon begnügen, wenn die Lesarten unter dem Texte ihnen die Möglichkeit gewährten, das Richtige selbst herzustellen, nach eigenem Urtheil. Aber einzelne Blicke, die Rec., beym Durchlesen der neuen Ausgabe, in die früheren that, haben ihn nicht überzeugt, dafs Hr. *v. d. H.* mit Wahrheit versichere, „die aus den bisherigen Drucken nicht wieder vorkommenden Lesarten seyen Schreib- oder Druck-Fehler." So steht 64 für *noch got* bey *Müller got noch*, 298 für *dâ* das allein richtige *dô;* Hr. *v. d. H.* schweigt. 334 liest man ohne Anmerkung: *moht' er wol sîn; Müller* hat *mohte er vil wol sin*, Hn. *v. d. H's.* erste Ausgabe (doch wohl aus M) *der reche mohte sin.* 2364 hat M nach dem vormaligen Bericht, *ward da durch ir zucht:* hat nun der Herausg. damals geirrt, oder jetzt, wo er uns glauben läfst, in M stehe *ward durch zucht?* 5465 ward sonst aus M angeführt, *geherbergen nicht:* die neue Ausgabe sagt nicht, dafs die Handschrift von G (*niht geherbergen*) abweiche. Und wer wird zweifeln, ob in folgenden Angaben Irrthümer obwalten? 1001 im Texte *zerhouwen*, mit der Anmerkung: *„verh. EL. M. ze hofe W. M.*" In M steht nach der ersten Ausg. *verhouwen;* EM hat *zerhouwen*, wie auch G nach der zweyten: welche Handschrift ist nun also M, in der *ze hofe* gelesen wird? 1308 fehlt in EM nach *Müller* und nach unserem Herausgeber, der aber doch anmerkt: *Chriemhilden G. EM. M. W.* 2708 *ez sus: „sus ez M.*" Das Letztere hat EM, wenigstens *Müller;* M nach Hn. *v. d. H.* 1 Ausg. *ez sus:* wo ist nun der Schreib- oder Druck-Fehler? 4951 werden aus EL zwey verschiedene Lesarten angeführt, deren eine nach *Müller* EM gehört. 6547 bey *fröude zergân* führt Hr. *v. d. H.* aus EM an, *vreude ergan: Müller* giebt *vreudez ergan.* Wer hat nun Recht? Ist bey *Müller* ein Druckfehler, er verdiente doch ein Wort oder ein Zeichen: wen befriedigt die Versicherung, was nicht wieder vorkomme, sey verdruckt? Etwas in der neuen Ausgabe als Schreib- oder Druck-Fehler zu entschuldigen, wird uns dadurch ausdrücklich untersagt. 6815 lesen wir jetzt ohne Anmerkung *im sturme:* vermuthlich haben alle Handschriften *in*, wie *Bodmer* hat drucken lassen, und Hr. *v. d. H.* selbst zwey Mal. 7757 *Blödelînes recken: Bodmer* giebt *Die* Bl. r., aus eigener Willkühr, oder aus EL? Nicht selten ist auch die Angabe der Lesarten durchaus unverständlich. So wird 454 zu den Worten, *Umbe disiu märe, diu er hie vernam*, Folgendes angemerkt: *vm G solhiu m. als er EM. die A.* (auch G)." Worauf bezieht sich nun die letzte Angabe? Haben alle Handschriften *die* für *diu* oder für *hie? Hie* scheint in allen zu stehen: für *diu* hat EM als, G (nach Hn. *v. d. H.* 1 Ausg.) *di*, M und W wahrscheinlich *die*, EL schwerlich. 1602 *Guot unde schône* (l. *schône*), *vil michel unt vil stark: „vil sch.,* [*vil — vil* fehlt] *M. u. st. W. vnt G.*" Hat G in der ersten Vershälfte *vnt*, warum steht die Anmerkung nicht *vor* der Wienischen Lesart? In der zweyten hat auch der Text *unt:* die ist also schwerlich gemeint. Aus der Münchner Handschr. ward sonst hier etwas Anderes ausgezeichnet, *und ouch vil schone.* 3905 *dem Kriemhilde man: „dem Chr. EM. EL.*" Dafs EL *dem* habe, wissen wir durch *Grimm*, A. W. 2, 175; *Müller* (EM), Hn. *v. d. H's.* zweyte Ausgabe (G), sammt der ersten (M) geben *der*. Diefs erwähnt der Herausg. gar nicht, und verwirrt uns in unlösbare Zweifel. Man sieht, nicht einmal über die St. Gallische Lesart giebt er immer hinlänglichen Bescheid. 1144 steht im Text *schöneres:* aus EL und M wird *schoners* (z) angemerkt: Aber eben diefs (*schöners*) haben *Müller* (EM) und *v. d. H.* 2 (G). 1325 im Text *het: „het EL.*" Wozu die Anmerkung? *Müller* (EM) *hete*, *v. d. H.* 2 (G) *het.* 1882 *Burgonden: „burgonden* EM. EL. (immer)." Erst aus *v. d. H.* 2 sieht man, dafs G. *Burgunden* hat. 3462 *uppechliche* (l. *üppeklîche*) ohne Anmerkung über G, die nach *v. d. H.* 2 und Wien. Jahrb. 5, 270 *uipechliche* schreibt. 6382 steht *wizzen* im Text, defsgleichen in *v. d. H.* 2: gleichwohl ist eben diefs *wizzen* nach der Anmerkung die Lesart aller Handschriften *aufser G.* Wer kann sich daraus vernehmen? Bey *Müller* findet sich *wizen.* An sehr vielen Stellen sind auch die Lesarten so aufgeführt, dafs man nicht weifs, welcher Handschrift jede gehört: z. B. 2605 *„man sach (sahe) in* EM. EL. M. W." Nun sieht man wohl, dafs EM *sach* habe, W aber *sahe:* allein wie steht es mit EL und M? Zweifel der Art tritt beynah auf jeder Seite mehrere Male ein. Aufserdem sind, zur Ersparung des Raumes, die Lesarten so unbequem angezeigt, dafs es schwer hält, in veränderten Stellen die Texte einzelner Handschriften für einen oder mehrere Verse zusammenzufinden. Im Texte selbst ist der Übelstand nicht abgestellt, sondern bey der neuen Ausgabe noch vermehrt, dafs fremde und nicht selten störende Strophen aus anderen Handschriften, nur durch Sternchen bezeichnet, die St. Gallischen unterbrechen, nicht, wie es S. LXIII heifst, „ohne Einmischung der Überarbeitung," zuweilen sogar in

neuerer oder abweichender Schreibung, wie 84 *diser*, 89 *wuchse*.

Wir gehen jetzt genauer auf die Rechtschreibung ein, über die sich der Herausg. S. LVI—LVIII erklärt. „Sie beschränkt sich, sagt er dabey, natürlich nur auf dieses Werk, und insonderheit auf die St. Galler Urschrift [Handschrift] desselben, und hauptsächlich wird diese nur in sich selber folgerecht gemacht." Uns leuchtet dieser Grundsatz nicht ein. Wäre nur die Eine Handschrift erhalten, zeichnete sich die Sprache des Gedichts durch eigene Formen einer besonderen Mundart aus vor allen übrigen Schriften derselben Zeit: so möchte jene Weise so natürlich und statthaft seyn, als sie Hn. *v. d. H.* dünkt. Da aber beides gar nicht der Fall ist, alle Handschriften auch sich als unsorgfältig beweisen durch Schreibungen, die sogar das Versmaß zerstören: so darf sich des Kritikers Fleiß nicht der Mühe entziehen, in den übrigen Werken jener Zeit die Bestätigung sowohl als die Verbesserung der Formen zu suchen, die uns in den Handschriften der Nibelungen überliefert sind.

Wir haben schon an der zweyten Ausgabe die Vieldeutigkeit der Vocalzeichen gerügt, welche den Lernenden in stäte Verwirrung setzt, dem grammatischen Studium die größten Hindernisse in den Weg baut, und selbst den Geübteren ärgert, der im Druck unwillig erträgt, was er Schreibern zu verzeihen gewohnt ist. Unsere wenig ausgeführte Erinnerung ist ohne Erfolg geblieben: drum wollen wir dieß Mal die verdrießliche Verwechselung der Zeichen sorgfältiger nachweisen, die fast in jeder Zeile den Leser etwas Anderes auszusprechen nöthigt, als das Geschriebene.

Also das Zeichen *a* bedeutet Hn. *v. d. H.* 1) das ungedehnte *a*; 2) das gedehnte *â*; 3) den Umlaut des ersteren, das offene *e*. 4648 ließt man *gevallet*: der allgemeine Gebrauch fodert *gevellet*, wie *bennet* und *wellet*, mit dem Umlaut bey verdoppelter *liquida*, hingegen *waltet*, *valtet*, *haltet*, *hanget*. Ferner *getraget* 4855 für *getreit* oder *getreget*, welches Letztere, obgleich es seltner ist, Wolfram durch mehrfachen Gebrauch im Reime bestätiget, wie andere Dichter *grebet* und *entsebet*; 7995 *verschranket* für *verschrenket*; 3188 *satel* für *setele*. Auch *magede* für *megede* scheint bey der weiteren Ausbreitung des Umlautes um jene Zeit zu veralten, wiewohl sich noch in Maria S. 33 der kleine *magede: ungesage(n)de* findet. *A* bezeichnet 3) den Umlaut des gedehnten *â*, nämlich *ä*. Sehr fehlerhaft steht 6300c *gewaffen* statt *gewâfen*, 7323 *râtet* für *rætet*, 7714 *truhsâzen* f. *truhsæzen*, wovor schon der nächste Reim *lâzen* bewahren konnte.

Eben so dient das *ä* (æ) zur Bezeichnung folgender Laute: 1) des Umlautes von *â*, 2) des offenen *e* in unzä lichen Wörtern. Da Hr. *v. d. H.* niemals schreibt *lägen* (*ponere*), *wänne*, *ädel*, *här* (*exercitus*), *häizen*: so mußte auch immer gesetzt werden *setele*, *trehene* (*trahene* richtiger, doch minder gebräuchlich), *megede*, *megde*, *megedin*, *berte* (9140 *bärte* gegen G), *jegere*, *gejegede*, *legere*, *nehten*, *hermln*, *mehelen*, *gewehset*, *tegelich*, *gemelich*, *klegelich*, *schedelich*. Ob *mänige* oder *menige* zu schreiben sey, ist nicht so schwer zu entscheiden, als Hr. *v. d. H.* S. LVI meint. Das unrichtige *ä* zieht oftmals noch das Verderbniß der letzten Sylbe nach sich, wie wenn *sätel*, *schämel*, *häven*, *jäger* steht für *setele*, *schemele*, *hevene*, *jegere* 1603. 3207. 2295. 3123. 3748. 3770. 3780. 3836. Erträglicher, aber nicht lobenswerth, sind die verkürzten Dative *wägen* (zu schreiben *wegen*) für *wegenen* 3897, und *trähen* (l. *trehen*) für *trehenen*, jenes indeß in der angeführten Stelle und dieses 2234 dem Versmaß widerstreitend, und in unserem Gedichte niemals einsylbig gebraucht. 3) Hr. *v. d. H.* schreibt immer *tät*, 8505 sogar *getät ich*, ohne auch nur Ein Mal zu sagen, ob er darin der St. Galler Handschrift folgt. In der Klage 208, wo *tete* auf *bete* reimt, wird Hr. *v. d. H.* mit seiner Schreibung im Gedränge seyn: denn *bet tät* würde der neuen Ausgabe nicht geziemen, zumal da beides fehlerhaft ist. Für die erste Person ist uns nur die Form *tete*, einsylbig mit geschlossenem *e*, bekannt, verkürzt nur in nachläßiger Aussprache, die sich auch *sit* oder *da mit* erlaubt; in der dritten Person ist die kurze Form *tet*, mit geschlossenem *e*, gar nicht selten; die regelmäßigste *tete*, wie in der ersten; bey einigen lautet sie auch *tete*, mit offenem *e*, *tät* aber niemals. Endlich 4) ein paar Mal steht *ä* für *a*, wohl nur durch ein Versehen des Schreibers, in *unsiätelíche* 8688, *dem sätele* 854, *dem jagede* 3744 (3752 l. *gejegede* oder *gejeide*).

Das *e* wird in dieser Ausgabe nicht allein in seiner eigenthümlichen Vieldeutigkeit gebraucht, als gedehntes, offenes, geschlossenes, kurzes und stummes *e*, sondern außerdem noch in einer sechsten Bedeutung, für *ä*, den Umlaut des gedehnten *â*. So finden wir überall das Adj. und Adverb. *spähe* mit *e* geschrieben, 7353. 8184 sogar im Einschnitte des Verses, deßgleichen *selik* statt *sälik*, f. 9530, und immer *selde*. Nach S. 578 sind *sälde* und *selde* sogar ursprünglich eins: als Gegenbeweis genügen für dieß Mal die Reime *sälde: gemälde* (von *mâlen*) g. Schm. 583. Georg 4456. 5720. 5826, *selde: velde*, Maria 4159 und (richtiger) *selde: helde*, das. 4485, und sehr oft in Gudrun und Biterolf. Ferner finden wir *geweffen* statt *gewäfen*, welches auf *träfen* reimt; *gelezze* f. *geläze* (s. Müller 3, XL, 194. M. S. 2, 79 a. Meistergesb. 504. Lohengr. S. 23; wogegen *gelezze: nezze* Kolocz. 181 nicht in Betracht kommt); *lezestu iz* 2617 für *lästu'z*, mehrere Male *swere* und *beswæren*, auch 8685 *besweret'*, wo mit den übrigen Handschriften *beswärt'* zu lesen ist; *geschehe* 4867 gegen Wortfügung und Vers, statt *geschähe*. Merkwürdig ist übrigens, daß in den Nibelungen die Substantivendung *äre* niemals in *är* verkürzt wird, wohl aber in ein tonloses *er*: *kocher* 3916. 3922, und 3838 im Einschnitt, *kamerer* 4069, *mörder* 6348 c, *soumer* 6355. *Telender* im Einschnitt 8276.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

1) Breslau, b. Max: *Der Nibelungen Noth* zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit den Lesarten aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *Friedrich Heinrich von der Hagen* u. s. w. 3 Afl.

2) Ebendaselbst: *Der Nibelungen Lied* zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit Vergleichung aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *F. H. v. d. Hagen* u. s. w. 3 Aufl.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

O steht nicht selten 1) für das gedehnte *ö*, in *horen, losen (solvere), gekronet, trosten, note, schone* Subst. und Adj., welche sämmtlich bey Oberdeutschen Dichtern den Umlaut bekommen, den auch der Conjunctiv *kome* erfodert; 5363. 6122. 7413 steht *kome* und *komen*. *Hôrte, lôste, krônde, trôste* Präter. und *schône* Adv. sind richtig. 2) Sehr oft fehlt auch den Conjunctiven mit ungedehntem *ö* ihr Unterscheidungszeichen. *Möhte* sollte stehen z. B. 203. 1328 b. c. 1672. 1674. 1704. 1791. 3279. 3372. 3410. 3996. 4178. 4441. 4442. 4593. 4693. 4690. 4832. 4965. 4975. 5479. 5584. 5618. 7860. 8386. 8651, *töhte* 1328 c, *törste* 1973. 2262. 3504. 5852. 8890. 9179, *dörste* 215. 484.

Der Doppellaut *ou* findet sich zuweilen in *froude*, welches stets *fröude* lautet. Dafs neben *öu* ohne Unterschied auch geschrieben wird *eu*, ist zwar unschädlich, aber doch Überflufs, aufser etwa in Wörtern, wie *greuwen* und *bleüwen*, von *grâ* und *blâ*. Dafs Wort *ouch* mufs zuweilen in *och* verwandelt werden, wie 962. 2203. 2913. 7275. 8203. Dieses *och* ist dem Schreiber von St. Gallen so fremd, dafs er sogar im Reim *ouch* dafür setzt, Parc. 17247. Hr. *v. d. H.* bildet S. 595 *douven*, Prät. *dote:* es heifst *töuwen, töun*, Prät. *töuwete, töute*.

Am gröfsten ist die Verwirrung bey den *U*-Lauten. Das einfache *u* nämlich ist 1) das ungedehnte, 2) das gedehnte, 3) — und hier fängt der Mifsbrauch an — der unbezeichnete Umlaut vom dehnungslosen *u*. Was man gegen das Zeichen *ú* einwendet, ist nicht der Rede werth. Man schreibe also damit, zur Erleichterung der Aussprache, immer die in der Declination umgelauteten Feminina *búrge, húnste, húrte, zúhte, brúste*, die Plurale *stúrme, túrne, sprúnge, wúnsche*, die Conjunctive *verlúr, gewúnne, múge*, defsgleichen andere Wörter, die schon vor der Flexion umlauten, *kúneh, der búrge, fúrste, slúzzel, diu brúnne* (Maria 2521. Gudrun 1085. 2845. 4591), *únde, lúge, trúge, antlútze, gelúcke, kúnne, múnster, lútzel, úbel, kúnftik, flúteklichen, kúnde* Adjectiv zweyter Decl., s. v. a. *kúnt*), *gelústen, kússen, gúrten, kúnden, erfúllen* (auch *erfúlte*, s. Trist. 8882. Maria 3603), *zúrnen (zúrnde* denn *zurnen* ist eine erdichtete Trefflichkeit *Radlofs*), *schútte* (von *schúten*, Troj. Kr. 2901. 23153, oder *schútten*, Maria 3922), *erbúrn* 7791, *fúrhten, fúr, úber*. Alle diese und andere Wörter schreibt Hr. *v. d. H.* gewöhnlich mit *u*; und doch ist offenbar, dafs ein Ungeübter die meisten nicht mit Gewifsheit werde richtig zu lesen verstehen. 4) *U* bedeutet in dieser Ausgabe mitunter auch *uo*, z. B. in *zu, magetum, stul, wusse* (l. *wuose*), *surten*; 5) auch dessen Umlaut *ü, kune, grune, kule, ungefuge, Rudegêr, behuten, furen*; und endlich 6) *iu*, den Umlaut von *û*, in *susten*, 9155, *duhte* 4823. 4842, *hute* 3829.

Uo mufs sich ebenfalls auf sehr verschiedene Art brauchen lassen. Es ist 1) das wahre *uo*; 2) dessen Umlaut, *ü*. Nur *küne, künheit, grüne, ungefüge, übermüte, unmüzik, gütlich*, ferner *die füze, behüten* (Prät. *behuote*, Part. *behuot*), *grüzen, müzen*, sind richtige Formen; 4332 sollte *müse* stehn. 3) Das gedehnte *û*, wofür andere Mundarten *ou* setzen. Häufig findet man, aber erweislich unrichtig, *uof, uoz, uozer, kuome, Ruomolt, Huonolt, huos, truot, garzuon, buohurt, uore, luot* (laut), *lusterliche, truorik, truoren, struochen, suomen, truote* (Präter. von *triuten* und *trûwen*). Von *truowen* u. dgl. war schon oben die Rede. *Nuo* hat der Herausg. mehrere Male aus G beybehalten, wogegen auch nichts einzuwenden ist: allein warum ist es 1965 geändert? Ferner bezeichnet *uo* 4) *iu* in *truoten* und *buolen* 7800; 5 *u* und *o* zugleich, damit der Leser nach Belieben ausspreche, in *kuom* 6205. Endlich zuweilen bedeutet das *o* 6) gar nichts, in *stuorm* und *truonzúne*, wenn es nicht etwa Niederdeutsche Leser erinnern soll, für das *u* ein *o* auszusprechen, wie man in anderen Handschriften oft findet *kuonik, tuogene, wuorden*, so bezeichnet, weil ihnen auch in *guot, muoter, zuo* nur *o* (nämlich *ô*) lautete. Auf der Grenze des Ober- und Nieder-Deutschen wird aber aus *u* zuweilen *uo*, z. B. in *juon, huont, juont, muont, wuont, gebuonden, suonden, si kuon-*

den, *beguonden*; *guoz*; *fuohs*; *uof*, und aus dem *u* ein *ü*, *künde* (*notitia*), *künden*, *ſünde* (*peccatum*), aber nicht vor allen Conſonanten, und nicht *ſuone*, *ſüne* für *ſune* (*filio*), *ſüne*.

Der letzte Vocal *ü* (ů) dient 1) wie ſichs gebührt, als Umlaut von *uo*; 2) anſtatt des *u* äuſſerſt häufig, wie in *Brünhilt* (alt *Brunihild*, alſo *Brünhilt*), *Günthêr*, *künek*, *ſlüzel* (l. *ſlüzzel*), *tür*, *ſpürhunt*, *ſtübe*, *gebüte*, *für*, *über*; 3) für *uo*. Man leſe *genuoge* 2311, *ſuoge* 3773, *fruomeſſe* 3243, *gruozte*, *un* — oder *hôch gemuote* 2422. 2424. 3487. Auch die Form *rüſen* 1876. 6465. 9539 iſt in G vielleicht nur Schreibfehler. *Trüben* und *müden* ſind 2490. 6267. 6300 intranſitiv gebraucht, in welchem Falle wohl *uo* richtiger iſt. Wenigſtens finden wir *muoden* im Karl S. 111 a, freylich aber auch *trüben* M. S. 2, 76 b. 4) ſteht *ü* auch für *iu*, immer in *krütze* (l. *kriuze*), in *kövertüre*, *Hünen*, *brüte* 7784, *hüte* 7387, *lüte* 2792, *trüteſt* 2633, *trütinne* 6617, *dühte* 5215, *itenüven* (l. *iteniuwen*) 4577, ſo daſs dieſer einzige Laut auf vier verſchiedene Arten bezeichnet wird.

Über den Gebrauch der Conſonanten iſt weniger Einzelnes zu erinnern. Das *J*, *W* und *H* hat Hr. *v. d. H.* zwar gänzlich geſpart, aber nicht gerade zum Vortheil des Leſers. S. 547 ſagt er: „*I* iſt immer Selblaut, wie noch in Schwaben und der Schweiz.“ Dieſs iſt durchaus unrichtig. Nicht jeder Deutſche ſpricht das *J*, wie auch das *W*, mit gleicher Stärke: aber *jâ*, *jener*, *meije* lauten anders als *ie*, *ier* (für *ir*) und *meie*. „*I*, heiſst es weiter, erſcheint nie als *j*, ſondern geht dann in *g* über: *gahes*, *giht*.“ Wenn Hr. *v. d. H.* mit dem *Erſcheinen* nichts als den Schreibegebrauch meint: ſo hat er Recht; vor oder nach *i* ſchrieb man für *j* zuweilen *g*, wie in *giht*, *venige*, *gilge*. Was aber damit *gâhes* zu thun hat, verſtehen wir nicht: daſs *heutzutage* Einige fehlerhaft *jach* und *jäh* ſchreiben, kommt doch nicht in Betracht. Über das *W*, ſtatt deſſen Hr. *v. d. H.* nun *vv* giebt, und zuweilen *v*, hat er ſich in den Wien. Jahrb. d. Litt. 5, 271 — 274 ausgelaſſen; S. XXXVI preiſt er noch die Wichtigkeit dieſer Erfindung an. Daſs öfters in Handſchriften *vv* für *w* ſteht, war längſt bekannt, und noch letzthin von *Benecken* aus dem Cöllniſchen Wigalois angemerkt, S. XXXIII. Ferner war bekannt, daſs ſelbſt in Handſchriften des 13 Jahrh. noch zuweilen *u* oder *v* für *w* geſetzt wird, z. B. *ſuaz*; daſs damals kein Unterſchied mehr war zwiſchen *hw* und *w*; daſs vor und nach *w* die Schreiber nicht ſelten ein *u* erſparten, wie denn Hr. *v. d. H.* ſelbſt *vͦvt*, *ſvͦvr*, *vͤhſe*, *vͤnne* für Abkürzungen nimmt, ſtatt *wuot*, *ſwuor*, *wühſe*, *wünne* (*wúnne*); endlich daſs *triuwe* und *frouwe* eben ſowohl in guten Handſchriften gefunden wird, als *triwe* und *frowe*. In der That bringt Hn. *v. d. H's. vv* nichts als Unſicherheit der Ausſprache hervor. Denn wird nun geſchrieben *des ſevves* und *evvik*, in denen *êw* lautet, wer kann *levven*, *drevven*, *frevven* ſo leſen, wie ſichs gehört, nämlich mit *euw* oder *öuw*? Ferner wenn unſer Herausg. ſetzt *ruove* (ſtatt *ruowe*) und neben jenem *frevven* auch *freuven*, woher ſoll man da wiſſen, daſs in ſeinem *prüven*, *tiuvel* und *tivvel* nicht *w* zu ſprechen ſey, ſondern nur *v*? Nirgend reimt der Dativus *huove* auf *ruowe*. Wir erklären uns daher durchaus gegen dieſes *vv*, deſsgleichen gegen die Formen *froue*, *freuen* und *nivvlich* ſtatt *frouwe*, *fröuwen* und *niuwelich* oder *niulich*. Eben ſo ungenau iſt die Schreibung *müvͤet* 5640 (*mwet*, d. i. *müet*), ſtatt *müjet*, oder, was hier der Vers verlangt, *müt*. Denn *müjen*, *blüjen*, *brüjen*, *glüjen*, *früje*, *küje* haben durchaus niemals *w*, welches überhaupt, auſser etwa in Zuſammenſetzungen, nicht unmittelbar auf umgelautete Vocale folgt (offenes *e*, *ö*, *ú*, *ä*, *ö*, *iu*, *ü*), niemals auf einfache, ungedehnt betonte Laute, wohl aber auf ein tonloſes (ſtummes) *e*, auf Doppelvocale ohne Umlaut (*ie*, *ou*, *uo* und *iu*), auf *öu* und das aus Gothiſchem *ai* entſtandene *ê*, auſserdem von einfachen gedehnten nur noch auf *â* und *û* (aber nicht *î* und *ô*). Statt *K* und *Ch* zu unterſcheiden, hat Hr. *v. d. H.* die unbequeme Erfindung gemacht, dreyerley *Ch* zu ſchreiben: vor dem gewöhnlichen zeichnet er das aus *G* entſtandene und das *K* durch etwas verſchieden geſchnittene Lettern aus, nicht ohne Druckfehler, aber für ſchwache Augen ohne Erfolg. Das *G-K* von dem eigentlichen *K* zu unterſcheiden, halten wir für durchaus unrichtig (ſ. zu Barlaam 12, 31): *lank* und *tak* reimen auch bey den genaueſten Dichtern überall auf *trank* und *ſak*. Eine Schwierigkeit ſcheint der Herausg. ganz überſehen zu haben. Wer wird ihm ſo leicht die Wörter *brache*, *eche*, *reche*, *dîche*, *buchel* mit dem *K-ch*, ausſprechen wie es ſeyn muſs, nämlich mit verdoppeltem *k* (*ck*)? Wenigſtens ſollte das alte *cch* geſetzt worden ſeyn, wie *Ecchewart* in der St. Galler Handſchrift. Zuweilen irrt Hr. *v. d. H.* auch in der Bezeichnung. So findet man bey ihm — in Ermangelung der neuen Lettern ſetzen wir ſtatt derſelben *k* — *elk* und *ſchelk* für *elch* (*elah*, gl. *Monſ.* Altd. Wäld. 3, 13) und *ſchelch*. Dagegen ſollte *dürchel* ein *k* haben, deſsgleichen *Azagouch* (Parc. 807): *Wichart* leſe man *Wikhart*. *Waſke*, *Waſkenwalt*, *Waſkenſtein* haben bey Hn. *v. d. H.* bald ein *ſch*, bald ein *G-ch*. *Billichen* ſchreibt er meiſtentheils mit dem *G-ch*, alſo *billiken*, wohl verführt durch den heutigen fehlerhaften Gebrauch: dem Worte gebührt ein *ch*. *Zôch* iſt bald mit *G-k*, bald mit *Ch* geſetzt: nach S. LVI ſoll die Entſcheidung ſchwierig ſeyn. Es heiſst Althochdeutſch *zôh*, und reimt Mittelhochdeutſch nur auf *flôch* von *flichen* und *hôch*. *Zôk* wäre eben ſo unrichtig als das freylich (*Müller* 3, XLII, 96) vorkommende *verlôr*, *zühe* für *züge* ſo ungewöhnlich wie *verlus* (M. S. 2, 92b) ſtatt *verlür*.

Da Hr. *v. d. H.* einmal die dreyerley *Ch* einführte: ſo iſt nicht zu begreifen, warum er nicht auch zwey *Z* unterſchied. Die Anmerkung darüber S. 632 f. enthält manches Unrichtige. *Z* geht niemals in *T* über, ſondern umgekehrt, aus *T* wird *Z*. *Hirz* lautete im Anfang des 13 Jahrh. *Hirſs* und nicht *Hirtz*. Das Präteritum *jazte* hat den *Z*-Laut; es reimt auf *hazte*, *nazte*, *wazte*, *ſchazte*: daſs andere Mundarten ein *S-z* ſprachen, beweiſt die unrichtige Schreibung *jaſte*. Dieſes *jaſte* leitet Hr. *v. d. H.* von *jâzen* ab, deſſen Prä-

teritum nicht anders lauten kann als *sâte:* denn nur aus *zs* wird *s*, *gröste, beste, leste* aus *grözste, bezziste, lezziste;* und *gruozte, huozte* haben niemals *s*, wie die anomalen *muose, muoste, wesse, wisse, weste, wiste.* Vielmehr ist *sazte* mit dem *S-z* abzuleiten vom Infin. *sazzen*, Parc. 24100. 24642. Kolocz. 183. 1006, wovon *umbesezze* kommt, Wolfr. Wilh. 94b, wie von *sâzen umbesâze.* Besonders häufig fehlt Hr. *v. d. H.* in der Verdoppelung beider Z. *Müzzen, lâzzen, enbizzen, wizzen, itewizzen, itewizze* Subst., *drizzek, ûzzer,* desgleichen *schatz, satzte, krütze,* widerstreiten den allgemeinen Schreibregeln. *Lazzen, enbizzen, wizzen* würden die Präterita *luoz, enbâz* und *waz* voraussetzen. Ganz unrichtig sind auch die Formen *dize* (d. i. *ditze*) und *dizze,* für *ditze:* hingegen *diz* sowohl (mit dem Z-Laut), als *dizs* (mit dem *S-z*) findet sich schon im verdeutschten Isidorus. *Slüzel* ist doppelt fehlerhaft für *sluzzel;* eben so *gelezze* für *geläze.* Auch das *F* wird nicht selten unrichtig verdoppelt. So schreibt Hr. *v. d. H.* überall in *wâfen, wâfende, gewâfen, strâfen, slâfen, des slâfes, dem wuofe* ein *ff,* und legt sich damit den unführbaren Beweis auf, dass diese Wörter reimen auf *schaffen, klaffen, saffen, affen, pfaffen, effen* und *schuffen,* und dass nicht *daz schâf, der ruof* und der *huof* gesagt werde, ja sogar nicht *si trâfen;* sondern *traffen,* und mithin auch nicht *si quâlen, si nâmen, sprâchen, sâhen, gâben* und *sâzen.* Über den Unterschied zwischen *v* und *f* zu streiten, lohnt nicht, bis vielleicht Jemand wagt, die Mittelhochdeutsche Schriftverwechselung beider ganz abzustellen. Nur sollte Hr. *v. d. H.* nicht schreiben *zwîfel, zwelfe* und *tiufel,* am wenigsten aber *bischoffe* für *bischove;* s. Flore 7324. Morolf 198. Gegen das *h* am Ende der Wörter, *solh, durh, doh, noh, hôh,* und noch mehr gegen *ih, mih, dih, sih, ouh,* haben wir uns sonst schon erklärt. Auch *hôhvart* und *hôhgezît* sind nicht zu vertheidigen. Die Präposition *nâch* schreibt Hr. *v. d. H.,* so viel wir bemerkt haben, nur einmal 3994 mit *h:* gewöhnlich ist *ch* gesetzt, oft gegen die St. Galler Handschrift. Den Grund davon wird uns der zweyte Band des Werkes lehren. *Höchsten* 957 ist unrichtig, weil nur am Ende *ch* aus *h* wird.

Sachkundige Leser werden uns wohl nicht unrecht verstehen. Wir machen einzelne schwer zu vermeidende Fehler dem Herausg. nicht zum Verbrechen: nur will der Tadel, welcher Hn *v. d. H's.* Grundsätze verwirft, an der Ausführung im Einzelnen erhärtet seyn. Die Beweise vollständig und gründlich zu führen, war diessmal unmöglich. Zunächst belehrt Jeden die eigene Forschung; und eine vollständige Grammatik zeigt uns dereinst den Zusammenhang.

Nach S. XLIII sind in der Handschrift von St. Gallen Accente über den Vocalen häufig gebraucht, weniger in EL und EM. In den Anmerkungen finden wir nur wenige Circumflexe angezeigt; den Acutus, der auch vorkommen soll, nirgend. Wir wünschen sehr, dass, zur Beförderung gründlicherer Kenntniss, die Circumflexe wenigstens wiederum eingeführt werden. Hn. *v. d. H.* tadeln wir nicht, dass er die immer nur einzeln vorkommende Bezeichnung in den Text aufzunehmen anstand: denn es war schwierig ohne vorläufige Untersuchungen. Und dass es daran fehlte, zeigt z. B. S. LVII, wo *in* (*eum, eis*) geschrieben ist; und S. 198 die Meinung, aus *rât* (*rota*) werde im Genitiv *râdes* mit gedehntem *A;* auch S. 501, wo den Formen *ritte, ritten* (*rite, riten*) ein *geschärfter* Selbstlaut zugeschrieben wird. Ausserdem ist die Bezeichnung in den Handschriften nicht selten unrichtig. Denn ungerechnet, dass *ê* häufig für *ä* steht, finden wir 9372 *âch,* 9027. 9268. 9423 *rêchen* f. *rechen,* 6778 *nêhten,* 8074 *genôzen* (das hiesse *aequalibus*) für *genozzen.* Zuweilen wird der Schwebelaut bey wegfallendem stummem E circumflectirt, 6848 *nêm,* 328 *sînerchande* st. *sîn' erkande* (*e* nach *n* stumm, nachdem das stumme *e* von *sine* wegfiel); 6493 abar sogar *prêhen.* *Môre* 5409 bedeutet *möre;* s. z. B. W. Titur. 82; *Benecke* z. Wig. S XXXV. *Rîter* 7581 scheint nur ein Schreibfehler zu seyn, auch *Êverdinge* 5221 nicht gewiss. Und so könnte man auch die Circumflexe in *ze Lôche* 4563 noch bezweifeln: dass aber hier ein Ortsname gemeint werde, beweist die Wortfügung. Hr. *v. d. H.,* der *J. Grimms* Meinung S. 553 bestreitet, thut als fechte er wider sich selbst, und verschweigt den Namen des Mitarbeiters. Wir tragen zu weiterer Forschung noch eine Stelle aus der M. S. 1, 158 nach: *Karfunkel ist ein stein genannt; Von dem sagt man, wie liehte er schîne: Derst mîn; und ist daz wol bewant; Zoche (Ze Lôche) lît er in dem Rîne.*

Trennung oder Zusammenschreiben der Wörter, der allerschwierigste Punct in der Orthographie jeder Sprache, werden wir wohl niemals Allen zu Dank einrichten. Wir finden Hn. *v. d. H's.* Grundsatz wenigstens bequem und am mindesten gefährlich: es wird so viel als möglich getrennt. Nur musste er durch sein Hyphen, wovon er uns zwey Arten giebt, das wirklich Getrennte nicht wieder vereinigen. Wenigstens sieht Rec. nicht, warum *dekeiner-slahte, aller-hande, war-nemen* das Hyphen bekommen, da *slahte, hande* und *war* keinesweges untrennbar sind. Auch *vater-lande* wünschten wir 6879 nicht verbunden zu sehen, sondern getrennt, von *ir vater lante: vaterlant* in der heutigen Bedeutung finden wir erst in Konrads Trojanischem Kriege. Am wenigsten sollte *Beneckens* Regel missachtet seyn, der ganz richtig die s. g. trennbaren Präpositionen von den Verbis absondert, z. B. *ûz huoben,* aber *umbevie.* Zum vollen Erweis genügen folgende Stellen. Georg. 75: *Daz dich manik ritter an Geruofen hât in grôzer nôt.* Altdeut. Wäld. 1, 47: *Der wirt in gütlichen an Sprach: wie tuot ir herre sô?* Rudolf in der Weltchronik: *Swâ man unt wîp einander an Quâmen, dâ gebuozten sie Swelhen geluft ir muot enpfie;* und: *Diu dû solt dînen kindern für Legen mit wârheit, unde sagen.* Gudrun 3331: *nu sichert ir, uns bî Ze wesene dienstliche.* Durchaus unbegreiflich aber ist uns, warum der Herausg. 759 *fiuwerrôten vanken,* 1190 *herzen lieber minne,* 1755 *fiuwelherten spangen,* 2541 *sabenu izem hemede,* 6232. *fiuertgrimmigen tôt,* 8341. 9210 *fiuwerrôten winden,* 8436 *summerlangen tak,* so mit doppeltem Hyphen be-

zeichnet, als feyen, aller Grammatik zum Trotz, die Subftantive *fiuwervanke*, *herzen minne*, *ftahelfpange*, *fabenhemede*, *fwerttœt*, *fiuwerwint*, *fummertak* herauszuerklären.

Wann die Auslaffung eines Vocals durch den Apoftroph anzudeuten fey, darüber macht fich natürlich Jeder feine eigene Regel: wir enthalten uns daher alles Streitens. Nur ift es fchwer einzufehen, welchem Gefetze der Herausg gefolgt fey. Denn apoftrophirt er *var'* und *fpil'* Genit. Plur., warum nicht auch *vil'*, *von' dan'* und *vor' der' tür'?* Warum bleibt *ze lieht* ohne Apoftroph? Wir erwarten die Belehrungen des zweyten Bandes; denn das konnen wir nicht glauben, dafs Hr. *v. d. H* in der alten Sprache als mangelnd bezeichnen wolle, was die *heutige* mehr hat. Aufgefallen ift uns auch, dafs er das Zeichen der Verkürzung da fetzt, wo mehr als *e* oder *i* fehlt, nämlich *iu*, in *ein'*, *edel';* wiewohl man noch richtiger fagt, hier fehle gar nichts, als das Kennzeichen adjectivifcher Declination. 5689 finden wir *nä'ich:* die vollftändige Form ift aber *näje*, abgekürzt *nä*, wie aus *louwe löu* (3759) wird. Zuweilen fteht der Apoftroph, wo gar nichts fehlt, wie 5671 *diu tier'* (3787 l. *tiere*), 1893 *uis'*, 8657 *liut'*, 3463 *verbiut'* Imperativ, 1265 *tuo'*. Auch in *nien' wart*, *ern' fol*, *wirn' kunden*, ift er unrichtig: in diefen Formen ift *en* gemeint, nicht aber *ne*. Präterita mit dem weichen Confonanten am Ende werden in diefer Ausgabe apoftrophirt, *lag'*, *gab'*, *ftoub'*, *fah'*, *zôh;* mitunter lieft man auch *vande* 8774, *fwuore* 2007, *kome* in der Überfchr. der dritten Abenteure. Diefe für jene Zeit ganz unregelmäfsigen ftarken Präterita, von denen zumal das Gedicht auf Maria wimmelt, find aus der dehnenden Sprache des Pobels nicht übergegangen zu den Gebildeteren: der Apoftroph ift mithin ohne Grund. Vor Vocalen und einigen Confonanten, wenigftens dem *S*, ift die urfprüngliche Endung auf den weichen Confonanten fehr wohl zu dulden (aber ohne Apoftroph), zumal wenn eine tonlofe Sylbe folgt. In den übrigen Fällen ift aber jedes Mal die alte Schreibung zu vertaufchen mit der eigenthümlich Mittelhochdeutfchen. Faft immer findet man auch bey dem *fah'* des Textes die Anmerkung: *fach A.* Ganz unerträglich find die Formen *gefchah'* und *fah'* 2481 im Reim, wo fie Lefer des dreyzehnten Jahrhunderts nicht mehr ausfprechbar fanden.

Ein Punct, den die Nibelungen-Handfchriften nicht entfcheiden können, fondern nur forgfältige Beobachtung, die fich über alle Handfchriften des Zeitalters erftreckt, ift die Zuläffigkeit der Verkürzungen am Ende der Wörter, wie in der Mitte. Zuvörderft merken wir eine Anzahl von Adverbien an, die, gegen den allgemeinen Gebrauch, und ohne Andeutung durch den Versbau, fehr häufig in diefer Ausgabe des letzten auszeichnenden Vocals entbehren *rehte*, *gerne*, *vafte*, *ithte* (7915 l. *des ithte*), *fère*, *fchône* 6534, *grôze* 7261, *ebene* 894, *übele*, *zegegene*, *engegene*, *benebene;* ferner Adjectiva der zweyten Declination, *grüne*, *küne*, *fchöne*, *ziere* (*zier* bey K. von Würzb.); das Pronomen *felbe* 6228; die Subftantiva *märe* 976 (bey anderen Dichtern oft *mär* aufser dem Reim), *ende* 1878 (das dritte *e* in *z'ende des* ift ftumm), *marke* 6196. 6544. hin *E* am Ende fodern auch die Nominat. *Hagene*, *gefidele*, die Dative *fedele* 7106, *lebene* 8010, *ze gebene* 5002. 5035, *ze tragene* 5750: denn fie gelten nirgend als einfylbig, aufser in der Synalöphe. Manches diefer Art, was im Verseinfchnitt vorkommt, erwähnen wir weiter unten: *die friunt* ift richtig, aber beachtenswerth 2118. 6878. Zuweilen fehlt das *E* auch in der Mitte, wie in *perln* 2803, *uārn* 6955, *hörn* (ft. *hören*) 1350 f., *gedient* 1424 *unverdient* 47. Dagegen zeichnen wir *houbt* 7923. 9011 als richtig aus. Hin und wieder ift mehr als blofs ein *E* ausgelaffen: 8849 mufs *wellet* ftehn, nicht der Indicat. *welt*, 4848 *ungevehtet* für *ungevoht*, welche Schreibung uns ehemals zu falfcher Deutung *ungevêhet*) verleitete, 205 *dan* für *danne*. *Hagen* für *Hagenen* findet fich oft, niemals fo, dafs es der Vers verlangt, wie Kl. 1453. gr. Rofeng. 1824. Kolocz. 223, 1257; *degen* für *degenen* 2402. *Gewâfnet* 752 follte *gewâfent* heifsen. Als eine merkwürdige und fchwerlich zu duldende Schreibung erwähnen wir *gedâhter* 2705 ftatt *gedâhte der* (*e* in *der* ftumm) oder *gedâht der*.

(Die Fortfetzung diefer Recenfion folgt im nächften Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Vogel: *Grammatik der Hebräifchen Sprache.* Erfter Kurs für den Anfang der Erlernung von D. Johann *Severin Vater.* Dritte, durchaus verbefferte und mit einem kurzen Lefe- und Wörter-Buche vermehrte Auflage. 1816. VIII u. 119 S. 8. (12 gr.) Die Nützlichkeit diefes Buches hat fich fchon bey feiner erften Erfcheinung hinlänglich bewährt.

Stuttgart, b. Löflund: *Materialien zu Übungen in der hebräifchen Sprache.* Herausgegeben von M. C. C. F. *Weckherlin*, Rector. Zweyte vermehrte Ausgabe. 1820. VII u. 263 S. 8. (20 gr.) Die erfte Auflage erfchien 1811.

Rudolftadt, in der Hof- Buch- und Kunft-Handlung: *Die Kartoffelfrucht.* Anleitung zu ihrem zweckmäfsigen Anbau, ihrer Einfammlung und Aufbewahrung, und vortheilhaften Anwendung, theils in der Küche; wozu eine Anzahl der vorzüglichften Speifen, zu deren Bereitung fie dienen, nach den beften vorhandenen Vorfchriften und nach eigenen Erfahrungen aufgeführt find, theils zu anderen ökonomifchen Zwecken; namentlich zu Mehl, Brod, Käfe, Butter, Sage, Gries, Reis, zum Branntweinbrennen und Effigbrauen u. f. w. Dritte ganz umgearbeitete und ftark vermehrte Ausgabe. 1819. VIII u. 128 S. 8. (12 gr.) Jedem Ökonomen als Haus- und Hand-Buch zu empfehlen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

1) Breslau, b. Max: *Der Nibelungen Noth* zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit den Lesarten aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *Friedrich Heinrich von der Hagen* u. s. w. 3 Aufl.

2) Ebendaselbst: *Der Nibelungen Lied* zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit Vergleichung aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *F. H. v. d. Hagen* u. s. w. 3 Aufl.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nun einige Stellen, in denen die Kürzung an sich zwar nicht fehlerhaft ist, zum Besten des Versmasses oder des Wohlklanges aber sollte unterblieben seyn. 691 und 2141 stünde besser die vollständige Form *unze*, 91. 868. 2670 besser *unde*, 2932 *ze u ôre*, 1288 *ez enwart*, 794 *Liudegêres*, 1096 *Gunthêres*, 1256 *dienest*, 1784 *hête*, 1982. 6549 *hôrte*, 2290. 2457 *brâhte*, 8717 *ditze* (Mit G). Statt *gütelich* ist 1082 zu lesen *gütliche*, 6044 *beweinten ez* statt *beweinetenz*. Ob *frou* mit dem Artikel überhaupt richtig sey, ist noch zu fragen: 2460. 3277. 3285. 3289. 3356. 4040 spricht der Rhythmus für *diu frouwe*.

Sehr häufig ist auch die Verkürzung, deren der Vers bedurfte, versäumt. Eine kritische Ausgabe soll dem 600 Jahr jüngeren Leser nicht die Gewandtheit anmuthen, die ein ungelehrter Schreiber bey seinen Zeitgenossen voraussetzen durfte. Mögen auch hier, wie bey den übrigen Puncten, wenige Beyspiele genügen, aus denen man ungefähr den Umfang der künftig auf die Orthographie zu verwendenden Arbeit abnehmen kann. So ist z. B. 1774. 2559 *dens* zu schreiben, 2596. 4749 *mans*, 3345 *brâhtes*, 5417 *ruhtes*, 4339 *bâtens*, 6107 *gesâhens*, 2505 *tuonz*, 2387 *hêtenz*, 4445 *julnz*, 4835 *rietenz*, 6563 *vindenz*, 8067 *soltz*, 8074 *ers*, 6480 *dies* (d. i. *di es*, *e* stumm — nicht *die's*), 1057 *z'allen*, 2609. 3097. 4533 *zem*, 2134. 2124 *zer*, 2598. 4860 *zen*, 2814 *z'ir*, 1185 *si'n*, 2563 *si'm*, 3626 *irm*, 2223 *wirn*, 2757 *anen* (f. *an den*), 5212 *est*, 5266. 8648. 8713 *deich*, 829. 2428 *hôrt*, 2134 *wär*, 8607 *dâht*, 1578 *unt*, 5488. 5529 und öfter *wân*, 1294 *trûte*, 2271 *kunte*, 5156 *zeigten*, 6109 *schikte*, 7354 *versmâht' ez*, 3469 *frâgte*, 1722 *teilt*, 2337 *hôrt*, 5274 *dienste*, 1168 *râts*, 4749. 8459 *nähsten*, 3830 *druffe*, 2459. 2861 *gnuok*, 2615 *gnâde*, 4964 *gewaltekliche*, 4848. 5793 *solt*, 5401. 5865 *möht*, 2709 *angeste*, 5289 *tiure* oder *tiur*, 2447 *iur*, 9490 *eim*, 9179 *mim*, 9599 *dim*, 2774 *sime*, 4511. 5031 *einn* mit G, oder auch *ein*, *ein* 1630.

Ein wichtiges Capitel der Mittelhochdeutschen Lautlehre, das hieher gehört, ist Hn. *v. d. H*, zum grossen Nachtheil seiner Ausgabe, ganz unbekannt geblieben, die Lehre vom stummen *E* oder *J* und den vor ihm hergehenden schwebenden Selbstlautern. Wir haben darauf schon in unserer Anzeige von Hn. *v. d. H's.* zweyter Ausgabe hingedeutet, S. 126 unten; anderes Orts ist ausführlicher davon geredet: Beweise und Regeln zu finden, überlassen wir noch eigener Nachforschung. Unser Herausg. behandelt 9066 und 9267 *frâgen* und *mâge* wie einsylbige Wörter mit schwebendem Hauptlaute und dem stummen *E*: beide sind zweysylbig und haben gedehntes *A*. Oft bedient er sich des stummen *E* in Fällen, wo es nach genauerer Schreibweise wegfällt; und zwar theils ohne Grund, so dass der Vers unnütz überladen wird, wie 51 *aren*, 153 *varendes*, 1148 *werelde*, 1371 *sulen*, 5823 *sihet*, 8117 *sale* (gegen G), 8483 *slahet*, 8667 *gihest*, und sogar im Reim 943 *gevaren*: *bewaren*, 1324 *geboren*: *verloren*, 5387 *varen*: *scharen*. Weit häufiger dient es ihm, das Sylbenmass scheinbar ins Gleiche zu bringen. So möchten wir aber jenes *E* seltener gebraucht finden, nur wo es nöthig dünkt, den Leser zu erinnern, dass er auf dem schwebenden Vocal etwas länger halten soll: denn eine volle Sylbe macht ja der stumme Laut niemals. Wir können daher nicht billigen, dass der Herausg. gegen alle Handschriften 1618 *sporen* setzt und 1259 *geren*, gegen die St. Gallische 2459 *sale*, 4763 *mete*, 4917 *türe*, und gegen alle übrigen 1097 *füre*, 2067. 5963 *vile*, da er doch 890. 3677 duldet *die recken* | *vil* | *balt*. Eben so war 242 *suln* vorzuziehn, 322 *sal*, und 366 aus allen, G ausgenommen, *Ûz eime* | *holn* | *berge*. Z. 864 ist nicht auszusprechen: *vil manegen herlichen* | *rant*, sondern *vil manegen* | *herlichen* | *rant*: und *mangen* aus G konnte stehen bleiben. 6373 ist die rechte Lesart wahrscheinlich *von schar* | *baz ze* | *schar*. Will man aber mit G und M *baz* weglassen: so dient Hn. *v. d. H's. schare* nur den Leser zu verwirren: denn *von schare ze* | *schar* wäre unrichtig gelesen, erträglich *von* | *schar ze* | *schar*.

Wird aber das stumme *E* oft an ungebührliche

Stellen gesetzt: so fehlt es auch wiederum oft, wo es nöthig war. Und zwar erstlich am Ende. Formen, die gar keine Entschuldigung finden, sind *sig* 764. 870. 996 für *sige* (oder auch *sik*), *hab* 354. 447. 582, *ich het* 5619. 8736. 9600. Der Dativ *got* kommt bey Ungenaueren sogar im Reime vor; ob in unserem Liede *bit*, *sit* und *da mit*, ist sehr zweifelhaft; und so mag ungewiss bleiben, ob 2779 *teilen mite*, 665 *mite riten* zu schreiben ist. Mitten im Worte vermisst man das stumme *E* seltener, in *edliu*, *zoble*, *üble*. *hovschen* (l. *hoveschen* oder *hofschen*, oder auch mit *ö*). *Diss* (so) 1206 für *dises* scheint uns eben so verwerflich, als *disses* 6402. Dass aus *tretet* werde *tret* 8575 mag man zugeben, wie anderwärts *gestat*, *getret*, *trit*. Desgleichen ist *het ir* (f. *hetet*) 9051 zu ertragen, obgleich sonst nur *hêtet* und *hätet* die regelmässigen Formen sind. In den Nibelungen findet sich zwar im Einschnitt nur *hête* und *hêten*, Indic. und Conj.; aber ausser dem Einschnitt auch *hete* in beiden Modis, und *het* im Indic., wie auch *heten* einsylbig, wenigstens 40. 8178: die übrigen Stellen beweisen nichts: 1798 haben nur G und M *unt*, so dass man lesen kann *hêten wir* oder *hete wir*; 2861 l. *gnuok*; 4067 l. *sforn*; 8000 l. *vinde*; Z. 9234 ist freyer gebaut. Ob die zweysilbigen Formen in unserem Gedichte mit *ê* oder *ä* zu schreiben sind, bestimmen wir nicht: nach den Anm. zu 1584. 1769 haben G und EL öfters *häte*, und zwar wenigstens G auch im Indicativ. Höchst fehlerhaft aber schreibt Hr. *v. d. H.* in vielen Wörtern immer oder doch häufig ein doppeltes *T*, in denen das darauf folgende *E* nicht kurz, sondern stumm ist, wie in *siten*, *witewe*, *eriteniuwet*, *Roten* (s. Wolfr. Wilh. 39 b), *etelich*, *striten*, *geriten*, *sniten*, *gestriten*; nicht selten gegen das Zeugniss aller Handschriften, wie 1397. 1594. 561. Endlich wird allzu häufig von dem stummen *E* ein nachfolgendes kurzes unterdrückt, — unrichtig, weil niemals in den Nibelungen der Ausgang solcher Wörter, wie *ver-rigelt*, *be-sigelt*, *gè-kobert*, *über obert*, für einsylbig gilt, welche Freyheit sich ungenauere Dichter zuweilen sogar im Reim nehmen; s. Müller 3, XXXIII, 87. Lohengr. S. 69. Beyspiele im Versabschnitte führen wir im Folgenden an; Einiges kam schon bey den unerlaubten Kürzungen vor; hier nur ein paar fehlerhafte Schreibungen dieser Art: *kamern*, *jägern* (l. *jegeren*; *jagern* im Reim auf *gewern*, Heinr. Trist. 2371 steht für *jagären*), *nageln*, *übeln*, *edeln*, *fideln*, *gejatelt*, *künegs*, *ietweders*. Hieher rechne man aber nicht *bezimert* 2275: diess muss *bezimmert* oder *bezimbert* heissen.

Das stumme *E* führt uns ganz natürlich zu den Regeln des Versbaues, deren oberften Grundsatz wir schon in der Recension der zweyten Ausgabe erörterten. Damals bemerkten wir mit Freuden, dass der Herausg. den verbreiteten Irrthum aufgegeben zu haben schien, als ob in den Nibelungen auch klingende Reime vorkämen. Wir müssen ihn aber wohl unrichtig verstanden haben: jetzt werden S. LIX als *hindliche* (!) d. h. gleitende oder überklingende Versabschnitte angeführt *degenen*, *engegene*, *himele*: woraus folgt, dass Hr. *v. d. H.* die sämmtlichen stumpfen Reimsylben, wo auf den schwebenden Laut ein stummer folgt, für klingende hält. Von den stumpfen Reimen auf unbetonte Endsylben haben wir anderswo (Auswahl S. XVII ff.) gehandelt, so dass Hn. *v. d. H's.* Tadel des 537 V. (S. LII) nunmehr wegfällt. Seine wenig genügenden Bemerkungen über die Verseinschnitte zu ergänzen, erinnern wir Folgendes. 1) Gewöhnlich sind die Einschnitte klingend, trochäisch, d. h. nach der dritten Hebung folgt noch eine tonlose Sylbe, mag in der betonten Sylbe nur Ein Vocal stehen, oder ein doppelter, oder ein schwebender mit dem stummen: *mären*, *landen*, *geheizen*, *tugende*. Hier haben sich unsere Dichter einiger Formen bedient, die zu klingenden Reimen theils selten, theils nie gebraucht werden: *tient* 6832, *viende* (besser wohl *vinde*) neben *vlände*, *âbènde*, *werbènden*, *trûrènde*, *sorgènde*, *küssènde*, *schrîènde*, *helfènde*, *dienènde* 4856, *wartènde*, *videlènde* 7982, *houwènde*. Die Participia stehen in den Nibelungen nie überklingend; statt *dienende* bey dem dritten Ordner 2176 abgekürzt *diende*. *Tenlender* und *kocher* sind schon oben erwähnt. 2) Überklingende, daktylische Verseinschnitte, mit zweyen unbetonten Sylben nach der Hebung, finden sich nur in der zweyten Hälfte des Werkes, und zwar nur 7241 *gesellete*, 9409 *wäfente*. *Danketen* 4753 und *wäfenen* 9382 lassen eigentlich nicht der Verkürzung *dankten* und *wäfen* zu, die sich auch vielleicht erst die Schreiber erlaubten, und nicht der Ordner. Alle übrigen Beyspiele gestatten theils die kürzere Form, theils schwanken die Handschriften zwischen dieser und der vollen: *irte* 2563, *wägte*, *erloubte*, *houbte*, *dienste*, *Etzel*, *Etzeln*, *anders*, *höhsten*. *Summere* 5659 ist fehlerhaft: die Endungen *el*, *em*, *en*, *er* nach zweyen Consonanten bekommen nicht leicht mehr *e* durch Declination. Ausserdem ist *summer* nicht häufig (im Reim nur in Wolfr. Tit. 82. M. S. 1, 55 b. 194 a. 2. 19 b. 86 b. 103 b. Museum 1, 333. Altd. W. 2, 142), die gewöhnlichere Form *sumer*, also *sumere*. 3) Stumpfklingende (gleich einer Art Reime im Titurel, die für klingende gelten), wenn nach der dritten Hebung noch eine betonte Sylbe folgt, entweder unmittelbar (spondeische), oder mit Einschaltung einer tonlosen Sylbe (kretische): *Dietrich*, *vorhtlich*, *tegelich*, *Sigemunt*, *Sigelint*, *hervart*, *Sîfrit* (1821 l. *Ünde*), *Gunthêr*, *Gêrnôt*, *sidin* (aber nicht die verkürzten Formen *Gunthêrn* 4130, *Volkêrn* 6641); *Dieterich*, *Gîselher*, *willekomen*; selten so, dass die letzte Sylbe mit dem stummen *E* schliesst, *fürhove* 7466, *unschuldige* 4186 (nur in G): oft auch nicht in einem Worte, *zuo zîn* 1518, *kom dô* 3473 G, *komen her* 3842, *üf* (oder *üfe geben* 7003, *vater niht* 7008 (wohlklingender als *niht min vater*), *wider heim* 7048, *einen schilt*, *grimme stark* (so lese man 3503), *in gesach*, *durstes nôt*, *swester sun*, *tiure wesen* u. s. w. 4) Stumpfe Cäsuren auf der dritten Hebung, wodurch bey vollständiger Sylbenzahl Alexandriner entstehen. Hn. *v. d. H.* scheint (S. LIX) nicht zu ahnen, dass er uns ihrer weit mehr giebt, als unsere Dichter beabsichtigten. Zwey Mal finden wir so im Abschnitte *mâk* gesetzt 3605 4547, einmal *sun* 3035, *biten* 5025. Statt *fruo* 2041. 3641. 4909. 7878 könnte man *früje* lesen. In beiden Theilen des Gedichts aber stehen die *casus obliqui* von *Sîfrit*

und *Gîselher* (*Sîfrides*, *Sîfride*, *Sîfriden*, *Gîselher* Dativ, *Gîselhern*) immer so, daſs *id* und *er* in die dritte Hebung fällt, auſser in G 9273. Nun iſt an eine Form *Sîfride* gar nicht zu denken: auch findet man *Gotfride* und *Irnfride* auf *ſmide* und *wide* gereimt. Hingegen die Dative und Accuſative der Namen auf *er*, mit offenem E, finden wir nirgend im Reim auf *her* (*exercitus*), *wer* (*defenſio*), *mer* (*mare*), *ner*, *zer*, oder *hern* u. ſ. w., *ern* (*arare*), *ſwern* (*jurare*) u. dgl. *Walthêre* und *Walthêren* hat zwar der Stricker, aber auch den Nominativ *Walthêr*, der richtiger bey anderen *Walther* lautet. Hier iſt noch zu forſchen. Konrad von Würzburg ſagt *Lâmedon*, *Schiron*, *Jaſon*, und dennoch *Lâmedône*, *Schirône*, *Jaſône*, *Caſtor*, *Caſtôren*, *Jônas*, *Jônâſen*, hingegen *Herculeſen* und *Achilleſen*, *Kalkas*, *Kalkaſe*. *Alexander* und die übrigen mit unbetontem *er* gehören nicht hieher: *Alexandern* hat im Reim nur Wolfram von Eſchenbach. Wo ſich auſser den angeführten Fällen in Hn. *v. d. H's.* Text die ſtumpfe Cäſur findet, iſt die Schreibung fehlerhaft und meiſtens auch ungrammatiſch. So leſe man 4867 *geſchähe* 5856. 6117. 6170. 6220. 6354. 6461. 6540. 9329 *Hagene*, 5694 *Hagenen*, 2234 *trehenen*, 3897 *wegenen*, 8295 *ſchemele*, 3207 *ſetele*, 3844 *ſatele*, 2562 *nagele*, 6716 *zeſchene*, 5093 *kameren*, 1464 *vederen*, 1059 *ſinelen*, 5888 *geſidelet*, 7770. 3836 *jegere*, 7278. 7730 *edele*, 8261. 9290 *ietwedere*, 9578 *dewedere*, 9270 *erſlagene*, 2057. 3843. 6276 *engegene*, 5211 *nidere*, 1935. 1959. 3926. 3935. 4361. 6364. 6694. 9413. 9583 *widere*, 2096. 2353. 6292. 6305. 6342 *übere*. Statt *Pilgerime* iſt 5996 zu ſetzen *Pilgerîne* vom Nominativ *Pilgerîn*. In wenigen Stellen liegt das Verderbniſs tiefer, als in der Schreibung. Z. 4015 *eine jagen* l. *jagen eine*. 5935 *ſiben tagen*, ſchon in der gemeinſchaftlichen Urſchrift von G und EL, l. *nahten*. 6357 *Dô ſî nu wâren komen alle ûf den ſant*, l. *alle komen*. 6959 *ſitten* (*ſiten*), l. *ſinnen*. 6975 *Sî ſprach: ſît willekomen*, l. *Sî ſprach: nû ſît willekomen*.

Durch die Bezeichnung der Verseinſchnitte hat ſich Hr. *v. d. H.* bey dieſer Ausgabe kein geringes Verdienſt um ſeine Leſer erworben. Einige Male ſind Verſe unrichtig getheilt. 1911 muſs es heiſsen: *Daz iemen lebet, der iuwer | meiſter müge ſîn*: in EM wird der Strich hinter *lebet* die Interpunction andeuten. 3872 d: *Sîns ſterbens muoſe engelten | ſît, der ſîn nie niht genôz*. 4130: *Sîne tâten ez danne | Gunthêrn und ſîne man*: nur wenn *danne* (d. i. *niwan*) wegbleibt, iſt der Abſchnitt nach *Gunthêren*. 5188: *Si wonte in manigem jâre | driuzehen jâr*. 7271: *In witen goldes ſchaln met | moraz unde wîn*. 8889: *Wie gerne ich dir wære guot | mit mînem ſchilde*.

Über den inneren Versbau giebt Hr. *v. d. H.* S. LX f. einige nicht ausreichende Bemerkungen, in denen auch manches Unrichtige vorkommt. Z. B. ſoll die Halbzeile *ich gedenke | daz ich | was* anapäſtiſch ſeyn, da es doch nur der erſte Fuſs iſt, d. h. der Anftact zweyſylbig: und davon konnten auffallendere Beyſpiele angeführt werden, wie 4485 *nâch dem ſchatze | komen | ſach*, 3009 *hât in iemen | iht getân — daz ſult ir mich | wizzen lân*, 3381 *dîn übermuot dich | hât betrogen*, 1782 *wie kund er da | vor geneſen* 8188 *Dar zuo gäbe ich | im ze | miete*; auch dreyſylbige, 5121 *den ſlüzzel ſtiez er | an die | tür*, 6675 *küſte die künege | alle | drî*, 8525 *im zäme niht ze | dagene*. Ferner heiſst anapäſtiſch die ſtreng-jambiſche Halbzeile *Do gedâhte | fremder | märe*, wo das *e* nach dem *g* und dem tonloſen (ſchwebenden) *do* ſtumm iſt, wie zweymal in der Zeile 3146 *Wie* (genauer *Wi*) *enpfie et | iuch mîn | ſweſter*, || *do ir kômet | in mîn | lant*. Z. 6300 ſoll daktyliſch ſeyn, *Etelſchez ouwete verre*. Hr. *v. d. H.* lieſt doch nicht *Etelſchêz* — ∪ ∪? *I* muſs durchaus betont ſeyn, und nach dem allgemeineren Sprachgebrauche gedehnt, alſo – ́ – ́ ∪. Nur auf die zweyte Hebung folgen zwey tonloſe Sylben, *ouwete* — ∪ ∪, von denen die letzte ſchwach lautet, beynah *ouwet*. Keinesweges iſt aber dieſs der einzige Fall. Man vergleiche nur 3623 *Do viel im | zwiſchen die | herte*, 2585 *die brâhten in | niuwiu | kleit*, 2131 *Wir ſûmen uns | mit den | mären*, 3264 *Diu liebe wart | ſît geſ|ſcheiden*, 4069 *ir kamerer*, *ir | ſult hin | gân*, 4949 *ir recken ſult | von mir | ſagen*, 4613 *Si geliche t ſich | wol mit | ſchône*, 3170 *wie minneklich | er do | ſprach*. An einigen Stellen geht die Freyheit des Versbaues weiter, als daſs ſie zu entſchuldigen wäre; Hr. *v. d. H.* hätte nicht die Verſehen des St. Galler Abſchreibers wiederholen ſollen. So tilge man z. B. 1229 *Die*, 2166 *Den* zu Anfange und das leichter zu ertragende zweyte *den*, 2429 *daz*; auch mit allen Handſchriften auſser G 3461 *der*, 2664 *in*, obgleich beide den Rhythmus nicht ganz vernichten.

Wir haben ſchon ſonſt bemerkt, daſs die Handſchrift EM noch nicht durchaus, die Urſchrift der übrigen aber ſtreng darauf ausgehe, den Strophenſchluſs durch eine vierte Hebung vor den anderen Halbverſen bemerklich zu machen, wiewohl in den älteſten Abſchriften gewiſs ſchon wieder Manches verderbt wurde. Hr. *v. d. H.* führt dabey (S. LXII) an, bis zum Überdruſs verlängere ſich die Schluſszeile häufig in Gudrun. Noch merkwürdiger ſcheint uns, daſs in der Regel dort die dritte und vierte Zeile auf einen klingenden Reim ausgeht. In den Nibelungen 7412 hätte der Herausg. den Fünffüſsler nicht dulden ſollen, *und wär ez | aller | miner | mâge | tôt*. Die richtige Lesart iſt: *wärz aller miner mâge tôt*. 6284 durfte *ich* aus G nicht aufgenommen werden, gegen das Zeugniſs der übrigen (ſechs) Handſchriften. Allein weit häufiger ſind die Strophenausgänge zu kurz. 3432 giebt Hr. *v. d. H.* aus EM: *ich minne niemer dich*. Der übrigen Lesart, in G nur leicht verſchrieben, genügt der Versregel: *daz diene ich immer umbe dich*. 3120 hat der Herausg. nach eigenem Gutdünken eingerichtet: die ächte Lesart giebt entweder G oder W. Oft iſt der Fehler durch Beſſerung der Orthographie zu heben. 1608 leſe man *unde* (*ſchône unde hêr*), deſsgleichen 1858 und 7508; 6148 *unde badeten irn* (oder *iren*) *lîp*; 9600 *hête*; 1724 *ir en* für *irn*; 2060. 2536 *anderen*; 5232 *anderiu*; 2688 *an einem | ſchamelle er|klank*; 3632 *vor ſînen | vîanden | ſtât*; 4556 *wir haben | iſtenes | wân*; 8424 *vil übele | goume ge|nomen*, obgleich an ſich auch die Form *goum*

richtig ist, aber seltener; 8652 *niemen | scheiden enstân;* 362 vielleicht *hôhe.* Zuweilen fehlt G allein, nicht aber die anderen, wie 2480. 6240, wenn sie auch nicht immer unter einander stimmen 4504 (vgl. 4517). 6236, und die Entscheidung zuweilen schwierig ist, 1500. 4004 (nicht *künige|*, weil das *i* stumm ist). 8016. Manchmal ist der Schluss nur noch in Einer Handschrift ausser G zu kurz, in EM 2732 (l. *diu vil edele*), 5424 (nicht sicher zu heilen, als ein uralter Fehler), 7576 (desgleichen), in M 3988 (l. *hân ze | râte gestân*). In einigen Stellen genügt die St. Gallische Lesart nothdürftig, aber die anderen stimmen überein in einer besseren, 2504. 4200. 4476, oder liefern wenigstens jede etwas Richtigeres, 1300. 1768 (nicht *vâ andes* aus EL: der Urtext hat das Wort nur im zweyten Theil). 4472 (*frevellîchen* ist sicher).

Es deucht uns nützlich, wenn einmal recht viel Einzelnes aus der Mittelhochdeutschen Formenlehre und Verskunst wenigstens berührt würde: wir wünschten Hn. *v. d. H's.* Meinung über Manches zu erfahren, was er vielleicht, ohne unser Erinnern, in den Abhandlungen des zweyten Bandes übergehen möchte. Nun wollen wir von einigen Stellen noch besonders handeln, in denen der neue Text entweder dem Sinne nicht genügt, oder die wenigstens fühlbar machen, wie sehr zum Nachtheile der Leser sich der Herausg. aller Erläuterung schwieriger Stellen enthält.

Z. 12 *Der junkfrouwen tugende zierten anderiu wîp.* Nach dem Glossarium S. 628 sind *wîp* hier Verheirathete, und *zierten* steht für hatten geziert. Der Gegensatz macht den Gedanken schielend, und für den Conjunctiv *zierten* müsste wenigstens stehen *die zierten noch* oder *die zâmen anderiu wîp.* Nach Gudrun 160 wird man die Stelle nicht auslegen wollen. Die Münchner Lesart, *Der junkfr. schône die zierten u. w.*, setzt eine ganz verschiedene Erklärung voraus. Wir aber finden hier den auch sonst häufig vorkommenden Gedanken ausgedrückt: ihre Trefflichkeit gab anderen Weibern Preis; um ihrer Trefflichkeit willen hatte man Recht andere Weiber zu rühmen; sie war aller Weiber Ehre. *Zierten* ist so viel als *prîsten.* — Z. 45 *Von des hoves krefte und von ir wîten kraft.* Diese Zeile, die Hr. *v. d. H.* nirgends erklärt, verstehen wir so: von der Menge des Hofgesindes und von dem weiten Umfange ihres Thuns und Treibens. — 179 *Doch wold' er wesen herre für allen den gewalt, Des in den landen vorhte der degen kün* (l. *küne*) *unde balt.* Wir haben diese Worte schon sonst erklärt. Das Glossarium giebt unter *für:* „über 179.“ Solche ungründliche Übersetzungen einzelner Wörter sollten in keinem Glossarium vorkommen: *erklärt* ist damit nichts. Und diess Mal ist die Übersetzung sogar unrichtig. Die Worte bedeuten ohne Zweifel: er wollte Macht haben Gewaltthätigkeiten abzuwenden: *er wolde daz sîn herschaft guot wære für allen gewalt* — 937 *Waz du hâst begangen von Metzen Ortwîn!* *Waz* hat einzig die Wiener Handschrift, in der oft oder immer *waz* für *swaz* steht. *Swaz* ist zu beziehen, wie 925. — 1004 *Ze liebem antpfange mân hôrte froiden schal.* Dieses *ze* wird schwerlich durch Ausdrücke, wie *zer hôhgezîte*, gerechtfertigt. Wir verbinden: *Daz volk erbeizte nidere für des küneges sal Ze liebem antpfange.* — 1255 *versmâhet iu niht mîn guot.* Warum nicht mit EM. EL. M *versmâhet niht mîn guot?* Die Form *versmâht* ist unregelmässig und selten; Wolfr. Wilh. 134 b. 143 b. Museum 1, 424. M. S. 1, 43 a. Kolocz. 160, 107. — 1422 *Ûf matrazze diu vil rîchen.* Die Endung *e* und der Artikel *diu* streiten mit einander: denn der Singular ist *matraz*, Parc. 10525. 20416. M. S. 2, 125 b. — 1575 l. *Diu* für *Die.* — 1744 *Dar gie er tougenlîche, von listen daz geschach, Aller, die da wâren, daz in dâ niemen ensach.* Diese durchaus sinnlose Lesart hat Hr. *v. d. H.* aus verschiedenen Handschriften zusammengesetzt. Man stelle *Alle* wieder her: so entwickelt sich leicht die Mischung zweyer Fügungen: *daz in dâ niemen ensach*, und *alle die da wâren, daz in die niht ensâhen.* — 1803 *Nu der dunke sî so küne* Im Glossarium: „*dunke* [*der*] Bedünken, Dünkel: *der dunke*, deren Dünkel.“ Es heisst doch wohl nur *der dunk, dem dunke*, Troj. Kr. 2765. M. S. 2, 170 b (Meisterges. 110). Hier ist es bloss Schreibfehler in G. Die übrigen haben: *Nu er dunket sich so küne.* Hr. *v. d. H.* musste, nach seinen Grundsätzen, wenigstens *sich* aufnehmen. — 1897 *wan beginnet ir der spil?* Das Fragezeichen ist fehlerhaft. — 2338 *Lât mich pflegen der kamere, belîben ûf der fluot,(:) Ja wil ich bî den frouwen behüten ir gewant.* Das Asyndeton ist wider den Gebrauch; der Ausdruck, *bey* den Frauen ihre Kleider hüten, wunderlich. *Ja* ist ein Schreibfehler in G, wie auch 3115, wo ebenfalls eine fehlerhafte Fügung dadurch entsteht. Man verbinde: *belîben ûf der fluot Wil ich bî den frouwen* (um zu) *behüten ir gewant.* Der Infinitiv wird auf diese Art häufig sehr frey angefügt: 2266 *Vil grôzer unmuoze muosen sî do pflegen Rihten daz gesidele vor Wormez ûf den sant;* 3663 *die aber hie bestân Hoveschen mit den frouwen, daz sî mir liebe getân.* Beide Stellen hat Hr. *v. d. H.* unrichtig interpungirt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. M., in der Andreä'schen Buchhandl.: *Anfangsgründe der Naturwissenschaft für die Jugend.* Von *Jacob Brand*, Landdechanten des Capitels Königstein und Pfarrer zu Weisskirchen in der Wetterau. Dritte ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1820. VI und 368 S. 8. (20 gr.) S. die Recension Jahrg. 1818. No. 212.

Leipzig, b. Barth: *Aufgaben zu Denkübungen für Schulkinder auf Vorlegeblättern zur schriftlichen Bearbeitung. Nebst einem Hand- und Hülfs-Buche für Lehrer, welches Materialien zur Auflösung jener Aufgaben enthält, nach dem Zerrennerschen Hülfsbuche bey den Denkübungen der Jugend bearbeitet von J. C. F. Baumgarten*, Oberlehrer an der Erwerbschule zu Magdeburg. Zweyte sehr vermehrte Ausgabe. 1819. 127 S. u. 19 Bogen 8. (1 Rthlr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1820.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

1) Breslau, b. Max: *Der Nibelungen Noth*, zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit den Lesarten aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *Friedrich Heinrich von der Hagen* u. s. w. 3 Aufl.

2) Ebendaselbst: *Der Nibelungen Lied*, zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit Vergleichung aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *F. H. v. d. Hagen* u. s. w. 3 Aufl.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Z. 2260 *Do mërte sich ir varwe, sô si vor liebe gewan.* Das Gloss. erklärt hier *sô* für das Relativum. *Grimm* hat längst (Gramm. S. 307) bemerkt, dass dieser Gebrauch neuer sey. Der Schreibfehler der St. Galler Handschrift sollte also nicht im Texte stehen. Alle übrigen haben *die.* 4085 in EM ist nur frey construirt: *was sint diu leit Der schönen Kriemhilde? sô* (d. i. wie, *alsô*) *dû mir hâst geseit.* — 2453 bezieht sich der Plural *si kômen* auf Kriemhilden allein. Man lese: *si kom en*, sie kam zu ihnen, oder: *Do hiez man Kriemhilde ze hove für den künik gân Mit ir vil schönen megeden. Si kômen für den sal.* — 2474 *Iedoch was gelücke, unt Sîfrit vil geil, Daz* —. Bey dieser Lesart ist *gelücke* ohne Beziehung. Alle ausser G: *gelücke unt Sîfrides heil.* Vgl. Biterolf 4553. — 2870 f. muss Lesart und Interpunction verbessert werden: *Sit was er ir aller meister, die er ze rehte vant;* er hatte Gewalt über Alle, die vor Gericht erschienen; *unt dar er rihten* (nicht *rîten*) *solde*, und wenn er Recht zu sprechen hatte, *daz wart alsô getân, Daz man* u. s. w. — 2979 *die wâren dar gesant, Gegen ir herzeleide, wie liebiu märe si bevant!* Nach *gesant* sollte stärker interpungirt seyn, nach *herzeleide* gar nicht. Wie freundlich redete die Botschaft von Worms ihrer Traurigkeit zu! Oder auch: wie frohe Botschaft wog all ihre Leiden auf! *Gesant gein ir herzeleide* würde heissen: gesandt, sie traurig zu machen. — 3031 muss bey *sach* ein Punctum stehen: Hr. *v. d. H.* interpungirt, als lese er *dô* für *dâ.* — 3093 *Do sprach der küne Gêre; do wart er frôuden rôt: „Er unt iuwer swester nie friunde baz enbôt, Sô getriuwiu märe deheiner slahte man, Als iu der herre Sîfrit und ouch sîn vater hât getân."* Warum Gere vor Freuden roth wird, sieht man nicht ein: auch widerstreitet Hn *v. d. H's.* eigene Bemerkung unter *vreuden rôt* im Glossar. Was der Bote redet, ist verworrenes Gewäsch. Wir haben schon bey der zweyten Ausgabe die richtige Interpunction angegeben. Gere sagt: *Da wart er fröuden rôt, Er, unt iuwer swester.* *Da* hat EM, was das Lesartenverzeichniss nicht einmal angiebt. Dieses *dâ* in der Antwort ist nicht selten, scheint aber dem Herausg. entgangen zu seyn. Parc. 15157 *Er sprach zer meide wol geborn: Da hân ich fröude vil verlorn;* Nib. 8686 in G, *Do sprach der ritter edele: da beswärt er mir den muot;* 4689 in EM und W: *Da sol ich mînem herren werben ein ander wip.* Das Folgende ist nun deutlich: *Nie friunden* (so A) *baz enbôt Sô getriuwiu märe deheiner slahte man* (Nominativ), *Als iu der herre Sîfrit und ouch sîn vater hât getân.* — 3102 *Do mohte* (l. *moht*) *man an ir frâge harte wol verstân, Daz si daz hôrte gerne: was Kriemhilt noch gesunt?* Das Fragezeichen verwirrt Gedanken und Construction. Es war ihr angenehm zu hören, *wenn* Kriemhild noch gesund war. — 3121 *Rûmolt der kuchenmeister, wie wol er rihte sît Die sînen undertânen, vil manegen kezzel wît, Hävent* (l. *Hevene*) *unde pfannen! hei, waz man der da vant!* Häfen und Pfannen des Küchenmeisters Unterthanen! Man verbinde: *Vil manegen kezzel wît, hevene unde pfannen, hei waz man der da vant!* — 3140 *Im kunde ze lieben friunden nimmer leider geschehen.* Dieses *ze*, welches nur G für *an* giebt, ist uns ganz unbegreiflich. Die schwierige Zeile 4192, die bey *Müller* fehlt (in EM? Hr. *v. d. H.* merkt nichts an), *Dâ von man die schulde dâ ze Hagenen gesach*, ist wohl nicht anders zu erklären, als durch Auflösung in die zwey Sätze: *man gesach die schulde*, und *man gesach ze Hagenen* (sah H. an). *Durch die schulde* zu schreiben, möchte verwegen seyn. — 3305 *Jane mak ir niht gelâzen.* Ein Schreibfehler, den der Herausg. hartnäckig behauptet. L. *Ine mak.* — 3425 *Von allen mînen êren mich diu swester dîn Gerne wolde scheiden, dir sol geklaget sîn:* die letzten Worte gehören offenbar zum Folgenden. — 3823 ist bey der Beschreibung des Jagdanzuges die Hauptbedeckung vergessen, wenn nicht mit allen Handschriften ausser G geschrieben wird: *einen huot von zobele, der.* Eine *hût von zobele* wäre allenfalls ein Mantel von Zobel, nicht so viel als *eines zobeles hût.* — 3838 *Im was sîn edel kocher vil guoter strâles* (gewöhnlicher *strâlen*) *vol, Von guldînen*

tüllen, diu ſahs wol hende breit. Die Interpunction iſt ſo geſetzt, als wenn es hieſse *Mit guldînen tüllen.* Die ſcharfen Pfeilſpitzen, die *von* goldenen Tullen ausgingen, in welche ſie geſchäftet waren, vgl. Biterolf 7089, hatten beynah die Breite einer Hand. — 4234 *irn ſult eine lân H nte mich bewachen den ûz erwelten degen.* Die Regeln der Negation ſind noch zu unterſuchen. Uns dünkt nur die Lesart richtig, *Irn ſult niht eine*, nicht allein dieſe Nacht, ſondern (4237) drey Tage und drey Nächte. Würde 3669 *Enwelt* oder *Nune welt nemen einen* nicht ein Sprachfehler ſeyn? — 4552 hat nur G den hier unpaſſenden Namen Günthers. L. *für Giſelhern ir bruoder ſtân*, oder auch *Giſelher:* denn allerdings haben dieſe Volkslieder eine ſo ſtarke Neigung zur unrichtigen Declination der Eigennamen, daſs des Herausg. Strenge darin gewiſs oft viel zu weit geht. — 4918 *den edelen man.* Da das mittelſte *E* in *edelen* ſtumm iſt: ſo erfodert der Vers die Lesart *Etzelen.* — 4949 *Waz mak ergetzen leides, ſprach der vil küne man, Wan, friuntliche liebe ſwer die kan begân?* So haben alle Handſchriften, auch G: warum ſetzt alſo der Herausg. *friuntlîchiu*, und verändert die Interpunction? — 4984 *Daz ſi gezäme weinen.* In den angehängten Verbeſſerungen lehrt Hr. *v. d. H. weinens* ſchreiben, und 6810 *weinens ſi gezam.* Richtiger wäre das allerdings. Aber eben bey dieſen ſubſtantiviſchen Infinitiven fällt das Zeichen des Genitivs ſchön häufig weg: nach *pflegen* gewöhnlich; nach *zerinnen* Beneck. Beytr. S. 171: *Von minnen Sinnen Mir zerrinnen Wil;* Titurel XVI, 43: *Ir aller tiofte brieven Iſt ſunder mir zerunnen.* — 5082 *Und ſaget ez iuwern magedîn.* Der Dat. Plur. ſollte heiſsen *magedînen.* L. *megeden.* — 5583 *Wol vier unt zweinzek fürſten, tiuwer unde hêr: Daz ſi ir frouwen ſähen* (oder *ſâhen*), *da von engerten ſi niht mêr?* Was heiſst hier *da von?* Man verbinde: *hêr* (froh) *daz ſi ir frouwen ſähen.* — 5857 *Nu lât iuch niht betrâgen.* Hr. *v. d. H.* erklärt *betrâgen* richtig „verdrieſsen," nicht ſo gut „beſchweren." Vermuthlich denkt er hinzu: *des ich iu ſagen wil.* Leichter und ſchicklicher iſt aber die Lesart aller Handſchriften auſser G: *Nu lât iuch niht betriegen — ſwes ſi jehen, Die boten von den Hiunen.* — 5868 *Und lâzet, die getürren, zuo miner ſweſter mit uns varn.* Das Comma nach *lâzet* fehlt, wodurch die Zeile unverſtändlich wird. — 5936 fodert der Sinn die Lesart aller Handſchriften auſser G: *daz wirt uns deſte baz bekant.* — 6100 *Ûf grôzen ſchaden ze komene, daz herze niemen ſanfte tuot.* Auch dieſs bleibt unerläutert. *Daz herze tuot niemen* (Dativ) *ſanfte ûf* (indem man als Ziel vor ſich hat) *grôzen ſchaden ze komene* (ſo daſs er kommt, *künftigen*). — 6430 *Diu guf nâch grôzem guote.* Alle, auſser G, haben *Diu gir. Diu guf* bedeutet nach Hn. *v. d. H.* daſſelbe. Wir kennen nur das Maſc. *guft* in ganz anderem Sinne. Auch was Friſch 1, 381 a anführt, dient nicht zur Beſtätigung der St. Galliſchen Lesart. — 6805 *Allez, des ich ie geſach, — Sone gert ich niht mêre hinnen ze tragene. Sehen* regiert nicht den Genitiv: mithin iſt *Alles* zu ſchreiben, das den Genitiv *des* nach ſich zieht. — 6986 *Daz ich* (*Deich*) *hort der Nibelunge nie nie geſflak. Nie nie* iſt gewiſs ganz unſtatthaft für *niene.* Den merkwürdigen Gebrauch des Wortes *pflegen* mit dem Accuſ., der 8178 wiederkehrt, erwähnt das Gloſſarium nicht. — 7068 *Genuoge, dâ ſi ſâzen, ſi hêten gerne bekant.* Hr. *v. d. H.* ſpricht einmal vom Wägen der Lesarten. Wiegt die St. Galliſche hier ſchwerer, als die der übrigen, *die ſi* (oder *daz*) *ſâhen?* Die Anmerkung iſt wieder nicht zu verſtehen: „*genuoge die ſi* (*daz*) *ſahen. EL. M. W. EM.*" — 7198 *Daz ich ê da lobte, des wil abe gân.* Dieſs halten wir eben ſo wenig für deutſch, als oben *Jane mag ir niht gelâzen.* Entfernt ähnliche Beyſpiele ſind uns bekannt genug, aber wir ſuchen ein gleiches. — 7480 *von der Kriemhilde ſcharn.* Den Artikel vor Namen duldet der Herausg. ſonſt nicht. Auch hier ſollte wohl *den* geſchrieben ſeyn aus EM und W. — 8069 iſt die Interpunction ſo einzurichten: *Do Rüdegêr der herre gerûmte den ſal, Fünf hundert oder mêre im volgeten überal Der von Bechelâren, friunt und ſîner man.* — 8674 *Ich hân doch genuoge leit unde ſêr.* Dieſes wunderbare *genuoge* iſt im Gloſſar nicht einmal angeführt. Iſt es Neutr. Plur. für *genuogiu?* Eben ſo *rede genuoge* (Nominat.) in EL 8124, und *guoter dinge genuoge* in Gudrun 4574. — 8778 *Ez der helm wære oder des ſchildes rant.* Hier bemerken wir das fehlende *obe.* Gudrun 4099: *ez liep oder leit Sîner muoter wære.* — 8937 *Durch mortrecken willen. Mortrecke* iſt, ſo viel man ſieht, ein Wort von des Herausg. Erfindung. G hat *rachen*, EL *rächen*, alſo *morträche*, wie *lankräche* 5860. — 9477 *Nune muotet ſîn niht mêre?* Das Fragezeichen halten wir für einen Druckfehler. — 9603 *Den ſchaz den weiz nu niemen, wan got, âne min. Âne* mit nachgeſetztem Genitiv bedarf noch Beſtätigung. Wer wird aber glauben, daſs die Lesart *aller* übrigen Handſchriften ein ſinnloſer Schreibfehler ſey, *wan got unde min?* Wir erklären: den Schatz weiſs nun Niemand einem Anderen zugehörig, als Gott (*gote*) und mein (*meum, mînen*, meinig). Und ſo wird auch die St. Galler Lesart auszulegen ſeyn, *âne, min,* ausgenommen, als meinen.

Über das Gloſſarium (S. 506 — 639) haben wir ſchon im Anfang unſere Meinung erklärt. Es iſt durchaus auf flüchtige Leſer berechnet, und oft ungründlich gearbeitet. Die Wörter ſind nicht erklärt, ſondern bloſs überſetzt: oft hat Hr. *v. d. H.* die Bedeutung aus den wenigen vorliegenden Stellen unrichtig oder halbrichtig errathen; die wichtigſten Beweisſtellen aus den Nibelungen ſelbſt ſind zuweilen nicht einmal angeführt. Dennoch wird man von Hn. *v. d. H.* nichts Anderes erwarten, als daſs ſelbſt aus dieſer unſorgfältigen Arbeit Manches zu lernen ſey. Und ſo iſt es wirklich: nur muſs man überall auf der Hut ſeyn, weil er ſtets die Beweiſe ſchuldig bleibt und für ſein Wörterbuch aufſpart. Da übrigens die innere Einrichtung des Gloſſariums ſo übermüſsig bequem iſt: ſo fällt es deſto unangenehmer auf, wie unpaſſend für jeden denkbaren Gebrauch die Wörter geordnet ſind. In der That, die Wortfolge in dieſem Gloſſarium bringt die zahmſte Ge-

duld zur Verzweiflung. Die Vocale mit doppelten Zeichen find wie *ae* nach *ad*, wie *uo* nach *un* u. f. w. eingeftellt, da doch fonft faft allgemeiner Gebrauch ift, fie unter die einfachen Zeichen zu mifchen. Beftändig ift Hr. *v. d. H.* aber auch darin nicht: z. B. den Diphthong *ü* findet man vor *uf*, aber das Wort *üben* mitten unter den Wörtern mit *ub*, die eigentlich alle ein *ú* haben. Zufammengefetzte Wörter, die durch das Hyphen genugfam angedeutet find, darf man nicht in der gewöhnlichen Folge fuchen, z. B. *ge-zucken* ift nicht etwa zwifchen *gêt* und *gezzen*, aber auch nicht unter *zucken*, fondern vor *gê*.

Von dem grammatifchen Vorbericht (S. 497 — 505) fagten wir lieber nichts. Eine fo ungründliche Anweifung zur Grammatik führt Anfänger nur irre. Und wozu dient fie, da fich doch jeder Fleifsige lieber aus *Grimms* vollftändigerer Grammatik belehren wird? Es überfteigt allen Glauben, was für Behauptungen der Vf. hier fich entfallen läfst. S. 499 follen die Adverbia *meiftens* zugleich Adjectiva und *Pronomina* feyn. S. 500 werden *wigen* und *wegen* als Intranf. und Tranfit. unterfchieden. (*Wegen* mit gefchloffenem *E*, felten *wigen*, heifst wiegen und wägen, und conjugirt ftark; *wegen* mit offenem *E* hat fchwache Form, und bedeutet bewegen.) Dabey wird *wagen* mit *lagen* verglichen. (Vermuthlich ift *lâgen*, nachftellen, gemeint, und nicht *wâgen, audere*, fondern *wagen*, wiegen, fich bewegen, mit fchwebendem *A*.) Zu *ruofen* foll *rüfen* das Tranfitivum feyn. (Alfo rufen machen? Dafür wünfchten wir Beweisftellen.) S. 501 fetzt *brâhte, gebrâht (brâht)* das Niederdeutfche *brengen* voraus. (Daraus würde nur *brankte, gebrenget: brahta*, wie im Niederd. *brachte*, ift fchon im Gothifchen, Oberd. *brâhta*). Von *zürnen* foll das Particip *gezürnt* feyn. (Die Kürzung ift unerlaubt: es heifst *erzürnet*). *Getrouvet* von *triuven* wird verglichen mit *gedrout* von *dreuven*. (Die Formen find: *trûwen, getrûwet; triuwen, getriuwet; trouwen, getrouwet; dröuwen, gedröuwet; dröun, gedröut; drôn, gedrôt.*) Ferner wird dort eine Form *kömt* aufgeführt, und ein uns ganz unbekanntes *ftehen* für *ftên*; S. 502 ein Indic. Prät. *wurde*, die Participia *geworden* und *gefunden*; S. 503 die fpäte, ganz unregelmäfsige Form *geloffen* (einer der Übergänge aus der zweyten ftarken Conjugation in die zwölfte); von *wizzen* neben *welfe* ein Präter. *weiz* (welches von *wîzen* herkommt); das fehlerhafte *muozen* ohne Umlaut (Meiftergefb. 581), und ein uns neues Participium *gemuoft*; ein Präter. *tat*, neben dem unrichtig gefchriebenen *tät*: — kurz, fo viel Fehlerhaftes, dafs die Vermuthung erregt wird, Hn. *v. d. H's.* Abficht fey blofs, den fchon gründlicher Belehrten in Verfuchung zu führen; eine Abficht, die wenigftens Druckfchriften nicht anfteht.

Wir fügen nun noch Bemerkungen über einzelne Artikel hinzu. Viel ganz Fehlerhaftes foll übergangen werden, ungenaue Beftimmung der Wortbegriffe gänzlich. — *Abe*: „auf, von. 6421." Als ob *auf* und *von* einerley wäre. Die Worte find: *Si hielten ab ir verte.* Es mufste unter *halten* bemerkt werden, dafs es fchon die heutige Bedeutung hat, ftill halten (zu Pferde, zu Fufs u. f. w.). Ganz falfch gerathen ift, dafs es 7565 fich ftellen bedeute. — „*Ab-ritten*, durch Ritterfpiel gewinnen. 2421. vgl. *pris.*" Das heifst *erritten. Da wart von guoten helden vil kleider abe geriten*, abgeritten, vom Leibe oder kahl geritten. Unter *pris* finden wir: „*Ze prîfe*, um den Preis. 5244. vgl. *ab-ritten.*" Die Erklärung ift unrichtig: *ze prîfe* heifst, fo dafs man gelobt wird, preiswürdig. Und was hat der Vers, *Dô wart wol ze prîfe vor den frouwen dô geriten*, mit jenem anderen zu thun? — *Abe flagen, an flagen, geflagen* giebt der Vf. als Infinitive. Solche Fehler, die ein Blick in *Grimms* Grammatik vermeiden lehrt, find jetzt nicht mehr verzeihlich. — „*Vor âbendes* (Zeit). 2417." Laffen wir doch den Ellipfenkram aus der deutfchen Grammatik! *Vor âbendes* wird regelmäfsig gefagt, wie *vor des, vor tages* Parc. 11820, feltener *vor fîn* Biter. 879. 3646. In den Nibelungen heifst aber *vor âbendes nâhen* wohl vielmehr, vor dem Nahen des Abends. — *Aller-befte*, aufs befte, nicht Accuf. Sing. (Neutr. fchwacher Declination?), fondern Adverbium, *bazzifto*, nicht *bazzifta.* — *Alzey* kommt nirgend vor; nur *Alzeie, Alzeije, Alzeia.* Hingegen nicht *der Meune*, fondern *der Möun.* — Unter *an* werden die Bedeutungen fo angegeben: „*an, in* (vgl. *en*), auf, bey, vor, für, bis an, hin an, gegen, von." Was lernt man daraus? *An einander* für *einander* 8540 (aus EM, nicht in G) fehlt. — „*An getragen, an tragen*, anftellen." Eine Erklärung, wie die bekannte: *proripere*, aus dem Staube machen. Und wer möchte *untriuwe an tragen* auch nur fo *überfetzen*? — *An tuon fîn gewâfen* 1969 fehlt. — Die Form *aptei* aus EL follte wenigftens als merkwürdig ausgezeichnet feyn. Uns fcheint keine andere möglich, als *abbetie (abt.)*, höchftens *abbeti.* — Warum ift *Arâbi* aufgeführt, und nicht *Arâbifch* 7335? — *Diu arbeite* 4248 fehlt. Diefe Form brauchen ältere und höfifche Dichter nicht: man findet fie im Titurel, bey Neidhart M. S. 2, 75 b, in Maria 946 (daf. 1044 *kriftenheite*). — *Arbeiten* heifst niemals „arbeiten," d. i. *unmüzek fîn, wurken, werben*, fondern bemühen, quälen: daher *fich arbeiten.* Wird der Infinitiv fubftantivifch gebraucht: fo fällt *fich* nach der Regel weg 1353. 1540. Warum führt der Vf. nur 3124ª an? — „*Diu arge.*" Es heifst *der ark* und *diu erge.* — „*Bâgen, bâget, bieg*," [*bieh*] „*biegen.*" *Bâget* ift Rec. nicht vorgekommen: er kennt nur *bâget.* Übrigens wird das Wort viel häufiger fchwach conjugirt. — *Balmunk* ift 9334 männlich gebraucht, 7216 aber (vielleicht πρὸς τὸ σημαινόμενον) gefchlechtslos, wie *Nagelrink* Biter. 10945. 12871. — Das Adjectivum *balt* follte gefchieden feyn vom Adverbium *balde*, mit Beharrlichkeit und Eifer, nicht „fehr," 778. — Bey *bâre* war die ftarke Declination anzumerken, zumal da fonft auch die fchwache vorkommt. — *Bâren* heifst auch, auf Eine Bahre legen. *Beren* (l. *bern*) durfte hier nicht angeführt werden, fondern nur beym Subftantiv *bâre.* — Die Präpofition *be (bet)* hat mit *bî* nichts zu fchaffen. Die Form *bedaz* für *bediu* (indem, nicht „bis dafs") ift wunderbar, und kommt, fo viel uns bekannt ift, nur in den Nibelungen vor. — *In bekomen, fîn* ein kommen 4721, ift übergangen.

— Unter *begân* sollte das Partic. *begangen* 937 nicht fehlen. — „*Beluhte* t. *beluhtete* v. *beliuhten*.“ Wie sollte doch aus *beliuhten* das Präter. *belûhtete* werden? Es heisst *beliuhtete*, und mit Rückumlaut (in diesem Wort aber missbräuchlich) *belûhte*. — „*Bereit* f. *bereitet*. 275. 1480. 1481.“ In den beiden ersten Stellen kann es das Adjectivum seyn; in der dritten steht *bereitet*. *Dar bereit* (Partic.) hingeschafft 2595 fehlt. Unter *bereit* sollte der Plural erwähnt seyn: 1501 *Des wâren si bereite*, 2032 *Des vant er vil bereite die helde*. Das Adverbium *bereite*, sogleich, ist auch übersehen 5745, sammt der unregelmässigen Verkürzung desselben *bereit* 5195. Parc. 9122. Mar. 1318. 2311. Wigam. 2195. „*Bereiten*, näml. mit Feuer, anzünden. Avent. 36.“ Ohne Zweifel ist *beraiten* in EM ein Schreibfehler, für *berîten* oder auch für *brennen*. — „*Besenden*, beschicken, aufbieten, versammeln.“ Es heisst, holen lassen. Tristan 3159 *Den jegere den besand' er dar*; 7076 *Si besande ein kleinez zengelîn*. — „*Bewant*, ausgelegt. 2576.“ Die Bedeutung ist gerathen. *Daz würd iu übele bewant*, liefe schlimm für euch ab. — *Bewaren* (*bewarn*) „mit 2. Fall, hüten. 3804.“ Hier ist *sich bewarn* gemeint. „Unterlassen,“ nämlich mit dem Accus. der Sache: diess bedeutet aber auch nur, sich hüten etwas zu thun. — *Sich bewegen* „sich abneigen.“ Der schwierige Ausdruck fodert eine andere Erklärung: *be* kann nicht *ab* heissen. — Nicht *Bern*, sondern *Berne*. — Zu *beste* Adv. ist die Stelle vergessen, 7335. — *Bettedach* nicht Betthimmel, sondern Bettdecke, *deklachen*. Er war ja von Seite, und goldene Leisten darauf. Gudrun 5307: *Von lîsten harte tiure diu deklachen riche*. — *Bî* „von. 7817. 2886.“ Hier muss ganz Verschiedenes unter Einen Hut: *Hie müget ir hören wunder bî ungefuoge sagen*, und *si hete bî Gunthêre einen sun getragen*. Die erste Stelle ist aber unrichtig übersetzt; der Dichter meint: etwas, *neben* seinem ungebärdigen Übermuth, höchst Wunderbares. — *Bî wonen*: „mit 2 Fall, leisten, beystehen.“ Welche leichtfertige Art zu erklären! *Einem bî wonen* heisst, mit ihm zusammen seyn: die Sache, worauf sich diess Zusammenseyn bezieht, steht natürlich im Genitiv. — „*Birt*, seyd. 6566. setzt *biren* voraus, das damals noch die ganze Mehrzahl der Gegenwart dieses — Zeitwortes bildete. vgl. *kiesen*.“ Unter *kiesen*, *kôs*, *küre* (l. *kür*), *kuren* (*kürn*) heisst es wieder: „vgl. *birt*.“ Rec. sinnt vergebens, was an den verglichenen Formen Ähnliches seyn soll; er begreift auch nicht, wie aus *biren* (*bîren* oder *birn*, das letzte ist aber nach den Gesetzen der 7ten und 9ten Conjugation unmöglich, es müsste *bern* seyn, Gothisch *bairan*) die Präsensformen *birn*, *bist*, *birum*, *birut* herausconjugirt werden. Endlich ist ihm die dritte Person von diesem Stamme selbst im Althochdeutschen nicht vorgekommen; und *birn*, *birt* sind im Mittelhochd. äusserst *selten*, s. *Grimms* Gramm. S. 522, Wigam. 4608. 5494. — *Biten* mit *ze* 6930. — Nicht *blat*, *blattes*, sondern *blates*. — Bey *bouk* sollte *Benecke* zu Wigal. S. 510 beachtet seyn. — *Breit* bedeutet niemals weit. Das Citat 5705 ist, wie manches andere, unrichtig. *Diu breite* sollte erwähnt seyn, um vor Missverstand der 7503 Zeile zu warnen. — Unter *Brunhilt* musste noch Z. 1659 angeführt werden, die sich auf Siegfrieds früheren Aufenthalt bey ihr bezieht. — *Kamer* (*kamere*) stark declinirt 2138. 4515. 4705. 5095. — *Kint*: „Mehrz. *kint*, 3 Fall *kinden*.“ Der Genit. Plur. heisst *kinde*. — *Kleider tragen* 125. 4102 ist nicht erklärt. — *Komen*: „ergehen. 4495.“ *Nu ist ez Sîfride leider übele komen*, es ist ihm übel *bekomen*, d. h. ihm zum Schaden gekommen, begegnet. Die Redensart ist häufig, und manche Stelle giebt die Bedeutung so bestimmt an, wie die in der Klage 2230: *Dîn sterben ist vil übele komen Mir vil ellenden man*. Daraus erklärt sich, dass *schedelîche komen* auch von *Personen* gebraucht wird, 4148, Gudrun 3274 Biterolf 4966. Diess übersetzt Hr. *v. d. H.* ungründlich „Schaden anthun.“ *Ze komene* 6100 fehlt. — *Koste* bedeutet niemals Bewirthung und Pflege. 5232: dieser Kostenaufwand. *Kostenlîche* nicht „prächtig,“ sondern mit grossen Kosten. *Kostenlich* findet man nur im Glossar, nicht in den Nibelungen. — *Kradem*: „von [*kreien*], *schrien*.“ Wie sollte doch von *schrien kradem* gebildet werden? *Kreien* ist uns neu: mit *kräjen* und *krien* ist *kradem* nicht verwandt. — Bey *Kriemhilt* und *Brünhilt* ist der in den Nibelungen, selbst im Verseinschnitt, häufige Accusativus auf *e* nicht angeführt. Die schwache Form ist überall aus dem Text entfernt. — Unter *kunst* geht des Vfs. Unterscheidung der Formen einmal sehr ins Feine. Der Genitiv soll *kunste* lauten, der Dativ *kümste*. Sie heissen beide *künste*. — „*Kunste*, 2 Fall *künste*.“ Das wäre Umlaut in der ersten Declination: es heisst *diu kunst*, *der künste*, nach der vierten. — Eben so unmöglich ist es, dass von *kunt* Adj. der Pluralis *künte* sey: es heisst schon im Singular *künde* und *kunt*. — Bey *da von*, desshalb, sollte 1640 angeführt seyn, als eine Stelle, die Anfänger gewiss missverstehen werden. — *Dar* soll noch immer *daher* bedeuten, in Z. 103, *daz sîn wille in immer trüge dar*, welche Hr. v. d. H. nachher selbst anders auslegt. *Darin sîn*, hinein seyn, für hinein gehen 7969, ist übergangen. — *Degen* ist ungenau übersetzt. — *Deist* steht nur für *daz ist*, auch 6029, *Dîn wille deist mîn fröude*. — „*Der* — s. *er* — es scheint, um den Hiatus zu vermeiden: *do derbeizte*, *ja derwarp*.“ Schon Hn. *v. d. H's*. eigener Text widerspricht: 4690 *ist derstorben*. — Unter *des*, desswegen, sind 6428. 6996 nicht angeführt. Es soll den Lernenden nur Alles bequem gemacht werden: sie vor Irrthum zu bewahren, ist des Vfs. Absicht nie. — Das Adjectivum *dicke* fehlt aus 1762; vgl. Iwein 4363 (anders bey Michaeler), Troj. Kr. 19848. *Müller* 3, XXIX, 79. Sonst ist *dik* üblicher.

(*Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

1) Breslau, b. Max: *Der Nibelungen Noth*, zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit den Lesarten aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *Friedrich Heinrich von der Hagen* u. s. w. 3 Aufl.

2) Ebendaselbst: *Der Nibelungen Lied*, zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit Vergleichung aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *F. H. v. d. Hagen* u. s. w. 3 Aufl.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dieneſt, Dienerin, fehlt. 5382: *Dû hâſt mich ze dienſte mit rede dich an gezogen*, dir mich als Dienerin angemaſst. *Voſs* braucht häufig *Dienſtin:* wollte er dafür gelegentlich den Gewährsmann nennen! Er pflegt nicht gefährliche Bildungen ſelbſt zu wagen: und hätte ers dieſsmal gethan, doch dürfen unſere Sprachmacher nicht jauchzen. Denn zu vertheidigen iſt jene Form immer: wenn man aber von dieſen hochmüthigen Wortſchöpfern zu ihren *Dichtinnen* und *Schneidinnen* die Maſculina *Dichte* und *Schneide* nachgewieſen verlangte: ſo erſchölle zur Antwort entweder Erlogenes, oder, mit Umſchleichung der Sache, Klagen über geiſt- und kenntniſsloſe Einwürfe. — *Dôz* hat nach Hn. *v. d. H.* auſser den Nibelungen auch *doſes* im Genitiv. Dafür wird der Beweis nicht zu führen ſeyn. *Dôzes* Parc. 11310. *Dôz* aber und *duz* (*dem duzze*) ſind gleich gebräuchlich. — *Drâte* wird noch immer als Partic. von *dreien* angenommen. Es heiſst aber nicht *dreien*, ſondern *dräjen*, *drän;* das Partic. davon *gedräjet*, *gedrät*, *gedrât*, Althochd. *gidrâit*, *gidrât:* hingegen das Adverb. *drâto*, Mittelhochd. *drâte*, das Adject. *drâti*, *drâte*. — *Dûhte*, Präter. von *dunken*, leitet der Vf. ab von *dûhten*, däuchten; ſtatt *dûhtete*. Nach welcher Analogie lautet dann der Conjunctivum, *diuhte?* Und wo kommt dieſer Infinitiv *dûhten* vor? *Deuchten* und *mich* oder gar *mir deucht* iſt Miſsbrauch einzelner Neueren. — *Edel* iſt übergangen, ſammt der Nebenform *edele*. Die Warnung wäre nützlich, es niemals in ſittlicher Bedeutung zu nehmen. — Unter *ein* fehlt die Fügung *ein der recken* 7197, *ein des Hiunen mâge* 7621, gewöhnlicher mit voranſtehendem Genitiv, und minder gut *der rîchſten* (*beſten, zwelf herren*) *eine* Flore 3339. 6757. Altd. W. 2, 185. 22. Es wird aber angemerkt: *ein* „ſteht noch vor und mit dem beſtimmten Geſchlechtsw. beym Hauptw. 543 [7197]; meiſtens zugleich mit der Steigerung des Beyw. 2907. 4882. 4948." Die erſte Stelle lautet: *Er truog in ſime ſinne ein minneklîche meit, Unt ouch in ein diu frouwe, die er noch nie geſach.* Hier ſteht *ein* für *eine*, *in ein*, ihn allein; ſ. Parc. 21146. Maria 1056. Die eingeklammerte iſt nur in EL verſchrieben, *ein der recke* für *recken*. In den übrigen Stellen findet ſich *ein der beſte*, einer der der beſte iſt, *unus optimus*, und im Accuſ. *ein* (ſ. *einen*, ſ. die Lesarten) *den beſten*; wie oft genug vorkömmt *ein ſin man*, *ein mîn friunt*, *un mio amico*. — Unter *ellen* ſind die Beyſpiele des Plurals ausgelaſſen, 462. 961. — *Engelten* und *enpfinden* bleiben unerklärt. — Nicht *des ende geben*, ſondern *ein ende*. Auch trägt die Überſetzung, „das zu Ende *erzählen*," zu viel hinein. Klage 1934: *Des muoz mîn jâmer weſen grôz*, — *Unz mirs der tôt ein ende gebe*. Die Erklärung, *ende* bedeute auch Grund, iſt *unendelich*, ſie führt nicht zum Ziel, und leiſtet nicht die Hülfe, die ſie verſpricht. — *Sich enthalten* nicht, ſich bewahren, ſondern, ſich aufrecht und in voller Kraft halten. — *Erbeit* iſt das Präter. von *erbîten*, *erbeite* von *erbeiten*. — *Erkrommen* (l. *erkrummen*) leitet der Vf. von *erkremmen* ab. Giebt es in der achten ſtarken Conjugation Verba auf *emmen* und *ennen?* Wir finden nur den Infinitiv *krimmen* Altd. W. 3, 207, 61. Wigam. 1474, den Conj. Präſ. *ergrimme* M. S. 2, 236: alſo *krimmen*, *kram*, *krummen*, *gekrummen*. Das Wort iſt ganz verſchieden von *klimmen:* aber beide ſtammen wohl, nebſt *klimpfen* und *krimpfen* (wie vermuthlich alle Verba der 5ten und 8ten Conjugation von einfacheren der 7ten und 9ten), von *klemen* (*klam*, *geklomen*) und einem (vorauszuſetzenden) *gremen* (Alth. *german*), wovon *gram* und das ſchwach conjugierende *gremian* (*ergremt* Amis 1685) abgeleitet ſind: von *krimmen* und *klimmen* die Adjectiva *grimme* und *krump*, und die Verba *grisgrammen*, *verklamben*, *klembern*. „Erpacken, ergreifen" iſt nicht genau das alte *erkrimmen*, eher zerhacken (mit Krallen oder Schnabel). *Erkrimmet* M. S. 2, 176b wird Meiſterg. 575 erklärt *tötet*. Vgl. Otfr. 1, 25, 56. Wigam. 1469. 1478. 1486. Altd. W. 3, 206, 44. 2, 195 (*klimmet?*) Flore 4631 (*erkirnet?*) Friſch 1 518 c. In den Nibel. iſt das Wort gebraucht, um den Namen *Krimhilt* davon abzuleiten. — *Erdiezen:* „Verg. *erdôz*, Mehrz. *erduſſen*." Woher

käme das *ſſ?* Nur *erduzzen*: das Partic. *erdozzen* kommt nicht vor. — Unter *erfüllen* fehlt die Stelle 4705, wo es ſo viel iſt als *ervollen*. — *Ergetzen* mit dem Accuſativ der Sache: 4335 *la wil ich dich ergetzen dînes mannes tôt*, und 9555 *Wie wol er iuch ergetzet daz* (für *des*) *er iu hât getân*. So findet ſich anderwärts *unergeztiu nôt*. — „*Erhouwen*, erhauen 826." Wer verſteht das? Es heiſst, durch Hauen zu Wege bringen. Kl. 1581. Titur. XIX, 115. — *Lüjen* (brüllen), *lûten* (laut werden) und *liuten* (läuten) ſtellt Hr. *v. d. H.* zuſammen, und bedenkt nicht, daſs von *uo* oder *ü* kein Übergang iſt zum *û*. Einen Infin. *lûten*, Prät. *lûtete*, *lûtte*, *lûte*, können wir nicht beweiſen, wohl aber *erliuten* intranſitiv, Troj. Kr. 15548. 23020, auch in Rudolfs Weltchronik. Davon iſt das Präter. *liutete*, *liutte*, *lûte*, nicht *lûtete*, wie der Vf. S. 553 ſagt. Räthſelhaft bleibt uns das Präter. *erlûtte* Georg. 3244. — *Ermordet* 7427 fehlt. — *Erziugen* beweiſen, nicht „bezeugen." — „*Für wiſe*, vergeblich, umſonſt. 3672. *für* f. *ver*, und *wiſe* v. *weſen*." So aber werden von der 6ten Conjug. die Adjectiva nicht abgeleitet: am wenigſten könnte das *i* gedehnt ſeyn. Die richtige Erklärung iſt ſchon vor hundert Jahren gegeben. Von *wîſen* lautet das Subſt. *der*, *diu wîs* oder *wîſe* (*diu wegewîſe* Karl 73 b), das Abjectivum und Adverb. *wîſe*, das Adj. auch *wîs*, auf den Weg geführt, belehrt, *urwîſe*, übel geführt, *verwieſen*. *Fürwiſe* iſt minder genaue Schreibung. — *Fügen* iſt nicht erklärt. — *Gedenken* heiſst niemals „im Andenken haben," ſondern entweder denken, oder, mit dem Genitiv, beabſichtigen. Die letzte Bedeutung verkennt Hr. *v. d. H.* 2445 (auf das nunmehr denken, was ihr mir zuſchwuret). 8828 *Gedâht* ſoll noch immer 2749 das *alte* Hauptwort *diu gedâht* ſeyn können. Erſt muſste die Redensart, *des iſt mir manik* (oder dergl.) *gedâht* erwieſen ſeyn. Wir finden aber bey Joh. von Brabant M. S. 1, 8a nur: *Si lît vaſte in mîner gedaht.* — „*Gedingen*, beſtehen, geneſen. 1804 d." *Ich getrouwe wol gedingen in ſtrîte vor ſîn eines hant*, meine Sache führen, *teidingen*. S. Haltaus S. 228. Lohengr. S. 21, 4. — „*Iuwer gelichen*, euresgleichen 8902." Richtig: es ſollte aber bemerkt ſeyn, daſs beide Wörter dort im Gen. Plur. ſtehen. Der Singul. iſt *iuwer gelîch*. — *Gemeine* iſt die üblichere Form, nicht *gemein*. Adverbium und Adjectivum ſind hier, wie überall, vermengt. — *Diu trûrekgemuot* ſ. *gemuote* 4913 ſollte angemerkt ſeyn, zumal da *Grimm* ſchon aufmerkſam gemacht hatte, Gramm. S. 219. Auch iſt nicht geſagt, daſs 3637 *gemuot* für *wol gemuot* ſtehe. — Vom Adverbium *genôte* ſoll *genôte* 7099 eine weibliche Form ſeyn! Es iſt das Adjectivum, eifrig, *curioſus*; ſ. Gudrun 983. 5338. — *Gepüze* (*gebüze*) iſt nicht „Züchtigung," ſondern Genugthuung; in der nicht namhaft gemachten einzigen Stelle, 7580, ironiſch gebraucht. Das Wort von *bôzen* abzuleiten, erlauben die Geſetze der Wortbildung nicht. Das Schweiziſche *Büüſſi*, Naſenſtüber, lautet unverkleinert *biuz* im Troj. Kr. 15876. 15888. — *Geruochen* mit *ze* 4953. — *Geſellik*. In der angeführten Stelle lieſt man *geſellichen*. — Unter *geſidele* ſteht die wichtige Z. 2435. — *Geſit* nicht für das Participium *geſittet* (*geſitet*), ſondern für *geſite*. Dieſer Fehler kehrt mehrmals wieder. Sind *geherze*, *geſinne*, *geman* und *gelîp* auch verkürzte Participia? — *Geſtalt* nicht für *geſtaltet*, ſondern regelmäſsiges Participium: *ſtellen*, *ſtellete*, *ſtalte*, *geſtellet*, *geſtalt*. Auch dieſen Fehler, der ſchon nach *Grimms* Anleitung zu vermeiden war, wiederholt Hr. *v. d. H.* zum Überdruſs. S. 579 ſoll gar *ſante* zuſammengezogen ſeyn aus *ſandete*: alſo vom Inf. *ſanden!* Die Formen *ſante* und *ſande* ſind gleich richtig und gleiches Urſprunges: nach *L*, *M* und *N* darf jedes *T* mit *D* vertauſcht werden, aber nicht umgekehrt. — *Geſtatten* iſt fehlerhaft, für *geſtaten*. Erſt das Präteritum hat *geſtatte* für *geſtatete*; Partic. *geſtatet*, *geſtat*. — *Geturren* wird ſeit *Beneckens* Boner überall richtig erklärt; nur Hn. *v. d. H.* bedeutet es noch *dürfen*. — *Getruckente*, die regelmäſsige Form, ſteht nach dieſem Gloſſarium für *getrukuete* (eher noch, für *getruckenôte*): der Inf. ſoll *truknen* ſeyn. So findet man hier weiterhin *veſtnen* und *wâfnen*. — Daſs *getwerk* „eine Menge von Zwergen" bedeute, iſt ſchwerlich zu beweiſen: die Erklärung verkehrt Z. 398. 401 den Sinn. Hr. *v. d. H.* ſpricht S. XXXIV auch von *einem Gebrüder*: wir kennen nur den männlichen Plural *die Gebrüder*; ſ. Parc. 4189. 9665. — „*Gewahten*, geſchärft, geſchliffen, von *wahſen*, wetzen." Dieſe Bedeutung von *wahſen* bedürfte des Beweiſes. *Gewahſen*, *gewaſſen* (g. Schmiede 1020 *waſſe: maſſe*) iſt Dat. Plur. von dem bekannten Adj. *was*, *wahs* (Triſt. 8809), *gewahs*. Vgl. Biterolf 10175. — *Gegen in* 9287, nicht „gegen ein, her," ſondern gegen ſie — Dieterichs Mann. — *Der gère* (nicht „*gêren*;" ſ. Wolfr. Wilh. 12 a) iſt nur der untere Theil oder Saum des Kleides. — Unter *geren* (*gern*) iſt nicht bemerkt 6783: *ſwes iemen gerte nemen*, in welchem Falle *ze nemene* das gewöhnliche iſt, 6824. 6806. *Gern* mit dem Accuſativ 7359; ſ. die Lesart aus EM (*Niuwan* mit dem Accuſ. verbunden, wäre ohne Beyſpiel, wiewohl Hr. *v. d. H.* 3742 ſo erklärt). — *Gleſten* 3124 c fehlt. Es iſt dort Präteritum, wie Parc. 18828, eben ſo richtig als *glaſte*, vermöge der Freyheit der ſchwachen Verba auf *elten*, *emden*, *enden*, *erten*, *eſten*, *etten*, und ohne Zweifel auch der auf *ehten*, mit offenem *E*. — *Diu grimme*, heutzutage *der Grimm*, fehlt aus 9414. Auch heiſst das Adjectivum nicht *grim*, ſondern *grimme*; ſ. z. B. 9293. — Unter *guot* muſste zur Warnung bemerkt werden, daſs es nur Adjectivum iſt. Leicht werden Anfänger Stellen, wie 948, unrichtig nehmen: *ez wære ir vîanden bezzer*, *vermiten*, d. h. es wäre ihren Feinden beſſer, wenn es unterblieben wäre; 3608 *diu bezzer wæren*, *verlân*; 1268. 4825 *ez dunket guot*, *getân*. Ferner ſollte erwähnt ſeyn: *ez guot tuon*, die Sache, die man vor hat, gut machen, 899 (954 EL). 8641. Parc. 1367. Gudrun 4328. Biterolf 3849. — *Hâle*: „*ſi hêt es hâle*, iſt *ſi* der 4. Fall." Es iſt der Nominativ; ſ. Biterolf 2188. — *Hie* und *hienk* ſollten nicht unter dem Inf. *hâhen* ſtehn, der nur in der Bedeutung *henken* gebraucht wird, dahingegen die kurze Form *hât* von allem Aufhängen gilt, Parc. 13265. — Die Angabe, „*halsberge*, Mehrz. (*der*)" iſt uns nicht verſtändlich. Der Singular heiſst *der halsberk*. — „*Aller hende* [*hande*], allerhand." Vor die-

ser Übersetzung hatte *Benecke* z. Wigal. S. 613 gewarnt. Dass die *Hand* schwört, *sichert*, meineidig wird, 2445. 5048. 2450, ist nicht angemerkt. — Unter *hart* spukt wieder der Umlaut: *herte* soll davon der Plural lauten können. Eben so bey *scharpf*. — *Heizen*: „schelten, strafen. 8229. 9030.“ Damit ist die Redensart, *iemen liegen* (Infinit.) *heizen*, nicht erklärt. Sie bedeutet, machen, dass Jemand lügen muss. Vgl. Gudr. 5113. — *Diu herzeleide* 7918. 9608, *herzenleide* 9038 fehlt; ja, was schlimmer ist, die letzte Stelle, *durch ir herzenleide*, steht unter dem Neutrum *herzenleit*. — *Diu hôchgezîte* 5464, vielleicht auch 114. 1065. — Nicht *hôchvert* Adj., sondern *hôchverte*. Das Verbum *hôchverten* 1910 in Em und EL. — *Hulde* soll 1080 heissen Wille, und gar Pluralis seyn. Dort steht *âne hulde*, ohne Erlaubniss. — 4539 liest man nicht *eide huoten*, sondern *eides hüten*. — *Jehen*: „mit 2 Fall des Gegenstandes und *zu* [*zuo*, *ze*] oder *für*, in Anspruch nehmen, ansprechen, erklären, verlangen. 4488. 4992. 2928: *er jah es im niht ze dienste*, er erklärte es ihm (sich) nicht für Dienst, oder, er erklärte ihn nicht für seinen Dienstmann.“ Hier ist nichts richtig, als das Wort *erklären*. Was *jehen* mit dem Dativ heisse, ist nicht beachtet. Die angeführte Stelle hat den Sinn: er rechnete es ihm (Seifried) nicht für Lehensdienst, dass er so oft zu ihm kam. — *Itewîze* braucht 7105 nicht nothwendig Plural zu seyn. S. Doc. Miss. 1, 97, V. Barl. 101, 6. 315, 39. — *Lâzen*: „richten, stellen. 8206.“ *Ich hân ûf êre lâzen lange mîniu dinc*. Übersetzt ist dergleichen bald: aber die Erklärung hat ihre Schwierigkeiten. Ist der Ausdruck hergenommen von den Hunden, die man auf ein Thier *lâzet*? Ähnlich ist die Redensart: *mîn muot stêt ûf êre*. Bey *sich lâzen* ist nicht gesagt, dass darauf immer *an* mit dem Accus. folgt. — Dem Wort *leiten* giebt Hr. *v. d. H.* auch die Bedeutung tragen. Sie erfodert bessere Bestätigung, als durch Z. 702. — „*Leste*, zusgez. aus *letzeste* [von *lat*], letzte.“ Man sieht nicht, warum der Vf. das Oberdeutsche *leste* aus den Niederdeutschen Formen ableitet. Das Richtige hat *Grimm*, Gr. S. 236. — *Lihen*: „Lehn ertheilen. 161.“ Wie construirt man bey dieser Erklärung den Satz, *Der herre der hiez lîhen Sîfrit* (statt *Sîfriden*) *den jungen man Lant unde bürge?* — *Lîp* soll 4580 die ganze Person bedeuten. Dort steht *nimmer mêre des lîbes*, nie im Leben; Parc. 981. — Das Adverbium *lûte* fehlt. — *Mâk*: „Einzahl unveränd. 7640. 8150.“ Der Accusativ lautet in starker Declination immer wie der Nominativ: der Genit. und Dat. heissen *mâges* und *mâge*. — Nicht *mär*, sondern *märe*, Althochd. *mâri*. 8673 *du zage märe* verstehn wir nicht; Hr. *v. d. H.* übergeht es. — „*Magtlich*, eigentl. edlen Magen gemäss, edel, höflich, züchtig. 1670.“ Der Vf. muthet seinen Lesern viel zu. Wenn er von *Magen* spricht, sollen sie das Wort in *Gothischer* Bedeutung nehmen, *magus*, Knabe. Aber davon kommt *magetlich* nicht unmittelbar, sondern von dem abgeleiteten *magaths*, Althochd. *magad*, Mittelh. *maget*, Jungfrau. Wenn aber auch, wie folgt die Bedeutung *edel*? Gewiss hat doch Hr. *v. d. H.* weder hier, noch bey *magezoge*, „Mage-, Kinderzieher,“ an *mâk*, Althochd. *mâg*, Goth. *megs*, γαμβρός, gedacht. Uns scheint es so wunderbar nicht, dass der junge Denkwart mädchenhaft aussah. — *Marrok* im Glossarium: der Text hat richtig *Marroch*. So sprach Wolfram (im Wilhelm mehrmals), Reinbot und Konrad (in Meliur S. 40 Bodm.) — *Marschalk*: „eigentlich der über die Rosse zu halten hat.“ Wie das? *Schalten* ist doch nicht eins mit *schalk*. — *Die meinräten* übersetzt Hr. *v. d. H.* „falsche Boten,“ und heisst uns *reden* vergleichen: unter *reden* ist nichts bemerkt. Die *morträten* im Trist. 12739 (Isot), 14566 (Tristan) sind wenigstens keine Boten. Auch ist *meinrât* ganz richtig durch Verrath übersetzt. — Der durchaus ungewöhnliche Nominativ *diu molten* 805 sollte mehr ausgezeichnet seyn. — „*Morte* f. *mordete*. *mörder*, Mörder. vgl. *ermorderôt*. (scheint von einem alten Worte *moren*, sterben, *mori*, davon das alte *mort*, todt.“ Das Subst. *mort* ist alt: das Adject. finden wir erst bey Wirnt, Gottfried, Konr. v. Flecke, Neidhart; von einem Verbum *morn* keine Spur. Die Mittelhochd. Formen des Verbums sind: *mordern*, Part. *ermorderôt*, *ermordert*; *morden*, Prät. *morte*, Part. *gemordet*, *gemort*; *mürden*, Part. *ermürt*. — *Morträze* soll mordgierig bedeuten. *Worträze* erklärt Hr. *v. d. H.* besser, setzt aber dort fehlerhaft *reze*, vergleicht ganz verschiedene Wörter mit *S.* und will endlich *resse* geschrieben wissen. Was würde dann aus den Reimen *truhsäze*: *räze* Iw. 5235. 5383, *daz gesäze*: *räze* Maria 5020, *räze*: *fräze* M. S. 2, 75 b, *geläze*: *räze* das. 79 a, *die fräze*: *räze* das. 135 b, *widersäze*: *räze* das. 228 b u. s. w.? — *Mugen* wird 4. 1690. 4025. 6910. 8546 „mögen, wollen“ erklärt. *Nu muget ir gerne hören* heisst: ihr könnt es leicht erfahren: denn ich (der Sänger) weiss es. *Wir mehten michel gerner sîn in sturme tôt*: uns wäre lieber, hätten wir in der Schlacht sterben können. — „*Naht* (*diu*: 2. 3. Fall und Mehrz. *nahte*; sonst Mehrz. auch *nähte*).“ Die regelmässige Form ist auch im Singular (Gen. Dat.) *nehte*, Maria 3885. M. S. 2, 185 b. Müller 3, XXXI, 114. Sie ist eben so ungebräuchlich im Reim bey guten Dichtern, als die andere, *nahte*, Sing. und Plur.; Maria 4045. 4321. M. S. 2, 108 b. Wigam. 1416. *wînahten* M. S. 2, 66 b. *wînahte* Meisterg. 375. Der Pluralis heisst auch *die naht*. Aber *nähten* ist das Präteritum von *nähen*, W. Wilh. 44 a. — *Ne*. Wann eigentlich diese Form statt des im Mittelhochd. gewöhnlicheren *en* gebraucht werde, scheint noch nicht allgemein bekannt zu seyn. Es geschieht *nur* (aber darum nicht *immer*) nach unbetonten Sylben, wie in *erne*, *ezne*, *irne*, *sterben ne* Nib. 9408 EL, *dâ von ne* 5384 EL, *tioste ne* Wolfr. Tit. 23, *daz neheine*, *vinster nehein* Maria 2745, *si newederes* Parc. 17151, oft nach gedehnten Vocalen, die sammt dem Tone die Dehnung verloren und nun schwebend betont sind, *done*, *nune*, *jane*, *sine*, *nine*, *dine* (aus *dô*, *nû*, *jâ*, *sî* oder *sie*, *nie* und *die*), oder nach geschärften, die nach weggefallenem Ton und Consonanten ebenfalls schwebend geworden sind, von *ich* und *mich ine* und *mine* (öfter *michne*). Ein doppeltes *n* wird zuweilen vereinfacht, *niemene* 9588 G, 8652 EL und öfter, *sterbene* 9408 G, *ine* 56. 4215, sogar *sine* (d. i. *sîn en*) 4507. *Diene* und *niene* sind eigentlich unregelmässig, genauer *dine*, *nine*, und *dien*, *nien* (d. i. *di en*,

ni en; das nach tonlos gewordenem, mit schwebendem i folgende *e* wird stumm: so *wier*, *swier*, nicht *wie'r*. 1039. 6795. *wi ist* einsylbig oder *wiest*, *wir* 6195. besser *wier*, *wi ir*, *sien* aus *sie en*): denn *di* und *ni* sind keineswegs bloss Abkürzungen, sondern die freylich im Gebrauch nicht sorgfältig geschiedenen unbetonten Formen: nachlässige Aussprache erlaubte sich jenes *diene* und *niene*, ja sogar *nienen* und *janen* 9421. Übrigens sind die Formen *jâ en*-, *die en*-, *ern*, *er en*-, eben so richtig, und selbst die unregelmäsigen *michn*, *dazn*, nicht selten. *In'*, *son'*, *dan'*, *jan'*, *sin'*, welche für *ine*, *sone* u. s. w. stehen, nicht für *ich en*, *jô en* u. s. w., sollten nur apostrophirt werden, wo ein stummes *E* folgt; wie auch 9025 besser stände, *Der red' en ist sô niht leider*, und 1887 *Sie erloubte* zwar erträglich ist im Auftact, *si erloubte* aber genauer seyn würde. *Er en*, *erne*, und *ern*, sollten, nach strenger Regel, der zwar die gewöhnliche Aussprache sich oft entzog, eigentlich unterschieden werden: in *er en* ist *er* hochtonig, in *erne* unbetont, *ern* tieftonig durch die Verschmelzung; *er en* und *erne* sind zweysylbig, *ern* einsylbig. Aus den Präpositionen *en* und *ent* wird nicht leicht *ne* und *net*; wiewohl wir 1868 *wersene pflak* nicht anders zu erklären wissen: die genaue Schreibung *ernbôt* 4655, *erntweich* 4570 brauchte Hr. *v. d. H.* nicht zu verschmähn. Beyläufig merken wir hier die Verkürzung des zusammengefügten *hie* an, *hir en hove* 2811 G (wie *dar inne*, *dar en lant* f. *dâ en lande* 2263, Biterolf 715), *hir inne* 8870. 9325, wo im Text *hier inne* steht: *hir* sogar im Reim, Kolocz. S. 65. 70. EM hat Nib. 6584 *dazze Pazzawe*: entweder ist das anderswo vorkommende *datze* richtig, oder doch *da ze*, nicht aber, oder gewöhnlich nicht, *dâ ze*, am wenigsten in *da z'im*, *da z'Engellant*. — *Nennen*: „aussprechen 6016." Unter *ze*: „für: *ze wunder sagen* 9548. *zem tôde genant*. 6016." Also, *daz was dem grimmen Hagenen gar zem tôde genant*, es war ihm für den Tod ausgesprochen. Was heisst das? *Nennen ze* bedeutet, etwas so und so nennen; eigentlich, den Namen und Begriff des Dinges so setzen, dass es nun das und das ist. Mithin: das war für Hagen in seiner Vorstellung der Tod. — Unter *nieman* sollte 4551 erwähnt seyn: es ist die einzige Stelle des Gedichts, wo es im Reim vorkommt, aber nur in EM. — Der Artikel *nôt* ist sehr ungenügend behandelt. *Mich ist eines dinges nôt* ist ein Sprachfehler: 1336 h war der neue Dativus *iuch* aus der Wiener Handschrift nicht aufzunehmen. Der Accus. der Person bey *des gêt nôt* kommt gar nicht vor. *Des ist nôt* 2138 fehlt. Die Redensart *des ging ihnen Noth*, *Drang an* wüssten wir nicht zu vertheidigen; Trist. 7046. — *Palas*: „*der*; sonst auch *daz*: Mehrz. unveränd. 1650." Dort aber findet man *Dri palas wîte*, nicht *driu wîtiu*: mithin war auch *pallase* zu schreiben; Parc. 11914. — *Pflegen* absolut gebraucht 4822, *vil wîslich er pflak*; mit dem Accus. 6986. 8178. *Truhsäzen pflegen* nicht „als Truchsessen thätig seyn," sondern auf sie achten, dafür sorgen, dass sie ihre Geschäfte thun, wie *des hoves unt der êren*, sorgen für Hofstaat und feyerliche Pracht. Das Subst. *diu pflege* kommt Z. 16 ... schwach declinirt, sondern im Plural gebraucht, wie Biterolf 4035. 4204. 6084. 8530. 10781. 13173. — *Queln* mit geschlossenem *E*, Prät. *qual*, *quâlen*, verwechselt Hr. *v. d. H.* mit *queln* mit dem offenen *E*, Prät. *quelte*. Jenes ist intransitiv, dieses transitiv. — *Rant* soll im Plural *rende* haben: wir finden *den randen*: *bestanden* Frib. Trist. 1795, *randen*: *handen* Biterolf 3600. 9213, und (wohl fehlerhaft) *renden*: *henden* das. 8450. 12064. — *Recke* hat *Benecke* in seinen beiden Glossarien richtig erklärt: bey Hn. *v. d. H's.* Übersetzung bleibt die Redensart *in recken wîse varn* unverständlich. — *Ze rehte* ist 4951 falsch übersetzt. — Von *riechen* heisst das Prät. nicht *rôch*, sondern *rouch*; s. M. S. 2, 200 b. — Für *salven* steht im Text das allein richtige *salwen*. — Bey *Salvelt* fragen wir abermals ganz bescheiden, woher Hr. *v. d. H.* wisse, dass dieser Name ächter und älter sey, als *Swanevelt*. Bleibt die Antwort wiederum aus: so wissen wir schon, woran wir sind. — Das Stammwort *schalten* leitet der Vf. von *schelen* (*scheln*) ab; ein Verbum starker Form von einem schwachen! Dieses *scheln* soll im Prät. *schalte* haben: es ist aber feste Regel, dass schwache Verba mit schwebendem Vocal und einfachem Consonanten niemals den Rückumlaut erleiden. — „*Von ir schulden*, mit Recht. 2515." *Do was er* (*Gunthêr*) *des gedingen niht gar in herzen frî*, *Im müse von ir* (*Brünhilde*) *schulden lieber vil geschehen*, er würde von ihretwegen, durch sie, noch grosse Freude erleben. — „*Des schuzzes*, wegen des Schlusses. 1845. 1855. 1858." Das gehörte unter *strûchen*, *gestân* und *dank haben*. — „*Selber*, *selbes* u. s. w. geht regelmäsig, wie noch in *derselbe* und *selbiger*." Warum, statt dieses halbwahren *Wie*, nicht lieber gleich auf die Grammatik verwiesen? — *Selten*, als Negation, mit dem Genitiv 6768, im Text, nicht in G und EM. — „*Seltsäniu*, Mehrz. v. *seltsan*, *seltsam*." Ein solches *seltsam*, und dafür missbräuchlich *seltsan*, und der Plural, der nur *seltsæmiu* seyn könnte, unmöglich *seltsaniu* oder gar *seltseniu*, kommen niemals und nirgend vor: schon der Singular heisst *seltsæne*, Althochd. *seltsâni*. — „*Nâch tôde senden*, den Tod verlangen, 2086." Hier scheint Hr. *v. d. H. senden* (*gesant*) mit *senen* (*gesent*) zu verwechseln. *Ich habe gesant nâch tôde* heisst wohl: ich habe den Tod schon herrufen lassen (um mich abzuholen). — Neben *sicher sîn* stellt Hr. *v. d. H.* das sinnlose *sicherlîchen sîn*, aus 4394, wo man findet: *sicherlîchen* (Adverb., ganz gewiss, *certo*) *des muotes* (gesonnen) *sîn*. — *Sinne lôs* steht 4295 eigentlich nicht, sondern *Do vant man sinne lôse daz herlîche wîp*; vermuthlich ist aber *wîp* behandelt wie ein Femininum. — „*Sippe* (*diu*: -*en*, sonst auch -*e*) Sippschaft, Verwandtschaft." Hier ist das Adjectivum *sippe* mit dem Subst. *diu sippe* verwechselt. — *Sliezen*: „zimmern, bauen. 5092." Es wird Z. 4421 gemeint seyn, die wir schon bey Anzeige der zweyten Ausgabe erklärt haben.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

1) Breslau, b. Max: *Der Nibelungen Noth*, zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit den Lesarten aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *Friedrich Heinrich von der Hagen* u. s. w. 3 Aufl.

2) Ebendaselbst: *Der Nibelungen Lied*, zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit Vergleichung aller übrigen Handschriften herausgegeben durch *F. H. v. d. Hagen* u. s. w. 3 Aufl.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Unter *sô* hätte aus 4229 die ganz griechische Construction angemerkt werden sollen: *Die drie tage zite, sô wir hören sagen* (statt, hören wir sagen), *Die da kunden singen daz si muosten tragen Vil der arbeite.* Τυτθὰ δὲ ἐκφυγεῖν ἄνακτ' αὐτὸν ὡς ἀκούομεν. — *Sorgen* substantivisch 1414, *michel sorgen trugen.* — *Soumer* 6353 fehlt. — *Spehe* (*spähe*) wird 8124 erklärt „spöttisch." Es heisst klug, verständig. — *Spruch* „weiset auf eine alte Mehrz. der Verg. *spruchen*, von *sprechen, sprichen.*" *Sprechen* (welches Gothisch *sprikan* lauten würde) kann nie der 5ten Conjugation angehört haben, die zwey oder drey Consonanten, voran eine *liquida*, zum Charakter hat. *Spruch* kommt vom Partic. *gesprochen*, wie *bruch, wolkenbrust, geburt, -wurt, -nunft, kunst, hulft* (von *heln*). — Nicht *stät*, sondern *stäte.* — *Stân von* soll 4794 bedeuten, „stehen, bewandt seyn um." Wir sagen gewöhnlicher *mit;* Mittelhochd. ist *umbe* oder der Dativ (*wie ez*, d. i. *iuwer dink, iu stêt*): jene Stelle hat Hr. *v. d. H.* ganz unbegreiflich missverstanden, und fehlerhaft interpungirt. — Das Adject. *stärk* ist mit dem Adverb. *starke* vermischt. — *Stat*, Ufer, ist gewöhnlich männlich, Parc. 16381. 17843. 17995. Trist. 6388; Neutr. Eneit 5962. 6442. Wigal. 5636. — Unter *stecken* wird ein Unterschied angenommen, der so unmöglich ist, wie ein Präteritum *steckte* ungewöhnlich. — *Stiege* ist 9206. 9507 stark declinirt. — *Stözen* ist 7566 der Dativ. Übrigens lautet der Plural nicht immer um: in Rudolfs Weltchronik: *Do wurden dunres stôze Vorhtliche unde grôze.* — Der Genit. Plur. *strâle* 3838, von *strâl*, ist nicht angemerkt. — Nur *süze*, selten *suoze*, niemals *suoz* oder *süz.* — Drey Formen des Infinitivs, *sulen, sülen, solen*, giebt Hr. *v. d. H.* an. Vermuthlich ist *suln* oder *süln* die richtige, kommt aber so wenig vor als *mugen, mügen, megen; wellen* sehr selten, Nib. 9089. Trist. 9826. gr. Roseng. 424. — In *swer der welle* soll *der* pleonastisch als Relativum stehen. In *swaz der si* wird dann *der wose* für *daz* stehen, die gesammte Syntax aber auf dem Kopfe. — *Einen eit swern* 4537. In den Stellen, die Hr. *v. d. H.* aufführt, steht das zweydeutige *eide.* — „*Swertgenozzen*" muss heissen *die swertgenôze*, von *der genôz*, selten *ein genôze*, Pl. *genôzen* (adjectivisch, wie *ein blinde, zage, tumbe, tôte*, Plur. *blinden* u. s. w.) Flore 645. Maria 797. M. S. 2, 156 b, aber niemals *genozzen.* — *Allertegelich*, „alltäglich:" vielmehr tagtäglich: „scheint eine dunkle Umkehrung von: *der tage al ieslich*, jeglichen der Tage. 1253." Wir sehen keine Umkehrung in *aller-manne-* (auch *menne-*) *gelich, aller-järe-gelich, aller-tege-gelich*, das Gleich aller Männer, Jahre, Tage, oder gleich für alle Männer, Jahre, Tage: der unregelmässige Umlaut drängt sich im Mittelhochd. fast überall in die Wörter auf *lich.* — *Tiuvel:* „was des Teufels ist. 8052." Dort giebt Dieterich auf den Vorwurf, *wie fliehet ir so schiere?* zurück: *ir habet den tiuvel getân*, ihr habt auch den Teufel gethan, d. h. nicht Teufelswerk, sondern, was so viel werth ist, als der Teufel, *nichts.* Gudrun 6010: *Jâ habent iu den tiuvel diu jungen kint getân.* Nib. 6995: *Ja bringe ich iu den tiuvel;* und 6996: *des enbringe ich iz nieht.* Eneit 11247: *Waz tiuvels minnet er an den man?* wofür wir, ohne uns selbst zu verstehn, sagen, *was Teufel*, mit verdunkeltem Genitiv, einem frühen Hange der Sprache gemäss. Z. 6995 schien der Ausdruck dem Umarbeiter in EL wohl nicht anständig: er setzt, *Daz ist verlornîu arbeit.* Änderungen dieser Art hat Hr. *v. d. H.* S. XLVII ff. nicht berücksichtigt. Am merkwürdigsten scheint uns, dass 386 die letzte Spur von Riesen vertilgt wird; *Die stark als risen wâren*, für, *Die starke risen wâren.* — „*Waz touk ob*, wie ziemte sich, dass (taugte). 3487." Deutlicher sagt der Vf. S. 505, *wil, sol, kan, weiz, touk, mak*, seyen Formen von Präteritis hergenommen; — eine vortreffliche Bemerkung, bey der aber nicht verschwiegen seyn sollte, dass sie *J. Grimm* gehört; — manchmal hätten sie auch noch die Bedeutung des Präteritums, z. B. *touk.* Hiebey aber versteht sich unser Vf. selbst unrichtig: denn sein *wie ziemte sich* ist Conjunctiv, *touk* aber indicativischer Form. Die angeführte Zeile ist zu übersetzen: Wozu ist es gut, wenn ich den Recken nun

hassen *wollte?* Im Griechischen ist solchen Fügungen längst ihr Recht geworden: sollen *wir* drum die deutschen Formen zerwüthen? Z. 220: *Swaz iemen reden kunde* (was man auch dagegen als Grund anzuführen *wüste*), *des ist dekeiner slahte rât.* — Nur *sich eines dinges trösten* heisst, darauf hoffen. — *Tuon:* „hervorbringen 949." Es ist wohl 910 gemeint: *Dâ tet iuwer bruoder die aller grœzisten nôt*, er that, was der Feinde grösstes Verderben war. *Tuon* soll auch stehen „als Hülfszeitwort 452 3160. 3994 und zugleich ein vorhergehendes Zeitwort vertretend. 559 u. s. w." Das letzte hat seine Richtigkeit; nur muss das *und zugleich* wegbleiben. Denn als Hülfswort dienet *tuon* im Mittelhochdeutschen nicht. Z. 3994 steht: *Dem man daz iteuîzen sol nâch den alten tuon*, machen, anthun. Z. 452: *Daz si in (ihm) hêten grüzen so rehte schône getân;* 3160: *Da wart vil michel grüzen die lieben geste getân;* 9568: *Daz ir mich und Hagenen vil swache (swachez EM. EL) grüzen getuot;* 6680 *Durch sînes lîbes ellen wart im (in EM) daz grüzen getân.* 2056 ist zweifelhaft, wohin *si* solle gezogen werden: *oder sol ich grüzen si verdagen?* Die von Hn. *v. d. H.* übergangene Stelle 2550, *Ob in diu moget edele hete lâzen daz getân*, ist in eine doppelte Construction aufzulösen: *ob si in hête lâzen (daz tuon)*, und *ob si daz hete lâzen getân* (es zugelassen, so dass es gethan wäre). — Das Adjectivum *übermuot*, welches gar nicht existirt, soll mit dem Kennzeichen *übermüter* lauten, und im Plural *übermüte.* Man sagte nur *gemuot*, und *übermüte, diemüte, unmüte, überflüte*, Adverb. *unmuote* Iw. 3940, *gemuote* M. S. 2, 181 b, — *Ûf erburt* muss *erbürt* heissen: denn *erbürn* reimt Wolfr. im Wilh. 192 b auf *spürn*, [und Rückumlaut gestattet die bey *schalten* angegebene Regel nicht. „Wie das alte *beren* [*bern*], *biren* [es heisst Gothisch *bairan*, Althochd. *beran*, nirgends *biran*] tragen, sein (vgl. *birt*) [vgl. unsere Gegenbemerkung und *Grimms* Grammatik] von Verggh. Einz. *baren*, *barte* (vgl. *ge-baren*) bildet, [nicht doch, sondern vom Plur. *berun* Goth., *bârun* Althochd., das Adject. *gibâri*, *gebäre*, und das Verbum *gibâran*, und *bâra, feretrum*] so muss die Mehrz. *buren* gewesen seyn, anstatt *baren*, von welcher *buren*, *burte* stammt: noch im Mittelw. *Geburt* [*geburt*, *gebürt*, das Subst. ist nur zufällig, vermittelst seiner Substantiv-Endung dem Partic. *gebürt* ähnlich; Althochd. jenes *giburt*, dieses *giburit*], und mit dem Umlaute *gebühren*" [ganz verschieden; *gebüre* reimt in Flore 3566 auf *füre*]. Die Folgerichtigkeit dieses auf lauter Fehler gebauten Satzes leuchtet uns nicht ein. *Bürn, burian*, kommt, mit *geburt* (Goth. *gabaurths*), und dem Adverbium *enbor* vom Partic. *geborn*, Goth. *baurans.* — *Unmâzen* ist 189. 206. 1309 Adjectivum, wie Titur. XV, 98. — „*Vahse*, Haare, Locken." Wir haben schon ehemals bemerkt, dass damit die Stelle 2507, *Die (meide) sach man dâ val vahse under liehten borten gân*, nicht erklärt wird. Vielleicht ist *valvahs* (?) so viel als *valhare.* — Nicht *diu vâre*, wenigstens nicht in guten und alten Handschriften, sondern *der vâr*, häufig im Plural *vâre.* — *Verliesen*, mit 2 Fall der Sache, täuschen, vergebens thun lassen. 1215." Dass bey *verliesen* der Genitiv stehe, ist so unerhört, als jene Bedeutung. Die Worte lauten: *Daz da hôher wünsche vil maniger wart verlorn*, dass da mancher hochgerichtete Wunsch vergebens gehegt wurde; s. Biterolf 3281. — *Sich vernogieren*, 5060 c (das Citat fehlt im Gloss.) soll bedeuten: „des Alten überdrüssig werden und wieder Neues begehren." Wie aber kann aus *iu* im Mittelhochd. *o* oder *oi* werden? Und woher *g* für *w*? Auch folgt aus den Subst. *gier* und *gierde* (s. *gir, ger, girde*) noch nicht der Infinitiv *gieren* für *gern.* *Sich vernoijieren* ist *renoyer*, seinen Glauben verleugnen. Hingegen heisst *niugern* neugierig, verwegen, und das Verbum *niugernen an einem dinge*, es überdrüssig werden. — „*Versolt* s. *versoldet.*" Aber *versolden* heisst bezahlen, *versolt* hingegen verdient, erworben (auch 4506, nicht „besoldet"). Es ist das Participium von *sol*, *debet.* *Versolt* ist das, was uns ein Anderer *sol*, schuldig ist. — *Verzihen* wird sehr weitläuftig erklärt, aber noch immer nicht richtig. Verzichten, entsagen, versäumen, bedeutet es nicht, sondern immer *versagen*, nur ist die Construction anders. „Zuweilen scheint es mit *verziehen* (*verzoh*) [*verzôch*], verziehen, säumen, verwechselt." In der Sprache gewiss nicht: geschrieben ist *ziehen* oft genug für *zihen.* Ob übrigens *verziehen* schon in jener Zeit säumen bedeute, mögen wir nicht behaupten. Wir könnten solcher Zweifel überhoben seyn, wenn uns endlich ein fleissiger Mann mit einem Mittelhochdeutschen Wörterbuche beschenkte. Das Präter. *verzeih*, welches Hr. *v. d. H.* neben *verzêch* angiebt, ist nicht vorhanden: in W. Wilh. 51 a lese man *gesweich.* — *Verre* kann nicht für völlig stehen. Doch dergleichen merken wir selten an. Zur Grundlage eines tüchtigen Wörterbuches kann Hn. *v. d. H's.* Glossarium einmal nicht dienen: darum sind wir zufrieden, wenn die Übersetzung nur *ungefähr* den Sinn ausdrückt. Wollte man diess Glossarium bey der Lesung anderer Gedichte brauchen, man reichte mit den halbrichtigen Übersetzungen selten aus. — *Verte* ist 3743 nicht, wie Hr. *v. d. H.* meint, Singular, sondern der regelmässige Pluralis von *vart.* — Unter *vil* ist der Fall nicht bemerkt, in dem es adjectivisch wird, nämlich beym Dativ, zumal nach Präpositionen, *mit vil trehenen* 4475, *mit vil gedanken* 9010. Declinirt wird es nie, auch im Genitiv nicht: *So wære dem warte worden rât Vil kumbers, den er lange hât*, Parc. 7481. Zu erwähnen war auch das Adverbium *vil*, zum Verbum gesetzt, 1072: *Ouch hiez si vil den fremden prüeven herlich gewant;* wenn nicht etwa *den* für *der* in G (und W?) nur verschrieben ist: dessgleichen 8124, nach der aufgenommenen Lesart aus EM: *Do wart da rede spæhe von in beiden vil getân*, wo *rede spæher* stehn müsste, wenn *vil* damit zu verbinden wäre. Was G und M, zum Theil auch EL, geben, hat keine Schwierigkeit: *Do wart da rede vil spæhe* (Adj. ohne Kennzeichen) *von in beiden getân.* — „*Von*, mit. 1423." Eher könnte man übersetzen *auf*, wie wir oben *von füllen* 1383) erklärten. Nämlich *diu matraz sind geworht, von guoten bilden, mit golde wol erhaben*, verwürkt mit schön empor ragendem Golde, das von den eingewürk-

ten Bildern kommt. Ferner soll *von heissen* „voll von. 2095." *Zweinzek leitschrîn Von golde unt von sîden*, die (ihrem Inhalt nach, der allein in Betracht kommt) aus Gold und Seidenzeuch bestehen. „Weg vor, vor. 869. 8258. 9621." *Duo flouk daz schiltgespenge von Sîfrides hant*, von seinen Speerstichen: die Wirkung ging von seiner Hand aus. Eben so in der zweyten Stelle: die dritte ist unrichtig citirt. „An. 7435." *Ich kius' ez von dem lufte, ez ist schiere tak*: er merkt es nicht der Luft *an*, dass der Tag naht, sondern er erkennt es *daher, weil* frische Morgenlüfte wehen. — *Vor gehaben* kann nicht den Genitiv regieren. 4487 hängt er von der Negation ab: *Wir getürren ir des hordes vor gehaben niht*, wir unterstehn uns nicht den Schatz vor ihr (so dass sie nicht zu ihm kommt) zu behalten, weil sie sagt, es sey ihre Morgengabe. — Woher hat der Vf. das Partic. *gefreischen?* Uns ist nur *freischet* vorgekommen. Seine etymologischen Träume übergehen wir. — *Fröude* soll auch *freide* heissen „im Reime." Allerdings steht im Reim *freide*, Klage 3827 Müll. Gudrun 1982. Biter. 11476. *freiden* Jeroschin b. Frisch 1, 292 b, *gefreidet* M. S. 2, 138 b, *freidik* Troj. Kr. 24591; aber auch ausser dem Reim, Schilter S. 825 a. Doc. Misc. 1, 212 a; und die Bedeutung von *freide* ist, das Scheiden, der Zwist: den Stamm kennen wir nicht. Am Schluss des Artikels bemerkt der Vf., in *fröude* stehe nicht *iu* für unser *eu*, „wie sonst." Diess ist ja aber in *höu, louwe, ströuwen* eben so wenig der Fall; und überhaupt unterscheiden wir heutzutage *eu* und *äu* willkührlich. *Wânen* mit *ze* 5908. — Das Präter. Conj. *wæte* leitet Hr. v. d. H. ab von „*weien*, Ggw. *er weiet, wet*, unbest. *weie*. Verg. *wate*." Aber kein schwaches Verbum lautet den Conjunct. Prät. um, ausgenommen die anomalen, *künde, günde* (diese nicht immer). *möhte, töhte, dörfte, törfte, vörhte, worhte, müse, müste, täte, häte* (mit den Nebenformen *tete, hete, hiet, hiete, hête*). *brähte, diuhte*. Ferner, wie soll aus dem Inf. *weien* das Präsens *wet* und Präter. *wate* entstehen? *Weien* ist *hinnire*, Karl 125 b, *wæjen* aber *flare*, nicht auf *zweien, Meien* gereimt, sondern auf *dræjen*, M. S. 1, 6 b; verkürzt *wæn*, Parc. 6594: *dræn; wæt* Parc. 4777: *gesæt; wæt* Georg 3694: *gæt; sî wænt* M. S. 2, 13 a. 68 b: *blænt*; Präter. Indic. *wæte* Parc. 4605: *dræte* Adj., W. Wilh. 100 b; *wæte* Conj. Troj. Kr. 23936. 24607: *dræte* Adv., Partic. *gewæt* oder *gewæt* Georg 1158: *verdræt* oder *verdræt*. — „*Wætlich*, weidlich, rüstig, rasch, stattlich." Die alten Zeugen geben keine andere Bedeutung an, als *formosus, speciosus*; und schwerlich kommt das Wort anderswoher als von *wât*, also von *weten*, Goth. *vithan*. „*Daz wætlich mêr ergê* das möge noch viel mehr geschehn." Dieser Erklärung, deren etymologischen Grund aufzufinden uns nicht gelingt widersprechen die Stellen, in denen das seltene Wort vorkommt. Wir finden es erstlich adjectivisch gebraucht. Klage S. 139 Bodm.: *Daz Helke diu künigînne lu gap, vil edel Dietrich, Daz dunket mich nu wætlich, Da mite rûmen wir daz lant*. Biterolf 7529: *Ich wæne wol, unt dunket mich, Und ist ouch vil waidlich, Daz hie gesæzes niht geschiht*. In den übrigen Stellen ist es Adverbium. Nibel. 140: *Mit alsô grôzen êren, daz wætlich (wærlich W) immer (nimmer) mêr ergê*. Z. 5353: *Bî im was z'allen zîten, daz wætlich (waydlich W. wän nicht M) mêr ergê, Kristenlîcher orden unt ouch der heiden ê*. Z. 5344: *Unt pflak so grôzer tugende, daz wetlich (wärlich) nimmer mêr ergê*. Gudrun 1905: *Lieber ougen-weide der künik nie gewan, Oder, danne in langen zîten, waydlich ie gesach*. Tristan 11195: *Wiltu dich mit unrehte Bieten ze vehte, Daz gât dir wetlich an daz leben*. Uns scheint nur die Schreibung *wetlich* richtig zu seyn. *Wetlich* ist, wovon man *wette* nehmen kann, worauf man (eigentlich wobey man auf das Abbezahlen) rechnen kann, zuverlässig. So in der Klage und im Biterolf: eben so das Adverbium bey Gottfried, und Nibel. 140, wenn *nimmer* gelesen wird. Das Adverbium hat aber noch eine andere Bedeutung, und bezeichnet in den übrigen Stellen, dass Etwas *en wette stê*, auf dem Spiele stehe, zweifelhaft sey, zu übersetzen *schwerlich*. *Daz* in den Nibelungen-Versen ist immer die Conjunction: so dass schwerlich etwas Grösseres der Art jemals geschieht. — *Wân* sollte 2649 und 3601 nicht Muth und Besorgniss übersetzt seyn, sondern nur Hoffnung und Meinung. *Âne wân* heisst 2410 nicht, ohne Fehl, ohne Mangel, sondern: ohne Täuschung, glaubt mir. *Wan*, leer, Mangel, darf mit *wân*, Meinung, nicht verwechselt werden: jenes heisst im Gothischen *vans*, dieses *vens*. Von beiden ganz verschieden ist *wan*, weil, Gothisch *hvan*; da hingegen *wan*, ausser, zu *vans* gehört. Die Denkmähler der deutschen Sprache sind alle so neu, dass die Etymologie zunächst weniger auf Vereinigung der Stämme ausgehen darf, als auf Absonderung. — Unter *wegen*, das nicht zureichend erklärt ist, herrscht wiederum grosse Verwirrung. Der Infinitiv *wigen* M. S. 2, 125 a, den Hr. v. d. H. anführt, beweist noch kein Mittelhochd. Partic. *gewigen*, das sich so wenig findet, als *geligen, gebiten* (von *biten*), oder *gesitzen*. *Erwigen* heisst abgethan, und gehört zu *erwihen*; s. uns. Auswahl S. 274. Von *wegen* kann nur *wagen* und *wegen* (davon *diu wage*, *cunae*, und *der wagen*), ferner *wâk, diu wâge, wâgen, wäge* herkommen, durchaus nicht *weigen*: diess ist von *wîgen*. „Für *wak*, bemerkt der Vf., findet sich öfter *wuh* [vielmehr *wuok* Meisterges. 265, *wüge* M. S. 2, 215 a, und sogar ohne Umlaut *wuoge* M. S. 2, 152 b] aber nur aus Verwechslung mit *wahen* (*wuok, gewahen*, auch *gewaht*), gedenken, erwähnen, daraus auch wohl unser *wog, gewogen* entstanden ist." Eine solche Verwechselung von Wörtern ganz verschiedener Bedeutung ist wohl nicht möglich. *Wegen* mit geschlossenem *E* ward in einzelnen Mundarten so behandelt, als wäre das *E* offen: daher das Präteritum *wuok*, nach der Analogie von *huop, swuor* und *entsuop*. Eben so ward das *E* in *sweern* (*jurare*) fälschlich wie ein geschlossenes angesehen, und so bildete sich das Partic. *gesworn*; desgleichen in neuerer Zeit *hob, gehoben* und *schwor*, welche Formen im Mittelhochdeutschen, wäre die Verirrung so alt, lauten würden *hap, geheben* und *swar*. *Gewahen* kann kein Partic. *gewahen* bilden, sondern nur *gewagen*, wie *geslagen, getwagen*. *Gewaht* ist

nicht Partic. von *giwahan*, fondern Subftantiv, *mentio*: das abgeleitete fchwache Verbum heifst *giwahinan* (*gewahenet* Gudr. 6552, vielmehr *gewehenet*) *erwähnen*. Unfer *wog* und *gewogen* gehört nirgend anders hin, als zu *wigen* oder *wegen*: bey der heutigen Vermifchung der 5ten bis 9ten Conjugation folgen, nebft vielen anderen, alle dahin gehörigen Verba mit *B* und *G* (aufser *geben* und *liegen*) derfelben Regel: *gepflogen* findet man fchon in Heinrichs Triftan und Kolocz. E. 80. 233. Endlich ift *wegen wegete* nicht, wie Hr. *v. d. H.* zu glauben fcheint, die umgelautete Form von *wägen wägte*, fondern von *wagen wagete*. — Bey *weigerlich* ift wiederum vermifcht *wähe*, *wäge*, *quek*, *wacker*, und, was allein bisher gehörte, das Nordifche *veigr*. — *Weigern* (mit dem Genitiv) 1704 follte angemerkt feyn, als ein feltenes Wort. — *Wel*, rund: „davon *wellen* (Vgh. *welb*) wälzen.“ Umgekehrt, *wel* von *wellen*, wie *hel* von *hellen*. Das Prät. *welb* ift fchon defshalb undenkbar, weil der Ablaut *E* nicht exiftirt. *Wellen* mufs im Präter. haben *wal*, *du wülle*, *fi wullen*: denn das Participium ift *gewollen*; f. *Grimms* Gramm. S. 515, Müller 3, XLIII, 151. Das Stammwort davon wird feyn *weln*, *wal*, *wäle*, *wälen*, *gewoln*: von *wal* kommen *welwen* M. S. 2, 62b, *welben*, *geweibe* Troj. Kr. 17473. mit offenem *E*. — *Ze wette* 3907 fehlt. — *Widerreite* leitet Hr. *v. d. H.* ab von *reiten*, zählen, erzählen. Das Präter. *reite* für *redete* ift aber nicht felten; und man findet fogar das Präfens *reit*, welches nicht von *reiten* feyn kann, Freiged. 615. Georg 3338. Nach mehreren etymologifchen Verirrungen wird hier zum Schlufs ein Verbum *riten* erwähnt, Partic. *geriten*, fagen, berichten. Vermuthlich find hier die Stellen, Wigal. 10816. 11695, Klage 1027, gemeint, die *Benecke* z. Wigal. S. 505 f., aber keinesweges mit fo kühner Sicherheit, zufammengeftellt hat. *Beneckens* Zweifel glauben wir heben zu können; und gelingt es: fo verfchwindet das neue, von unferem Vf. gefchaffene Wort. Die erfte Stelle im Wigalois legen wir fo aus: Ich bin hier der alten und neuen Lebensweife in das Gebiet ihres wahren Wefens (*durch die wârheit*, wie fonft *durch die fnüre*) geritten. In der zweyten foll die Erzählung (*âventiure*), wie eine ritterliche That (ebenfalls *âventiure*), erritten werden. In der Klage meint Etzel: alle, die ich erreiten konnte, habe ich mir zu Knechten gemacht (*bediet*, *bediewet*; vgl. Biterolf 6379). — *Widerfagen* nicht widerfprechen, fondern ablengnen 4861. Iw. 1252. 1732. — Das Adverbium *williche* 896 fehlt noch immer. — Unter *wizzen* (es ift aber *wizen* gemeint) verfängt fich Hr. *v. d. H.* in einem Zweifel über das Präteritum. Es heifst ohne Frage *weiz*; Rudolf in der Weltchronik: *Daz er mit grôzer frumkeit Sich itewîze gein im fleiz, Und im die gefchiht verweiz*. Der Conj. Prät. *wüfste* (von *wizzen*) lautet Mittelhochd nur *wiffe*, *weffe*, *wifte*, *wefte*, durchaus nicht *wizze*: letzteres ift Conj. Prät. von *wîzen*; Flor. 18c *Ich weiz daz fi mirz verwîzze*; *Ez ergât als ich mich vermizze*. *Itewîzen*, vom Subft. *itewîz* abgeleitet, wird natürlich fchwach conjugirt. — Die Conftruction von *wünfchen* mit dem Accufativ, defsgleichen die Bedeutungen, „fich erdenken, einbilden, hervorzaubern, bitten,“ find erdichtet. Z. 103 ift zu erklären: fie wünfchten ihm, er möchte immer zu *hovelichem* Leben Luft haben, ein *hovelîcher* Mann werden. — *Geweten* ift das Partic. von *weten*, binden. *Waten* giebt nur *gewaten*: ob diefs vorkommt, weifs Rec. nicht. — *Zazamank*: „1462. *guoten* gehört zu *fîden*; die Wortfügung ift ungenau, und etwa durch „„hatten fie die Fülle““ zu ergänzen.“ Eher dürfte man noch fo conftruiren: die Arabifchen Seiden und gute (*der guoten* Genit. partitiv.) von Zafsamank, — darein legten fie Steine. Man verbinde aber *der guoten*, als Epitheton, mit *Zazamank*, wie Gudrun 472 *Von Indiâ der guoten*. — *Ze gâhes* 8492 ift merkwürdig: *ze* bey dem Genitiv-Adverbium. — Das Präter. von *zebreften* ift unrichtig angegeben: es heifst *braft*, *bräfte*, *bräften*. Die Bedeutung ift immer neutral, das Tranfitivum *zebreften* (mit offenem *E*), *zebrafte* Maria 1181, eben fo nach der allgemeinen Regel gebildet, wie das abgeleitete *vehten*, *gevehtet* Nib. 4848, *vahte* Gudrun 5780. — Unter *zîhen* wiederum das fehlerhafte Präter. *zeih'*, und Part. *gezihen* neben *gezigen*. Nur das letztere ift im Gebrauch; dahingegen von *lîhen* das Partic. *geligen* und der Conj. Prät. *lige* im Reim nicht gefunden wird, fondern nur Conj. *lihe*, W. Wilh. 161a, Troj. Kr. 3309, Flore 2870, aufser dem Reim *fi lihen* Parc. 24017. Iw. 7111. 7129, und Partic. *gelihen* Parc. 6785, *verlihen* Trift. 5509, *geligeniu zuht* M. S. 1, 127a. — *Diu zîte* 7288. — *Zorn* kann 7634 nicht Adjectiv feyn, wohl aber 7623.

C. K.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin u. *Stettin*, b. Nicolai: *Entwurf einer Theorie und Literatur der fchönen Redekünfte.* Zur Grundlage bey Vorlefungen. Von *Joh. Joach. Efchenburg*, Herzogl. Braunfchweig. Lüneburg. Hofrath u. f. w. Vierte, abgeänderte und vermehrte Ausgabe. 1817. XXIV u. 430 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) Die erfte Auflage diefes nützlichen Buches erfchien bereits 1783; die zweyte 1789 und die dritte 1805.

Dresden, b. Arnold: *Sammlung der vorzüglichften Forftrechnungs-Aufgaben, zum Gebrauche und zur Selbftübung für angehende Forftmänner und Ökonomen*, entworfen von *G. A. Fifcher*, Profeffor der Mathematik an der königl. Sächf. Ritter-Akademie u. f. w. Dritte, fehr verbefferte und vermehrte Auflage. 1817. XII u. 230 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) Die erfte Auflage erfchien 1803. S. die Rec. 1805. No. 125.

Ansbach, b. Gaffert: *Anakreons Lieder.* Aus dem Griechifchen. Nebft einer Abhandlung über deffen Leben und Dichtkunft von *Johann Friederich Degen*. Zweyte fehr verbefferte und vermehrte Ausgabe. 1821. 218 S. 8. (16 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1820.

NATURGESCHICHTE.

Gotha, b. Becker: *Die Petrefactenkunde auf ihrem jetzigen Standpuncte* durch die Beschreibung seiner Sammlung versteinerter und fossiler Überreste des Thier- und Pflanzen-Reichs der Vorwelt erläutert, von *C. F. Baron v. Schlotheim.* Mit 15 Kupfertafeln. 1820. 436 S. gr. 8. (5 Rthlr.)

Ein schätzbares Werk, das mit grossem Aufwand von Geduld, Fleiss und Scharfsinn bearbeitet worden! In der Einleitung macht uns Hr. *v. Sch.* mit seinen Ideen über die verschiedenen Revolutionen unserer Erde, und mit jener Vorwelt bekannt, aus welcher die Schätze seiner Sammlung herstammen. „Von den Versteinerungen belehrt (S. 5), fänden wir, dass das Meer zu einer gewissen Epoche der Vorwelt unsere höchsten Berggipfel vielleicht noch beträchtlich überstiegen habe, und erblickten daher in seinen Niederschlägen auf den Gebirgsrücken der Pyrenäen, der Schweiz und der übrigen Welttheile die Überreste seiner Bewohner nebst den Urgeschöpfen des noch früher vorhandenen Thier- und Pflanzen-Reichs begraben. Es ergäbe sich aber auch (S. 7) zugleich, dass selbst während der im Ganzen so schwankenden Epoche des grossen Kampfes der Meere mit dem Festlande doch lange Zeiträume dazwischen getreten seyen, wo die Erdoberfläche wieder mehr Ruhe genossen, und sich mit anderen Pflanzen und Thierarten bevölkert habe, deren Überreste wir vergeblich in den älteren Gebirgsarten aufsuchen würden, und die bloss bey erneuerten Weltstürmen ihre Grabstätte in den jüngeren Schichten gefunden, welche wieder durch die Zerstörung jener älteren Gebirgsmassen ihren Bildungsstoff erhalten hätten. Es konnten übrigens (S. 11) auf unserer Erde nur zwey grosse Hauptrevolutionen angenommen werden. Die erste habe jene allgemein verbreitete Zerstörung der Grundgebirge, und die letzte eine Veränderung des auf der ganzen Erdoberfläche vorhandenen südlichen Clima bewirkt. In den dazwischen liegenden unbestimmbaren Zeiträumen scheine jedoch die Schichtenbildung und Umänderung der Erdoberfläche allmählich als Fortwirkung jener grossen Ereignisse während eines sehr schwankenden Zustandes der abwechselnden Oberherrschaft der Meere, der Vulcane und der Landgewässer Statt gefunden zu haben. In dieser Epoche könnten allerdings auch wiederholte, auf einzelne Länderdistricte beschränkte, Umwälzungen eingetreten seyn, man könne aber wohl der Meinung jener Kosmologen beytreten, die zur Bildung verschiedener Gebirgslager immer allgemeine grosse Erdrevolutionen herbeyriefen, und stets zu neuen Schöpfungen bey der Erklärung der so veränderten Thierwelt ihre Zuflucht nähmen. Im Allgemeinen gebe uns (S. 15) die Form der Gebirgszüge und die Gestalt ihres Abfallens, sowie die Ablegerung der Schichten auf mehreren Hauptpuncten, grosse Veranlassung, zu vermuthen, dass in den frühesten Urzeiten, während beträchtlicher Zeiträume, das Eindringen der zerstörenden Meereswogen von Südwesten her erfolgte, durch welche eine südliche Thier- und Pflanzen-Schöpfung zu Grunde gegangen sey, dagegen liessen die aufgeschwemmten Lagerungen uns ganz entgegengesetzte Verhältnisse erkennen. Mannichfaltige riesenmäsige Thiere einer südlichen Vorwelt lägen in Kalktuf, in Lehm, Sand und Gerollagern begraben, und bloss von Flussschnecken, nördlichen Baumarten und Sumpfgewächsen umgeben; das Meer habe keine weiteren Spuren hinterlassen, und wir erblickten augenscheinlich, dass hier nur grosse, weit verbreitete Landgewässer einwirkten, welche bey ihrem Abfluss höchst wahrscheinlich ihre Richtung vom Norden zum Süden zum Mittelmeer hin genommen. Da sich übrigens nördliche Geschöpfe in den aufgeschwemmten Gebirgsschichten zugleich mit den untergegangenen südlichen befänden: so müsse die nördliche Formenbildung noch vor dem Eindringen der Landgewässer entstanden seyn. Es werde daher sehr wahrscheinlich, dass nach dem Zurückzug der Meere oder während oder kurz nach Ausbildung der jüngsten Trappformation und der mit ihr in genauer Verbindung stehenden Braunkohlenlagerung eine lange ruhigere Zwischenzeit bey verändertem Clima eingetreten sey, während welcher die südliche Schöpfung erstorben sey, und die nördliche ihre Stellung eingenommen habe. — Die weiteren bisherigen Erfahrungen hätten es übrigens fast zur Gewissheit erhoben, dass wir nur in den jüngsten Erdschichten noch Geschöpfe fänden, welche mit den Originalien unserer gegenwärtigen Schöpfung übereinstimmten, und dass die Formen durch alle Classen des Thier- und Pflanzen-Reichs immer fremdartiger und unbekannter würden, je höher das relative Alter der Gebirgsformationen aufsteige.

Nach dieser wohlgeordneten Einleitung, die eben so viele Belesenheit, als gründliches Forschen zeigt,

wenn gleich nicht jede Idee hinreichend begründet ist, und Vieles noch lange Vermuthung bleiben wird, folgt die systematische Übersicht der Versteinerungen.

Erste Abtheilung. Das Thierreich, Zoolithen. I. *Anthropolithen.* Aus der Gegend von Kostritz, die der Vf. später selbst besucht hat, wurden Menschenknochen, mehr oder weniger verkalkt, im Lehmboden gefunden, der die Klüfte und Höhlungen im dort gelagerten Gypse ausfüllt. Nach Hn. *v. Sch's.* Meinung seyen sie weder hieher begraben, noch bey Schlachten der Vorzeit in die Klüfte des Gypses gerathen, oder auf eine andere zufällige Weise in neueren Zeiten hier zu Grunde gegangen und verschüttet worden, weil die sich durchgängig mit den übrigen Thierknochen unter gleichen Verhältnissen, und immer auch nur in kleinen Knochenhaufen verschiedener Art, ohne zusammenhängende Gerippe auszumachen, in den Lehmausfüllungen der Klüfte finden. „Sie scheinen daher *wirklich fossil*, und nach der sorgfältigsten Erwägung aller beobachteten und angegebenen Umstände *gleichzeitig mit den übrigen Thierknochen in der Epoche der aufgeschwemmten Schichtenbildung von den Fluthen hieher geführt zu seyn.*" Wenn sich diese Erscheinung bey weiterer Untersuchung der Kostritzer Gegend, wie zu erwarten ist, immer mehr bestätigen sollte: so möchte es alsdann keinem Zweifel mehr unterworfen seyn, dass auch die im Kalktuff aufgefundenen Menschenreste von dieser Zeitperiode der Urwelt herrühren, und dass folglich *der Mensch bey der Bildung der aufgeschwemmten Gebirge der jüngsten grofsen Erdrevolution, bey welcher zugleich ein vorher unbekanntes nördliches Clima eingetreten war, schon vorhanden seyn müsste.* — — Rec. war bey Lesung dieser gewagten Idee sehr beruhigt, da Hr. *v. Sch.* S. 60 selbst bemerkt: dass es dennoch erforderlich sey, noch näher zu prüfen, ob diese Ansicht die wahrscheinlichste sey, oder ob wir hier eine durch die Umstände veranlasste Vermengung der Knochen aus verschiedenen Zeitepochen annehmen müssten. Denn es finden sich bey Kostritz auch Knochen von Thierarten, die den Schaafen und Rehen, den Hühnern, dem Eichhorn u. s. w. sehr ähnlich seyn sollen. II. *Mammaliolithen.* III. *Ornitholithen.* IV. *Ichthyolithen,* V. *Amphibiolithen.* Bey diesen zwey Abtheilungen geht der Vf. nicht ins Einzelne, und bemerkt nur, dass der von *Sömmering* unrichtig bestimmte Ornitocephalus nach *Okens* gründlicher Untersuchung eine fliegende Eidechse sey. VI. *Entomolithen.* VII. *Helmintholithen.* Diese beiden Abtheilungen mit ihren untergeordneten Reihen nehmen den gröfsten Theil des Verzeichnisses ein, und sind mit genauer Würdigung und fleissiger Vergleichung älterer und neuerer Schriften hier bezeichnet und zum Theil abgebildet. Wenn aber dieses übrigens sehr verdienstvolle Werk die in des Vfs. reichen Sammlung befindlichen fossilen Conchylien aus den Gegenden von Paris und einigen Strichen von Italien nicht aufführt, weil sie grofsentheils von *Lamark* selbst und seinen Nachfolgern in den Annalen und mehreren Zeitschriften abgebildet und beschrieben, und in *Brocchi Conchyolog. fossile sub appennina* gleichfalls umständlich angegeben und abgebildet sind: so bleibt diess doch immer eine Lücke in dem Systeme der Petrefactenkunde, um so mehr, da der Vf. die ihm selbst fehlenden Mammaliolithen, Crustaciten und anderer Sammlungen zur vollständigen Übersicht überall im Text eingeschaltet, ob sie gleich anderswo schon beschrieben und abgebildet sind.

Die *zweyte Abtheilung, das Pflanzenreich, Phytolithen,* zerfällt in 5 Unterabtheilungen: I. *Dendrolithen,* II. *Botanilithen,* III. *Phythotypolithen,* IV. *Carpolithen,* V. *Anthotypolithen.* Über das Einzelne lässt sich hier eben so wenig, wie bey den Abtheilungen des Thierreichs ein bestimmtes Urtheil fällen, weil diess ohne Vergleichung der Originalien mit den Beschreibungen und Citaten sehr gewagt wäre.

„Man könnte nunmehr bey dem Schlusse dieses Werks (sagt der Vf.) mit Recht erwarten, dass demselben eine Übersicht der in den verschiedenen Gebirgsformationen aufgefundenen Versteinerungen beygefügt würde, — noch immer sind mir aber bey mehreren Arten die geognostischen Verhältnisse, unter welchen sie vorkommen, nicht hinlänglich bekannt geworden." Da eine solche Übersicht sehr wichtig und belehrend ist: so wünschen wir dem thätigen und geschickten Vf. den Zusammenfluss aller günstigen Verhältnisse, die ihn in Stand setzen können, diese Arbeit zu liefern.

Bh.

LEIPZIG u. PRAG, in Commiss. im deutschen Museum: *Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt* vom *Grafen v. Sternberg.* 24 S. gr. Folio. (8 Rthlr.)

Eines grofsen Beobachters wohl überdachte Ideen, aus langen Erfahrungen und genauen Beobachtungen abstrahirt, will Rec. so viel möglich hier in gedrängter Kürze zusammenziehen.

Die Vegetation der Vorwelt richtig zu beurtheilen, ist es nothwendig, die Steinkohlenformation genau zu unterscheiden, die Schwarzkohle sorgfältig von jener der verschiedenen bituminösen Holzarten, die der Mineralog unter der Abtheilung der Braunkohle einreiht, zu unterscheiden, und diese sowohl als die Abdrücke in Stinkschiefer, schieferigen Kalkmergel, Porcellanjaspis, Thon und Brauneisenstein nach den geognostischen Perioden der Bildung und Umbildung der Oberfläche des Erdballs einzutheilen, worauf sich ergeben wird, dass die Vegetation ebenfalls in mehrere Perioden zerfällt, und von der zweyten Periode der Übergangsformation an, die Periode der Flötzformation und Aufschwemmung hindurch, die Schicksale der Erdrinde getheilt, und eben so grofse Abänderungen erlitten hat, als jene.

Die Steinkohle ist der Periode der Flötzformation untergeordnet. Der Kohlensandstein oder Grauwacke ist sowie der Kohlenschiefer, ihr gewöhnlicher Begleiter. Sie erscheint im Thon-, Alaun- und Kiesel-Schiefer, im Porphyr, im Quader und rothen Sandstein, im Flötzkalk, in der Flötztrappformation; Aufschwemmungen von Sand-, Thon- und Lehm-Schichten haben sie überdeckt. Die Thoneisensteinformation geht mit

der Kohle bald unter, bald über, bald neben derselben als gleichzeitige Bildung; auch wird die Kohle hie und da von Muschelkalk überdeckt.

Die Steinkohlenformation ist ein allmählicher Niederschlag auf unebener Unterfläche. Wo die Unterlage eben war, findet man sie schwebend, gewöhnlich von den Rändern gegen die gröfste Tiefe einfallend, bey einzelnen Unebenheiten der Unterfläche zeigen sich Klüfte und Abrutschungen.

Nahe an die Steinkohlenformation reiht sich die Ablagerung der Braunkohle, die ganz in die Epoche der Aufschwemmung zu gehören scheint. Wenn daher der Mineralog alles brennbare bituminös fossile Holz als verschiedene Arten von drey Gattungen unterzubringen vermag: so wird vielleicht auch der Botaniker bey genauerer Untersuchung nicht nur die Vegetation der Braunkohle von jener der Steinkohle, sondern selbst die verschiedenen Ablagerungen des fossilen Brennstoffs zu unterscheiden vermögen, wodurch sich drey verschiedene Vegetationsperioden nachweisen lassen.

Die *erste*, jene der Steinkohle, des Thons und Brauneisensteins (die neben der Steinkohlenformation fortlaufende Brauneisensteinformation scheint zu der nämlichen Vegetationsepoche zu gehören) wird ein jeder Botaniker als aufsereuropäisch ansprechen. Ob sie ganz und gar von der Oberfläche der Erde verschwunden sey, läfst sich bis jetzt nicht mit Zuverläffigkeit bestimmen. — Die zweyte Übergangsperiode zu der gegenwärtigen Vegetation bildet die ältere Braunkohle und die Abdrücke des älteren schieferigen Kalkmergels. Sie besteht aus uns unbekannten, dem früheren Cyklus sich nähernden, und aus bekannten Formen der gegenwärtigen Vegetation. — Die dritte Periode ist jene des jüngeren bituminösen Holzes, das ganz aus bekannten und jüngeren Holzarten zu bestehn scheint.

Die Steinkohlenformation findet sich in beiden Hemisphären. Die Ursachen, durch welche diese frühere Vegetation begraben wurde, haben sich also allenthalben geäufsert. Von aufsereuropäischen Pflanzenabdrücken ist uns bisher wenig bekannt, es ist aber sehr wichtig, zu erfahren, ob unter den verschiedenen Breitegraden, wo überall Steinkohlen angezeigt werden, auch die nämlichen Pflanzenabdrücke vorkommen, die man in den bekannten Steinkohlenwerken von Europa antrifft, oder davon verschiedene. Von der genauen Löfung dieser Vorfrage hängt die Erörterung dreyer für die Geognostie wie für die Botanik gleich wichtigen Thatsachen ab: 1) Sind die Pflanzenabdrücke der Steinkohlenformation in beiden Hemisphären wenigstens dem Familiencharakter nach dieselben: so wäre eine Periode vorauszusetzen, wo unter gleichen Verhältnissen eine gleichnamige Vegetation über den ganzen Erdball verbreitet gewesen wäre, welche mit der gleichen Bildung in geognostischer Hinsicht, dar nicht wohl widersprochen werden kann, in Verbindung stände. 2) Finden sich unter verschiedenen Himmelsstrichen Abdrücke verschiedener Pflanzen, deren etwa zu entziffernde Analogie im entgegengesetzten Verhältnisse mit den gegenwärtigen Zonen stehen, so dafs die Abdrücke der indischen Steinkohle ihre analoge in Europa, sowie die europäischen unter den Wendekreisen fänden: so müfste man eine Revolution annehmen, die eine Verwechselung zur Folge gehabt hätte. 3) Zeigen sich die Pflanzenabdrücke der verschiedenen Weltgegenden zwar unter sich sehr abweichend, aber von unserer bisher bekannten Vegetation ganz verschieden, lassen sich die Analogen selten oder gar nicht bestimmen: so kann man zwar auch für die damalige Periode verschiedene Zonen annehmen, die zu der Bildung abweichender Formen beygetragen haben, man wird aber auch annehmen müssen, dafs diese Formen durch die nachfolgenden Revolutionen vertilgt wurden, und einer neuen Vegetation Raum gaben, die während und nach der Aufschwemmungsperiode die Erdkruste bedeckte.

Aufschlüsse über diese wichtigen Fragen zu erhalten, die jedem Naturforscher von höchstem Interesse seyn müssen, fodert Hr. Gr. *v. St.* die Akademieen und gelehrten Gesellschaften auf, nach einem gemeinsamen Plane reisenden Naturforschern Instructionen zu ertheilen, und darüber Beobachtungen und Exemplare sammeln zu lassen. Naturforscher, die etwa wünschen möchten, sich über diesen Gegenstand mit ihm selbst in Einverständnifs zu setzen, können ihre Briefe unter seiner Aufschrift an die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag übermachen. Eh.

Leipzig, b. Kummer: *Naturgeschichte für Kinder.* Verfafst von *C. Ph. Funke*, herausgegeben von *G. H. C. Lippold.* Fünfte sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Mit Kupfern. 1820. VII u. 624 S. gr. 8. (Mit illum. Kupf. 3 Rthlr., mit schwarzen 2 Rthlr.)

Es ist eine der ersten Bedingungen, unter welcher jede Naturgeschichte für Kinder als brauchbar genommen werden kann, dafs sie nicht sowohl zur angenehmen Unterhaltung und Ergötzung der Kinder und zur Förderung eines blofsen Realismus geschrieben sey, sondern dafs sie vor Allem durch eine klare und lebendige Bezeichnung der *allgemeinen* Merkmale der Classen, der Gattungen und Arten die Denkkraft der Kinder in Anspruch nehme, so dafs sie in den Stand gesetzt werden, ehe z. B. der Lehrer den Löwen beschreibt, schon aus der *allgemeinen* Bezeichnung der Gattung (*Felis*) die Merkmale desselben anzugeben. Nur auf diesem Wege wird der Vortrag der Naturgeschichte wahrhaft bildend, und selbst weit anziehender für Kinder, als durch blofse trockene Beschreibungen der Arten. Der Verfasser und der Herausgeber dieser Naturgeschichte scheinen diesen Gesichtspunct überall festgehalten zu haben, und das Werk behauptet gerade defswegen eine der ersten Stellen unter der Menge naturgeschichtlicher Schriften für Kinder. Weniger scheint von dem Vf. und dem Herausg. ein anderer, eben so wichtiger Grundsatz, der bey Abfassung einer Naturgeschichte für Kinder anerkannt werden sollte, berücksichtigt zu seyn; wir meinen den Grundsatz, dafs eine Schrift dieser Art eine hervortretende religiöse Tendenz haben müsse, wenn sie dem kindlichen Geiste nützlich werden soll.

Aufser der Naturlehre bietet faſt kein Fach des menschlichen Wiſſens einen ſo ungeſuchten und ſchönen Stoff dar, das Gemüth der Kinder für das Höhere und Göttliche zu gewinnen, als eben die Naturgeſchichte. Eine zarte und geübte Hand wird *dieſe* Farben in das groſse Naturgemälde da, wo die Veranlaſſung ungeſucht ſich darbietet, leicht und glücklich aufzutragen wiſſen. Rec. findet aber in dieſem Werke nur ſehr wenig dieſen Grundſatz in Anwendung gebracht; es wäre zu wünſchen, daſs bey einer künftigen neuen Ausgabe von dem Herausgeber dieſer Mangel erſetzt würde, was bey einem ſo reichen Stoffe keine Schwierigkeiten haben kann. — Dagegen iſt eine dritte Foderung, die man an die Verfaſſer einer Naturgeſchichte für Kinder mit Recht machen darf, deſto vollſtändiger erfüllt; dieſe nämlich, daſs die Naturgeſchichte überall der Erdbeſchreibung die Hand biete. Bey jedem Unterrichte in der erſten Wiſſenſchaft ſollte die Charte jedesmal vor dem Kinde liegen; bey jedem Thiere, bey jeder Pflanze, die irgend eine Merkwürdigkeit haben, ſoll das Kind mit dem Finger gleichſam das Vaterland nachweiſen; nur dadurch bekommt dieſer, oft trockene Unterricht, wie Rec. aus eigener Erfahrung weiſs, ein lebendiges fortdauerndes Intereſſe für das Kind, und der Vortrag der Naturgeſchichte wird auf dieſe Art zugleich die angenehmſte und nützlichſte Wiederholung in der Erdbeſchreibung. Hie und da dürften jedoch in dem vorliegenden Werke dieſe geographiſchen Notizen noch beſtimmter ſeyn. — Ein groſser Vorzug dieſer neuen Ausgabe liegt endlich noch in der fleiſsigen Benutzung der neueren Entdeckungen und in der Berichtigung mancher früherer naturgeſchichtlicher Irrthümer; was *Humboldt*, *Lichtenſtein* und Andere hier geleiſtet haben, das iſt überall ſorgfältig beygebracht.

Eben deſswegen, weil Rec. dieſe fünfte Ausgabe dieſer Naturgeſchichte für Kinder unter die vorzüglichſten Handbücher rechnen muſs, wird der Herausgeber nicht zürnen, und es nicht Vorwitz nennen (wie er in der Vorrede über einen anderen Recenſenten der früheren Ausgaben zürnet), wenn hier einige Bemerkungen zu freundlicher Berathung mitgetheilt werden.

Es ſcheint Rec., als ſey der Ausdruck: „*Gattung*" faſt überall *da* gebraucht worden, wo der richtigere: „*Art*" ſtehen ſollte. *Gattung* iſt (ſ. *Adelungs* Wörterbuch der hochdeutſchen Mundart und *Eberhards* Synonymik) von dem Zeitworte *gatten*, ſich zuſammenſchicken — abgeleitet, ein *Collectivum*; „*Art*" (*ſpecies*) iſt, was zu der Gattung gehört, was in das Fachwerk: „Gattung," als dahin ſich ſchickend (gattend) gelegt werden kann. Der Wolf z. B. wäre nach dieſem Grundſatze nicht eine Gattung, ſondern eine Art von der Gattung: *Canis*. — Nur als eine zweifelnde Frage ſtellt es ferner hier Rec. auf: ob die oft in dem Werke vorkommenden Beſchreibungen von der Begattung der Thiere in einer Naturgeſchichte für Kinder nicht zweckmäſsiger mit Stillſchweigen übergangen werden möchten? —

Auch in dieſer Ausgabe wird geradezu behauptet, daſs unter den Vögeln überall keine Erſtarrung, während des Winters, vorkomme. Die Sache iſt wohl noch nicht auf dem Reinen; wenigſtens iſt das Durchkommen mancher Vögel durch den Winter, ohne die Annahme einer Wintererſtarrung, immer noch problematiſch. Neuere Erfahrungen dürften beweiſen, daſs z. B. das Überwintern der Schwalben in unſeren kälteren Regionen kein abgeſchmacktes Mährchen ſey, wie es hier dargeſtellt iſt. Das Factum, daſs mitten im Winter mehrere Schwalben in einem hohlen Baumſtamme, in völliger Erſtarrung bey einander liegend gefunden wurden, iſt unleugbar. Künftige Nachforſchungen über das, zum Theil ſo heimliche Leben der Vögel werden vielleicht über dieſen Punct befriedigendere Aufſchlüſſe geben. Oft werden ſogenannte naturhiſtoriſche Fabeln, die man längſt antiquirt hatte, durch ſpätere Erfahrungen wieder zur Wahrheit erhoben.

Die Sprache iſt in dieſem Buche durchaus natürlich und edel, die Kupfer ſind meiſtens wohlgerathen, die Regiſter vollſtändig. Möge dieſes nützliche Handbuch der Naturwiſſenſchaft recht viele Freunde gewinnen!

+ d +

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Dyk: *Lehrbuch der chriſtlichen Dogmengeſchichte.* Von *D. Johann Chriſtian Wilhelm Auguſti.* Zweyte, vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. 1811. XVI u. 367 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) S. die Rec. Jahrg. 1806. No. 57.

Eſſen, b. Bädecker: *Kurzer und faſslicher Unterricht in der einfachen Obſtbaumzucht für die Landjugend von F. G. H. F. Bädeker*, Paſtor zu Dahl bey Hagen, Generalſuperintendenten des Märkiſchen evangeliſchen Miniſteriums u. ſ. w. Dritte verbeſſerte Auflage. 1820. XVI u. 145 S. 8. (12 gr.) Die erſte Auflage erſchien 1796, die zweyte 1802.

Leipzig, b. Gerh. Fleiſcher: *Wohlfeiles A. B. C. und Leſe-Buch, nebſt einer Anweiſung, Kinder ſehr leicht leſen zu lehren, zum Schul- und Haus-Gebrauch.* Ein *Beytrag zum Erſten Lehrmeiſter* von *J. A. C. Löhr.* Zweyte verbeſſerte Auflage. 1819. 98 S. 8. (4 gr.)

Wien, b. Härter: *Die Zwillinge. Ein Verſuch, aus ſechzig aufgegebenen Worten einen Roman ohne R zu ſchreiben.* Von *D. Franz Ritter.* Dritte rechtmäſsige, verbeſſerte und mit einem zweyten Theil vermehrte Auflage. 1820. 234 S. 12. (1 Rthlr. 6 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1820.

GESCHICHTE.

Luzern, b. Meyer: *Der Topographie des Kantons Zug erster Theil*, enthaltend seine *politische Geschichte*[.] Von D. *F. Karl Stadlin*, Stadtarzt, und mehrerer gelehrt. Gesellsch. Mitgliede. Die Geschichten der Gemeinde Hünenberg, des ersten Theils erster Band. 1819. XVII u. 279 S. 8. Die Geschichten der Gemeinden Chaam, Risch, Steinhausen und Walchwyl; des ersten Theils zweyter Band. 1819. XXVIII u. 342 S. 8. (Beide mit lithographirten Blättern.)

Sobald der Mensch aus den allerengsten Schranken, in welchen er nur um Fristung seines Daseyns gegen so manches dasselbe Bedrängende ankämpft, sich herausgearbeitet hat, so möchte er von dem Puncte, auf dem er steht, um sich blicken, schauen, wen er in seiner Nähe finde, fragen, auf welche Weise er und die Anderen dahin gekommen, und erforschen, wie es auf dieser Stätte vor Jahrhunderten ausgesehen habe. Und wenn auch weder seine unmittelbaren Vorgänger, noch alle diejenigen, welche er seit undenklichen Zeiten Landsleute oder Gemeindegenossen nennen kann, je in den Lauf der Zeiten eingegriffen, oder zu der Entwickelung des gesammten Menschengeschlechts bemerkbar etwas beygetragen haben: so begründeten sie doch den gegenwärtigen Zustand, welcher immer er sey, für ihre Nachkommen für einen Theil ihres Geschlechtes. Darum ist die Geschichte die Lehrmeisterin, nicht bloss für grosse Staaten, für Regenten, Gesetzgeber, Feldherren und solche, die das Geschick bestimmte, zahlreiche Massen zu leiten, denselben für lange die Richtung zu geben, sondern eben sowohl für kleine Menschenvereine, für Einzelne, welche nur in engem Kreise durch Befolgung richtiger und redlicher Grundsätze Wohlfahrt zu stiften, oder durch Misskennung ihrer Pflichten und Bestimmung Unbehagen zu verbreiten im Stande sind. Alles hat seine höchsten Interessen; aber sie richten sich nach der Höhe, Grösse und Beschaffenheit desjenigen, welches sie berühren, und eine genaue Geschichte einer Dorfgemeinde kann für dieselbe so bedeutend, anziehend und lehrreich seyn, als die Staatsgeschichte für die Gesammtheit. Diese materielle Beschränkung hindert den geistvollen Schriftsteller nicht, seinen Gegenstand mit eben so viel Liebe, Wärme und Nutzbarkeit zu behandeln, eben so viel Talent durchschimmern zu lassen, als wenn er etwas Grösseres und Wichtigeres zu beschreiben unternommen hätte. Dieses können wir gerade an unserem Vf. rühmen; mitten unter dürftigen genealogischen Nachrichten, unter trockenen Geschlechterverzeichnissen, in den spärlichen Auszügen aus Todtenbüchern und anderen dergleichen Überresten, die nur karge Ausbeute gewähren, in der Erzählung einer Verkommniss, welche zwar für eine kleine Landgemeinde von höchster Wichtigkeit seyn mochte, aber vielleicht nicht einmal bis an die Grenzen ihres schweizerischen Vaterlandes bekannt wurde, gewiss ausser der nächsten Umgebung nie einige Aufmerksamkeit erregte, blickt eine solche warme Vaterlandsliebe, ein solcher Eifer für Recht und Gesetz, ein solches Gefühl für die allein beglückende, ächte Freyheit, ein solcher ernster Unwille wider Alles, was im Lauf der Zeiten durch Eigennutz, Habsucht und Unverstand den Vaterlandssinn vergiftet hat (man lese als Beleg hiefür und als Probe von des Vfs. Freysinnigkeit die jedem Bande vorgesetzte Zueignung) hindurch, dass wir über solchen Lichtpartieen den hin und wieder bemerkbaren Schatten vergessen, und Ehre und Achtung dem Manne zollen, der, um spiessbürgerlichen Ärger unbekümmert, Lob und Tadel nur nach dem wahren Werth der Thaten oder Gesinnungen spendet. So wenig er das Umsichgreifen der Städte billigt, wodurch allmählich Genossenschaften, die ursprünglich eben so frey waren, wie sie, in (eine zwar wohlthätige und väterliche — wie der Vf. solches bey jedem Anlass darthut, z. B. II S. 127 No. 88) Abhängigkeit geriethen, so sehr er (II S. No. 8) das Verschwinden der Vögte für ein „segenvolles Ereigniss der französischen Revolution" hält (zumal nach der im J. 1746 zu Zug aufgekommenen Schandübung, II S. 265. 301): eben so wenig spricht er das Wort der tobenden Fieberglut, welche alle Rechte zerstören, allen Verhältnissen sich entwinden, alle aus Wohlthaten hervorgegangene Verbindlichkeiten (Zehnten, Bodenzinse), weil man *jene* nicht mehr für solche erkannte, und *diese* als ungerechte Lasten betrachtete, ohne Weiteres abschaffen wollte. Streng und ernst, wie es sich dem freyen Manne ziemt, zumal in einem Freystaat, wo bey der Würdigung der Thaten keine Rücksichten sollten genommen werden, und keine Censur als schützender Panzer des oberherrlichen Siechthums sollte auf der Lauer liegen, übt er das geschichtliche Richteramt eben sowohl für die Vergangenheit, als für die Gegenwart. Zu Charakterisirung seiner Art und

Weise hebt Rec. folgende Stelle aus (II S. 106): „Im fünfzehnten Jahrhundert (der Vf. zählt nach der Weise italiänischer Historiker nur das vollendete Jahrhundert), früher nicht, wird historisch die völlige Abhängigkeit der Chaamer von der Stadt erkannt. In dieser Zeit konnte aber auch Alles gedeihen, worüber der Bessere trauern muss — zu Zug, wie in den übrigen 12 Ständen. Die Obrigkeiten und die Männer, die leichtsinnig — über beschworene Verträge weg — morgen das thun, von dem sie sich gestern lossagten — die Zeiten, in welchen Tagleistungen öffentlichen Ganten (Steigerungen), die Bürgerschaften daheim nur durchs Geld bestimmten, und nur ihn nachziehenden Nomaden gleichsahen — und was aus diesen Zeiten und diesen Menschen hervorging — Sittenlosigkeit, Bürgerblut, Scheiterhaufen, und dem Gemüthlichen nach — eine ewige Trennung — alles das war nicht geeignet, streng an Recht und Herkommen zu halten. Der Geist der Eroberung hatte sich der Eidgenossen bemächtigt. Wie er nach Aussen seine Beschränkung gefunden, kehrte er stärker nach Innen; man erhielt Unterthanen. Die Folgen kamen im sechszehnten Jahrhundert."

Der Vf. hat seinem Werk einen grossen Umfang bestimmt; aber leicht möchte in der Anlage der Keim der Nichtvollendung sich befinden. Entweder dürfte er ermüden, und zu allem dem, was er zu liefern verspricht, kaum Kraft und Leben hinreichen, oder die Weitläuftigkeit könnte die Käufer abschrecken, und so in Handschrift bleiben müssen, was bey mehr Gedrängtheit solchem Schicksale nicht unterlegen wäre. Die Geschichte der neun Gemeinden des Cantons (20,000 Einwohner enthaltend) soll der erste Theil des Werkes in vier (!) Bänden, der zweyte Theil die Geographie, der dritte die Naturgeschichte abhandeln, der vierte endlich ist nach des Vfs. Worten (I S. VI) „das Corollarium des Gesagten — ein Versuch, die in den drey Theilen nur chronographisch niedergelegten Thatsachen in ihrer Verbindung, Nothwendigkeit, und Beziehung auf den Menschen, der das Object aller und jeder Topographie ist, zu zeigen." Seit mehr als 14 Jahren sammelt derselbe; die Zurlauben'sche Manuscripten-Sammlung ist von ihm benutzt worden, er hat einige 1000 Bogen Handschriften zusammengebracht; „mit meiner (II S. VI) Geduld und meinem Fleiss (tausende mit mehr Geschicklichkeit und schönerer Rede) dürfte schwerlich sobald wieder Einer kommen, alle die Urkunden, Acten, Instrumente und Verbriefungen, in den Archiven und Bibliotheken der Schweiz zerstreut und Euch betreffend, zu lesen und zu ordnen." Aber wäre es nicht ein verdienstlicheres Werk gewesen, diesen reichen Stoff, mit des Vfs. Geist, Wärme und Vaterlandsliebe zu Einem Ganzen zu verarbeiten, als diese Chroniken der Kirchen, Pfründen und Stiftungen, diese Verzeichnisse ausgestorbener Geschlechter, diese Namenregister von Vögten und Obervögten zu geben? Über die Beziehungen des Cantons zum Auslande, „die Scandale der Pensionen, der Verehrgelder, die Salztractate," die daraus entspringenden inneren Zerwürfnisse (worüber der Vf. Quellen zu besitzen glaubt, wie Niemand) hätte er so ausführlich und vollständig seyn können, als möglich, „weil, was in Zug, — in Schwyz, Zürich, in der ganzen Eidgenossenschaft geschah," und an der wahrhaft und lebendig beschriebenen Geschichte des Theiles hätte gezeigt werden mögen (was noch fehlt), wie das Ganze allmählich vergiftet ward, siechte, endlich erlag. Dann hätte Rec. den Vf. auch noch daran mahnen mögen, dass die Muse der Geschichte keusch (der Vf. erklärt sich zwar über den Gebrauch der vielen so geheissenen Provincialismen, weil er das „sachbezeichnende, wohlklingende Wort einer lebenden Volkssprache dem hohlen schriftgebräuchlichen" vorziehe — was aber doch nicht zu sehr ausgedehnt werden darf), ernst und einfach sey; dass sie den falschen Schmuck fremder Ausdrücke, ungewöhnlicher Wortfügungen nicht liebe, dass sie klar, wohllautend und deutlich spreche, wobey von selbst die begeisternde That der Rede Schwung, das über der Menschen Schlechtigkeit gekränkte Gefühl ihr den Ausdruck ernsten Unmuthes leihe.

Der erste Band des ersten Theils umfasst die Geschichte (Geschichten nennt sie der Vf. allzukostbar) der Gemeinde Hünenberg. I. *Beschreibung der Gemeinde Hünenberg, wie sie jetzt ist.* Dort leben viele Geschlechter seit 5 Jahrhunderten, bis in die 14 Generation, auf dem freyen Erbe ihrer Väter. Den milden Stiftungen, Zeugen eines grossen Wohlstandes, haben sie es zu verdanken, dass ihre Namen noch bekannt sind. So hat einst die Kirche in alle Verhältnisse gegriffen, und indem sie der Seele Fortdauer verhiess, auch das Gedächtniss vieler Namen gerettet, die sonst untergegangen wären im Strome der Zeit. Berechtigt die Menge ehemaliger Geschlechter (da, wo neuen der Zutritt unmöglich war) zu der Vermuthung einer grösseren Bevölkerung deutscher Lande im Mittelalter, als gegenwärtig? (vgl. S. 212). In dem alten Gesetzbuch der Gemeinde werden Fehler geahndet, „die man (S. 213) jetzt nur für für pfiffige Geniestreiche hält." Bemerkenswerth ist, dass Baumverderben und Markstein-verrücken die dreyfache Strafe des Blutrünstigschlagens galten. Noch bey Mannsdenken ward in dieser Gemeinde „an (S. 37) Sonntagen nach dem mittägigen Gottesdienst bis Sonnenuntergang getanzt. Jung und Alt ergötzten sich um zwey Rappen (eine kleine Scheidemünze) für den Spielmann nach Herzenslust. Tanztäge sind jetzt, Hochzeiten ausgenommen, nur noch drey oder vier, wo ihre wilde Wuth als Ergötzung sich Tag und Nacht herumtreibt." Statt dessen ist *das* Spiel eingetreten. Das Verschwinden naturgemässer Ergötzlichkeit, alter Sitte und Sittlichkeit unter dem Volke ist fürwahr keine eitle Klage. II. *Hünenberg unter seinen Edlen.* Zu diesem Abschnitt verdienen verglichen zu werden „Bemerkungen und Berichtigungen zu Herrn *Fr. Karl Stadlins* Geschichten der Gemeinde Hünenberg, mit 6 genealogischen Tabellen, im ersten Hefte des dritten Bandes des schweizerischen Geschichtsforschers," welche das, was bey Hn. *St.* ziemlich verworren durch einander geworfen ist, deutlicher aus einander zu setzen suchen. Das Geschlecht war alt, reich, wie aus den vielen Stiftungen desselben ersichtlich; aber die hier aufgezählten Güter und Gefälle besass es ge-

wiſs nicht zu Einem Male; man weiſs, wie häufig damals Käufe, Täuſche, Vergabungen, Verpfändungen, Belehnungen und Erbſchaften den Beſitz veränderten. III. *Hünenberg unter dem Schutze der Stadt Zug bis zur Umwälzung von* 1798. In den Jahren 1414 und 1416 kauften die Bewohner der Gemeinde H. mehrere Beſitzungen und Rechtſeme von ihren verarmten Herren, und legten dadurch den Grund zu einem erſt im Jahre 1816 nach langwierigen Proceſſen aufgehobenen Unterſchied zwiſchen Genoſſen und Beyſaſſen. Der Fortgang der Geſchichte zeigt das im Kleinen, wie im Groſsen, vorkommende Beſtreben der Mächtigeren, um ſich zu greifen, den Geringeren zu unterdrücken, das *cartel est notre plaisir* Machen. Die einſt mit der Stadt Zug verburgerrechteten, in ihrem Schutze lebenden Hünenberger ſanken im Laufe der Zeit in immer abhängigeres Unterthanenverhältniſs. IV. *Hiſtorien der Hünenberger von* 1798 *bis auf heute.* Eine umſtändliche Erzählung des endlich im J. 1816 durch ſchiedsrichterlichen Ausſpruch geſchlichteten Proceſſes der Beyſaſſen von H. mit den Genoſſen um völlige Gleichſtellung aller Rechte. „Daſs der Vf. (S. 156) dieſes wenig anziehende Gemälde politiſcher Verworrenheit liefert, davon iſt die Überzeugung Urſache, daſs die elende Franzoſenzeit, und das Treiben der Adepten ihrer Ideen nirgends klärer (*ſic*), und nirgends belehrender für die Zukunft, wenn wir wieder zu ſo einer verdammt werden ſollten, als in dieſem Proceſſe erkannt werden kann." V. *Recapitulation* — Manches enthaltend, was in die 4 vorigen Rubriken nicht konnte gebracht werden. VI. *Beylagen:* urkundliche Belege.

Der zweyte Theil umfaſst das Geſchichtliche der auf dem Titel angegebenen vier Gemeinden. Voran iſt Chaam; ſchon zu der Römer Zeiten bewohnt, unter Karl d. Gr. eine Hofſtatt, bereits im grauen Alterthume durch eine Kirche beglückt. Aber wenn es S. 12 heiſst „nach der Niederlage der Allemannen bey Zülpich kamen die Umgebungen von Cheam an Karl den Groſsen" — ſo ſollte man meinen, eines ſeye unmittelbare Folge des anderen geweſen, da doch faſt 3 Jahrhunderte dazwiſchen liegen. Auch möchten wir aus der Urkunde S. 14 keinen Schluſs auf „hohe Cultur" machen; der Vf. muſs ja wiſſen, daſs dieſe Ausdrücke die damals allgemein übliche Canzleyformel waren. Unter den Edlen von Chaam führt er auch die in den Urkunden vorkommenden Pfarrer an, die doch ſicher nicht zu jenen gehören; überhaupt muſs man ſehr vorſichtig ſeyn, wenn man in alten Urkunden dem Taufnamen eines Mannes den Namen eines Ortes beygefügt findet, es zeigt dieſs gar oft *nicht* den Adel, nur den Wohnort an, „Hans von Chaam, der Pfiſter S. 23, und Walther von Walchwyl, der Kupferſchmidt, S. 208, waren ſo wenig Edelleute, als der Hiſtorienmaler N von Aachen, oder der Schneidermeiſter Johann von Leiden, oder die Anderhalden von Speyer und von Mecheln in Schweizeriſchen Städten adliche Familien ſind. Was S. 32 über Rudolf und Ulrich von Balm geſagt iſt, dürfte eher Muthmaſsung, als geſchichtliche Wahrheit ſeyn; nirgends werden zwey Balm als Mitſchuldige des Mordes von Kaiſer Albrecht genannt. S. 73 No. 14 wurde der Vf. durch die Verfügung „über die Blume des Weinbergs" irre geleitet, anzunehmen, daſs damals in den Weinbergen Gras gepflanzt worden ſey; unter *Blume* wird immer und in der Volksſprache verſchiedener Gegenden jetzt noch der Ertrag einer Liegenſchaft verſtanden, wie es *Scherz* richtig erklärt hat: *omnes agrorum proventus et fructus*, alſo hier der Wein. — Im Mittelalter gingen die Patronatrechte oftmals an Klöſter über, weil ſie überfüllt waren, damit wieder einer der Brüder Anſtellung finde, ſ. v. *Engelberg* S. 20 No. 35. von *Cappel* S. 83. No. 5. Aus S. 254 erſieht man, daſs auch im 14 Jahrhundert Geiſtliche geprüft wurden: „*per examinatores juratos ad hoc ſpecialiter deputatos.*" Von den Gemeinden *Riſch*, *Steinhauſen*, *Walchwyl* iſt Specielles wenig zu ſagen; was allgemein merkwürdig iſt, fällt zuſammen mit der Geſchichte der Stadt, deren Panner ſie folgten, deren Freunde und Feinde als getreue Unterthanen ſie theilten. Eines iſt aber, in welchem alle wetteifernd ſich auszeichnen: ihre Kirchen zu bauen, ihren Gottesdienſt zu ſchmücken, und hiefür, als gäbe es nichts Anderes — wenigſtens nichts Höheres, zu ſinnen, wirken, opfern. So waren in Chaam, einer Gemeide von 2450 Seelen, ohne Handel, Fabriken und Gewerbe, nur von Ackerbau und Viehzucht ſich nährend, im Jahr 1783 in wenigen Tagen zu einem neuen Kirchenbau 30,000 Gulden unterzeichnet, Holz, Steine, Fuhren und manchen Schmuck, deſſen Koſten ſpäterhin Liebhaber beſtritten, nicht mitgerechnet (120); ſo hat Riſch von ſeinem Collator (deſſen Recht, bey dürftigen Umſtänden von dem Pfarrer erhalten, auch „mit einem Falcthen und Vogelhundt" verſehen zu werden, S. 170 not. 86, im J. 1763 durch *jährliche* 750 Gulden ausgelöſt wurde) den Kirchenſatz gekauft, und hernach dem Pfarrer ſein Einkommen freygebiger, als keine Gemeinde, angewieſen; ſo hat Steinhauſen (473 Seelen) ſeine Kirche gebaut, eine Schule geſtiftet, und das kleine Walchwyl Kirche, Capellen und was zum Unterhalte des Gottesdienſtes erfoderlich, eigener Nothdurft abgeſpart. Dieſen Geiſt wird keine Aufklärung erſetzen, kein Kaſernenweſen wird ſolchen Schwung geben, und keine Polizeyanſtalten werden den einfachen ungebildeten Menſchen ſo von dem Irdiſchen zu höheren Ideen erheben. Wie in politiſchen Dingen, ſo zeigt ſich auch in den kirchlichen des Vfs. Unbefangenheit (II S. 50). Wenn er es geſteht, daſs die Reformation in vielen Dingen auch den Katholiſchen genützt habe: ſo ſchmerzt ihn doch die Trennung, Schwächung und übertriebene Bilderſtürmerey, das Herabziehen des Göttlichen aus den Regionen des Gemüthes und Glaubens in den Kreis des Verſtandes und Wiſſens. Sein Urtheil über Klöſter iſt mild (II, 29, not. 7), ihr Eigenthum nach ſeiner Überzeugung geheiligt, ſo daſs (S. 59) der Staat ohne Rückſprache und Unterhandlungen mit dem Kloſter, wie mit jedem anderen Güterbeſitzer, nicht das mindeſte Recht darauf habe. Auch für den Einfluſs der Geiſtlichkeit in den mittleren Zeiten hat er einen richtigeren ſachgemäſseren Grund aufgefunden, als diejenigen, welche ſich nur in leeren Declamationen gegen Betrug, Übermuth und Habſucht gefallen, zu ahnen vermögen (S. 162). Ein ähnliches

Mährchen, wie S. 224, hat Rec. auch anderwärts gehört. Möge der Vf. bald einen neuen Abschnitt seines Werkes liefern können!

P. T.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Leonard Meisters Helvetische Geschichte. Fünfter Band.* Von 1807 — 1815. Fortgesetzt von M. *Marcus Lutz*, Pfarrer zu Läufelfingen. Zweyte Abtheilung. 1815. S. 421 — 674 in 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Auch mit dem besonderen Titel: *Geschichte Helvetiens seit dem Frieden von Tilsit bis zur Beschwörung des neuen Bundes.* Von u. s. w. Zweyte Abtheilung.

Die *erste Abtheilung* dieses Buches ist in No. 55 der Erg. Bl. vom J. 1816 gewürdigt, und nur durch Zufall die Anzeige der anderen Hälfte bis jetzt verschoben worden. Rec fasst sich um so kürzer, da er sich ganz auf das dort gefällte Urtheil bezieht. Behandlungsweise und Schreibart sind die gleiche, und auch da, wo der Stoff zu einiger Erhebung hingedrängt hätte, wie bey der Erzählung der unerschütterlichen Treue der Schweizerregimenter an Ludwig XVIII, fällt der Vf. weder aus seinem Ton, noch aus seiner Manier. Der gröfste Theil der Schrift beschäftigt sich mit Spannungen, Reibungen und Parteyenausbrüchen in einzelnen Cantonen, aber ohne sie unter einen gemeinsamen Gesichtspunct zu fassen, und als grofse Schattenpartie hinzuwerfen, damit der Effect desto gröfser werde. Wir sehen wenige Cantone ihr Inneres friedlich und ruhig gehalten; es waren der feindseligen Elemente, Interessen und Absichten zu viele, dieselben allzuplötzlich losgebunden, als dafs ohne Gährung das Gleichgewicht hätte können hergestellt werden. Unter den verschiedenen Pamphlets, welchen jene Zeit zum Daseyn verhalf, rechnete eines vom Canton Wadt den ehemaligen Oberherren desselben vor, dafs sie im J. 1797. 1,582,681 Schweizerfranken aus diesem Lande gezogen, und zu dessen Vortheil nur 460,530 Franken verwendet hätten. Wenn der Vf. von jenen Ereignissen (deren Ursachen, Triebfedern und geheimes Spiel freylich noch lange nicht alle offen am Tage liegen, oder ohne Rückhalt dürften enthüllt werden) auch etwas mehr hätte liefern wollen, als nur die blofsen Zeitungsnachrichten sammt etlichen allgemein bekannten Actenstücken: so hätte, um nur Einiges zu nennen, vielleicht der individuelle Charakter des Oberamtmanns zu Aarwangen ihm Aufschlufs geben können, warum in dortigem Umkreis so viel Lärm um nichts gemacht wurde; so wäre bey der Bisthumsangelegenheit über die innere Nothwendigkeit der Trennung zu sprechen gewesen; so hätte eine materielle Untersuchung der verrufenen „*Correspondences et autres Pieces secretes*“ aus Schrift, Linien und Papier (welches wenigstens in Rec. Exemplare den Bären als Marke führte) zu ziemlich richtigen Schlüssen auf den Druckort leiten können; so hätte bey der Gesandtschaft nach Wien nicht blofs erwähnt werden mögen, welche Wünsche der Cantone unerfüllt blieben, sondern auch welche bestimmte Aufträge gar nicht in Antrag gebracht wurden, wodurch freylich der Lorbeerkranz *eines* Hauptes ziemlich welk geworden wäre. Wenn man wie in Büchern, so in der Geschichte, Blätter mit Wachs zusammenkleben könnte: so würde Rec. den Schweizern rathen, solches mit demjenigen vorzunehmen, auf welchem ihr Einmarsch im J. 1815 in Frankreich geschrieben steht. S. 509 wird der Presburger Friede „ein freyheitsmörderischer Tractat“ und der Rheinbund (S. 511) „das monströse Geschöpf des französischen Usurpators“ genannt; an Letzterem sieht nun Rec. gar nichts Monströses. Das Wortgemengsel, durch welches der Vf. seiner Schreibart Schmuck zu verleihen meint, wie Amphyctionen für Tagsatzung, französische Pentarchen, Compagnieen avouiren, wäre doch bey einiger Aufmerksamkeit wohl zu vermeiden gewesen. Mit der Zerstörung der Festung Hüningen schliefst der Vf. sein Buch, und nimmt noch folgenden poetischen Schwung: „Vaubans Manen mochten freylich darob zürnen; allein Österreichs Schutzengel sah mit Helvetiens Genius lächelnd herab auf die Anstrengungen der wackeren Wehrmänner, segnete und krönte sie mit glücklichem Gedeihen; und nun jubeln alle guten Schweizer ob diesem glücklichen Ereignifs.“

P. T.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Tassilo.* Vorspiel von *Friedrich, Baron de la Motte Fouqué.* Zuerst aufgeführt in Berlin am 22 Oct. 1815, zur Feyer des Stiftungstages des Hohenzollerschen Hauses. Zweyte Ausgabe. 1815. 16 S. 8. (4 gr.)

Schnepfenthal, in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt: *Erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von acht bis zehn Jahren.* Von *C. G. Salzmann.* Zweyte Auflage der wohlfeilen Ausgabe. 1816. 268 S. 8. (8 gr.) Die erste Auflage dieses nützlichen Buches erschien 1805.

Marburg, b. Krieger: *Grundrifs der Universal-Historie*, entworfen von *Michael Conrad Curtius*, Landgräfl. Hess. Rath u. s. w. Zweyte unveränderte Auflage. Mit einer Fortsetzung bis auf die neuesten Zeiten versehen von *D. Friedrich Rehm*, aufserordentl. Professor der Geschichte auf der Universität Marburg. 1819. XII u. 531 S. 8. (14 gr.)

Leipzig, b. Hartknoch: *Friedrich Kind's Gedichte.* Viertes Bändchen. Zweyte verbesserte und vollständige Auflage. 1819. 256 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) Dasselbe Urtheil, welches Rec. über das erste und zweyte Bändchen in No. 66 Jahrg. 1818 gefällt hat, gilt auch von diesem vierten.

Leipzig, b. Rein: *Praktische Logik für junge Leute, die nicht studiren wollen.* Von *Villaume.* Dritte ganz umgearbeitete Auflage. Nebst einem Anhange von allgemeinen grammaticalischen Grundbegriffen. 1819. XVI und 280 S. 8. (1 Rthlr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Hahn: *Meletemata e disciplina antiquitatis.* Opera *Fr. Creuzeri.* Pars II. Commentationes et Commentarii in Scriptores graecos. 1817. 108 S. Pars III. 212 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)
[Vgl. Jen. A. L. Z. 1817. No. 67.]

Anecdota sind in beiden vorliegenden Heften nicht enthalten, so wie auch die versprochenen *Herodotea* nun als ein eigenes Werk erschienen sind, wogegen hier meistens den Schülern des Herausgebers das Feld überlassen worden ist, denen jedoch Hr. Prof. *Welcker* vorangeht mit einem Aufsatze: *de Erinna et Corinna poetriis. Adjectum est Melinnus vulgo Erinnae Lesbiae Carmen in Romam.* Das Leben beider Dichterinnen, und was dahin einschlägt, ist mit einer solchen Gelehrsamkeit abgehandelt, dass wir uns des Wunsches, der Vf. möchte sich etwas kürzer gefasst haben, nicht enthalten können, vorzüglich weil das Beyspiel einer solchen Behandlung leicht zum Zusammenschleppen vieles entbehrlichen Wustes anlockt, während den Wenigsten ein so feiner, gewandter und scharf in die tieferen Verhältnisse der Literatur eindringender Sinn zu Gebote steht, als unserem Vf. Dass das bekannte Gedicht von Melinno herstamme, ist sicher begründet worden; dass es an Rom gerichtet sey, muss einem Jeden gleich einleuchten, wem nicht aller Sinn für Poesie versagt ist. Die Lesart χρυσεομίτρα vertheidigt Hr. *W.* durch die bekannte Verdoppelung der *Liquida*, das zumeist hieher gehörige φιλομμειδής ist aber übergangen worden. Die Erklärung des Liedes ist mit ächt poetischem Geschmack ausgeführt, und der ganze Aufsatz unstreitig das Beste, was die *Meletemata* bis jetzt geliefert haben. II. *Lectionum Plutarchearum Specimen* scripsit *Dr. G. H. Moser*, Gymn. Ulm. Prof. Diese Anmerkungen entstanden, indem der Vf. die Bemerkungen, die ihm beym Lesen der Huttenschen Ausgabe einfielen, niederschrieb, und späterhin die kleine *Schäfer*'sche (b. Tauchnitz) verglich. Da die *Hutten*'sche Ausgabe, der wir jedoch nicht alles Verdienst absprechen wollen, so wenig genügend ist, *Schäfer* aber nicht eine eigene Recension des Textes veranstaltet, sondern nur bey der Correctur ein wenig gebessert hat: so kann es Niemand, wenn er sich nur unserer guten Grammatiken, und einiger die Sprache erklärenden Werke bedient, besonders schwer fallen, noch manche brauchbare Anmerkung zu liefern. Vorliegende Arbeit ist zwar nicht mit Gelehrsamkeit angeschwellt, was aber vorgebracht wird, ist im Ganzen genommen ziemlich leicht, nicht immer geschmackvoll (z. B. die erste Conjectur Themistocl. C. XII ed. Schaef. T. II p. 18 δῆμα statt θῦμα), und mitunter sind Conjecturen *pro lubitu* erfunden. Angehängt ist: *Collatio varr. lectt. codd. Palatinorum et ed. Corayi, adjectis aliquot hujus annotationibus.* Viel Heil kann hieraus für den Plutarch nicht erwachsen, aber doch sind uns solche Beyträge aus Handschriften immer recht willkommen, und wäre es auch nur, um zu erfahren, dass man dort nichts mehr zu hoffen habe. III. *Variae lectiones et observationes in Aristotelis Ethicorum ad Nicomathum librum I.* Scripsit *Carol. Zell*, Gymnas. Rastad. Prof. Dass Hr. *Zell* viele Kenntnisse in der griechischen Sprache besitze, den Aristoteles aufmerksam gelesen und wacker aufgefasst habe, geht aus vorliegenden Anmerkungen hervor. Vorzüglich scharfsinnigen, feinen und tiefer eindringenden Bemerkungen sind wir dagegen leider nicht begegnet, worauf jedoch bey dem nunmehrigen Stande der Alterthumswissenschaft unerlässlich zu dringen ist. Denn mit Bemerkungen, wie z. B. folgende: „ἃ δ' εἰσὶ τέλη τινὰ κ. τ. λ. *Sine controversia scribendum* ἔτι *pro* εἰσὶ, *ut mireris hanc labeculam adhuc in textu resedisse,*" möchte wohl wenig genützt seyn, da dergleichen jetzt von jedem Herausgeber in Ordnung gebracht werden wird, so dass es einem *Specimen* von Anmerkungen gern erlassen wird.

Heft III. I. *Specimen observationum in Plutarchi vitam Artaxerxis* scripsit *J. Chr. Fel. Baehr*, Seminar. Philolog. Heidelb. Sodalis. *Additae sunt aliquot conjecturae ac vindiciae in Plutarchi Pyrrhum atque Scholia inedita in Plutarchum e tribus codd. Mss. Palatt., brevi annotatione subjecta.* Es scheint, als habe Hr. *Baehr* uns Alles, was er jemals gelernt hat, zusammengehäuft vortragen wollen, unbekümmert, ob der Leser dergleichen nicht bequemer in seiner Grammatik oder seinem Wörterbuch finde. Wer in Bearbeitung der alten Autoren etwas leisten will, hat zwar nöthig, sich Sammlungen zu machen, in die er Vieles eintragen muss, was geringfügig scheinen kann, der Genauigkeit wegen aber erfodert wird. Dieses Alles aber nun bey der ersten besten Gelegenheit aufzutischen, sieht wahrlich aus, als finge Jemand seine Lebensbeschreibung damit an, dass er seine Windeln in Kupfer stechen lässt, und solche dem Werke beyfügt. Geschmack

und Scharfsinn suche man nicht hier: denn sie sind der Gelehrsamkeit aufgeopfert. Ein Beyspiel genüge: „*In eô, quod mox sequitur, Corayus et Schaeferus Reiskii emendationem* ἐμφανόντα *receperunt, quae postea uno tantum firmata est S. G. codice, cum caeteri in vulgata* ἐκφανόντα *adquiescant, quae et ipsa nihil mihi videtur offensionis habere; quin etiam concinnior possit haberi, quoniam in altero membro orationis* ἐκπιεῖν *legimus, et forsitan in mysteriis hoc fuit praeceptum, ut tota ista massa initiandus vesceretur.*" *Austrinken* kann man, auch *Ausessen*, falls von flüssigem Essen die Rede ist; einen Kuchen jedoch kann man nur *Aufessen*. Es ist gewiss, dass, da der Grundsatz, sich der Conjecturen so viel als möglich zu enthalten, geltend geworden ist, jetzt Viele sich mitunter im Vertheidigen der handschriftlichen Lesarten so unkundig zeigen, als früherhin Andere im Erfinden neuer. II. *J. C. Schmidii*, Praesul. Wirtenb. apud Ulmens., *animadversiones quaedam in Lennepii Etymologicum linguae graecae et indicem Etymologicum praecipuarum vocum latinarum.* Die Griechen trieben bekanntlich das Etymologisiren auf eine recht spasshafte, mitunter ergötzliche Weise, wobey denn freylich nichts herauskam, und vielen Neueren ging es damit nicht besser. Als den ersten wahrhaft tüchtigen Etymologen erblicken wir den genialen *Kanne;* er ging aber bald zu seiner Sprache des Geistes über, und verdarb alsdann, Alles einem System unterordnend, was verschiedenen Grundzügen angehört, die Sache aufs Äusserste. *Riemers* Verdienste sind unverkennbar, leiden aber daran, dass sie mehr Dilettantismus sind, als nach sicheren Zügen begründet. Daran leidet auch vorliegende Probe, die haltlos im Sprachschatz umherschweift, und aufs Geradewohl etymologisirt, gut und schlecht, wie der Zufall es fügt. Selbst die witzigen Einfälle der Griechen werden uns mitunter zu bedenken gegeben; Manches findet sich entweder eben so, oder selbst besser bey *Kanne* oder *Riemer*. Dass Einiges offenbar grundfalsch sey, leidet keinen Zweifel, z. B. ἅλς von ἀλφός, *albus, sal enim coloris albi est*, das Umgekehrte könnte, als der Analogie nicht zuwider, noch gelten, so aber ist die Sache auf den Kopf gestellt; ἅλς hat eher Meer, als Salz bedeutet: denn als aus ersterem kommend, ist Letzteres dem Volke bekannt geworden, und somit kann es dem Wortstamme, der in *wallen, Welle,* ἀλλεσθαι, liegt, angehören. Γαῖα, αἶα leitet der Vf. von εἶναι ab, ohne nur an das deutsche Wort *Aue*, welches jenem innig verwandt ist, zu denken. Bey γελάω wird keine Rücksicht auf das Wort *gellen* genommen: denn sollte es auch nicht dasselbe Wort seyn: so liegt es doch zu nahe, als dass es übergangen werden dürfte. Wunderlich ist es, ἠχώ und ἠχος von ἕπομαι, *sequor*, abzuleiten, *echo enim nihil aliud est, quam vox, quae sequitur vocem*, und eben so wunderlich, von ἔπω, *dico*, welches das eigentlich Rechte seyn soll; wo bleibt denn ἰαχεῖν, das deutsche *Ach, ächzen,* ἀχεῖν? Hier liegt die Nachahmung des Klanges so nahe, dass ein blosses Herumschweifen im Blauen erfoderlich ist, um den rechten Weg zu verfehlen. Wir endigen die Anzeige dieser Untersuchungen mit der Zusammenstellung von *Sohn, sus, Sau*, ψυχή, welche sich der Vf. erlaubt. Ψυχή gehört bekanntermassen in eine Reihe von Wörtern, welche *Hauch, Luft*, und die damit verwandte *Kälte* bedeuten. Will Hr. *Schmid* uns etwas leisten: so rathen wir ihm, die Sprache mehr zu beobachten und unter einander zu vergleichen, und sich festere Wege zu bahnen. III. *De Theopompi Chii epitome Herodotea commentatus est atque fragmenta explicuit G. Frommelius*, Rastadiensis, Semin. philol. Heidelb. nuper Sodalis. Ein dankenswerther Beytrag zu unseren Fragmentensammlungen, deren Fortsetzung in allen Arten verloren gegangener Werke der Literaturgeschichte insbesondere zum Gewinn gereicht. Mit Ernst hat Hr. *F.* seine Arbeit ausgeführt, welche sehr genau und fleissig gemacht ist, leider aber recht viele Spuren einer gewissen ziemlich verbreiteten, feyerlich geharnischten Pedanterey an sich trägt. Möchte der Vf. dieser entsagen, und uns dann eine vollständige Sammlung aller Bruchstücke des Theopompus liefern, wozu vorliegende Arbeit den Beruf beurkundet. IV. *Dicaearchi Peripatetici* Βίος Ἑλλάδος *aliaque fragmenta geographica* emendata atque illustrata a *M. Marx*, Ph. Dr. So wie wir dem ersten Aufsatz beider vorliegenden Hefte den Vorzug geben mussten: so sehen wir sie mit dem besten Beytrag nach jenem beschlossen. Denn bey Hn. *Marx* finden wir nicht allein einen Schatz von Gelehrsamkeit, sondern auch einen den rechten Gebrauch davon machenden Scharfsinn. Das hier mitgetheilte ist: I. Das Bruchstück von „*Hellas Leben*" von Dikäarchos, Aristoteles Schüler. II. Das Bruchstück über den Berg *Pelion*. III. Eine Beschreibung Griechenlands, in Versen. Diese spricht Hr. *M.* dem Dikäarchos ab, und glaubt, sie sey von einem späteren Grammatiker aus Scylax Periplus zusammengeflickt. Dass die schlechten Verse einen Grund dieser Annahme geben, möchten wir nicht so leicht eingestehen, als dass überhaupt die Verse Verdacht erwecken, der durch Falschheiten und Widersprüche des Werkes bekräftigt wird. Das Bruchstück *Hellas Leben* ist nicht ganz werthlos; es beginnt mit Athen. Wenn der Herausg. gleich vorn ἐνθεν μὲν wegen des folgenden ἡ δὲ πόλις schreiben will: so ist diess ein unsicherer Purismus, da ἐνθεν δὲ sich auf etwas Vorhergehendes kann bezogen haben. Bald nachher wird αὐτὴ in χώρα verwandelt, *est enim* ἐπιεικέστερον. Gegen αὐτὸς herrscht bey vielen Philologen ein sonderbarer Widerwille, wodurch es oft geändert wird, wiewohl schon das häufige Vorkommen desselben es schützen sollte. Dass noch manches künstlich Ausgespitzte in die griechischen Schriftsteller übergetragen wird, woran sie gar nicht dachten, verursacht uns manche unnütze Ausgabe, und erst, wenn diplomatische Genauigkeit, mit vorurtheilsfreyer Beobachtung dessen, was gegeben ist, nicht was nach *unserem* Gefühl hätte gegeben werden sollen, sich vereinigt, werden wir aufs Reine kommen. Dass Hr. *M.* verdorbene Lesarten wieder herzustellen wisse, bezeugen einige Verbesserungen, z. B. S. 180 μέχρι für μετά, κατέφυγε für ἀνέβη u. a. m. Dass S. 175 zu Ἀθηναίοις δὲ μεις ... τεχνῶν ἀπολαυσαι, διὰ τὰς συνεχεῖς, mit Hn. *M.* τεχνῶν supplirt werden könne, bezweifeln wir, weil so das Bewirkte mit dem Wirkenden in eines fiel, wo sich

diefs höchft unbeholfen und fchielend ausnehmen müfste, wefshalb etwas ausgefallen feyn mufs. In des Lyfippus Verfen vermuthet der Herausg. ftatt:

ἀποκαρτερεῖν, ἢ ταὐτ' ἐκεῖνοι καρτερεῖν

im Anfang ἀποθανεῖν; wo bliebe aber dann der Vers? Wenigftens müfste ἀποκατθανεῖν gefchrieben werden. V. *Epimetron ad meletematum partem primam.* Genauere Vergleichung der Handfchriften von *Baehr*, von welchem die Anmerkungen zum Plutarch, die oben angezeigt worden, herrühren.

C. S.

GESCHICHTE.

GENF, b. Manget und Cherbuliez: *Documens relatifs a l'histoire du Pays de Vaud, dès 1293 a 1750.* XI u. 584 S. 8.

Bald nachdem die franzöfifche Revolution die längft in Umlauf befindlichen Ideen von Herrfchaftsrechten und Unterthanenverhältniffen verwirklicht hatte, keimten diefelben auch in dem mit Frankreich fprachverwandten Theile der Eidgenoffenfchaft, in dem Wadtlande des Cantons Bern, wo fie ebenfalls Wurzel gefafst hatten, immer mehr auf, und ein Gefchlecht, welches in mancher Hinficht auf gleicher Stufe der Herkunft und der Bildung mit feinen Beherrfchern ftand, bequemte ihrer Herrfchaft fich je länger defto unlieber, und fing an, theils die Titel zu prüfen, kraft deren fie geübt wurde, theils nach alten Privilegien und Briefen dem wirklich geübten Grad der Gewalt die Befugnifs entgegen zu halten. Der Zweck lag unverdeckt zu Tage: man wollte aus ehemaligen Bevorrechtungen, Übungen und Herkommen des Wadtlandes gröfsere Freyheiten und Rechtfame herausexegefiren, und das Läftige, Kränkende, Niederdrückende der Bernerifchen Oberherrfchaft möglichft grell darftellen. Zu diefem Endzweck erfchienen von Wadtländifchen Parteyhäuptern einige Schriften. Gegen diefe Verfuche trat als Wortführer der Bernerifchen Regierung der als Gefchichtsforfcher und Staatsmann ausgezeichnete Schultheifs von Mülinen auf, und befliſs fich angelegentlich, den Rechten, die das Wadtland unter feinen ehemaligen Oberherren, den Herzogen von Savoyen, befeffen, und mit welchen es durch den Tractat vom J. 1564 an den Freyftaat Bern abgetreten worden, einen engeren Kreis anzuweifen, als ihnen in der That gebührte. Keine beider Parteyen konnte oder wollte von urkundlichen Quellen denjenigen Gebrauch machen, welcher allein in den Stand gefetzt hätte, die Streitfache aufzuhellen und jeden Widerfpruch zu heben: *Leur but ne paroît pas avoir été d'etablir une opinion sur les faits, mais plutot d'expliquer ceux-ce d'apres un systême arreté d'avance*, fagt der Herausgeber S. V der *Introduction.* Die meiften Belege moderten in Archiven, oder es ward aus diefen nur ans Tageslicht gezogen, was eben zweckdienlich fchien. Jetzt, nachdem der Gang der Weltbegebenheiten den Knoten zerhauen hat, und der Streit lediglich der Gefchichte anheim fällt, erhalten wir diefe merkwürdige Urkundenfammlung, nach deren Zeugnifs die Streitfrage unwiderleglich kann gefchlichtet werden.

Der Herausgeber, ein Genfer, geboren im J. 1785, mithin allen dem Jahr 1798 vorangegangenen Ereigniffen fremd, in Verhältniffen weder zu Bern noch zu Laufanne, hat feine Sammlung angefertigt *fine ira et ftudio*, weil er dafür hielt, dafs fie zur Beleuchtung der Gefchichte eines grofsen Theiles der Schweiz, über welchen die Nachrichten dürftiger find, als über manchen anderen, dienen könnte. Schon im J. 1816 hat er eine Probe erfcheinen laffen, die mit grofsem Beyfall aufgenommen wurde. Aus den Archiven der ehemaligen vier guten Städte des Wadtlandes, Yverdon, Moudon, Morges und Nyon, Einiges aus dem Archive von Genf, Weniges aus gedruckten Werken — wie *Guichenon*, *Ruchat* und *Zurlauben*, theilt er 370 Actenftücke von gröfserem oder geringerem Werth, die innere Verfaffung und die Verhältniffe des Bernerifchen Wadtlandes (weil in dem freybungifchen und mit diefem Canton vereinigten Theil deffelben zu forfchen er keine Gelegenheit hatte), vornehmlich der Städte zu ihren ehemaligen Oberherrn beleuchtend, mit. Die ältefte Urkunde ift vom J. 1293, die neuefte von 1750. Bey diefem Jahre blieb der Herausgeber ftehen, weil von da bis zum Trennungsjahr 1798 die Verhältniffe keine Änderung mehr erlitten, und weil er fo wenig die neueften Zeiten, als Angelegenheiten, worin noch lebende Perfonen gewirkt haben könnten, berühren mochte. Die gelieferten Urkunden betreffen den Clerus und den Adel wenig; von jenem ift wahrfcheinlich bey der Reformation aus Klöftern und Stiftern das Meifte nach Bern gewandert; diefer, zumal wenn Herrfchaft und Befitzungen oft wechfelten, trug für Pergament und Papier minder Sorge als die Städte. Weniges geht Laufanne an, weil fie als freye Reichsftadt vor der Reformation nicht in enger Verbindung ftand mit dem Land, und die auf diefe Stadt Bezug habenden Urkunden fchon im J. 1790 herausgegeben worden find.

Man fieht aus diefer Sammlung, welche grofsen Rechte die Wadt von ihren Herzogen allmählich errungen hatte, unter Gewährleiftung derfelben an Bern überging, welche alle, gefchriebene und ungefchriebene, im J. 1577 zufammengefafst und von Ihren Exzellenzen von Bern beftätigt, im Laufe der Zeit aber im Einzelnen mehr befchränkt, wo nicht zum Theil gänzlich abgefchafft wurden, was durch Unkenntnifs, Mangel eines freyen Verfahrens oder Schüchternheit bisweilen erleichtert ward. Die Befugniffe der *Etats generaux*, welche Moudon als ausfchreibende Stadt einberufen konnte, fo oft fie wollte, bisweilen aber auch auf Befehl des Fürften einberufen *mufste*, waren allerdings grofs, und rechte Gewährleifter der Befreyung des Volks gegen die Anmafsungen feines Oberherrn, wie wir denn überhaupt im Mittelalter fo viele und verfchiedenartige Privatrechte und Herkömmlichkeiten in, durch und neben einander beftehen, oder ernftlich verwahren und verfechten, und dadurch Allem eine indi-

viduelle Gestalt, dem Ganzen aber eine erfreuende Mannichfaltigkeit verleihen leben, die die neuere Zeit unter dem Vorwande übereinstimmenderer Einrichtung [illegible] hat. Neben diesen Generalversammlungen bestanden dann auch besondere Versammlungen manchmal aller, dann wieder nur der vier guten Städte. Noch im J. 1570 wurden die *Etats* einberufen; aber ihr Wirkungskreis war schon umschränkter; von der Mitte des 17 Jahrhunderts an kamen sie nicht mehr zusammen, so wie seit Anfang des 18 Jahrhunderts auch die guten Städte sich nicht mehr versammelten. Noch waren im 16 Jahrhundert die angesehensten Bewohner der guten Städte und ihre Bernarischen Herrscher nicht so sehr durch Verschiedenheit der Herkunft, Sitte und Meinungen aus einander gerückt, als späterhin, wo durch den Stolz auf die Oberherrlichkeit auf der einen Seite, auf der anderen durch das unangenehme Gefühl des Unterthanenverhältnisses die Kluft immer grösser wurde. Der Vf. erkennt aber auch den bedeutenden Gewinn, der der Stadt durch ihre Vereinigung mit Bern auf andere Weise zuwuchs.

Auf diese der gehaltvollen Einleitung zum Theil entnommenen Bemerkungen beschränkt Rec. seine Anzeige dieser interessanten Urkundensammlung, da es zu weit führen würde, durch Angabe des Inhalts einzelner Urkunden in umständlicheres Detail einzugehen. Nur hat er noch zu sagen, welche Grundsätze den Herausgeber leiteten. In dem 1816 erschienenen Probestück sind die Urkunden nach Sprache und Schreibart des Originals enthalten, hier aber finden wir sie ins moderne Französische übergetragen; in dieses sind auch die ursprünglich lateinischen Actenstücke übersetzt, was ein deutscher Diplomatiker schwerlich würde gethan haben. Vor jeder Urkunde ist der Aufbewahrungsort oder die Quelle, woraus sie genommen worden, angegeben. Es würde den Gebrauch ungemein erleichtert haben, wenn der Herausgeber jeder einzelnen Nummer eine kurze Inhaltsanzeige vorangesetzt hätte, welcher Mangel durch das ziemlich ausführliche Register nicht vollkommen ersetzt wird.

P. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Schaffhausen*, in der Hurter'schen Buchhandl.: *Geschichtliche Darstellung der Schicksale und der jetzigen Beschaffenheit der zwischen dem Rhein und dem Fusse des Schwarzwaldes gelegenen Stadt-Pfarrey Waldshut im Grofsherzogthume Baden.* Ein merkwürdiger Beytrag zur Wiedertäufergeschichte im 16 Jahrhundert. Von *Joseph Benedict Sohm*, der Theol. Licentiat, landesherrlichem Dekan und Stadtpfarrer daselbst. Im Jahr 1820. 177 S. 8.

Für seine Pfarrgenossen, weil Einiges in diesen Geschichten ihm nicht unbedeutend schien, auch jetzt Unerhebliches nach einigen Jahrhunderten von wichtigerem Standpuncte könne betrachtet werden, trug aus urkundlichen Quellen der Vf. diese Nachrichten zusammen. Das Wichtigste ist, was er über den berüchtigten Balthasar Hubmeyer (dem zur Entweichung aus seinem Kerker in Zürich Zwingli soll verholfen haben) und die Wiedertäufer-Unfuge zu Waldshut sagt. Die Begriffsverwirrung von Gleichheit spiegelte schon damals den Bauern die Losmachung von mancherley Lasten vor, und trug zum leichteren Eingange der Reformation nicht wenig bey. Zwey Bemerkungen haben sich Rec. beym Durchlesen dieser Schrift aufgedrungen: wie bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts die kirchliche Frömmigkeit Stiftungen eifrig und oft mühsam zu gründen, dann mit aller Liebe zu pflegen beflissen war, und jetzt, wovon vielleicht noch das zweyte Geschlecht der Stifter Zeuge seyn kann, Regierungs-Rescripte (S. 70), aus dem Büreau eines Ministers erlassen, darüber verfügen, zusammenziehen, verlegen, gleich als hätten solche Institutionen keine tiefere Begründung als polizeyliche Placate. Die Jahrzahl 1242 an der Inschrift des Thurmes (S. 7 not. **) kann nicht richtig seyn, weil Albrecht schon zwey Jahre früher gestorben war. Wer würde in Sebastian Haushälter den Dr. Seb. Hofmeister erkennen; es ist eine Wiederübersetzung eines in *Oeconomus* übersetzten Namens. Überhaupt hätte die Schreibart können reiner und richtiger seyn (ein Aufschrieb, der Freudehof — statt Friedhof — ist nicht gebräuchlich). Doch schliesst Rec. mit des Vfs. Worten am Ende der Vorrede: „Möchte übrigens jeder Pfarrer die Stunden, die ihm sein Beruf zu literarischen Zwecken übrig lässt, auf einen ähnlichen Gegenstand verwenden, wie Vieles würde unser Vaterland in Hinsicht seiner Religionsgeschichte gewinnen!"

P. T.

Vermischte Schriften. *Neustadt u. Ziegenrück*, b. Wagner: *Saamenkörner zur Volksbildung in Teutschland.* Eine Schrift für Ungelehrte. *Erste Sammlung.* 1817. VIII u. 94 S. 8. (6 gr.)

Viel Spreu und wenig Saat, und unter dieser wenigen Saat kaum einzelne fruchtbringende Körnlein. Herzlich gut hat es der Vf. (*Karl Szen*, Grofsherzogl. Sächs. Steuerrevisor zu Weimar) gemeint; aber diess ist auch Alles, was sich Rühmliches von der Schrift sagen lässt. Die wahre Welt- und Lebens-Weisheit sollte nicht ein ausschliessendes Eigenthum der gebildeten Stände bleiben, sondern auch den geringeren Volksclassen zugesichert werden. „Bliebe es nicht ein schimpflicher Vorwurf für unsere Tage, wenn für diese zahlreichen Classen weiter nichts gethan würde, als dass man ihnen den Schulunterricht und Gottesdienst liesse?" Was können wir doch dem redlichen Bürger und dem wackeren Landmann Besseres wünschen und geben, als einen zweckmässigen Unterricht in Schulen und einen vernünftigen Gottesdienst in der Kirche? Der edelmüthige Vf. *will* sie noch weiter führen, und giebt ihnen defshalb in vorliegender Schrift eine höchst armselige Klugheitslehre über allerley wunderliche Gegenstände in einer ziemlich pretiösen Sprache. Erzählungen wechseln mit Betrachtungen, Anekdoten mit Aphorismen, Fabeln mit Sentenzen. Allem geht der Reiz in Erfindung und Darstellung ab. Wir empfehlen dem Vf. den *fünften* Abschnitt: „Von der Nachlässigkeit, Halbheit und Pfuscherey im Denken, Reden und Handeln" zur ernsten Erwägung; vielleicht mindert sich dann das stolze Gefühl zu dem grossen Beruf, Lehrer der Weisheit für das deutsche Volk zu werden (s. Vorr. S. V).

L. Th.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

Übersicht der Literatur der Dänen seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Fortsetzung.

(S. Erg. Bl. 1819. Nr. 43—45. u. Nr. 72—74. 1820. Nr. 51—55.)

PÄDAGOGIK.

Bitter, aber nicht ungegründet, sind die Klagen, welche noch am Ende des 18ten Jahrhunderts von mehreren dänischen Schriftstellern, namentlich in den *kopenhagener gelehrten Nachrichten,* über die schlechte Verfassung des Erziehungswesens in Dänemark und über den zweckwidrigen Schulunterricht nicht etwa bloss für Mädchen, sondern selbst für Knaben, nicht etwa nur in Volksschulen, sondern selbst in gelehrten Unterrichtsanstalten, geführt wurden. Durfte sich es doch der (1801 verstorbene) Prof. *Chr. Vog. Steenstrup* zu *Soröe* noch im vorletzten Jahrzehend des genannten Jahrhunderts ungeahndet erlauben, in einer *über den Nutzen der öffentlichen Erziehung, besonders für Jünglinge von Stand* gedruckten akademischen Amtsrede mit den „frommen Phantasien des *Genfers* und den liebenswürdigen Träumen des *Dessauers*" seinen muthwilligen Spott zu treiben, ohne des Lichtes und der Wärme dankbare Erwähnung zu thun, welche der „*Genfer*" sowohl, als der „*Dessauer*", über die pädagogische Welt verbreitet hat! Dass man inzwischen mit der Annäherung und dem Eintritte des 19ten Jahrhunderts die Verdienste eines *Rousseau*, *Basedow*, *Campe*, *Salzmann*, *Stuve*, *Villeaume* u. a. Reformatoren des Erziehungswesens richtiger, als vorher, zu würdigen wusste: diess beweist die von *Johann Werfel* veranstaltete vollständige dänische Ausgabe des bekannten *Revisionswerkes* in XVIII Theilen, deren letzter im J. 1809 herauskam, und von denen die Theile XIII bis XVIII *Rousseaus Emil*, nicht aus dem Deutschen, sondern aus dem Französischen, übersetzt, enthielten und zwar mit Hinzufügung der Anmerkungen der deutschen Revisoren, doch auch mit dänischen Anmerkungen von *Werfel* versehen, getrennt von den übrigen Theilen des Revisionswerkes ausgegeben worden. Zugleich trug aber auch die von Mag. *L. Hasse* zu Fridericia angefangene, von *Hans Wilh. Riber* († 1796) fortgesetzte und von *C. G. Rafn* († 1803) vollendete localisirte dänische Ausgabe des bekannten *Noth- und Hülfsbüchleins* von *R. Z. Becher*, welche unter dem Titel: *Noth- und Hülfsbuch für den* (dänischen und norwegischen) *Bauernstand, oder Beschreibung des Dorfs Egerup in dessen Glück und Missgeschick*, zu Kopenhagen 1800 erschien und, auf Kosten der kön. Commission zur Verbesserung der Volksschulen, in den dänischen und norwegischen Bauernschulen eingeführt wurde, vieles dazu bey, mehr Sinn und Liebe für eine zweckmässigere Bildung der Landjugend auszubreiten. Eben so nützlich machte sich der zu frühe verstorbene *P. Thonboe* zu Nyborg († 1806 im 37 Lebensjahre) durch seine Schrift: *Lesebuch und Beyspielsammlung zum Gebrauche in Dorfschulen*, welche bis 1816 sechs verschiedene Auflagen erlebte. Dieser vernünftige Pädagog klagte noch 1803. „Wer irgend etwas von dem Unterrichte auf dem Lande kennt, wird nicht in Abrede seyn, dass derselbe, wenigstens grösstentheils, nicht vernünftig und fruchtbringend ist. Man fängt insgemein da an, wo man endigen sollte; man unterrichtet die Kinder in der Religion, lässt sie den Katechismus auswendig lernen, (die vollständige Bibel lesen), noch ehe sie ihre Vernunft zu gebrauchen gelernt haben, und ehe sie im Stande sind, die Lehren zu fassen, die ihnen, den Worten nach, in das Gedächtniss geprägt werden." u. s. w. Dem Prof. und Rector an der gelehrten Schule zu *Roeskilde*, Dr. *J. H. Tauber* († 1816) gebührt die Anerkennung des Verdienstes, einer der Ersten gewesen zu seyn, der auf die den *gelehrten* Schulen, oder den Unterrichtsanstalten für Kinder aus den gebildeten Ständen, anklebenden Mängel und Unvollkommenheiten (*Bröstfaeldighederne*, wie er sie in einer besondern Schrift treffend nannte) die Aufmerksamkeit lenkte; und es ist gewiss, dass bey den nachher erfolgten Verbesserungen der lateinischen Schulen die Vorschläge dieses denkenden Schulmannes vielfach berücksichtigt worden sind. Indessen wurden die Werke eines *Niemeyer*, *Lehne* u. a. deutscher Pädagogen in Dänemark bekannt und fanden in dem dänischen Gewande, worin sie bald erschienen, den verdienten Beyfall. *Friedr. Höegh-Guldberg* übersetzte *Niemeyers* weitverbreitete *Grundsätze der Erziehung und des Unterrichtes* (Th. 3 Kopenh. 1801), begleitete sie mit eigenen Anmerkungen und fügte noch in einer, besonders abgedruckten, Abhandlung: *Grundzüge zu einer Schilderung des dänischen Unterrichtswesens in seinem Anfange, Fortgange und jetzigem*

Zustande, Kopenh. 1801 hinzu. Vom Dr. *S. N. J. Bloch*, jetzigem Rector in Roeskilde, wurde *W. F. Lehnes Entwurf einer theoretischen Pädagogik*, Odense, 1803, ins Dänische übersetzt. Eben dieser thätige Schulmann gab nach und nach mehrere Programme heraus, die alle zur Verbesserung des Schulunterrichts abzweckten; z. B. *Über das Verfahren beym allerersten Unterricht der Jugend*, Odense, 1800; *Kritik der Unterrichtsmethode*, das. 1802; *Wichtigkeit des Studiums der alten Sprachen*, das. 1803; *Primum Anacreontis Odarion illustratum*, Ibid. 1804; *Über die gelehrte Schule zu Nykiöbing*, das. 1808 und Mariboe 1809. 1816. *Gedanken über Schulausgaben und Lesebücher*, 1811. *Der Nutzen der Anwendung des etymologischen Conjugationssystems in der griechischen Sprachlehre*, 1812. *Criticarum in Theophrasti Characteres observationum Specimen*. Havn. 1813. *De classicorum studio in scholis ita tractando, ut ad humanitatem via muniatur*. Ibid. 1817. Schon die Wahl der Gegenstände läfst einen denkenden Jugendlehrer erwarten; und in der Behandlung und Ausführung derselben findet man die Erwartung völlig bestätigt. — Unter den mehreren der Pädagogik gewidmeten *periodischen* Schriften, die, sobald es zum guten Geschmack gehörte, pädagogische Schriften zu lesen, in nicht geringer Zahl sich ankündigten, hat sich die *Egeria, eine Vierteljahrschrift für das Erziehungs- und Unterrichts-Wesen in Dänemark und Norwegen*, herausgegeben von dem Stiftspropste D. *Fr. Plum*, dem Prof. *L. Ch. Sander* († 1819), und dem Prediger *A. Kr. Holm*, alle zu Kopenhagen, den gröfsesten und gerechtesten Beyfall erworben. „Wie *Numa Pompilius*, heifst es in der Einladung zu dieser Schrift, von der menschenfreundlichen Göttin *Egeria* zu allen den weisen Gesetzen, den wohlthätigen Rathschlägen und Winken begeistert wurde, wodurch *Rom* seine erste Bildung und Veredlung erhielt: so soll für uns die Erziehungswissenschaft die *Egeria* seyn, wodurch, nach unseren Wünschen, in Dänemark und Norwegen allgemeine Veredlung ausgebreitet werden möge.“ Die Absicht der Herausgeber war lobenswerth; die Schrift fand keine geringe Zahl von Subscribenten; rasch nahm ihre Erscheinung mit dem J. 1804 ihren Anfang; der Inhalt derselben entsprach dem gröfsten Theile nach den vernünftigen und billigen Erwartungen des Publicums. Gleichwohl erschienen bis in das Jahr 1808 überhaupt nur 2 Bände, jeder von 4 Heften, und — schon erreichte die gute *Egeria* ihr Ende; welches bey der zweckmäfsigen Auswahl der meisten in ihr behandelten Gegenstände, bey den schätzbaren Nachrichten, die man durch sie von dem Schul- und Erziehungs-Wesen in 2 Königreichen erhielt, und bey der Belebung des Sinnes und Eifers für eine vernünftigere Jugendbildung, worauf so viele ihrer Aufsätze zielten, recht sehr zu bedauern war. Außer den 3 Herausgebern der Schrift, welche die meisten und besten Abhandlungen lieferten, waren der Conrector *Bloch* in Odense, der Seminarienlehrer *Ström* in Kopenhagen, Pastor *Boisen* in Westerburg, Pastor *Leth* in Skive, Conrector *Hansen* in Helsingör u. m. a. die Mitarbeiter. Von *Gamborgs* und *Oliviers* Lesemethode, von *Pestalozzis* und der *Bell-Lankaster*'schen Lehrart, und von der neuesten Schulgeschichte des Auslandes, auch der pädagogischen Literatur desselben, theilten *Holm* u. a. Nachrichten mit, die man so gründlich und zum Theil so neu und ausführlich in keiner anderen dänischen Schrift gefunden hat. Was der *Egeria* ein so schnelles Ende bereitete, das war, wie Rec. glaubt, eines Theils der Umstand, dafs der mit dem 19 Jahrhunderte neuerwachte Sinn für Pädagogik bey gar Vielen nur Sache der Mode war, und mit allen Modesachen das gleiche Schicksal der Veränderlichkeit und kurzen Dauer hatte; anderen Theils die allzu häufig aufgenommenen Erzählungen von verbesserten Einrichtungen dieser und jener einzelnen Schule, die fast alle über Einen Leisten geschlagen waren, und deren tröckener Inhalt den Lesern gewöhnlicher Art kein Genüge leistete. Da einmal die Zeitschrift selbst nicht fortgesetzt werden konnte: so war es wenigstens erwünscht, dafs die Herausgeber derselben, mit den besten ihrer Mitarbeiter, fortfuhren, durch andere Schriften das Feld der Pädagogik, so gut sie vermochten, zu bebauen; von ihren Arbeiten wird im Verfolge die Rede seyn. — Fast gleichzeitig mit der *Egeria* erschienen die *Beyträge zur Veredelung der Menschheit, herausgegeben aus dem Erziehungsinstitute bey Kopenhagen*, deren letzter Band zu Kopenh. und Leipz. 1803 herauskam. Der Herausgeber war der fürs Gute so unverdrossen wirksame Dr. *Chr. J. R. Christiani*, damals deutscher Prediger am dänischen Hofe, jetzt Superintendent zu Lüneburg. Zwar waren diese *Beyträge*, die, ausser von dem Herausgeber, auch noch von Dr. *Marezoll*, jetzt in Jena, Pastor *Birkner* († 1798), Dr. *v. Gehren*, jetzt in Felsberg, Seminarienlehrer *Oerst* († 1815), Dr. *Olshausen*, jetzt in Eutin u. A., Abhandlungen enthielten, nicht blofs pädagogischen Inhaltes: sie lieferten auch Aufsätze über psychologische, moralische, religiöse und selbst statistische Gegenstände; dennoch trugen sie, hauptsächlich durch die eigenen Arbeiten des Herausgebers, zur Verdrängung mancher pädagogischen Vorurtheile und zur Verbreitung richtiger Begriffe und bewährter Grundsätze über die Bildung des Menschen und dessen wahre Bestimmung unter den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des menschlichen Lebens sehr vieles bey; zumal die Schrift, die ursprünglich *deutsch* erschien, von dem Lehrer der Handlungswissenschaften *Jac. Thomsen* bald ins *Dänische* übersetzt wurde, und in dieser Übersetzung, als Zugabe, *Christianis* „*Nachrichten über die bisherige und künftige Verfassung meines Erziehungsinstitutes*“ (Kopenh. 1801 — 1804) enthielt. Mehr aber, als durch die blofse Schrift, wirkte der thätige Mann durch das 1794 von ihm errichtete, und bis zu seinem Weggange aus Dänemark im J. 1810 dirigirte *Erziehungsinstitut* selbst. Ihm gebührt unstreitig das Verdienst, der Erste gewesen zu seyn, der von dem, was die zu ihrer Zeit in Deutschland blühenden sogenannten *Philanthropine* geprüft Wahres und bewährt Gutes enthielten, Gebrauch und Anwendung in Dänemark machte. In seinem dicht vor der Residenz angelegten Institute, welches einen *Kn. L. Rahbeck*, einen

Genfichen, jetzt in Kiel, einen *Thomsen*, einen *Venturini*, jetzt in Braunfchweig, u. m. a. tüchtige Männer zu Mitarbeitern hatte, wurden nach und nach mehrere hundert Jünglinge, meist aus Dänemark, zum Theil aus Weft- und felbft aus Oft-Indien, trefflich gebildet; felbft mehrere helldenkende mofaifche Religionsbekenner vertrauten ihm ihre Kinder an, ohne den Koftenaufwand von 400 Rthlr. jährlich für jeden Knaben zu fchonen. Alle Prüfungen der Zöglinge gefchahen öffentlich, und meift in Gegenwart zahlreicher Freunde einer zweckmäfsigen Jugendbildung; und an den unfchuldigen Sonntagsvergnügungen der munteren Jugend nahmen viele der gebildetften Standesperfonen von Kopenhagen Theil. Auch hat das Inftitut Zöglinge entlaffen, die ihm zu grofser Ehre gereichen, und jetzt als Männer dem Staate ihre guten Dienfte leiften. — Nicht geringer waren *Chriftianis* Verdienfte um die Veredlung des *Handwerksftandes*, indem er vor Meiftern und Gefellen nach feinen *Grundlinien eines Planes zur Veredlung des Handwerksftandes*. (Kopenh. 1801) Vorlefungen hielt, und fie Jahrelang unentgeltlich fortfetzte. Ausführlicher ift ein Theil des Inhaltes diefer Vorlefungen in feiner *Anweifung zu einem mit unferer Natur und Beftimmung paffenden Lebensplane*, Kopenh. 1806 — 1809, die fo, wie jene *Grundlinien*, von *J. Krumm* ins Dänifche überfetzt wurden, befchrieben. Andere *Erziehungsanftalten* in der dän. Refidenz können, theils wegen ihres höheren Alters, theils weil fie aus anderen Schriften, z. B. *Nyerups Befchreibung von Kopenhagen* (Kopenh. 1815. S. 216 f.), *Callifens Phyf. med. Betrachtungen über Kopenhagen* (Th. 2 S. 277 ff.) als hinlänglich bekannt vorausgefetzt werden dürfen, hier nur namentlich angeführt werden. Dahin gehören: Das *Pflegehaus* für 200 Knaben, die *lateinifche Schule an der Liebfrauenkirche*, oder die Kathedralfchule der Hauptftadt, die Schule der Gefellfchaft für *bürgerliche Tugend*, die Schule der *Gefellfchaft für die Nachwelt*, das Inftitut der Herrn *v. Weften* und *Brenftrup*, die Lehranftalt von *Joachim Nicolai Bafedow* († 1815), das *Boferup*'fche und das *Schonbor*'fche Inftitut, und noch eine Schule für *bürgerliche Tugend* in der Vorftadt *Chriftianshavn*. Auch zur Bildung junger Mädchen find mehrere befondere Schulen errichtet, z. B. von der *Gefellfchaft für die Töchterfchulen*, von der *fchwefterlichen Wohlthätigkeitsgefellfchaft*, von einer Frau *Linde*, einer Frau *Klein*, und von der Gattin des trefflichen Etatsraths *Baerens*. Eben diefer bis an feinen 1815 erfolgten Tod für alles Gute äufserft thätige Mann errichtete 1805 eine befondere Gefellfchaft, deren fchöner Zweck es ift, für die Erziehung und den Unterricht dürftiger *königl. Beamten-Töchter* (wie grofs ift ihre Zahl im 19 Jahrhunderte!) zu forgen. Für Judenkinder find mehrere Schulen errichtet, unter denen die *Freyfchule* und die von der Prinzeffin Karoline geftiftete *Karolinenfchule* die neueften find. Eine rühmliche Erwähnung verdienen noch des Prof. *Nachtegalls gymnaftifches Inftitut* und das *Taubftummeninftitut* des Prof. *Caftberg*, der fich durch fein *Lefebuch für Taubftumme*, Kopenh. 1806, und durch eine Menge anderer gröfserer und kleinerer Schriften über die Behandlung und den Unterricht der Taubftummen um diefe hülfsbedürftigen Menfchenclaffe viele Verdienfte erworben hat. — Zu dem fchon früher errichteten *Seminarium zur Bildung der Volksfchullehrer*, in welchem künftige Schullehrer in den Naturwiffenfchaften, der Mathematik, Religion, Gefchichte, Geographie, in der dänifchen und der deutfchen Sprache, im Rechnen, Singen, in der Mufik und Gymnaftik unterrichtet werden, kam mit dem Anfange des Jahrhunderts auch ein *Seminarium zur Bildung der Lehrer in den gelehrten Schulen*. Es hat 25 ordentliche Mitglieder, von denen 10 der Philofophie, 5 der Religion und Anthropologie, eben fo viel der Gefchichte und Geographie, die übrigen der Mathematik, Naturlehre und Naturgefchichte fich widmen. Von beiden Seminarien handeln mehrere Schriften, aus denen man die innere und äufsere Einrichtung derfelben näher kennen lernen kann. — Noch verdienen unter den neueften Bemühungen zur Verbefferung der Erziehung und des Unterrichts der dänifchen Jugend zwey *Verfuche* (für etwas Mehreres kann Rec. nach dem, was ihm aus Schriften davon bekannt geworden ift, fie nicht erklären) erwähnt zu werden. Der jetzige Prediger zu Kregome in Seeland *Chr. L. Ström* reifte im J. 1803 mit *J. H. A. Torlitz* (gegenwärtig Erzieher zu Petersburg) auf königl. Koften nach Burgdorf in der Schweiz, um die *Peftalozzi*'fche Lehrart kennen zu lernen, und nachher, nach Befinden, in Dänemark einzuführen. Von dem erften diefer einfichtsvollen Pädagogen hat man: *Hauptmomente des Peftalozzifchen Elementarunterrichts*, Kopenh. 1804, in dänifcher Sprache; und *Précis succinct de la methode d'instruire de Pestalozzi*, 1805, und in der oben angeführten *Egeria* befindet fich von ihm: *über Peftalozzi's Inftitut und Lehrart*, B. 1 S. 121 f., und *Beyträge zur Gefchichte der Peftalozzifchen Methode*, B. 2 S. 204 ff. Von dem Anderen ift, aufser feiner, auch ins Deutfche überfetzten, *pädagogifchen Schweizerreife*, Kopenh. 1803 u. f., nichts über den Zweck und Erfolg des Aufenthaltes in dem *Peftalozzi*'fchen Lehrinftitute im Drucke erfchienen. Im J. 1804 wurde hierauf eine *Probefchule* zur Beurtheilung der Anwendbarkeit der *Peftalozzi*'fchen Lehrart errichtet, worin *Tortitz* unter der Auffïcht des Bifchofs Dr. *Balle*, des Dr. *Münters*, des Propftes Dr. *Plums* und des Seminarienlehrers *Ström*, auf *Peftalozzi*'fche Weife unterrichtete. Diefe Schule ging nach wenig Jahren ganz ein, die neue Methode felbft ift, wie *Ström* in einer fpäteren Schrift fagt, in Vergeffenheit gerathen, und fo befteht denn der ganze Nutzen jener fehr koftfpieligen Reife nach der Schweiz und der angelegten *Peftalozzi*'fchen Probefchule in einigen Erleichterungsmitteln des erften Unterrichts der Kinder im Lefen, Rechnen, Schreiben u. f. w. — die man aber ohne Zweifel auch durch aufmerkfames Lefen fo vieler über die neue Methode erfchienener Schriften fich hätte verfchaffen können. — Ein weit gröfseres Auffehen, als die Bemühungen, der *Peftalozzi*'fchen Methode Eingang zu verfchaffen, erregte der im J. 1819 auf königl. Befehl von dem Divifionsadjutanten, Hn. *J. N. B. v. Abrahamfon* (nicht zu

verwechseln mit dessen Vater, dem als fruchtbaren Schriftsteller, auch im Fache der Pädagogik, bekannten, 1812 verstorbenen Capitän *W. H. Fr. v. Abrahamson*) in Verbindung mit dem Cand. der Theol. *Schou* gemachten Versuch, die *Bell Lankaster*'sche Lehrart einzuführen. Noch jetzt (zu Ende des J. 1820) bestehen in und ausserhalb Kopenhagen eine ganze Menge, theils neu angelegter, theils nur umgeschaffener Schulen für Knaben und für Mädchen, für Kinder und für Erwachsene, für Glieder des Militärstandes und anderer Stände, welche alle mit der von *Abrahamson* errichteten Schule gleichen Zweck haben, und meist von Lehrern besorgt werden, die dieser mit der Anwendung der neuen Methode bekannt machte. Das Ausführliche hierüber findet man in folgenden beiden dänischen Schriften: *H. J. Wille die gegenseitige Unterrichtsmethode, nebst deren Anwendung und Einführung in dänischen Schulen*, Kopenh. 1819; und: *Geschichte der Lancasterschen Schuleinrichtung*, gesammelt von *J. W. Bruun*, Lieutenant in der Armee und Schullehrer, mit 2 Portraits (von Dr. *Bell* und *Jos. Lankaster*) und 4 Steindrucksplatten (die Einrichtung der Schulzimmer u. s. w. darstellend). Kopenh. 1820. Hr. *Wille* lernte die neue Methode hauptsächlich aus der in Deutschland 1816 erschienenen Schrift: *Schulen der Menschheit*, Bd. 1, oder: *Englands und Frankreichs neue unentgeldliche Armenschulen* (die treffendste Benennung für die bezeichnete Sache); *den Deutschen zur Nachahmung empfohlen*, und benutzte ausserdem einige deutsche und dänische Journale zu seinem Zwecke. Hr. *Bruun*, der selbst einer der *Lankaster*'schen Probeschulen in Kopenhagen vorsteht, schöpfte seine Nachrichten zum Theil aus Dr. *Hamels* Schrift: *Der gegenseitige Unterricht* u. s. w., und verspricht in der Vorrede S. VII, jährlich ein ähnliches Heft folgen zu lassen, um nach und nach eine vollständige Geschichte der Einführung der neuen Methode in allen dänischen Schulen zu liefern. Die beiden früher erschienenen Schriften: *Ein einziger Schulmeister unter 1000 Kindern in Einer Schule*, vom Pastor *Kroyer*, und *Die Lankastersche Methode, so, wie sie in Frankreich angewendet wird*, vom Buchhändler *Bonnier*, sind Übersetzungen aus dem Deutschen und Französischen, und bereiteten nur auf die nachherigen Schritte zur weiteren Verfolgung dieses Gegenstandes vor. — Was der Sache ein so hohes Gewicht gab, das war eine in der dän. *Collegialzeitung* vom J. 1819 No. 23 f. abgedruckte *Darstellung der Gründe, welche die königl. dänische Canzley bewog, den König um Ernennung einer Commission zu bitten, welche Vorschläge ausarbeiten sollte, wie die gegenseitige Unterrichtsmethode auf dem platten Lande in ganz Dänemark und in den Landstädten, ausserhalb Kopenhagen, eingeführt werden könne.* Nach der Ansicht genannter Canzley „werden die Kinder in den ersten Schuljahren nach der neuen Methode in 12 bis 18 Monaten mehr lernen, als nach der alten Methode in 3 bis 4 Jahren; der daraus fliessende Gewinn mit Rücksicht auf die Kinder unvermögender Ältern für den Fonds des Armenwesens ist bedeutend; die Sommerschulen, welche besonders in den Gegenden von Jüttland den Kindern äusserst beschwerlich fallen, können bey dieser Methode vielleicht ganz entbehrt werden; die Zahl der Schullehrer und Schulhäuser kann dadurch vermindert, und die zur Unterhaltung beider erfoderlichen Kosten in den grösseren Landstädten vielleicht bis auf ein Drittel der bisherigen Kosten herabgesetzt werden; auch werden nach dieser Methode die Kinder nicht mehr mit Lehren beschäftigt werden, die über ihre Sphäre gehen, und keine Begriffe mehr von Gegenständen erhalten, die sie nicht zu kennen brauchen" u. s. w. Auf diese Darstellung der Canzley erfolgte sofort ein königliches Commissorium vom 28 Apr. 1819 des Inhaltes: wie es so ganz Sr. Majestät allerhöchster Wille sey, die Sache des wechselseitigen Unterrichtes mit Eifer und der möglichsten Schnelligkeit betrieben zu sehen, wie auch, dass die Einführung derselben ganz allgemein werde." In diesem Commissorio wurde der niedergesetzen königl. Commission aufgegeben, unter anderen darüber zu berichten, wie es zu bewerkstelligen sey, „dass in Kopenhagen eine Schule aufrecht erhalten werde, worin nach der gegenseitigen Unterrichtsmethode vollständig und so, dass dieselbe zur Regel für diese Art des Unterrichts dienen könne, unterrichtet werde; dass eine genaue, kurze und deutliche Abhandlung über diese Lehrart verfasst, gedruckt und in allen dän. Seminarien und Schulen vertheilt werde; dass aus jedem Schullehrerseminarium Ein Lehrer einberufen werde, um die neue Lehrart kennen zu lernen, und nachher die Seminaristen zu derselben anzuleiten; dass, wenn die neue Lehrart in allen Seminarien und in den mit ihnen verbundenen Schulen eingeführt worden, die Anstalt getroffen werde, dass alle jetzt angestellten Volksschullehrer in gewissen Abtheilungen und zu der jedem schicklichen Zeit auf dem nächsten Seminarium eines jeden Stiftes sich einfinden, um in Zeit von 1 oder 2 Monaten die Methode zu lernen, so, dass sie dieselbe in ihren Schulen einführen können" u. s. w.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Potsdam, b. Horvath u. S.: *Elementarbüchlein zum Gebrauch beym deutschen Lesenlehren und Lesenlernen* von *J. G. Krüger*. Erster Theil. *Lautmethode*. Vierte ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1819. 56 S. Zweyter Theil. 64 S. 8. (6 gr.)

Jena, b. Frommann: *Christliches Gesangbuch für Schulen.* Von *C. Chr. Zach. Lommer*, Rector an der Stadtschule zu Roda. Zweyte Ausgabe, vermehrt mit einem Anhange einiger Schulgebete. 1819. 184 u. 14 S. 8. (8 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1820.

Überſicht der Literatur der Dänen ſeit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Man ſieht, daſs bereits in dem *erſten* Jahre, wo der Capitän *v. Abrahamſon* und einige andere von ihm angeleitete Lehrer ihre Verſuche mit der Anwendbarkeit der *Lankaſter*'ſchen Methode zu machen angefangen hatten, von einer bloſsen *Probeſchule* kaum noch die Rede war, und daſs vielmehr die Sache der neuen Lehrart als hinlänglich geprüft, von allen ihren Seiten bewährt, und der allgemeinſten, möglich ſchnellen Einführung völlig würdig befunden, betrachtet wurde. Rec., der ſeine individuelle Meinung von der Sache freylich nur auf die vielen, in Dänemark für und wider erſchienenen Schriften gründet, weiſs dieſe Einführung der *Lankaſter*'ſchen Lehrart, wenn ſie in der That ſo, wie vorhin bemerkt, bewerkſtelligt wird, mit nichts zu vergleichen, als mit der vor faſt 20 Jahren geſchehenen Einführung der *Jenner*'ſchen Kuhpockenimpfung; aber er wünſcht aufrichtig, daſs ſich im Verfolge nicht etwa noch mehrere Ähnlichkeiten in der Behandlung beider an ſich ſo ganz heterogener Gegenſtände offenbaren mögen! Denn ganz ein Anderes iſt es doch, einem gröſseren Übel durch Anwendung eines geringeren vorzubeugen, und — eine bereits bekannte und allgemein übliche Unterrichtsmethode durch Einführung einer neuen, welche bey Weitem noch nicht die Probe beſtanden hat, zu verdrängen! Ganz eine andere Bewandniſs hat es mit den phyſiſchen und — mit den intellectuellen und moraliſchen Bedürfniſſen der Jugend und der ganzen Menſchheit! Zwey höchſt verſchiedene Dinge ſind es, den in dem Körper des Menſchen, in welchem Lande und in welchen geſellſchaftlichen Verbindungen er auch lebt, liegenden, und ſich gleich bleibenden Krankheitsſtoff zu vermindern, zu entkräften, zu tödten, und — den Menſchen mit Rückſicht auf die bisherige Entwickelung ſeiner Seelenkräfte, die nach Bewandtniſs der Zeit, des Ortes und der Umgebungen ſo ſehr verſchieden zu ſeyn pflegt, ſo zu behandeln, zu bilden und zu unterrichten, wie es für ihn nach ſeiner individuellen Lage und ſeinen beſonderen Verhältniſſen am zuträglichſten iſt! Auch iſt ein alternder Baum ſchneller abgehauen, als durch einen neu anzuziehenden erſetzt; Schade um den Schatten und die Früchte, welche man ſich von jenem vielleicht noch lange hin verſprechen durfte, ehe beides von dieſem zu hoffen iſt! — Rec., der, wie geſagt, die Sache nur von dem Standpuncte aus anſieht, auf welchen ihn das Leſen der in däniſcher Sprache erſchienenen Schriften über den fraglichen Gegenſtand geſtellt hat, glaubt nicht, daſs Dänemark das Land, und das 2te Jahrzehend des 19ten Jahrhunderts die Zeit ſey, wo man ſich von einer gänzlichen Verdrängung der bisherigen und einer allgemeinen Einführung der *Lankaſter*'ſchen Unterrichtsmethode für die Bildung der Jugend und des ganzen Volkes weſentlichen Gewinn verſprechen darf. Gewundert hat es ihn daher auch gar nicht, daſs Männer aufgetreten ſind, welche gegen die vorhabende Umwandlung der zeitherigen Lehrart ihre Stimmen mit beſcheidener Freymüthigkeit hören lieſsen. Solche Männer waren z. B. *F. Harder*, *T. M. B. Gulſkjöt*, *Olaf Sand*, *N. F. S. Grundtvig* u. m. a. Selbſt *Chr. L. Ström*, deſſen Schrift den Titel führt: *Darſtellung der Bell-Lankaſterſchen oder gegenſeitigen Unterrichtsart*, Kopenh. 1819, iſt, ob er gleich zwiſchen dieſer und der vorhin von ihm ſo ſehr empfohlenen *Peſtalozzi*'ſchen Methode manche Ähnlichkeit findet, dennoch kein unbedingter Lobredner oder Vertheidiger derſelben; er wünſcht nur (S. 27 f.), „daſs man ſich ihrer vor der Hand entweder in ganz neu errichteten, oder doch nur in ſolchen Schulen bedienen möge, deren Lehrer als der neuen Methode völlig gewachſen anerkannt wären," und fügt hinzu: „*Wie weit* alsdann ihre Anwendung ſich erſtrecken ſoll: das könnte allein *durch die Erfahrung* von ihrer Anwendbarkeit beſtimmt werden." Dieſe Erfahrung aber kann, nach Rec. Anſicht, keinesweges von England, Frankreich, oder gar von Ländern auſserhalb Europa, wo der Kinderunterricht bisher ſo auſserordentlich verſäumt war, daſs allerdings eine Art von pädagogiſcher *Vaccina* dazu gehört, um den Krankheitsſtoff von Rohheit, Unwiſſenheit und Ungelehrigkeit, der dort ſo tief eingewurzelt, und, ſo zu ſagen, zur anderen Natur geworden iſt, abzuleiten oder zu entkräften, abſtrahirt werden, wohl aber von Dänemark ſelbſt, d. h. von einer nach Verlauf vieler Jahre anzuſtellenden Vergleichung zwiſchen dem intellectuellen und moraliſchen Zuſtande einer hinlänglichen Zahl von Kindern, die nach der bisherigen, und eben ſo vieler anderer Kinder, die nach der neuen Methode zweckmäſsig und voll-

ständig unterrichtet worden sind. Ist es nur das Neue und Auffallende in der Behandlungsart der Kinder; oder sind es nur die ungewöhnlich schnellen Fortschritte einiger nach *Lankaster*'scher Methode unterrichteter Schüler im Lesen, Schreiben u. s. w., wovon mehrere dänische Vff. Beyspiele erzählen, die immer bemerkenswerth sind; oder ist es allein der Beyfall, den die neue Lehrart in England und Frankreich (im letzten Lande doch nur in den Schulen der Armen und der untersten Volksclassen, und auch bey diesen nicht allgemein) gefunden hat; oder ist es bloss der Gedanke an den *Einen* Lehrer unter *tausend* Schülern, und die daraus abgeleitete Erwartung, dass man künftig wenigstens ⅔ Schullehrer und eben so viele Schulhäuser eingehen lassen, und also das ganze Schulwesen mit dem Aufwande von kaum ⅓ der bisherigen Kosten im Gange halten könnte; sind es solche, und keine festeren Gründe, worauf der Glaube an den grossen Gewinn durch Einführung der neuen Methode beruht: dann kann sich Rec. der Besorgniss nicht erwehren, dass man erst durch Schaden, und zwar durch einen Schaden, der dann unersetzlich seyn würde, zu der Einsicht kommen werde, welch' eine gefährliche Sache es sey, alte Methoden durch neue zu verdrängen, und auf einen blossen Methodenwechsel ein allzuhohes Gewicht zu legen. Andere, gerechte Zweifel gegen die Zuträglichkeit des *Lankaster*'schen Unterrichts für die Entwickelung der Seelenkräfte, für die Bildung des gesunden Menschenverstandes, für die Gründlichkeit des den Schülern von ihren Mitschülern ertheilten Unterrichts, für dessen Behaltbarkeit und Brauchbarkeit im alltäglichen Leben u. s. w. nicht zu berühren: so möchte man fragen: wie soll ein ganzes, aus so höchst verschiedenen Individuen bestehendes Schullehrerpersonale dahin gebracht werden, in der kurzen Zeit von 4 bis 8 Wochen einer alten Lehrmethode zu entsagen, und sich in eine neue mit Geschick und gutem Erfolge zu werfen? Wo sollen die grossen Schulhäuser, die grossen Schulstuben für einen Schülerkreis von einem halben, wo nicht gar ganzen Tausend von Kindern herkommen? Durch welches Mittel gedenkt man die Kinder aus 20, 30 und mehreren Dörfern zu bewegen, alle zur bestimmten Stunde bey ihrem Lehrer sich einzufinden — sie, bey denen es jetzt schon so viele Schwierigkeiten hat, einen regelmässigen Schulgang aufrecht zu halten, wenn dazu auch nur ein halbstündiger Weg erfoderlich ist, die aber, bey der neuen Methode, einen Weg von 2, 4 bis 6 Stunden nicht scheuen dürften, um sich bey ihrem *Lankaster*'schen Schullehrer einzustellen? — Lauter Schwierigkeiten, die von den dänischen Vffn. nicht einmal in Anregung gebracht worden sind, ob sie gleich aus der Natur der Sache von selbst fliessen. Ihnen, den dänischen Gegnern der neuen Methode, ist es hauptsächlich anstössig, dass eine Methode *auf Befehl* eingeführt werden soll, die sich, wenn sie die Probe bestünde, von selbst beliebt machen und Eingang finden würde; dass dieselbe eben jetzt eingeführt werden soll, wo das Schulwesen durch so manche wesentliche Verbesserung in einen Zustand versetzt worden ist, dem jede plötzliche, allgemeine und gänzliche Veränderung höchst gefährlich seyn, und den Verlust des gewonnenen Guten und die Zurückführung in die Zeit des eben verlassenen Schlendrians drohen würde; dass man sich bey dieser etwas gewaltsamen Reform nur durch die augenblicklichen Eindrücke einiger vorübergehender Erscheinungen, und nicht durch die gegründete Überzeugung von der für die Dauer bewährten Güte der Sache leiten zu lassen, und es ganz zu übersehen scheint, wie viel mehr Gutes die Schulen und ihre Lehrer, auch unter Beybehaltung der bisherigen Methode, leisten würden, wenn man sie von Seiten des Staats nur höher achtete, besser bezahlte, und ihnen in jeder anderen Hinsicht die Aufmunterung gewährte, deren sie als das vornehmste Mittel und die Hauptbedingung der Volksbildung und des Volksglückes so sehr werth sind. — Der Vollständigkeit wegen dürfen hier auch die *Sonntagsschulen* nicht unbemerkt bleiben, welche von dem Pastor *N. H. Massmann* († 1816) zu Kopenhagen 1800 errichtet wurden, und von 1801 an recht in den Gang kamen, so dass die Zahl derer, welche an jedem Sonntage Abends von 5 — 6 Uhr unterrichtet wurden, mehrere Hundert betrug. Noch gegenwärtig blühen diese durch die ganze Stadt verbreiteten Schulen, und sie werden von Knaben, Gesellen und selbst manchen Meistern, alle vom Handwerksstande, besucht, um in ihnen im Schreiben, Rechnen, Singen u. e. ihrer Lage angemessenen Gegenständen die Belehrung zu erhalten, welche ihnen in ihrer Kindheit zu geben versäumt wurde. Allen Unterricht erhalten sie unentgeltlich, und die Kosten für Licht, Holz, Schulstuben, Lehrmeister (in sofern diese Zahlung annehmen) tragen die sehr zahlreichen Glieder der *Gesellschaft zur Beförderung der Sonntagsschulen*, welche sich auch in das Geschäft der Aufsicht über dieselben vertheilen. Diese Kopenhagener Sonntagsschulen sind bald zu Drontheim, Bergen, Odense, Aalborg und in anderen Städten Dänemarks und Norwegens nachgeahmt worden, und als *Palliativmittel* betrachtet, oder mit Rücksicht auf den Ersatz, den sie für die grosse Versäumniss der Jugendbildung in vorigen Zeiten für den Augenblick leisten, ist ihr Nutzen unverkennbar. Was sie gegen sich haben, das ist der Abbruch, welchen sie dem regelmässigen Schulgange thun, und die Gelegenheit, welche durch sie hartherzige Ältern und Handwerksmeister erhalten, ihrer Kinder und Lehrbursche die ganze Woche über zu ihren Gewerben sich zu bedienen, und sie dann durch harten Zwang (wovon viele Beyspiele bekannt sind) zum Besuche der Schule am Sonntage, der doch, nach aller guten Ordnung, der Ruhe und Erholung gewidmet seyn sollte, anzuhalten. An moralische und religiöse Bildung ist bey diesen Sonntagsschulen ohnehin nicht zu denken. Die einzige durch diese Sonntagsschulen veranlasste Schrift ist die von ihrem Stifter *Massmann* herausgegebene *Sammlung von Liedern zum Gebrauche in den Sonntagsschulen*, 1tes Heft, Kopenh. 1802, welche aber nur von dem Prof. *Sander* und dem Bischofe *Hjorth* († 1818) eigentliche Normalgesänge enthält; die übrigen Lieder von *Haste, Ewald, Thaarup, Frankenau, Pavels* u. a. dänischen Dichtern sind allgemeineren Inhaltes, und passen, was Sprache, Ton,

Einkleidung, zum Theil selbst Inhalt betrifft, nur wenig zu ihrem bestimmten Zwecke. Als 2tes Heft dieser Sammlung ist das von *Hjorth* herausgegebene *Gesangbuch für den Handwerksstand zum Gebrauche in den Sonntagsschulen*, Kopenh. 1809, zu betrachten, und diese Sammlung, von welcher über die Hälfte der Lieder den Herausgeber selbst zum Vf. haben, entspricht ihrer Bestimmung weit mehr, als die früher erschienene. — Von anderen Schriften in dänischer Sprache, durch welche sich die oben angeführten Herausgeber und Mitarbeiter der *Egeria*, nebst anderen Pädagogen Dänemarks, um das Schul- und Erziehungs-Wesen verdient gemacht haben, sind folgende der Erwähnung worth: Dr. *Fr. Plum*, jetzt Bischof in Fyen, schrieb: *Handbuch für Lehrer und Aufseher in Bürger- und Volks-Schulen*, Odense, 1802, welches eine trefflich gelungene, auf das Locale von Dänemark völlig passende Umarbeitung der bekannten *Riemann*'schen Beschreibung der Schule zu Reckan enthält. Desselben Vfs. Abhandlung über die *Pestalozzi*'sche Lehrart, Kopenh. 1803, ist nur als Vorläufer einer versprochenen, aber noch nicht erschienenen dänischen Übersetzung der *Pestalozzi*'schen Schriften zu betrachten; sie veranlasste zum Theil *Ströms* und *Torlitzens* Reise nach der Schweiz. In *Rahbeks Minerva* befindet sich von ihm: *über die Gesetzlosigkeit in der Rechtschreibung*, 1805, in welchem Aufsatze das Schädliche und Verwirrende, sich in der Orthographie nach der bey verschiedenen Menschen so höchst verschiedenen Aussprache zu richten, einleuchtend gezeigt wird. Des Vfs. *Marcellus Palingenius Stellatus*, Odense, 1817, ist in unserer A. L. Z. (1818. No. 179) ausführlich angezeigt worden. — Der Prof. *Chr. L. Sander* war, als Schriftsteller betrachtet, mehr Dichter, als Pädagog, ob er gleich in dem Kopenh. philologischen Seminar die Stelle eines Professors der Pädagogik und Methodik bekleidete. Er übersetzte aus dem Dänischen *Rahbeks moralische* und *Prams muntere Erzählungen*, Kop. 1800 — 1802, und schrieb ausserdem: *Beyträge zur Pädagogik und ihrer Geschichte*, Kopenh. 1803 — 1806, in mehreren Bänden. Sein *Odeum, oder Theorie der Declamirkunst, praktisch erklärt*, Kopenh. 1808, verwickelte ihn mit seinem Recensenten in *kiöb. laer. Efterretn.* in einen kleinen Schriftenwechsel, welcher der Wissenschaft nicht nachtheilig war. Die dän. *Minerva* enthält von ihm: *Rousseau, eine Vorlesung; Basedow, eine Vorlesung; über den Nutzen der Pädagogik; Beytrag zur Geschichte der Didaktik seit Dr. Luthers Zeit; Pädagogische Vergleichung zwischen den Atheniensern und Römern; Wie kann die Jugend zu guten Gewohnheiten erzogen werden?* (Kopenh. 1801 — 1804). Auch in der dän. *Iris* sind pädagog. Aufsätze von ihm enthalten, z. B. *Basedow, Sulzer, Miller, Resewitz, Feder, Trapp, Campe — zwey pädagogische Vorlesungen; über die Spartaner; Heusingers* und *Niemeyers Gedanken über den Unterschied zwischen Erziehung und Unterricht;* (Kop. 1802 — 1804.) Eine Abhandlung: *Von den deutschen Synonymen*, verschaffte ihn von der *deutschen Gesellschaft zu Mannheim* den ausgesetzten Preis, und wurde im 10ten Bande der Schriften dieser Gesellschaft abgedruckt. Im Allgemeinen genommen ist dem Prof. *Sander* das Verdienst nicht abzusprechen, dass er in seinem nächsten Wirkungskreise zur Weckung des Sinnes für ein verbessertes Schul- und Erziehungs-Wesen vieles beygetragen hat; ob er gleich als Pädagoge eben so wenig, wie als Dichter betrachtet, in seinen 10 bis 15 letzten Lebensjahren mit dem Zeitalter gehörig fortschritt, vielmehr mit einem halben oder ganzen Eigensinne an gewissen Ideen festhing, welche ihm in den Jahren der pädagogischen Morgenröthe lieb geworden waren: diess trug wohl eben so viel, als seine deutsche Herkunft (er war zu Itzehoe geboren), dazu bey, dass er seinen Schriftstellerruhm überlebte. — Des Pastors *A. Kr. Holm*, jetzigen Oberdirectors der Kopenh. Sonntagsschulen, pädagogische Schriften betreffen meist den *Religionsunterricht* der Jugend, und sind in der Übersicht der *theologischen* Literatur bereits angeführt worden. Noch gehören hieher: *Christen Faursted*, eine nach *Salzmanns Ernst Haberfeld* umgearbeitete Geschichte, worin es dem Vf. gelungen ist, das, was in des deutschen Pädagogen Schrift besondere Beziehung auf Deutschlands Locale hat, dem dänischen Locale anzupassen. Kopenh. 1806. Von *Thorboes* trefflicher *Bibelgeschichte für Kinder* gab er die 4 neuesten Auflagen, mit Zugaben und einem besonders abgedruckten Anhange, nebst anderen *Thorboe*'schen Jugendschriften, geographischen Inhalts, heraus, Kopenh. 1811 — 1816, und von des verdienstvollen deutschen Hofpredigers *Christiani kurzer Darstellung der wichtigsten Lehren des Christenthums* lieferte er eine dänische Übersetzung, Kopenh. 1811. Gehört gleich *Holm* nicht zu den dänischen Pädagogen, die durch originelle Arbeiten sich sehr ausgezeichnet haben: so gebührt ihm doch das Verdienst, durch Übersetzungen, localisirte Umarbeitungen, auch Gelegenheitsreden, pädagogischen Inhalts, die grösstentheils gedruckt sind, und auf andere Art einer der wirksamsten Beförderer der pädagogischen Reform in Dänemark geworden zu seyn. — Auch des Prof. *A. Gamborg*, jetzt privatisirenden Gelehrten zu Roeskilde, Jugendschriften von moralischem und religiösem Inhalte sind schon unter den Schriften der dänischen *Theologen* angeführt worden; sonst schrieb er noch: *Lesebuch für die allerersten Anfänger*, 2te Aufl. Kopenh. 1806. *Immanuels Abece*, Das. 1803. *Theorie der Lesekunst*, und: *Katechismus für alle Menschen* (diese beiden Schriften hat *v. Gehren* ins Deutsche übersetzt, Kopenh. und Leipz. 1803), Kopenh. 1802 — 1804. *Worin soll die Volksjugend unterrichtet werden?* Das. 1814. *Anweisung zu einem rechtschaffenen Verhalten*, das. 1815. *Der Weg zum Himmel*, oder *Anleitung zum Seligwerden*; das. 1816. Auch nicht in Einer dieser Schriften ist der selbstdenkende Mann, der Vf. der bekannten *Nysa*, zu verkennen; und wenn man es anderen pädagogischen Schriftstellern mit Recht zum Vorwurfe macht, dass sie sich zu sehr auf der gangbaren Strasse halten, oder hinter ihrem Zeitalter zurückbleiben: so zählt Rec. den Prof. *Gamborg* zu den Schriftstellern, die ihrem Zeitalter voraneilen, einen allzu wenig betretenen Weg einschlagen, nur von dem klein-

sten Theil ihrer Zeitgenossen recht begriffen, und in ihnen, wenn gleich noch so gerechten, Wünschen und gemeinnützigen Vorschlägen gehörig benutzt werden. — Des Prof. *Chr. Fr. Brorson Lesung für das kindliche Alter*, B. 1 — 5. Kop. 1804 — 1806 ist oft in einem mehr kindischen, als kindlichen Tone verfasst; besonders misslungen findet Rec. die Darstellung des Lebens von *Napoleon Buonaparte* als Muster der Nachbildung — für *Kinder!* Besser ist des Vfs. *Moral für Krieger*, Kopenh. 1808; und *Anleitung zum Unterrichte in der Geschichte der Kriegskunst*, Th. 1 — 4. Kopenh. 1809 — 1812. *J. G. Hoyers* bekannte *Geschichte der Kriegskunst* liegt dieser *Brorson*'schen Schrift zum Grunde; doch hat es der Däne nicht unterlassen, sein Hauptaugenmerk auf die *dänische* Kriegsgeschichte zu richten; und obgleich sein Werk, als Leitfaden zum Unterrichte betrachtet, viel zu ausführlich ist: so glaubt Rec. doch, dass es in den Händen des Vfs., der die Stelle eines Lehrers bey den militären Instituten in Kopenhagen bekleidet, nicht ohne Nutzen bleibt. Eine Erleichterung bey diesem Unterrichte wird ihm und seinen Schülern die tabellarische Übersicht der Kriegsgeschichte, welche der Vf. 1812 in Fol. herausgab, gewähren. — Von des Etatsraths *L. Engelstoft Universitäts- und Schul-Annalen*, wodurch das von *Baden* vorhin herausgegebene *Universitätsjournal* gewissermaßen ersetzt wurde, kamen in den Jahren 1803 — 1813 überhaupt 8 Bände heraus, und sie gaben eine schätzbare Übersicht des Merkwürdigsten, was die vaterländische Hochschule und die anderen gelehrten Schulanstalten betraf. Vortrefflich in jedem Betrachte ist desselben Vfs. Schrift: *Gedanken über die Nationalerziehung, betrachtet als das wirksamste Mittel, Gemeingeist und Vaterlandsliebe zu befördern*. Kopenh. 1808. Nur die Übersicht ihres Inhaltes kann hier mitgetheilt werden: Cap. 1. Bildung des Verstandes und Herzens durch Unterricht; Cap. 2. Über die Beförderung der Vaterlandsliebe mit Hülfe der physischen und militären Erziehung; Cap. 3. Die Unterstützung der patriotischen Erziehung durch sinnliche Hülfsmittel; Resultate und allgemeine Betrachtungen. Rec. wünscht einem jeden Lande, in welchem man die edle Vaterlandsliebe noch zu schätzen, und zwischen der Beförderung des Gemeingeistes und patriotischer Tugenden und den sogenannten demagogischen Umtrieben noch zu unterscheiden weiss, eine solche Schrift als Grundlage des Unterrichtes über die Pflichten des Bürgers gegen sein Vaterland und dessen Regierung. Schon früher hatte derselbe Vf. durch Programme, z. B. *über den Werth, welchen die alten Skandinavier auf Leibesübungen setzten*, und: *über den Einfluss der Erziehung auf die Erweckung der Vaterlandsliebe* u. s. w. auf diess grössere Werk vorbereitet. Heil dem Lande, wo es noch erlaubt ist, den Menschen — zum Menschen, den Bürger — zum Bürger zu erziehen! Der Vf., seit 1817 Glied der Direction der Universität und der gelehrten Schulen, steht nicht müssig auf seinem wichtigen Posten. — *Castbergs* Verdienste um *die Behandlung und den Unterricht der Taubstummen* sind in der Übersicht der *medicinischen* Literatur gewürdigt worden; und des *Vivat Victorius Frid. Franc. Nachtegals* Bemühungen *zur Beförderung der Gymnastik*, deren oben schon Erwähnung geschehen, sind aus folgenden 2 Schriften zu ersehen: *Anleitung zur Gymnastik für Lehrer in den Exercierschulen der Cavallerie und Infanterie*. Kopenh. 1805, und: *Bericht an den König über die Fortschritte der Gymnastik in Dänemark, Norwegen und den Herzogthümern*, vom J. 1800 bis 1810. Das. in *Baerens* Venia v. 1810. No. 3 ff. Auch *Birch*, *Landbye*, *Nyegaard*, *Riber* u. A. machten sich im Fache der pädagogischen Literatur durch grössere und kleinere Schriften verdient, die aber zum Theil einem früheren Zeitalter, als dem Anfange des 19 Jahrhunderts angehören.

U. n. p.

(Der Schluss dieser ganzen Übersicht folgt nächstens.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Frankenhausen*, mit Cöler'schen Schriften: *Das Unentbehrlichste zum Rechtschreiben für Lehrer und Lernende in niederen Bürger- und Land-Schulen.* Nebst einem Anhange der gewöhnlichsten gleich- und ähnlichlautenden Wörter, welche aber eine verschiedene Bedeutung haben, von *J. G. Schleiffer*. 1819. VIII u. 80 S. 8.

Der Vf. weiss, dass eine grosse Menge von Sprachlehren und Anweisungen zum Rechtschreiben erschienen sind, und dass mithin sein Unternehmen ganz überflüssig scheinen dürfte. „Diejenigen aber (sagt er in der Vorrede), für welche diese Bogen bestimmt sind, werden beym Gebrauch derselben bald gewahr werden, dass hier für ihre Verhältnisse Nichts zu viel und Nichts zu wenig aufgenommen worden ist.“ Und es hat allerdings seine Richtigkeit, dass in vielen Anweisungen zur Orthographie Regeln gegeben werden, welche dem Schüler unverständlich sind. Dergleichen Regeln hat nun Hr. *S.* nicht aufgenommen, und nur diejenigen angegeben, welche auch den Schülern in niederen Bürger- und Land-Schulen verständlich gemacht werden können. Freylich kann man von einem solchen Buche nicht erwarten, dass seine Anweisung zur Erlernung der Orthographie völlig ausreiche; aber kein Buch kann diess leisten, wenn es auch vollständig alle Regeln zur Rechtschreibekunst gesammelt hat, indem bey tausend Fällen in der Orthographie sich weiter kein Grund, als der Gebrauch angeben lässt. Daher giebt unser Vf. unter den allgemeinen Regeln zur Erlernung der Rechtschreibung S. 5 auch die: „Merke genau darauf, wie du die Wörter in gut geschriebenen Büchern findest.“ Überhaupt wird die Orthographie am besten dadurch gelehrt, dass der Lehrer dictirt, und beym Corrigiren der Fehler dem Schüler die *deutlichsten* Regeln der Orthographie beybringt. Zum Auffassen dieser Regeln wird nun diese Schrift den Lehrern gute Dienste leisten.

K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

SCHÖNSCHREIBEKUNST.

1) Gotha, b. Verf. u. in Commiss. d. Ettingerschen Buchhandlung: *Methodische Elementar-Schreibebücher*, zur leichtern und schnellern Erlernung der englischen Current- und deutschen Nationalschrift. Nebst einer kurzen Anweisung zum vortheilhaften Gebrauch derselben. Für den Schul- und Privat- auch den Selbst-Unterricht, in sechs Heften bearbeitet von *F. W. Lehmann*, h. f. goth. Ober-Hofmarschallamts-Actuar, auch Schreib- und Rechenlehrer beym herzogl. Pagen-Institute u. f. w. VI Hefte. 1816. jedes Heft 24 Blätter in Queer-4to. (6 gr. auf Postpap. 4 gr. auf Mittelpap.)

2) Gotha, in d. Henningsschen Buchhandl.: *Versuch eines theoretisch-praktischen Lehrgebäudes der Schönschreibekunst.* Mit besonderer Rücksicht auf die englische Geschäftshand und eine zu begründende deutsche Nationalschrift, nach ästhetischen und geometrischen Grundsätzen bearbeitet, und mit einer kurzen Anleitung zum Geschwindschreiben begleitet von *Friedr. Wilh. Lehmann*, kön. preuss. Universitäts-Schreibemeister u. f. w. zu Halle u. f. w. (Auch unter dem folgenden Titel: *Vollständige theoretisch-praktische Anweisung*, wie man, mit Ersparung von wenigstens der Hälfte der gewöhnlichen Lehr- und Lernzeit die englische Geschäftshand und deutsche Nationalschrift nach einer zweckmässigen, durch vieljährige Erfahrung erprobten Elementar-Methode gründlich lehren und leicht erlernen könne. Ein Handbuch für Stadt-, Land- und Handlungsschulen, desgl. für Alle, die sich selbst zu Schönschreibern und Schreiblehrern bilden und als solche vervollkommnen wollen. Möglichst fasslich bearbeitet von *Friedr. Wilh. Lehmann* u. f. w.) 1819. LXXXIV u. 402 S. 8. (Nebst einem Hefte Kupfertafeln, enthaltend a) 56 Vorlegeblätter und 4 Erläuterungstafeln in Queer-Quart, und b) 14 dergleichen in Folio.) (5 Rthlr. 8 gr.)

3) Crefeld, b. Vf.: *Le Maître d'Ecriture des Commerçans*, en Caractères Français, Anglais, Hollandais, Italiens et Allemands, par *Jean Heinrigs*. *Der Kaufmännische Schreibemeister*, in deutscher, französischer, englischer, holländischer und italiänischer Schrift von *Johann Heinrigs*. I Heft. 1813. 20 Blätter Royal-Folio. (3 Rthlr. 20 gr.)

4) Leipzig, b. Trautwein u. Cöln, b. Vf.: *Englische Schulvorschriften mit deutschem Text zum Unterricht im Schönschreiben.* Von *J. Heinrigs*. 1818. 10 Blätter. Queer-gr. 8. (12 gr.)

5) Ebendaselbst: *Allgemeine deutsche Schulvorschriften für den ersten Unterricht im Schönschreiben*, von *J. Heinrigs*. 1818. 5 Blätter in Klein-Folio und ½ Bogen Text. (12 gr.)

6) Ebendaselbst: *Musterblätter für Liebhaber der höhern Kalligraphie.* Von *J. Heinrigs*. I Heft. Ohne Jahrzahl. 14 Bl. in Queer-Royal-Folio. (5 Rthlr.)

7) Prag, b. Enders: *Anleitung zum Schön- und Geschwindschreiben.* Von *Johann Jakob Küsel*. Ohne Jahrzahl. 12 Bl. ohne Titel. 4. (Die Fortsetzung davon unter dem besonderen Titel: *Kaufmännische Vorschriften, oder fortgesetzte Anl. z. Sch. u. Geschw. Schr.* u. f. w. 15 Bl. ohne Titel. 4.)

8) Ebendaselbst: *Der vollständige Taschenschreibmeister*, oder gründliche Anleitung in kurzer Zeit ohne Schreibmeister geschwind und schön schreiben zu lernen. Von *J. J. Küsel*. Klein Queer 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

9) Prag, b. Micheletto u. Leipzig, in Comm. b. Klein: *Vorschriften*, dargestellt und geschrieben von *Jak. Küsel*. 17 Blätter. Klein 4. (12 gr.)

10) Prag, b. Calve: *Meisterstücke der Schönschreibekunst*, an den Schriftzügen der gebildeten europäischen Völker musterhaft dargestellt und vom Grundstrich bis zur ausgebildeten Handschrift durchgeführt, in verschiedenen Arten deutscher, lateinischer, englischer, französischer, italiänischer, holländischer Schriftzüge, sowohl Current- als Anfangsbuchstaben, dann der Kanzley- und Frakturschriften, der gothischen, der Mönchs- und Kirchenschriften, der böhmischen, polnischen, russischen, griechischen und hebräischen Schriftzüge, nebst Lapidarschriften, kaufmännischen Zeichen, verzogenen Buchstaben, u. f. w. nebst einer möglichst erschöpfenden Theorie der Schreibekunst für Lehrende und Lernende, sowohl für die

jenigen, welche noch gar keinen Unterricht im Schreiben erhalten haben, als auch für jene, welche die Fehler ihrer Handschrift verbessern, oder über den Schreibe-Unterricht Aufsicht führen wollen. Von *Joh. Jak. Küfel.* XI Lieferungen, jede zu 10 Blättern. 1819. Grofs Queer 4. (Jede Lieferung 1 Rthlr. 6 gr., das einzelne Blatt 3 gr.)

11) Ebendaselbst: *Anweisung und Grundlagen zur Schönschreibekunst für diejenigen, welche sich dem Handelsstande und anderen Gewerben widmen.* Mit besonderer Rücksicht auf deutliche, feste und schnelle Darstellung der deutschen, englischen, französischen, italiänischen, holländischen Schriften, der Kanzley und Fractur, der kaufmännischen Zeichen u. s. w. Aus *Küfels* Meisterstücken der Schönschreibekunst besonders abgedruckt. I Heft. 1819. 14 Bl. und das Titelblatt. Grofs-Queer 4. (2 Rthlr. 4 gr.)

12) Ebendaselbst: *Übungen in der Schönschreibekunst für diejenigen, welche sich dem Handelsstande und anderen Gewerben widmen.* Mit besonderer Rücksicht u. s. w., wie bey No. 11. Aus K's. Meisterstücken besonders abgedruckt. I Heft. 1820. 27 Bl. Grofs-Quer 4. (3 Rthlr. 12 gr.)

Der Deutsche ist, was die Schönschreibekunst betrifft, in mehrfacher Hinsicht hinter seinen Nachbarn an der Seine und Themse zurück. Er beurkundet zwar, wie in mehreren anderen Fächern des Wissens und der Kunst, seine Universalität auch darin, dafs er nicht nur eben so gern in den *Sprachen* anderer Nationen redet, als in seiner eigenen, sondern auch der Einzige unter allen Europäern ist, welcher aufser seiner *deutschen Schrift*, die Schriften der *übrigen* Völker aufnimmt; aber eben defshalb wird es ihm schwer, im Puncte der Schönschreibekunst eine gewisse Originalität zu erlangen, und mehr oder weniger entbehren alle bisher bekannten deutschen Schriftarten einer Begründung auf sicheren Principien, einer consequenten Durchführung und einer einfachen, ungekünstelten Schönheit. Wir haben zwar viele *deutsche Schriften*, aber noch keine *deutsche Schrift*, und was man dafür ausgiebt, ist etwas, wozu fast alle unsere Nachbarn das Ihrige haben beysteuern müssen; so wie auch unsere Kleidertracht von jeher ein solches *mixtum compositum* gewesen ist. Sowohl die Franzosen als die Britten übertreffen uns, wenn nicht immer an festeren Systemen für ihre Schriftarten, doch wenigstens an einer bestimmteren Observanz.

Unter dem, was in Deutschland von kalligraphischen Werken seit langer Zeit erschienen ist, dürften nach Rec. Dafürhalten die oben verzeichneten Werke das Beachtungswertheste seyn. Zwar kannte man das *Rofsberg*'sche Werk vorlängst als eines der gründlichsten seiner Art; aber *Rofsberg* war zu tief in dem für Kalligraphie sehr unfruchtbaren Boden der Geometrie stecken geblieben, als dafs sein Ductus über die sächsischen Canzleyen hinaus hätte Liebhaber finden können. Auch war der praktische Theil seines Werkes viel zu unvollkommen. Hr. *Jäck* in Berlin leistete in letzterer Hinsicht mehr, aber seine Darstellungen der englischen und französischen Schriften waren nicht ganz den Foderungen angemessen, welche man jetzt an Werke dieser Art zu machen pflegt. Ähnlicher Tadel trifft andere Arbeiten. Die Schreibekünstler waren entweder keine Stilisten, oder die Stilisten keine Schreibekünstler, und so war immer die eine Hälfte der Arbeit, hier die theoretische, dort die praktische, unbrauchbar. Auch umfafst kein einziges der dem Rec. bekannten kalligraphischen Werke die Schreibekunst der Voraltern, welche doch auch in mehrfacher Hinsicht einem Kalligraphen vom Fach zu kennen nothwendig ist. Eben so mangel- und lückenhaft, wie die Literatur der Kalligraphie, war auch bisher die Kritik. Rec. erinnert sich nicht, in irgend einer kritischen Zeitschrift eine umfassende Beurtheilung irgend einer die Schönschreibekunst betreffenden Schrift gelesen zu haben; wenigstens ist ihm keine Recension vorgekommen, welche mehrere ähnliche Werke unter Einem Hauptgesichtspunct zusammenfafste. Unbedingte, allgemeine Lobpreisungen, bey welchen nicht tief in den Gegenstand eingedrungen wird, können den Namen einer Recension nicht verdienen. Auch kann dem Vf. mit dergleichen wenig gedient seyn: denn er erfährt nicht, wo er gefehlt hat, und was er künftig zu verbessern habe. Rec. unternimmt es daher, die oben verzeichneten kalligraphischen Werke hier in eine Gesammtrecension zusammenzufassen, und, indem er jedes einzelne unparteyisch würdigt, zu zeigen, worauf es bey der Kalligraphie ankomme. Er wird zwar alle diese Werke der Reihe nach durchgehen, sich indefs zuweilen, wenn er es zur Erläuterung seiner Bemerkungen nöthig findet, erlauben, auch eines der übrigen Werke herbey zu ziehen.

Die obigen 12 Werke haben nicht alle einerley Tendenz. Bey den *Lehmann*'schen Werken No. 1 und 2 ist, wie die (eben nicht wortkargen) Titel aussagen, nur die Erlernung der „englischen Geschäftshand" und der „deutschen Nationalschrift" (eine, beyläufig bemerkt, unlogische Distinction; Geschäftshand und Nationalschrift schliefsen sich ja gegenseitig nicht aus) die Hauptsache, und der Vf. hat seine Arbeit für „Schul-, Privat- und Selbst-Unterricht," oder für „Stadt-, Land- und Handlungs-Schulen, desgleichen für Alle, die sich selbst zu Schönschreibern und Schreiblehrern bilden und als solche vervollkommnen wollen" bestimmt. Wir müssen hier sogleich bemerken, dafs alle die Letztgenannten durch ein und dasselbe Werk nicht zu befriedigen seyn dürften. Stadt-, Land- und Handlungs-Schulen haben durchaus nicht einerley Bedürfnisse, und wer ein tüchtiger Schönschreiber werden will, kann sich nicht mit Englisch und Deutsch begnügen, angenommen auch, dafs, was Hr. *L.* so nennt, wirklich ächte englische und deutsche Schrift wäre. Der Verfolg dieser Recension wird nicht nur das Gegentheil, sondern auch zeigen, dafs Hr. *L.* zunächst nur die Bedürfnisse der *Land-* und *niederen Stadt*-Schulen im Auge hatte. Zur Einsicht in seine Methode müssen wir mit No. 2 beginnen, indem No. 1, obwohl früher er-

schienen, ohne dasselbe nicht zu verstehen und zu gebrauchen ist.

Der Inhalt von No. 2 zerfällt im Allgemeinen in einen *theoretischen* und in einen *praktischen* Theil. Die Theorie beginnt mit den *Anfangsgründen der Geometrie* in Hinsicht auf die Schönschreibekunst, lehrt die *Auflösung einiger* im Folgenden anzuwendenden *Aufgaben*, und geht dann (S. 40 f.) zu den *Grundsätzen der „englischen Geschäftshand" und „deutschen Nationalschrift"* über. Nach einer Einleitung, worin von der Schreibekunst im Allgemeinen, deren Geschichte, Wichtigkeit u. s. w. die Rede ist, werden (S. 84) die *ersten Grundsätze der Ästhetik*, in Beziehung auf Schönschreibekunst, hierauf (S. 91) *ästhetische und geometrische Regeln* zur „englischen Geschäftshand" und „deutschen Nationalschrift" mitgetheilt, an welche sich (S. 176) Belehrungen über *Werkzeuge*, *Materialien* und *Vorbereitungsmittel* u. s. w., und endlich (S. 295) über die *Elementar-Lehrart des Schön- und Geschwind-Schreibens* anschliessen. Der praktische Theil besteht in den bereits bey der Anzeige des Titels erwähnten, in Kupfer gestochenen *Vorlegeblättern* und *Erläuterungen*.

Man sieht aus dieser allgemeinen Übersicht, dass es Hn. L. um möglichste Vollständigkeit und besonders um Gründlichkeit zu thun war. Ob er diese Zwecke überall erreicht habe, wird aus nachfolgenden Bemerkungen über das Ganze und mehrere einzelne Theile des Werkes hervorgehen, wobey jedoch Rec. erinnert, dass er sein Hauptaugenmerk bloss auf den *kalligraphischen* Theil richten, und das Pädagogische hier ausser Acht lassen werde. Auch wird er sich bloss auf die Gegenstände beschränken, durch welche sich ein Urtheil über die Brauchbarkeit des einen oder anderen Werkes begründen lässt.

Unseres Bedünkens ist der ganze Anfang des theoretischen Theils von S. 1 — 40, welcher die Anfangsgründe der Geometrie enthält, überflüssig. Zugegeben auch, dass die Schönschreibekunst einen geometrischen Grund und Boden haben müsse: so konnte doch Hr. *L.* entweder voraussetzen, dass in jeder wohleingerichteten Bürger- und Land-Schule die Elemente der Messkunst unter die Lehrgegenstände aufgenommen seyn werden, oder er durfte nur auf ein gutes Lehrbuch der Geometrie für Volksschulen verweisen. Wir sehen ferner aus diesen Anfangsgründen, wozu sich auch im Verfolg des Werkes noch öftere Beyspiele darbieten, dass das Bestreben, gründlich zu seyn, Hn. *L.* sehr oft zu einer fast unerträglichen Weitschweifigkeit veranlasst hat. Zum Beweis stehe hier die erste Aufgabe S. 15. „Eine gerade Linie zu ziehen. Auflösung: Um eine gerade Linie (a b Fig. 1 Taf. 1) auf einer Fläche, z. B. auf Papier, zu ziehen, bedient man sich eines auf beiden Seiten (a b, c d) gut gehobelten *hölzernen Lineals* (nach §. 51). Dieses legt man auf eine Fläche, und zieht mit einem Bleystifte oder einer Reissfeder (s. §. 52) an einer Seite (a b) desselben die Linie a b. — Die gerade Seitenfläche (a b) des Lineals bestimmt jederzeit die Richtung des Zeichenstiftes u. s. w., so dass er eine *gerade Linie* beschreiben muss."

Erst mit dem §. 26 S. 53 nähert sich der Vf. seinem Zwecke. Wenn er aber sagt: „Bekanntlich begreift die ganze europäische Schönschreibekunst *vier Hauptschriftarten* in sich, nämlich: die deutsche, lateinische, englische und französische Schrift; und jede dieser Schriftarten hat wieder, ausser ihren gewöhnlichen grossen Anfangsbuchstaben (Initialen) drey *Hauptformen* u. s. w., die am deutlichsten und auffallendsten bey der sogenannten *Fractur-*, *Canzley-* und *National-Schrift* im Deutschen, etwas weniger unterschieden aber in den übrigen Handschriften ist (sind)": so kann ihm Rec. darin nicht beystimmen. Die englische und französische Schrift gehören als *Species* unter das *Genus* der lateinischen, dagegen sind Fractur und Canzley, so wie Griechisch, Russisch, Hebräisch u. s. w. als Hauptarten anzuführen. Hat ja doch Hr. *L.* gleich vorher die Hebräer, Griechen, Sinesen, Russen u. s. w. als Nationen genannt, die ihre „eigenen Lesezeichen" (?) haben; also werden sie wohl auch ihre eigenen Schriftarten haben. *National*-Schrift kann unmöglich der *Canzley* und *Fractur* entgegengesetzt werden. Denn was hindert die letzten zwey Arten, ebenfalls *national* zu seyn? Aber freylich, Hr. *L.* versteht (S. 54) unter Nationalschrift so viel als *Current*, dürfte jedoch Mühe haben, diesen willkührlich angenommenen Sprachgebrauch grammatisch und logisch zu begründen. Nicht minder unrichtig ist es, wenn er die Canzley in die *gewöhnliche Canzley* und (in die) *Fractur* eintheilt, und von der letzten behauptet, dass sie nur eine „*grössere Art* der üblichen Canzleyschrift sey." Beides sind wesentlich von einander verschiedene Schriftarten. Die Kurzbuchstaben, die Ober- und Unter-Längen, und die Initialen sind bey der Fractur nach ganz anderen Verhältnissen gebildet, als bey der Canzley. Rec. verweist hier auf *Küfels Meisterstücke*, wo auf den Platten No. 94 und 108 dieser Unterschied sehr deutlich zu sehen ist.

Was Hr. *L.* in §. 27 und 28 über den Zweck des Schönschreibens, die nothwendigsten Erfodernisse einer jeden Handschrift, und allgemeine Kennzeichen einer wahrhaft schönen Geschäftshand überhaupt sagt, ist sehr ungenügend. Eben so der §. 29, wo Hr. *L.* zu beweisen sucht, „dass die Schönschreibekunst allerdings unter die Classe der *schönen Künste* zu rechnen sey." Dieser Beweis wird mit dem 36 §. aus *Irwings Ästhetik* geführt, der hier vollständig, nebst den dazu gehörigen Anmerkungen, mitgetheilt wird. Daraus geht hervor, dass die Schönschreibekunst nur eine *relativ schöne Kunst* genannt zu werden verdiene, indem die Bildung der Schriftzüge nicht mit voller Freyheit geschehen kann, sondern an eine gegebene, ursprünglich bey Erfindung oder Annahme der Schrift schon bestimmte Gestalt der Buchstaben gebunden ist. Das Schöne bey der Schrift ist also nur Beywerk, keinesweges Hauptsache. Möchte diess doch von vielen sogenannten Kalligraphen beherzigt werden, welche ihre Buchstaben dermassen mit Zügen und Schnörkeln belasten, dass ihre ursprüngliche Form, welche allein die Schrift lesbar oder zur eigentlichen Schrift macht, fast nicht mehr wahrzunehmen ist! Was Hr. *L.* zu jenem §. 29 noch hinzufügt,

besteht in einer langen Note, worin über die Wörter *Schönschreibekunst*, *Schönschreibung*, *Schönschrift*, *Schönschreiberey* viel Verworrenes gesagt wird. Die Hauptfrage, worauf hier Alles ankommt: „Was ist denn nun schön in der Schrift?" bleibt unbeantwortet, und es geht daraus hervor, dafs Hr. *L.* selbst noch keine gründlichen Kenntnisse der Ästhetik, wenigstens so viel davon zur Kalligraphie gehört, besitzen möge.

Noch mehr überzeugt uns von der letzten Vermuthung der zweyte Abschnitt S. 84: *Die ersten Grundsätze der Aesthetik in Beziehung auf die Schönschreibekunst.* Trotz dem, dafs wieder eine lange Stelle aus Krug abgeschrieben wird, erfahren wir doch nicht, warum eine Schrift schöner ist als die andere; aber wohl (§. 54), „dafs die *Schönheit* es ist, welche *das Anmuthige einer Schrift ausmacht*, und *die Wohlanständigkeit voraussetzt*, so wie auch ebenfalls ohne Zweckmäfsigkeit, d. i. ohne Deutlichkeit u. dgl. nicht Statt finden kann." Hr. *L.* sagt ferner (S. 85): „Die Regeln des Schönen jeder Art müssen aus dem Wesen und Inhalt der Schönheit überhaupt entwickelt werden, welches die *Ästhetik* lehrt. (Hier die Note aus Krug.) Das Wesen der Ästhetik aber, in kalligraphischer Hinsicht, ist: (wenigstens nach meinen Ansichten) 1) Einfachheit; 2) anmuthige Leichtigkeit; 3) gefällige Form; 4) Übereinstimmung; 5) Unterscheidung oder Auszeichnung; 6) Ebenmafs; 7) Deutlichkeit und Bestimmtheit; 8) Proportion; 9) Richtigkeit und Reinheit; 10) Natürlichkeit oder Übereinstimmung mit dem Zwecke, und endlich 11) Ordnung." Aus den Erläuterungen, die Hr. *L.* in den Noten zu diesen 11 Puncten der kalligraphischen Schönheit giebt, erfährt gleichwohl niemand, worin die „anmuthige Leichtigkeit" und die „gefällige Form" bestehen, und es zeigt sich auch, dafs sich ihre Zahl auf viel weniger hätte zurückführen lassen. Denn offenbar sind 5 und 7, so wie 4, 6 und 8, nicht wesentlich von einander verschieden. Endlich wird noch S. 88 gesagt, dafs „alles *Steife*, *Gezierte*, *Überladene* und *Schwerfällige* gegen den guten Geschmack streite und das Schönheitsgefühl beleidige," und dafs insbesondere zur Schönheit der englischen Geschäftshand und deutschen Nationalschrift folgendes gehöre: 1) Schärfe und 2) Reinheit des Strichs, 3) schöne Form, 4) richtiges Verhältnifs, 5) gefällige Lage der Buchstaben und 6) regelmäfsige Entfernung des einen von dem andern. Die Hauptfragen: „worin besteht die schöne Form," das „richtige Verhältnifs," die „gefällige Lage" u. dgl.? werden wieder nicht beantwortet, und eben so wenig ist erläutert, worin das Steife, Gezierte, Überladene und Schwerfällige bestehe. Hr. *L.* hätte sich überhaupt auf diesen Wortkram nicht einlassen, sondern sich damit begnügen sollen, *gute Muster vorzulegen.* Denn alle diese Eigenschaften des Kalligraphischen lassen sich nicht in Worte und bestimmte Regeln fassen, und sich noch weniger aus philosophischen Principien entwickeln. Das Schöne in der Schreibekunst beruht grofsentheils, wie bey so manchen andern Dingen, auf Convention, Herkommen, von Kindheit auf gewohnten Ansichten, ja nicht selten Vorurtheilen u. dgl. Wie könnte sonst der feingebildete Franzose seine Nationalschrift (man sehe nur in Küfels Meisterstücken die Platten nach Fouqueur, welche doch ganz national sind,) für eben so schön halten als der Engländer die seinige? Wenn wir die Schriftarten einzelner Völker zergliedern: so stofsen wir überall auf Willkührliches, das aber durch langen Gebrauch geheiligt worden. Womit will z. B. Hr. *L.* beweisen, dafs nur die Buchstaben schön seyen, welche entweder senkrecht stehen, oder nach der *rechten* Seite liegen, nicht aber jene, die sich *links* neigen? Blofs die Gewohnheit von Jugend auf, macht es, dafs wir jene Stellungen schöner als die letztere finden; an sich aber ist kein Grund vorhanden, warum ein Strich wie dieser \ schlechter aussehen soll als dieser / . Womit beweist uns ferner Hr. *L.*, dafs nur *seine* Neigung der schiefen Buchstaben, nämlich unter einem Winkel von 53°, schön sey, aber nicht unter einem von 50° oder 56°? Womit beweist er ferner den Vorzug seines Verhältnisses der Breite der Kurzbuchstaben zu ihrer Höhe, nämlich von 1 : 8, vor einem andern, z. B. 1 : 7 oder 1 : 9? Wenn Hr. *L.* ferner für das Englische und Deutsche einerley Schönheitsregeln aufstellt: so verräth er dadurch seine Unkenntnifs der *charakteristischen Verschiedenheiten* beider Schriften, woraus auch die unrichtige Foderung entsprungen ist, mit dem Englischen anzufangen und das Deutsche darauf folgen zu lassen. Die deutschen Grundstriche sind scharf abgespitzt und eckig, und werden von unten auf verbunden auch ohne alles Absetzen der Feder in Einem fort geschrieben. Die englischen dagegen sind gerundet, unten stumpf, und werden durch jedesmaliges Absetzen der Feder mittelst eines auf die Mitte des vorhergehenden angesetzten Haarstrichs verbunden. Welche Erleichterung gewährt es also dem Lehrling für das Deutsche, wenn er den Anfang mit dem Englischen gemacht hat?

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Sulzbach, b. Seidel. *Katechismus für die studirende und gröfsere christlich-katholische Jugend, und zum Gebrauche derer, welche den im katholischen Christenthume schon erhaltenen Unterricht befestigen und beleben wollen.* Von *Joseph Weber*, der Theologie Doctor u. f. w. Zweyte verbesserte Auflage. 1819. 445 S. 8. (8 gr.)

Salzburg, in der Mayer'schen Buchhandl.: *Lehr- und Beth-Büchlein sowohl für die kleinere, als gröfsere Jugend, auch noch von Erwachsenen zu gebrauchen*, von *P. Aegidius Jais.* Eilfte, neu bearbeitete, vermehrte, einzig rechtmäfsige Ausgabe. 1819. VI u. 184 S. 8.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 0.

SCHÖNSCHREIBEKUNST.

1) Gotha, b. Ettinger: *Methodische Elementar-Schreibebücher*, von *F. W. Lehmann* u. s. w.

2) Gotha, b. Hennings: *Versuch eines theoretisch-praktischen Lehrgebäudes der Schönschreibekunst.* — Von *F. W. Lehmann* u. s. w.

3) Crefeld, b. Vf.: *Le Maître d'Ecriture des Commerçans* par *Jean Heinrigs* u. s. w.

4) Leipzig, b. Trautwein u. Cöln, b. Vf.: *Englische Schulvorschriften mit deutschem Text* — Von *J. Heinrigs* u. s. w.

5) Ebendaselbst: *Allgemeine deutsche Schulvorschriften für den ersten Unterricht im Schönschreiben*, von *J. Heinrigs* u. s. w.

6) Ebendaselbst: *Musterblätter für Liebhaber der höheren Kalligraphie.* Von *J. Heinrigs* u. s. w.

7) Prag, b. Enders: *Anleitung zum Schön- und Geschwind-Schreiben.* Von *J. J. Küfel* u. s. w.

8) Ebendaselbst: *Der vollständige Taschenschreibmeister.* Von *J. J. Küfel* u. s. w.

9) Prag, b. Micheletto u. Leipzig, in Commiss. b. Klein: *Vorschriften* von *J. Küfel* u. s. w.

10) Prag, b. Calve: *Meisterstücke der Schönschreibekunst.* Von *J. J. Küfel* u. s. w.

11) Ebendaselbst: *Anweisung und Grundlagen zur Schönschreibekunst für diejenigen, welche sich dem Handelsstande und anderen Gewerben widmen.* Aus *Küfels* Meisterstücken der Schönschreibekunst besonders abgedruckt u. s. w.

12) Ebendaselbst: *Übungen in der Schönschreibekunst für diejenigen, welche sich dem Handelsstande und anderen Gewerben widmen.* Aus K's. Meisterstücken besonders abgedruckt u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der dritte Abschnitt der zweyten Abtheilung enthält *ästhetische und geometrische Regeln zur englischen Geschäftshand.* Hr. *L.* beginnt hier §. 35 ganz unnöthigerweise mit dem Satze: „Alle *Laute der englischen Sprache* werden durch nachfolgende Buchstaben ausgedrückt:“ und liefert nun ein (gedrucktes!) Alphabet der *lateinischen Cursivbuchstaben.* Aber sind denn Buchstaben, wie *ä*, *ö*, *ü*, auch Ausdrücke von englischen Sprachlauten? Und was gehn dem Schüler der Schönschreibekunst überhaupt die Laute der Sprache an? Hr. *L.* nimmt, wie aus mehreren Stellen der Umschläge zu den Elementar-Schreibebüchern hervorgeht, *Englisch* als gleichbedeutend mit *Latein*, was für Volksschulen allerdings zweckmäfsig seyn mag, da der Bürger und Landmann mit einerley Art von lateinischer Schrift für alle Bedürfnisse ausreicht. Aber dann erscheint diese Verweisung aufs Englische noch mehr überflüssig. Hr. *L.* theilt weiter das kleine Alphabet in *drey Classen*, nämlich in *Kurzbuchstaben*, „welche weder Ober- noch Unter-Länge haben,“ *Mittelbuchstaben*, entweder mit Ober- oder Unter-Längen, und *Langbuchstaben*, mit Ober- und Unter-Längen zugleich. Das grofse Alphabet zerfällt nur in zwey Classen, *Mittelbuchstaben* und *Langbuchstaben.* Überflüssig erscheint uns in §. 36 die Eintheilung der Haarstriche in *Anfangs-, Binde-* und *End-Haarstriche;* eher hätte Hr. *L.* zeigen sollen, wie Haar- und Grund-Striche in verschiedenen Haltungen der Feder begründet sind; was er darüber im Anfange dieses § vorbringt, ist ungenügend. Von den „*vorzüglichsten neun Grundstrichen,*“ welche auf den Zeilenvorschriften No. 1 bis 8 vorgestellt seyn sollen, haben wir daselbst nur *acht* gefunden. Vermuthlich ist also *neun* ein Druckfehler. Aber auch diese acht Grundstriche sind nicht mit der Vollkommenheit, die sie als Muster für den ersten Anfang haben sollten, dargestellt. Man vergleiche sie mit den Grundstrichen bey *Heinrigs* im ersten Hefte des Schreibmeisters, und mit Tab. 3 der *Küfel*'schen Meisterstücke, um sich zu überzeugen, wie sehr sie diesen nachstehen. Auch gehören zur „englischen Geschäftshand“ durchaus nicht die Corporalstöcke, von welchen Hr. *L.* 12 Stück auf der ersten Linie abgebildet hat. Solche Grundstriche, die nicht mit einem Haarstriche anfangen, kommen auch in den Kurzbuchstaben nicht vor.

Von §. 37 an erklärt sich der Vf. über die *Gröfsenverhältnisse* der Buchstaben. Er nimmt als Einheit des allgemeinen Mafsstabes (als *Modul*, wie er es in seiner Kunstsprache nennt) „die Breite des einfachen *kleinen horizontalen Federstrichs*“ (hier ist nun ein gewöhnlicher Gedankenstrich — eingeklammert) an, „welcher durch den, weder zu leichten noch zu starken, folglich *mittelmäfsigen Druck* des Schnabels einer mit Tinte (Dinte) versehenen (das versteht sich ja wohl

von selbst?) regelmäſsig geschnittenen Feder entsteht.“ Erst durch die Betrachtung der Kupfertafel Tab. V. Litt. B, auf welche der Vf. verweist, sieht man, was er will. Er will nämlich als *Modul* ein *Quadrat gebraucht wissen, dessen Seite gleich ist einer Schnabel-* (oder, wie gewöhnlich gesagt wird, einer Feder-) *Breite*. Warum hat sich Hr. *L.* nicht auf diese Weise kürzer, deutlicher, und seiner Neigung zu geometrischer Begründung der Kalligraphie gemäſser ausgedrückt? Zur senkrechten Höhe des Hauptgrund- oder *i*-Strichs nimmt er *acht* über einander gesetzte *Modul* an, so daſs sich die Stärke des Hauptgrund- oder *i*-Strichs zu seiner senkrechten Höhe wie 1 zu 8 verhält. Hier muſs bemerkt werden, daſs die Schriftmodul-Skale auf Tab. V, die hier zur Erläuterung dienen soll, keinesweges mit geometrischer Genauigkeit gearbeitet ist. Die seynsollenden Quadrate rechts und links sind zuweilen Parallelogramme, und die durch das *i* gehende punctirte Queerlinie theilt das Ganze nicht genau in zwey gleiche Hälften. Der „Selbstlehrling,“ für welchen doch, dem Titel zufolge, diese Anleitung gleichfalls bestimmt ist, dürfte hier schon beym Anfange des Unterrichts ungewiſs werden, und nur ein Lehrer der Kalligraphie, welcher bereits gründlicher über das Ganze dieser Kunst belehrt ist, vermag sich in den Sinn des Vfs. hineinzudenken.

Wenn Hr. *L.* in §. 39 zur Entfernung der einzelnen Grundstriche in den Kurzbuchstaben *n* und *m* das Maſs von zwey Modul wählt, so daſs sich die ganze Breite des *n* zu seiner senkrechten Höhe wie 4 zu 8 oder wie 1 zu 2 verhält: so muſs Rec. dieses Verhältniſs allerdings für sehr einfach halten; aber diese Entfernung scheint ihm bey der angenommenen Stärke des Grundstrichs zu eng und der Schönheit der ganzen Schrift nachtheilig. Beyläufig bemerkt Rec., daſs eine so abgespitzte Feder, wie sie auf Tab. V bey der Schriftmodul-Scale abgebildet wird, viel eher zur Fractur, als zur englischen Current tauglich seyn möchte. Im §. 40 sagt der Vf. ferner: „Der *Anfangs-* und *End-Strich* (nämlich Haarstrich) im *i* muſs bis an seine *halbe Höhe*, ingleichen der *Anfangs-* und *Binde-Strich* im *n* von seiner Mitte an, dessen *Endhaarstrich* aber von seinem Fuſse bis zur Mitte desselben *aufwärts* — und sämmtliche drey Zartlinien mit einander *parallellaufend* gezogen werden; jedoch darf die gröſste Entfernung sämmtlicher *Anfangs-* und *End-Striche* von ihrem Hauptgrundstriche höchstens nur zwey Modul betragen“ u. s. w. Dieſs klingt nun recht gründlich; aber leider hat der Vf. diese Regeln auf Tab. V selbst nicht streng befolgt. Weder in dem groſsen Muster-*n* links bey der Scale, noch bey allen übrigen Beyspielen desselben Blattes fängt der Bindestrich des zweyten Grundstrichs in der Mitte des ersten, sondern sichtlich höher an, meist in der Mitte der oberen Hälfte. Genauer ist es weiter vorn bey den Zeilenvorschriften beobachtet. Dagegen finden wir hier wieder Verstöſse gegen die Entfernung der Grundstriche von einander. Bey der Betrachtung der Linie No. 4 z. B. sieht man sogleich, daſs der Anfangshaarstrich überall bis zum 4ten Pünctchen, manche sogar bis zum 5ten gehen; da ist also das vorgeschriebene Maſs der Entfernung von 2 Modul schon verdoppelt worden. Rückt man nun, wie es auf Tab. V geschehen zu seyn scheint, die Grundstriche näher an einander, damit der Regel ihr Recht geschehe: so kann begreiflich der Bindestrich nicht in der Mitte, sondern muſs weiter oben anfangen. Auch die Zeilenvorschriften No. 41 bis 88 zeigen beym ersten Anblick wenig Übereinstimmung zwischen Theorie und Praxis in Hinsicht jener Regeln. In welchen anderen Widersprüchen die Kupfertafeln noch mit dem gedruckten Texte stehen, wird sich weiterhin zeigen.

In §. 41 wird die Höhe, Tiefe und Breite der englischen *Versal*-Buchstaben bestimmt. Die Mittelbuchstaben *A, B, C, D* u. s. w., welche nur eine Oberlänge haben, erhalten zum Höhenmaſs zwey *i*-Höhen, oder 16 Modul, die drey Langbuchstaben *G, J* und *Y*, welche eine Ober- und Unter-Länge zugleich haben, erhalten zur ganzen Länge drey *i*-Höhen oder 24 Modul. In §. 42 wird nun auch die Höhe und Tiefe der Mittelbuchstaben des *kleinen Alphabets* auf 16 Modul, und die ganze Länge der Langbuchstaben eben dieses Alphabets gleichfalls auf 24 Modul festgesetzt. Die Versalien sind also um nichts höher oder tiefer, als die Mittel- oder Lang-Buchstaben des kleinen Alphabets. Damit ist nun zwar Rec. nicht einverstanden, geht aber darüber hinweg, weil die Observanz diesem wenigstens nicht entgegen ist. Wichtiger aber ist der Fehler, daſs Hr. *L.* die *geschlungenen* Mittel- und Lang-Buchstaben (*l, h, g, f*) nicht höher und tiefer macht, als die *nicht geschlungenen* (*d, p* u. s. w.) Was er wegen dieses Punctes in den Anmerkungen zu seiner Rechtfertigung anführt, hält nicht Stich. Er meint, daſs durch jenen Grundsatz der Engländer die Ausführung der *Schön-* und *Schnell-Schrift* ungemein erschwert, durch die Anwendung des seinigen aber *erleichtert* werde. Den spieſsbürgerlichen Grund, welchen Hr. *L.* für seine Regel von der *Papier-Ersparniſs* hernimmt, weil nämlich *seine* Zeilen *enger* geschrieben werden könnten, hätten wir in einem Werke nicht erwartet, worin so hoher Werth auf die *Ästhetik* gelegt wird. Was würde Canova sagen, wenn ihm Jemand zumuthete, von einer Bildsäule etwa den Helm wegzulassen, weil dadurch ¾ Centner Marmor erspart werden könnte?

Einen neuen Beweis, wie wenig Hr. *L.* mit sich und seiner Theorie im Reinen ist, liefert der Schluſs des 41 §.: „Zu der *Breite* dieser Versalien läſst sich aber nicht leicht eine Regel nach geometrischen Verhältnissen, ohne ins Ängstliche zu fallen, bestimmen (warum denn nicht? Und ist es denn nothwendig, daſs man ins Ängstliche fällt? Dann müſste ja dieſs auch bey den Regeln für die Höhe und Tiefe, und für die Breite der *Kleinbuchstaben* Statt finden!) sondern es ist hier nur zu bemerken, daſs ihre Schönheitsformen überhaupt sich mehr in die Länge, als Breite ziehen müssen. Durch Befolgung dieses Grundsatzes wird das *Schlanke* und *Anmuthige* in diesen Versalschriftzeichen möglichst befördert.“ Was soll man sich dabey denken, „daſs die Schönheitsformen der Versalien überhaupt sich mehr in die Länge als Breite ziehen müssen“? Was sind denn vor allen Dingen die Schönheitsformen? Was heiſst:

ſie ziehen ſich in die Länge? Und was heiſst: ſie ziehen ſich in die Breite? Will Hr. *L.* ſagen: die Verſalien ſind ſchöner, wenn ſie länger ſind als breit? Wie ſtimmt dieſs mit ſeinen Kleinbuchſtaben überein? Jene ſollen ja nicht höher ſeyn, als dieſe, müſſen alſo, wenn ſie ſchlank ſeyn ſollen, nothwendig dünner werden, als die Kleinbuchſtaben.

Was die *Lage* (oder *Neigung*) aller Buchſtaben ſowohl des groſsen als des kleinen engliſchen Alphabets betrifft: ſo beſtimmt Hr. *L.*, daſs ſie unter einem Winkel von 53° gegen die Zeilenlinie geneigt ſeyn ſollen. In wiefern die Buchſtaben dabey ſchöner ausfallen, als bey einem gröſseren oder kleineren Winkel, iſt nicht erwieſen. Rec. hat ſich ſchon weiter oben darüber geäuſsert. Aber auch hier muſs getadelt werden, daſs die Praxis abermals mit der Theorie nicht übereinſtimmt. Ein Blick auf Tab. V zeigt, daſs eine Menge von Buchſtaben von jenem Winkel abweichen; ſo z. B. das *W* auf der zweyten Zeile, *G* und *Y* auf der dritten, ferner die Kleinbuchſtaben *a*, *e*, *i*, *m*, der erſte Grundſtrich des *n*, *u*, *v*, *w*, *ck*, *ch*, *tz*, *ſ*, *ph*. Rec. hat keinen Transporteur bey der Hand, aber das bloſse Augenmaſs lehrt, daſs der Winkel z. B. beym mittleren Grundſtriche des *ck* mehr als 60° beträgt. Hr. *L.* kann vielleicht die Schuld dieſer Inconſequenz dem Kupferſtecher beymeſſen; aber warum hat er, als Verfaſſer, nicht ſorgfältiger corrigirt, warum nicht lieber die ganze Platte verworfen? Die geſtochenen Platten, nicht die Originalſchriften des Hn. *L.*, ſind es, die das Publicum bezahlt, und die „hochachtbare Kaufmannſchaft zu Amſterdam, Berlin, Braunſchweig, Bremen, Frankfurt a. M., Hamburg, Königsberg, Leipzig, Memel, München, Prag, Wien und Zürch" (welcher der Vf. ſein Werk dedicirt hat), wird eben ſo wenig, als die zu Altona, Baſel, Chriſtiania, Dresden, Elberfeld, Frankfurt a. d. O., Gradiska, Lübeck, Magdeburg, Riga, Trieſt und Zittau (der er es aus unbekannten Gründen *nicht* dedicirt hat) ihr Geld für unbrauchbare Muſterblätter wegzugeben Luſt haben.

Wir dürfen, wenn dieſe Recenſion nicht zu einem Buche anwachſen ſoll, dem Vf. nicht ferner Seite für Seite folgen. Ohnehin iſt jetzt der Geiſt ſeines Werkes zur Genüge kenntlich. Daher gehen wir ſogleich zum vierten Abſchnitte über, welcher „*Äſthetiſche und geometriſche Regeln zur deutſchen Nationalſchrift*" enthält. Hr. *L.* will die deutſche Schrift im Weſentlichen nach den Verhältniſſen der engliſchen gebildet wiſſen; dieſe Idee iſt nicht übel, hätte aber conſequenter durchgeführt werden ſollen. Ordnung, Methode, Terminologie ſind hier die nämlichen, wie bey der engliſchen Schrift; auch wird wieder der Anfang mit den *Lauten* der deutſchen Sprache gemacht, und die Definition des *Moduls* iſt eben ſo unverſtändlich, wie dort. Zur ſenkrechten *Höhe* eines Hauptgrund- oder *i*-Strichs nimmt er *drey* ſenkrecht über einander geſetzte *Modul* an. Zum Maſs der Entfernung für die Grundſtriche der Buchſtaben *n* und *m* fand er die *Länge eines Hauptgrundſtriches* oder 3 Modul am ſchicklichſten, und für die ſchräge *Lage* der *Grundſtriche* nimmt er gleichfalls einen Winkel von 53° an, doch ſollen die *Bindeſtriche* nur eine Neigung von 23° haben. Die Buchſtaben mit *Oberlängen* ſollen 4 Grundſtrichhöhen oder 12 Modul haben, und die mit *Unterlängen* eben ſo hoch ſeyn; die *Langbuchſtaben* erhalten 21 Modul. Die Verſalien ſind nicht länger, als die Mittel- und Lang-Buchſtaben; was ihre *Breite* betrifft: ſo meint Hr. *L.* gleichfalls, daſs ſich hier „nicht leicht eine Schönheitsregel geometriſch beſtimmen laſſe, ſondern ihre Formen müſsten ſich ebenfalls mehr in die *Länge* als in die *Breite* ziehen." Wie nichtsſagend dieſe Beſtimmung ſey, haben wir oben gezeigt.

Die nun nach dieſen Verhältniſſen gebildete deutſche Schrift, wenigſtens wie ſie auf den Muſtervorſchriften hier erſcheint, können wir nicht ſchön nennen, und wir fragen die „hochachtbare Kaufmannſchaft von Amſterdam bis Zürch," ob ſie einen Commis, der nichts weiter als dieſe ſogenannte Nationalſchrift gelernt hätte, wohl ſo bald in ihren Comptoirs anſtellen würde? Man überzeugt ſich bald, daſs das angenommene Maſs für Höhe und Tiefe der Mittelbuchſtaben von drey Grundſtrichhöhen zu groſs iſt. Das *a* hat dieſelben Fehler, die wir ſpäter bey dem von *Heinrigs* nachweiſen werden; *r* und *v* ſind ſo gebildet, daſs ſie bey flüchtigen Schreibern leicht ihr Unterſcheidendes verlieren können, wie denn dieſs auch Hn. *L.* ſelbſt in ſeinen eigenen Muſtern begegnet iſt; man vergleiche deſshalb No. 10 und 15 der deutſchen *Groſsſchrift* mit No. 49, 50, 51 und 52 der deutſchen *Kleinſchrift*, wo die Wörter: *Narren*, *Freunde*, *werden*, *Ordnung*, *erſte*, *Präge*, *Herz* dieſs deutlich zeigen. Die Häkchen am *ſ* und *t* ſind eben ſo wenig zu empfehlen; ſie laſſen ſich durch einen einfachen Querdruck der Feder zum Vortheil der Schrift leicht erſetzen. — Ein anderer Fehler der *Lehmann*'ſchen Nationalſchrift iſt, daſs die erſten kurzen Grundſtriche am *d*, *f*, *ff*, *ſ*, *ſt*, *ſs*, welche, wie alle übrigen Grundſtriche, von der rechten zur linken Hand gehen, oder nach der rechten Seite geneigt ſeyn ſollten, hier durchgängig entweder von der linken zur rechten gehen, und alſo nach der linken Seite hin geneigt ſind, oder wenigſtens ſenkrecht ſtehen. Viele der am häufigſten vorkommenden Buchſtaben tragen die Anlage zur Zweydeutigkeit in ſich, namentlich *a* und alle aus dem *o* gebildeten, z. B. *g* und *q*, dann auch *d*, *e*, *k*, *r*, *fft*. Hr. *L.* vergiſst, daſs es ſich nicht bloſs darum handle, das *d* vom *D* zu unterſcheiden; es muſs auch vom *d* aller übrigen Handſchriften unterſchieden ſeyn, oder im Allgemeinen: jeder einzelne Buchſtabe muſs vollkommen charakteriſirt ſeyn. Die deutſchen Zeilenvorſchriften ſind häufig ſehr leichtſinnig behandelt. Man betrachte z. B. die Verſchiedenheit der Grundſtriche, deren ſich der Vf. zur Bildung des *o*, *p* und *x* bedient; man vergleiche den erſten einzelnen Grundſtrich in der Zeile No. 11 mit den darauf folgenden *p* und *x*, und man wird bemerken, daſs der beym *x* ein ganz anderer iſt. Der vom *o* iſt um ⅓ kleiner. Auf No. 10 reicht der Anfangsſtrich für *o* und *a* bis an die Linie, in den dahinter folgenden beiden *a* iſt er wieder bedeutend kleiner!! Hr. *L.* ſagt in der Vorrede S. IV, daſs er ſich urſprünglich nach der „*Dresdner Archivhand*" gebildet habe.

Diese schimmert denn auch durch seine ganze sogenannte Nationalschrift sehr deutlich durch. Er ist nun freylich, wie er sagt, später zu anderen Schriften übergegangen, und hat sich die Vorzüge einer jeden anzueignen gesucht; aber es scheint ihm nicht gelungen zu seyn, sich der früheren übelen Angewöhnungen völlig zu entschlagen. Wenigstens lassen sich nur daraus die häufigen Abweichungen in den gestochenen Musterblättern erklären, wo z. B. auf No. 45 bis 60 eine Menge Grundstriche keinesweges den vorgeschriebenen Winkel von 53° halten, sondern sich, hier mehr, dort weniger, der senkrechten Stellung nähern. (Bey No. 57 bis 60 sind in unserem Exempler die Nummern ausgelassen.) Noch auffallender ist diess von No. 61 an. Auf Tab. VI sind die meisten Grundstriche der Kurzbuchstaben völlig senkrecht. Es ist diess um so mehr zu verwundern, da Hr. *L.* drey ganze Seiten (S. 132—135) dazu verwendet hat, den kalligraphischen Grundsatz der Obersachsen zu bekämpfen; welcher eben jene senkrechte Stellung der Kurzbuchstaben vorschreibt. Was Hr. *L.* im §. 68 noch über die *Entfernung* der Buchstaben und Wörter von einander sagt, wäre recht gut, wenn es nur auch auf den Musterblättern befolgt wäre. Allein wie viel Nachlässigkeiten finden wir hier! Man betrachte z. B. auf No. 84 die Wörter „*um seinen*" in der ersten Zeile, mit der ganzen dritten und vierten Zeile; eben so auf No. 85 die Wörter „*ansehnliche Grösse*" in der zweyten und „*so wie durch*" in der dritten Zeile. Hr. *L.* entschuldige sich nicht mit der Nachlässigkeit der Kupferstecher. So grobe Fehler konnten keinem nur einigermassen aufmerksamen Corrector entgehen, und die Platte musste so lange zurückgegeben werden, bis sie correct war, oder ganz weggeworfen werden.

Auf Tab. VIII theilt Hr. *L.* mehrere fehlerhafte Buchstaben mit, und zeigt, wie sie besser dargestellt werden sollen. Uns scheint diess überflüssig, da der Schüler, wenn ihm bloss *gute* Muster vorgelegt werden, schon von selbst vor den schlechten verwahrt bleibt. Einige der hier vorkommenden Dresdner Buchstaben, wie *p, s, ss* und *sst* sind auch wohl in guten Mustern nie vorgekommen, und mehrere andere, z. B. *e, o, a, r, v, d, g, f,* dürften da, wohin sie gehören, nämlich in die Dresdner Current, schärfer charakterisirt und consequenter durchgeführt seyn, als in Hn. *L's.* Nationalschrift. Ob diese Nationalschrift, wie Hr. *L.* am Schluss des §. 61 versichert, ein „*männliches Ansehen*" habe, darüber wären die Frauen zu befragen, welche in dieser Hinsicht mehr Tact haben sollen. Unseres Bedünkens sieht sie ziemlich hölzern aus, und diess dürfte wohl nicht unter die Bestandtheile der männlichen Schönheit gezählt werden.

Wir können jedoch, ohne ungebührlich weitläuftig zu werden, auch hier dem Vf. nicht weiter folgen, und eilen daher zum Schluss der Beurtheilung seines Werkes. Was von S. 175 an folgt, gehört zwar, als bloss *technisch*, streng genommen, nicht in ein Lehrgebäude der Kalligraphie, aber für die meisten Lehrer des Schreibens, sowie für alle Selbstlehrlinge wird ein so umständlicher Unterricht über die Werkzeuge, Materialien und andere Vorbereitungsmittel zum Schön- und Geschwind-Schreiben, der, wie man sieht, sich auf Erfahrung gründet, sehr nützlich seyn. Nur noch einige Bemerkungen über Einzelnes.

Mit dem *Federschnitt* des Hn. *L.* sind wir im Wesentlichen einverstanden; es ist schwer, über etwas, wobey es auf Handgriffe ankommt, sich durch Beschreibungen und Abbildungen deutlich zu machen; indess möchte Rec. zweifeln, dass sich mit einer Feder, wie die auf Tab. V dargestellte, ein englisches *n* oder *m* vollkommen werde bilden lassen. Die Spalte auf Tab. III sind wohl etwas zu lang. Nicht zu billigen ist, was Hr. *L.* von §. 112 S. 256 an über *Haltung des Körpers* u. s. w. sagt. Wenn der linke Arm *bis zum Ellbogen* auf dem Tische liegen soll: so ist nicht zu hindern, dass die Brust sich anlege, was doch gerade Hr. *L.* als der Gesundheit schädlich, mit Recht vermieden wissen will. Dass der Körper vom linken Arme getragen werde, ist gar nicht nothwendig; es führt zu einer Vorwärtsbiegung, die nicht ohne Nachtheil für die Gesundheit bleiben kann. Die rechte Hand hat „alle nöthige Freyheit zur Bewegung," wenn vom linken Arme *bloss die Hand* auf dem Tische liegt. Richtiger sind des Vfs. Bemerkungen über die Stellung der *Beine;* wie es denn überhaupt auf Tab. IV unter dem Tische viel besser aussieht, als auf demselben. Denn ausser der gerügten fehlerhaften Körperhaltung, in welcher sich alle drey Personen befinden, hat auch noch der der Dame gegenüber sitzende Herr den linken Arm so gar weit rechts auf das Papier gelegt, dass wir nicht gut einsehen, wie er, ohne die rechte Hand über die linke zu legen, die nächste Zeile anfangen will. Der Tisch ist für Erwachsene zu niedrig, die Tischplatte sitzt dem einen Herrn und der Dame auf den Schenkeln. Fig. 2 und 3 sind allerdings als falsche Federhaltungen angegeben; ob aber die Art, wie sie bey Fig. 4 und 5 abgebildet ist, richtiger sey, ist zu bezweifeln. Wenn der kleine Finger so senkrecht auf dem Papiere aufsteht, kann die Hand nur sehr schwer von der Stelle bewegt werden.

Es versteht sich nach allem dem, was wir bisher über das *Lehrgebäude* des Hn. *L.* gesagt haben, von selbst, dass wir über seine *Methodischen Elementar-Schreibebücher* keinesweges so günstig urtheilen können, als ein anderer Recensent vor uns in No. 85 des Jahrg. 1817 dieser Blätter gethan hat. Das Lehrgebäude ist bloss eine weitläuftigere Ausführung des Textes, welchen Hr. *L.* auf den Umschlägen der 6 Hefte dieser Schreibebücher liefert. Da weder von der deutschen noch von der englischen Schrift ein vollständiges Alphabet, sondern nur einzelne *in Holz geschnittene* Buchstaben mitgetheilt sind: so sehen wir auch gar nicht ein, was Lehrer und Schüler damit anfangen sollen. Dergleichen Linien, wie sie diese Hefte enthalten, passen doch nicht für *jede* Schrift, und es gehört bey Weitem keine so grosse Geschicklichkeit und kein so grosser Aufwand von technischen Mitteln, Schablonen, Maschinen u. s. w., als Hr. *L.* uns glauben machen will, dazu, sich dergleichen Schreibbücher selbst anzufertigen und zu liniiren.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

SCHÖNSCHREIBEKUNST.

1) Gotha, b. Ettinger: *Methodische Elementar-Schreibebücher*, von *F. W. Lehmann* u. s. w.

2) Gotha, b. Hennings: *Versuch eines theoretisch-praktischen Lehrgebäudes der Schönschreibekunst.* Von *F. W. Lehmann* u. s. w.

3) Crefeld, b. Vf.: *Le Maître d'Ecriture des Commerçans* par *Jean Heinrigs* u. s. w.

4) Leipzig, b. Trautwein u. Cöln, b. Vf.: *Englische Schulvorschriften mit deutschem Text.* — Von *J. Heinrigs* u. s. w.

5) Ebendaselbst: *Allgemeine deutsche Schulvorschriften für den ersten Unterricht im Schönschreiben*, von *J. Heinrigs* u. s. w.

6) Ebendaselbst: *Musterblätter für Liebhaber der höhern Kalligraphie.* Von *J. Heinrigs* u. s. w.

7) Prag, b. Enders: *Anleitung zum Schön- und Geschwindschreiben.* Von *J. J. Küsel* u. s. w.

8) Ebendaselbst: *Der vollständige Taschenschreibmeister.* Von *J. J. Küsel* u. s. w.

9) Prag, b. Micheletto u. Leipzig, in Comm. b. Klein: *Vorschriften*, von *Joh. Küsel* u. s. w.

10) Prag, b. Calve: *Meisterstücke der Schönschreibekunst.* Von *Joh. Jak. Küsel* u. s. w.

11) Ebendaselbst: *Anweisung und Grundlagen zur Schönschreibekunst für diejenigen, welche sich dem Handelsstande und anderen Gewerben widmen.* Aus *Küsels* Meisterstücken der Schönschreibekunst besonders abgedruckt u. s. w.

12) Ebendaselbst: *Übungen in der Schönschreibekunst für diejenigen, welche sich dem Handelsstande und anderen Gewerben widmen.* Aus K's. Meisterstücken besonders abgedruckt u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Was nun die kalligraphischen Arbeiten Hn. *Heinrigs*, zu dem wir jetzt übergehen, betrifft: so haben wir zum Gegenstande unserer Beurtheilung nur die oben mit No. 3, 4, 5 und 6 bezeichneten Werke gewählt, theils weil wir sie wirklich für seine vorzüglichsten halten müssen, theils weil Hr. *H.* selbst sie in eine gewisse Verbindung mit einander gebracht hat. Unter diesen haben wir wieder No. 3, oder das erste Heft des *Schreibmeisters* vorangestellt, weil es uns nicht nur die gelungenste aller *Heinrigs*'schen Arbeiten zu seyn scheint, sondern auch den grössten Reichthum an Schriftarten enthält, indem französische, italiänische, holländische und Fractur-Schriften bey den übrigen nicht vorkommen. Die „deutschen und englischen Vorlegeblätter, 4 Hefte in Quer-8.," sowie die „deutschen, französischen und englischen Vorschriften, 4 Hefte in Quer-4." halten wir neben jenen einer besonderen Beurtheilung nicht werth.

Es wird nöthig seyn, zu erfahren, aus welchen Gesichtspuncten Hr. *H.* selbst seine Werke beurtheilt wissen will. Er sagt in dem Vorbericht zu No. 5, *Allgemeine deutsche Schulvorschriften*: „dass sie durch *möglichste Zweckmässigkeit* und Wohlfeilheit den Wünschen der Lehrer und den Bedürfnissen der Schüler vollkommen entsprechen" sollen; ferner weiter unten: „Für den ferneren, über den Zweck dieser Blätter hinausgehenden Unterricht verweise ich auf meine unten angezeigten grösseren Anleitungen, welche für den Übergang vom Leichteren zum Schwereren hinreichende Übungsstücke enthalten. In den Vorlegeblättern, sowie im Schreibemeister ist auch ein *genau angegebenes Verhältniss über Lage, Tiefe, Höhe und Stärke der Buchstaben* befindlich, welches ich so einfach und leicht darzustellen mich bemüht habe, dass der Lehrer es im ersten Augenblick auffassen und seinen Schülern in einer Lection beyzubringen im Stande seyn wird. Für diejenigen, welche sich bloss meine Schulvorschriften anzuschaffen gesonnen sind, möge der nachstehende Auszug aus meiner, in den deutschen und englischen Vorlegeblättern befindlichen Anleitung zum Schönschreiben als nützliche Belehrung dienen." (Hier folgen nun einige sehr kurze Bemerkungen über *Sitz und Haltung des Körpers, Schnitt der Feder, Haltung und Führung der Feder, Lage des Papiers* und *Wahl der Schreibmaterialien*, auf welche wir später zurückkommen werden.)

Niemand wird nach dieser Einleitung glauben, dass die Messung, welche Hr. *H.* in diesen deutschen Schulvorschriften auf dem Blatte No. 1 giebt, wesentlich *verschieden* sey von derjenigen, welche sich im ersten Hefte des Schreibmeisters auf dem ersten Blatte der deutschen Schrift befindet. Und dennoch ist es so. Im *Schreibmeister* haben die Buchstaben mit Oberlängen

(in des Vfs. Kunstsprache *Oberfüssler*, was uns unpassend scheint; denn eine Verlängerung nach oben kann doch nicht *Fuss* heissen) 4 Grundstrichhöhen, die mit Ober- und Unter-Längen (nach Hn. *L. lange Buchstaben*) 3 von der Linie abwärts, also zusammen 7, mit Ausnahme des *h*, welches 7½ hat. Die Buchstaben mit Unterlängen (von Hn. *L. Unterfüssler* genannt), wie *g, j, p, x, y, z*, gehen 3½ Grundstrichlängen unter die Linie, und haben also im Ganzen eine Länge von 4½ Grundstrichen. Dagegen haben in den *Allgemeinen Schulvorschriften* die Buchstaben mit Ober- und Unter-Längen 8 Grundstrichhöhen, die über die Linie gehenden 5, und die unter die Linie gehenden auch 5 Grundstrichhöhen. Es ist also klar, dass wer nach diesen Schulverschriften den Unterricht anfängt, ihn nach dem Schreibmeister vernünftigerweise nicht fortsetzen kann, was doch Hr. *H.* wünscht. Der Schreibmeister ist allerdings einige Jahre früher erschienen, als die Schulvorschriften, und es ist möglich, dass Hr. *H.* während dieser Zeit seine Ansichten über die Massverhältnisse der deutschen Buchstaben geändert und berichtigt habe. Dann sollte er aber bey der letzten Arbeit nicht kurzweg auf die erste verweisen, sondern wenigstens mit einigen Worten auf obige Verschiedenheit aufmerksam machen. Rec. gesteht, dass diese gleich Anfangs gemachte Bemerkung von *Inconsequenz* des Vfs. keine günstige Meinung von dessen Gründlichkeit in ihm erweckt hat.

Betrachten wir nun die nach beiderley Verhältnissen des Hn. *H.* gebildete deutsche Schrift: so können wir sie, vor der Hand noch von der *Schönheit* abgesehen, wenigstens nicht unter die *fürs Geschäftsleben brauchbaren* rechnen. Die Ober- und Unter-Längen sind so lang, dass, um der *Leserlichkeit* willen, die Zeilen nothwendig ungebührlich weit aus einander gerückt werden müssen. Die Regel: eine gute Geschäftshand müsse so beschaffen seyn, dass eine mitten zwischen den Zeilen durchgezogene gerade Linie weder die Oberlängen der unteren, noch die Unterlängen der oberen Zeilen berühre, ist keinesweges eine kalligraphische Grübeley, sondern *Conditio sine qua non* der *Leserlichkeit*, welche, wie im menschlichen Leben die Tugend, *vor Schönheit geht*. — So wie wir übrigens schon an Hn. *Lehmanns* Lehrgebäude die Nichtübereinstimmung zwischen Theorie und Praxis nachgewiesen haben, so finden wir diesen wesentlichen Fehler auch bey Hn. *H.* wieder. Man betrachte die beiden Zeilen kleiner deutscher Schrift, welche im Schreibmeister auf dem ersten Blatte der deutschen Schrift unter der Messung stehen, und so lauten: „Der Zwischenraum bey den an einander hängenden kleinen Buchstaben muss immer gleich gross seyn, und verhält sich wie ein M-Strich vom anderen" (? Soll wohl heissen: wie die Entfernung eines *M*-Strichs vom anderen). Diese Zeilen stehen fürs Erste viel weiter von einander, als nöthig ist, und zweytens hat Hr. *H.* sein aufgestelltes Verhältniss der Buchstabenhöhen selbst nicht beobachtet: denn das *h* in dem Wort *Zwischenraum*, und das *b* in *bei* haben nicht 5 Grundstrichhöhen, wie es in den Schulvorschriften angegeben ist, sondern 5, höchstens 3½ über der Linie.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Hn. *H's.* deutsche Schrift, wollen wir auch die *einzelnen Buchstaben* untersuchen, und bleiben desshalb bey dem ersten Blatte der deutschen Schrift im Schreibmeister, und zwar bey den oberen zwey gemessenen Zeilen stehen. Beym *a* stellt Hr. *H.* den letzten Grundstrich zu weit von dem ersten, so dass im Geschwindschreiben dieses *a*, wie bey allen Schriften des südlichen Deutschlands, mehr einem *o* mit einem darauf folgenden *i*-Strich ähnlich sehen muss. Die Sylben *an* oder *am* können leicht wie *on* und *onn* ausfallen. — Beym *b* ist der Endpunct zu schwach. — Das *c*, obwohl oben unter den gemessenen Buchstaben nicht vorkommend, findet sich auf der dritten Zeile von unten. Es ist ein gewöhnlicher Grundstrich, oben an der Spitze rechts mit einem sehr kleinen Puncte, welcher hier, wo die Buchstaben nach einem sehr grossen Massstabe dargestellt sind, schon mit Mühe wahrzunehmen ist, und bey einer verhältnissmässig verkleinerten Schrift ganz unsichtbar werden muss. Man vergleiche nur auf der folgenden Seite der deutschen Schrift (— es ist im Vorbeygehen bemerkt ein Hauptmangel des *H'schen* Werkes, dass die Platten nicht numerirt sind —) in den 3. letzten Zeilen die Wörter *Quincaillerie*, *Recognosciren*, *Speculation*, *Wechselcourtage*. — Das *d* dürfte, da sich Hn. *H's.* Versalien nicht durch grössere Höhe von den Kleinbuchstaben mit Oberlängen unterscheiden, durch seine Bildung beym Geschwindschreiben leicht mit dem Versalien-*D* verwechselt werden können. Auch ist die Richtung des ersten Grundstrichs von oben links nach unten rechts fehlerhaft; er muss, wie alle übrigen Grundstriche, gleichfalls von oben rechts nach unten links gehen. Nur bey Hn. *Kefel*, in dessen *Meisterstücken*, finden wir diese Vorschrift beobachtet. — Das *e* ist ausgezeichnet fehlerhaft gebildet; der hintere Grundstrich ist so lang als der erste, nur dass er etwas höher steht, was sich aber beym Geschwindschreiben nicht beobachten lässt, und wo auch, wenn beide Striche ein wenig mehr als vorschriftmässig aus einander gerückt werden, eine Verwechselung mit *n* unvermeidlich ist. Dieser Verwechselung, eine Hauptursache der Unleserlichkeit vieler Handschriften, und, wie die Setzer wohl wissen, eine Quelle unzähliger Druckfehler, kann nur dadurch vorgebeugt werden, dass man den zweyten Grundstrich oben und unten um ein Merkliches *kürzer* macht, als den ersten, wie wir diess auch bey *Küfels* Meisterstücken auf Taf. 1, noch besser aber in dessen Hamburger Currentschrift Taf. 6 ausgeführt finden. — Das *f* ist auf zweyerley Art dargestellt. Wir ziehen das mit der einfachen Schleife vor, da es sich leichter bilden lässt, und der erste Grundstrich der zweyten Art unnöthig ist. Noch besser ist statt der Schleife ein einfacher Querdruck mit der Feder. — Das *ff* ist schwerfällig, fängt auch an in dieser Form zu veralten, man macht viel geschwinder zwey einfache *f*. Auch Hr. *Küfel* hätte sein *ff* weglassen können, obschon es besser gebildet ist, als das des Hn. *H.* — Das *g*

dürfte, wegen des zu grossen Abstandes des zweyten Grundstrichs vom ersten, beym flüchtigen Schreiben leicht mit *o* und *j* verwechselt werden. — Das *h* läuft wegen seiner Grösse — es hat hier $7\frac{1}{2}$ und in den Schulvorschriften 9 Grundstrichhöhen — wenn es im Anfang eines Wortes steht, gleichfalls Gefahr, mit einem Versalien-*H* verwechselt zu werden. Dass Hr. *L.* sein Versalien-*H* bricht, hilft dem Lehrer nichts, so lange dieser nicht weiss, dass der Schreiber sich nach *Heinrigs* gebildet habe: denn man ist es von so vielen deutschen Handschriften, besonders von flüchtigen Schreibern, gewohnt, das *H* ungebrochen gebildet zu sehen. Überhaupt ist es ein wichtiger Punct, auf den wir hier aufmerksam machen müssen, und den wir vorzüglich bey *Küsels* Meisterstücken beobachtet finden, „dass es zur Beförderung der Leserlichkeit ganz vornehmlich auf solche Buchstabenformen ankomme, welche weder *mit anderen Buchstaben desselben Meisters*, noch mit den *irgend anderswo üblichen* verwechselt werden können." Namentlich zeichnet sich die eigene deutsche Current des Hn. *Küsel* hierin vortheilhaft aus. — Beym *i* ist nichts zu erinnern, desto mehr aber beym *k*; welches wir fast bey allen Schriften des südlichen und westlichen Deutschlands so gebildet finden, dass es leicht mit dem ebenfalls ganz fehlerhaften *v* der Süddeutschen verwechselt werden kann. In den Schulvorschriften hat es die Schleife an der unteren Hälfte und ist so hoch als *l* und alle anderen Buchstaben mit Oberlängen (bloss *s* und *t* sind etwas niedriger); im Schreibmeister ist es unter den gemessenen Buchstaben nur so hoch als *t*, und die Schleife nimmt $\frac{3}{4}$ des ganzen Buchstaben ein. Die Ähnlichkeit mit dem *v* der Süddeutschen ist hier unverkennbar. Viel besser ist das *k* bey Hn. *K.*, auf No. 1, wo die Schleife in der Mitte des Buchstaben, also viel höher angebracht ist als hier. — Das *l* wird, wie alle über die Linien gehenden Buchstaben, durch die schon gerügte unverhältnissmäsige Höhe fehlerhaft. — Bey *m*, *n*, *o*, *p*, *q*, *r* haben wir nichts zu erinnern. Das *ſ*, *ſi*, *ſs* passen mit ihren von oben links nach unten rechts gehenden Grundstrichen nicht zu der übrigen *Heinrigs*'schen Currentschrift, deren Grundstriche die entgegengesetzte Richtung von der linken zur rechten haben. — Das *s* ist im Schreibmeister unter den gemessenen Buchstaben des mehrerwähnten ersten Blattes der deutschen Schrift 4 Grundstriche hoch, wie *b*, *d*, *l*, *f*, *h*, *ſ*, *ſi*, *ſs*; auf dem ersten Blatte der deutschen Schulvorschriften aber ist es merklich kleiner, als diese Buchstaben, und auf dem zweyten Blatte derselben Schulvorschriften ist es — wer sollte dergleichen Inconsequenzen für möglich halten? — *wieder eben so hoch als im Schreibmeister!* — Das *t* braucht unten keine Schleife, sondern bloss einen einfachen Querdruck der Feder. — Das *z* ist bey *Küsel* viel besser.

Die deutschen Versalien des Hn. *H.* haben mit denen von *Jäck* und *Grüning* viel Ähnlichkeit, stehen aber an zweckmässiger Bildung, kühnem Schwung und edler Einfachheit den *Küsel*'schen (auf No. 69 und 100 der Meisterstücke) bedeutend nach.

Im Schreibmeister folgt nun hinter der deutschen Schrift nur noch ein Blatt, überschrieben: „*Englische und deutsche Fracturschrift.*" Es sind indess bloss Alphabete der *englischen* Fractur, kleine Buchstaben und Versalien. Sollte Hr. *H.* englische und deutsche Fractur für einerley halten? Oder ist es ein ähnlicher Widerspruch zwischen Wort und That, wie oben die zweyerley Messungen? Die Kleinbuchstaben dieser englischen Fractur sind übrigens besser als die Versalien, erreichen aber dennoch nicht die *Küsel*'schen auf No. 8 der Meisterstücke, sowohl wegen des Ansehens im Allgemeinen, als wegen des Verhältnisses der Buchstaben mit Oberlängen zu den Grundstrichen; jene sind bey Hn. *H.* im Verhältniss zu diesen zu lang. Auf demselben Blatte weiter unten stehen zwey Zeilen Lapidarschrift, überschrieben: *Römische Druckschrift*: eine unrichtige Benennung: denn es ist nur Antiqua, und die Cursivschrift, die ebenfalls eine Druckschrift ist, findet sich hier nicht dargestellt. Den Versalien fehlt übrigens ein wesentliches Erfoderniss zur Schönheit, nämlich dass die Seiten der starken Striche an ihren Enden bogenförmig auslaufen müssen.

Den übrigen Inhalt des Schreibmeisters macht die französische, englische, italiänische und holländische Schrift aus. Gegen die Bildung der italiänischen Buchstaben fände Rec. nichts zu erinnern, er müsste denn bemerken, dass sie für die Grösse, mit welcher sie hier dargestellt sind, zu wenig Körper haben; sie müssen bey einer consequenten Verkleinerung allzufein ausfallen, um noch leserlich zu bleiben. Da indess die italiänische Schrift sowohl als die holländische nur noch sehr selten vorzukommen pflegen: so wenden wir uns von ihnen hinweg zu den übrigen beiden, und zwar zuvörderst zur *englischen* Schrift, bey welcher wir zugleich No. 4. oder die *englischen Schulvorschriften mit deutschem Text* in den Kreis unserer Beurtheilung ziehen wollen.

Die englische Current ist unstreitig das Gelungenste in den Werken des Hn. *H.* Aber es muss gleichwohl bemerkt werden, dass das Englische der Schulvorschriften eben so wenig mit dem in dem 1 Hefte des Schreibmeisters in Übereinstimmung zu bringen ist, als diess bey der deutschen Schrift beider Werke der Fall war. Hr. *H.* stellt nämlich in No. 4 eine von ihm sogenannte *Rubrikschrift* auf, welche nichts Anderes ist, als ein Mittelding zwischen den grossen gemessenen Buchstaben des Schreibmeisters und den der Vorlegeblätter, und die meiste Übereinstimmung mit dem Alphabete hat, das im Schreibmeister *unter* den gemessenen Buchstaben steht. Hiebey zeigt aber Hr. *H.* einige Unkenntniss des Englischen, oder dessen, worauf es bey dieser Rubrikschrift ankommt. So viel Rec. weiss, bedienen sich die Engländer zum Rubriciren in Contobüchern u. dgl. einer Schrift, deren Buchstaben gedrängter beysammenstehen, als die Currentschrift oder sogenannte Runninghand. Darin kommen ferner keine Buchstaben vor, deren Oberlängen in *Schleifen* endigen, sondern die Hauptstriche beym *b*, *h*, *l* gehen alle in gleicher Dicke gerade aus. Da nun nach den Regeln der englischen Kalligraphie die Oberlängen ohne Schleifen ungefähr um $\frac{1}{5}$ kürzer seyn müssen, als die Buchstaben mit Schleifen: so folgt, dass bey dieser so gestal-

teten Rubrikschrift auch die Versalien weniger hoch zu seyn brauchen, als bey der Runninghand. Diese Schrift nimmt also sowohl nach der Höhe als nach der Breite beträchtlich weniger Raum ein, als eine andere von gleicher Gröfse nach der gewöhnlichen Weise geschriebene, und ist demnach zum Rubriciren die brauchbarste.

Was wir bey der englischen Schrift des Hn. *H.*, so wie auch bey den anderen, noch weiter tadeln, ist, dafs sich nirgends eine mit einem Blick zu überfehende Gesammt-Darstellung der Verhältnisse aller zu einer Schrift gehörigen Buchstaben, nämlich auf Einem Blatte, so wenig als ein *vollständiges gemessenes Alphabet*, vorfindet, da sich doch bey dem grofsen, für den Unterricht sogar unbequemen Format des Schreibmeisters dieses sehr leicht hätte bewerkstelligen lassen. Der Schüler findet z. B. von der englischen Schrift nur 17 *gemessene Buchstaben.* Über die schräge Lage der Buchstaben oder über den Winkel, den sie mit der Horizontallinie machen sollen, hat Hr. *H.* gleichfalls nichts festgesetzt. Wenn der Schüler anfangen will, nach dem Schreibmeister zu arbeiten, nach welchem Gesetze zieht er sich denn die schrägen Linien? So viel Trigonometrie kann man doch nicht von Jedem erwarten, dafs er sich diesen Winkel aus dem rechtwinkeligen Dreyecke, dessen beide Katheder 9 und 12 sind, selbst berechnen könnte. Wenn die Menge von schrägen Linien, welche Hr. *H.* gezogen hat, keine kalligraphische Spielerey seyn sollen: so muss nicht nur der Grund dieser schrägen Lage nachgewiesen werden, sondern auch deutlich zu entnehmen seyn, durch welche Striche des Buchstaben die Linie gehen, und an welchen Theilen sie sowohl oben als unten herauskommen müsse. Hr. *H.* scheint darin nicht ganz im Klaren zu seyn. So finden wir in den gemessenen Zeilen des Schreibmeisters auf dem 1 Blatte der englischen Schrift, dafs z. B. beym *r*, um die Linie unten auf einen Punct stofsen zu lassen, neben dem rechten Puncte noch ein zweyter gesetzt worden. Bey *c* und *l* geht die Linie mitten durch den Rücken des Schattenstrichs, beym *x* hingegen mitten zwischen beiden Schattenstrichen hindurch. Beym *f* ist gar keine Linie zu bemerken, beym *G* sieht man zwar oben ihren Anfang, aber unten kommt sie nicht heraus, und kann diefs auch nicht: denn der zweyte Strich des *g* nimmt eine ganz andere Richtung, indem er hinter dem zweyten Puncte weggeht. Beym *Z* wird noch auffallender von der mathematischen Genauigkeit abgewichen: denn die Linie durchschneidet diesen Buchstaben dreymal, anstatt dafs der schräge Strich des *Z* genau der Linie folgen sollte. Wenn ferner die Geometrie eine Anwendung bey der Kalligraphie finden soll: so müfste diefs doch bey der Bestimmung der *Breite* und des *Abstandes* der Buchstaben von einander der Fall seyn; alle müfsten sich in Quadrate, Rauten, Cirkel oder Ovale von ziemlich gleicher Gröfse einschliefsen lassen. Allein bey Hn. *H.* ist darin kein Gesetz der Regelmäfsigkeit aufzufinden. Auf das 2¼ Puncte breite *g* z. B., welches 2 Puncte vom vorhergehenden *f* absteht, das wieder 2¾ Puncte vom *p* entfernt ist, folgt erst in einem Abstande von 3¾ (!) das *z*, dessen Breite übrigens zu messen Hr. *H.* dem geneigten Leser selbst überlassen hat. Wer findet in diesen Zahlen ein Gesetz? Wie kann man einzelne Buchstaben näher an einander stellen, als die einzelnen *Theile* eines Buchstaben, nämlich als einen *m*-Strich an den anderen, welche letztere Entfernung doch wohl nach allen Regeln und nach allen guten Praktikern als die geringste anzusehen ist?

Es ist jetzt noch nöthig, die Bildung einzelner Buchstaben zu untersuchen. Wir bemerken zuerst beym *x*, dafs es keineswegs so aussehen darf, wie zwey mit den Rücken gegen einander gekehrte *c*, wovon das eine auf dem Kopfe steht. Im *f* ist der Strich zu hoch durchgezogen, und die Schlinge sieht ziemlich gezwungen aus. Beym *g* ist weder das Verlaufen des Schattens am zweyten Striche, noch die Schleife zu loben. Das *z* ist viel zu breit und der gewundene Hauptstrich tadelhaft. Das *o* sollte an der rechten Seite auch einigen Schatten haben. Das *s* hat zwey Anfangshaarstriche, einen vom vorhergehenden *r*, den anderen von unten auf; es braucht nur einen, wie jeder andere Buchstab. Sehr seltsam ist auch noch die Zusammenstellung der Buchstaben; z. B. *v* und *x*, *b* und *p*, *g* und *z*, welche Verbindungen wenigstens im Englischen und Französischen nicht vorkommen dürften. Nützlicher wäre für den Schreibschüler eine Zusammenstellung der gangbarsten, überall vorkommenden Verbindungen gewesen.

Die auf demselben Blatte weiter unten stehenden kleinen und Versal-Buchstaben sind besser gebildet als die oben gemessenen; nur glaubt Rec., dafs erstere im Verhältnifs zur Höhe nicht so schlank ausfallen dürften, wenn sie genau nach den gemessenen Buchstaben geschrieben würden; dasselbe scheint uns auch bey allen kleinen englischen Schriften des Hn. *H.* der Fall zu seyn. Man bemerkt hier, dafs die Entfernung der Striche sich durchaus nicht in dem Verhältnisse vermindert, als die Buchstaben verkleinert werden. Zum Beweis diene das 5te Blatt der englischen Schrift im Schreibmeister, wo wir die Buchstaben *n* und *u* in dem Namen *Coenen* und den darunter stehenden Wörtern *in Dutch Linnen* zu vergleichen bitten. Ein Recensent der Heinrigsschen Werke in der Hallischen A. L. Z., dem diese Verschiedenheit auch aufgefallen ist, hat daraus schliessen wollen, dafs bey den kleineren Schriften die Kupferstecher nachgeholfen hätten. Hr. *H.* hat diesem widersprochen. Wir möchten *eher* meinen, dafs Hr. *H.* entweder in der Darstellung kleiner Schriften mehr Übung als in den gröfseren, oder dafs er mehr nach kleineren als nach gröfseren Mustern Unterricht erhalten habe, oder auch vielleicht, dafs er in der gehörigen Unterscheidung des Gebrauchs und Charakters der englischen Schriften zuweilen etwas nachläfsig zu Werke gehe. Diefs leuchtet unter anderen auch aus seiner *französischen Schrift* hervor, mit deren Beurtheilung wir uns jetzt beschäftigen wollen.

(Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

SCHÖNSCHREIBEKUNST.

1) GOTHA, b. Ettinger: *Methodische Elementar-Schreibebücher*, von *F. W. Lehmann* u. s. w.

2) GOTHA, b. Hennings: *Versuch eines theoretisch-praktischen Lehrgebäudes der Schönschreibekunst.* — Von *F. W. Lehmann* u. s. w.

3) CREFELD, b. Vf.: *Le Maitre d'Ecriture des Commerçans* par *Jean Heinrigs* u. s. w.

4) LEIPZIG, b. Trautwein u. CÖLN, b. Vf.: *Englische Schulvorschriften mit deutschem Text* — Von *J. Heinrigs* u. s. w.

5) Ebendaselbst: *Allgemeine deutsche Schulvorschriften für den ersten Unterricht im Schönschreiben*, von *J. Heinrigs* u. s. w.

6) Ebendaselbst: *Musterblätter für Liebhaber der höheren Kalligraphie.* Von *J. Heinrigs* u. s. w.

7) PRAG, b. Enders: *Anleitung zum Schön- und Geschwind-Schreiben.* Von *J. J. Küfel* u. s. w.

8) Ebendaselbst: *Der vollständige Taschenschreibmeister.* Von *J. J. Küfel* u. s. w.

9) PRAG, b. Micheletto u. LEIPZIG, in Commiss. b. Klein: *Vorschriften* von *J. Küfel* u. s. w.

10) PRAG, b. Calve: *Meisterstücke der Schönschreibekunst.* Von *J. J. Küfel* u. s. w.

11) Ebendaselbst: *Anweisung und Grundlagen zur Schönschreibekunst für diejenigen, welche sich dem Handelsstande und anderen Gewerben widmen.* Aus *Küfels* Meisterstücken der Schönschreibekunst besonders abgedruckt u. s. w.

12) Ebendaselbst: *Übungen in der Schönschreibekunst für diejenigen, welche sich dem Handelsstande und anderen Gewerben widmen.* Aus K's. Meisterstücken besonders abgedruckt u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Stich der hiehergehörigen drey ersten Platten des Schreibmeisters ist durchaus untadelhaft, aber den Buchstaben selbst fehlt sehr viel, um ächt französisch zu seyn. Gleich anfangs müssen wir hier ebenfalls tadeln, dass auf der 1 Platte kein *vollständiges gemessenes Alphabet*, sondern wieder nur, wie bey den englischen Schriften, 17 gemessene Buchstaben vorhanden sind, welche zum Theil aus der *Bâtarde*, zum Theil aus der *Coulée* zusammengemischt sind, d. h. aus dem, was Hr. *H.* mit diesem Namen belegt, und wovon er auf derselben Platte zwey vollständige Alphabete Kleinbuchstaben mittheilt. Das Falsche an diesen Buchstaben zu zeigen, wird es nöthig seyn, dass wir jeden einzeln durchgehen. Zuerst von der *Bâtarde.*

Der erste Grundstrich des *m fängt nicht* mit einem Haarstrich *an*, wie im Lateinischen, (mit dem das hier vorgestellte *m* übrigens die meiste Ähnlichkeit hat,) sondern er ist oben mit einem Haarstrich *gedeckt*, wie ein römischer Lapidar-Grundstrich. Der den zweyten Grundstrich mit dem ersten verbindende Haarstrich, wird nicht wie beym englischen *m* aus der Mitte des ersten gezogen, sondern beym zweyten Drittel der Höhe desselben angesetzt. Der dritte Haarstrich muss endlich noch um soviel höher stehen, als die obere Biegung des letzten Grundstrichs höher steht denn die zwey ersten. Diese Biegungen, ein so wesentlicher Charakter der französischen Schrift, sind überhaupt von Hn. *H.* verfehlt. Ausser beym *m*, kommen sie noch beym *n*, *p* und *y* oben, beym *t*, *u* und *y* aber unten vor; sie lassen sich indess nur alsdann getreu darstellen, wenn man den zur französischen Schrift gehörigen Federschnitt genau kennt. — Das *i* theilt den Fehler des *m*, hinsichtlich des Anfangshaarstrichs, so wie der unteren Biegung, welche immer anders seyn müsste, wenn auch dieses hier unter den gemessenen Buchstaben vorgestellte *i* nur als ein zweyter Strich des *u* angesehen wird. — Das *e* ist mehr lateinisch als französisch. — Das *r* soll nicht mit einem Haarstrich anfangen, sondern wie *i* und *m*, und nicht mit einer Flamme, sondern mit einem unten abgeschärften Puncte endigen. — Beym *o* muss der Schatten nicht an der rechten Seite fehlen, sondern vielmehr gerade unten, so dass die Striche da fein werden, wo sie oben fein schliessen. Das *q* soll kein *o* mit einem rechts angehängten und unter die Linie gehenden Grundstrich seyn, sondern ein *a*, dessen letzten Strich man in gleicher Stärke unter die Linie hinabzieht, anstatt ihn auf derselben umzubiegen. Der Strich mit der Schleife am *h* ist oben nicht französisch. — Vom *g* gilt das beym *q* Gesagte. Beym *t* fehlt die untere charakteristische Biegung. — Das *s* ist englisch; es darf bey der franz. *Bâtarde* mit der Spitze nicht so gerade

aufwärts stehen, und der Punct darf sich nicht abwärts neigen, sondern muss mehr aufwärts stehen. — Dasselbe gilt von den Puncten des *f*, wie denn überhaupt die Schliesspuncte der französischen Buchstaben nicht unmittelbar aus einem Haarstrich, sondern aus einem Schattenstrich ausgehen, auch immer länglich sind. — Das *v* hat einen solchen Punct, er ist aber hier nicht an seinem Platze, es müsste denn der erste Strich nicht einwärts gebogen und gespitzt, sondern auswärts geschwungen seyn. — Das z ist eine sächsische Ziffer 2; beym *Bâtarde*-z muss der untere Schattenstrich so seyn, wie hier der obere, und der obere wie hier der untere.

Die Buchstaben der zweyten Linie betreffend: so ist hier ausser dem schon oben Bemerkten noch zu erinnern, dass das zweyte wie ein *v* aussehende *r* nicht in der *Bâtarde*, sondern in der *Ronde* vorkommt, so wie auch das am Schlusse der Zeile angebrachte *t* nur in die *Coulée* gehört.

Die *Coulée* des Hn. *H.* ist zwar richtiger als seine *Bâtarde*, aber dennoch nicht tadelfrey. Das geübte Auge erkennt gleich auf den ersten Blick, dass die Schattenstriche im Verhältniss zu ihrer Stärke und Höhe weiter aus einander stehen, als es bey den Franzosen üblich ist. Die Schattenstriche beym *m* und *n* stehen von der Wurzel aus etwas zu schräg; die Biegung von der linken zur rechten Hand sollte erst in einer Höhe von $\frac{1}{2}$ über der Wurzel anfangen, und überall stumpfer seyn. — Das *x* darf, so wenig wie im Englischen, wie 2 gegen einander gekehrte lateinische *c* aussehen, wovon das erste verkehrt steht, sondern wie zwey in einander verschmolzene *c* oder auch zwey zusammengeschlungene *e* der *Coulée*. — Von den Versalien beider Schriften auf der nämlichen ersten Platte findet Rec. nur das zweyte *A*, das *O*, *R*, und das zweyte *V* dem französischen Ductus gemäss. Die Stellung der meisten ist viel zu weit rechts geneigt. Beyspiele von richtiger gebildeten französischen Buchstaben finden wir übrigens nur in *Küsels* Meisterstücken, auf welche hiemit, sowie zur Erläuterung des Folgenden, verwiesen wird.

Das zweyte Blatt des *H*'schen Schreibmeisters enthält die *Lettres de Ronde*. Sie sind noch weniger gerathen, als seine *Bâtarde*. Bekanntlich ist die *Ronde* die Fractur der Franzosen, und es gehört auch eine recht tüchtige deutsche Fracturfeder dazu, um sie richtig zu schreiben. Die von Hn. *H.* vorgestellte ist für ihre Höhe wenigstens um die Hälfte zu mager, und die Stellung der *m, n, u, l, c, e* in der zweyten Zeile von unten (es sind nur 2 Zeilen kleine *Ronde*-Buchstaben auf diesem Blatte, was anzumerken vergessen worden und den Schüler irre führen kann) zu sehr links geneigt, da doch die Schattenstriche des *m*, *n* und *i* so seyn müssen, wie bey den Grundstrichen der Dresdner Current. Betrachten wir die Buchstaben im Einzelnen: so finden wir, dass dem *a, b, c, d, e*, ganz besonders den 3 letzten, sehr viel fehlt, um *Ronde*-Buchstaben zu seyn. Beym *e* ist eine Variation angefügt, nämlich ein dem lateinischen *c* ähnliches *e*, oben mit einem Haken; es sieht aber im Französischen ganz anders aus, wie Tab. 24 der *K*'schen Meisterstücke zeigt.

Das dritte Blatt enthält eine *Lettre de Voiture* in *Bâtarde*-, und eine *Lettre d'Avis* in *Coulée*-Schrift, welche beide gleichfalls die schon gerügten Fehler an sich tragen. Man sieht aus allem diesem, dass Schüler, die nach diesem Schreibmeister des Hn. *H.* ihre französische Schrift gelernt haben, bey Weitem noch nicht im Stande seyn würden, den Foderungen zu entsprechen, die man auf französischen oder niederländischen Comptoirs an sie machen könnte.

Dass zu der französischen Schrift ein ganz eigener Federschnitt nöthig sey, ist bereits bemerkt worden. Ob aber Hr. *H.* denselben kenne, lässt sich aus seinen Werken keinesweges abnehmen. Wenigstens hätte er bey dem, was er in den deutschen Schulvorschriften über den Schnitt der Feder sagt, ganz kurz angeben können, dass für die französische Schrift ein ganz anderer Schnitt nothwendig sey. Wir wollen bey dieser Gelegenheit das, was Hr. *H.* auf dem den Schulvorschriften vorgehefteten Blatte noch von anderen Belehrungen mittheilt, kurz berühren, um uns dann noch ein Wenig beym letzten Werke des Hn. *H.*, den Musterblättern, aufhalten, und endlich zu Hn. *Küsel* übergehen zu können.

Wenn Hr. *H.* sagt, dass der linke Arm etwas mehr vom Leibe abgehalten werden solle, als der rechte, und dass der linke bis zum Ellbogen auf dem Tische liegen, gleichwohl aber auch die Körperhaltung so seyn solle, dass die Brust den Tisch nicht berühre: so haben wir schon oben bey Gelegenheit der nämlichen Vorschrift des Hn. *Lehmann* das Nöthige darüber bemerkt. Besser ist das, was über die Haltung und Führung der Feder gesagt wird. Von der Lage des Papiers heisst es: „Das Papier lege man gegen die rechte Seite der Brust, ein wenig schief, und bringe es mit der Lage des rechten Arms in eine Richtung.“ Rec. bekennt, dass er diess nicht verstehe, schenkt dagegen dem Absatze „über die Wahl der Schreibmaterialien“ seinen ganzen Beyfall, besonders was die Übungen mit Griffel und Schiefertafel betrifft, welche Hr. *H.* mit Recht verwirft. Auch ist er mit ihm gleicher Meinung, dass von den *übergrossen* Buchstaben beym ersten Unterricht wenig Heil zu erwarten ist, möchte jedoch, um diesen Punct genauer zu bestimmen, als Mass des nicht zu Überschreitenden dasjenige vorschlagen, was mit einer ein wenig stark gespaltenen Feder durchs Aufdrücken hervorgebracht wird. In Hn. *K's.* Meisterstücken auf Tab. 1 scheint dieses Mass gehörig beobachtet worden zu seyn; schon überschritten aber ist es auf Tab. 6.

Wir kommen jetzt auf No. 6: *Musterblätter für Liebhaber der höheren Kalligraphie*, ein Werk, das durch äussere Eleganz und durch hinzugekommene Schönheiten des *Grabstichels* ganz vorzüglich geeignet ist, den Blick und das Urtheil *kalligraphischer Laien*, an welchen es nirgends mangelt, zu bestechen. Lasst uns sehen, welches Lob bey diesen Musterblättern Hn. *H's. Feder* verdiene. Wir fangen am besten gleich mit dem Titelblatte an. Das Wort *Musterblätter* ist aus Buchstaben zusammengesetzt, die zu verschiedenen Fracturschriften gehören. Die Zeile „*Liebhaber der höheren Kalligraphie*“ soll *old english print* seyn, hat aber bedeutende Mängel. Höhe und Breite der Buch-

ftaben ftehen nicht ganz in richtigem Verhältnifs. Bey dem in allen vier Wörtern vorkommenden *r* darf unten links keine Spitze herausftehen, weil es fonft leicht mit dem *x* verwechfelt werden kann, welches fich eben durch diefen Strich vom *r* unterfcheidet. — Die *i* und die letzten Striche am *m* und *n* müffen unten etwas ftärker ausgehen. Beym *L* und beym *K* dürfen die unteren Striche links nicht hervorragen. Die *ll* in dem Worte *Kalligraphie* find auffallend dünner als alle übrigen Buchftaben. — Auf der erften Platte (die Tafeln find gleichfalls nicht numerirt, wie beym Schreibmeifter) ift das aus *old english print* dargeftellte Wort: *SCHRIFT* auch nicht befriedigend. Beym *S* darf der unterfte Strich nicht weiter links herausgezogen werden, als der Buchftabe oben herausreicht. Schlingen und Schleifen, wie fie hier beym *S, H, I* und *F* angebracht find, find gefchmacklofe Schnörkel, von welchen diefe alte ehrwürdige Schrift gar nichts weifs, und contraftiren fonderbar mit dem wahrhaften Zapfen, der durch die beiden Längenftriche des *F* wie mit einer Axt durchgetrieben worden zu feyn fcheint. Die Nachahmung folcher in Stein erhaben gearbeiteter alter Buchftaben gehören unferes Erachtens nicht in die Kalligraphie, und die Feder hat eine andere Beftimmung, als dem Meifel und Hammer ins Handwerk zu fallen. — Aus gemifchter Fractur beftehen ferner auch die oberen 3 Zeilen des folgenden Blattes; namentlich ift die erfte: „*Wenn ich nur ein Voglein wäre*," fehr mifsrathen.

Ob das auf der 5ten Tafel vorkommende *Alphabet des filbernen Codex* zu Upfala fo, wie es hier mitgetheilt ift, in Mufterblätter der *höheren Kalligraphie* gehöre, wagt Rec. nicht zu entfcheiden. Sollte es aber wirklich zur Belehrung dienen: fo mufste es nicht winzig klein, fondern fo abgebildet werden, dafs man auch die kleinften Striche jedes Buchftaben genau abnehmen konnte. Daffelbe gilt von der *gothifchen Current* auf der 6ten Platte, von welcher Schrift übrigens hier zwar drey *x* vorkommen, aber kein *y*: denn das *y* mufs oben offen, aber nicht durch einen Haarftrich gefchloffen feyn, wodurch allein es fich von dem *x* unterfcheidet. Eben in der Beobachtung folcher anfcheinenden Kleinigkeiten liegt die Richtigkeit und folglich auch der wahre Werth eines folchen Werkes. Wo foll der Lernbegierige Belehrung finden, wenn fie ihm *hier* vorenthalten wird? In Betreff der auf dem nämlichen 6ten Blatte befindlichen *Kirchenfchrift* des Hn. *H.* müffen wir gleichfalls behaupten, dafs fie der nämlichen Schrift bey Hn. *Küfel* auf Tab. 54 bedeutend nachfteht. Auch ift bey dem Letzteren mehr Mannichfaltigkeit in den Buchftabenformen. So giebt z. B. Hr. *H.* von diefer Schrift nur 27 Formen, Hr. *K.* dagegen 31. — Wirklich fchlecht ift die auf derfelben Platte auch enthaltene *deutfche Canzley-Schrift*. Man vergleiche fie mit Tab. 108 der *Küfel*'fchen Meifterftücke. Ganz regelwidrig ift auf Hn. *H's.* 8ter Platte, dafs das *h* in dem Worte *Gefchmack* eben fo hoch ift als der Verfalbuchftabe *G*, fowie der oben befindliche Zug und die Schleife, welche letztere fich an den Endftrich des *c* anfchliefsen foll. Beide Striche des *h* find auch dünner, als die Schattenftriche der übrigen Buchftaben; der lange am *k* aber fichtlich ftärker, als alle anderen, das Verfalien-*G* nicht ausgenommen! Die 11te Platte zeigt uns noch ein auffallendes Mifsverhältnifs in Anfehung eines und deffelben mehrmals vorkommenden Buchftaben. Wenn man z. B. das *d* in der oberften Zeile betrachtet: fo fieht man, dafs der obere fchiefe Schattenftrich *ziemlich weit* links über die untere linke Seite des Buchftaben hinausgeht. Vergleicht man damit den nämlichen Buchftaben in dem Worte *Gedankenfpiele*: fo fieht man, dafs derfelbe oberfte Schattenftrich *nur wenig* über die linke Seite hinausragt, und auf den zwey unteren Zeilen der Platte, welche aus derfelben Schrift, aber kleiner gefchrieben find, zeigt fich bey jedem der vorkommenden 5 *d*, dafs oben genannter Strich noch viel weiter, als in der oberen Zeile, links hinausgeht; bey dem Worte *du* beträgt diefs fogar 2 volle Federbreiten. Überhaupt ift die englifche Schrift in den Mufterblättern weniger gut, als in dem Schreibmeifter, auch der Druck ift nicht fo forgfältig, wie dort. Die deutfche Schrift ift ganz wie im Schreibmeifter.

Wir kommen zu Hn. *Küfel*. Die oben von No. 7 bis 12 verzeichneten Werke diefes Meifters find bey Weitem nicht alle von gleichem Werthe. No. 9 z. B. ift eine fo erbärmliche Sudeley, dafs wir uns wundern, wie Hr. *K.* derfelben feinen Namen habe vorfetzen können. Sie fey hiemit zum letztenmal erwähnt. Auch No. 7 und 8, obwohl einige Blätter unverkennbare Spuren grofser Fertigkeit und Feftigkeit der Hand an fich tragen, find mit No. 10 oder feinen „Meifterftücken" verglichen, noch fehr unvollkommene Producte. Sie gehören in die zahlreiche Claffe des plan- und gedankenlofen Vorfchriftenkrams. Auch ftehen fie, was das Äufsere betrifft, den Meifterftücken fowie den *Heinrigs*'fchen Werken bedeutend nach, befonders find die Verzierungen grofsentheils gefchmackwidrig. Ferner ift die deutfche Schrift fo klein, dafs Niemand weder mit noch ohne Lehrer danach fchreiben, fondern höchftens kritzeln lernen kann; am wenigften lernt man nach folchen Muftern *gefchwind* fchreiben. Endlich wird durch das Wort *Anleitung* auf dem Titel das Publicum getäufcht, indem nirgends auch nur eine Zeile von theoretifcher Unterweifung vorkommt. — Wir haben es daher, dem Zwecke unferer ganzen Recenfion gemäfs, blofs mit No. 10 oder den *Meifterftücken* zu thun; was wir davon fagen werden, gilt natürlich auch von No. 11 und 12, indem diefe beiden Werke nur befondere Abdrücke aus No. 10 find.

Die gedruckten Blätter, welche gleichfam als *Profpectus* (fie führen keine Überfchrift, find aber vom Verleger unterzeichnet) der erften Lieferung diefes Werkes vorgeheftet find, geben deffen Zweck folgendermafsen an: 1) Der Lernende foll daraus eine folche Fertigkeit in der Darftellung *deutlicher* Schriftzüge erlangen, dafs er auch im *Schnellfchreiben* ftets vollkommen *leferlich* fchreibt. 2) Diefes foll nach der in diefem Werke aufzuftellenden Methode in möglichft kurzer Zeit gefchehen, fo dafs junge Leute fpäteftens mit dem 14ten Jahre es zu einer folchen mechanifchen Fertigkeit gebracht haben, bey welcher fie nicht mehr

ans Schreiben, als solches, zu danken brauchen. Dem gemäfs soll dieses Werk praktisch aufstellen a) *deutsche* Handschriften, „welche in allen ihren einzelnen Theilen consequenter sind, als die meisten Schriften, die wir bisher haben, selbst die *Heinrigs*'sche nicht ausgenommen;" b) lateinische, französische, englische, italiänische, russische Schriften, Fractur- und Canzley-Schriften, Schriften des Mittelalters u. s. w., wie man auch schon aus dem ausführlichen Titel sieht; c) jede zum Unterricht bestimmte Handschrift (soll wohl heissen: die Buchstaben derjenigen Blätter, welche u. s. w.) soll nach einem weit gröfseren Mafsstabe dargestellt werden, als sie gewöhnlich geschrieben wird. Ferner soll dieses Werk „mehrere Wünsche zugleich befriedigen," und zwar durch: 1) eine mehr wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes, als in irgend einem der bisher bekannten Werke; 2) Befriedigung der Foderungen sowohl der Lehrenden als der Lernenden; 3) Schönheit und Richtigkeit im Stich, sowie durch schönes Äufsere überhaupt, endlich 4) Vollständigkeit und doch möglichste Gemeinnützigkeit für Unbemittelte u. s. w.

Das sind nun allerdings sehr lobenswerthe Vorsätze. Wie sie jedoch ins Werk gerichtet worden, darüber läfst sich einstweilen nur nach der Praxis urtheilen: denn die versprochene *theoretische Unterweisung* soll erst mit der letzten Lieferung folgen. Schon in Hinsicht der *Anlage* weichen diese Meisterstücke von den kalligraphischen Werken der Hnn. *Lehmann* und *Heinrigs* nicht nur, sondern auch aller anderen bis jetzt bekannten Schreibekünstler bedeutend ab. Diese Anlage ist sehr einfach und bald zu übersehen. Von jeder der 52 verschiedenen Schriften, welche das Werk umfafst, sind zuvörderst Alphabete der Klein- und der Versal-Buchstaben zwey, drey oder vier Mal gröfser als die gewöhnliche Handschrift, dargestellt. Diese Alphabete enthalten jedes auf 40 bis 50 Buchstaben, indem mancher einzelne in mehr als einer Form abgebildet ist. Auf die Alphabete folgen Sylben oder Wörter, die etwas kleiner geschrieben sind; bey manchen Schriften sind mehr, bey anderen weniger Abstufungen. Diefs fände nun Rec. sehr zweckmäfsig, aber nicht billigen kann er die bey der Zusammenstellung der einzelnen Lieferungen beobachtete Ordnung oder vielmehr *Unordnung*, nach welcher die zusammengehörenden Blätter keinesweges in einem Hefte beysammen, sondern vielmehr durch das ganze Werk zerstreut sind. Hn. *K's.* deutsche Current z. B. wird auf den Blättern No. 1, 2, 4, 23, 36, 69, 70, 75, 100 dargestellt. Der Brauchbarkeit thut diese Zerstückelung freylich keinen Eintrag, indem wenigstens jedes einzelne Blatt ein für sich bestehendes Ganzes ausmacht, und dem *Prospectus* zufolge auch einzeln verkauft wird; aber es erschwert dem Nichtkenner, da eine Übersicht aller zusammengehörenden Platten erst auf den Umschlägen der späteren Hefte mitgetheilt wird, die Einsicht in den Plan des ganzen Werkes aufserordentlich. Wir halten für nöthig, jene Übersicht der bisher erschienenen 11 Lieferungen hier im Wesentlichen mitzutheilen, damit man in den Stand gesetzt werde, den grofsen Reichthum und die Mannichfaltigkeit von Schriften, wodurch sich diese Meisterstücke auszeichnen, richtig zu würdigen.

Von *deutschen Schriften* findet sich: *Küfels* deutsche Current auf 9 Platten; Hamburger dergl. auf 6 Pl.; Sächsische dergl. auf 6 Pl.; Süddeutsche dergl. auf 4 Pl.; deutsche Current, unten gewölbt 2 Pl., dergl. oben gewölbt 2 Pl. *Lateinische* oder *vom Lateinischen abstammende Schriften:* Römische Quadratschrift 2 Pl.; römische Rundschrift 1 Pl.; Latein 6 Pl.; Englische Rundhand erste Art 15 Pl.; dergl. zweyte Art 4 Pl.; französische *Bâtarde* (wir bemerken es hier ein für alle Mal als einen sehr auffallenden Druck- und Stich-Fehler, der sich auf allen Platten und Umschlägen findet, dafs überall *Batarde* statt *Bâtarde* steht) 5 Pl.; *Expédiée* 1 Pl.; Italiänisch 2 Pl.; Holländisch 2 Pl. — *Vom Lateinischen und Gothischen abstammende Schriften:* Französische *Lettres de Ronde* 3 Pl.; dergl. *Coulée* 5 Pl. *Fractur- und Canzley-Schriften:* Altdeutsche Canzleyschrift 1 Pl.; dergl. Fracturschrift 1 Pl., Altenglisch 3 Pl.; englische Fractur 5 Pl.; deutsche Fractur 3 Pl.; deutsche Druckschrift 2 Pl.; altdeutsche Current 1 Pl.; alte Kirchenschrift 1 Pl.; Mönchsschrift 4 Pl.; deutsche Canzley 1 Pl.; Schlangencanzley 1 Pl.; liegende Canzley 1 Pl.; gebrochene Canzley 2 Pl. — *Hebräische, griechische und russische Schriften:* Hebräische Druckschrift 1 Pl.; Griechisch erste Art 1 Pl.; Russisch erste Art 1 Pl.; Serbisch 5 Pl.

Diese ganze Masse von Schriften und Platten im Einzelnen durchzugehen, kann nicht von uns verlangt werden. Es genüge zur Beurtheilung, ob und in wiefern dieses Werk brauchbar sey, wenn wir nur die bedeutendsten und gangbarsten Schriften ins Auge fassen. Wir werden uns im Einzelnen eben so wenig, wie vorhin bey Hn. *Heinrigs*, durch schönes Papier und sauberen Stich blenden lassen, sondern unser Urtheil mit voller Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit aussprechen.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Schnepfenthal, in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt: *Sittenlehren und Klugheitsregeln in Versen für Schullehrer zum Vorschreiben und für Kinder zum Lernen*, herausgegeben von *Joh. Heinr. Christ. Beutler*, Adjunctus der Superintendur Ichtershausen u. s. w. Siebente Auflage. 1816. 48 S. 8. (1 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

SCHÖNSCHREIBEKUNST.

1) Gotha, b. Ettinger: *Methodische Elementar-Schreibebücher*, von *F. W. Lehmann* u. s. w.

2) Gotha, b. Hennings: *Versuch eines theoretisch-praktischen Lehrgebäudes der Schönschreibekunst.* Von *F. W. Lehmann* u. s. w.

3) Crefeld, b. Vf.: *Le Maître d'Ecriture des Commerçans* par *Jean Heinrigs* u. s. w.

4) Leipzig, b. Trautwein u. Cöln, b. Vf.: *Englische Schulvorschriften mit deutschem Text.* — Von *J. Heinrigs* u. s. w.

5) Ebendaselbst: *Allgemeine deutsche Schulvorschriften für den ersten Unterricht im Schönschreiben*, von *J. Heinrigs* u. s. w.

6) Ebendaselbst: *Musterblätter für Liebhaber der höhern Kalligraphie.* Von *J. Heinrigs* u. s. w.

7) Prag, b. Enders: *Anleitung zum Schön- und Geschwindschreiben.* Von *J. J. Küfel* u. s. w.

8) Ebendaselbst: *Der vollständige Taschenschreibmeister.* Von *J. J. Küfel* u. s. w.

9) Prag, b. Micheletto u. Leipzig, in Comm. b. Klein: *Vorschriften*, von *Jak. Küfel* u. s. w.

10) Prag, b. Calve: *Meisterstücke der Schönschreibekunst.* Von *Joh. Jak. Küfel* u. s. w.

11) Ebendaselbst: *Anweisung und Grundlagen zur Schönschreibekunst für diejenigen, welche sich dem Handelsstande und anderen Gewerben widmen.* Aus *Küfels* Meisterstücken der Schönschreibekunst besonders abgedruckt u. s. w.

12) Ebendaselbst: *Übungen in der Schönschreibekunst für diejenigen, welche sich dem Handelsstande und anderen Gewerben widmen.* Aus K's. Meisterstücken besonders abgedruckt u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zuerst also von den deutschen Schriften, und zwar von derjenigen, welche hier *Küfels deutsche Current* genannt wird. Sie hat im Allgemeinen unseren Beyfall. Die Grundstriche sind oben und unten scharf abgespitzt, und gehen von der rechten zur linken Hand; die Striche stehen ziemlich dicht beysammen; die *a, b, g, l, o, p, q, v, x, y* sind nicht wie bey obersächsischen Schriften an den Biegungen eckig, sondern gerundet; die *f, s, ss, st* sind nicht an einen sächsischen Grundstrich angelehnt. Alles also auf Leichtigkeit und baldige Erlangung der Fertigkeit berechnet, ohne dass jedoch der Geschwindschreiber Gefahr liefe, einzelne Buchstaben mit einander zu verwechseln: denn alle sind schon in ihren Hauptbestandtheilen wesentlich verschieden, und dadurch scharf von einander abgegrenzt.

Wir bemerken bey dem Alphabet auf No. 1, dass bey den einzelnen Buchstaben Nummern angebracht sind, vermuthlich um bey der künftigen Theorie leichter darauf verweisen zu können. (Diese zweckmässige Einrichtung findet sich auch bey den Alphabeten der übrigen Schriftarten; nur bey No. 45 ist sie ausgelassen, eine Nachlässigkeit, die bey der Theorie nicht ohne Unbequemlichkeit bleiben wird.) Hr. *K.* möge bey dieser Theorie nicht vergessen, auf die mit No. 18 bezeichnete Variation des *ck* als untauglich zu verweisen. Beym Vergleichen dieser grossen Muster mit den kleinen auf den folgenden Platten findet Rec. auch, dass das *b* durch einen Punct geschlossen werden müsse. Das erste *st* auf No. 100 gefällt uns gleichfalls besser, als das darauf folgende und das auf No. 1; es ist einfacher, als diese beiden. Die Blätter 36 und 70, welche *K's.* Current klein enthalten, sind auf den ersten Anblick beide empfehlungswerth; dennoch zeigt sich bey genauerer Untersuchung, dass No. 36 wegen seiner strengeren Regelmässigkeit den Vorzug verdiene. Auch sind auf No. 70 die Zeilen viel zu nahe auf einander gerückt, welche Nachlässigkeit um so auffallender ist, da es keinesweges an hinreichendem Raume fehlte.

Von der *Hamburger Current* enthält No. 6 ein nach sehr grossem Maassstabe dargestelltes Alphabet. Die Lage ist wie bey der *Küfel*'schen Current, aber die Striche stehen weiter von einander und mehrere Buchstaben sind anders gebildet. Nach den auf No. 15 dargestellten klein geschriebenen Wörtern zu urtheilen, nimmt sie sich gefälliger aus, als die mit Hn. *K's.* Namen bezeichnete Current. Die Theorie muss künftig lehren, warum es ihm, der ausser diesen beiden noch 4 andere geschrieben hat, gefallen habe, gerade jene als die seinige zu wählen. Auf den Blättern No. 20 und 109 scheint uns die Entfernung der Grundstriche von einander nicht mit No. 6 und No. 15 übereinzustimmen.

Es folgt nun die *sächsische* oder *dresdner Current*

welche auf No. 13, 30 und 34 sehr getreu dargestellt ist. Eben so treu sind die Platten No. 28, 52, 58 und 68, welche die in Baiern, Österreich und am Rhein am meisten übliche *süddeutsche Current* enthalten. Diese letzte Schrift, obwohl viel ungefälliger als die hamburger und *Rüsel*'sche, hat dennoch dadurch, dass *alle* ihre Buchstaben eine schräge Lage von der rechten zur linken haben, einen grossen Vorzug vor der sächsischen. Es ist sehr verdienstlich, dass Hr. *K.* seiner Schrift die Vorzüge jener beiden anzueignen gewusst hat, ohne zugleich ihr Fehlerhaftes mit aufzunehmen.

Von den mit *unten gewölbt* und *oben gewölbt* bezeichneten deutschen Currentschriften gefällt Rec. die erste weit besser als die letzte. No. 7, welches aus dieser unten gewölbten Schrift besteht, ist in der That ein kalligraphisches Kunstwerk. Bey No. 47, auf welcher sich die Anfangsgründe dieser Current befinden, zeigt sich indess eine auffallende Verschiedenheit in Vergleich mit jener No. 7. Auf jener Platte sind nämlich die Grundstriche oben dick und platt, auf dieser sämmtlich gespitzt. Wie verträgt sich dieses zusammen?

Nachdem wir auf diesen Reichthum schon allein an deutschen Schriften, wodurch sich diese Meisterstücke vor allen anderen Werken auszeichnen, und besonders für Lehranstalten so wichtig werden müssen, aufmerksam gemacht haben, wollen wir die *Fractur-* und *Canzley-Schriften* betrachten. Im Ganzen ist auch hier Alles sehr genau und vollständig, so dass selbst *Champions* berühmtes Werk hierin zurücksteht. Doch müssen wir bey den Anfangsbuchstaben der englischen Fractur auf No. 85 bemerken, dass das *W* schlecht ist, und die Buchstaben unnöthigerweise an einander gedrängt sind. Die sogenannte *Schlangencanzley* mag Künstlern willkommen seyn, um Abwechselung in Verzierungen zu bringen; Rec. scheint sie eine kalligraphische Spielerey. Gegen die übrigen Fractur- und Canzley-Schriften wüsste Rec. nichts Erhebliches einzuwenden. Es sind hierunter auch Schriften der älteren Zeit gerechnet worden, aber nicht alle mit Recht. So stammt z. B. No. 82 und 86 offenbar von der römischen Schrift ab. Zu loben ist die Einrichtung, unter die schwer zu enträthselnden alten Buchstaben neuere zur Erklärung zu setzen, was wir, beyläufig bemerkt, auch Hn. *Heinrigs* bey seiner gothischen und Kirchen-Schrift in den Musterblättern empfohlen haben würden.

Die *hebräische* Platte wird auf dem Umschlag für fehlerhaft erklärt, und ein anderes Blatt dafür versprochen. Mit der *griechischen* Schrift hätte das Nämliche geschehen sollen; die Platte ist zwar schön gestochen, aber die Buchstaben sind nicht alle richtig gebildet. Über das *Russische* kann Rec. aus Mangel an Kenntniss dieser Schrift nicht urtheilen; in Hinsicht auf Kalligraphie im Allgemeinen scheint nichts dagegen einzuwenden zu seyn. Dasselbe gilt von der *serbischen* Schrift.

Bey den Schriften *lateinischen* Ursprungs bemerkt Rec., dass Hr. *H.*, anstatt auf No. 3 ein Alphabet der englischen *Runninghand* (nicht *Rundhand*, wie dort steht) zu geben, die auf No. 79 dargestellte römische Rundschrift hätte geben, hierauf die Quadratschrift, dann die lateinische, und auf diese erst die englische, italiänische, holländische und französische Schrift hätte folgen lassen sollen. Durch diese Aufeinanderfolge würde der Ursprung aller jener Schriften sehr veranschaulicht worden seyn. Wir wollen sie in dieser Ordnung durchgehen.

Auf No. 79 ist der unten angebrachte Zug nicht nur überflüssig, sondern sogar schlecht zu nennen. Die römische Rundschrift selbst ist indess musterhaft genau und schön; blos das *s* ist unten nicht genug gerundet. Bey dem T auf No. 77 (römische Quadratschrift) biegt der Hauptstrich oben nicht gehörig aus, was, wie wir schon oben bey Hn. *H.* bemerkt haben, ein wesentliches Erfoderniss zur Schönheit dieser Buchstaben ist, und auch bey den übrigen von Hn. *H.* getreu beobachtet worden. Bloss bey der *schrägstehenden* Schrift dieser Art, wie auf No. 101, fällt dieses Ausbiegen weg, weil es hier der Schönheit nachtheilig seyn würde. Es gehört unter die empfehlenden Eigenschaften des *Rüsel*'schen Werkes, dass auf dergleichen anscheinende Kleinigkeiten immer genaue Rücksicht genommen werden. So ist es auch beym *Latein* auf No. 14. Dieses Alphabet der kleinen Buchstaben hat zwar Hr. *K.* nach dem englischen Ductus verschönert, aber dennoch die Hauptunterscheidungszeichen, nämlich die Anfangsgrundstriche der *h, m, n, p, r, u*, beybehalten. Nicht gelungen sind *k* und *w*; der erstere, weil zwischen den einzelnen Theilen dieses Buchstaben ein Zwischenraum ist, der nicht seyn soll, und das *w*, weil der erste Strich mehr vorwärts gebogen steht, als der zweyte. Das auf No. 44 dargestellte Alphabet lateinischer Versalbuchstaben ist nicht ausgezeichnet. Besser sind die meisten der verschlungenen Buchstaben auf No. 21 und 32; besonders schön sind die letzteren; mit der einzigen Ausnahme von *AF*: denn der obere Strich des *F* ist zu altmodisch.

Englische Schrift ist auf No. 3, 5, 10, 11, 57, 76, 80, 83, 84, 87, 88, 90, 91, 95, 97, 98, 99, 102 und 107 dargestellt, und in *englische Runahand* (soll heissen *Runninghand*) *erste* und *zweyte Art* eingetheilt; von letzterer sind No. 5, 10, 11, 99. No. 11 gefällt uns; vorzüglich schön ist No. 5; dagegen No. 10 und 99 weniger gelungen. Vorzuziehen ist überhaupt die *erste Art* auf den übrigen obengenannten Nummern. Jedoch ist bey No. 3 zu tadeln, dass die Zahlen bey mehreren Buchstaben in die Zwischenräume derselben, und nicht darunter gesetzt worden sind. No. 80 enthält eine grosse Mannichfaltigkeit von Buchstabenformen englischer Current, und ist sehr gelungen. Weniger möchten wir, hinsichtlich der Schrift, No. 107 loben, obwohl grosse Regelmässigkeit nicht zu verkennen ist. Wir ziehen No. 57 vor, bey welcher wir bloss bemerken, dass manche Versalien zu kurz sind, und nicht gehörig über *h, k, l, J* hinausragen. Ungleich besser ist diess auf No. 76, 83, 84, 87, 88, 90, 91, 95, 97, 98 und 102 beobachtet, sowie überhaupt diele, verschiedene Adressen von Kaufleuten europäischer Handelsstädte enthaltenden Blätter sowohl in Hinsicht der Klein- als der Versal-Buchstaben ausgezeichnetes Lob verdienen.

Die kleinen Buchstaben der *italiänischen* Schrift weichen von den bekannten Mustern einigermassen ab; nur die Versalien sind wie gewöhnlich, nämlich mit

dem umgekehrten Schnabel der Feder geschrieben. Die *holländische* Schrift ist wohl nur der Vollständigkeit wegen aufgenommen. Sie ist übrigens treu dargestellt. Wir erinnern an das, was wir bey Hn. *Heinrigs* über diese beiden Schriften gesagt haben.

Die *französischen* Schriften sind mit grosser Genauigkeit dargestellt, und ungleich richtiger als bey Hn. *H.*; doch müssen wir tadeln, dass bey der *Bâtarde* auf No. 41 das *i* dünner ist, als das darauf folgende *j*. Das Aneinanderhängen der Buchstaben, auf Blättern, die zur Grundlage beym ersten Unterrichte bestimmt sind, scheint uns nicht zweckmässig. No. 48 enthält *Coulée*, in 52 Buchstaben, von manchen 5 verschiedene Formen. Das eben getadelte Aneinanderhängen ist hier vermieden, bis auf *qr*, wo es um so seltsamer auffällt, da diese beiden Buchstaben ja nie in der Schrift so auf einander folgen. Die Buchstaben der *Lettres de Ronde* auf No. 24 stehen alle separirt, und sind sämmtlich mit grosser Vollkommenheit und Treue dargestellt. Die Initialen dieser Schrift (auf No. 43 und 65) sind von so eigenthümlichem und sonderbarem Aussehen, dass bey mehreren ein lateinischer Buchstabe zur Erklärung hat beygesetzt werden müssen. Obwohl sie in Deutschland sehr unbekannt, und selbst für manchen sogenannten Kalligraphen neu seyn dürften: so muss doch Rec., der diese Art Buchstaben in Frankreich selbst kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, gestehen, dass sie hier von Hn. *K.* sehr treu, schön und kühn ausgeführt worden. Dasselbe gilt auch von den Versalien zur *Coulée* und *Bâtarde* (No. 55, 61, 72), nur mit dem Unterschiede, dass diese nicht so sehr von den lateinischen und englischen Versalien abweichen, als jene. — Die *Expédiée* auf No. 106 ist eigentlich eine englische Schrift mit französischen Versalien; nur in einzelne Kleinbuchstaben sind französische Formen eingemischt. Die Züge übrigens, welche auf allen diesen französischen Blättern angebracht sind, gefallen Rec. nicht, obwohl er nicht leugnet, dass sie national und zum Theil sehr schwer sind. Bey den kleinen Schriften auf No. 71 ist die Zeilenweite auf eine unverzeihliche Art vernachlässigt worden. Die Schrift ist übrigens schön zu nennen, und in noch höherem Grade gebührt dieses Lob der kleinen Schrift auf No. 104.

So viel von den einzelnen Schriften. Es ist nun noch übrig, Einiges über die Massverhältnisse zu sagen, welchen Hr. *K.* bey der Bildung seiner Schriften gefolgt ist. Obwohl wir das Ausführliche darüber erst in der versprochenen Theorie erwarten: so geben uns doch die Schriften selbst, und besonders 5 Platten in der 10ten und 11ten Lieferung (No. 100, 105, 107, 108 und 109) vorläufig einen anschaulichen Begriff der *Küfel*'schen Messung. Diese Blätter enthalten einstweilen nur deutsche Current, Canzley- und englische Schrift. Hoffentlich werden in den folgenden Lieferungen auch ähnliche Blätter für die übrigen Schriften gegeben werden. Für *Küfels* deutsche Current ist die Höhe eines *i*-Striches als Einheit des Massstabes angenommen. Durch 8 Horizontallinien sind 7 Räume eingeschlossen, deren jeder genau eine solche *i*-Grundstrichhöhe misst. In dem mittelsten Raume oder auf der 4ten Linie von unten steht der Grundstrich; die Buchstaben mit Oberlängen, als *b, f, ff, h, k, l, ſ, ſſ, ſs*, reichen bis an die 4te Linie aufwärts, und, in sofern sie auch Unterlängen haben, bis an die 3te Linie abwärts; dagegen *d, ſt, t* nur bis über die Hälfte der 3ten Linie aufwärts, so dass sie um ⅙ kürzer sind als die vorigen; *s* geht nur bis zur 3ten Linie, ist also ⅓ niedriger als jene, und die grösste Länge eines Buchstaben mit Oberlänge ist demnach 5 Grundstrichhöhen. Die Versalien sind noch um eine Linie höher und tiefer. Auf diese 8 Linien folgt ein Zwischenraum von einer halben Grundstrichhöhe, in welchen keiner der Buchstaben weder von oben noch von unten eindringt. Hierauf kommen wieder die obigen 8 Linien, so dass das ganze Blatt 56 Linien enthält, welche 7 ziemlich gross geschriebene Zeilen umfassen, die eben durch obigen Demarcationsraum von ½ Grundstrichhöhe von einander abgesondert sind. Sie enthalten ein vollständiges Current-Alphabet, und ein Alphabet Hauptwörter mit Versalien.

Auf ähnliche Art ist das *Englische* behandelt. Die auf No. 107 stehenden Zeilen nehmen hier mehr Raum ein, als bey der deutschen Schrift, was nach Rec. Meinung hätte vermieden werden sollen. Die Verhältnisse der Versalien zu den Kleinbuchstaben sind jedoch dieselben, und auch die Entfernung der Striche und Buchstaben von einander mit der *Küfel*'schen Current übereinstimmend; eine bedeutende Erleichterung für den Unterricht. Der *deutschen Canzley* liegt ein anderes Massverhältniss zum Grunde. Der Raum einer Zeile ist hier in 8 gleiche Theile getheilt, wovon die zwey mittleren für die Grundstriche der Kurzbuchstaben gehören; alle mit Oberlängen, das *t* ausgenommen, haben ⅝ Höhe, das *t* nur ⅜, die mit Unterlängen gehen ohne Ausnahme ⅜ unter die Linie. Die Versalien gehen nur um ⅛ höher oder tiefer als die kleinen Buchstaben. Diese Canzleyschrift nimmt sich in der That sehr gut aus.

Hr. *K.* hätte, da die Herausgabe des Werkes schon bis zur 110ten Platte vorgerückt ist, und bereits einen so grossen Reichthum von Schriften umfasst, wohlgethan, für das bisher Erschienene einstweilen eine vorläufige *Gebrauchsanweisung* zu geben. Bey der Unordnung, in welcher die Blätter auf einander folgen, wäre diese sehr nöthig. Nicht Alles ist für Alle, und mancher Selbstlehrling dürfte in Verlegenheit gerathen, mit welchem Blatte er anfangen, und mit welchem er fortfahren soll. Rec. würde, seines Orts, für den *Unterricht* in der *deutschen Schrift* als Anfangsgründe entweder No. 1 und 100, oder 6 und 109, oder 13 und 105 vorschlagen, je nachdem die eine oder andere Schrift gewählt wird. Zu ferneren *Übungen* könnten dann dienen entweder No. 4, 23, 69 und 30, oder No 9, oder No. 20, 79, 15 oder No. 34, 42, 30, 46. Wir bezeichnen hiemit beyläufig die Ordnung, in welcher Hr. *K.*, um lehreemäss vom Leichteren zum Schwereren fortzuschreiten, seine Blätter hätte auf einander folgen lassen sollen. Beym *Englischen* müsste No. 3, 80 und 107 für den Anfangsunterricht gewählt werden. Aus 76, 83, 84, 87, 88, 90 könnte man die *Übungen* nehmen. Von *französischen* Schriften wären No. 24,

48, 41 als Anfangsgründe zu empfehlen? Zu No. 24 finden wir bis jetzt nur auf No. 43 und 65 Initialbuchstaben, aufserdem keine weiteren Übungen. Zu No. 48 gehört als Fortübung No. 53, 61, 62, 71 und 72. Hier wäre auch zu erinnern, dafs auf die *Ronde* nicht die *Bâtarde*, sondern die *Coulée* folgen mufs. Zur *Bâtarde* (No. 41) gehören No. 62, 55, 61, 104. Von den *Fracturschriften* find auf No. 8, 16, 22, 45 Alphabete für die Anfangsgründe in vier verschiedenen Schriften dargestellt. Übungen zu No. 8 find auf 50, 66, 85, zu 16 auf 17, 49, zu 22 auf 67, zu 55 auf 45.

Der Verleger hat bereits angefangen, alle die Blätter, welche fich vorzüglich für den *Handels-* und *Gewerbs-Stand* eignen, befonders abzudrucken, und fie in eigenen Heften herauszugeben, deren Titel wir bereits oben am Eingange diefer Recenfion verzeichnet haben. Dem Umfchlage des 10ten Heftes zufolge foll eine ähnliche befondere Ausgabe für *Gelehrte* und *Beamte* veranftaltet werden. Diefe Idee fcheint uns fehr glücklich, und liefse fich auch auf *Künftler*, *Diplomaten* u. f. w. ausdehnen.

Werfen wir jetzt am Schluffe unferer kritifchen Betrachtungen noch einen Gefammtblick auf die Werke aller drey Kalligraphen. Hr. *Lehmann* kann fich weder mit Hn. *Heinrigs* noch mit Hn. *Küfel* an Kunftfertigkeit meffen. Ob er an theoretifchen Kenntniffen fie übertreffe, ift fchwer zu entfcheiden; indefs hat er wenigftens mehr davon drucken laffen. Die Kupferftecher dürfte er fchwerlich einer Nachläffigkeit befchuldigen, wenigftens bey den von dem berühmten *Wolff* geftochenen Blättern nicht, welcher auch die fchönften Platten des *Heinrigs*'fchen Werkes gearbeitet hat. Die Hnn. *Heinrigs* und *Küfel* können, was das *Englifche* betrifft, beide gleichen Rang behaupten. Wenigftens ift das, worin einer von dem anderen abweicht, blofs Sache des individuellen Gefchmacks. Hn. *K's.* englifche Blätter find indefs mehr für den Unterricht geeignet, und es ift dabey viel mehr auf eine gute Stufenfolge im Einzelnen Rückficht genommen. Auch Hn. *K's.* Verfalien find denen von Hn. *H.* vorzuziehen, und er übertrifft diefen noch aufserdem durch eine grofse Mannichfaltigkeit der Formen. Was das *Deutfche* betrifft: fo fteht auch hier Hr. *K.* höher als Hr. *H.*, fowohl in Hinficht der Zweckmäfsigkeit feiner Blätter für den Unterricht, als in jeder anderen Beziehung. Daffelbe ift bey den *Canzley-* und *Fractur-Schriften* der Fall. Was die *franzöfifchen* Schriften anlangt: fo wird *H.* in jeder Hinficht von *K.* übertroffen. Übrigens behauptet der Letztere auch noch durch feinen aufserordentlichen Reichthum an folchen Schriften, von denen weder bey *H.* noch bey *L.* etwas vorkommt, den Vorrang vor allen beiden. Durch Hn. *K's. Meifterftücke* beweift Deutfchland neuerdings wieder feine *Univerfalität* in allen Fächern geiftiger Schöpfungen. Keine andere Nation dürfte diefem etwas Gleiches entgegenzuftellen im Stande feyn. Dadurch, dafs der Verleger jedes Blatt auf Verlangen *auch einzeln* verkauft, wird es felbft dem Unbemittelten möglich, fich das, was er für feine befonderen Zwecke eben braucht, auf eine wohlfeile Weife beyzufchaffen. Bey manchen Schriften, wo nämlich Hauptwörter durchs ganze Alphabet in gröfserem Mafsftabe dargeftellt find, kann ein einziges folches Blatt als Mufter hinreichend feyn. Endlich ift auch noch das Format äufserft zweckmäfsig, und für den Unterricht viel bequemer, als die Platten bey *L.* und *H.*

Es gäbe noch Stoff zu hundert anderen Bemerkungen. Das ift eben eine Haupturfache, warum man uns alljährlich mit einer Legion mittelmäfsiger und fchlechter fogenannter Vorfchriften überfchwemmt: dafs nämlich *gründliche* Kenntniffe des Schriftwefens fo gar felten unter uns Deutfchen find, und daher jedes Gekritzel, wenn fichs nur auf Velinpapier präfentirt, fchon im Voraus hoffen darf, als ein *Non plus ultra* von Kalligraphie angeftaunt zu werden.

— fs —

CÖLN, b. dem Vf. u. in Commiff. b. Bachem: *Vorlegeblätter zum Elementar-Unterricht in der deutfchen und englifchen Schönfchrift* von *Heinr. Heynen.* 1 Heft. 1818. in 4. (12 gr.)

Der Vf. hat die englifche Schrift mit der deutfchen zufammengeftellt, um den Schüler gleich Anfangs mit den Eigenthümlichkeiten jeder diefer Schriften bekannt zu machen, da die eine fo wenig, als die andere, im Gefchäftsleben entbehrt werden kann, und die englifche Schrift fich vorzüglich dazu eignet, das Schönheitsgefühl anzufprechen, und für gefällige Formen zu gewinnen. Die vorausgefchickte *Anleitung* zum Gebrauch der kalligraphifchen Vorlegeblätter ift kurz, aber zweckmäfsig. Die Schriftzüge felbft find richtig und durch Ebenmafs gefällig, fowie der Stich derfelben (durch Hn. *Wolff* in Mannheim) fauber.

Von demfelben Vf., welcher Lehrer der Schönfchriften in Cöln ift, haben wir auch noch auf 24 Blättern in Quer-Quart erhalten:

Deutfche Vorlegebläter und *Englifche Vorlegeblätter* (ohne Angabe der Jahrzahl),

welche bey dem Vf. zu haben und von *F. Lody* in Cöln geftochen find, und gleiche Empfehlung verdienen.

M. G.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Tafchenbuch der Anatomie für Ärzte und Wundärzte* von D. *G. W. Consbruch*, königl. preuff. Hof- und Medicinal-Rathe und praktifchem Arzte zu Bielefeld u. f. w. Dritte fehr vermehrte Auflage. Auch unter dem Titel: *Allgemeine Encyclopädie für praktifche Ärzte und Wundärzte.* Bearbeitet und herausgegeben von D. *G. W. Consbruch* und D. *Joh. Chriftoph Ebermaier*, königl. preuff. Regierungs- und Medicinal-Rathe zu Cleve u. f. w. Erfter Theil. Erfter Band. 1820. XXVIII u. 578 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) S. die Recenfion Jen. A. L. Z. 1806. No. 81.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, in der Hahnschen Buchhandlung: *Callimachi Hymni et Epigrammata*, in usum lectionum edidit et indice philologico instruxit *H. Tr. M. Volger*, Philos. Doctor. 1817. VIII u. 160 S. kl. 8. (12 gr.)

Wie die neueste englische Ausgabe dieses Dichters, welche von einem andern Gelehrten in dieser A. L. Z. 1819. N. 193. 194 beurtheilt worden ist, so ward auch die deutsche des Hn. *Volger* durch das Bedürfniss des Buchhandels erzeugt. Jene sollte die selten und theuer gewordene *Ernestische*, diese die im J. 1774 erschienene und bereits vergriffene *Loesnersche* ersetzen. Nur der Unterschied findet zwischen beiden Statt, dass der englische Herausgeber, nach seinem eigenen Geständnisse, wenig für Kallimachus in den Händen hatte, und das Ganze mit einiger Eile zusammenbrachte, dem deutschen Bearbeiter dagegen dieser Antrag gemacht ward, nachdem er sich schon einige Zeit viel mit seinem Dichter beschäftigt hatte. Desswegen verspricht auch Hr. *V.* neben dieser kleinen Handausgabe noch eine grosse, welche die vollständigen Bruchstücke und kritischen Anmerkungen und Rechtfertigungen über die in den Lesarten und in der Interpunction gemachten Änderungen enthalten soll. Bey diesem Versprechen liess sich schon von der kleineren Ausgabe manches Erspriessliche für Kallimachus erwarten. In wie fern diess in Erfüllung gegangen sey, hoffen wir am leichtesten durch eine prüfende Musterung der von Hn. *V.* an der Stelle der *Ernestischen* in den Hymnen aufgenommenen Lesarten darzuthun.

Hymn. in Jov. 3 ist πηλαγόνων nach *Bentleys* Vorschlag und *Blomfields* Vorgang für πηλογόνων geschrieben; allein aus triftigen Gründen hat diess der Recens. der *Blomfield*'schen Ausgabe in dieser A. L. Z. verworfen, so wie *Lobeck* z. *Phrynich.* S. 658. V. 10 παῤῥασίῃ f. παῤῥασίῃ schlug *Arnauld* vor und billigte *Ernesti*, ohne es jedoch einzurücken, was erst von *Blomfield* geschah und mit ihm von Hn. *V.*, und in der That scheint es durch H. in Dion. 99 hinlänglich gerechtfertigt. V. 15 ἐπιείσεται mit den Handschriften, *Ruhnken* und *Blomfield*, während *Ernesti* mit den Ausgaben des *Aldus* und *Frobenius* ἐπιμίσγεται, was schon wegen der ganzen Verbindung unschicklich ist, liest. V. 26 πολύστιός τε Μετώπη nach *Brunchs* zweifelhafter Änderung mit *Blomfield*, auch bey *Nikander* Ther. 950. Al. 466 kommt zweymal die Form κολώνησιν vor. V. 34 ist das Gewöhnliche κευθμὸν ἴσω Κρηταίων von Hn. *V.* und *Bl.* nach *Ernestis* Vorschlag in κευθμῶν' ἐς Κρ. umgewandelt worden. Schon metrische Gründe missrathen diese Schreibung, wenn auch nicht κευθμὸς als das seltenere Wort schicklicher gelassen würde, wie von dem Recensenten der *Blomfield*'schen Ausgabe in dieser A. L. Z. a. a. O. bewiesen worden ist. Ähnlich steht in gleicher Stelle H. in Dion. 71 δύνει ἴσω κόλπους. V. 36 πρωτίστη γενεῦ, μετά γε Στύγα τε Φιλύρην τε ist die von *Göttling* und *Blomfield* vorgeschlagene Verbesserung, der wir in Ermangelung einer leichteren Umwandelung beytreten, vorzüglich aus dem Grunde, weil schon Homer in dieser Verbindung μετά γε zusammenstellt, vergl. Il. 12, 104. 24, 575. Od. 24, 79., und ganz vorzüglich oft Herodot. wie I, 194. 2. V, 3. 1. VIII, 98, 1 und anderwärts, wie denn γε überhaupt zur Hervorhebung des Genannten dient. *Hermann* z. *Vig.* S. 827 ff. V. 55 καλὰ μὲν ἠέξευ, καλὰ δ' ἐτράφεν für ἔτραφες, was schon mehreren befremdend schien. Nun sind zwar die meisten den *passiven* Gebrauch dieses Wortes im *Activ* bewährenden Stellen aus Homer und andern Dichtern verschwunden, vergl. *Heyne* zur *Ilias* Th. V. S. 107; aber da die alten Grammatiker diese Sprachart anerkannten: so bleibt es dennoch die Frage, ob nicht ein grammatischer Dichter, wie Kallimachus war, sich etwas der Art erlauben konnte.

H. in Ap. 36 καὶ μὲν mit *Blomfield* und *Belin de Ballu*, was allerdings natürlicher scheint als das hypothetische καί κεν, zu dem kein Grund vorhanden ist und durch v. 22 gestützt wird, vergl. auch *Blomfield* zu unserer Stelle. V. 72 Σπάρτη τοι, Κάρνειε, τόγε πρώτιστον ἔθεθλον ist nach *Ernestis* Vermuthung für τόδε geschrieben. Allerdings erscheint die Stelle fehlerhaft, viel weiter aber bringt diese Änderung nicht; jedoch hat neben *Ernesti* auch *Ruhnken* und *Blomfield* sich an ihr versucht. Die *Blomfield*'sche Änderung in der Unterscheidung hat der Rec. in unserer A. L. Z. S. 119 gebührend gewürdigt. Am genügendsten dünkt uns noch *Ruhnkens* Vorschlag; Σπάρτη τοι, Κάρνειε, πέλε πρώτιστον ἔδεθλον, die im Verbum zu fehlen scheint. V. 90 schreibt Hr. *V.* mit *Brunck* τοὺς μὲν ἄναξ ἴδεν αὐτοῦ, ἐῇ δ' ἐπεδείξατο Νύμφῃ anstatt des gewöhnlichen αὐτός, was auch *Hemsterhuis* missfiel. Allein nach dem, was

Hermann über das Pronomen αὐτὸς in einer besonderen Abhandlung in *Becks Act. Seminar. Phil. Lips.* S. 42 ff. und seinen Gebrauch bey Gegensätzen gesegt, und in dem Viger S. 733 ff. Auszugsweise wiederholt hat, stand die Aufnahme dieser Umwandelung nicht zu erwarten, man vergl. Kallim. H. in Del. 59. 325 und αὐτὸς ἄναξ oder Ähnliches bey Apollon. Arg. I, 968. II, 839. IV, 431. V. 106 οὐκ ἄγαμαι τὸν ἀοιδὸν, ὃς οὐχ᾽ ὅσα πόντος ἀείδει ist auch die von *Ernesti* für annehmlich erklärte Änderung von *Dawes*.

Hymn. in Dian. 198 ist mit *Blomfield*: Νύμφην μὲν Δίκτυννα zu schreiben, da für den dorischen Accusativ sich gar nichts beybringen läfst; denn auch bey Kallimachus heifst das Wort stets mit Ausnahme der dorischen Stücke, wie im *Bade der Pallas* 85 νύμφη und νύμφαι, und blofs der Vocativ hat schon im Homerischen Sprachgebrauch νύμφα, was *Buttm. Ausführl. Griech. Sprachl.* §. 34. Anmerk. 14 richtig bemerkt. V. 151 wird mit *Ernesti* φίλοι geschrieben und das Ganze zum folgenden gezogen. V. 158 lautet nach *Heinr. Stephanus* Vorschlag: ὡς ἴκανε, ταχινὸς δὲ περὶ μέγα θῆρα πονεῖται.

Eben so verhält es sich mit den Änderungen, die noch in den andern Hymnen übrig sind. Die meisten sind nicht sowohl aus eigener besserer Ansicht hervorgegangen, sondern auf Treu und Glauben von irgend einem Vorgänger angenommen. Daher Rec. mit Übergehung derselben nur noch erwähnt, was Hr. *V.* eigenthümliches zu haben scheint. *Hymn. in Cer.* 6

μηδ᾽ ἔτ᾽ ἀπ᾽ αὐαλέων στομάτων πτύωμες ἄπαστοι

ist in der Präposition richtig π für φ geschrieben, wiewohl αὐαλέων nicht ohne jede Beglaubigung seyn würde. Warum aber ἔτι für ἔπα gegeben ward, ist uns ein Räthsel, und wir sind fast geneigt, es für eine blofse Druckirrung anzusehen. V. 55 ἐμὶν θήσει στεγανὸν δόμον st. ἐμὸν, und V. 139 κρέσσονα st. κρέσσονα möchte das dorische Idiom dieses Gesanges empfehlen. Über einen mifslungenen Einfall in *Bade der Pallas* V. 93 ὦ φαμέν, ἀμφοτέρωσι, ist von Hn. *V.* etwas in der Vorrede S. V gesagt worden; allein diefs wie die Verbesserung selbst legt eben kein vortheilhaftes Zeugnifs für des Herausgebers Beruf zur Bearbeitung eines griechischen Epikers ab. Denn erstlich kann das η oder lange α der Participien niemals elidirt werden, sodann beweiset die für die Verlängerung von καὶ aus dem *Hymnus in Cer.* 11 genannte Stelle auch nicht das Geringste, weil καὶ dort kurz ist. Hätte sich Hr. *V.* zum wenigsten auf *Hermann* z. Orpheus S. 728 berufen, wiewohl von diesem und anderen bis jetzt nur die Verlängerung von καὶ in der Thesis der dritten oder vierten Stelle des heroischen Verses nachgewiesen ist. Auch anderwärts stöfst man auf Mangel an sicherer prosodischer Kenntnifs, wie wenn *Hymn. in Jov.* 90 ἐτέλεσσας δὲ μενοινὴν geschrieben wird, wo die Kürze dieses Zeitwortes schon die gewöhnlichen Grammatiken lehren, als *Buttmann* §. 95. 7. *Draco de metr.* p. 15. 1. *Hymn. in Ap.* 39 ἐν ἄστει, wo des rhythmischen Versganges wegen *Blomfield* das Wort richtig in einen Daktylus aufgelöst hat; auch wird sich aus den sämmtlichen Hymnen des Kallimachus kein gleicher Beyspiel aufführen lassen. Dagegen mufs *Hymn. in Art.* 230 μείλιον ἀπλοίης mit Weglassung der Theilungspuncte geschrieben werden, so gut wie *H. in Del.* 195 Ἀλλὰ παλιρροίη ἐπινήχεται, oder bey Homer Il. 9, 361 εἰ δέ κεν εὐπλοίην δώῃ κλυτὸς Ἐννοσίγαιος. *Hymn. in Del.* 15 ἐννάσσαντο, wo das doppelte σ nicht zu entbehren ist, vgl. *Brunck* z. Apoll. Rh. I, 1365. Dagegen bedurfte ebend. 33 καὶ εἰσεκύλισσε θαλάσσῃ die Verdoppelung nicht, da κονίω, κυλίω und ähnliche Zeitwörter schon an sich lang sind, wie die Alten lehren, z. B. Draco 107. 21. *Reg. Pros.* bey *Hermann de emend. rat.* Gr. Gr. 68. Etymol. M. 575, 29. Morelli Lexic. Pros. ed. Maltby p. XXXVI, aus welchem Grunde auch *Wolf* Il. 21, 407 κόνισε und Ähnliches in der neuen Ausgabe mit Recht gegeben hat. Wie weit nun die Versicherung Hn. *V's.* in der Vorrede S. V: *textum diligenter recognovimus, permultisque locis, ubi vel interpunctione, vel depravata lectione laborabat, correximus,*" in ihrem letzten Theile Wahrheit enthalte, wird sich aus dem bisher Gesagten einigermafsen abnehmen lassen.

Noch auf die in der That häufig geänderte Unterscheidungsart einige Rücksicht zu nehmen, scheint uns nöthig, und wir heben daher zur Probe aus dem Hymnus *auf Zeus* das aus, was wir von *Ernesti* Abweichendes gefunden haben. Diefs ist in V. 7. 9. 20. 29. 38. 61. 79. 82. Aber abgesehen von dem gewöhnlichen Gebrauch, der anders verfährt, lassen sich diese Änderungen Hn. *V's.* häufig genug nicht einmal *logisch* rechtfertigen. So wird V. 7 Ζεῦ, σὲ δ᾽ ἐν Ἀρκαδίῃ. Πότερον, πάτερ; ἐψεύσαντο; für das Herkömmliche: Ἀρκαδίῃ πότερον u. s. w. gelesen. Allein die Frage schliefst sich an die unmittelbar vorher erwähnte zweyfache Sage von dem Geburtsorte des Zeus zu genau an, als dafs ein völler Unterschied seyn könnte. In V. 9 giebt Hr. *V.* Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται· καὶ γὰρ τάφον, ὦ ἄνα, σεῖο Κρῆτες ἐτεκτήναντο, σὺ δ᾽ οὐ θάνες, ἐσσὶ γὰρ αἰεί, wo *Ernesti* nach ἐτεκτήναντο ein Punctum, nach θάνες ein Colon hat. Die Aufhebung des ersteren, wenn es nur mit einem Colon vertauscht worden wäre, könnten wir uns gefallen lassen; noch weniger aber genügt das Comma im zweyten Falle, wo der Zusatz ἐσσὶ γὰρ αἰεὶ einen neuen Grund enthält, der zwar zur Ergänzung des vorigen dient, aber nicht zu einer unumgänglich nothwendigen. Mit dieser Ansicht stimmt der Sprachgebrauch allenthalben, wie Il. 22, 50:

χαλκοῦ τε χρυσοῦ τ᾽ ἀπολυσόμεθ᾽· ἔστι γὰρ ἔνδον.

Da nun aber die meisten Änderungen in der Unterscheidung von nicht gewichtigerem Gehalte sind, und gewöhnlich nur in der Umstellung eines Colon oder Punctes in ein Comma bestehen: so glauben wir, dafs auch daraus nicht der bedeutende Gewinn für den Dichter hervorgehe, welchen Hr. *V.* verheifsen hat.

In den auf die Hymnen folgenden *Epigrammen* des Kallimachus, die so manchen Stoff darbieten, haben wir nirgends etwas Hn. *V.* Eigenes gefunden; man müfste denn eine andere dialektische Form oder eine leichte Veränderung der Unterscheidung dafür hinnehmen wollen.

Wie leicht aber auch in den Hymnen noch immer für grössere Reinheit der Sprache gesorgt werden könne, wollen wir noch mit wenigen, uns bey der Musterung der Arbeit Hn. *V's.* entgegengekommenen Verbesserungen, die sich leicht, wenn hier der Ort dazu wäre, vermehren liessen, darthun. Noch immer steht bey Kallimachus *H. in Jov.* 37, *in Dian.* 119. 152 θεῆ, und *H. in Del.* 231 θεῆς. *Hermann* z. Homer Hymn. auf die Ceres V. 163 nimmt θεά als die einzige ionische Form an, und wenn auch *Buttmann Ausf. gr. Sprachlehre* S. 145 Note θεῆς als neuionisch aufführt: so zweifeln wir doch noch, bevor es mehr begründet ist, an der Wahrheit dieser Form bey den Alexandrinern, da bey ihnen und nicht anders bey Kallimachus so häufig ganz in der Nähe jener Form das richtige θεά vorkommt, vgl. *Call. in Jov.* 30. *in Dian.* 112. 186.

H. in Ap. 88 εἰ δ' οὔπω πηγῆς Κυρῆς ἐδύναντο πελάσσαι Δωριέες hat wohl der Eigenname Κυρῆς Widerspruch erfahren, und man dafür fälschlich Κυρῆς schreiben wollen, vgl. die Erklärer zur angef. Stelle, aber keinem ist die unepische Construction des Zeitwortes aufgefallen. Wenn nun aber πελάζειν und die davon abstammenden Formen bey Homer und den Epikern stets entweder den Dativ, wie in der Iliade durchaus, oder die Präpositionen ἐν, ἐς, ἐπὶ, πρὸς, letztere beiden auch mit dem Accusativ, wie Od. 10, 404. Nicand. Al. 598. Hes. Op. et D. 134. Apoll. Arg. III, 1166, oder endlich Adverbien, wie δεῦρο bey Homer, αὐθι bey Apoll. Arg. II, 439 zu sich nimmt: so kann auch hier wohl schwerlich der Genitiv sich behaupten, und es wird zu lesen seyn: εἰ δ' οὔπω πηγῇ Κυρῆς ἐδύναντο π., vgl. *Jacobs* z. Anthol. Pal. Th. III S. 239. *Nacke* z. Chörilus S. 103 f. *H. in Dian.* 4:

ἀρχόμενοι, ὡς ὅτε πατρὸς ἐφεζομένη γονάτεσσιν,
παῖς ἔτι κουρίζουσα, τάδε προσέειπε γονῆα·

hat von jeher den Erklärern viel zu schaffen gemacht. *Ernesti* ist, wie gewöhnlich bey solchen Schwierigkeiten, leicht darüber hingeschlüpft, *Blomfield* ändert: ἀρχόμενοι, ὡς ὅτε π. ἐφ. γ., wozu man die Gründe bey ihm selbst nachsehe. Noch dunkeler aber findet Rec. das Folgende, wenn es auch, so viel er weiss, nirgends Verdacht erregt hat. Freylich liess sich die gewöhnliche lateinische Übersetzung bey *Ernesti*: *incipientes inde, ut in patris sedens genubus*" leicht, aber in den griechischen Worten liegt diess nicht. Denn ὡς ὅτε, *ut quando*, unser deutsches *wie wann* gehört der Vergleichung an, und ist aus Homer bekannt genug, wie die Beyspiele bey *Thiersch Act. Monac. Th.* I, S. 16 ff. zum Überfluss bezeugen können. Aus diesen Gründen scheint es uns natürlicher, hier ὥς ποτε zu lesen: *incipientes ut olim.* Diese Partikeln gehören der vergangenen Zeit an, und stehen davon häufig bey Homer und anderen Epikern, wie Il. 2, 797. 23, 542. Apoll. Rh. III, 597. Opp. Hal. V, 450 δελφὶν ὥς ποτε παιδὸς ἐράσσατο μειλίοιο. Vielleicht liesse sich dann auch mit dieser durch den Zusammenhang sich rechtfertigenden Besserung das vorhergehende Zeitwort in Einklang setzen, wenn man schriebe: Ἀρχόμεθ' ὥς ποτε π. ἐφ. γ., was zu dem vorhergehenden ὑμνέωμεν passen würde. V. 17 ist ohne Zweifel für βάλλωμι die seltenere Conjunctivform βάλλωμι, wie schon *Thiersch Act. Monac.* Th. I, S. 209 anrieth, aufzunehmen. V. 263:

οὐδὲ γὰρ Ἀτρεΐδης μεγάλῳ ἐπεκόμπασε μισθῷ.

scheint die Trennung μεγάλῳ ἐπὶ κόμπασε μισθῷ, welches die gewöhnliche Verbindung ist, herzustellen, vgl. Il. 10, 303:

τίς κέν μοι τόδε ἔργον ὑποσχόμενος τελέσειε
δώρῳ ἔπι μεγάλῳ; — — — —

Das. 21, 445. H. in Cer. 173. Quint. Sm. I, 723. Soph. Antig. 321, und besonders oft Herodotus, z. B. 1, 160, 6. III, 38, 13. IV, 9, 10.

Das philologisch-historische Wortverzeichniss, um von diesem noch etwas zu sagen, ist, da es nicht von Hn. *V.* selbst ausgearbeitet, sondern auf dem Grund des *Lösner*'schen angefertigt worden ist, auf der einen Seite zu lückenhaft: so fehlen nur von den mit den Präpositionen ἀντὶ und ἀπὸ zusammengesetzten Wörtern in den blossen Hymnen folgende: ἀντηχέω *H. in Del.* 258; ἀντιάω *in Cer.* 78; ἀπαρχή *in Del.* 278; ἀπέρχομαι *in Dian.* 98, ἀποκόπτω *in Del.* 105; ἀπολάμπω *in Art.* 102; ἀπολείπω *in Jov.* 42; ἀπόλλυμι *in Del.* 127; ἀποστρέφω das. 323; ἀποτρέχω das. 196; ἀποφέρω *in Pall. Lar.* 80; ἀφαιρέομαι das. 87. Alles diess hätten zum Theil schon frühere Verzeichnisse zum Kallimachus liefern können, wie auch Auslassungen anderer Art, als ἄγαλμα in *Del.* 307. *Pall. Lar.* 39; Ἀγοραῖος Ep. 53, 1; ἄγρα *in Del.* 229; Αἰγαῖος πόντος, das. 54. 317. Zu dieser Unvollständigkeit stimmen die gelehrten Erörterungen, die über einzelne Worte, als ἄγω, ἀΐσσω, ἀΐημι u. s. w. gegeben worden sind, nicht eben sonderlich, zumal da Hr. *V.* sich es so wenig hat angelegen seyn lassen, die Irrthümer seines Vorgängers, die in ihrer Zeit Entschuldigung finden, zu berichtigen, oder auf sicherere Gewährsmänner zu verweisen. Denn so wird man häufig Gelegenheit nehmen müssen, das aus dem Register Erlernte mündlich zu berichtigen. Die lateinische Schreibart Hn. *V's.* in der Vorrede ist auch nicht ohne alle Flecken, z. B. S. VII: *„effecimus, ut iterum Callimachi exemplariorum copia scholiis habendis prostet."* S. IV: *„minor nunc prior in lucem prodit, quam deinde major, omnia Callimachi scripta, hodiedum restantia, perhibens, excipiet.*

... νφ ...

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTENBURG, b. Hahn: *Charakteristik eines höheren Zeichen-Unterrichts* an die Behörden der Gelehrtenschulen und Vorsteher höherer Privat-Erziehungs-Anstalten Deutschlands gerichtet, von *Carl Schmidt*, Herzogl. Sachsen-Gothaischem Hofmaler, Prof. am Friedrichs-Gymnasium zu Altenburg. 1820. XX u. 135 S. 8. nebst zwey Kupfertafeln. (1 Rthlr. 12 gr.)

Alles von Hn. *Schmidt* in dieser Schrift Vorgetragene richtig verstanden zu haben, wollen wir nicht behaupten; theils holt er weit aus, theils wendet er

die jetzt modischen, aber etwas dunklen Sprechformeln häufig en. Deutlich genug finden wir den Wunsch ausgesprochen, dass der Unterricht im Zeichnen nicht nur allgemeiner verbreitet, sondern auch nach einer zweckmäßigeren Methode ertheilt werde, und gern geben wir ihm hierin Beyfall. Die Weise des Unterrichts, welche er vorschlägt, fängt an mit geraden und krummen Linien, denen geometrische Figuren folgen, diesen Blättergestalten, Häuser, Profilgesichter u. s. w. S. 84 theilt Hr. S. das Wesentliche seines Verfahrens beym Unterricht mit, und nennt solches *Hauptformen einer Gymnastik der inneren Anschauung für die Zeichenkunst.*

1) Der Zögling löst eine vom Lehrer an die Tafel gezeichnete und erklärte geometrische Figur (allenfalls auch einfache Gestalten von Häusern, Thürmen u. s. w. durch das Wort ab. 2) Dem Schüler wird eine solche Figur vom Lehrer mündlich dictirt, zum Nachzeichnen aus freyer Hand. 3) Der Schüler dictirt aus seiner Einbildungskraft dem Lehrer eine solche Figur zum Nachzeichnen an der Tafel. 4) Der Schüler dictirt eine solche Figur dem Lehrer in die Einbildungskraft.

Ferner heisst es S. 106: „Meine allgemeine Zeichenlehre wird also eine Reihenfolge von Elementerformen (auf den Kupfertafeln No. I und II sind sie vorgestellt) enthalten, welche alle Übungen für die Hand umfassen, jede Aufgabe wird allemal mit der vorletzten verbunden seyn, um die zu anhaltende Übung jeder einzelnen Aufgabe zu vermeiden." Aus dem Erfolg wird sich das Nützliche oder Unnütze dieser Vorschläge am besten erweisen. Wir an unserem Ort möchten weder ohne Untersuchung absprechend erscheinen, noch in Gefahr gerathen, irgend Förderndes zu hemmen; wenn aber zugegeben werden muss, Kunst und Geschmack seyen keinesweges im Steigen, sondern im Abnehmen: so lässt jede Neuerung im Zeichenunterricht noch schnelleren Verfall befürchten.

W. K. F.

Leipzig, in Klein's literar. Comptoir: *Satyrisch-humoristische Gedichte.* Vorzüglich in Bezug auf neuere Zeitereignisse. Von *Heinrich Döring.* 1820. 160 S. 12. geh. (16 gr.)

Gelehrter Dünkel, Phantasterey, Mysticismus und Magnetismus, Turnen und altdeutsche Tracht sind der Hauptgegenstand dieser satirischen Gedichte, die in leichten Versen mit ziemlichem Wohlklange sich ergiessen, auch etwas von Witz, Laune und Naivetät mit sich führen, aber von diesem allem noch zu wenig besitzen, um ganz das Ziel zu erreichen, wonach sie streben. Der Vf. sollte sich lieber bemühen, gedrängter zu schreiben, vielleicht käme dann auch mehr Kraft und Geist hinein, und man wäre dann vor dem Gefühl der Leerheit und Nüchternheit, das einen hie und da anwandelt, er selbst aber gegen den Vorwurf der Prosa, womit manche Leser schnell bey der Hand sind, mehr gesichert. So muss man wie durch hübsche Anlagen mit grossen Zwischenräumen hindurch *eilen,* wenn man angenehm unterhalten seyn will; es sind der Überraschungen zu wenige. Geistreich und gewandt zugleich ist z. B. das Gedicht: *O und Oh!* vorgetragen, aber das darauf folgende: *Magister Kilian* erscheint dagegen wieder ziemlich leer, und in solcher Abwechselung geht es fast bis ans Ende. Gelungen ist die Ironie in der pomphaften Sprache des *Turners* S. 105, aber das nächste: *der ächte Deutsche* lässt eine schärfere Spitze erwarten, als sie giebt, und stumpft sie noch obendrein durch einen langen Ausgang ab. — Einiges Leben ist in den dramatischen Skizzen, und wir möchten dem Vf. fast rathen, wenn er sich noch mehr ausgebildet hat, sich an kleinen versificirten Lustspielen, die der Umgangssprache näher sind, seinem Talente gemäss zu versuchen, dabey aber auch in die mancherley bürgerlichen Verhältnisse und in die vielerlay persönlichen Eigenthümlichkeiten der modernen Welt tiefer einzugehen.

L. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. 1) *Rostock,* b. Adlers Erben: *Fibel und Lehrbuch für Volksschulen* von *F. L. Röper,* Prediger (jetzt Präpositus) zu Dobberan. 1815. VIII u. 128 S. 8. (gebunden 4 gr.)

2) Ebendaselbst: *Lehrbuch für fähigere Kinder in Volksschulen, zugleich auch Lesebuch für denkende Landleute und Bürger,* von *F. L. Röper* u. s. w. VIII u. 216 S. 8. (gebunden 6 gr.)

3) Ebendaselbst: *Neue Fibel für den ersten Unterricht in Volksschulen,* von *J. L. Röper* u. s. w. 8. (gebunden 2 gr.)

Der Wunsch, die in Mecklenburg gewöhnlichen dürftigen Fibeln zu verdrängen, und den Kindern seiner ärmeren Mitbürger, für einen ihnen annehmlichen Preis, mit der Fibel zugleich ein Lehrbuch in die Hand zu geben, wodurch ihre Denkkraft geweckt, ihre Ansichten und Begriffe berichtigt und ihr Ideenkreis erweitert würde, bewog den Vf. zur Ausarbeitung des unter No. 1 angezeigten Buches. Die Fibel wollte er nicht von dem Lehrbuche trennen, *weil* sie zur allgemeineren Verbreitung desselben *beytragen* sollte, da sonst sich manche mit der blossen Fibel behelfen würden. Im Ganzen ist der Inhalt des Buches zweckmässig gewählt, aber dem Vortrage fehlt es an hinlänglicher Popularität; wenigstens sind die meisten Landschullehrer Mecklenburgs gewiss nicht im Stande, ein solches Buch zu verstehen und zu gebrauchen. Zweckmässiger war es auch wohl, die Fibel von dem Lehrbuche zu trennen, wie Hr. *R.* selbst späterhin urtheilte, und daher sein Werk, neu bearbeitet, in 2 Bücher (No. 2 und 3) zerlegte.

D. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Marburg, b. Krieger: *Loca quaedam Homeri e Tacito illustrata.* Paedag. acedem. Marburg. examine vernalia — commendat *Christianus Koch*, Ph. Dr. et Prof. extr. etc. 1819. 32 S. 4. (4 gr.)

2) Zürich, b. Orell: *Symbolae criticae et philologicae in C. Cornelii Taciti Germaniam* e codice praesertim Turicensi denuo excusso, quibus editis gymn. Turic. Carol. novum cursum — rite indicat *Jo. Casparus Orellius*, eloq. prof. 1819. 42 S. 4. (9 gr.)

Wir verbinden die Anzeige dieser beiden Schriften, weil sie beide von Einem Werk, der *Germania* des Tacitus, ihren Stoff entnehmen, und in diesem aufbewahrte Nachrichten über die frühesten Zustände des deutschen Volkes theils von Seiten ihrer Übereinstimmung mit denen einer enderen Nation auf gleicher Stufe, theils von Seiten ihrer ferneren Entwickelung im deutschen Volksleben selbst darstellen.

Hr. *Koch* bedarf in der That keiner Entschuldigung, wenn er Stellen des Homer und Tacitus aus einander zu erläutern unternimmt. Aller Völker Urzustände haben tiefe innere Verwandtschaft, und es kommt nur darauf an, dass der Vergleichende Wesentliches von Zufälligem zu unterscheiden weiss. Da aber die geschichtlichen Überlieferungen aus solchen Zeitabschnitten immer lückenhaft und unvollständig sind: so kann gerade hier durch geschickte Combination aus den Anfängen eines Volkes manches Licht für die des anderen gewonnen werden.

Hr. *Koch* handelt in vier Abschnitten von den königlichen Vorrechten der ältesten Fürsten, von der Blutsühne oder dem Werigeld, von den Gebräuchen bey der Brautwerbung und von den gesonderten Sitzen der Gäste bey den Schmäusen. Zu dem ersten Abschnitt gab die oft besprochene Stelle Odyss. 11, 184 f. den Anlass. Hier ist zwar die ächte Lesart πάντες γὰρ καλέουσι gut vertheidigt und erklärt: aber die Wechselbeziehung zwischen δαῖτας ἐΐσας δαίνυται, ἃς ἐπέοικε δικασπόλον ἄνδρ' ἀλεγύνειν, und Tacit. Germ. 15: *mos est civitatibus, ultro ac viritim conferre principibus vel armentorum vel frugum, quod pro honore acceptum etiam necessitatibus subvenit*, können wir nicht zugeben. Der Homerische Sprachgebrauch duldet es nicht, δαῖτας ἐΐσας δαίνυσθαι anders als vom Verzehren des gleichzugemessenen Antheils am Mahle zu verstehen. Es möchte also hier in der griechischen Stelle eher etwas der germanischen Entgegengesetztes, als etwas ihr Vergleichbares liegen. Telemach, als erblicher Oberrichter, musste zu jedem Festmahle auf Ithaka geladen werden, und seinen gleichmässigen Antheil daran empfangen, unstreitig darum, weil dem βασιλεύς auch die oberste Aufsicht über das ganze Opferwesen zukam, wie fortwährend in Athen dem Ἄρχων βασιλεύς, zur δαίς aber in der Regel ein Opfer gehörte: diess Vorrecht nun wusste Telemach, nach Versicherung der Antikleia, sich zu erhalten, er sorgte dafür, dass seine Portion ihm blieb, und das ist sehr bestimmt durch ἀλεγύνειν ausgedrückt, welches Homer durchaus nur mit δαῖτα und δαῖτας verbindet, und stets in dem Sinne *des Sorgens für sich*, nie für seine Gäste, welches auch Hn. *K.* nicht entgangen ist, der darum die *Vossische* Übersetzung mit Grund tadelt. Dass aber der König seine Portion ins Haus geschickt bekommen oder mit nach Hause genommen habe, geht aus keiner homerischen Stelle hervor, würde auch zu der ganzen Natur dieser heroischen Festschmäuse schlecht passen. Die Deutschen des Tacitus dagegen bringen ihrem Häuptling freywillig Frucht und Vieh in seine Wohnung, zwar unter dem Titel einer Ehrengabe, doch auch zur Bestreitung der grösseren Bedürfnisse des Fürsten, die wohl hauptsächlich in der Unterhaltung einer grossen Gesellenschaft, *comitatus nobilium*, und in den Schmäusen lagen, die man den Fürsten nicht, wie bey den Griechen, gab, sondern die man von ihnen foderte, Tac. Germ. 14. Diese Schmäuse waren denn allerdings mit Berathungen verbunden, welches wir dagegen von den δαῖτες der Griechen nicht annehmen dürfen, bey denen die ἀγορά der einzige Berathungsort gewesen, und öffentliche Thätigkeit von festlicher oder geselliger Erholung stets geschieden geblieben zu seyn scheint. — Der zweyte Abschnitt stellt treffend Il. 18, 497 f. mit Germ. 21 zusammen: doch war dieser Gegenstand allerdings auch ohne Hülfe von anderswoher aus Homer vollständig ins Klare zu bringen; desselbe gilt vom vierten Abschnitte, zu dem wir gleichfalls nichts hinzuzufügen haben. Genug zwar wird im dritten zu Odyss. 11, 116 dargethan, dass im griechischen Heroenalter die Braut den Ältern oder Brüdern durch Geschenke gleichsam abgekauft ward, und dass unter mehreren Bewerbern der freygebigste zu siegen pflegte; hier passt aber wieder die gegenübergestellte Nachricht aus Tac. Germ. 18 nicht ganz: denn nicht die Ältern, sondern die Braut be-

schenkte der deutsche Werber, welches Tacitus zum Unterschied von der römischen Sitte bedeutend hervorhebt, und nicht ohne Grund: wer kennt die römischen *uxores dotatas* nicht aus Plautus, aus Horat. 3, 24, 20, und Juven. 6, 136 f. Mochte Hr. *K.* diese germanische Sitte also als *mos antiquior* bezeichnen, der Vorwurf des *rude* und *semibarbarum* trifft sie keinesweges: die Frau sollte das Ihrige vom Manne empfangen, der Mann aber nicht vom Zugebrachten der Frau, sondern von der Frucht der eigenen Arbeitsamkeit leben; er sollte die Frau um ihrer selbst willen, nicht ihres Heirathsgutes wegen freyen, und nicht hinterdrein der Knecht des Weibes werden, wie zu Tacitus Zeit in Rom täglich geschah, und wo nicht? — Zum Schluss wird Il. 2, 362 mit Germ. 7 zusammengehalten, passend und angemessen. Manches von dieser Art ist indess noch übrig, das Hn. *K's.* künftiger, gleich fleissiger Behandlung werth ist.

Die Schrift des Hn. *von Orelli* giebt bey Weitem mehr, als ihr Titel erwarten lässt. Die vorzüglich gute Züricher Handschrift der Germania hatte *Breitinger* zwar schon für *Ernesti* verglichen; ein neuerer Herausgeber hatte aber vermuthet, dass von *Ernesti* die Varianten nachlässig und ungenau mitgetheilt seyen: diess bewog Hn. *v. O.* zu nochmaliger sorgfältiger Vergleichung, durch die jener Argwohn gegen *Ernesti* vollkommen begründet, und mancher neue wichtige Beytrag für die Kritik der Germania gegeben ist. Ausserdem erhalten wir die Lesarten der hier zum erstenmal verglichenen, seltenen und nicht werthlosen venediger Ausgabe der Germania von 1476 hinter *Poggi's* Diodor, *pridie Kal. Febr.* unterzeichnet. Doch bemerken wir, dass es noch einen Venediger Abdruck der Germania hinter eben diesem Diodor giebt, 1481 *die XXV Nov.* durch Thomas Alexandrinus: vor Allem aber würde es auf eine Vergleichung des bologneser Druckes von 1472 ankommen, der vielleicht der erste der Germania überhaupt, und ungemein selten ist; die kaiserl. Bibliothek in Wien besitzt ihn.

Bey dieser zweyfachen kritischen Beysteuer hat es aber Hr. *v. O.* nicht bewenden lassen; auch der Auslegung des unschätzbaren Buches hat er neue Quellen eröffnet durch Vergleichung unseres *Nibelungenliedes* und der fränkischen, burgundischen, ripuarischen, westgothischen, longobardischen, gothländischen Gesetzsammlungen nach *Bouquets*, *Muratoris* und *Schildeners* Ausgaben, wobey ihm leider *Cangiani's* Sammlung fehlte. Dieser glückliche Gedanke ist auch nicht ohne Frucht geblieben: manche Angabe des Tacitus hat neues Licht, neue Beglaubigung erhalten, und Hr. *v. O.* kann sicher auf den Dank aller derer rechnen, denen es erfreulicher ist, die Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit eines Schriftstellers des Alterthums bekräftiget, als durch dünkelhaftes Besserwissenwollen angefochten zu sehen. Was haben nicht die beiden edlen Forscher, Herodot und Tacitus, in dieser Hinsicht über sich ergehen lassen müssen! Und was anders war in der Regel die Wurzel dieser Rügen, als missverstehende Seichtigkeit, knabenhafte Anmassung, Unkenntniss der Sprache und der Sachen?

Endlich hat der Vf. eigene Bemerkungen über einzelne schwierige Stellen eingewebt. So wird Cap. 2 der *adversus Oceanus* zwar in demselben Sinne, wie der Besorger der neuesten *Bredow'schen* Ausgabe wollte, aber genügender durch das ganz entsprechende Beyspiel aus Cic. Acad. prior. 2, 59 erläutert, Cap. 21 der ungezweifelte Schluss vortrefflich vertheidigt; Cap. 3 ist die Interpunction: *terrent enim trepidantve, prout sonuit, acies*, als zu abgerissen und den Sinn verdunkelnd angefochten, doch reicht gerade bey Tacitus dieser Grund nicht aus. So dürfte noch Manches, z. B. zu Cap. 13, *principis dignationem — assignant*, und Cap. 25, *cetera domus officia etc.* andere Ansichten zulassen, obgleich Rec. an der letzten Stelle gleichfalls von allen Änderungsgedanken zurückgekommen ist. Indess freut man sich auch hier dem klar und bestimmt denkenden Manne zu begegnen, der sich schon auf so manchem anderen Felde um unser Schriftwesen verdient gemacht hat.

F. P.

Leipzig, b. Andrä: *Über den wichtigen Gebrauch der historischen Temporum, insbesondere des Imperfecti, in der lateinischen Sprache*, von *J. H. C. Dau*. Als eine Zugabe zu den bisherigen Grammatiken, insbesondere der Bröderschen. Nebst einem Anhange über die wahrscheinlich richtigste Aussprache der griechischen Vocale. 1819. VI u. 104 S. 8. (8 gr.)

Über diesen wichtigen und nach der gewöhnlichen Darstellungsweise schwierigen Gegenstand liess sich um so mehr etwas Gediegenes erwarten, als vorauszusetzen war, dass Hr. *D.* die schon recht guten vorhandenen Vorarbeiten benutzt haben werde. Allein schon die Vorrede nahm Rec. gegen den Vf. ein. Denn er urtheilt von der Sache nicht richtig, wenn er sagt: „Der Gegenstand dieser kleinen Schrift ist noch nirgend mit einiger Vollständigkeit abgehandelt: insbesondere fehlt er fast ganz in den Grammatiken.“ Ist ihm *Schadeloocks* Buch über denselben Gegenstand unbekannt geblieben? Sieht er nicht ein, wie z. B. *Grotefend* sich vor seinen Vorgängern in Hinsicht auf die Behandlung der *tempora* auszeichnet? Was bis jetzt geleistet ist, lässt freylich noch Manches zu wünschen übrig, verdient aber doch nicht ein solches Urtheil. — Was hat Hr. *D.* wohl mit Folgendem sagen wollen: „Die Ursach aber, warum ein so erheblicher Gegenstand doch nicht behandelt worden ist, liegt vielleicht darin, weil nicht nur zu dessen Ausarbeitung, sondern insbesondere auch schon zu dessen Studium eine ziemlich weit fortgeschrittene und geläufige Kenntniss der lateinischen Sprache erfodert wird.“ Fühlte er nicht, dass er hiedurch alle Männer, die bisher über die lateinische Sprache geschrieben haben, für Stümper gegen sich erklärt, und weiss er nicht, dass man sehr richtiges Latein schreiben kann, ohne an den Fingern alle Regeln über das Imperf. herzählen zu können? Auch folgende Stelle fiel Rec. auf: „Der Verfasser dieser Abhandlung fühlt nun freylich wohl die Unvollkommenheit derselben,

und hält sich davon um so mehr überzeugt, als ihm bey Ausarbeitung derselben keine philologischen Hülfsmittel zu Gebote standen." Wenn Etwas rasche, und zugleich bedeutende Fortschritte gemacht hat: so ist es die Lehre von den *tempp.*, und der Vf. hätte aus manchen Schriften über diesen Gegenstand zu der deutlichsten Einsicht in das Wesen der *tempp.* gelangen können; seine oben mitgetheilte Äusserung liess indess vermuthen, dass er sie nicht habe, und so findet es sich denn auch in der Abhandlung. Sollen unter den philologischen Hülfsmitteln bloss Ausgaben von Classikern mit gelehrten Anmerkungen verstanden seyn: so ist es theils nicht gerathen, sich an Etwas zu machen, wozu es an Hülfsmitteln — die genannten sind aber doch so gar selten nicht! — fehlt, theils bedurfte der Vf. zu seinem Zwecke nur des blossen Textes. Hr. *D.* kann nicht einwenden, es habe ihm nicht sowohl an einer Abhandlung über das Wesen der *tempp.* überhaupt gelegen, als an einer Darlegung der Regeln des Gebrauches derselben im Lateinischen: denn eben diese Regeln lassen sich nicht wohl passend aufstellen, als nach vorhergegangener Entwickelung des Wesens der *tempp.* Wie konnte Hr. *D.* hoffen, seinen Gegenstand zweckmässiger zu behandeln, als seine Vorgänger, da er ganz in die Fussstapfen derer tritt, welche von keiner Grundansicht ausgehend, in der Erklärung der *tempp.* bloss den äusseren Anschein vor Augen gehabt haben. Es ist nicht zu leugnen, dass Hr. *D.* die Sache hat genauer nehmen wollen, weil er sie weitläuftiger behandelt hat, als es sonst wohl geschieht; es kommt aber hier nicht auf das Extensive, sondern auf das Intensive an. Eben weil er nicht von einer Erklärung des Wesens der *tempp.* ausgeht, hat er so in das Unbestimmte hinein gelehrt; es ist zwar nicht unrichtig, was er sagt, man sieht aber weder einen Grund seiner Regeln, noch einen inneren Zusammenhang der einzelnen unter sich, wenigstens wird das Band, welches sie so einigermassen bindet, vielfach dadurch zerrissen, dass der Vf. als besondere Regel aufstellt, was sich aus einer gehörig aufgestellten Hauptregel als Unterabtheilung zu leichterer und naturgemässerer Übersicht hätte herleiten sollen; eine solche Darstellungsart war besonders in diesem Falle nöthig, wo Vorgänger zu übertreffen waren, was hier durch Aufführung einiger Puncte, die etwa von früheren übergangen sind, nicht hinlänglich geschieht. Wir haben schon gesagt, dass Hr. *D.* mit unverkennbarem Fleisse dahin gearbeitet hat, seine Vorgänger zu übertreffen, von welchen keiner so eigends darauf ausgegangen ist, die Sache wo möglich zu erschöpfen; aber er hat sich den Dank der Leser nicht in dem Grade erwerben können, wie ihn eine solche Arbeit an und für sich wohl verdient: er musste eine deutliche Übersicht dessen geben, was die einzelnen *tempp.* in Hinsicht auf die Zeit und den Zustand (oder wie man es nennen will — dass diese *altera pars* eines *tempus* doch immer noch nicht überall berücksichtigt wird —!) bezeichnen, und dann zeigen, wie die einzelnen bey den Schriftstellern vorkommenden Fälle sich bequem aus der von den *tempp.* gegebenen Ansicht erklären lassen.

Um indess Jeden selbst beurtheilen zu lassen, ob wir die Darstellung des Vfs. mit Recht oder mit Unrecht als der Aufmerksamkeit des grammatischen Publicums nicht für besonders würdig ausgegeben haben, theilen wir seine Regeln hier so mit, wie er sie kurz, als Wiederholung der ausführlicheren, aufgestellt hat: „1) Das Perfectum giebt die Haupthandlungen an, das Imperfectum Nebenumstände und Erklärungen. 2) Das Imperfectum giebt die veranlassenden, bewegenden Umstände, das Perfectum das Ereigniss selbst an. 3) Das Imperfectum deutet die Überlegungen, die Betrachtungen an, das Perfectum die daraus geflossenen Handlungen. 4) Das Perfectum giebt die einzelne Handlung an, das Imperfectum die oft wiederholte. 5) Das Imperfectum beschreibt die einzelnen Charaktere, Sitten u. s. f. in abstracto: das Perfectum erzählt die einzelnen daraus geflossenen Thaten oder Ereignisse. 6) Das Perfectum giebt den allgemeinen historischen Satz an, das Imperfectum die einzelnen Belege dazu. 7) Das Imperfectum giebt das an, was unvollendet geblieben, oder nicht zur Ausführung gekommen ist, und was ehemals anders war, als jetzt: — das Perfectum, als ein bestimmtes tempus, eignet sich hiezu nicht.

Hinter diesen Regeln giebt Hr. *D.* „Erweiterungen des historischen Stils," von denen wir nur die erste anführen wollen, um zu beweisen, wie sich der Vf. eine unnöthige Mühe um etwas giebt, was bey gehöriger Darlegung des Wesens der *tempp.* sich von selbst verstanden haben würde (aber so geht es, wann man, statt aus der Natur der Sache die Regeln herzunehmen, nur *seine Ansichten* giebt, wobey bloss der äussere Schein leitet): „1) Brauchen die ausführlicheren Geschichtschreiber das Imperfectum wohl, um die, theils *friedlichen*, theils auch nur *inneren* Ereignisse in einem Staate, auch selbst die, welche durch Kriegsvorfälle verursacht worden waren, aber doch selbst keine Waffen*thaten* mehr sind, zu schildern. — Dagegen ist das Perfectum das *tempus* für den *einzelnen Thatenreichthum*, besonders des Krieges."

Was die Abhandlung über die Aussprache der griechischen Vocale anbetrifft: so hat der Vf. eigentlich nichts Neues gesagt. Wenn er es wahrscheinlich findet, dass *ι* ungefähr wie *ch-ī* gesprochen sey: so hat er allerdings mehr für sich, als wenn er annimmt, *ω* sey ähnlich dem dänischen *aa* (im Englischen *oa*) gesprochen; wozu führen aber solche Muthmassungen!

P. K.

LITERATURGESCHICHTE.

KÖNIGSBERG, in der Universitätsbuchhandl.: *Leben, Studien und Schriften des Astronomen Johann Hevelius.* Von *Joh. Heinr. Westphal.* 1820. 122 S. 8. (14 gr.)

Hevels Leben und Verdienste werden im Wesentlichen recht gut dargestellt. Aber an einigen Stellen tadelt der Vf. ohne Noth den trefflichen Mann, der doch ganz das leistete, wozu ihn die Natur bestimmt

hatte. War er gleich an Scharffinn nicht dem *Hugenius* oder *Kepler* gleich: fo that er doch mit einem ausdauernden Fleifse Grofses für die Wiffenfchaft. Hr. *W.* bekennt, dafs *Hevels* Cometenbeobachtungen zwar die beften find, die wir aus jener Zeit haben, aber befonders gut könne man fie dennoch nicht nennen. — Aber ift es denn nicht genug, mehr gethan zu haben als feine Zeitgenoffen? — Wenn man von uns fodert, dafs wir das leiften, was die Nachwelt leiftet: fo giebt es in jedem Zeitalter nur Wenige, fehr Wenige, die einer folchen Foderung Genüge leiften. Dem ausdauernden Fleifse des *Hevelius* läfst der Vf. Gerechtigkeit widerfahren, und rühmt diefen nach Verdienft. In jenem Tadel dagegen, der allerdings nicht gerade ganz unrichtig genannt werden kann, doch aber etwas unbillig ift, fcheint eine gewiffe Schärfe durchzublicken, die fich auch fonft in den Urtheilen des Vfs. zeigt, z. B. wenn er S. 37 fagt, in Göttingen werde der im Buchftaben begrabene Geift wohl geduldet, aber lebendig dürfe er fich dort nicht fehen laffen. Nachdem der Vf. die Lebensumftände *Hevels* erzählt hat, jedoch ohne uns etwas von dem, was er aufser feinem gelehrten Wirken gethan, wie er als Menfch und Bürger gelebt hat, zu fagen, geht er zu der Befchreibung feiner Inftrumente über, und bringt da auch Beyfpiele von der Übereinftimmung der Beobachtungen unter einander bey. Dann theilt er das Wefentlichfte von *Hevels* Beobachtungen der Sonne, des Mondes, der Planeten und Cometen fo mit, dafs *Hevels* Bemühungen und die Erfolge derfelben fich gut überfehen laffen.

Ein genaues Verzeichnifs von *Hevels* Schriften mit Angabe ihres Inhalts, und ein Verzeichnifs von Schriften, die fich auf *Hevel* beziehen, macht den Befchlufs.

i. o. e.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Getha*, b. Ettinger: *Ideen zu einer dem deutfchen Nationalcharakter angemeffenen Menfchenbildung.* Nebft einer kurzen Kritik der neueren Haupt-Erziehungsmethoden. Von *Philalethes Pädagogus.* 1818. 44 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. verfpricht, feine Ideen künftig weiter auszuführen. Hier find fie fo roh und unordentlich hingeworfen, fo nachläffig vorgetragen, und enthalten fo wenig Neues, dafs von dem angekündigten ausführlicheren Werke keine Erwartung in uns erregt worden ift, die uns reizen könnte, es zu lefen.

Die Erziehung foll dem Volkscharakter angemeffen feyn, darum mufs man diefen genau kennen lernen. Hat wohl der Vf. hier gehörig erwogen, was er eigentlich fagen will? In fofern der Volkscharakter gut ift, in fofern ftimmt er mit dem überein, was die Vernunft gebietet und billigt; es fcheint alfo hiebey keine befondere Rückficht auf das Eigenthümliche des Volkes nöthig zu feyn. In fofern diefes aber fehlerhaft ift, foll ihm die Erziehung nicht angepafst werden, fondern entgegen arbeiten. — Hauptcharakterzüge der Deutfchen find, nach dem Vf., Anhänglichkeit an die Familie und das Familienleben, tief begründete und allgemein verbreitete Anlage zur Poefie, Erfüllung der Pflichten, welche dem Menfchen gegen feines Gleichen obliegen, lebhaftes Gefühl für die Religion, und vorzüglich für diejenigen Ideen derfelben, die den Menfchen am meiften über das Sinnliche erheben, Verabfcheuung alles weltlichen und geiftlichen Despotismus.

Diefe Eigenfchaften follen nun der deutfchen Jugend angebildet, bey ihr genähret, den Ausartungen foll vorgebeugt werden. Wohl; aber nur darum, weil fie National-Eigenfchaften find? Nicht vielmehr, weil fie Pflichten und Zierden des *Menfchen* find? — Damit nun aber jener Zweck erreicht werde, foll ein guter Geift in den Familien herrfchen, und die Kinder follen nicht zu früh von den Ihrigen getrennt, Gedichte, die unferem allgemeinen Charakter zufagen, gelefen, der Jugend grofse Mufter vorgeftellt und fie mit der Gefchichte ihrer grofsen Vorfahren befreundet, der Religionsunterricht nicht mit abftracten Lehren der Vernunftreligion, aber auch nicht mit den unterfcheidenden Dogmen der chriftlichen Kirche, fondern mit einer hiftorifchen Darftellung deffen, was Chriftus gelehrt und gethan hat, gemacht, über die Wunder nicht räfonnirt, mit dem Unterrichte in der Religion aber teleologifche Betrachtungen der Natur verbunden, Reinheit und Einfachheit der Sitten, und Standhaftigkeit (aber durch welche Mittel?) erhalten werden.

Angenommen, dafs gegen keine diefer Vorfchriften fich Etwas einwenden laffe, gehn fie dann aus dem Nationalcharakter hervor? Laffen fie fich nicht mit gleichem Rechte dem Erzieher jedes Volkes geben?

Der Titel der Schrift liefs eine Beantwortung der Fragen erwarten: Welche Modificationen erleiden die Regeln der Erziehung durch den deutfchen Nationalcharakter? Und welche befondere Zwecke hat fich der Deutfche bey der Erziehung vorzufetzen? — Aber diefe Beantwortung fucht man hier vergeblich.

Nach S. 15 foll „mit *Schiller* und *Klopftock* eine neue Periode der deutfchen Dichtkunft“ anfangen! — S. 19 *heifst* es: „Atheiftifche Schriften *weder* von den Deutfchen verfafst, *haben auch keinen* Eingang gefunden.“ Wer zur deutfchen Nationalerziehung anleiten will, follte doch wenigftens Deutfch fchreiben können.

Die Erziehungsmethoden, welche der Vf. feiner Beurtheilung unterwirft, find die humaniftifche, die Frankifche, die Bafedowifche und die Peftalozzifche. Auffaffung des Geiftes diefer Methoden und gründliches Urtheil über fie haben wir nicht gefunden.

J. C. F. D.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Riegel u. Wiefsner: *Vier Predigten von dem Gebrauch und Nutzen der heiligen Schrift*, herausgegeben von *Johann Chriftoph Ernft Löfch*, Candidaten an St. Jacob (zu? —) 1820. 70 S. gr. 8. (6 gr.)

Die *erfte* Predigt giebt nach Offenb. 1, 3 einige Regeln in Beziehung auf das Bibellefen; die *zweyte* handelt nach II Tim. 3, 16 von der belehrenden und beffernden Kraft der heil. Schrift; in der *dritten* fpricht der Vf. nach Pf. 119, 92 und 93 von der tröftenden Kraft der heil. Schrift, und die *vierte* empfiehlt nach Jac. 1, 22 — 25 die Befolgung der göttlichen Gebote. Die Predigten zeichnen fich weder durch Reichthum der Ideen, noch durch gute logifche Ordnung, oder durch Schönheit, Kraft und Wärme der Sprache aus; aber fie geben ein rühmliches Zeugnifs von dem frommen chriftlichen Sinne des Vfs., von dem Streben, klar, verftändlich und eindringlich zu reden, und von einer zweckmäfsigen Benutzung der heil. Schrift zu erbaulichen Kanzelvorträgen.

R. d. e. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

THEOLOGIE.

1) Lüneburg, b. Gerold u. Wahlstab: *Biblischer Beweis, dass Jesus nach seiner Auferstehung noch 27 Jahre leibhaftig auf Erden gelebt und zum Wohl der Menschheit in der Stille fortgewirkt habe.* Jesu zu Ehren, allen Theologen zu ernster Prüfung empfohlen von *Jacob Andreas Brennecke.* 1819. 166 S. 8. (8 gr.)

2) Hannover, in der Helwing'schen Hofbuchhandl.: *Offenherzige Bemerkungen über die Brenneckesche Schrift: Biblischer Beweis, dass Jesus nach seiner Auferstehung noch 27 Jahre leibhaftig auf Erden gelebt habe.* 1820. 108 S. 8. (9 gr.)

3) Zeitz, in der Webel'schen Buchhandl.: *Jak. Andreas Brennecke's (angeblich) Biblischer Beweis: dass Jesus u. s. w.* Biblisch und kurz geprüft von M. *Johann Georg Tinius.* 1820. 209 S. 8. (16 gr.)

4) Sondershausen, b. Voigt: *Anti-Brennecke, oder biblischer Beweis, dass es mit dem biblischen Beweise des Herrn Brennecke für Jesu sieben und zwanzigjähriges, leibhaftes Leben nach seiner Auferstehung auf Erden nichts ist.* Zur Ehre der Wahrheit ans Licht gestellt von *Gustav Heinrich Haumann,* Pfarrer zu Stedten an der Gera und Vicarius zu Bischleben, Möbisburg und Rhoda. 1820. 135 S. med. 8. (12 gr.)

5) Bremen, b. Heyse: *Gerechte Würdigung der kürzlich erschienenen Schrift von J. A. Brennecke, betitelt: Biblischer Beweis, dass Jesus* u. s. w. Von *Heinrich Friedrich Iken,* Pastor zu Kirchhuchting bey Bremen. 1819. 146 S. kl. 8. (9 gr.)

Hr. *Brennecke,* soviel wir erfahren haben, Candidat zu Magdeburg, sucht zu beweisen, dass Jesus weder wirklich gestorben noch wunderbar auferstanden, noch viel weniger sichtbar gen Himmel gefahren sey, sondern bis zum Jahre 61, wahrscheinlich in der Gegend von Messada am todten Meere, in einem Thale bey den Vätern des Essenischen Bundes gelebt, und von da aus gewirkt habe, und bald dem Petrus im Gefängnisse, Apostelgesch. 12, *mit einer Laterne,* bald dem Paulus auf seiner Verfolgungs- und Bekehrungs-Reise nach Damaskus in *einer schimmernden, von Silber starrenden Maske,* begleitet von schimmernd und prächtig gekleideten Essäern, bald wieder dem Paulus zu Korinth u. s. w. persönlich und leibhaftig erschienen sey, folglich — auf Erden fortgelebt habe. Den biblischen Beweis führt Hr. *Br.* also, dass er als etwas Ausgemachtes und Unwidersprechliches behauptet, dass kein Augenzeuge etwas von einer körperlichen Himmelfahrt Jesu berichte, dass die Erzählungen des Marcus, Cap. 16, und des Lucas, Apostelgesch. 1, bis jetzt ganz missverstanden worden seyn. Denn nachdem Jesus *bey Nacht und Nebel* aus Jerusalem gegangen, habe er seine Jünger nicht *gen (versus)* Bethanien, sondern *hinein* geführt, sey von Lazarus noch einmal bewirthet worden. Da habe er denn eine Bewegung zum Aufstehen gemacht, wo man ihm theils aus Höflichkeit, theils weil er sich von der Verwundung am Kreuze noch nicht ganz erholt hatte, *unter die Arme gegriffen* habe (ἐπήρθη), wo er dann Abschied nahm (εὐλόγησεν), zum Zimmer hinaus und — in den Nebel hineingegangen sey. Da traten zu den Jüngern zwey weiss gekleidete Männer (wer erkennt in ihnen nicht Essäer?), und sprachen: Was sehet ihr so in den Nebel ihm nach? Der in den Nebel (εἰς τὸν οὐρανόν) Hingeschwundene wird aus dem Nebel wiederkommen, so wie er im Nebel weggegangen ist. Das ist nun das wahre *Brennecke*'sche Factum, das alle Theologen, *Bahrdt* etwa ausgenommen, bis jetzt so missverstanden haben. — Ferner geht Hr. *Br.* alle Augen- und Ohren-Zeugen des N. T. durch, alle Reden Petri und Pauli in der Apostelgeschichte, alle Briefe der Apostel, und nirgends eine Spur von einer sichtbaren Himmelfahrt. Vielmehr lehren die Apostel nach Hn. *Br.,* dass Jesus bis zum Jahre 61, folglich noch 27 Jahre nach seiner Auferstehung, leibhaftig auf Erden gelebt habe, wo er dann vor Altersschwäche in einem Himmelbette gestorben sey. Denn dafür sorgten schon die Jünger, damit das Wort in Erfüllung ginge, er sey in den Himmel eingegangen. Der biblische Beweis dieser ganz unbiblischen Dichtungen wird also geführt. Dem Petrus Apostelgesch. 12, 7 erschien der Herr im Gefängnisse mit einer Laterne. Zwar ist in dieser Stelle von einem Engel des Herrn die Rede, und von einer Laterne gar nicht, — aber man muss nicht Alles so genau nehmen. Zwar ist Petrus sorgfältig bewacht; allein — „*Wächter lassen mit sich reden.*" Dem Paulus erschien Jesus auf der Reise nach Damaskus, in einer von Silber starrenden, den Paulus blendenden Maske; nach Apostelgesch. 23, 11 stand der Herr vor ihm. Und wie oft hatten nicht Petrus und Paulus

zu *ihrem Erstaunen* (ἐν ἐκστάσει!!!) *Visiten* von Jesu, ἰδοὺ ἄρτι! Im J. 60 (woher der Vf. das Alles weiss?) stand nach Jac. 5, 7 — 9 Jesus noch lauschend vor den Thüren. Endlich aber ging Jesus im J. 61 nach 1 Petr. 3, 22 (denn in diesem Jahre ist Petri Brief nach Hn. *Br.* geschrieben) an Entkräftung zur Ruhe, da ruhet er *nun* (welches „nun" hier eingeschmuggelt wird) in Gottes Arm, ἐν δεξιᾷ τοῦ Θεοῦ, und nun ist er im Himmel. Denn obgleich ganz gleichlautende Stellen der Apostel in den Reden und Briefen vor dem Jahre 60 von Jesu Aufenthalte im Himmel zur Rechten Gottes reden: so bedeutet doch *vor dem Jahre* 60 die Redensart *im Himmel, in den Himmel* nur, man weiss nicht wo? man weiss nicht wohin? oder auch Nebel. Hingegen *nach dem Jahre* 61 verschwindet der Nebel, und οὐρανὸς heisst wieder Himmel. Diese Willkühr im Erklären, diese Dichtungen aus Hn. *Br's.* Phantasie, diese Verdrehungen, Widersprüche, diese Hinzusetzungen zu dem Text, diese Auslassungen, je nachdem des Vfs. Hypothese es fodert, nennt er einen biblischen Beweis. Niemand erwartet ohne Zweifel auch nur Ein Wort der Berichtigung, der Widerlegung, da die blosse Angabe jener Ideen ihre eigene Widerlegung ist. Man weiss in der That nicht, worüber man sich mehr wundern soll, ob über den Muthwillen und die Frivolität, womit Hr. *Br.* die Schriften der Apostel, sowie selbst den Charakter des täuschenden, bestechenden, vor den Thüren lauschenden Jesus behandelt, oder über die Keckheit und Frechheit, eine solche Verdrehung und Naturalisirung der heiligen Schriften für einen biblischen Beweis auszugeben, und ihn *allen Theologen* zu *ernster* Prüfung zu empfehlen.

Es war zu erwarten, dass die Theologen von Profession die *Brenneckesche* Farçe keiner Aufmerksamkeit würdigen würden, da diese Erklärungsweise allen Regeln der Erklärung spottet, und das Buch im gelehrten Publico keinen Schaden anrichten konnte. Allein da dasselbe die Neugierde der Gebildeten, deren Bildung doch nicht auf historisch-grammatischem Grunde ruht, der Halbgebildeten und selbst des gemeinen Mannes reizen musste: so war allerdings zu wünschen, dass Kenner, die zugleich dem Volke näher stehen, das gänzlich Unbiblische und Unhaltbare der Beweisführung aufdecken möchten. Das haben nun bis jetzt vier achtungswürdige, gelehrte, und mit den Grundsätzen einer richtigen historisch-grammatischen Erklärungskunst wohl bekannte Prediger gethan in No. 2 — 5, von welchen allein Hr. M. *Tinius* gegenwärtig kein Predigtamt mehr bekleidet. Alle wollen den nachtheiligen Einfluss der *Br'*schen Schrift auf das grosse Publicum schwächen. Allein alle, nur Hn. *Iken* ausgenommen, haben ihren Zweck sich nicht bestimmt genug gedacht, nicht fest genug gehalten. Denn sie mischen so viel griechischen und hebräischen Grundtext, und so viel Gelehrsamkeit hinein, als ob sie Theologen zurecht weisen wollten.

Der Vf. von No. 2 nennt sich am Ende des Vorberichts: *G. H. Soltmann*, Pastor zu Bodenwerder. Seine *offenherzigen Bemerkungen* sind nichts als exegetische Scholien über die von Hn. *Br.* gemisshandelten Bibelstellen. Mit Ruhe geht er diese Stellen durch, und zeigt mit Klarheit und Gründlichkeit die Unstatthaftigkeit der *Br'*schen Dichtung. Aber für wen hat Hr. *S.* geschrieben? Für Gelehrte? Diese bedürfen dieser Scholien nicht; für das Volk? Für dieses sind die Bemerkungen zu trocken und nüchtern, und nicht geeignet, den Eindruck der *Br'*schen Schrift, (die nicht ohne Talent geschrieben ist, auszulöschen.

Am ausführlichsten ist Hr. M. *Tinius* in No. 3, der den *Br'*schen Beweis einen exegetisch-theologischen Schwank nennt, und einen Spreuhaufen ohne Körner. Hr. *T.* schrieb für Ungelehrte, und zwar mit fühlbarem Interesse für Christus und das Christenthum, oft mit innerer Entrüstung über *Br's.* ernstlosen unheiligen Sinn, den ein unheiliger Verstandeskitzel plagte. Schade, dass Hr. *T.* des Hn. *Br.* Ideen, wenn man Phantasieen so nennen will, nicht unter allgemeine Gesichtspuncte brachte, sondern nur Seite für Seite dem zu widerlegenden Buche folgte! Keine der von Hn. *Br.* gemissdeuteten Stellen übergeht Hr. *T.*, sondern geht mit seinem Gegner alle Augen- und Ohren-Zeugen, auf die Hr. *Br.* sich beruft, durch, erklärt den Sinn der verdrehten Stellen nach richtigen Interpretationsgesetzen, die er hin und wieder selbst theoretisch angiebt, so dass des Vfs. Buch auch für junge Exegeten belehrend ist. Die Entrüstung des Hn. *T.* hat ihn hin und wieder auch zu heftigen, bisweilen gemeinen Äusserungen hingerissen, die selbst mit gut gemeintem Eifer kaum entschuldigt werden können. Denn es ist doch zu gemein, wenn er sagt: *Br.* müsse auf den Kopf gefallen seyn — *Br's.* Buch habe mehr Widersprüche, als er selber Haare auf dem Kopfe, da er doch anderwärts Hn. *Br.* für einen gescheuten Kopf, obgleich für einen Flausenmacher erklärt. Hr. *T.* schliesst damit: dass seit langer Zeit kein Buch geschrieben worden, welches die Ehre Jesu so compromittire, als das, welches Hr. *Br.* doch zur Ehre Jesu geschrieben haben will, ungeachtet er seine *Toxologie* (Giftlehre) mit einer *Doxologie* (Lobpreisung) schliesse. Zuletzt rühmt Hr. *T.* noch dankbar die Menschenfreundlichkeit des Hn. *von Meinecke*, Directors des Inquisitoriats zu Weissenfels, der ihm theils zu seiner Vertheidigung, theils zu literarischen Beschäftigungen den Gebrauch der Feder verstattete.

An Gründlichkeit und Gelehrsamkeit mit dem Vf. von No. 4 wetteifert vielleicht nur Hr. *Tinius*. Aber eben desswegen ist der *Anti-Brennecke* wohl selbst mehr für Gelehrte, als für das Volk. Man findet auch hier einen Reichthum von Bibelstellen, insbesondere aller der von Hn. *Br.* angefochtenen und verkehrten gut und richtig erläutert. Das Resultat seiner Untersuchung drückt Hr. *H.* S. 128 aus: dass der biblische Beweis des Hn. *Br.* ein durchaus *unbiblisches Geschwätz*, ein *geschichtswidriger Traum*, ein *unhaltbares Mährchen*, ein *leeres*, *lustiges*, *ganz grundloses Hirngespinnst* sey.

Am zweckmässigsten für Ungelehrte und für diejenigen, auf welche Hn. *Br's.* Schrift einen nachtheiligen Eindruck machte, scheint Rec. No. 5 zu seyn. Gerecht, unpartheyisch, nur die Sache, nicht die Person

angreifend ist diese Würdigung. Überdiess hat Hr. *I.* die sogenannten Beweise seines Gegners unter allgemeine Gesichtspuncte gebracht, und so über das Ganze mehr Klarheit verbreitet. Doch in Ansehung des *argumenti ad hominem* — wenn ein Freund nach Amerika gereiset und noch da sey: so folge, dass er sich dahin eingeschifft habe — und der Anwendung desselben auf Jesu Himmelfahrt kann Rec. nicht mit Hn. *I.* übereinstimmen. Denn nach Amerika zu kommen giebt es nur *eine*, und nur eine *natürliche* Art, wodurch auch der Zusammenhang der Erfahrung nicht unterbrochen wird; allein daraus, dass Jesus zur Rechten Gottes ist, folgt nicht, dass er auf eine übernatürliche Weise, unter den und den Umständen, in der Gegend von Bethanien, mit einem verklärten Körper, von einer Wolke hinweggenommen, zum Himmel sichtbar gegangen sey; aus dem Sitzen zur Rechten Gottes folgt nicht, dass Jesus *gerade auf diese Weise* zur Rechten Gottes gekommen sey, zumal da dieses Sitzen zur Rechten Gottes blofs etwas *Intelligibles*, die bestimmte Art der Entfernung Jesu von der Erde, aber wie die Apostelgeschichte sie beschreibt, nur der *sinnliche Anfang* einer im Übersinnlichen sich verlierenden Begebenheit ist. Auf die *dogmatischen* Gründe für Jesu persönliche Himmelfahrt S. 55 kann Rec. auch nicht viel bauen, da ohne ausgemachte *historische* Beweise von den dogmatischen gar nicht die Rede seyn kann. — Doch nicht blofs das Unbiblische in der Hauptsache des *Br*'schen Buches deckt Hr. *I.* auf, sondern auch in Ansehung anderer Ansichten jenes Vfs. über Jesu Tod und Auferstehung, über Jesu Geburt und Umgang mit den Essenern u. s. w.; er zeigt ferner, dass *Br.* nicht für, sondern gegen die Ehre Jesu geschrieben habe, und dass sein Buch gar keine ernste Prüfung, sondern Verachtung verdiene.

Was haben nun aber diese Schriften gegen *Brennecke* erwiesen? Sie haben seine Dichtung von einem Fortleben Jesu auf Erden nach seiner Auferstehung in ihrer Nichtigkeit dargestellt: haben erwiesen, wie *Br.* die biblischen Stellen vom Sitzen zur Rechten Gottes, von seinem Seyn im Himmel auf eine frivole, sprachwidrige Weise verdreht, und dass weder aus exegetischen noch chronologischen Gründen und Angaben Hr. *Br.* seine vielversprechende Aufgabe gelöst habe. Was haben aber ferner diese Werke für die Lehre von der Himmelfahrt Jesu selbst gethan? Sie haben unwiderleglich bewiesen, dass alle Apostel von einer *intelligiblen Himmelfahrt* Jesu, von seinem herrlichen und seligen Zustande bey Gott, von seinem Wiederkommen u. s. w. reden, *folglich* die Versetzung dahin *voraussetzen;* nicht aber haben sie bewiesen noch beweisen können, dass die Apostel und Apostelevangelisten von der Himmelfahrt Jesu, als einer sinnlichen Begebenheit, geschehen in der Nähe von Bethanien, zeugen, da sie vielmehr über die *Art und Weise*, wie Jesus zur Herrlichkeit Gottes einging, und namentlich über die Apostelg. 1 erzählte Art und Weise, schweigen. Die *philosophische*, nicht exegetische, Ansicht, dass die Erzählung der Geschichte Jesu auf Erden mit einem Mythos anfange, und mit einem Mythos ende, ist dadurch nicht widerlegt worden.

Cm.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SULZBACH b. Seidel: *Geschichte meiner Bildung zum Prediger.* Ein offenes und vertrauensvolles Wort an Männer meiner Lage und meines Standes. 1820. 110 S. 8. (8 gr.)

Der ungenannte Vf., ein Prediger in Sachsen, spricht allerdings mit Offenheit über seine Bildung zum Prediger. Er gesteht seine früheren Fehler aufrichtig, und warnt dadurch seine jüngeren Amtsbrüder, giebt aber auch lehrreiche Winke, wie die Klippen, die dem Prediger und Seelsorger (so sollte es auf dem Titel heissen) gefährlich werden können, zu meiden sind. Rührend ist es, was der Vf. von seinem Verhältnisse zu *Zollikofer* von S. 28 an sagt. Man sieht sich mit Vergnügen in eine Zeit zurückversetzt, wodurch die Frömmigkeit eines *Zollikofer*, *Rosenmüller* u. A., die sich in den öffentlichen wöchentlichen Vorträgen aussprach, eine so grosse Zahl edler Jünglinge vor dem Laster bewahrt, und auf das ehrwürdige Amt des Geistlichen vorbereitet wurde. Wie viel Gutes hat *Zollikofer* schon durch die Predigten: Warnung vor den Sünden der Unkeuschheit, gewirkt, wie der Vf. auch selbst bemerkt, und seine Erfahrung zu diesem Behufe anführt. Der Vf. setzt die Möglichkeit, beym Antritte seines ersten Amtes eine leidliche Predigt machen zu können, in das Gefühl für die Heiligkeit seines Berufs, in seine Exegese, in seine katechetischen Übungen, in sein fortgesetztes psychologisches Studium, in das fortdauernde Lesen der Bibel in den Grundsprachen, in seine Bekanntschaft mit *Reinhards* Moral, in seinen innigen Umgang mit den Predigten eines *Zollikofer*, *Rosenmüller*, *Reinhard* und *Spalding*. Die Klippen, welche ihm gedroht hatten, waren das Extemporiren über kurze Dispositionen und die Reformationssucht in Bezug auf Aufklärung der Gemeinde, zumal neben einem Collegen, der in seinen Vorträgen den Vf. rectificiren, das Krumme gerade machen wollte. Auch hatte sich der Vf. des Pastoralfehlers schuldig gemacht, während einer langen Beichte nach Hause zu gehen, und sich durch einige Tassen Kaffee zur Fortsetzung des Beichtsitzens zu stärken u. s. w. Den Grad der Bildung in der Gemeinde erforscht er durch Unterredungen bey Ehrengelagen, auf Spaziergängen, durch Beicht- und Fasten-Examina u. s. w. Der Vf. bemerkt mit Recht, dass die meisten Zuhörer nicht im Stande sind, die Ideen des Predigers zu wiederholen, dass man sich der höchsten Einfachheit und Klarheit befleissigen, über die biblische Geschichte predigen und dadurch die Aufmerksamkeit fesseln, und lebendig und für das Leben lehren müsse. Wir wollen den wackeren Vf. auch selbst hören: „Ich verfertigte mir ein Register über die an jedem Sonn- und Fest-Tage abgehandelten Materien, um zu wissen, was vom

mir schon bearbeitet war. Bey der Vorbereitung auf eine neue Predigt pflegte ich nie in dasselbe zu sehen: denn ich würde sonst den Gang der Erfindung gestört haben, sondern erst nach der gefundenen Materie, um nicht einen Gegenstand etwa des vorigen Jahres wiederholen zu müssen. Eine alte Predigt nahm ich nie gern wieder, weil sie mir selten wieder gefiel, und ich immer daran viel zu verbessern fand. Auch konnte ich wirklich wenig aus meinen vorigen Predigten brauchen, indem ich 17 Jahre hinter einander meine Materien bald aus den Episteln, bald aus den biblischen Geschichten, bald aus dem Katechismus geschöpft hatte, und die Evangelien mich nun auf ganz andere Gegenstände leiteten. Hiezu kam auch noch der Gedanke, dass ich in meinen schönsten Jahren gern einsammeln wollte, damit ich vielleicht im höheren Alter davon zehren und brauchen könnte. Doch lebe ich des Glaubens, der denkende und gefühlvolle Prediger, welcher sich vor Stillstand hütet, und sein Amt mit Begeisterung und Liebe verwaltet, werde nie über Mangel an Materien sich zu beklagen Ursache haben, und einem guten Hausvater gleichen, der aus seinem Schatze Altes und Neues nehmen kann. Es ist mir daher nicht möglich, mich mit dem Rathe zu befreunden, den selbst ein Vater *Rosenmüller* gab, nach dem Ablaufe eines kurzen Zeitraumes die gehaltenen Predigten zu wiederholen."

P.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Leipzig*, b. Teubner: *Caussarum, cur Christus scripti nihil reliquerit, disquisitio historico-theol.* Auctore *Carol. Frid. Sartorius.* (1815.) VI u. 24 S. gr. 8. (5 gr.)

Hr. *S.* erweckt von seiner Schrift grosse Erwartungen, indem er allen Schwierigkeiten, welche die Wahl des in einem *specimine erudisionis* zu behandelnden Stoffes gewöhnlich hat, ganz auszuweichen meint, „*si nec de levioribus rebus et quae essent exigui momenti, disquirere, nec repetere tantum aut in brevius contrahere, quae in doctorum virorum operibus continentur, studerem.*" Dieses Streben ist aber nicht zur That geworden. Der erste Abschnitt, von den Pseudopigraphis Christi (S. 2 — 13) ist Auszug aus *Fabricii cod. apocr. N. T.* Vol. 1 S. 303 — 321, und aus der *dissert. hist. de Christi ad Abgarum epistola*, welche zwar unter *Semlers* Vorsitz ist vertheidigt worden, aber nicht, wie hier S. 7 angegeben wird, diesen Gelehrten zum Verfasser hat, und 1768 erschienen ist. Verfasser ist vielmehr *Joh. Es. Christian Heine*, welcher sie schon 1759 vertheidigt hat. Als Hauptgrund wird in dem zweyten Abschnitt (S. 15 — 24) angegeben: „*dominum nostrum universo operi suo haud theoreticum posuisse finem, sed practicum, cui viva vox semper et ubique accomodatissima.*" Was über diesen praktischen Zweck gesagt wird, ist aus *Reinhards* Plan Jesu, von welchem Hr. *S.* nur die dritte Ausgabe kennt.

O. P. B.

Göttingen, b. Huth: *De consilio, quod Christus in oratione montana secutus est*, libellus. Auctore *Ern. Th. Chr. Grosse*, Phil. D., Ord. Theol. Repet., soc. priv. Theol. sod. 1818. 61 S. gr. 8. (4 gr.)

Hr. *G.* handelt sein Thema in 3 Abschnitten ab, *de nexu sententiarum* (S. 9 — 26); *quatenus orationis cohaerentia coagmentantis Matthaei artificio tribuenda sit* (S. 26 — 53); *consilium Christi accuratius describitur* (S. 54 — 61). In dem, was darüber in einem etwas schwerfälligen Stile beygebracht wird, folgt der Vf. grösstentheils dem Commentar von *Paulus*. Aus dem, was Hn. *G.* eigen zu seyn scheint, aus dem Beweise, dass Jesus gewisse Lehren mit denselben Worten im Vortrage wiederholen konnte, stehe hier eine Stelle. Nach der Bemerkung, dass Jesus nicht nach dem Lobe eines Redners getrachtet habe, sondern sein höchstes Ziel gewesen sey, die Menschen zu erziehen und die Wahrheit zu verbreiten, fährt Hr. *G.* S. 38 f. fort: „*et tum potuit ac debuit quidem sententias vario modo exprimere ac illustrare, ab ea animi infirmitate et socordia alienissimus, qua quis verbis ipsas res compingi posse putet, ac in illis haereat, quoniam has neque recte cognoverit, neque cognitas vivido pectore intueri valuerit: sed semper doctrinis aliquam novam formam addere, easque semper mutatas tradere, discipulorum ingeniis haud plane consentaneum, nedum utile fuisset.*"

O. P. B.

Heidelberg, b. Mohr u. Winter: *De Johanne Baptista.* Oratio, quam dixit — D. *Joh. Frid. Abegg*, Magno Duci Badarum a cons. eccl., Theol. Pr. P. O., coetus Reform. ad aed. S. Sp. Past. secund., semin. theol.-homilet. Director. 1820. 13 S. 4. (4 gr.)

In dieser Rede, mit welcher Hr. *A.* die Professur der Theologie und das Directoriat des homiletischen Seminars angetreten hat, wird S. 6 — 13 der Charakter des Johannes besonders von der Seite gezeichnet, von welcher er den Verkündigern des göttlichen Wortes besonders in unserer Zeit zur Nachahmung vorgestellt werden kann. Man findet daher hier keine neuen Ansichten oder Aufhellungen, auch nicht über die Gesandtschaft des Täufers an Jesum, von welcher der Vf. ausführlicher handelt; aber zu schönen Erwartungen für die Bildung der jungen Theologen berechtigen die Grundsätze, welche der Vf. über den Zweck des Predigtamtes und die Mittel, diesen Zweck zu erreichen, bey dieser Gelegenheit ausspricht. Sollten wohl die Zeitgenossen des Täufers mit dem Vorwurfe: δαιμόνιον ἔχει haben sagen wollen, wie S. 11 angegeben wird: *nihil ad similitudinem hominis praeter formam retinuisse?*

O. P. B.

KINDERSCHRIFTEN. *Landshut*, in der Krüll'schen Buchhandl.: *Kleine, lehrreiche Erzählungen und Lesesätze nebst einigen Gleichnissen und Denksprüchen aus dem Munde Jesu.* Ein Geschenk für Kinder von *Wolfgang Maurer*, königl. Lehrer in Passau. 1820. 70 S. 8. (6 gr.)

Die zahllose Menge solcher Jugendschriften ist durch vorliegendes um kein gutes und empfehlenswerthes vermehrt. Die Erzählungen von des Vfs. eigener Erfindung sind ohne Reiz und Leben, sehr trivial und matt, mehrere ganz verfehlt, wie z. B. der Dieb, der Grossmacher und der Kleinmacher, die Citrone u. s. w. Die der heil. Schrift nacherzählten Reden und Gleichnisse Jesu sind darum vorzüglicher, weil der Vf. den Worten der Schrift nach der lutherischen Übersetzung getreu geblieben ist. Doch hätte auch hier eine bessere Auswahl getroffen werden können.

L. Th.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *L. W. Gilbert*, Prof. in Leipzig u. s. w. LVIII Band. 448 S. 5 Kpft. LIX Band. 440 S. 5 Kpft. LX Band. 475 S. 5 Kpft. 1818. 8. (6 Rthlr. 16 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1818. No. 165 u. 166.]

Diese drey Bände, die bekanntlich auch, als 28. 29. 30 Band der Neuen Folge einen zweyten Titel haben, machen den Jahrgang 1818 aus, und mit ihnen schliesst sich die zweyte, 30 Bände umfassende Reihe von Bänden, an welche sich nun seitdem eine dritte mit wenig verändertem Titel angeschlossen hat.

Eine Anzeige von einer so gehaltreichen Zeitschrift, die so mannichfaltige merkwürdige Gegenstände darbietet, kann immer nur dürftig ausfallen, und der Rec. muss daher von dem Herausgeber sowohl als von jedem einzelnen Mitarbeiter eine billige Nachsicht erbitten, wenn er nicht ihre Erwartungen, jedem Verdienste volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erfüllen kann. Mehr als eine kurze Inhaltsanzeige mit einigen wenigen Bemerkungen kann hier nicht wohl Platz finden, und der Empfehlung bedarf diese, nunmehr mit grossem Beyfall schon seit 22 Jahren fortgeführte Zeitschrift ohnehin nicht.

LVIII Band. *Erdmann* (Prof. in Kasan) *Beobachtungen von Luftspiegelung in den Steppen des Saratowschen und Astrachanschen Gouvernements.* Ausser denjenigen Erscheinungen, die man nach *Biots* Anleitung gut zu erklären im Stande ist, bemerkte der Vf. einige, die auf besondern Umständen zu beruhen schienen. Ohne eine umständliche Erzählung würden wir diese hier nicht gut deutlich darstellen können; aber unsere Vermuthung wollen wir wenigstens hersetzen, dass doch auch dabey eben die Gesetze zum Grunde liegen, und wahrscheinlich kleine Vertiefungen des Bodens hinreichten, um solche anscheinende Seen mitten in der Steppe hervorzubringen. Am schwersten sind die kleinen hellen Stellen um jeden Baum (oder verdorrten Stecken vielmehr,) zu erklären, doch scheint es, als ob diese alle sich nur nahe an den Grenzen des Horizonts zeigten, wo eben jene Erklärung wenigstens noch am ehesten Anwendung fände. — Angehängt sind diesem Aufsatze mehrere Stellen aus anderen — nicht physikalischen — Schriften, wo diese Erscheinungen erwähnt und in einigen ungemein treffend beschrieben werden.

Gay-Lussac über die Verbindungen des Stickstoffs mit dem Sauerstoff. Das Resultat der hier erzählten Versuche ist, dass es drey verschiedene Verbindungen von Salpetergas mit Sauerstoffgas giebt. 1) Die Salpetersäure, welche als anerkannte Säure die Basen vollkommen sättigt und so der Chlorinesäure, der Jodinesäure und Schwefelsäure u. s. w. ganz analog scheint. 2) Das *acide pernitreux* (erste salpetrige Säure,) welches 100 Mass Stickgas auf 150 Mass Sauerstoffgas in sich schliesst, und mit den Alcalien merkwürdige Verbindungen hervorbringt. 3) Salpetrig saurer Dampf, der aus 100 Mass Stickgas und 200 Mass Sauerstoffgas zusammengesetzt ist.

Dulong über die salpetrige Säure, — oder eben den zuletzt erwähnten salpetrig sauren Dampf. Der Vf. zeigt, dass das, was man bisher salpetrigsaures Gas nannte, kein Gas, sondern eine Dampfart sey, die sich in den Fällen, wo wir sie erhalten, vorzüglich darum schwer zum tropfbaren Zustande zurückführen lässt, weil sie mit anderen Gasarten vermischt ist.

Desormes und *Clement über die Bildung der Schwefelsäure durch Verbrennen des Schwefels mit Salpeter.* — Es wird gezeigt, wie die Beymischung einer geringen Quantität Salpeter hier einwirkt, um Schwefelsäure zu erhalten, da Schwefel allein, in trockner Luft verbrannt, nur schwefelige Säure hervorbringen würde.

Dalton über die Verbindungen des Stickstoffs mit dem Sauerstoff. — Er glaubt in allen diesen Verbindungen eine bedeutend grössere Menge von Sauerstoff zu finden, als die vorhin genannten Physiker. *Hr. Gilbert* zeigt indess, dass *Daltons* Bestimmungen wohl nicht ganz sicher sind. — Versuche über die grösste und kleinste Menge von Salpetergas, die sich mit einer gegebenen Menge Sauerstoffgas verbindet.

Wollaston über das Zerschneiden des Glases durch Diamanten. Die Ursache, warum der Diamant, und namentlich der ungeschliffene, so sehr lange fähig bleibe, Glas zu schneiden, scheine mit darauf zu beruhen, dass die Härte bey diesen Krystallen in der Richtung der natürlichen Ecken grösser ist, als in jeder anderen Richtung. Es kommt indess bey der Tauglichkeit zum Glasschneiden auch sehr auf die Gestalt der Kante an. Der Vf. erzählt umständlicher, wie er sich

durch Versuche über das, worauf es hier ankomme, zu belehren suchte.

Von Eschwege über das Vorkommen des elastischen Sandsteins.

Raschig (Generalstabs-Arzt in Dresden) *Beobachtungen über den Blitz, über Sonnenflecken* u. s. w. Ein Blitz hatte das Gold von einer Uhrscheibe fortgenommen und damit auf seinem weiteren Wege Bley vergoldet. — Einige Beobachtungen von Sonnenflecken, die, nach des Vfs. Meinung, der Behauptung, dass die Sonne mit einer leuchtenden Atmosphäre umgeben sey, widerstreiten. — Endlich Vorschläge zu gleichzeitigen Witterungsbeobachtungen und Zusammenstellung derselben, um zu sehen, wo die Grenzen des heitern Himmels u. s. w. lagen.

Prechtl über vorzüglich guten Gussstahl, der vom Hn. *Gerlach* in Wien verfertigt wird; über Schmelzen von Platina.

Jäger (Leibarzt in Stuttgart) *über das Vorkommen der fossilen Knochen bey Stuttgart und Canstatt.* Eine sehr sorgfältige Beschreibung der ganzen Gegend und der Erdschichten, in welchen jene (dem Mammuth, dem fossilen Nashorn und dem Pferde zugehörigen) Knochen, und *wie* sie gefunden werden. Man findet die Knochen meistens einzeln, und die grösseren, zu einerley Skelette gehörigen Knochen zusammen nur in den muldenförmigen, mit Thon ausgefüllten Spalten, die in dem Kalktuff hie und da angetroffen werden. Was der Vf. über die bey Canstatt gefundenen Knochen, die den Anschein, als ob sie schon in einer sehr alten Zeit von Menschenhänden zusammen getragen wären, darboten, sagt, muss man hier selbst nachlesen: doch heben wir des Vfs. richtige Bemerkung aus, dass man auf das, was hier nur Örtlich-Eigenthümlich vorkömmt, keinen zu grossen Werth in Beurtheilung der weit verbreiteten Erscheinungen legen müsse, an welche sich jenes anschliesst.

Delaroche über den Einfluss des Windes auf die Stärke des Schalles. — *Delaroche* und *Dunal* stellten zwey völlig gleiche und auf gleiche Art angeschlagene Glocken in der Richtung des Windes in bedeutender Entfernung von einander auf, und suchten nun in der zwischen den Glocken gezogenen geraden Linie den Ort, wo man ihren Klang als gleich hell tönend wahrnahm. Diese Beobachtung zeigte, dass bey geringen Abständen kein Einfluss des Windes zu bemerken sey; aber wenn die Glocken 250 bis 506 Meter von einander entfernt waren, der Einfluss des Windes höchst merklich wurde, so dass z. B. bey 506 Meter Entfernung man sich von der Glocke, gegen welche der Wind zu ging, nur 75 Meter entfernen durfte, um sie eben so hell zu hören, als die nun in 431 Meter Entfernung befindliche Glocke, deren Schall der Wind herführte. Ging der Wind senkrecht gegen die Richtung des Schalls: so blieb der Schall etwas minder geschwächt, als selbst dann, wenn der Schall mit dem Winde ging. Hier sind also einige recht schöne Resultate festgestellt, und es ist wohl zu hoffen, dass wir durch ähnliche Reihen von Versuchen noch Mehreres ausmachen könnten. Über andere Umstände, welche die Hörbarkeit des Schalles in weiten Entfernungen begünstigen, wird hier auch Einiges angeführt, und von Hn. *Gilbert* noch manches Bemerkenswerthe beygefügt; aber worauf es hier ankomme, ist noch sehr wenig bekannt.

Mushet über den Stahl, und Versuche, um auszumachen, ob Braunstein-Metall sich mit Eisen verbinden lasse. Obgleich dieses Zusammenschmelzen bey wiederholten Versuchen nicht gelingen wollte: so brachte Hr. *M.* es doch endlich zu Stande; die gelungenen Versuche werden hier ausführlich erzählt.

Pistollets Bericht von dem bey Langres am 5 Oct. 1815 herabgefallenen Meteorsteinen und Vauquelins Analyse desselben. Man sah bey dem Entstehen des Getöses eine graue Wolke, von welcher jenes auszugehen schien, und kurz nachher fiel der Stein herab. Er enthielt mehr Magnesia und Chromium als andere Meteorsteine, aber gar keinen Nickel.

Laugiers neue Analyse des Pallas'schen sibirischen Eisens. — Er fand in derselben Chromium und Schwefel, Bestandtheile, die man bisher nicht darin bemerkt hatte, die aber die Wahrscheinlichkeit des meteorischen Ursprungs noch vermehren.

Vieth, Betrachtung zweyer Curven. — So wie in der Ellipse die Summe, in der Hyperbel die Differenz der von zwey festen Puncten aus gezogenen Radien Vectoren unveränderlich ist: so sey hier 1) ihr Product unveränderlich, als Gesetz für die erste Curve, oder 2) ihr Quotient unveränderlich, als Gesetz für die zweyte Curve. Die letzte ist, wie in *G. G. Schmidts* Analysis gezeigt wird, und überhaupt sehr leicht zu finden ist, ein Kreis. Die erste ist auch nicht unbekannt; sie kömmt in *Klügels* Wörterbuch unter dem Namen Cassinoide vor; ferner ist es die Linie, in welcher, bey *Olbers* Untersuchung über die Sichtbarkeit der Cometen, der Comet sich befinden muss, um mit einem gegebenen Grade der Lichtstärke dem Beobachter auf der Erde zu erscheinen; in Beziehung auf diese Untersuchung ist sie für einige Fälle abgebildet in *Brandes* Briefen über die Astronomie 4 Band. Wir bemerken über diese Curve nur noch folgendes, was Hr. *Vieth* nicht anführt. Die Curve kann sehr verschiedene Gestalten haben, erstlich der Ellipse ähnlich, jedoch in der Gegend, wo beide Radii Vectores gleich werden, zuweilen eingedrückt; zweytens die Gestalt einer liegenden Acht, in welchem Falle sie (was auch *Klügel* nicht bemerkt,) mit der Lemniscata einerley ist; drittens kann sie aus zwey ganz von einander abgesonderten Ovalen bestehen. — Diese Folgerungen ergeben sich sehr leicht, wenn man eine Gleichung zwischen rechtwinklichen Coordinaten sucht; daher pflegt auch Rec. diese Curve als Beyspiel von Linien höherer Ordnung in seinen Vorlesungen näher zu betrachten.

Vieth über die Richtung der Augen. — Recht sehr lesenswerthe Bemerkungen über Fehler der Augen, die von der Unfähigkeit, einem oder beiden Augen die rechte Richtung zu geben, herrühren, und andere verwandte Betrachtungen.

Dulong und Petit über die Gesetze der Ausdehnung fester, tropfbarer und elastisch-flüssiger Kör-

per durch die Wärme. Der Gang des Queckfilberthermometers wird hier verglichen, erftlich mit der Ausdehnung trockner Luft, zweytens mit der Ausdehnung fefter Körper durch die Wärme. Aus der erften Vergleichung ergiebt fich, dafs die Ausdehnung des Queckfilbers in höheren Temperaturen mehr beträgt, als fie nach Verhältnifs der Ausdehnung von Luft betragen follte, fo dafs, wenn man die Ausdehung der Luftarten als gleichförmig bey gleichen Änderungen der Wärme anfieht, das Queckfilber bey höheren Temperaturen höher fteigt, als es nach Mafsgabe der Temperatur follte. Diefes beträgt fo viel, dafs ein zwifchen dem Gefrierpuncte und Siedepuncte des Waffers in 100 Grade getheiltes Luftthermometer erft 300 Gr. zeigen würde, wenn ein nach eben jenen feften Puncten getheiltes Queckfilberthermometer beynahe 310 Gr. zeigt. Noch etwas mehr nimmt die Ausdehnung der Metalle bey höhereren Temperaturen zu, fo dafs ein Metallthermometer unter den eben erwähnten Umftänden ungefähr 320 zeigen würde. Einen noch fchnelleren Gang in der Ausdehnung fcheint das Glas zu befolgen. — Die Art, wie die Verfuche angeftellt wurden, läfst fich hier nicht darftellen.

Zuverläffige Angaben über die Ausdehnung verfchiedener Körper durch die Wärme.

Benzenberg über Sternfchnuppen, mit Anm. von Chladni. Ziemlich bekannte Sachen. Merkwürdig find die von *Chladni* gefammelten Fälle, wo Feuerkugeln fich fprungweife bewegten; indefs kann Rec. der Meinung, dafs diefes ein Abprallen von der Atmofphäre fey, nicht beyftimmen; es fcheint vielmehr auf der Richtung, in welcher die elaftifchen Flüffigkeiten aus der aufgeblähten Maffe hervordringen, zu beruhen. Wenn die elaftifchen Flüffigkeiten aus einer immer gleichen Öffnung hervordringen: fo weicht die Feuerkugel felbft immer in der gerade entgegengefetzten Richtung zurück; öffnet fich aber plötzlich eine neue Öffnung an der Seite, (was etwa dadurch veranlafst werden könnte, dafs die erfte durch die innere Bewegung fich mit ungefchmolzenen Maffen verftopfte): fo mufs fich nun die Richtung der Bewegung ändern. Einige Feuerkugeln fcheinen auch wirklich in dem Augenblick, wo man eine neue Explofion wahrzunehmen glaubte, eine Änderung in der Richtung erfahren zu haben. Ob übrigens alle Feuerkugeln und Sternfchnuppen Meteorfteine find, wie Hr. *Chladni* anzunehmen geneigt ift, fteht doch noch fehr dahin.

Brandes Beobachtungen über Sternfchnuppen. Ein Verfuch, unfere Kenntnifs von der Entfernung diefer Meteore zu vervollftändigen, der aber, da die Zahl der Mitbeobachter zu gering war, ohne erheblichen Erfolg blieb. Mit Gewifsheit fcheint fich indefs zu ergeben, dafs felbft in der Höhe von 1 Meile Sternfchnuppen vorkommen; und als wahrfcheinliches Refultat zieht der Vf. auch das, dafs fie in Höhen, die 80 Meilen und mehr betragen, ebenfalls noch erfcheinen.

Bemerkungen von v. Buffe. 1) Über Barometer wird mit Recht bemerkt, dafs man in Heberbarometern keineswegs die Haarröhrchenkraft als in beiden Schenkeln gleich anfehn dürfe, indem die Umftände im luftleeren und im luftvollen Raume wefentlich verfchieden find. 2) Die Möglichkeit, mit lockerer Sandbefetzung Steine zu zerfprengen, beruhe auf drey Gründen: erftlich auf der unvollkommenen Elafticität der Sandkörner, zweytens darauf, dafs durch das heftige Zufammendrängen die Körnchen in einander gedrängt, unter fich verkeilt werden; und drittens auf — einem Grunde, „den man in diefen Zeiten, wo man auch wiffenfchaftlich nur aus der Hand in den Mund zu leben fucht, ohne weit auszuholen, nicht darftellen könne." — Da wir nun die erften beiden Umftände fchon durch *Prechtl*, *Dietrich* und *Buffe* felbft kannten, und der Vf. uns den dritten vorenthält: fo erfcheinen wir, nachdem wir diefe Anmerkungen gelefen haben, ungefähr wie in April gefchickt.

V. Grotthufs über die Grenze der Entzündlichkeit brennbarer Gasarten. Diefer Auffatz ift gröfstentheils beftimmt, erftlich *Davy's* Einwendungen gegen des Vfs. frühere Verfuche theils zu widerlegen, theils als gegründet anzuerkennen, zweytens aufmerkfam darauf zu machen, dafs *Davy* einige fchon von dem Vf. bemerkte Erfcheinungen fich als eigene Entdeckungen zueigne. Hr. *v. G.* fügt zu der von *Davy* feftgeftellten Thatfache, dafs die Entzündung eines Gafes von dem Grade der Temperatur, dem fie ausgefetzt werden, abhängig ift, folgende Bemerkung hinzu. „Hiemit ift noch nicht erklärt, *wie* die höhere Temperatur die Entflammung vermittelt. Aber höchft wahrfcheinlich ift es, dafs diefes vermittelft einer Elektricitätserregung zwifchen den Elementen der Gafe erfolgt, und dafs beym Brennen die mit den Gafen innig verbundenen Elektricitäten + E und — E fich zu Licht und Wärme mit einander verbinden, und unter diefer Form entweichen." Da nun, wie der Vf. gezeigt und *Davy* beftätigt hat, die Gafe fich bey geringeren Temperaturen entzünden, wenn fie dichter find: fo ift die Erwärmung felbft dadurch ein Hindernifs der Entzündung, dafs fie die Gasarten ausdehnt; es erhellt alfo aus dem Erfolge, dafs jene, vom Vf. einer Elektricitätserregung zugefchriebene Wirkung, welche die Entzündung befördert, in befchleunigtem Grade bey vermehrter Erwärmung fortgehen mufs; indem fie fonft über die eben erwähnte Hinderung der Entzündung nicht das Übergewicht erhalten könnte u. f. w.

Davy's Verfuch über das Glühendwerden von Metall durch unfichtbares Verbrennen von Dämpfen.

V. Buffe über den Widerftand der Luft in langen Gebläferöhren. *Wilkinfon* hatte durch ein Cylindergebläfe, mittelft einer 5000 Fufs langen Röhre, einen fo weit entfernten Hoh-Ofen zu betreiben verfucht; aber das Wafferrad hatte nicht vermocht, Luft fo durch die Röhre zu treiben, dafs am anderen Ende auch nur einige Luftbewegung wahrgenommen wäre. Hr. *v. B.* fucht hier durch Formeln, die als ziemlich paffende Annäherungen zur Wahrheit Rec. recht zweckmäfsig fcheinen, zu beftimmen, wie grofs die Verdichtung der Luft an einem Ende der Röhre feyn mufste, damit die ausftrömende Luftmaffe in jeder Secunde 50 Cubikfufs betrage. Da ergiebt fich denn, dafs fich der von *Wilkinfon* beobachtete Erfolg gar wohl mit der Rechnung

vertrage. Wir müssen hiebey bemerken, was der Vf. selbst auch anführt, dass die Rechnung nicht nach ganz strengen Principien der Pneumatik geführt ist, dass aber, — indem strenge zu rechnen nach dem Zustande unserer Pneumatik noch fast unmöglich scheint, — die Rechnung wohl genügt, um jenes Hauptresultat zu begründen.

Meinecke über ein ausgezeichnetes Eisbild. Der ganze Grundbau einer neuen Schleuse war, völlig wie ein architektonischer Grundriss, auf dem Eise abgebildet. Des Vfs. Untersuchung zeigte, dass kleine Bläschen im Eise jenen Grundriss, als weiss in Vergleichung gegen das dunklere Eis darstellten, und er sucht nachzuweisen (wir glauben, auf recht genügende Weise), wie diese Luftbläschen aus den Theilen des Grundbaues an jedem Tage aufsteigen und in jeder folgenden Nacht in neues Eis eingeschlossen werden konnten.

Fröhlich über Hörbarkeit des Schalles in sehr grossen Fernen. Einige höchst auffallende Beyspiele führt der Vf. an.

Über Sonnenflecken. Unbedeutende Bemerkungen von *Moseley*, die zu einigen belehrenden Berichtigungen von *Mollweide* Anlass gegeben haben. Brauchbare Beobachtungen von *Eynard*.

LIX Band. *Vermischte Bemerkungen* über Mondvulcane u. s. w. von *Chladni*.

Robiquet und Colin über die Natur eines durch Chlorine erzeugten öligten Körpers. Wenn man Chlorinegas mit gleichem Volumen von Kohlenwasserstoffgas vermischt: so bildet sich ein öl-ähnlicher Körper. Mit diesem Körper beschäftigen sich die Vff. hier, und geben das Resultat, dass dieser öl-ähnliche Körper ein wahrer Chlorinewasserstoff-Äther ist.

Vieths Beschreibung einer aërostatischen Lampe. Die Einrichtung lässt sich hier ohne Zeichnung nicht angeben.

Sertürner über das Opium. Robiquets Arbeit über diesen Gegenstand veranlasste den Vf., seinen Arbeiten über das Opium noch mehr Vollendung zu geben. Über die Hauptbestandtheile des Opium, die er schon früher unter dem Namen Morphium und Mekonsäure näher kennen gelehrt hatte, findet er alles früher Behauptete völlig bestätigt. Über die Mekonsäure werden nur noch einige Bemerkungen, dass sie durch die Wärme zersetzt werde u. s. w. beygefügt. Dann betrachtet der Vf. den Opiumbalsam, welchem das Opium seinen Geruch verdankt, und zwey Salze; verweilt aber vorzüglich bey einem dritten wirksamen Bestandtheile des Opium, den er zweytes Morphiumoxyd nennt, welchen er früher für etwas Anderes gehalten hatte, und jetzt, durch *Robiquet* aufmerksam gemacht, noch einmal sorgfältig untersucht. Diesen Körper, dessen Verhalten zu Säuren u. s. w. Hr. *S.* hier beschreibt, nennt er: zweytes Morphiumoxyd, wogegen indess Hr. *Gilbert* Einwendungen macht. Die Einwirkung dieses (im Opium freylich in geringer Quantität enthaltenen) Körpers, wenn er Thieren eingegeben wird, ist sehr heftig; 6 Gran davon bewirkten bey einem gesunden Hunde heftige Convulsionen; aber auch hier zeigten die mit Glück angewendeten Gegenmittel, dass Vergiftungen durch diese Substanz nur dann entstehen, wenn Säuren oder Auflösungsmittel mit dabey wirksam sind.

Boswels Beschreibung einer Talglampe, bey welcher der Zufluss durch eine freywillige Bewegung abgemessen wird. Freywillige Bewegung ist wohl nicht ein gut gewählter Ausdruck. Der Zufluss wird dadurch gemindert, dass das mit Talg zu sehr gefüllte Gefäss zurücksinkt, und dadurch, indem es sich von dem Gefässe entfernt, worin der zu schmelzende Talg ist, den Zufluss vermindert. — Für sehr brauchbar kann Rec. diese Lampe eben nicht halten.

Von der Steindruck-Kunst, von *Quatremere de Quincy.* Der Vf. tadelt mit Recht seine Landsleute, dass sie diese schöne Kunst ganze 15 Jahre lang verachtend, weil sie im Auslande erfunden war, zurückwiesen.

Chladni über Dinge, die sich im Weltraume befinden, und von den bekannten Weltkörpern verschieden sind. Hr. *Gilbert* hat diesen Aufsatz aus einer anderen *deutschen* Zeitschrift, der leider allzubald geendigten *Zeitschrift für Astronomie von v. Lindenau und Bohnenberger*, entlehnt. Es scheint uns, dass er hierin seinen eigenen, oft geäusserten Grundsätzen entgegen gehandelt hat, nach welchen man (und hierin hat er ganz Recht) aus den Annalen der Physik nichts entlehnen soll, um andere Zeitschriften damit zu schmücken.

Entdeckung zweyer neuen Metalle. Das eine ist das, nachmals Cadmium genannte Metall, welches sich in dem aus der schlesischen Zinkdestillation erhaltenen Zinkoxyde findet. Die Hnn. *Herrmann*, *Meissner* und *Karsten* hatten es beynah gleichzeitig dargestellt. Die Annalen enthalten hier und in späteren Aufsätzen die genaue Geschichte dieser Entdeckung. Das zweyte ist ein vom Prof. *Vest* im Nickelerz entdecktes Metall *Junonium* (nachher *Vestaeium* genannt).

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

München, b. Thienemann: *Entwurf einer allgemeinen Pathologie der Hausthiere.* Zur Grundlage seiner Vorlesungen an der königlich-baierischen Central-Veterinär-Schule in München bearbeitet von D. *Konrad Ludwig Schwab*, königl. Rath und Professor. Neue Ausgabe. 1820. VIII und 136 S. 8. (16 gr.)

Sulzbach, b. Seidel: *Friedensworte an die katholische und protestantische Kirche für ihre Wiedervereinigung*, von *Maximilian Prechtl*, Abte des aufgelösten Benedictiner-Klosters Michaelfeld. Zweyte, vom Verfasser vermehrte Auflage. 1820. XVI u. 343 S. 8. (1 Rthlr.)

Berlin, b. Hayn: *Titulaturen und Addressen an Königlich-Preussische Staatsbehörden, Staatsbeamten und andere Personen*, nebst den Stempel- und Kanzleygebühren-Sätzen und einem Verzeichnisse von Königl. Preuss. Ordensrittern und Inhaberinnen des Louisenordens. Dritte, verbesserte Ausgabe. VI u. 158 S. 8. (16 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *L. W. Gilbert* u. s. w. LVIII — LX Band.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von Eschwege physicalische und bergmännische Nachrichten aus Brasilien. Ein gedrängter Auszug der mit der Physik in näherer Verbindung stehenden Gegenstände aus dem *ersten Hefte des Journals von Brasilien*, welches Hr. *v. Eschwege* deutsch herausgiebt.

Mawe's Nachrichten vom Gewinnen der Diamanten, anderer Edelsteine und edler Metalle in Brasilien.

Vogels Zerlegung des blätterigen Eisenblaues von Bodenmais in Baiern und des künstlichen phosphorsauren Eisens. Gestattet keinen Auszug.

Zellners chemische Zerlegung des Faser-Quarzes und des sogenannten mageren Nephrits von Hartmannsdorf. Das letzte Mineral ist zufolge dieser Analyse, wie Hr. *Gilbert* bemerkt, weder Nephrit noch diehter Feldspath, sondern ein grüner, splitteriger Hornstein.

Gauss über die achromatischen Doppel-Objective, und wie die Aufhebung der Farbenzerstreuung in ihnen vollkommen zu bewirken ist. Aus der Zeitschrift für Astronomie von *v. Lindenau* und *Bohnenberger* entlehnt.

Die neue Soolenleitung von Berchtesgaden nach Reichenhall und die Reichenbach'schen Wassersäulenmaschinen. Dieses von dem berühmten *Georg von Reichenbach* ausgeführte kühne Werk, wodurch mittelst dreyer Soolen-Hebungsmaschinen eine Hubhöhe von 1579 Fuss erreicht und zugleich die Soole durch Röhrenfahrten von 101796 Fuss fortgeführt wird, ist hier nur der Hauptansicht nach beschrieben; Hr. *Gilbert* fodert mit Recht zu genaueren Beschreibungen dieses grossen, herrlichen Werkes auf.

Varnhagen und Meinecke über die Verstärkung der Kraft des Schiesspulvers im Sprengen von Gestein, durch Beymengung lockerer Körper. Man fand die Beymengung von Sägenspänen u. dgl. sehr vortheilhaft.

Blöde über die Glühlampe und andere Gegenstände.

Chemische Entdeckungen im Mineralreiche von Berzelius, Gmelin u. A. Ein neues Alkali, Lithon, wurde von *Arfredson* im Petalit entdeckt; Hr. *Gmelin* theilt hier weitere Forschungen darüber mit. — Ein neues Metall, Selenium, entdeckte *Berzelius* in dem Schwefel aus den Fahluner Gruben. Er hatte es zuerst für Tellurium gehalten, fand aber jetzt, dass dieser merkwürdige Körper „Eigenschaften eines Metalls und zugleich die Eigenschaften des Schwefels in einem so hohen Grade vereinigt, dass man ihn für eine neue Art Schwefel halten könnte." Eine neue Erde, Thorina, die *Berzelius* bey der Analyse einiger neuen Mineralien aus Finbo entdeckte. Unter den bekannten Erden kommt sie am meisten mit der Zircon-Erde überein.

Driessen (in Leeuwarden) *Phosphor, der sich an der atmosphär. Luft von selbst entzündet.* Phosphor, der nur ein wenig oxydirt ist, besitze diesen Grad der Brennbarkeit. Der Vf. giebt an, wie man sich vermöge dieser Eigenschaft ein schnelles und zuverlässiges Feuerzeug verschaffen könne, wobey aber zu bemerken ist, dass das Fläschchen luftdicht verschlossen werden muss, damit gleich nach dem zum Anzünden gemachten Gebrauche das Brennen aufhöre.

Driessen über leuchtenden Urin. Er führt zugleich an, dass es auch phosphorescirende Schweisse giebt.

Van Bemmelen (in Delft) *über das Entflammen des Phosphors im luftleeren Raume der Luftpumpe.*

Bessi (in Mailand) *über die sogenannten diamanti di natura oder widerspenstigen Diamanten.* Der Diamantenschleifer erkennt leicht die Lage und Richtung der Lamellen im Diamant, und indem er sie gehörig mit einem Diamant der härtesten Art einritzt, und dann ein stählernes Instrument mit der Schärfe auf diese eingerissene Linie setzt, und mässig auf den Rücken des Instrumentes schlägt, zerspaltet er den Diamant in der Richtung der Lamellen. So verhält es sich mit den brauchbaren Diamanten. Die widerspenstigen hingegen lassen sich entweder gar nicht so spalten, oder zerspringen in unregelmässige Stücke. Diese Eigenheit hat ihren Grund in einer unordentlichen und verworrenen Lage der Blättchen, die nicht unter einander parallel liegen. Man erkennt selbst von Aussen schon diese unregelmässige Lage der Lamellen, die als krummlinigt erscheinen, statt dass bey brauchbaren Diamanten ihr Einschnitt in die Oberfläche sie als ebene Flächen erkennen lässt. — Auch eine andere Eigenschaft mancher Diamanten, vermöge welcher es ihnen nach dem Schleifen an einigen Stellen an dem rechten Lichte und Glanze fehlt, haben diesen Fehler durch eine unrichtige Lage der Blätter. Der Vf. erzählt ein Bey-

ſpiel, wo ein kleiner Diamantkryſtall in einem gröſseren eingeſchloſſen war, und nun indem der gröſsere geſchliffen ward, einen undurchſichtigen Flack darbot.

Kummer über meteorologiſche Inſtrumente. Hr. *K.* empfiehlt ein Federkiel-Hygrometer. Der ſorgfältig ausgewählte Federkiel, der ohne alle Flecken ſeyn muſs, wird ſo dünn abgerieben, daſs er feinem Papier an Dicke gleicht. Dieſer wird mit einer Glasröhre verbunden, und mit Queckſilber gefüllt. — Die genaueren Vorſchriften muſs man in dem Werke ſelbſt nachleſen. — Das iſt allerdings wohl zu hoffen, daſs ein ſo bereiteter Federkiel länger eine gleichförmige Empfindlichkeit für die Feuchtigkeit behält, als ſo manche andere in Vorſchlag gebrachte Subſtanzen; nur iſt es noch die Frage, ob alle Federkielhygrometer zwiſchen den richtig beſtimmten Puncten der gröſsten Feuchtigkeit und Trockenheit einen ganz gleichen Gang zeigen werden.

Chemiſche Bemerkungen von Döbereiner, über Phosgenſäure, Chlorine, Oxalſäure u. ſ. w.

Über das Kaleidoſkop. Hr. *Gilbert* giebt, als Einleitung, Nachricht von früheren ähnlichen Erfindungen und eine allgemein verſtändliche Überſicht des Theoretiſchen, worauf es hiebey ankömmt. Dann folgt *Brewſters* umſtändliche Angabe der Eigenthümlichkeiten ſeiner Erfindung, worauf ſich das ihm ertheilte Patent gründet; *Roget* über Polygonal-Kaleidoſkope u. ſ. w. — Alles ſehr leſenswerth!

Einfachſte Prüfung des Ackerbodens nach *Cadet*. Er glaubt, die Abſorption des Waſſers belehre am genaueſten über die Güte des Bodens. Er verlangt daher, man ſolle die zu unterſuchende, von Pflanzentheilen befreyte Erde dörren und ſieben; dann 400 Gramme auf ein Filtrum von Löſchpapier thun, das ein Litre faſst, und ſich in einem gläſernen Trichter befindet; darauf gieſst man 400 Gramme Waſſer, und beobachtet die Zeit, welche das Waſſer braucht, um hindurch zu filtriren; endlich wiegt man das Filtrum mit der feuchten Erde. — Aus den beiden Beſtimmungen, der Zeit des Durchfiltrirens und der Gewichtszunahme, ſoll man dann, nach einer Tafel, die er mittheilt, die Erdarten, woraus die unterſuchte Erde beſteht, beſtimmen können. — Ob nicht die Methode guter Landwirthe, nach der Anſicht des Bodens ſelbſt, nach den Arten der darauf fortkommenden Gewächſe und der Üppigkeit oder Kränklichkeit ihres Wuchſes, über die Tauglichkeit des Bodens zu irgend einem Fruchtbaue zu entſcheiden, noch ſicherer ſey, wollen wir nicht weiter unterſuchen. Wiſſenſchaftlich intereſſant bleibt indeſs immer die Unterſuchung, welchen Einfluſs die Eigenſchaft, Waſſer einzuſchlürfen und in ſich zu halten, auf die Fruchtbarkeit habe.

Von Veſt (in Grätz) *Darſtellung und Eigenſchaften des neu-entdeckten Metalls, Veſtium oder Veſtaceum.* Wie dieſes neue Metall aus dem Nickel-Erz dargeſtellt werde, wie ſich die Salze aus demſelben und die Oxyde verhalten, wie man es reguliniſch erhalte u. ſ. w. wird ſehr umſtändlich aus einander geſetzt.

Choulant (in Dresden) *Beweis, daſs ſich das reine Morphium mit Kohlenſäure zu einem neutralen, kryſtalliſirbaren Salze verbinde.* Da Hr. *Sertürner* dieſer Behauptung Zweifel entgegengeſtellt hatte: ſo theilt Hr. *Ch.* hier ſein ganzes Verfahren den Chemikern zur Beurtheilung mit.

LX Band. *Nicholſons Beſchreibung und Beurtheilung der von Bramah erfundenen Waſſerpreſſe.* Dieſe Preſſe beruht auf dem hydroſtatiſchen Drucke einer höher hinauf gefüllten engeren Röhre. Die Einrichtung läſst ſich ohne Zeichnung nicht darſtellen. Die von ihr ausgeübte Gewalt iſt ſehr bedeutend.

Döbereiners Theorie von der Wirkung der Realſchen Auflöſungspreſſe. „Die meiſten Subſtanzen, welche im Waſſer auflöslich ſind, haben die Eigenſchaft, ſich mit kleinen Mengen Waſſers chemiſch zu verbinden, und damit feſte oder dickflüſſige Zuſammenſatzungen, *Hydrate*, zu bilden, und dieſe Zuſammenſetzung geht der wirklichen Auflöſung voran. Die meiſten der im Waſſer auflöslichen Beſtandtheile der organiſchen Körper müſſen, wenn ſie ausgetrocknet ſind, vorher in Hydrat verwandelt ſeyn, ehe ſie ſich dem Waſſer mittheilen, und ſie machen ſich ſchwer und langſam auflöslich, wenn ihnen das Waſſer in gröſserer Menge gereicht wird, als ſie chemiſch binden können. Will man alſo Extracte von trockenen Pflanzenkörpern machen: ſo müſſen die zu extrahirenden Stoffe in Hydrate ſteigender Grade verwandelt, dann in den flüſſigen Zuſtand übergeführt, und endlich durch mechaniſchen Druck von der feſten unauflöslichen Subſtanz getrennt werden." — Gerade das nun wird bey der Realſchen Preſſe bewirkt, indem hier alle zu extrahirenden Theilchen, während das Waſſer durch ſie durchfiltrirt, hinreichend befeuchtet werden, und der hydroſtatiſche Druck ſtark genug iſt, um die zu extrahirenden Säfte auszupreſſen.

Parrot über das Geſetz der elektriſchen Wirkung in der Entfernung. Die Frage, ob die anziehende und abſtoſsende Kraft der Elektricität den erſten oder den zweyten Potenzen der Abſtände umgekehrt proportional ſey, ſucht Hr. *P.* hier auf eine neue Weiſe zu entſcheiden. Er lieſs nämlich zwiſchen den entgegengeſetzten Polen elektriſcher Säulen einen horizontal ruhenden, abwechſelnd angezogenen und abgeſtoſsenen Hebel oſcilliren, und zählte nun die Schwingungen während einer Minute, ſo wie dieſe bey verſchiedenen Abſtänden der beiden Kügelchen, die das eine mit dem +, das andere mit dem — Pole in Verbindung waren, ſich fanden. Die Anzahl der Oſcillationen in einer Minute war beynahe den Abſtänden umgekehrt proportional. Erwägt man, daſs die Oſcillationen immer gröſser werden, je gröſser jener Abſtand, d. i. je gröſser die Sehne des bey jeder Oſcillation durchlaufenen Bogens iſt: ſo ſcheint dieſe Erfahrung zu dem Reſultat zu führen, daſs die mittlere Geſchwindigkeit, mit welcher der ganze Bogen durchlaufen wird, nicht gar erheblich verſchieden ſeyn muſs, wenn gleich die Abſtände ſehr ungleich ſind. Dieſen Schluſs hat auch Hr. *P.* gezogen; er ſchlieſst aber dann weiter, daſs hieraus die Kräfte als den Quadraten der Entfernungen umgekehrt proportional folgen, — ein Satz, deſſen Beweis uns nicht ganz einleuchtet. Wäre wirklich die Zeit einer Oſcillation

der Länge des Bogens proportional: so könnte man eher den — gewiss unrichtigen — Satz hierauf gründen, dass die anziehende und abstossende Kraft nur bis auf höchst geringe Entfernungen beschleunigend wirke. Wäre nämlich dieses: so wäre für unsere Sinne die durch das Abstossen erlangte gesammte Geschwindigkeit = c schon von Anfang an, das ist schon in einer höchst geringen Entfernung vollständig und immer gleich da, wie klein oder gross der Abstand der abstossenden und anziehenden Pole von einander auch seyn mag; mit dieser Geschwindigkeit würde nun der ganze Bogen in allen Fällen durchlaufen, indem nur im letzten unmerklich kleinen Theile des Weges eine neue Beschleunigung Statt fände; also wäre dann die Zeit einer Oscillation der Länge derselben proportional. — Dieses gewiss nicht streng richtige Resultat scheint uns anzuzeigen, dass die Zeiten nicht genau jenes Verhältniss haben können, dass aber die Annäherung an dieses Verhältniss allerdings eher auf eine Kraft, die sich umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen verhält, schliessen lässt, als auf eine Kraft, die einer niedrigeren Potenz der Entfernungen entsprechend wäre.

Sertürner über die Verbindungen der Säuren mit basischen und indifferenten Substanzen.

V. Bohnenbergers Beschreibung einer Maschine, welche die Gesetze der Axendrehung der Erde und der Änderung der Lage der Erdaxe erläutert. Aus den Tübinger Blättern entlehnt.

Gruners chemische Untersuchung des Cölestins (schwefelsauren Strontians).

Strohmeyers chemische Zerlegung des Baryts von Nutfield, des faserigen Cölestins von Dornburg und des Vulpinits.

Rothes kohlensaures Mangan-Erz und Mangan-Kiesel, aufgefunden in zwey Mineralien des Unterharzes von *Du Ménil.*

Senefelders neue Erweiterungen des Steindrucks. Wie das bisher nur bey Stein angewandte Verfahren auch bey anderen Substanzen anwendbar ist, und nun erst recht für das Leben und die Wissenschaft vielfach nützlich werden kann, da Hr. *Senefelder* eine so einfache Vorrichtung erfunden hat, dass jeder Privatmann sein Manuscript selbst vervielfältigen kann u. s. w.

Wodanium, ein neues Metall, entdeckt in einem ungarischen Erze von Lampadius.

Von Krusenstern über den Hafenbau in Plymouth. Eine sichere Rhede am westlichen Ende des Kanals hat für England eine vorzüglich grosse Wichtigkeit; aber die von Falmouth ist zu klein, die von Plymouth war bisher zu wenig gesichert, und gewährte zumal grösseren Flotten keinen guten Zufluchtsort, so dass sie oft bey Stürmen nach dem entlegeneren Forbay flüchten mussten. Um nun die Bay von Plymouth gegen die Stürme zu sichern, wurde von *Whidbey* und *Rennie* der Plan zu einem grossen Molo entworfen, der gleichsam eine Insel in der Mitte der Bay bilden, auf die dort vorhandene Untiefe, der *Shovel* genannt, wo das Wasser nur 16 bis 20 Fuss tief ist, gegründet, aber über sie hinaus fortgebaut werden sollte. Die ganze Länge dieses Wellenbrechers (*breakwater*) ward auf 850 Faden festgesetzt, die Kosten auf 1200000 Pfund Sterling berechnet, und 6 Jahre für die Beendigung des ganzen Werkes angenommen. Durch dieses Werk hoffte man eine Rhede zu bilden, wo 36 Linienschiffe mit vollkommener Sicherheit liegen könnten. Die Einwürfe gegen diesen Plan und des Vfs. lehrreiche Bemerkungen dabey müssen wir hier übergehen. Jenes vorgeschlagene Werk ist es nun, welches Hr. v. *Kr.* hier näher beschreibt. Er sah den Bau schon so weit vorgerückt, dass er fast als schon vollendet anzusehen sey. Der ungeheure Damm wird von unregelmässigen Felsstücken, die man für den Grund möglichst gross, 4000 bis 16000 Pfund schwer zu erhalten suchte, aufgeführt. Diese frey eingeworfenen Steine, bey denen man durch eine schöne Anordnung eine genau gerade Linie zu erhalten wusste, bilden nun einen fest gelagerten Damm, dessen Basis da, wo die Tiefe unter dem Wasser 45 Fuss beträgt, 300 Fuss breit ist, und an flacheren Stellen geringer. Die Lage der Schiffe bey dieser Stein-Eindämmung war durch ausgespannte Ketten so genau bestimmt, dass der über dem Wasser hervorkommende Damm genau als eine gerade Linie zum Vorschein kam. — Dieses, schon 1817 sehr weit gediehene Werk hat sich als gegen die heftigsten Stürme bestehend gezeigt. — Wir dürfen hier nicht länger bey diesem merkwürdigen Gegenstande verweilen; aber anführen müssen wir doch, dass die Bemerkungen und Nachrichten über die Ausführung dieser Arbeit in aller Hinsicht höchst lehrreich sind.

Zamboni's Verbesserungen an seiner Säule, und eine Säule aus zwey Elementen. Hr. Z. fand, dass die von ihm angegebene Säule sehr verstärkt wird, wenn man die Rückseite des Silberpapiers mit einer Auflösung von schwefelsaurem Zink in Wasser befeuchtet, dann auf das wieder abgetrocknete Papier über das daran sitzende Salz gepulverten schwarzen Braunstein reibt, und darauf sogleich die Scheibenpaare bildet. Der Vf. führt andere, mit der Voltaischen Säule selbst angestellte Versuche an, welche diese Verstärkung erklären; und führt die Vorstellung von zwey verschiedenen Wirkungen, welche in der Säule elektrische Spannung bewirken, weiter durch. — Von der Säule aus nur zwey Elementen berichtet Hr. Z. Folgendes. Eine Säule aus blossem Silberpapier, worin alle Metallflächen nach unten gekehrt waren, gab an beiden Enden elektrische Spannungen von entgegengesetzter Art. Da sich indess hier manche Anomalien zeigten: so richtete er folgenden Apparat ein. Es wurden Quadrate von ½ Zoll Seite, die in einen 3 Zoll langen Schwanz ausliefen, aus Stanniol geschnitten. Jedes derselben wurde so in zwey mit destillirtem Wasser gefüllte Uhrgläser gelegt, dass in einem Glase sich das Quadrat befand, im anderen aber der Schwanz in das Wasser hinüberreichte; eben dieses zweyte Glas nahm das zweyte Quadrat auf, dessen Schwanz in das dritte hinüberreichte, und so nach der Folge durch 30 Gläser. Dieser Becherapparat zeigte eine elektrische Spannung und entgegengesetzte Pole. Nahm man dagegen die von einem Glase zum anderen hinüberreichenden Stanniolblättchen so, dass ihre beiden Enden gleichgeformt

das Waſſer beider Gläſer berührten: ſo fand dieſe Spannung nicht Statt. — Tröpfelte man in das Waſſer etwas Salmiak-Auflöſung: ſo erfolgte die Wirkung ſchneller. u. ſ. w. Ungleichheit der Berührung des feuchten Körpers mit den beiden Enden derſelben Metallfläche ſcheint hier die eine, unvollkommene Leitung des feuchten Körpers die andere Bedingung zu ſeyn, welche Statt finden muſs, damit elektriſche Spannung erfolge.

Strohmeyer über das Cadmium. Eine ſehr vollſtändige Unterſuchung über dieſes neue, in den Zinkblumen entdeckte Metall, die keinen Auszug erlaubt.

Breithaupt über Boron im Turmalin u. ſ. w.

Von Odeleben über das Erdöl von Miano bey Parma. Kurze Beſchreibung der Gegend, wo es gefunden, und der Schächte, in denen es gewonnen wird. Beſchreibung dieſer Naphtha ſelbſt, und ihr chemiſches Verhalten.

Chemiſche Unterſuchung eben der Naphtha von Sauſſure.

Makwells Bericht von einem Steinregen. Am 10 Sept. 1813 Morgens fielen in der Grafſchaft Limerik in Irland mehrere Steinmaſſen herab. Vorher erſchien eine Wolke, man hörte elf deutliche Knalle, dann folgte ein Getöſe wie von Trommeln und Schieſsgewehr. Der Himmel über der Stelle, von welcher dieſes Getöſe auszugehen ſchien, wurde dunkel und in groſse Unruhe verſetzt, indem er ein ziſchendes Geräuſch machte; von dort ſchienen mehrere, heftig fortgeſchleuderte Maſſen auszugehen, deren man nachher einige auf der Erde fand.

Chladni's fortgeſetztes Verzeichniſs der Maſſen, die vom Himmel gefallen ſind. Hr. *Chl.* führt hier mehrere Feuerkugeln an, von deren Niederfallen man keine Nachricht hat; angenehm wäre es, wenn er ſolche Nachrichten ſo zu ſammeln ſuchte, daſs ſich Höhenberechnungen darauf gründen lieſsen.

Grundriſs der thieriſchen Elektrometrie von Amoretti. Wer die neuere Rabdomantie, den Gebrauch der Wünſchelruthe u. ſ. w. will kennen lernen, dem empfehlen wir dieſe Abhandlung, welcher Hr. *Gilbert* einen ſchönen Epilog beygefügt hat.

Der im Banien-Thale durch einen Gletſcher entſtandene See, und verwüſtender Abfluſs deſſelben beym Brechen des Eisdammes am 16 May 1818. Dieſer ſehr gut abgefaſste Bericht über das furchtbare Ereigniſs verdient ganz geleſen zu werden. Der folgende Aufſatz vom Staatsrath *Eſcher* enthält Vorſchläge, wie dem noch immer aufs Neue zu beſorgenden Eintritt eines ähnlichen Ereigniſſes könne vorgebeugt werden.

Beytrag zur Geſchichte des Chrom von Meiſsner.

Den Beſchluſs macht ein mit immer gleichem Fleiſse fortgeführtes, zum Nachſchlagen ungemein nützliches Sach- und Namen-Regiſter. — Über die Sorgfalt, mit welcher dieſes geführt iſt, ſowie über die durchaus zweckmäſsige Auswahl, die der Vf. bey der Aufnahme von Aufſätzen ausländiſcher Zeitſchriften beobachtet; über die oft abgekürzte, oft durch paſſende Erläuterungen vervollſtändigte, immer den Gegenſtand lichtvoll darſtellende Mittheilung der vom Herausgeber bearbeiteten Abhandlungen aus fremden Sprachen, brauchen wir nichts weiter zu ſagen, da Hn. *Gilberts* Verdienſt in dieſer Hinſicht anerkannt, und ſein Beſtreben, den Annalen der Phyſik den Ruhm, daſs ſie die beſte phyſikaliſche Zeitſchrift ſind, zu erhalten, unermüdet iſt.

Auch der Verleger wendet auf dieſe Zeitſchrift immer gleiche Aufmerkſamkeit. Der im Ganzen ſehr correcte Druck, und die Eleganz der Kupfer macht der Verlagshandlung Ehre.

i. e. e.

N E U E   A U F L A G E N.

Leipzig, b. Vogel: *Praktiſche Grammatik der Ruſſiſchen Sprache in bequemen und vollſtändigen Tabellen und Regeln mit Übungsſtücken zur grammatiſchen Analyſe und zum Überſetzen ins Ruſſiſche* von D. *Johann Severin Vater*, Prof. der Theol. und Bibliothekar zu Königsberg, des St. Wladimir-Ordens Ritter. Mit 1 Kupfer. Zweyte vermehrte und umgearbeitete Auflage. 1814. 275 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) S. die Rec. Jahrg. 1810 No. 42.

München, b. Thienemann: *Taſchenbuch der Pferdekunde für Stallmeiſter, Officiere, Ökonomen, Thierärzte und Freunde des Pferdes überhaupt.* Herausgegeben von den Profeſſoren Med. Rath *Will* und D. *Schwab* auf das Jahr 1817. Zweyte umgearbeitete Auflage. Mit einem geſtochenen Titel, dem Portrait *Bourgelats*, und einer lithographirten architektoniſchen Zeichnung. 1820. XVI u. 271 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Theoretiſch-praktiſcher Commentar über die Heineccischen Inſtitutionen nach deren neueſten Ausgabe* von D. *Ludwig Julius Friedrich Höpfner.* Achte Auflage, durchaus berichtigt, auch mit Anmerkungen und Zuſätzen vermehrt von D. *Adolph Dieterich Weber.* 1818. 881 S. 4. (6 Rthlr.) S. die Rec. Jahrg. 1804 No. 88.

Quedlinburg, b. Ernſt: *Hundertjähriger Calender. Mit angehängten Erläuterungen, das Kalenderweſen, den Himmelslauf und den Kalenderaberglauben betreffend.* Herausgegeben von *J. H. Fritſch*, Doctor der Theologie und Oberprediger zu St. Benedicti zu Quedlinburg. Mit 3 Kupfertafeln. Neue verbeſſerte Auflage. 1820. XII u. 310 S. 8. (20 gr.) Die erſte Auflage erſchien 1800.

Frankfurt a. M., b. den Gebr. Wilmans: *Deutſches Geſangbuch für Israeliten. Zum Gebrauch bey Andachtsübungen und beym Religionsunterrichte.* Herausgegeben von *J. Johlſon*, Religionslehrer an der israelitiſchen Bürger- und Real-Schule zu Frankfurt a. M. Zweyte unveränderte Ausgabe. 1819. XIX u. 370 S. 8. (16 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

PHILOSOPHIE.

Nürnberg, b. Schrag: *Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Deutschland überhaupt und über die Schelling'sche Philosophie im Besonderen.* 1813. XVI u. 189 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Im Ganzen zeigt der Vf. dieser kleinen lesenswerthen Schrift Einsicht und Billigkeit gegen Andersdenkende, und schreibt mit vieler Klarheit. In seiner Darstellung des Zustandes der Philosophie zu der Zeit ist sehr viel Wahres, und namentlich sind die Ursachen der Gleichgültigkeit und des Widerwillens gegen die Philosophie gut dargelegt. Auch sind viele Einwürfe gegen die *Schellingische* Philosophie, und Missverständnisse in Ansehung derselben, klar nachgewiesen. Da er in dieser Philosophie findet, was er in den Ansichten anderer Philosophen vermisst: so darf man die Wärme, mit welcher er für sie und wider ihre Gegner spricht, nicht übel nehmen, wenn man gleich an etlichen Stellen wünschen möchte, dass er den sonst geäusserten und grösstentheils befolgten Grundsätzen der philosophischen Polemik getreuer geblieben wäre. Er mag freylich Gelegenheit gehabt haben, viele unphilosophische, nachbetende und zusammenstoppelnde Lehrer der Philosophie kennen zu lernen; das berechtigte ihn aber doch noch nicht, die meisten akademischen Lehrer der Philosophie als Tröpfe (Tropfen schreibt er) abzumalen. Doch der zu rasche Schluss von den Gegenden Deutschlands, die er genauer kennen lernte, führte ihn mehrmals irre. In süddeutschen katholischen Ländern erschien wohl Manches als Folge des Kantianismus, was andere Ursachen hatte; die irdischen Ansichten sprachen sich, als sie sich freyer aussprechen durften, in der Form aus, die damals aus anderen Gründen Eingang fand. Anderswo stellte *Kants* Philosophie der leichten Absprecherey über heilige Dinge einen Damm entgegen. Sollte überhaupt der Vf. die Ansichten *Kants* hinlänglich kennen? Sollte ihm nicht zuweilen in Ansehung derselben begegnet seyn, was er mit Recht an anderen Polemikern tadelt, dass sie den Bestrittenen nur aus den Beurtheilungen ihrer Lehrer kennen oder nur durch die Brille angenommener Meinungen betrachten? Der Vorwurf, dass *Kants* praktischer Theil dem theoretischen widerspreche, ist schon oft gehört worden; der Vf. wiederholt ihn. „Wer sich in *Kants* Ansicht versetzt, wie der Vf. in *Schellings*, wird jenen Vorwurf ungerecht finden. Man traut seinen Augen kaum, wenn man S. 82 liest: „Es ist schwer zu begreifen, wie es möglich gewesen, dass man die Wissenschaft aller Wissenschaften ihrer grössten Zierden, ihres grössten Reichthums beraubte, und gerade die dem Menschen interessantesten Gegenstände, dergleichen sein sittlicher Beruf, seine Verbindung mit Gott und seine Aussichten für die Zukunft sind, davon ausschloss" — und merkt, dass diess auf *Kant* gehen soll. Ist die genauere Bestimmung des eigentlich Sittlichen nicht ein Hauptverdienst *Kants?* Und wer den religiösen Ideen eine andere Stelle anweist, und die Art der religiösen Überzeugung anders fasst, als Andere, schliesst der die Religion von der Philosophie aus? Es ist eine ganz falsche Beschuldigung, dass die Philosophen der Zeit, in welche *Schellings* Philosophie eintrat, das Nichtwissen von übersinnlichen Dingen zum Princip ihres Denkens gemacht haben. Sie sind vielmehr im Philosophiren und vermittelst desselben auf die Behauptung gekommen, dass eine eigentliche Erkenntniss über das Gebiet des Bewusstseyns und der Erfahrung hinaus nicht Statt habe. Der Glaube, den *Kant*, *Jacobi* u. A. geltend machten, ist nicht, wie S. 118 gesagt wird, „ein blinder Nichts wissender Glaube;" sie wussten, was und warum sie glaubten. Die Fragen, welche S. 86 als Aufgaben für den Philosophen mit Recht vorgestellt werden, erwägt auch der, welcher in *Kants* und *Jacobis* Sinne es nur zum Glauben bringen zu können meint, und die Ideen und Wahrheiten der Religion, die S. 157 f. kürzlich zusammengestellt werden, sind den Systemen jener nicht fremd. Wenn aber der Vf. auf sie die Sitten- und Pflichten-Lehre wissenschaftlich gründen will: so sehen wir nicht ein, wie man ohne Voraussetzung sittlicher Begriffe von der Gewissheit unserer sittlichen Bestimmung, von der Nothwendigkeit der Unterordnung alles Zeitlichen unter das Ewige, von dem Abscheu vor der Sünde, und von der Versöhnung mit Gott reden könne. Freylich, wenn man die sittlichen Untersuchungen in die Religionslehre hineinzieht: so muss nachher die Pflichtenlehre aus ihr hervorgehen. „Was eine Philosophie vor Allem gewähren soll, heisst es S. 139 f., leistet die Lehre *Schellings* dem, der sie versteht und vorurtheilsfrey würdigt; sie befriedigt den Verstand und das Gefühl durch ihre ungezwungene Übereinstimmung mit den Gegenständen der sinnlichen und übersinnlichen Welt,

so weit wir jene durch treue Beobachtungen und diese im Glauben, Gefühle und im Zusammenhange mit anderen gewissen Wahrheiten kennen können; sie erhebt und begeistert das Gemüth durch die Erhabenheit ihrer Ansichten von dem Menschen, seinem gegenwärtigen Schicksale und seinen Erwartungen in der Zukunft. Die geistvollsten Ausleger der Naturphänomena bestätigen nicht nur ihre Principien, sondern erkennen auch dankbar an, dass sie ihnen die einfachsten und richtigsten Ideen mitgetheilt habe, nach denen es allein möglich ist, in der dynamischen Naturlehre vorwärts zu schreiten. Der zeither bestandene und nie befriedigend aufgehobene Gegensatz zwischen der Profan- und Religions-Geschichte, zwischen natürlichen und wunderbaren Ereignissen, wird zur Beruhigung des ganzen Menschen vermittelt, und die menschliche Würde in einem Glanze dargestellt, in welchem sie nur ein wahrhaft religiöses Gemüth schauen kann. Die den ernsten Beobachter der Natur- und Menschen-Welt beunruhigenden Zweifel über die physischen und moralischen Übel in der Welt, über den Widerspruch zwischen der Vollkommenheit Gottes und der scheinbaren Unvollkommenheit der Welt verschwinden nun, und Alles löst sich in die schönste Ordnung auf, und zwar für den Wissenden eben so, wie es für den religiösen Menschen durch den festen Glauben an einen liebevollen Gott immer gelöset ist." Wir ehren die Überzeugung des Vfs. und die Begeisterung, mit welcher er sie ausspricht, und schätzen den Mann hoch, der eine solche Überzeugung und Begeisterung in wahrheitliebenden Gemüthern bewirken kann. Nur dürfen wir bemerken, dass nicht einzig *Schellings* Methode und Lehrgebäude zu solcher Überzeugung führt, sondern dass Solche, denen *Kant's* oder *Jacobi's* Methode die richtigere scheint, zu gleichen Ergebnissen geführt werden können. Ja, Rec., welcher in *Schellings* Methode bisher nicht die Überzeugungskraft hat finden können, die der Vf. rühmt, hat doch ohne Inconsequenz sehr Vieles und wohl das Wichtigste aus *Schellings* Philosophie sich aneignen gekonnt, ob er gleich in Manchem, was als erwiesener Lehrsatz und Erkenntniss des Übersinnlichen aufgestellt wird, nur einen gelungenen Versuch erblicken kann, menschlich und für die Phantasie festzuhalten und auszusprechen, was an sich und seinem eigenthümlichen Wesen nach von uns nicht erreicht werden mag. — „Was soll es frommen, sagt unser Vf., immer zu wiederholen: *Kant* habe längst bewiesen, dass man vom Übersinnlichen Nichts wissen könne? Wir kennen diese Behauptung so gut, wie ihr, und haben uns statthaft darüber erklärt und dargethan, dass weder *Kant* dieses bewiesen habe, noch irgend ein Mensch es beweisen könne." In dem vorliegenden Büchlein finden wir diesen Beweis nicht. Vielmehr möchte ein aufmerksamer Leser, welcher den Sinn der *Kantischen* Behauptung richtiger gefasst hat, als man ihn hier kennen lernen kann, in dem sehr guten Abschnitte von *Schellings* Methode leicht Veranlassung finden zu der Bemerkung, dass *Schellings* Wissen kaum etwas Anderes als *Kants* Glauben sey. „Der Philosophie *Schellings*, heisst es S. 119, liegt die alles wirkliche Wissen bedingende Voraussetzung zum Grunde, dass der menschliche Geist und die Substanz alles Seyenden in letzter Instanz Eins seyen, und dass demnach die gesetzmässige Wirkungsweise in beiden übereinstimmen müsse. Dadurch allein ist es dem erkennenden Geiste möglich, das von ihm der besonderen Existenz nach Verschiedene auch zu erkennen: denn Gleiches kann nur vom Gleichen erkannt werden, und die wahre Erkenntniss besteht in der Übereinstimmung des Wissens mit der objectiven Beschaffenheit des Gewussten." Hier lässt sich nun fragen: Wie kommen wir zu dieser Voraussetzung? Wäre jene Einheit unmittelbar gegeben: so dürfte sie nicht vorausgesetzt werden. Könnte sie aus einem anderen unmittelbar Gegebenen erwiesen werden: so wäre sie auch nicht Voraussetzung, am wenigsten eine alles Wissen bedingende Voraussetzung. Es ist also die Annahme, dass die Vernunft uns über die sich uns aufdringenden Fragen zu einem Resultate führen müsse, das uns mit uns selbst einige und beruhige, welche *Schelling* bey seinem Philosophiren leitet. Und das ist es eben, was wir Vernunftglauben nennen. *Schelling* sagt in einer hier S. 138 angeführten Stelle: „Man will die Verstandesbegriffe nicht auf Gott übertragen lassen; allein kann man denn ohne sie von Gott etwas Bestimmtes denken? .. Gott soll ganz vermenschlicht werden, den einzigen Punct des nothwendigen Seyns ausgenommen. .. Wenn er selbst herabsteigt von seiner Höhe und sich mit der Creatur gemein macht, wer dürfte Etwas dagegen einwenden? .. Ehe durch objective Untersuchung, durch Entwickelung des Urwesens selbst ausgemacht ist, was Gott ist, können wir von Gott so wenig Etwas verneinen, als bejahen. Was er auch ist, das ist er durch sich selbst, nicht durch uns. Er ist, was er seyn *will*; also muss ich erst seinen Willen zu erforschen suchen, nicht aber ihm zum Voraus wehren, zu seyn, was er seyn will." Man muss sehr an den Worten hängen, oder auch nicht wissen, was *Schelling* unter dem Willen Gottes versteht, wenn man diese Erklärung für wesentlich verschieden hält von der Behauptung, dass das Wesen Gottes zwar an sich nicht erkannt werden könne, dass er aber in seiner Beziehung auf uns und die Welt überhaupt nach den Begriffen gedacht werden dürfe und müsse, die unser Geist uns darbietet.

D.

Breslau, im Kunst- u. Industrie-Comptoir: *Einleitung in das Studium der Philosophie.* In sechs Vorlesungen von *Adalbert Kayssler*, Dr. u. Prof. der Philos. 1812. XV u. 247 S. 8. (1 Rthlr.)

Rec., der mit diesen Vorlesungen schon gleich nach ihrer Erscheinung bekannt wurde, hat sie, da er eine Beurtheilung derselben für diese Blätter zu liefern aufgefodert worden, aufs Neue gelesen. Aber es ist ihm unbegreiflich geblieben, wie Hr. *K.* habe glauben können, durch solche Vorlesungen wirklich in das Studium der Philosophie einzuleiten. „In Gegensatz," heisst es in der 1 Vorles., „welche *von dem Wesen und dem Scheine* handelt, treten Bewusstseyn und Erscheinung,

wenn die, auch das Bewufstfeyn in der Einheit mit der Erscheinung, d. i. die Empfindung begleitende Freyheit ihrer selbst sich bewufst wird. Die Freyheit nämlich, selbst nicht Wesen, und doch ohne Wesen Nichts, gleichsam der Hauch und der Laut des sich verkündigenden Wesens — erscheint sie blofs als das Product der gelösten und in sich selbst zerfallenen Empfindung, mufs, ihrer Natur zufolge, die getrennten Factoren der Empfindung, jeden als für sich wesentlich und als ein Ganzes setzen und dadurch in sich selbst getheilt theils zurückstreben zu der früheren Vereinigung mit dem Wesen in Besonderheit des Bandes, theils vorstreben zu einer neuen und höheren Verbindung mit dem Wesen in Allgemeinheit des Bandes. Dieses doppelte sich widersprechende Streben der von dem Wesen getrennten Freyheit ist die eigene wunderbare Natur des Ich an und für sich selbst betrachtet; das erstere Streben aber der theoretische, das andere der praktische Gebrauch der Freyheit. Wenn nun das Ich, oder die vom Wesen verlassene Freyheit, nach der früheren Vereinigung mit dem Wesen auf theoretischem Wege zurückstrebt: so strebt es nach Etwas, das für das Ich schlechthin nicht ist, weil das Ich eben nur aus der Auflösung jener Verbindung hervorgeht, und wird zu der Voraussetzung einer Wesenheit genöthigt, die ihm wie im Spiegel seine eigene Unwesentlichkeit zurückgiebt." Es ist schlechterdings unmöglich, dafs Jemand, der noch keine Philosophie studirt hat, durch noch so aufmerksames Lesen dieses Buches zu bestimmten Gedanken gelange. Nun denke man sich vollends einen Jüngling als *Zuhörer*, welchen Gewinn kann er von dem Anhören ellenlanger, mit Sachen aus der innersten Philosophie angefüllter, aus den ungewöhnlichsten Ausdrücken zusammengesetzter Perioden haben? Und wäre des Vfs. Lehre die reinste Wahrheit, in dieser Gestalt könnte sie nur der erkennen, der sie selbst schon hätte.

Über seine Lehre und ihr Verhältnifs zu der *Schelling*'schen erklärt sich übrigens Hr. *K.* dahin, dafs er der Meinung sey, *Schelling* sey mehr der Identität der Natur, in welcher das Ich noch nicht geboren sey, *er* (Hr. *K.*) mehr der Indifferenz des Christenthums zugewendet, in welcher das Ich sich selbst besiege; *Schelling* fasse mehr im griechischen Geiste die Erkenntnifs, *er* (*K.*) lasse den christlichen Geist vorwalten."

Aber gehört denn diese Lehre in eine Einleitung in das Studium der Philosophie? Hr. *K.* scheint uns nicht blofs den rechten Vortrag verfehlt, sondern auch nicht hinlänglich erwogen zu haben, welche Gegenstände in einer solchen Einleitung abzuhandeln seyn. Auch das geht schon aus der angeführten Stelle hervor. Bald nach ihr heifst es: „*Kant* hielt sich in dem Gegensatze der Freyheit und nahm ihn als ursprünglichen und nothwendigen. Diefs mochte wohl im Anfange geschehen und sich bewähren lassen; aber die Erkenntnifs kam nicht zum Schlusse, und die verkannte Einheit rächte sich mit vernichtenden Widersprüchen im Theoretischen und seltsamen Inconsequenzen im Praktischen." Angenommen, dieses Urtheil sey gegründet, was soll der damit, der erst in das Studium der Philosophie eingeleitet werden soll? Wenn er sich erst durch tieferes Eindringen eine Kenntnifs von der Bedeutung und der Schwierigkeit der Untersuchungen, von denen hier die Rede ist, erworben, und den Sinn der versuchten Beantwortungen der hier entstehenden Fragen gefafst hat, dann wird es Zeit seyn, über Männer, wie *Kant*, und ihre Versuche zu urtheilen. Ein früher vorgefafstes Urtheil kann nichts helfen, kann nur verleiten, es in absprechendem und selbstgefälligem Tone nachzuschwatzen.

Die 2 Vorlesung handelt *von den verschiedenen Arten der Erkenntnifs*, deren es nach dem Vf. drey giebt: die künstlerische, die religiöse und die mathematische, welche sämmtlich anzusehen seyen als *Ausflüsse* Einer absoluten und wesentlichen Erkenntnifs, der philosophischen, deren Eigenthümliches sey, dafs in ihr die absolute Einheit unmittelbar sich ausspreche, und im absoluten Gegensatze sich selbst beweise und bewähre, dafs sie dadurch die Vernunft zum Selbstbewufstseyn erhebe, und dafs dieses zugleich die Offenbarung des ewigen Wesens sey. Was die Philosophie auch aufser dem Selbstbewufstseyn der Vernunft in absoluter Einheit seyn könne, das sey sie als Einbildung der absoluten Einheit in das Besondere, in das Allgemeine und in beide zugleich; in der ersten Einbildung werde die Philosophie zugleich Kunst, in der zweyten zugleich Religion, in der dritten zugleich Wissenschaft, und als diese mit der Mathematik vermählt. — Die 3 Vorlesung handelt *von der Idee der Offenbarung oder von der absoluten Form.* Hier wird im Grunde der Hauptinhalt der *Schellingischen* Naturphilosophie vorgetragen. — In der 4 Vorlesung wird *von der Philosophie der alten Zeit*, in der 5 *von der Philosophie der mittleren Zeit*, in der 6 *von der Philosophie der neuen Zeit* gehandelt.

D. T.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in d. Flittner'schen Verlagshandl.: *E. M. Arndt's Urtheil über Friedrich den Grofsen*, beleuchtet von *K. G. R.* 1818. 210 S. 8. (16 gr.)

Es hat wohl mehr Mitleid als Indignation erregt, als Hr. *Arndt* in gar hochklingenden Worten den berüchtigten Ausfall auf einen Fürsten machte, welcher der Vater seines Volkes, der Stolz Deutschlands war, und vor der Hand auch jenes Ausspruchs ungeachtet bleiben wird. Der Deutsche ist nachgerade verständig genug, dafs solche „Worte, die so blinkend sind," bey ihm nicht mehr verfangen, wenn sie *blofs* blinken, und so war denn zu erwarten, dafs die Sache nicht die mindesten Folgen haben werde. Eine hat sie aber doch erzeugt, und zwar eine erfreuliche, das vorliegende Buch nämlich, dessen Vf. bey warmer Verehrung für den grofsen König, freye und tüchtige Gesinnung bewährt. Er zeigt uns zuerst in kräftigen Zügen, wie Friedrich Deutschland und sein Volk *fand*, was er *wollte*, was er *that*, wie er sich zu seiner Zeit stellte, wie er in die Geschichte derselben und seines Volkes eingegriffen, und was uns von seinem Wirken *übrig*

geblieben. Diese Darstellung ist völlig selbstständig, und wir empfehlen sie ohne die mindeste Rücksicht auf die erwähnten Invectiven sowohl den Verehrern Friedrichs, als denen, die an ihm in Manchen irre geworden sind, als eine geistreiche gelungene Arbeit. Wenn der Vf. S. 160 f. andeutet, welchen Einfluss die Erinnerung an Friedrich auf das Jahr 1813 gehabt: so berührt er einen Punct, der bisher — aus leicht zu ermessenden Gründen — nur zu unberücksichtigt geblieben ist; *das* ist gewiss, dass diese Erinnerung bey der grossen Masse unendlich mehr gewirkt, als alle Schriften des Hn. *Arndt* u. A., welche von dieser meist gar nicht gekannt waren.

Von S. 165 an bis zum Ende des Buches beschäftigt sich der Vf. unmittelbar mit dem *Arndt*'schen Urtheile, indem er ihm Schritt vor Schritt folgt. Eine unnöthige Bemühung, da die bündigste Widerlegung desselben schon in der vorangehenden Darstellung liegt; er ist übrigens darin billig gegen *A.*, und giebt es selbst an, wo dieser einen Schein des Rechts für sich hat. Aber recht siegreich zeigt es sich auch hier, dass die leider gar sehr Mode gewordenen, schön und erhaben klingenden Floskeln der Überschwenglichen vor dem Lichte des einfachen prüfenden Verstandes überaus zusammenschwinden.

L.

DEUTSCHLAND: *Der Feldzug von 1815, oder Erzählung der militärischen Operationen, die während der hundert Tage in Frankreich und Belgien Statt gefunden haben.* Geschrieben auf St. Helena vom General *Gourgaud.* Nebst der Vertheidigung des Marschalls Ney von *Gamot.* Aus dem Französischen übersetzt von *P.* 1819. VIII u. 180 S. gr. 8. (18 gr.)

Gourgauds Schrift ist schon in unserer A. L. Z. 1819. No. 157 angezeigt worden, wir haben es also nicht mit ihr, sondern nur mit der Übersetzung, als solcher, zu thun, welche zwar treu, aber nichts weniger als elegant und gewiss auch von keinem Kenner des Fachs gemacht ist. Wollte der Übersetzer übrigens, wie es scheint, dem Leser gleichsam geschlossene Acten zur Beurtheilung der Ereignisse vorlegen: so musste er die in der Berliner Ausgabe der *Gourgaud*'schen Relation befindlichen Anmerkungen eines deutschen Officiers benützen, welche viele Angaben dieses Schriftstellers berichtigen, und zur Begründung eines Urtheils über die gegenseitigen Massregeln dienen.

Gourgaud hatte bekanntlich die Niederlage der französischen Armee grösstentheils dem Marschall Ney zugeschrieben; ein Verwandter desselben, der Ex-Präfect *Gamot*, im Besitze der an diesen ergangenen Original-Ordres, fand sich veranlasst, die hier mitgetheilte Vertheidigung des Todten drucken zu lassen, und deponirte zu deren besseren Begründung jene Befehle einen Monat lang zu Jedermanns Einsicht bey einem Pariser Notar.

Stellen sich nun die Vorwürfe, die dem Marschall von *Gourgaud* gemacht werden, theilweis selbst als unbegründet dar: so ist doch nicht zu verkennen, dass die wichtigsten derselben von *Gamot* keineswegs abgewiesen worden, nämlich: 1) dass Ney am 15ten Abends allerdings hätte die Stellung von *les quatre bras* nehmen können und sollen; was darüber S. 145 f. beygebracht wird, ändert nichts in der Sache; 2) dass er am 16ten wiederholten Befehlen ungeachtet die Position nicht mit gehörigem Nachdrucke angriff; hiezu sagt *Gamot* Mancherley, was keinen Einfluss auf die Sache hat, und das, was ihn haben könnte, ist nicht wahr. Ney hatte allerdings ungefähr 40000 Mann zu dem Angriffe Disponirte, da das 1te Corps erst Abends nach 5 Uhr (wo das Gefecht längst entschieden seyn konnte) weggezogen ward, dagegen zählten die Truppen des Herzogs Wellington im Anfange des Gefechts etwa 6 — 8000 Mann, und die 50000 Mann, die der Marschall den ganzen Tag über gegen sich gehabt haben soll, waren höchstens Abends 8 Uhr erst vereinigt. Der Raum gestattet uns nicht, die übrigen Streitpuncte zu berühren; der Vertheidiger macht bey mehreren das seltsame Manövre, Befehle abdrucken zu lassen, die auf die Entscheidung der Sache gar keinen Einfluss haben; indess glauben wir gern, dass Ney, wie es schon in der Natur seines Verhältnisses lag, immer nach bester Überzeugung gehandelt, und nur Manches unrichtig beurtheilt habe. Dass seine und nicht minder Grouchys unrichtige Ansichten für das Ganze so durchaus verderblich wurden, ist ein neuer treffender Beweis für die Gefährlichkeit der Detachirungen; Buonaparte, der dem Grundsatze 18 Jahre lang glücklich Hohn gesprochen hatte, musste endlich auch seine Wahrheit auf vernichtende Weise erfahren.

D.

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Erste Anfangsgründe der Französischen Sprache, für Schulen und zum Privatunterricht.* Von *J. F. Schaffer*, Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg. Fünfte verbesserte und mit dem Syntax stark vermehrte Auflage. 1820. XIV u. 415 S. 8. (14 gr.) S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 99.

Leipzig, b. Friedr. Fleischer: *Johann Georg Scheyers,* Hochfürstl. Hohenlohischen Ingenieur-Hauptmanns und Bau-Directors, *praktisch-ökonomische Wasserbaukunst, nicht nur für Beamte, Förster, Landwirthe, auch Landpfarrer, Müller und jeden Landmann, sondern auch zum höchstnöthigen akademischen Unterricht mit erläuternden und berichtigenden Anmerkungen von Karl Christian Langsdorf,* Dr. der Philosophie, grossherzogl. badischem geheimen Hofrathe und erstem ordentl. Lehrer der Mathematik zu Heidelberg u. s. w. Erster Theil. Dritte verbess. Auflage. Mit 19 Steintafeln. 1820. VIII u. 272 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.) Die erste Auflage erschien 1793, die zweyte 1795.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1820.

HOMILETIK.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn-, Fest- und Apostel-Tags-Evangelien und Episteln* durchs ganze Jahr in ausführlicher und abgekürzter Form. *Erster Band*, erstes Heft. 8. 1803. 116 S. Zweytes Heft (bis S. 244). Drittes Heft. 1805. 136 S. — *Zweyter Band*, ebenfalls in 3 Heften. 1805. 384 S. *Dritter Band*, 8 Hefte von 368 S. 1806. *Vierter Band.* desgl. 1806. 352 S. *Fünfter Band*, desgl. 1808. 344 S. *Sechster Band*, desgl. 1809. 349 S. *Siebenter Band*, desgl. 1810. 388 S. *Achter Band.* 568 S. *Neunter Band* (vor welchem sich der Vf. Hr. M. *Carl Christian Seltenreich*, Pastor zu Wersmdorf, nennt). 1811. 360 S. *Zehnter Band.* 1813. 356 S. *Eilfter und letzter Band.* 1815. 631 S. 8. Dazu noch

Predigtentwürfe über die acht neuen Lehrtexte im Königreiche Sachsen. Als Anhang zu den Predigtentwürfen über die gewöhnlichen Sonn-, Fest- u. Apostel-Tags-Evangelien u. s. w. Herausgegeben von M. *C. Chr. Seltenreich* u. s. w. 1813. 72 S. 8. und endlich

Predigtentwürfe u. s. w. von M. *C. Chr. Seltenreich*, herzogl. Anh. Consist. Rath und Superint. zu Zerbst. *Zwölfter Band* (mithin war der 11te noch der *letzte* nicht zu nennen!) enthaltend ein vollständiges Sach- und Materien-Register über alle 11 Bände, ausgearbeitet von M. *Zeidler*, Pastor zu Crossen. 1820. 8. (12 Rthlr. 18 gr.)

In diesem Werke werden zuerst die Evangelien, dann die Episteln behandelt. Über jedes Evangelium und Epistel sind 12 bis 16 Entwürfe gegeben, wovon die ersten 5 — 8 ausführlichere, die letzten kürzere sind; oft ist nur ein kurzer Eingang vorausgeschickt, und dann nur das Thema angezeigt, bisweilen mit, bisweilen ohne Angabe der Haupttheile. Weiterhin bekommt man derselben noch mehrere; so hat z. B. das Evangelium am Mis. Dom. Sonntage 30 Entwürfe, welchen noch 14 Entwürfe für eine etwanige Schulpredigt, und 10 kürzere Andeutungen für Confirmationspredigten beygegeben sind; die Epistel hat 54 Entwürfe. In den letzten Bänden sind die ausführlicheren von den kürzeren Entwürfen geschieden, und letztere mit der Überschrift: *Winke* zu Predigtentwürfen — bezeichnet. So hat z. B. das Evangelium am 20 Trinitatissonntage 8 solcher ausführlicheren Entwürfe, welchen dann noch 16 solcher Winke folgen. — Das ist die Einrichtung dieses Werkes; genug und Mancherley ist hier also zu finden. Aber von welchem Gehalt ist es? — Möchte Rec. darüber günstiger urtheilen können! Denn leider muss er gestehen, dass die Durchsicht dieser 11 Bände Predigtentwürfe seine Erwartung gar sehr getäuscht hat; die hier angegebenen Themas sind einem grossen Theile nach unzweckmässig gewählt, unbequem und undeutlich ausgedrückt; oft sonderbar genug aus dem Texte hergeleitet, oft recht herausgepresst; mehrentheils ist nicht beobachtet, was sich, nach Paulus, jeder Prediger bey der Wahl seiner Gegenstände zum Augenmerk machen sollte, dass es nütze sey zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung! — Die Eingänge führen oft nur aus weiter Ferne zum Thema, und sind nichts weniger, als geeignet, die Aufmerksamkeit des Zuhörers für dasselbe zu gewinnen. Und was die Entwürfe selbst betrifft: so sind sie oft dem Thema nicht angemessen, oft unlogisch, oft führen sie etwas ganz Fremdartiges herbey. Das Mehreste ist entweder mittelmässig, und nur Weniges erhebt sich einigermassen über dasselbe, oder es steht noch unter dem Mittelmässigen. Man würde eine sehr geringe Meinung von den Mehresten unserer Prediger, man müsste gar keine Kenntniss von ihnen haben, wenn man nicht glauben wollte, dass sie viel Besseres, als das hier Gegebene, hervorbringen könnten. — Rec. wird diese Behauptungen aus einigen der vor ihm liegenden 12 Bände dieser Predigtentwürfe mit Beyspielen belegen.

Abgesehen davon, dass man freylich aus dem Neujahrs-Evangelium die Themas, welche sich auf das Neujahr beziehen sollen, oft herauszwingen muss, so ist dieser Zwang doch wohl zu übertrieben, wenn (z. B. 1 H. S. 7) „einige erbauliche Wahrheiten, an welche uns die Vorlesung des *Kirchenzettels* von dem zurückgelegten Jahre erinnern kann;“ — daraus hergeleitet werden sollen; und was diess für erbauliche Wahrheiten sind, davon möge D, die *Zahl* der *Communicanten*, ein Beyspiel geben. Diese soll a) an die Würde, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der öffentlichen und gemeinschaftlichen Abendmahlsfeyer; b) an die schädlichen Folgen (!) der Abendmahlsgeringschätzung; c) an die Verpflichtungen erinnern, die wir als Einwohner des Vaterlandes der äusseren Kirchengemeinschaft schul-

dig find." — *Einmal* aber, wie kann die *Zahl* der Communicanten an diess Alles, z. B. an die Folgen der Abendmahlsvernachlässigung erinnern? Und *zweytens* find wir nicht als Einwohner des Vaterlandes, sondern als Glieder und Zugehörige der äusseren Kirchengemeinschaft diese Pflichten schuldig. Die *Zahl* der jährlichen Communicanten kann vielmehr den Prediger vermögen, seine Freude zu äussern, dass das heilige Abendmahl in seiner Gemeinde noch mit Theilnahme gefeyert wird; wenn sie geringer geworden ist, zu dem Bedauern veranlassen, dass auch in ihr die Vernachlässigung dieser Feyer herrschender zu werden droht, und zu dem Wunsche beleben, dass diese Zahl das Mahl Jesu würdig und ihr fruchtbar, mithin als wahre Verehrer Jesu gefeyert haben möge. — Wie wenig hat der Vf. hier also zur Sache gesprochen; und, so ists auch mit den übrigen Puncten. — Sätze, wie die: „dass gleichgültig scheinende Dinge unter der Leitung des Höchsten eine sehr wichtige Beziehung haben können" — „dass wir doch nicht völlige Gewissheit haben könnten, wenn uns auch Einiges von unseren künftigen Schicksalen vorausgesagt worden wäre (was überdiess zu unbestimmt ausgedrückt ist, und sich auch von selbst, ohne gepredigt zu werden, versteht!) u. dgl. m. find nicht eigentlich auf das neue Jahr in Beziehung; und andere Sätze, wie (S. 34): dass ungemein viel darauf ankomme, die Überzeugung ins neue Jahr mit hinüber zu nehmen, dass die Welt *und* die Menschheit (?) zum Besseren fortschreiten" — „warum wir es beym Antritte eines neuen Jahres wohl beherzigen müssen, dass unsere Nebenmenschen auch Kinder Gottes find," flicken den Gedanken des neuen Jahres nur ein, ohne im Verfolg der Erörterung dessen weiter zu erwähnen: denn auf jene Überzeugung muss uns, auch aus den angegebenen Gründen, überall viel ankommen, und dass unsere Nebenmenschen Gottes Kinder, wie wir find, ist zu allen Zeiten gleich stark zu beherzigen. — Auch die Ausführung des Satzes: „dass unsere künftigen Veränderungen auch wahre Verbesserungen seyn mögen," ist zu unbestimmt hingegeben, und könnte viel zweckmässiger für das Beginnen eines neuen Jahres bearbeitet seyn.

Wir wollen weiter einige Blicke in den 5 Band werfen. Hier finden wir mehrere sonderbare Sätze sonderbar ausgedrückt und sonderbar behandelt; z. B. S. 17: „dass wir *nach* der Wahrheit urtheilen müssen, wenn wir das herrschende Sittenverderben allein den höheren Ständen zuschreiben wollen," welches zweydeutig ist; der Vf. will sagen: „dass wir nicht Ursach haben, das herrschende Sittenverderben allein den höheren Ständen zuzuschreiben." Auch wird dieser Satz ganz falsch abgehandelt. Der Vf. musste zeigen, dass das herrschende Sittenverderben weder in den höheren Ständen allein oder hauptsächlich anzutreffen, noch auch von ihnen nur auf die übrigen niederen Stände ausgegangen sey. Statt dessen bemerkt er, dass es auch in den höheren Ständen noch immer Viele gebe, die ein rühmliches Beyspiel aufstellen; — dass Viele unter ihnen mancherley Widerstand und Widerspruch finden, wenn sie etwas Gutes durchsetzen wollen (was gar nicht zur Sache gehört); — dass es immer eigene Schuld bleibt, wenn man bösen Beyspielen folgt; — und dass Jeder weiss, dass er das Böse nicht thun soll, wenn es auch von Vornehmen gethan würde." — Aber ausserdem, dass diese beiden letzten Sätze zusammenfallen und im Grunde eins find: so kann gleichwohl den höheren Ständen das herrschende Sittenverderben und den niederen nur die eigene Schuld vorgeworfen werden, dass sie sich von demselben haben hinreissen lassen. Um diese beiden Sätze verbunden mit berücksichtigen zu können, musste das Thema heissen: „dass man die Schuld des herrschenden Sittenverderbens nicht den höheren Ständen allein aufbürden könne." — Gar dunkel und unverständlich ist der Satz: „dass wir bey der Ruhe, mit welcher wir feindselige Zerrüttungen (?) mit ansehen können, über uns wachen müssen, dass nicht aller Berufseifer verloren gehe." Wie hängt das unter sich, und wie mit dem Evangelio zusammen? — Was find *feindselige* Zerrüttungen? — Was heisst: diese mit *Ruhe ansehen?* — Und wenn man sie auch nicht mit *Ruhe* ansehen kann, *muss* man sie nicht oft mit ansehen? — Wie haben wir dabey zu wachen, dass nicht *aller* (man sollte denken: durchaus nicht) Berufseifer verloren gehe? — Man sieht, wie viel hier erst noch zu erläutern, und wie ganz anders das Thema zu stellen ist, wenn es ausgeführt werden soll; und wie lässt sich sagen: „Gleichwie der gute Hirte es nicht ruhig mit ansehn konnte, dass der Wolf die Heerde zerstreute, also sollen auch wir, bey der *Ruhe*, womit wir solche feindselige (feindliche) Zerrüttungen *ansehen* können, wachen, dass *nicht aller* Berufseifer verloren gehe?" — Wie sehr fehlt hier die Vergleichung! — Komisch aber ist wahrlich folgender Übergang (S. 49): „Jesus nennt seine Verehrer *Schaafe*. Diese Thierart ist bey uns nicht so beliebt und gebraucht (??), als bey den Juden. Bey uns klebt ihr der Nebenbegriff *Dummheit* an, und Viele find auch desswegen nicht wohl darauf zu sprechen, weil man die vermehrten Schaafheerden als eine Hauptursache der Brodtheuerung ansieht (!!)." — Und hienach das Thema: „Wie können wir es verhüten, dass religiöse Menschen *nicht* für dumm und einfältig gehalten werden?" welches ausserdem durch das „*nicht*" eben so falsch, als durch das „verhüten" unbequem ausgedrückt ist. — Die Themata zu den Schul- und Confirmations-Predigten geben gar manche Trivialia, z. B.: „wie es eine christliche Gemeinde aufzunehmen hat, wenn sich ihr Religionslehrer die Kirchen- und Schul-Sachen eifrigst angelegen seyn lässt?" (mit einem Worte: *gut.*) „Wie können christliche Ältern ihre Kinder dem guten Hirten Jesu zuführen?" „Durch Schulunterricht — Anhalten zur öffentlichen Gottesverehrung — Confirmation und Abendmahlsfeyer — gute häusliche Erziehung — christliches Beyspiel." (So etwas kann doch wohl der schlechteste Prediger selbst machen?) Unbestimmt ausgesprochen ist das Thema: „dass vorgeschriebene Neuerungen in Schulsachen höchst nöthig und nützlich find." (Alle? Wie lässt sich das im Allgemeinen beweisen? Vielleicht wollte der Vf. sagen, dass man auch in Schulsachen nicht immer bey dem Alten bleiben solle.) Sonderbar

ist wieder folgender Übergang: „man hört bisweilen die herzerhebende Versicherung: die Kinder hätten ihren Lehrer so lieb, dass sie ihm durchs Feuer gehen, und das Leben für ihn lassen würden" — v. 15 „sie lieben mich; ich lasse mein Leben" — und daraus das Thema: „dass das schwere Geschäft des Schulamtes nur durch gegenseitige Liebe (wessen?) erleichtert werden kann!" — ein Thema, das allenfalls für eine Schulrede, aber nicht für eine Predigt sich eignet, und durch das „*nur*" gänzlich in das Gebiet des Halbwahren gerückt ist. Gar possirlich aber ist Übergang und Thema (S. 54): „Es ist nicht zu tadeln, wenn man auf das junge Zuchtvieh alle mögliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt wendet; aber man sollte den höheren Werth der Menschheit darüber nicht aus den Augen verlieren. Indem Jesus sich den guten Hirten und seine Verehrer Schaafe nennt, läfst er uns von der thierischen Schöpfung zur Menschheit den Übergang machen. *Dass wir auf die junge Menschheit desto mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwenden müssen, jemehr wir auf die Erhaltung und Vermehrung des Viehstandes bedacht sind.*" — (Ist es möglich? Solche Geschmacklosigkeit in unseren Tagen? Sollte man es glauben, wenn man es nicht gedruckt läse? — Dergleichen kann ein Landprediger wohl beyläufig, und doch muss er's auf eine edlere Art, rügen — aber eigends über ein solches Thema zu predigen — das geht über Alles!!)

Doch Rec. greift noch in einen anderen Band, den eben vor ihm liegenden zehnten (denn er sucht das zu Rügende nicht etwa geflissentlich auf; es bietet sich ihm leider nur zu auffallend dar); und auch hier blickt ihm so Manches entgegen, was sein obiges Urtheil bestätigt. Dahin gehören z. B. aus dem 20 Trinit. Evang. die Sätze: „was haben wir zu vermeiden, dass uns nicht verschuldete Feuersgefahren treffen?" (wo denn zu einer Licht-, Küchen- und Ofen-Predigt Veranlassung gegeben ist); „dass wir bey den gerechten Strafen, die wir Anderen auflegen müssen, nicht alle Menschenfreundlichkeit aufgeben und verlieren dürfen;" (als Gegenstand einer Predigt zu *beschränkt*); „dass bey heiligen Religionshandlungen und Feyerlichkeiten auch auf *unsere Wohlanständigkeit* geachtet werden müsse;" (nicht deutlich ausgedrückt und auch kein Gegenstand einer besonderen Predigt anders, als höchstens in besonderen, seltenen Fällen); „dass es bisweilen *nöthig* sey, leichtsinnige Menschen in einen Zustand zu versetzen, worinne (worin) sie für ihren Leichtsinn büssen müssen" (wie breit, und zugleich wie unbestimmt ausgedrückt!)

Doch Rec. endet lieber. Man sieht, dass aus diesen 12 Bänden sich Beyspiele genug entnehmen lassen, angehenden Predigern zu zeigen, wie sie ihr Thema *nicht* ausdrücken, *nicht* aus dem Texte ableiten, *nicht* ausführen sollen. In dieser Absicht will Rec. diesem Buche seine Brauchbarkeit so wenig absprechen, dass er es vielmehr für *sehr brauchbar* erklären muss. Übrigens glaubt er sein obiges allgemeines Urtheil über dasselbe durch Beyspiele im Einzelnen zur Genüge belegt zu haben, und setzt nur noch hinzu, dass auch das Mittelmäsige, und das einzelne Bessere, das sich hier findet, nichts weniger, als über alle Ausstellungen erhaben, und wenigstens von der Art ist, dass die mehresten Prediger dergleichen leicht selbst schaffen können.

F. Q.

Leipzig, b. Hartknoch: *Religiöse Amtsreden*, in Auszügen und vollständig. 2 Sammlung von D. *J. G. A. Hacker*, kön. sächs. evang. Hofprediger. 1816. 230 S. 3te Sammlung, 1818. 191 S. 4te Samml. 1820. 166 S. 5te Samml. 1820. 176 S. 8. (Jedes Heft 16 gr.)

Diese Amtsreden bleiben sich in ihrem Werthe ziemlich gleich, und sind treffliche Gaben des würdigen Vfs. und Einzelner, die mitarbeiten.

Die 2te Sammlung enthält 8 vollständige Predigtauszüge und 7 Gelegenheitsreden: die 3te Sammlung liefert 6 vollständige Auszüge aus Predigten vom Vf., eine vollständige Predigt vom D. *Frisch*, und 7 kleine Amtsreden vom Vf. und D. *Frisch*. — Die Entwürfe des Vfs. vereinigen viele Vorzüge guter Predigten; sie sind textmäsig, biblisch, deutlich, wohlgeordnet, gedankenreich und fruchtbar, und Rec. möchte sehr wenig dagegen erinnern. Nur scheinen sie ihm im Ganzen etwas zu trocken, und könnten zum Theil wärmer und herzlicher seyn, da ihre trefflichen Hauptsätze diess in so hohem Grade erlauben. Denn bey einer Warnung vor der Überhand nehmenden Geringschätzung der Heilsanstalt Gottes in Christo, — bey einer Betrachtung, wie das Evangelium Alles vereint, was uns zum Dulden um des Guten willen auffodert und stärkt u. s. w. kann wohl kräftig und eindringend zum Herzen gesprochen werden. Bey der 2ten Predigt würde Rec. den *ersten* Theil so ausgedrückt haben: worauf diese Erfahrung, dass die Religion bey Leidenden nicht selten an Achtung mehr verliert als gewinnt, eigentlich beruhe. Denn in der That giebt der Vf. darin die Ursachen dieser Erscheinung an, und der Ausdruck: „wir wollen uns über sie die nöthige Auskunft geben," ist viel zu allgemein und unbestimmt. Bey der 4ten Predigt, dass uns gegen die Gefahren der Zeit für Glauben und Tugend nichts sicherer schütze, als ein würdiger Gebrauch des Evangeliums," wird man am lebhaftesten an *Reinhard* erinnert. Rec. meint, dass dieser dem 4ten Satze: „es macht uns fähig, die drückenden Umstände der Zeit richtig zu beurtheilen, gelassen zu tragen, und glücklich zu besiegen" — noch hinzugesetzt haben würde: „heilsam zu benutzen." — Die Confirmationspredigt von *Frisch* könnte den Text mehr anwenden, und kürzer und zugleich fruchtbarer seyn. Denn wenn er z. B. den dritten Wunsch für Confirmanden so ausdrückt: „mögen sie von dem Glauben und dem Gehorsame, den sie jetzt bezeugen, von dem Widerstande, *den sie jetzt der Verführung leisten*, recht erfreuliche Erfahrungen machen": so erfährt man auch aus der weiteren Erörterung nicht, was der Vf. eigentlich mit diesem Letzteren hat sagen wollen; vermuthen kann man nur, dass es heissen soll: den sie jetzt der Verführung zu leisten *versprechen*. — Die Traurede

desselben Vfs. ist zu sehr Predigt, was solche Reden *nicht* seyn sollen; seine Taufrede ist über die Nebenumstände der Zeit viel zu weitschweifig. — Den kleinen Amtsreden, Taufreden, Traureden und Abendmahlsreden von *Hacker* wünschte Rec. nur mehr Wärme und Lebendigkeit, um sie vorzüglich nennen zu können: denn dieser Eigenschaften können diese Reden desto weniger entbehren, je weniger sie, ihrer Bestimmung nach, den Verstand beschäftigen können und sollen, je mehr sie eigentlich das Herz, das Gefühl in Anspruch nehmen müssen.

Die *vierte* Sammlung enthält *vier Predigtauszüge* vom Vf., in deren erstem die Theile des Themas zu weitläufig ausgedrückt sind; eine vollständige Predigt von Hn. Diak. *Klien* zu Neustadt bey Stolpen, zum Gedächtnifs des verstorbenen Pastor *Göpinger* daselbst, in welcher man etwas anstöfst, wenn man dessen Kenntnisse als Religionslehrer, als Schriftsteller *und Mineralog* erwähnt findet, wenn man ferner nach Buch der Weish. IV, 7 und 14 das plötzliche Absterben verdienstvoller Menschen *im Lichte des Evangeliums Jesu* zu betrachten angewiesen wird u. dgl. m.; auch hält sie ihrer Anordnung und Ausführung nach mit den *Hacker*'schen keine Vergleichung aus; — dann folgen kleine Amtsreden von D. *Frisch*, von welchen dasselbe gilt, was vorhin über dergleichen Arbeiten von ihm gesagt ist; drey Abendmahlsreden aus den hinterlassenen Papieren des unvergefslichen *Reinhard*, die alle drey den Abdruck gar wohl verdienten, unter welchen aber die zweyte, welche das Abendmahl Jesu, als das edelste Denkmal seiner Gesinnungen und seines Charakters darstellt, Rec. am vorzüglichsten gefiel; doch wäre die Anmerkung zu wünschen gewesen, ob diese Reden bey einer öffentlichen Abendmahlsfeyer gehalten worden sind; — zwey Begräbnifsreden, die eine von *Hacker* am Sarge der Fürstin *v. P.*, die andere von P. *Baumbach* in Hayn; endlich eine Rede bey der Einweihung einer freyen Arbeitsanstalt von D. *Frisch*, die zum Theil in Nebendingen zu weitläuftig ist, zum Theil den Ton der Würde verläfst, wenn sie von „erfoderlichem Verlage, Absatz der gefertigten Waare" spricht, und die einen so wichtigen Gegenstand wohl noch von anderen Seiten aufgefafst haben sollte.

Die 5te Sammlung giebt uns unter den Auszügen *fünf* vom Herausgeber, die in vieler Hinsicht vorzüglich sind, und zwey vom Superint. D. *Tienemann* — über den Nutzen, die Zeit in gröfsere Räume einzutheilen, am Neujahrstage; — und über das Glück des Mittelstandes. Über Ev. Matth. 11, 1 — 12. Die erste derselben ist doch gar zu wenig *religiöser* Vortrag und übersieht die Hauptsache, den nützlichen Gebrauch der Zeitabschnitte zu unserer sittlichen Verbesserung; eben so ist die zweyte nur einmal gezwungen auf das Evangelium bezogen, nicht biblisch, und läfst auch das Beste dahinten, die Lehren wahrer Zufriedenheit, und die moralische Benutzung des Mittelstandes; doch ist die Lebhaftigkeit ihres Vortrags zu loben. Die vollständige Predigt ist die *Jubelpredigt* am ersten Tage des funfzigjährigen Regierungsantrittes des Königs von Sachsen, und zeigt vortrefflich, wie sein Volk die frohe Erinnerung an die funfzigjährige wohlthätige Regierung desselben *durch die Religion heiligen* solle: Verfasser ist der Herausgeber. Von diesem sind auch noch eine Confirmationsrede, zwey Abendmahlsreden und ein Grabgebet; ferner von D. *Frisch* eine Traurede und zwey Begräbnifsreden diesem Bändchen einverleibt. — Jede dieser Samlungen liefert wenigstens viel bessere Sachen, als manche vielbändige Predigtmagazine, und ihre Fortsetzung ist daher für die Hnn. Prediger wohl zu wünschen.

F. Q.

Leipzig, b. Barth: *Vorarbeiten zu Leichenpredigten, Standreden und Abdankungen für Fälle allgemeiner und besonderer Art*; von T. L. *Helmricht*, Oberpfarrer und Ephorie-Adjunct zu Finsterwalda. Erster Band. 1819. XIV u. 554 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

So reich auch bereits die homiletische Literatur an solchen, zum Theil sehr brauchbaren Vorarbeiten ist; so findet doch Rec. die gegenwärtige Sammlung keinesweges überflüssig, sondern in mehr als einer Hinsicht empfehlungswerth, theils wegen der Menge und der Verschiedenheit der dabey zum Grunde gelegten Schriftstellen, theils wegen der mannichfaltigen Berücksichtigung einzelner Fälle, welche man hier findet, und welche im zweyten Theil, womit das Ganze beschlossen seyn wird, noch mehr Statt finden soll, theils endlich wegen der lobenswerthen Kürze, in welcher Alles gesagt ist, und bey welcher dem Denker immer noch Stoff genug zu weiterer Verarbeitung gegeben, dem Trägen dagegen das gemächliche Ruhepolster, welches dergleichen Vorarbeiten gemeiniglich unterlegen, weggezogen wird. Dafs hie und da einzelne Bibelstellen von Anderen anders genommen und angewendet seyn würden, auch bey den Andeutungen Manches in der Anordnung anders gestellt und Manches noch hinzugefügt werden könnte, läfst sich bey einer so reichhaltigen Sammlung leicht vermuthen, und thut dem Gehalte dieser Vorarbeiten keinen Eintrag. Sie bleiben darum immer ein brauchbares Hülfsmittel für ungeübte und für viel beschäftigte, jedoch denkende Prediger. Daher bittet Rec. den Vf., den zweyten Band dieser Andeutungen und Materialien seinen Amtsbrüdern, welche im Drange der Geschäfte davon Gebrauch machen können, nicht lange vorzuenthalten.

7. 4. 5.

NEUE AUFLAGEN.

Hamburg, b. Hoffmann u. Campe: *Kleine Rechenschule oder leichtes Rechenbuch für die ersten Anfänger.* Von *H. H. W. Arendt.* Zweyte, verbesserte Auflage. 1819. X u. 146 S. 8. (8 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1820.

GESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., in der Hermann'schen Buchhandl.: *Rheinische Geschichten und Sagen* von *Niklas Vogt.* 1817. Erster Band. XVI u. 453 S. Zweyter Band. IV u. 409 S. Dritter Band. VI u. 422 S. gr. 8. (8 Rthlr.)

Unter dem Titel: „*Rheinische Geschichten und Sagen,*" könnte man zunächst etwa nur einzelne neue Beyträge und Aufschlüsse für die Geschichte der Rheinlande, auch in Betreff der jetzt so häufig besprochenen ältesten Sagen, vermuthen. Doch der Verfasser der Schriften „über die europäische Republik" — „histor. Darstellung des europäischen Völkerbundes" — „System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit" — „historisches Testament" (J. A. L. Z. 1817. No. 198.), der Herausgeber der Staatsrelationen und des rheinischen Archivs, läfst schon voraus einen umfassenderen Plan erwarten. Nachdem er, sagt er in der Vorrede zum ersten Bande, bisher die Geschichte und Verhältnisse des grofsen germanisch-christlichen Völkerbundes dargestellt, kehrt er in die Heimath, in sein liebes Rheinland, in Haus und Hof zurück, um die Grundsteine nachzusuchen, worauf jenes grofse herrliche Gebäude ruhte. So klein und oft zerstückelt die rheinische Geschichte in dem Meere der Weltbegebenheiten erscheinen möge, so grofs und merkwürdig werde sie, wenn man ihren Einflufs auf die Bildung der christlich-germanischen Republik betrachte. Nicht sowohl für den gelehrten Alterthumsforscher will er schreiben (S. VI), als für das Volk. Er will seinen Landsleuten die Thaten ihrer Väter, das Andenken an ihre Gröfse, und den Verlust ihres Wohlstandes in das Gedächtnifs zurückführen, auf dafs sie künftig diese Gaben Gottes besser achten lernen. Den Geschichtschreibern komme es zu, das Grofse und Gute verflossener Zeiten darzustellen, damit die künftigen Geschlechter Beyspiele finden, welche ihnen zur Nachfolge oder Warnung dienen können. Seine Landsleute, fährt er fort, am rechten und linken Rheinufer, sollen dieses Buch als ihren Hausschatz, Bildersaal, als ihren Stolz betrachten. S. XIV.

Nach diesem Gesichtspunct läfst sich allerdings ein sehr anziehendes Werk denken, das wir bisher noch nicht hatten. Erwägen wir, dafs im alten Deutschlande der Rhein die eigentliche Lebensader — war; dafs nach der grofsen Völkerwanderung, die Alles in Wildheit und Barbarey zurückgeworfen, vom Rheine her wieder das erste Licht und Gesetzlichkeit über Europa und die Christenheit ausgegangen; dafs hier an seinen *beiden* Ufern die regeste, mannichfaltigste Thätigkeit, der wahre Mittelpunct des Reichs bestanden; dafs diese Länder der Kirche treffliche Bischöfe, dem Reiche die gröfsten Kaiser, dem Vaterlande berühmte Gelehrte und Künstler, der Welt einen allgemeinen Handelsverkehr gegeben haben; — erwägen wir ferner die Schicksale, welche diese Länder seit dem grofsen Interregnum, seit der Reformation, seit den vielen französischen Kriegen bis auf die neueste Zeit betroffen haben: so mufs ihre Geschichte das anschaulichste Bild einerseits der alten Kraft, der herrlichsten Blüthe Deutschlands, andererseits aber und später seiner traurigsten Zerfleischung und Auflösung werden.

Ein solches Werk ist aber nichts weniger, als leicht, schon in Rücksicht der Ausscheidung des historischen Stoffes aus den verschiedenartigsten Quellen; dann wegen der Schwierigkeit, in den Geschichten der vielfältig getheilten Länder und Ländchen und ihrer zum Theil eben so heterogenen Verfassungen, irgend eine Einheit, auf jeden Fall aber eine *unbefangene* Ansicht und Würdigung der Vorzüge und Gebrechen jener Einrichtungen durchzuführen, besonders in der Periode des jetzt so berüchtigten *Mittelalters.*

Wir fragen, was der Vf. für diese Aufgabe geleistet. Dafs, besonders bey der älteren Geschichte, nicht nur die grofsen Scriptorensammlungen, sondern auch die kleinen örtlichen Chroniken, auch neuere Untersuchungen, wie *Hetzrodt Notices sur les anciens Trévirois, Dahl* hist. topogr. statistische Beschreibung des Fürstenthums Lorsch u. s. w. zum Grund gelegt seyen, ist vor Augen. Es sind dabey zwey Hauptfoderungen: dafs die Resultate *richtig* und die Auswahl *zweckmäfsig* seyen. In Beziehung auf das Erste hat Rec. wenig von Erheblichkeit auszustellen gefunden. In Rücksicht auf das Andere lassen sich weniger strenge Gesetze geben. Geschichten und Sagen folgen bey dem Vf., wie es der Lauf der Begebenheiten oder der Standpunct der Leser, der verschiedenen Landesgebiete, mit sich bringt. Sein Sagenkreis ist nicht sowohl der älteste, mythische (nur einmal finden wir des Heldenbuchs gedacht bey der Geschichte von Worms, II, 203), sondern der der christianisirten Rheinlande. Wenn auch die alten Volkslieder und Sagen nicht gerade dazu dienen, die Urkunden selbst aufzuklären, wie der Vf. bemerkt:

so geben sie doch ein vollständigeres Bild von dem Geiste der Väter. Übrigens darf man hier, auch bey der älteren Geschichte, nicht bloss Resultate aus mehr oder weniger bekannten Geschichtsquellen suchen; als vormaliger Vorsteher von Archiven hatte der Vf. manches Unbekannte unter den Händen, das für diesen Zweck genützt werden konnte, und er hat auch auf andere handschriftliche Quellen hingewiesen, z. B. eine ungedruckte Chronik von Worms, welche Würdtweins Erbin, Malers Schütz Wittwe in Frankfurt, besitzt (II, 257); desgleichen auf Handschriften von dem Leben der h. Hildegarde u. s. w. in der Bibliothek zu Wiesbaden, III, 115. Am Schlusse will der Vf. einen Codex der Beweisstellen folgen lassen. Noch mehr verspricht er für die neueste Zeit, worin er nicht nur gelebt, sondern gesehen, gehört, gesprochen, geschrieben, gehandelt, und mit vielen ausgezeichneten Männern bekannt oder vertraut gewesen. Der Ton dieser geschichtlichen Darstellungen ist, wie man ihn nicht anders erwarten kann von einem Manne, der seit 30 Jahren Zeuge seyn musste von Allem, was die Revolution den Rheinlanden gebracht hat. So viele bittere Erinnerungen können nur gemildert werden durch die Aussicht auf eine bessere Ordnung der Dinge.

Die vorliegenden drey Bände enthalten in 14 Büchern die rheinischen Geschichten von den ältesten Zeiten bis auf die Reformationsperiode. Dem ersten Buche von den *Heermannen* und *Römern* geht eine Beschreibung des Rheines voraus, und wie die Römer die Deutschen in diesen Gegenden gefunden. Was man in so vielen deutschen Geschichtsbüchern von dieser Periode zum Theil gleichlautend liest, das hat der Vf. durch örtliche Beziehungen anschaulichar und also auch anziehender gemacht. In der Etymologie der Stammes- und Orts-Namen können wir ihm nicht immer beypflichten. Den römischen Einrichtungen und der damals bestandenen Cultur wird entgegengestellt die darauf gefolgte Verheerung von den wandernden Völkern, welche von dem Rhein her ihren Anfang genommen, damit man bedenken möge, dass ein sitten- und charakterloses Zeitalter eine neue Barbarey herbeyführe, I, 105. Wie viele Spuren der früheren Cultur dennoch übrig geblieben, besonders in den Städten, wird man hier mit Vergnügen lesen. Eben so folgen im II — IV Buche in den Geschichten unter dem Carolingischen, Salischen und Hohenstaufischen Kaiserhause besondere Schilderungen von dem Geiste der Verfassung, der Christianisirung, der Kunst, der Sprache, den Sitten überhaupt. „Nachdem man, sagt der Vf. S. 144, das herrliche Riesenwerk unserer Väter entweder als altfränkischen Aberglauben verspottet, oder als barbarische Anstalt untergraben habe, und eine verwüstende Anarchie oder ein schrecklicher Despotismus an dessen Stelle getreten, wolle man es jetzt wieder, wie der Nibelungen Lied oder wie den Dom von Cölln, aus seinem Schutte hervorreissen; allein der Geist sey entflohen, und die neuen gebrechlichen Gestaltungen wollen ihn nicht mehr fassen. Nur in den Trümmern am Rhein oder in den Urkunden der rheinischen Geschichte (?) könne man noch seine Spuren finden. Wie also die Hnn. *Boisseré* den Plan und Riss des Doms von Cölln, entweder wie er ist oder werden sollte (worauf der Vf. schon vor 30 Jahren in einer kleinen Schrift aufmerksam gemacht), in Worten und Zeichnungen aufgefasst haben, so wolle er das grosse politisch-moralische Werk deutsch-rheinischer Kunst, das heilige römisch-deutsche Reich in seinem Grundrisse darstellen, auf dass es unsere Nachkömmlinge, wo nicht nachahmen, doch bewundern mögen" I, 144. — In der Darstellung der Kirchenverfassung zu Karls d. Gr. Zeit ist besonders anziehend die Beschreibung des *Christenjahres* (S. 187), die Bedeutung der Feste, ihre Zusammenstimmung mit den Jahreszeiten, der Einfluss auf häusliche und öffentliche und häusliche Sitten und auf Erhöhung des Lebensgenusses überhaupt, und mit wie viel Natur- und Menschen-Kenntniss Alles berechnet war. Aus eigenen Jugendeindrücken giebt der Vf. diese Beschreibung, weil der Geist dieser Anstalten mehr und mehr verschwinde, wiewohl die Protestanten nun Ähnliches gern erneuern möchten. Der Gegenstand verdient eben jetzt vorzügliche Aufmerksamkeit, und Rec. begnügt sich auf *Augusti's* Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie, Leipzig, 1817, hinzuweisen.

Den Abschnitt oder die Aufschrift: von den *sächsischen* Kaisern, vermisst man; sie sind aber nicht übergangen, und es ist an verschiedenen Stellen der Einfluss ihrer Reichsregierung auf die Rheinlande, besonders auf die Städte (S. 274 ff.) angezeigt. Nicht nur die salischen Kaiser werden als ein *rheinfränkisches*, sondern auch die Hohenstaufen als ein *rheinschwäbisches* Haus bezeichnet. — Bey den Kreuzpredigten des h. Bernhard giebt der Vf. einen Auszug aus den Weissagungen der h. Hildegarde auf dem schauerlichen Rupertsberg, wovon bey *Alb. Stad.* Bruchstücke erhalten sind, deren Original der Vf. bis jetzt vergebens gesucht hat. Die Schlussworte lauten also (S. 371): „Jede Provinz, jedes Volk wird sich selbst einen König und Herren wählen, und sagen: was geht uns das römische Reich an, von dem wir mehr Beschwerniss, denn Ehre gehabt? Wenn aber das römische Reich also getheilt seyn wird, dass es nicht mehr zusammenhält, wird auch die Würde und Gewalt des apostolischen Stuhls geschmälert werden. Denn wenn die Fürsten und Völker dort keine Religion mehr finden werden, werden sie die päpstliche Würde beschränken, sich andere Lehrer und Bischöfe unter anderen Namen setzen, so dass dem Papst zuletzt keine andere Macht mehr, als in Rom und in einigen darum liegenden Orten bleiben wird. Dieses wird theils durch Krieg, theils durch Zuthun derjenigen geschehn, welche den weltlichen Fürsten rathen, ihre Völker selbst zu regieren, und den Bischöfen, ihre Untergebenen in Zucht zu halten" u. s. w. Von K. Friedrich I sagt der Vf. I, 379: „Man muss gestehen, dass seit dem Testamente Karls d. Gr. bis auf die Verschenkungsbriefe Napoleons von 1806 die Kaisergewalt am Rheine nicht mächtiger geübt wurde, als hier zu Mainz (auf dem grossen Reichstage 1184) durch diesen Hohenstaufen, dessen Grossvater noch Ritter zu Büren war. Friedrichs Werk scheint beynah noch kühner als jenes Karls und Napoleons: denn diese hatten über einen tapferen Heerbann und immer schlag-

fertige Fürsten zu gebieten, welche ihnen willig folgten; dagegen hatte der Hohenstaufe hier aufrührerische Vasallen und Städte, dort bannende Päpste und Erzbischöfe zu bekämpfen, und wurde doch ihr Meister. Nichtsdestoweniger muſste dieser starke Löwe, wie ihn selbst ein Franzose nennt (Heinrich von Blois), dessen mejestätisches Gesicht und mächtiger Arm die wilden Thiere von Verwüstungen abgeschreckt, die Rebellen unterjocht, die Abentheuerer zur Ruhe gebracht hatte, dem Zeitgeiste unterliegen." — Sehr angemessen seinem Zwecke lenkt der Vf. bey dem groſsen Interregnum auf folgende Weise ein: „Mitten in dieser allgemeinen Verwirrung entstehen Republiken, welche an Weisheit und Bürgersinn jenen der alten Griechen und Römer an die Seite gesetzt zu werden verdienen, und mächtige Fürstenthümer, welche Königreiche verdunkelten. S. 392. Er zeigt dann die Entstehung und das Verdienst des *rheinischen* (Städte-) *Bundes*, gestiftet durch den Mainzer Bürger *Arnold von Thurn*. Die späteren Ausartungen dieses Bundes werden nicht verschwiegen. Von der groſsen *Hanse* wird mit *Herders* Worten gesagt: „Vielleicht der wirksamste Bund, der je in der Welt gewesen. Er hat Europa mehr zu einem Gemeinwesen gemacht, als alle Kreuzfahrten und römische Gebräuche: denn über Religions- und National-Unterschiede ging er hinaus, und gründete die Verbindung der Staaten auf gegenseitigen Nutz, auf wetteifernden Fleiſs, auf Redlichkeit und Ordnung. Städte haben vollführt, was Regenten, Priester und Edle nicht vollführen konnten und mochten: sie schufen ein gemeinschaftlich wirkendes Europa." S. 445.

Vom 6 Buche an, im II und III Bande, folgt die Geschichte der *einzelnen* Länder und Städte. Nachdem der Vf. zuvor die Begebenheiten unter den Römern, Franken und den ersten Kaiserdynastieen in einem allgemeinem Bilde *synchronistisch* geschildert, geht er jetzt, nach dem Interregnum, von diesem Plane ab, um (geographisch) längs dem Rheine das Merkwürdigste von jeder Stadt, jedem Landesgebiet zusammenzustellen. Ungeachtet hiebey manche Rückweisungen und Wiederholungen unvermeidlich werden: so zieht er doch diese Art der Darstellung vor, weil er hauptsächlich für die Rheinbewohner schreibt, und also der Straſsburger, Freyburger, Badener, Speyerer, Mainzer, Trierer, Cöllner u. s. w. jeder seine eigene Geschichte im besonderen Zusammenhange darin finden solle; weil ferner die Begebenheiten der einzelnen Länder in der allgemeinen Übersicht ihre Wichtigkeit verlieren, und weil überhaupt dieses das Eigenthümliche der deutschen Geschichte ist, daſs man die allgemeine Geschichte ohne die besondere seiner Stämme und Länder gar nicht versteht, ja, setzt der Vf. hinzu, weil es dem deutschen Volke von jeher eigen gewesen, das Einzelne selbst auf Kosten des Ganzen geltend zu machen (Vorr. zum II u. III Band). Daher müsse der Geschichtschreiber der Deutschen (Vorr. zum I Band, XI f.) wie der Baumeister eines gothischen Münsters das Einzelne auf das Ganze, und das Ganze auf das Einzelne berechnen. Wie z. B. der Dom zu Cölln eine plumpe, drückende Masse wäre ohne seine Kapellen, seine Heiligenhäuschen und seine durchbrochenen Säulen und Verzierungen: so würde auch die groſse germanisch-christliche Verfassung und ihre Geschichte, ohne die vielen, in ihnen enthaltenen besonderen Verfassungen und Geschichten eine kalte, steife, drückende Despotie seyn. Übrigens gesteht der Vf. selbst, daſs bey einem solchem Plane neue Schwierigkeiten sich darbieten, welche selbst *J. Müller* und *Sismondi* nicht gehebt, sowohl in Ansehung der Quellen als des Planes. Indeſs da er oben am Rheine mit Habsburg-Österreich anfängt, und am Schlusse des III Bandes bey K. Maximilians I denkwürdigen Anordnungen die einzelnen Fäden wieder zusammenfaſst: so ist dadurch doch eine gewisse Einheit gefunden worden. Dieſs mag wohl auch die Ursache seyn, warum er beym VI Buch eben jene Aufschrift (Habsburg-Österreich) der von der schweizerischen Eidgenossenschaft vorgezogen. In der That enthält dieser Abschnitt nebst der Einleitung beides, das Aufblühen jenes Hauses sowohl, als der Freyheit von dieser, bis Maximilian I endlich im Schwabenkrieg 1499 eingesehen, daſs alle weiteren Unterwerfungs- oder auch nur Vereinigungsversuche mit Deutschland vergebens seyen, von welchem Zeitpunct auch die schweizerische Geschichte aufhöre, bloſs rheinisch zu seyn. II, 80. Von selbst schlieſsen sich hier an (VII Buch) die Erbauer der beiden Freyburg, jene *Bertolde*, die Stammväter von Zäringen und Baden, die Gründer und Schirmvögte deutscher *Land*städte; ihnen gegenüber die *Eberharde*, Gründer der wirtembergischen Dynastie, im fortwährenden Kampfe gegen die aufblühenden schwäbischen *Reichs*städte, deren Geschichte mit den rheinischen in vielen Stücken verwandt, oft näher verbunden ist. Von jenen Fürstenhäusern darf man hier gerade nichts Neues suchen; in der Zusammenstellung ihrer bekannten Quellen kommen einige Übereilungen vor, wovon wir als die erheblichste bemerken, daſs der Vf. den Tübinger Vertrag erst nach der Ermordung des Hans von Hutten (der nicht H. Ulrichs Marschall war, sondern dessen Schwiegervater, Conrad von Thumb) folgen läſst, und diesen Hauptvertrag, die Grundfeste der wirtembergischen Verfassung, wie den nachher geschlossenen Blaubeuer Vertrag (mit dem Kaiser) zwey schimpfliche Verträge nennt (S. 133). *Demüthigend* mögen solche Verträge wohl seyn für einen Despoten, dem sie Fesseln anlegen, aber *schimpflich* können sie auf keinen Fall heiſsen.

Eine andere leitende Idee für die Geschichte der beiden oberen Rheinufer wären die Landerwerbungen des Hauses Habsburg in *Elsaſs* und *Schwaben* für den Verlust der helvetischen Erblande; Verhältnisse, welche noch später, in Folge der französischen Kriege, mehrmals wichtig geworden. Indeſs geht der Vf. zu den einzelnen Landesgebieten, *Straſsburg*, *Speyer*, *Worms*, worin das Hauptverhältniſs der Conflict des städtischen Gemeinwesens mit der bischöflichen Territorialherrschaft. Das VIII Buch ist der *Rheinpfalz* und den *Hessischen* Landen gewidmet. Auch nach den gründlichen Vorarbeiten, deren beide sich zu rühmen haben, ist doch namentlich die Entstehung der Pfalzgräflichen Würde, die Geschichte der dazu gehörigen Gebiets-

theile, der verschiedenen, in der Zeitfolge damit belehnten Häuser und ihrer Allodien, und der sämmtlichen Territorialveränderungen bis zur Unzertrennlichkeit des Kurfürstenthums nicht ohne Schwierigkeit in eine befriedigende Übersicht zu bringen. Die Eroberungen des Landgrafen Philipp im pfalzbaierischen Erbfolgekrieg (sein Vater hatte die Graffschaft Katzenellenbogen geerbt) macht den Übergang auf Hessen. Der Endpunct ist, wie bey den übrigen Abschnitten, die Reformation. Im IX Buche wird nach der Erhebung von *Mainz* unter seinen Erzbischöfen eingeschaltet die so genau verwendte Geschichte von *Nassau* und *Eppstein*; dann die Entstehung und Aufnahme von *Frankfurt* mit Voraussetzung der Vorarbeiten von *Kirchner*, *Fichart* und *Bakon* (S. 398). Des X Buch setzt die Geschichte von Mainz und Nassau fort bis zur Wiedereinsetzung der Diethers von Isenburg und Stiftung der Universität, deren wichtige Folgen in der Reformationsgeschichte vorkommen werden. Das XI Buch enthält die Geschichte der Graffschaft Spanheim, Arnstein; besonders nähere Beschreibungen von Bingen, Kreuznach, Bacharach, Caub; Sodenn von Wesel, St. Goar, Boppart, Lahnstein. — Kur-Trier, das Erzstift, die Stadt, sodann Isenburg, Wied und Limburg sind im XII Buch begriffen. Endlich im XIII Kur-Cölln, Jülich, Cleve, Berg. — Je mehr der Vf. ins Einzelne geht, desto anschaulicher wird die Beschreibung der herrlichen Gegenden, besonders des Rheingaues, die Verwebung der örtlichen Volkssagen von Heiligen und Rittern, die Entstehung der Capellen und Burgen bald auf den milden, freundlichen Höhen, bald in den schauerlichen Klüften und Schlünden, mit welchen die Rheinufer abwechseln; sodann die Beschreibung der grosen Denkmale alter Baukunst zu Strasburg, Cölln u. s. w. (aus deren mächtiger Anlage wir abnehmen können, was die Vorvordern von der Folgezeit erwartet haben). Hin und wieder ist mit schmerzlicher Empfindung angezeigt, was in den Revolutionsjahren zerstört worden, z. B. II, 152.

Die historische Darstellung hingegen hatte kein leichtes Problem zu lösen. Sie hatte zu zeigen, was in den Verwüstungen der alten Völkerzüge von der früheren Cultur in den Rheinstädten erhalten worden; wie die ersten Anfänge des Christenthums eingewirkt; wie das alte Deutschland zuerst in grösseren Massen hier geordnet worden; wie hernach bey der allmählichen Auflösung der Grossherzogthümer neue Landesherren, geistliche und weltliche, Adel und Städte, sich hervorgethan, wie unter den heftigsten Reibungen dieser Stände neue Gemeinwesen aufgeblüht, zuerst unter der Leitung weiser Kirchenprälaten, dann durch eigene, innere Kraft auch gegen die hierarchische Verfassung. Für den letzten Gesichtspunct hat der Vf. theils die alten Freyheitsbriefe und Gesetze, welche Fürsten und Bischöfe ihren Städten und Unterthanen gegeben (im Rheingau waren keine Leibeigenen, III, 68), theils aus den Städteordnungen selbst die inneren Einrichtungen dargethan, und wie überall fast zu gleicher Zeit der Kampf zwischen Adel und Gemeinen, Patriciern und Zünften, über Theilnahme an Verwaltung des Gemeinwesens, und mit fast gleichem Ausgang vorgewaltet; Strasburg II, 168; Speyer 189; Mainz III, 81 u. s. f. (Im Kreuznacher Freyheitsbriefe, III, 126, heissen „Gnaden", wonach gestraft und gebessert werden solle, nicht im heutigen Sinn, willkührliche *Gunst-* und Gnaden-Bezeugungen, sondern vielmehr *gesetzliche* Bestimmungen des sogenannten Gnadenbriefs.)

Nach obigem Gesichtspuncte erhalten nicht nur die kleinen Gebiete auf der bunten Charte der beiden Rheinufer eine eigene Lebendigkeit, sondern auch die Verfassungen des älteren und mittleren Deutschlands selbst in der Darstellung des Vfs. eine ganz andere Bedeutung, als diejenigen ihnen jetzt geben wollen, welche, ohne Kenntniss der Geschichte, nach vermeintem ideelen Massstabe messend, nichts als jämmerliche Zerstückelung und grausenvolle Ausgeburten des Feudalwesens darin finden. — Wiewohl auch der Vf. der Meinung ist, dass das alte, ehrwürdige christlich-germanische Gebäude mit seinem erloschenen Geist durch die neuen Kirchen- und Staats-Anstalten nicht wieder ins Leben gerufen werden könne: denn was einmal vorüber, das komme wenigstens in seiner alten Form und Gestaltung nicht wieder. Aber die Vorsehung, welche im IV Jahrhundert nach Chr. Geb. die alten Germanier herbeygeführt, um auf den Trümmern des alten heidnisch-römischen Reichs ein neues, christlich-deutsches zu stiften, werde, wenn es Noth thue, auch in künftigen Jahrhunderten neue Germanier herbeyrufen, um der Welt und ihrer Geschichte neues Leben zu geben. Vorr. zum 1 Band S. XIII f.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Sulzbach, b. Seidel: *Seitenstück zur Weisheit Dr. Martin Luthers zum Jubeljahre der Lutherischen Reformation* aufgestellt von dem Verfasser der Friedensworte und des Friedensbenehmens. Zweyte Auflage. 1817. XVI u. 350 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Heidelberg, b. Mohr u. Winter: *Grundriss der kirchlich-protestantischen Dogmatik. Zur Bildung evangelischer Geistlichen, zunächst zum Gebrauche bey Vorlesungen.* Von *F. H. C. Schwarz*, Dr. und ordentl. Prof. der Theologie und grossherzogl. badischem Kirchenrathe zu Heidelberg. Zweyte, veränderte und deutsch bearbeitete Auflage. 1816. XXIV u. 178 S. 8. (1 Rthlr.) S. die Recension Jahrg. 1810. No. 157.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Biblische Sprüche und Sittenlehren zu Begründung der Sitten- und Religions-Lehre und zum Auswendiglernen in Schulen.* In drey Abtheilungen. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 1819. 64 S. 8. (4 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1820.

GESCHICHTE.

Frankfurt a. M., in der Hermann'schen Buchhandl.: *Rheinische Geschichten und Sagen* von *Niklas Vogt* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Für einen der besten Abschnitte hält Rec. den Schluss des III Bandes (XIV Buch): *Ende des Mittelalters*, oder Zusammenstellung der Fortschritte der deutschen Verfassung und Cultur, von Rudolf I an, und wie es Maximilian I vorbehalten war, mit Rath des klugen Erzkanzlers von Mainz, die (spätere) deutsche Reichsverfassung, Vollendung der Einkreisung der zerstückelten Reichslande, Anordnung eines allgemeinen Reichsgerichts und des Reichsregiments, unter sehr schwierigen Umständen zu gründen und zu befestigen. „O liebe Herrn!" spricht Bertold, der Erzkanzler, es geht gar langsam zu; es ist wenig Ernst und Fleiss in den Ständen des Reichs vom Obern bis zum Untern, und billig zum Erbarmen. Es ist zu besorgen, wo man sich nicht anders, denn bisher, in die Sache schicken und fleissiger sich zusammenstellen werde, *dass eines Tags etwan ein Fremder komme, der uns alle mit eisernen Ruthen regieren wird.*" III, 356.

Als Maximilian I das Kammergericht eröffnete in der kaiserlichen Wahlstadt zu Frankfurt, in dem sogenannten Braunfels, vor der feyerlichen Reichsversammlung, ergriff er den Richterstab, und übergab ihn dem ersten Kammerrichter, Graf Eitel Friedrich von Zollern. Diesen alten Richterstab, von schlechtem rothem Holz, mit einem eben so einfachen Angriffe von schwarzem Holz, fand der Vf. als ihm der Fürst Primas im J. 1815 die ehemaligen Reichsarchive anvertraute, und konnte sich nicht entbrechen, zu den Umstehenden zu sagen: „Dieser Stock, welchen jetzt vielleicht ein Kellner in dem Wirthshause für zu schlecht halten würde, um die Röcke damit auszuklopfen, hatte noch vor Kurzem durch die alte Liebe zur Gerechtigkeit eine so magische Kraft, dass er Fürsten bändigen konnte, welche Könige waren, und über mehrere hundert tausend Mann Soldaten zu gebieten hatten." Als Friedrich der Grosse, setzt er hinzu, wegen eines Rechtshandels in der Grafschaft Mark vor dem Cammergerichte verdammt, und dem Fürstbischof von Münster die Execution gegen ihn aufgetragen war, schickte dessen Minister, der Domherr von Fürstenberg, einen münsterischen Corporal nach Soest, um durch diesen sich seines Auftrags zu entledigen; und der sieggewohnte König, den das gesammte Europa nicht bändigen konnte, nahm die Execution dieses münsterischen Corporals an.

Man weiss sich zu erinnern, dass noch zu Anfang der 1780ger Jahre von Entwürfen die Rede gewesen, um das gesunkene Reich von Innen und Aussen wieder zu erheben, ehe man noch eine Ahnung hatte von den nahen Stürmen aus Westen. Wo hätte man angemessenere Vorgänge und Normen finden können, als in dem, was 300 Jahre früher unter weit schwierigeren Umständen geschehn ist? — Der Vf. erinnert an *Joh. Müllers* Worte, geschrieben unter dem letzten Erzkanzler (im Fürstenbund): „das eiserne Germanien ist vor allen Reichen vorzüglich gelegen, durch seine sechs mal hundert tausend harte, wohl disciplinirte Krieger, das Gebäude der Universalmonarchie unwiderstehlich aufzuführen. Ebendasselbe, mit halb so viel Heeresmacht, welche der anderen Hälfte zum Gegengewicht sey, kann mitten in Europa, selber frey, glücklich und stark, die Mutter des Friedens, die Grundsäule des allgemeinen Systems, die Schutzwehre der Freyheit und Freundin der Völker seyn. Die Wage hängt." —

Alle deutsche Geschichtschreiber geben beym Jahr 1495 mit dem Schlusse des Mittelalters eine Übersicht der Cultur, wozu ein reicher und schöner, noch nicht erschöpfter Stoff sich darbietet. Der Vf. giebt, ausser anderen Nachrichten von gelehrten Gesellschaften, Malerschulen, Minne- und Meister-Sängern, von der Entstehung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst (nach *Dahl*), zugleich handschriftliche Bemerkungen über denselben Gegenstand von dem genialen, zu früh verstorbenen *Heinse*, welche sich in dem von ihm verfertigten *Catalogue raisonné* der vormaligen Hofbibliothek zu Aschaffenburg finden, auf welche wir, da ein Auszug zu viel Raum einnehmen würde, die Freunde der Literatur verweisen, III, 406 ff.

Vorliegende Bände will der Vf. selbst nur als eine Vorbereitung zu den grossen Begebenheiten betrachtet wissen, welche er in den folgenden Theilen erzählen werde. Diese so merkwürdige Geschichte seiner Zeit soll aber erst nach seinem Tode gedruckt werden, damit das Gute und Schlechte, das sie enthält, wie von einem Abgestorbenen geschrieben erscheine, welcher

von dieser Welt nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten habe. Vorr. zum III Bd. S. V.

— C —

FRANKFURT a. M., in der Andräischen Buchhandl.: *Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters.* Herausgegeben von *J. Lambert Büchler* und Dr. *Carl Georg Dümge.* 1820. Erster Band. VIII, IV u. 573 S. (1 Rthlr. 10 gr.) Zweyter Band, erstes u. zweytes Heft. 172 S. (20 gr.) Drittes Heft. S. 173 — 300. 8. (10 gr.)

Wenn es als ein besonderer Vortheil betrachtet werden darf, dass vor der durch vorliegendes Archiv anzukündigenden und vorzubereitenden Nationalunternehmung wiederholte, obgleich erfolglose Versuche und Anregungen gleicher Art hergegangen sind, durch welche wenigstens die Idee selbst und der bey ihrer Ausführung zu beobachtende Plan immer heller und schärfer gefasst und bestimmt wurde: so war es ein sehr wichtiger und von ächt-historischer Einsicht zeugender Gedanke, dass bey Begründung dieser neuen Unternehmung der Blick zuerst auf jene früheren Versuche gerichtet wurde. Auch hat sich diese Art der Einleitung durch die Klarheit, Bestimmtheit und Festigkeit des gleich Anfangs vorgelegten Planentwurfs trefflich belohnt, welcher, wenn auch im Einzelnen noch vieler näheren Bestimmungen fähig, doch im Ganzen das zu erstrebende Ziel eben so sicher als umfassend vorzeichnet. Auch ist über die Art, auf welche diess Ziel erstrebt werden soll, so vieles Verständige und Durchdachte theils bestimmt gesagt, theils durch gehaltreiche Winke leiser angedeutet, dass Rec. wünschte, mehrere dieser Andeutungen möchten gleich Anfangs weiter ausgeführt worden seyn. Namentlich ist es die gelegentliche Hinweisung auf die wackeren französischen Ordensgeistlichen von *St. Maur* (B. I S. 17), welche, wenn sie weiter verfolgt und in einer treffenden Parallele durchgeführt werden wäre, zu einer klaren und fruchtbaren Anschauung des Wesens dieser neuen deutschen Unternehmung nach ihrem zeitigen und örtlichen Standpuncte geleitet, die in unserer Zeit und in unserem Vaterlande begründeten Vortheile und Hindernisse für ein solches Unternehmen nachgewiesen, und so wenigstens mittelbar auf die Mittel zur Sicherung der ersteren und zur Beseitigung der letzteren geführt haben würde. Rec. glaubt es seiner redlichen Theilnahme an dem grossen Werke schuldig zu seyn, einige jener Hindernisse, welche sich im Archive selbst kund geben oder deren Beseitigung ihm noch nicht ernstlich genug berücksichtigt zu seyn scheint, herauszuheben, und einige sie betreffende Vorschläge vorzulegen.

In denjenigen Wissenschaften, welche dem Leben näher stehen, fehlt es den Deutschen viel zu sehr an einer allgemeinen und harmonischen Ausbildung. Norden und Süden, verschiedene Confessionen, Volkschaften und Volkschaftchen — sie alle sind Marksteine und Weichbilder verschiedener Grade und Richtungen der Bildung und individueller Kreise des Interesse. Namentlich hat das historische Studium in der Regel und bey der Mehrzahl eine sehr specielle Richtung genommen. Daher die Menge, zum Theil sehr ausgezeichneter Monographieen bey dem gänzlichen Mangel an einer auf gründlicher und verständiger Forschung beruhenden und dabey lesbaren Geschichte der gesammten deutschen Nation, deren Bedürfniss sogar nicht einmal allgemein gefühlt wird. Einen Theil dieser Schuld trägt, dass die Quellen und Hülfsmittel zu einer allgemeinen deutschen Geschichte überall herum zerstreut sind. Deutschland hat keine Capitale, kein Gesammtarchiv, keine Centralbibliothek, und zwischen den Archivaren und Bibliothekaren der einzelnen Völkerschaften herrscht keine nähere literarische Verbindung. So arbeitet denn jeder Forscher auf eigene Hand, so weit ihn sein Apparat trägt, und wer mags ihm verargen, wenn er mit Rücksicht auf diesen den Kreis seiner Forschungen so viel möglich eng begrenzt. Zugleich aber sind durch jene Trennungen selbst die Bedingungen einer allseitigen historischen Ausbildung versagt. Sehr oft (auch selbst bey Forschungen geringeren Umfanges) nicht einmal im Besitz des vollständigen *gedruckten* Apparats, muss der deutsche Historiker in den meisten Fällen auf den Gebrauch des Ungedruckten und auf die wiederholte eigene Prüfung der Originale Verzicht leisten. So fehlt es ihm an Gelegenheit, sich auf diplomatischem und paläographischem Wege Sinn für die Wortkritik und Übung in derselben anzueignen, deren doch die bisher so sehr vernachlässigten Texte unserer Quellenschriften in hohem Grade bedürftig sind. Was unsere meisten Historiker bisher trieben, war fast bloss Sachkritik, und Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er zunächst diesem einseitigen Realismus eine Wirkung beylegt, welche viel Ähnlichkeit mit dem Einflusse des *Ramismus* auf die classische Philologie im 16 Jahrhundert hatte, und ein neues und nicht minder bedeutendes Hinderniss der historischen Forschung in Deutschland wurde. Es ist nämlich die einseitige Beziehung auf eben bestehende Formen der Kirche und später des Staats einer ältesten und älteren, die bis zur Geist- und Herzlosigkeit starre und nüchterne Kritik einer neuen, und das apriorische Selbstconstruiren und mystisch-romantische Träumen einer neuesten Zeit, welche auf historische Forschung und historisches Studium einen unübersehlich nachtheiligen Einfluss gehabt hat. Noch ist dieser Conflict so wenig entschieden, dass sich vielmehr zu den Erscheinungen, welche wir eben als Ausgeburten einer neueren und neuesten Zeit bezeichneten, eine neue Einseitigkeit gesellt hat, welche, der früheren publicistischen sehr ähnlich, einen allgemeineren politischen Charakter trägt.

Das Archiv enthält mannichfaltige Belege für die hier angedeuteten örtlichen und zeitigen Mängel. Zuvörderst ist es sehr charakteristisch, dass viele Mitarbeiter sich noch gar keine bestimmte und klare Idee von dem Wesen der Unternehmung und von demjenigen machen können, was dem Plane des Ganzen gemäss *ihnen* zu thun obliegt. Mehrere bieten mit nationaler Befangenheit Geschichtsquellen *ihrer* Völkerschaft an,

die fürs *Ganze* unerheblich sind. Andere tragen leere Notizen und Nachweisungen ohne Auswahl, Prüfung und Ordnung zusammen, welche wenig mehr als das Allbekannte enthalten, und in dieser Zerstreutheit zu gar nichts frommen können. Anders können wir wenigstens über Hn. *Siebenkees* (I, 171. II, 288) und des Freyh. *von Aretin* (I, 181. 529) Beyträge nicht urtheilen, in welchen letzteren (S. 200) unter den *„noch wenig benutzten Hülfswerken, in denen man wichtige Winke und Notizen findet,“* gar eine *physicalische* Dissertation *de origine fontium* steht (vgl. II, 128 f.). Noch andere fallen mit entbehrlicher Breitseligkeit zur Last. Wesentlicher indess ist der Mangel an gründlichen paläographischen und diplomatischen Kenntnissen, der sich an verschiedenen Stellen kund giebt. Bey mehreren Angaben von Mss. scheinen Rec. die Bestimmungen über das Alter viel zu allgemein, und zu der Furcht, dass hierin starke Missgriffe vorfallen möchten, bewegt ihn namentlich die besondere Empfehlung, welche Hr. *Siebenkees* (II, 300) einigen flüchtigen Äusserungen *Fischers* (typograph. Seltenheiten, II, 126 ff.) über die Beurtheilung des Alters der Mss. angedeihen lässt. Wir können nicht glauben, dass Hr. *S.* jemals den *traité de diplomatique* angesehen oder *Trombelli's* Abhandlung, deren Vorschriften er für weit bekannter ausgiebt, als die *Fischer*'schen Regeln, gelesen habe, weil es sich ihm ja sonst von selbst aufgedrungen haben musste, dass des übrigens durch ganz andere Forschungen ausgezeichneten *Fischer's* Aufsatz schlechterdings nichts enthalte, was nicht schon in anderen Büchern weit vollständiger und genauer zu finden wäre. Auch über die bey der Wortkritik zu befolgenden Grundsätze fehlt es noch an genaueren und richtigeren Bestimmungen. Ohne uns bey dem von blosser Unkunde zeugenden Rathe eines Bibliothekars (II, 26) aufzuhalten, der über Pergamenthandschriften des 13 Jahrhunderts die papiernen des 15 Jahrhunderts unbeachtet wissen will, können wir doch selbst dem Vorschlage der kenntnissreichen Redaction nicht beystimmen, dass jedem Schriftsteller nur Ein Text zum Grunde gelegt, alle übrigen Lesarten aber, selbst die offenbar besseren, nur Anmerkungsweise unter dem einmal gewählten Texte angebracht werden sollten (II, 59 vgl. 234). Wenn die Redaction glaubt, das Gegentheil müsse zur Verwirrung führen: so verweisen wir nur auf die Erfahrungen, welche uns die classische Kritik an die Hand giebt, und wir sind vollkommen überzeugt, dass nichts zu fürchten sey, sobald nur der Inconsequenz und der Willkührlichkeit nicht Raum gegeben wird. Der Gegenstand ist zu wichtig, als dass nicht seine weitere Verhandlung im Archive zu wünschen wäre, wobey zugleich auch allgemeinere Untersuchungen über historische Kritik überhaupt eingeleitet werden könnten. Den letzteren Wunsch legt uns die Strenge der I, 363 f., II, 130 vorkommenden Äusserungen nahe.

Diese absichtlich in wenigen Worten angedeuteten Mängel, durch welche weder dem übrigens vielfach interessanten und belehrenden Inhalte des Archivs, noch dem thätigen und verdienstlichen Wirken der einzelnen Mitglieder das gebührende Lob entzogen werden soll, scheinen zum Theil darin begründet zu seyn, dass sich die Gesellschaft noch nicht förmlich genug constituirt hat. Die deutschen Gelehrten sind weniger, als die ausländischen, gewöhnt, in grossen Massen und Corporationen für einen gemeinsamen Zweck zu arbeiten, zumal wenn die Grenzen desselben und der Arbeitsplan, wie es hier der Fall ist, erst noch ausgemittelt werden sollen. Für desto nothwendiger hält es Rec., dass die Centraldirection etwas entscheidender in das Ganze eingreife, Umfang, Plan und Vertheilung der Arbeiten bestimmter vorzeichne, den Gang derselben selbstständig und mit ununterbrochener Aufmerksamkeit leite, und mit rücksichtsloser Entfernung alles dessen, was nicht zunächst zur Sache gehört, über dem ungehinderten Fortschreiten des grossen Werkes wache. Insbesondere dürften folgende Massregeln geeignet seyn, den gesammten Arbeiten eine bestimmte Richtung zu geben: 1) Eine definitive Entscheidung über die aufzunehmenden und auszuschliessenden Schriftsteller, so weit sie bereits bekannt, d. h. gedruckt vorhanden sind. Die Centraldirection lasse daher nach eigener Prüfung und mit Benutzung der bisher darüber eingelaufenen Mittheilungen das früher gelieferte Verzeichniss umarbeiten, vervollständigen und in eine strenge Ordnung bringen, und eröffne dann über die Ratification desselben eine, binnen einer von ihr selbst zu bestimmenden Frist zu beendigende entscheidende Discussion, bey welcher indess ihre eigene Stimme, eben wegen des allgemeineren Umfassens der ganzen Idee des Unternehmens, ein vorzügliches Gewicht haben müsste. Dasjenige, was sich später als ungedruckt finden sollte, lässt sich dann immer noch nachtragen. 2) Sammlung eines literarischen und bibliographischen Apparats zum Behuf der Arbeiten selbst. Diese Arbeit müsste unter Mehrere vertheilt werden. Einer sammle bibliographische Notizen über alle sowohl einzeln erschienene, als in grösseren Sammlungen abgedruckte Ausgaben der aufzunehmenden Schriftsteller und Schriften. Andere können sich mit dem Durchgehen gedruckter Manuscriptkatalogen beschäftigen, und sowohl alle Handschriften derjenigen Werke, über deren Aufnahme bereits entschieden ist, als auch derjenigen, welche in den Plan gehören könnten, aber bisher noch nicht zur Sprache gekommen sind, ausziehen. (Die Redaction erklärt sich B. I S. 287 gegen diese Arbeit, und zieht die eigene Durchsicht der Manuscripte vor. Letzteres ist recht gut, wo es Statt finden kann; aber in bey Weitem den meisten Fällen wird in manchen Bibliotheken der grosse Vorrath von Handschriften, deren oft viele sehr verschiedenartige an einander gebunden sind, in anderen die zu vielen anderweitigen Geschäfte der Bibliothekare (anderer Hindernisse zu geschweigen) das eigene detaillirte Nachsuchen unmöglich machen, und dann wird ein solches Verzeichniss zur ersten Nachweisung oder auch zur Controlirung immer mit grossem Nutzen gebraucht werden können, um der ausländischen Bibliotheken nicht zu gedenken, von deren Vorstehern man unmöglich eine specielle Kenntniss der zu einer Quellensammlung der *deutschen* Geschichte gehörigen Werke erwarten kann. Auch lassen sich gegen

die angezogene Stelle der fast ganz aus freyer Hand weggeschriebenen und unendlich viel Unverdautes enthaltenden *Schelhorn*'schen Schrift namentlich die vortrefflichen italiänischen Manuscriptkataloge eines *Zaccaria*, *Mittarelli*, *Muccioli*, *Bandini*, *Morelli* u. A. anführen, welche zugleich den nicht zu übersehenden Vortheil gewähren, dass sie häufig anderweite schätzbare literarische Nachweisungen darbieten.) Noch Andere können endlich mit dem Sammeln von literarischen Nachweisungen kritischer und erläuternder Schriften, eingedruckter Abhandlungen, ja einzelner Stellen beauftragt werden, wobey die sogenannten Observationsbücher, Gesellschaftsschriften von Provincialvereinen und Städtechroniken vorzüglich zu berücksichtigen sind. Eine unter diesen drey Gesichtspuncten gesammelte Literatur würde schon an sich eine sehr schätzbare Arbeit, für die wirklichen Bearbeiter der einzelnen Schriften aber von nicht zu berechnendem Werthe seyn. Auch das Sammeln biographischer Nachrichten über die Schriftsteller könnte vorläufig von Anderen besorgt, und diese dann zur letzten Redaction den Bearbeitern dieser Schriftsteller übergeben werden. 3) Eine ebenfalls binnen einer zu bestimmenden Frist zu beendigende entscheidende Discussion über die Grundsätze, nach welchen die abgeschriebenen oder sonst für den Plan der Sammlung nicht gehörigen Stellen der Quellenschriften ausgeschieden werden sollen. Rec. bemerkt hier nur zu B. II S. 299, dass bey Schriftstellern von so hohem psychologischem Interesse, als *Otto von Freysingen* ist, nicht vorsichtig genug verfahren werden kann. Der herrliche *Otto* verdient nicht bloss der Geschichte wegen gelesen zu werden. 4) Eine ebenmässige Discussion über die Festsetzung bestimmter und allgemein bindender Verhaltungsmassregeln für einzelne Arbeiten, wohin Rec. namentlich die Art des Collationirens (vgl. I, 493. II, 257) und die Bestimmung des Alters und diplomatische Beschreibung der Handschriften rechnet. Über Letzteres muss eine desto genauere Instruction gegeben werden, je mehr ausländische Handschriften zu vergleichen sind. Es sollte endlich einmal allgemeiner, als bisher, anerkannt werden, dass in der Paläographie mit allgemeinen Regeln sehr wenig gethan ist, und dass für jedes Land besondere Regeln zu abstrahiren sind. Im *traité de diplomatique* herrschen die in Frankreich, in den deutschen Lehrbüchern die in Deutschland gefertigten Handschriften zu sehr vor. 5) Endlich eine zweckmässigere Einrichtung des Archivs. Es sey nicht ein Behälter zerstreuter Mittheilungen ohne Plan und Zusammenhang, sondern verbinde diese zu einem geordneten Ganzen, und strebe dahin, in den Mitarbeitern immer eine klare Idee und Übersicht der gesammten Arbeiten und ihres Zweckes zu erhalten. Diesem gemäss wären bloss die grösseren und wirklich selbstständigen Aufsätze unverändert und vollständig aufzunehmen, alle kleineren und einzelnen Mittheilungen aber zurückzulegen, und entweder für die unter No. 1 — 4 genannten Zwecke still zu benutzen, oder mit anderen ähnlichen Mittheilungen vereinigt gleich als ein Ganzes zu geben. Dabey kann immer ein Raum für einzelne Anfragen offen gehalten werden. Zugleich aber gebe die Centraldirection, welche eben als solche am besten übersieht, was in diesem oder jenem Augenblicke zuvörderst Noth thut, im Archive mehr den Ton an, als sie es bisher aus vielleicht zu grosser Liberalität that, sie leite das Gespräch und die Verhandlungen in oberer Instanz, lege Fragen vor, und gebe so der gesammten Thätigkeit eine bestimmte Richtung.

Und so möge die herrliche Idee, die ein grosser und edler Mann in der auf ein vielbewegtes Leben gefolgten glücklichen Ruhe fasste und kräftig weckte und pflegte, zu einer des deutschen Namens würdigen Ausführung gedeihen! Die aber, welche der hehre Name des gemeinsamen Vaterlandes zu dem schönen Bunde einte, möchten sie es alle innig beherzigen, dass wie viel oder wie wenig jedem seine Stellung mitzuwirken gestatte, sie alle für wahrhaft heilige Zwecke arbeiten. Jeder lege seine Nationalvorurtheile, seine Privatmeinungen, selbst sein Selbstgefühl früherer Leistungen, sofern es Andere verletzen könnte, nieder, und Jeder biete dem Anderen willig die Hand, damit gefördert und erstrebt werde, was ausserhalb eines Vereins dieser Art nicht zu erstreben ist.

SF.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Tübingen*, b. Osiander: *Über Steuerbewilligung und Besteuerung in Wirtemberg.* 1819. XX u. 76 S. 8. (7 gr.)

Der Vf. dieser kleinen, noch vor dem Zustandekommen der Verfassungsurkunde für Würtemberg vom 25 Sept. 1819 erschienenen Schrift sucht hier nachzuweisen, dass das bisher in Würtemberg bestandene Steuersystem, und insbesondere die in diesem geschehene Verbindung indirecter Abgaben mit directen mit den Grundprincipen einer auf die Schutzverhältnisse der Personen und des Eigenthums gebauten Besteuerung sich nicht vereinbaren lasse, und am allerwenigsten den individuellen Verhältnissen des Königreichs Würtemberg zusage. Diese individuellen Verhältnisse heischen seiner Meinung nach für Würtemberg (S. 57) bloss eine directe Besteuerung der *Person*, des *Vermögens* und des *Gewerbsbetriebes*, und zwar was die *Personensteuer* betrifft, eine für alle selbstständigen Personen *völlig gleiche* (S. 17); bey der *Vermögenssteuer* aber nach dem Verhältnisse des absoluten (rohen) Ertrags, so dass dabey (S. 21) die auf dem Vermögen haftenden Schulden so wenig, als die Kosten der Administration berücksichtigt werden dürfen, und die *Gewerbssteuer* soll gleichfalls nach ihrem rohen Ertrage, nach verschiedenen, nach der Örtlichkeit zu bestimmenden Classen erhoben werden. — Es ist uns nicht bekannt, in wie weit die würtembergischen Stände auf die Finanzvorschläge des Vfs. Rücksicht genommen haben. Hätte er sie uns vorgelegt, wir würden sie ohne Weiteres als unbrauchbar zurückgelegt haben. Will er seinen Patriotismus bey künftig vorkommenden Fällen wieder bewähren: so müssen wir ihn bitten, einen Gegenstand zu wählen, dem seine Kräfte mehr zusagen. Ein Finanzmann braucht mehr, als die Geschicklichkeit, über diesen oder jenen Gegenstand mit einigen philosophischen Phrasen deraisonniren zu können.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 0.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

JENA, b. Cröker: *Das Menschenleben und die Religion.* Sechs Vorlesungen mit Anmerkungen und Beylagen herausgegeben von *L. F. O. Baumgarten-Crusius,* Professor zu Jena. 1816. XII u. 248 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Schrift ist in ihrer Anlage die Ausführung dessen, was der Vf. in der Abhandlung *de homine Dei sibi conscio* angefangen hatte. Die Absicht der Vorlesungen war zunächst, nach der Religion und ihrem Grunde in uns zu fragen, und von dem Standpuncte aus, den sie giebt, einen Blick über das Menschenleben zu werfen.

Religion, sagt der Vf., heissen die Menschen weit über die Erde hin das in uns, was unserem Leben seine Stelle in der Welt sichert, so, dass es ohne Streit in sich, leicht und ungetrübt hinfliesst, und mit Zuversicht durch seine Welt hin und in sie hineinstrebt, ein Frey- und Fröhlich-machendes in uns. Sobald wir uns auf die eigentliche Richtung unseres Wesens besinnen, so finden wir, dass wir, seit wir denken und leben, voraussetzen, wir gehören zu einem Grösseren, zu einer Welt, und in dieser Welt sey Leben, Einheit, Gesetz; und Beides vereinigt sich in dem, dass das vernünftig in uns gewonnene und gefasste Gesetz der Welt selbst sey, dass wir, mit unserem geistigen Leben, der Welt nicht fremd, nicht ausser ihr seyn. Jenem gemäss also zu leben, dahin lenkt sich uranfänglich jedes Menschen Kraft; ohne jene Annahme möchte sich keine regen. Und das ist die weise Erziehung des Menschen, dass er vor allem Anderen zu dem klaren Bewusstseyn jener Richtung seines Wesens gelange; damit er weder richtungslos in das Leben trete, noch mit dunklem Bewusstseyn und dem blossen Drange zu ihm; noch endlich gar mit verdrehetem Sinne, so, dass er zufällige Neigungen seiner Kräfte, oder auch wohl verkehrte Bestrebungen, für Bedürfnisse seines Wesens hält. So ist es aber nicht unter den Menschen; und die daraus entstehenden Übel zu heilen, den Menschen in sich selbst hinein zu kehren, und zum Bewusstseyn seiner Anlagen zu bringen, dazu dient, nach dem Vf., die Philosophie, die kein Bau von Sätzen, sondern eine fortwährende Geistesbandlung ist; entweder in Anderen, also die Anleitung für uns, unsere ursprüngliche Kraft und ihre Richtung zu erkennen; oder in uns selbst, jenes Besinnen neben jener Frömmigkeit, welche den Ausgangspunct unseres Lebens wieder gewinnen will. Die alte Welt hat, nach des Vfs. Meinung, nie etwas Anderes darunter verstanden, nur dass sie es allgemeiner nahm, und die Anregung und Anleitung für eine ganze Zeit verstand, doch zurück zu kommen vom richtungslosen, eitlen Denken und Treiben, und auf sein natürliches Bedürfniss sich zu besinnen. Diese Philosophie setzte sich immer wider eine angebliche Wissenschaft und Weisheit; und wann sie auch bisweilen das Ziel von diesen Bestrebungen als herrlich anerkannte: so meinte sie doch, es wäre noch nicht an der Zeit, Solches zu unternehmen; vielmehr müsste man sich erst über seine Kraft und sein Bedürfniss verständigen. „Wohl den Menschen, ruft der Vf. aus, wenn unter ihre Irrungen diese Philosophie eintritt, und ihre Hand ihnen in die düstere Zeit hinein reicht! Heil aber der Menschheit, wenn sie jemals diese Vermittlerin nicht nöthig haben sollte! Dann giebt es nicht lustige Lehrgebäude mehr, wie keine kraftlose Thaten, mit Prunk und Schaum der Worte; dann hat die Zeit ihre rechte Bedeutung für die Welt. Aber der Einzelne, auch der gesundere, setzt er wohlbedächtig hinzu, halte jene Hand immer fest, er hat es nöthig, sich im natürlichen Gefühle erhalten zu lassen, und einen Beystand, dass ihn die Meinungen der Menschen nicht bethören, vielmehr, wie sie ihn erreichen, in ihrem wahren Ursprunge und ihrem Werthe offenbar werden." Die Philosophie führt zur Religion, welche aber nicht eine Kraft oder ein Gedanke, sondern, wenigstens nach der ältesten Vorstellung, eine Beschaffenheit, eine Beziehung des Lebens ist, die unausgesetzte Beziehung des gesammten Lebens auf das entwickelte ursprüngliche Bewusstseyn. Sie lehrt den Menschen für das Ganze leben; damit wir, die kleinen Ganzen, nicht eigene Wege gehen, und in den Gang und Klang des grossen Ganzen nicht hineinstören und stürmen, ist uns das Leben des Ganzen in das Bewusstseyn gelegt worden; in uns soll sich das Leben dieses grossen Ganzen spiegeln, so viel es nur in Jedem Statt hat; durch uns soll es unter Unsergleichen gefördert werden. Es soll also unser ursprüngliches Bewusstseyn und gesammtes Vermögen uns nur geschickt und fertig machen, die Welt zu erkennen und in ihr menschlich zu seyn und zu wirken. Und so giebt uns das Urbewusstseyn nur Gottes Wege in der Welt, diese Hüllen und Bahnen seiner Kraft; es sagt uns zu, dass er in der Welt Leben und

Einheit und Gesetz seyn lasse, und all unser Vermögen bewegt sich und bildet nur aus und in dieser Welt. Darüber hinaus mag der Mensch blicken, nur nicht fragend und forschend, sondern anbetend; und ist sein Anbeten das rechte: so stört es sein menschliches Leben in der Welt, seinen Zusammenhang, seine Gediegenheit, seine Klarheit nicht. Wenn auch nicht im Bewufstseyn mit gegeben, ist es doch Bedürfnifs unseres geistigen Lebens, diese Ordnung, dieses Göttliche in der Welt an eine Ewigkeit über und ausser ihr geknüpft und von ihr ausgegangen zu denken.

Nach Rec. Überzeugung ist von dem Vf. das Wesen der Religion wirklich hier ausgesprochen worden; nur für eine wissenschaftliche Begründung oder Deduction derselben können wir seine Ausführung nicht gelten lassen, schon darum nicht, weil die einzelnen Momente dessen, was als Voraussetzung des Bewufstseyns angegeben wird, nicht gesondert und nachgewiesen sind, welches ohne die Künsteley und Schulform hätte geschehen können, die, nach der Vorrede, dem Vf. bey einem menschlichen und für sich klaren Inhalte widersteht. Da würde sich denn vielleicht gezeigt haben, welcher Art das Gesetz sey, das wir als Gesetz der Welt annehmen, und wie wir dasselbe vernünftig in uns gewinnen und fassen, was hier dunkel bleibt, und, wie es uns scheint, die ganze Untersuchung oder vielmehr Erörterung in einem gewissen Dunkel hält, durch welches solche, die nicht schon mit Anderer philosophischen Untersuchungen bekannt sind, schwerlich sogleich dringen möchten.

In den folgenden Vorlesungen sucht der Vf. zu zeigen, wie Religion und Philosophie immer den Menschen, warnend und tröstend, erschienen, oft aber verschmähet wurden, wie ihnen in jeder Zeit andere Gestalten untergeschoben wurden, die man für die Helfer und Freunde hielt, wie in diesen Scheingestalten das Rechte durchleuchtete, und an diesem es zu keiner Zeit fehlte, wäre es auch unter anderen Namen aufgetreten. Mit grofsem Vergnügen haben wir diesen Gang durch die Geschichte der Religion und der Philosophie in der Gesellschaft des Vfs. gemacht, ob wir gleich hin und wieder seinem Urtheile nicht beystimmen können. Treffend ist, was von der germanischen Bildung des Mittelalters gesagt wird. „Man hing erst zwar noch an dem natürlichen Bewufstseyn, weil der Sinn der Naturmenschen es gab, und die altnordischen Lehren (oft sehr im Einklange mit jener ältesten morgenländischen) solche Spuren in ihnen zurückgelassen hatten; aber man war doch bereit, auch dieses aufzugeben, indem man in seinem ganzen Wesen durch die Kirche aufgeschreckt war, und vom menschlichen Lebensbedürfnisse abgezogen. Jene Gedanken sind hier untergegangen: dafs wir in die weltlichen Kreise geschlossen sind, und das Wichtigste uns unmittelbar in die Seele gegeben ist, und auch Gott uns so unmittelbar erscheine, aber nur so weit es uns zum rechten Leben nöthig ist. Die dargebotenen Sätze über das Geisterreich wurden hier mit bloser Verständigkeit aufgenommen: man nahm die Form, in welcher man sie empfangen hatte, vor die Seele, und arbeitete oder spielte an ihr; und die jüdische Gotteslehre, die zum Vorbilde geworden war, brachte nur in die Schulen die Darstellungen Gottes im menschlichen Bilde und Leben; das Überschwengliche verschlechterte sich. Es folgt aus diesem Allen, dafs nur (?) bey den germanisch-christlichen Menschen die Religion zu einem Ganzen überlieferter Begriffe, und zwar vom Überweltlichen, werden konnte: und so wurde ihr Einflufs auf das Leben nur zufällig, und die Rechtschaffenheit des Lebens war mehr eine Frucht des unbeachtet strebenden Keimes der wahren Religion, und wurde mit allerley anderen Namen, nicht dem der Religion benannt.“ (Dafs der Vf. hier von keiner wissenschaftlichen Scheidung der Moral und Religion spricht, versteht sich von selbst, obgleich auch diese Scheidung ihm sonst nicht gefällt.) „Nun gab es Beweise in herkömmlichen Formen, für das Göttliche, welches der Mensch nicht fafst; in ihnen wurde auch dasjenige, worauf alles menschliche Leben beruht, bewiesen, d. i. zur äufseren oder inneren Folge von anderen, gewisseren Sätzen gemacht, also zum Zufälligen oder doch zum Untergeordneten und Angehängten, und in diesem und jenem wurde immer still vorausgesetzt, was bewiesen werden sollte. .... Die sogenannten Manichäer und Mystiker, jene Erbfeinde von Gottesgelehrtheit und Kirche, wollten nur die Religion in ihren alten Platz zurückführen.“ Aber „sie trugen auch Etwas von der Schande ihrer Zeit: .. sie waren unter den Menschen ihrer Zeit gezwungen, an alten Lehren sich anzuhalten.“ Einen Mittelweg betraten Einige, die „meinten, jenes Übersinnliche, von dem sie sich nicht losmachen konnten, trete den Menschen ins innerste Gefühl ein. Im Grunde war doch, was sie, mit einem verfehlten Namen, Gefühl nannten, das natürliche Bewufstseyn: aber das eigentliche Gefühl hatte einen schädlichen Einflufs auf ihr Streben, welches, dem Gedanken gegenübergestellt, die Wahrnehmung unseres allgemeinen Zustandes bey einer Vorstellung bedeutet, also uns oft nur durch frühere Eindrücke oder durch körperliche Zustände von Bedeutung bestimmen läfst.“ (Wie heilsam würde die Erwägung des hier Gesagten auch unserem Zeitalter seyn!) — Platons „Aufregen der Menschen, nicht aus dem Bewufstseyn seiner Bestimmung, sondern aus dem Gedanken von einer Welt der Ideen, hat Unzähligen den Gesichtspunct verrückt, und über dem verschütteten natürlichen Bewufstseyn ein Bilderspiel und Träumen hervorgerufen, denen sich die Menschen am liebsten ergeben, je leerer, und daneben je schlaffer sie sind.“ Aristoteles sah diefs, und bemühte sich, „die Ansichten wieder zu verbauen, welche Plato für die Einbildungskraft eröffnet hatte.“ Sein „Geist hat unter denen, welche nicht nur Schalen besehen, unendlich Grofses gethan. Es war in diesem Manne ein feiner, freyer und stolzer Sinn; denselben erkannte er, oder nahm ihn gern an, auch in Anderen: er ist nicht von Worten, meistens deutet er das Seine nur an; aber bey fremden Arbeiten weilt er, und bezeichnet sie genau, und giebt ihnen Anwendung und Geist. Er ist dankbar

gegen Pythagoräer und Sophisten: auch gegen Plato bezeugt er Dankbarkeit und Freundschaft; und nur, weil er in dessen Herrlichkeit den Lehrer aller Zeiten ahnete, bezieht er sich auf seine Bequemungen überall mit Tadel; und wenn manche Schriften oder Stellen von ihm sind: so geschieht dieses auch bisweilen mit Bitterkeit, weil dieses die gewöhnlichen Menschen am leichtesten vom blinden Annehmen zurückscheucht, oder mit dialektischem Scheinen, weil er voraussah, dass bey ihm dieses am meisten gelten würde. Auch er aber glühet auf, wenn er des reinen, menschlichen Lebens gedenkt; und dann trifft und wirkt seine rauhere Sprache so mehr, wo die Gedanken aus der Brust des Menschen schöpfen. Denn lieher wies er uns." —

Über die Beschäftigungen der Menschen, besonders über Wissenschaft und deren Zweige, und über Kunst sagt der Vf. aus seinem Standpuncte viel Treffliches, woranf dann in der 5. Vorlesung das Christenthum als vermenschlichter Mosaismus vorgestellt wird, als eine rein menschliche Verbindung für ein Leben, im Bewusstseyn Gottes geführt, der uns das Leben gegeben, damit wir es ihm weiheten. Vorerst sollte eine Gesellschaft von Propheten gestiftet werden, wie vorher nur einzelne aufgetreten waren, zur Ausbreitung guter Gesinnung, zur Erziehung des Menschengeschlechts für die Gemeinde der Heiligen, vor deren Vollendung zu jener Gesellschaft alle Christen gehörten. Gelehrt wurde nicht, am wenigsten von dem Unbegreiflichen, sondern blofs hingestellt, was die Menschen an ihre Verpflichtung, mit Christo zu wirken, erinnern sollte, an den geschlossenen Bund, und Etwas, an dem sich das Menschliche überall entwickeln konnte, nämlich das Leben Christi, aus aller Welt und für alle Zeit dadurch hervorgehoben, dass es von allem Feindseligen, selbst von dem Tode unbezwungen blieb. „Keine Rede Christi, sogar die verdunkeltste, sagt Hr. *B. C.*, deutet auf etwas Anderes hin. Meinungen der Zeit und des damaligen Volkes konnten immer stehen bleiben, wenn sie nur nicht Sinn und Seele verdarben; aber sie mussten nur, so lange die Menschen diese Lehren, und überhaupt Lehren, behalten wollten, durch die sittliche Anmuth, Würde und Kraft der christlichen Erscheinung immer mehr verklärt werden, so, dass sie Nichts schadeten, und auf die Hauptsache vorbereiteten. Alle fielen ja nothwendig, wenn der heilige Geist zu dem Menschen kam." Über Paulus, Johannes, sogenanntes christliches Lehrgebäude und einzelne Lehren und manche Erscheinungen findet man hier von der gemeinen Vorstellungsart ziemlich abweichende Urtheile. Vielleicht hätte der Vf. Lehre und Lehren deutlicher unterscheiden sollen, um nicht Raum der Einwendung zu lassen, dass ja doch Christus selbst öfter von seiner Lehre spreche. In der letzten Vorlesung wendet der Vf. seine Ideen auf den Staat und die bürgerlichen Verhältnisse an.

Die den Vorlesungen folgenden Anmerkungen betreffen den Sprachgebrauch älterer und neuerer Zeiten, theologische und philosophische Ansichten, Bestimmungen und Erscheinungen. Überall hört man den aus eigener Einsicht redenden Denker. Das gepriesene Buch: die deutsche Theologie — erscheint, wie Hr. *B. C.* erinnert, aber Viele, die es preisen, wohl nicht sehen, bestimmt, die Dogmatik zu stürzen. Der Verfasser der S. 176 angeführten Schrift: vom Bewusstseyn — ist der nachmalige Fürst Primas *Dalberg*.

Der Beylagen sind fünf: 1) *Sokrates und Kant.* 2) *Ben. Spinoza.* 3) *Leibnitz.* 4) *Fichte's Lehren.* 5) *Schelling und die Neuplatoniker.* Sie, wie die Anmerkungen und die ganze Schrift, können allerdings, wie der Vf. hofft, „Andere aufmuntern, bey den Beschreibungen, wie bey den Urtheilen, auch der besten Geschichtschreiber der Philosophie sich nicht zu beruhigen." Von *Kants* Unternehmung wird sein aufgestelltes Lehrgebäude unterschieden. Wenn der Vf. in jener viel Menschliches überraschend schön und herrlich findet, und bey ihr so viel Verdienst um die kommende Welt: so sieht er in diesem viel Zusammengelesenes und Zusammengeschweisstes, viele Unbestimmtheit, vielen rohen Stoff, für welchen weder der Verstand sichere Handhabe, noch ein menschliches Interesse für uns spreche. Obgleich die Unterscheidung ihren Grund hat: so scheint Rec. doch Vieles, was als Lehrsatz genommen zu werden pflegt, nicht im strengsten Sinne so gemeint, Anderes etwa höchstens einseitige Fassung oder zu schneidende oder zu schwerfällige Darstellung von Etwas, das auch nach unseres Vfs. Sinne als Wahrheit gelten muss; und als System hat sich die *Kantische* Lehre in dem Geiste des Rec. immer viel zusammenhängender und folgerichtiger dargestellt, als Viele sie gefunden haben und finden. — *Spinoza's* Lehre wird aus einem nicht gewöhnlichen Gesichtspuncte angesehen, zugleich von *Descartes* und *Malebranche* gehandelt. Wenn gleich auch das, was von *Leibnitz* gesagt ist, Beachtung verdient: so geht es uns doch nahe, den Vorwurf einer unverkennbaren Eitelkeit so ohne allen Beweis ausgesprochen zu finden. Übrigens führt *Leibnitz* den Vf. auch auf *Campanella* und *Bruno*. Mit grosser Achtung redet der Vf. von *Fichte*. Dessen Wissenschaftslehre, in ihrem allgemeinen Umrisse dargestellt (Berlin, 1810), ist ihm ein Ganzes, mit solcher Kunst gebaut und mit solcher Lebendigkeit dargestellt, wie nicht leicht eines in der philosophischen alten und neuen Welt gegeben worden. „Ich bekenne, setzt er hinzu, dass, wenn ich mir solche Transcendenzen erlauben könnte, ich keine andere als diese Lehre wählen würde." Die Änderungen, die *Fichte's* Lehre erhalten hat, sind ihm, nach des Vfs. Dafürhalten, nicht von Aussen gewiesen oder aufgedrungen, am wenigsten Bequemung gewesen, sondern in seiner eigenen Entwickelung begründet, und Anregungen dazu sind aus seiner eigenen Schule, vornehmlich durch *Schelling*, gekommen. Die Schwierigkeiten einer Darstellung der *Schelling*'schen Philosophie werden angegeben, und der darauf folgende Versuch einer solchen wird wohl den Anhängern dieses Systems nicht vorzüglich gefallen. Uns scheint er indess bescheiden und beachtenswerth.

Μνιχλ.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Zerbst*, b. Kramer: *Über die Nützlichkeit des Predigtamtes, Bestimmung des Menschen und Religion der Laien.* Von *F. G. A. Lebethan.* Für gebildete Leser. 1819. 62 S. 8. (6 gr.)

Rec. wunderte sich, drey so wichtige Dinge, die der Titel angiebt, auf diesen vier Bogen abgehandelt zu sehen, und staunte, als er in der kurzen Vorerinnerung las: „ich wünsche dadurch besonders auf die Idee geführt zu haben, dass man eigentlich dreyerley unterscheiden müsse, nämlich das *Wollen*, das *höhere Sollen* und das noch *höhere Können*." Wie das noch höhere Können? Geht denn das Können über das Sollen? Oder ist es nicht hoch und gross genug, was der Mensch soll? Kann er etwa noch mehr, als er soll? So dachte Rec., und griff desto begieriger nach der Schrift selbst. Er will nun kurz darlegen, was er gefunden hat, aber im voraus bemerken, dass der Vf. von sich sagt (S. 56), sein Glaube werde ihn darum nicht leicht trügen, weil er sich auf Erfahrungen und Beobachtungen von mehr als einem halben Jahrhundert gründe. Wessen Beobachtungen nun so alt sind, dessen Stimme verdient allerdings gehört zu werden.

Gewöhnlich, so beginnt der Vf. seine Abhandlung, ist über die Frage von der Nützlichkeit des Predigtamtes nur eine dem Nachdenken, geschweige dem Zweifel, imponirende Stimme: aber was Allen oder den Mehreren unbezweifelte Wahrheit ist, ist selten über alle Zweifel erhaben (auch die Wahrheiten der Sittenlehre, der Mathematik u. s. w.? Sie sind Allen unbezweifelte Wahrheit, also sind sie selten über allen Zweifel erhaben?); ohne Nachdenken giebt es wenigstens keine Wahrheit, und Zweifel führen nicht selten zur Wahrheit." Ganz richtig. Nachdem nun der Vf. die verschiedenen Meinungen für und wider das Predigtamt (oben war ja aber gesagt worden, über die Nützlichkeit des Predigtamtes gebe es nur *eine* Stimme) durchgegangen, und unter anderen erzählt hat, er habe eine unbescholtene, aber zum Überspannten und Fanatischen (*sic!*) geneigte Frau gekannt, welche unmittelbar, da sie einen Prediger (dem es unstreitig an Lehrweisheit gefehlt hat) vom Erzengel Michael predigen gehört habe, verrückt geworden sey, und eine andere schwangere Frau habe, da sie einer Predigt über verkehrte Herzen beygewohnt, wirklich ein Kind mit verkehrtem Herzen (?) geboren: so kommt er endlich auf das Resultat, dass, wo auch solche Erfolge nicht zu besorgen wären (wofür uns Gott behüte), man bey der rohen und gemischten Menge kaum einen anderen Nutzen von unseren Predigten erwarten dürfe, als dass dadurch eine dunkele Empfindung von dem, was unregelmässigen Begierden und Leidenschaften entgegensteht, hervorgebracht und auf längere oder kürzere Zeit unterhalten werde. Und das nennt der Vf. einen kleinen Nutzen??? Himmel wie wohl stände es in der Welt, wenn Vornehme und Niedrige eine Empfindung, sey es auch eine dunkele, von dem hätten, was den Lastern Widerstand leistet! Zur eigentlichen Volksbildung, meint der Vf. weiter, gehöre weit mehr, als was selbst von den besten Predigten zu erwarten sey (*id quod conceditur*). Diese Bildung müsse mehr absichtlich unternommen werden, und ihr ein durchdachter Plan zum Grunde liegen. Sie müsse mehr classenweise angeordnet (eine Idee, die auch schon von Anderen vorgeschlagen worden ist! Aber wie nun die Ausführung?) und besonders auf verderbte Erziehung gepfropft werden. (Freylich da liegt der Schaden! In den Schulen! Nur diese erst verbessert, dann werden auch die Erwachsenen von den Predigten mehr Nutzen haben, und mehr aus ihnen, als dunkele Empfindungen, davon tragen.) Jetzt kommt der Vf. auf die daraus entstandenen Nachtheile, dass vor einiger Zeit die Prediger hätten Volkslehrer seyn wollen, und rügt da allerdings Manches mit Recht, was viele sich in dieser Hinsicht haben zu Schulden kommen lassen. Möge aber auch jetzt das Panier des Glaubens wieder aufgerichtet zu seyn scheinen, und (S. 18) von erhoffenden (?) Mitteln zur Herstellung desselben die Rede seyn, über den Charakter vermöge Niemand etwas (S. 19), und es sey vergeblich, einen Geizigen, der es nicht von gestern her ist, zu ermahnen, nicht geizig zu seyn. Man tadle den, der nach unserer Art schändlich gehandelt habe, und stelle sich vor, dass er das Vermögen gehabt habe, dass er anders hätte handeln sollen. Diess sey aber Täuschung: denn die Vernunft des Menschen könne wohl leiten, aber *nicht bestimmen.* Diess Letztere könnten nur die jedesmal vorhandenen Umstände in Verbindung mit dem, was bey jedem Menschen charakteristisch ist. Gewöhnlich habe die Sinnlichkeit schon mit dem grössten Erfolge für das ganze Leben auf uns gewirkt, ehe wir des Gebrauchs der Vernunft nur einigermassen fähig waren. Also die Umstände machen den Menschen, nichts weiter? Ob der Vf., dessen Ausspruch in der Vorerinnerung vom *höheren Können* wir nun endlich verstehen, wohl im Ernste bedacht hat, wohin ihn sein Raisonnement führen muss? Machen bloss die Umstände, Erziehung, körperliche Disposition, Clima u. s. w. den Menschen, wie er jedesmal ist, und kann seine Vernunft ihn nicht bestimmen, nun dann wozu denn da die liebe Vernunft? Wozu Gesetzgebung in allen Staaten? Wozu Lob oder Tadel? Die Worte Verdienst und Schuld, Zurechnung oder Lossprechung sind lauter leere Namen! *Die in uns liegenden Vermögen, die so innig mit unserem ganzen Wesen* verwandt sind, moralische Urtheilskraft, Gewissen, Schaam, Reue u. s. w. sind lauter unnütze Täuschungen!! *Diess alles,* ja diess alles konnte den Vf. nicht abhalten, zu behaupten (S. 24): „Jeder ist, was er seyn soll und wenigstens in dem Augenblicke seyn kann." Nun wenn das ist: so macht euch doch keine Sorge, ihr Lügner, Meineidige, Betrüger, Heuchler, Räuber und Mörder, ihr seyd ja, was ihr seyn sollt und wenigstens in dem Augenblicke seyn könnt. *Es ist* hier der Ort nicht, uns in eine Widerlegung einzulassen; wir bemerken nur, dass der Vf. sich hundertmal selbst widerspricht, zum Beweise, dass sein besseres Gefühl ihn auf das Rechte hinleitete, wenn er sich nur vorgenommen hätte, demselben zu folgen.

Was nun zuletzt über die Religion der Laien (als ob diese eine besondere Religion hätten) gesagt worden ist, kann man nach dem Obigen sich denken.

—R—

Leipzig, b. Andrä: *Charakteristik des Hundes.* Eine Sammlung vieles Interessanten, insbesondere über die Eigenschaften und den Nutzen dieses Geschöpfes, zur Unterhaltung für allerley Leser. 1819. VIII u. 152 S. 8. (12 gr.)

Der Titel würde zu dem Inhalte dieses Schriftchens besser passen, wenn er lautete: *Einige Beyträge* zur Charakteristik des Hundes, aus den Schriften von Dichtern und Prosaikern gesammelt. Man kann diese Sammlung als einen Nachtrag zu *Bingley's* Biographieen der Thiere ansehen, die Freunden dieses interessanten Geschöpfes eine angenehme Unterhaltung gewähren wird. Mehrere Beyspiele, welche die Schärfe der Sinnesorgane, vorzüglich des Geruches, das treffliche Gedächtniss, die Empfänglichkeit für Unterricht, die Treue und ausserordentliche Anhänglichkeit der Hunde beweisen, werden angeführt, und Einiges beygefügt über die Benutzung der Hunde in verschiedenen Ländern, die allegorische Bedeutung der verschiedenen Arten derselben, und ihre Einführung in die Fabel von den ältesten Zeiten her.

B...

Jena, gedruckt bey Carl Wilhelm Theodor Joch.



